

# Forgotten Books

— [www.forgottenbooks.com](http://www.forgottenbooks.com) —

Copyright © 2016 FB &c Ltd.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, distributed, or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law.





Elizabeth Foundation,



**LIBRARY**

OF THE

College of New Jersey.

UNIVERSITY LIBRARY.  
OCT 27 1896  
PRINCETON, N. J.

Digitized by Google

Al l g e m e i n e

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Al l g e m e i n e  
E n c y k l o p ä d i e

der

W i s s e n s c h a f t e n u n d K ü n s t e

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

---

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Achter Theil

mit Kupfern und Charten.

UNIVERSITY  
LIBRARY

PRINCETON, N.J.

---

H I B O — H I R U D I N E S.

Leipzig:

B. A. Brodhau s.

1851.

УТВЕРЖДАЮ  
УЧАСЬ  
УДОТВОРЯЮ

Allgemeine  
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.  
Zweite Section  
H — N.

---

Achter Theil.  
HIBO — HIRUDINES.

REVISED  
LIBRARY  
MAY 18 1864

102158



УТВЕРЖДАЮ  
УПРАВЛЕНИЕ  
Л.А.ДОТЗОВА

**Verzeichniss der Kupfertafeln, welche mit dem Achten Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyklopädie zu nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:**

<b>HINDERNISSE . . . . .</b>	<b>Kriegsbauwissenschaft.</b>
<b>HINTERGALERIE, HINTERKASTELL, HINTERLATSCH, HINTERLYCL, HINTERSPILL, HINTERSTEVEN U. S. W. . . . .</b>	<b>Nautik.</b>
<b>HIPPOPOTAMUS . . . . .</b>	<b>Naturgeschichte.</b>

**Für Sechs Quart-Platten zu rechnen.**



**HIBO**, nach engländ. Orthographie Heebo, nach einigen Ibo, Ebo, oder gar Tebo, Name einer nordöstlich von Benin im Binnenlande in der südlichen Hälfte Afrikas wohnende Völkerschaft, deren Sprache mit der in Benin gebräuchlichen verwandt ist. Von Farbe ist sie schwarzer als die Beniner, aber doch heller als die Hi'o's, von Gemüth sanft und milde, und von Statur schön und ansehnlich. Ihr Land scheint sehr bevölkert; die zur ausgezeichneten Klasse der Bricé (d. i. Edelmann oder ältester Sohn von einem, der nicht arbeitet) Gehörenden erben nach des Vaters Tode nicht nur seine sämtlichen Sklaven, sondern sind auch unumschränkte Herren seiner Weiber und Kinder<sup>\*)</sup>. (R.)

**HIBOLITE, HIBOLITH, HIBOLITHES**, deutsch Hibolith, franz. Hibolite (Palaeont.). Ein Conchyliengeschlecht, von *Denys de Montfort*<sup>1)</sup> aufgestellt für drei fossile Belemnitenarten, deren er folgenden Geschlechtscharakter gab: „Testa libera, univalvis, polythalamia, recta, lanceolato-inflata; Apertura rotunda, horizontalis; Siphon centralis; Septa conica, laevia, primum complanata, demum teretia; Sulcus longitudinalis in superficie laevi.“ Aber die Aufstellung dieses Geschlechts gründet sich hauptsächlich auf die irrige individuelle Ansicht, welche *Montfort* von der Natur der Belemniten hatte; in Wirklichkeit sind die Hibolithen kaum als Arten von andern Belemniten unterscheidbar. Das Geschlecht ist daher auch weiter nicht angenommen worden<sup>2)</sup>, und die einzige von *Montfort* benannte und schlecht abgebildete Art, *H. hastatus* von *Gast*<sup>3)</sup>, ist von *v. Schlotheim*<sup>4)</sup> mit seinem *Belemnites lanceolatus*, von *de Blainville*<sup>5)</sup> mit seinem *B. fusiformis* und *B. semihastatus* für identisch gehalten worden. (H. G. Bronn.)

Hibrida, Hybrida, f. Ibrida.

Hiccin, f. Hultschin.

**HICORY BORK**, die Rinde des nordamerikanischen Walnussbaumes, welche zum Gelbfärben benutzt wird; f. *Hicorius* und *Wallouss*. (Baarent. und Technol.) (R.)

*Hicesia* }  
*Hicesius* } , f. *Hikesia* u. *Hickesius*.

**HICKEL** (Anton u. Joseph). Der erstere ist geboren in Böhmen 1745, sein älterer Bruder Joseph aber 1734; Beide waren gute Historien- und Bildnißmaler. Besonders zeichnete sich Anton, welcher Josephs Schüler war, mehr in Bildnissen aus, deren er auch sehr viele auf seinen Reisen und besonders in Frankreich und England fertigte. Den größten Beifall erntete sein großes reiches Gemälde, eine Sitzung des engländ. Parlaments vorstellend, welches beinahe 100 Bildnisse nach der Natur gemalt enthält; jedoch war man mit der Composition dieses Gemäldes weniger zufrieden, als mit den Bildnissen. Unter seine letzten Arbeiten gehört als das vollendeteste Werk, das Bildniß von *Klopstock* (fast in ganzer Figur). (Frenzel.)

**HICKENGRUND** (der), eine Gegend in dem königl. preuß. Reg. Bez. Arnberg, im Kreise Siegen. Ihn bildet ein angenehmes Thal am Abhange des Westerwaldes mit waldigen Höhen umgeben, und er besteht aus dem einen Kirchspiele Nieder-Dresselndorf, aus 4 Dörfern mit 350 Wohnhäusern und ungefähr 1800 Seelen. Er machte ursprünglich einen Theil des Haigergaues aus, der von der Stadt Haiger im Nassau'schen seinen Namen führte, und sich vom Einflusse der Diephölze in die Dille bis an die Sieg erstreckte, und auf der andern Seite von der hinteren und großen Nister in der Gegend von Hachenburg an bis zur alten Gränze des Siegerlandes lief, und die jetzigen Kirchspiele Haiger, Dresselndorf, Burbach, Kirburg, Daden, Fischbach, Kirchen, Neunkirchen, Ebersbach und Fronhausen umschloß. Dieser Gau kommt 913 zum ersten Male in Urkunden vor, und bildete ein eignes Kuralkapitel in der trier'schen Diocese, das dem Archidiaconat in Dittkirchen untergeben war. Seine ältesten Gaugrafen sind unbekannt. Zuletzt erscheinen die Dynasten von Nolsberg im Besitze der höchsten Gerichtsbarkeit (der alten gaugräflichen Rechte) über denselben, die sie aber nicht selbst ausübten, sondern an die drei adeligen Familien von Haiger, von Selbach und von Bicken zu Lehen gegeben hatten. Im Anfange des 14ten Jahrh. aber begannen sie die-

<sup>\*)</sup> Ukert im Weim. Handb. 6te Abth. 2e Bd. S. 303. 4. vorzüglich nach *J. Adams* remarks on the country extending from Cape Palmas to the river Congo. Lond. 1823. 8.

1) *Denys de Montfort*: Conchyliologie systematique I. (1808). p. 386 — 388. *De France* im Dictionnaire des Scienc. naturel. XXI. (1821). p. 155. 3) *Sander-Rang* Manuel de l'histoire naturelle des Mollusques. (1829). p. 96. 4) *v. Schlotheim* Petrefactenkunde. (1820). p. 50. 5) *Ducrotay de Blainville*; Mémoire sur les Belemnites. (1827). p. 73. 74. *Du même* Manuel de Malacologie (1825). p. 356.



selbe nach und nach an die jüngere oder ottonische Linie des nassau'schen Hauses zu veräußern. So ging 1311 und 1323 das Gericht Haiger mit dem darunter begriffenen Hidenrunde durch Kauf an Nassau über, und ist seitdem und bis in die neuern Zeiten bei diesem Hause geblieben. Als nach dem Tode des Grafen Johann des Älteren von Nassau-Kagenellenbogen im J. 1606 dessen Söhne sich in die Verlassenschaft theilten, wurde der Hidenrund und der Grund Selbach zum beilstein'schen Landestheil geschlagen, den der Graf Georg erhielt. Dieses gab Veranlassung, ihn vom Gerichte Haiger zu trennen, und dem Amte Burbach zuzuweisen, wohin er noch gehört. Im J. 1806, wo das Fürstenthum Dranien-Nassau durch den Rheinbund aufgelöst wurde, kam er zum Herzogthum Nassau, kehrte aber 1814 zu seinem alten Herrn zurück, bis er 1816 an Preußen abgetreten wurde. — Die Bewohner dieses Grundes zeichnen sich durch Leibesgestalt, Kleidung, Aussprache und Lebensart von allen ihren Nachbarn merklich aus; was einer alten Sage, daß sie von einer fremden, aus Ungarn eingewanderten Kolonie abstammen sollen, einige Wahrscheinlichkeit gibt. Die meisten nähren sich neben einem geringen Ackerbau vom Fuhrwesen, das sie bis in die entferntesten Länder Deutschlands führt. (C. D. Vogel.)

Hickerybaum, 1) Bot., f. *Hicorius*; 2) Baarenk. u. Technol., f. Wallauss.

HICKES, HICKESIUS, 1) Georg, Dechant zu Worcester, geb. 1642 zu Newsham in Yorkshire. Auf den Hochschulen zu Oxford und Cambridge zeichnete er sich bald durch Kenntnisse und wissenschaftliche Strebungen rühmlich aus, erhielt mehrere akademische Grade, und war 7 Jahre Lectur am Lincoln-Collegium. Dann bereiste er Frankreich, hielt sich ein Jahr lang in Paris auf, und begleitete 1677 den Herzog von Lauderdale als Kapellan nach Schottland, wo er die theologische Doktorwürde annahm. Die Stelle eines Dechant von Worcester, welche er 1683 erhielt, verlor er 1690, weil er sich nicht entschließen konnte, dem Könige Wilhelm III. den Huldigungseid zu leisten, so lange der entwichene König Jakob II. noch lebte. Er begab sich zu diesem, als Abgeordneter der dissentirenden Prälaten, nach Frankreich, vertheidigte auch nach seiner Rückkehr die Ansprüche Jakobs mit heroischem Muthe, ward von den Nonjurorn zum Weihbischof von Ely ernannt, und starb zu London den 25. December 1715. Er war ein sehr fruchtbarer theologischer und politischer Schriftsteller, allein da seine meisten Schriften eine polemische Tendenz hatten, und sich auf Zeitereignisse bezogen, so können sie hier übergangen werden<sup>1)</sup>. Unvergessen sind dagegen seine gehaltvollen linguistischen Werke: *Institutiones grammaticae anglo-sax. et moesogothicae*; *acced. grammaticae island. rudimenta Runolphi Jonae, cum diction. island.* Oxon. 1689. 4.; vermehrt abgedruckt in seinem Hauptwerke: *Thesaurus grammatico-criti-*

*cus et archaeologicus linguarum veterum septentrionalium.* T. I. continentur: *Hickesii institutt. gramm. anglo-sax. et moesogothicae, item grammatica franco-theotisca.* T. II. *Grammaticae island. rudimenta per R. Jonam, cum Hickesii diss. epist. de antiquae literaturae septentrionalis utilitate; numismata anglo-saxonica et anglo-danica, breviter illustr. ab Andr. Fountaine.* T. III. *Humphredii Wanleji librorum vet. septentrionalium, qui in Angliae bibliothecis exstant, nec non multorum veterum codd. sept. alibi exstantium catalogus historico-criticus.* Oxon. 1703 — 1705. Vol. III. fol. mit Kupf.<sup>2)</sup>. Ein Auszug ist: *Guil. Wottoni linguar. vet. septentrionalium thesauri conspectus brevis.* Lond. 1708. 8.; engl. von Maur. Shelton, eben das. 1735. 8., und die *Grammatica anglo-saxonica ex Hick. thes. excerpta.* Oxon. 1721. 8. Von Pougens hat man, ebenfalls aus Hides gezogen: *Essai sur les antiquités du Nord, et les anciens langues septentrionales.* 1797., augm. Par. 1799. 8. Hides ist als der Vater des angelsächsischen Sprachstudiums, und als sorgfältiger Forscher in den alten nordischen Sprachen und Antiquitäten unsterblich. Aus seinem Nachlasse erschien: *The constitution of the catholik church, and the nature and consequences of schism.* 1716<sup>3)</sup>. (Baur.)

2) Thomas, Bruder des vorhergehenden, wurde im J. 1662 von seiner Stelle in Devonshire vertrieben, nahm 1685 Theil an der Empörung des Herzogs von Monmouth, und wurde in Folge dieser Handlung hingerichtet<sup>4)</sup>. (R.)

HICKMAN, 1) Kanton im westlichen Theil des Staats Tennessee, an beiden Seiten des Duckflusses, der westlich dem Tennessee (Ohio-Mississippi, mexikanischer Meerbusen) zufließt, und hier schiffbar wird. 1820 zählte der Kanton 6080 Einwohner, worunter 700 Sklaven. Das Land ist hügelig und ziemlich fruchtbar. Der Hauptort Vernon, an der Nordseite des Duckflusses, liegt 9 deutsche Meilen südwestlich von Nashville. (v. St. v. Nd. Am.). 2) Kanton im State Kentucky an dessen Südostende, im Süden vom State Tennessee begrenzt, und im Westen vom Mississippi-Strom bespült. Daher viel Marschboden zum Reis- und Zuderbau geeignet, auch Salzfladen. 1825 mit 1890 Einwohnern, worunter 280 Sklaven. Haupthafen Columbia, drei deutsche Meilen südlich vom Einflusse des Ohio in den Mississippi. v. St. v. Nd. Am. (C. N. Röding.)

HICKMAN (Henry), ein nonconformistischer Geistlicher aus Worcestershire gebürtig, bildete sich zu Cambridge, war dann seit 1647 zu Oxford, bekleidete am Magdalenen-College die Stelle eines Fellow, wurde aber bei der Restauration von derselben entfernt und starb

<sup>1)</sup> Man sehe von diesem wichtigen Werke die *Acta erudit. Lips. mens. Mart. 1706.* <sup>2)</sup> Britische Biogr. 1<sup>te</sup> Bd. 542. *Chausepie* l. c. *Bamberger's Anecd. von großbrit. Gelehrten.* 2<sup>ter</sup> Th. 157. *Biogr. univ. T. XX. (von Weiss).* *Gertz's bibliogr. Lex.*

<sup>3)</sup> *Crabb univers. historic. Diction. Vol. II. unt. d. B.*

<sup>1)</sup> Sie sind verzeichnet in *Chausepie's Diet. T. II.*



1692 zu Leyden. Seine Schriften sind fast alle polemisch und besonders gegen Thomas Pierce, Durell, Heylin und Scrivener gerichtet \*). Beachtungswert ist etwa noch seine *Concio de haeresium origine* in Matth. 18, 27. (Oxon. 1659. 8.), welche mit R. Croffen's und Sim. Ford's Schriften unter dem Titel *Dissert. theolog. triga* (Königsberg 1673. 8.) wieder abgedruckt wurde, und die pseudonym herausgegebene *Apologia pro ministris non conformistis in Anglia* ab Iron. Eleutherio. 1664 \*\*). (A. G. Hoffmann.)

Hickorywallouas, 1) Bot. s. Hicorius. 2) Warent. u. Technol. s. Wallouas.

HICKS, Name einer engl. Familie mit der Würde und dem Titel eines Baronets in Gloucestershire. Zu ihren Vorfahren gehört John H. von Tolworth, der unter König Heinrich VII. lebte; aber die Würde eines Baronet erhielt erst William H. im J. 1619 †). (R.)

HICKS, 1) Francis, geb. 1566 in Worcester-shire und gest. 1630, bekannt durch eine Übersetzung des Lukian, welche indeß erst sein Sohn Thomas, Kaplan zu Oxford; im J. 1634. 4. herausgegeben und mit einem Leben des Lukianos und Anmerkungen bereichert hat. Die Übersetzungen des Thukydides und Herodianos, welche Francis H. auch unternommen hatte, sind nicht gedruckt, sondern von dem jüngern Hicks, der aber bereits 1634 starb, der Oxford'schen Bibliothek geschenkt worden.

2) George, s. Hickes.

3) Thomas, s. unt. Nr. 1.

4) William, Sohn von Nicholas H., war in den Zeiten der Empörung Kapitän bei der Landmiliz, und starb 1659. Neigung zur Schwärmerei machte ihn zum Erklärer der Johanneischen Apokalypse; seine Schrift ist betitelt: *Revelation revealed* Lond. 1659. fol. (mit einem neuen Titelblatt und dem Bildniß des Verfassers 1661). Mit diesem Manne ist nicht zu verwechseln ein anderer William H., Werbeofficier unter König Karl II., welcher zuerst in England Späße zusammentrug in dem scherzhaften Buche *Oxford-Jests* ††). (R.)

HICKSFORD, Hauptort des Kantons Greeneville im State Virginien, auf der Südseite des Meherrin (Chowanfluß, Albemarle Sund, atlantisches Meer), 600 Einwohner, 12 deutsche Meilen von Richmond, Virginien's Hauptstadt. (C. N. Röding.)

HICKSITES, eine Sekte heterodoxer Quäker, welche sich im Sept. 1828 von den orthodoxen Quäkern förmlich trennten und ihren Hauptsitz zu Duane'sburgh, Kanton Schenectady im State New-York haben. (R. s. Röding's Columbus. 1829. I. S. 57).

(C. N. Röding.)

HICORIUS. Diese Pflanzengattung aus der na-

türlichen Familie der Amentaceen und der vierten Ordnung der 21sten Linné'schen Klasse hat Rafinesque (*Florula ludoviciana*. 1817. p. 109) so genannt, indem er einen nordamerikanischen Namen (Hickory) latinisirte. Erst ein Jahr später stellte Nuttall (*Gen. of North-amer. pl.* II. p. 220) dieselbe Gattung unter dem Namen *Carya* (*Κάρυα* der Wallnußbaum), welcher jetzt allgemein angenommen ist, auf. Char. Die männlichen Blüten bilden ein dachziegelförmig-schuppiges, zusammengefügtes Köpfchen: sie bestehen in einem dreitheiligen Schuppchen (dem Kelche) und vier bis sechs (selten acht) Staubfäden; die Korolle fehlt beiden Geschlechtern; die weibliche Blüte hat einen oberen, viertheiligen Kelch und eine vierlappige Narbe; die Hülle der Steinfrucht ist vierklappig, die Nuß vieredig. Die zehn bekannten Arten, welche man früher zu der in allen wesentlichen Theilen abweichenden Gattung *Juglans* rechnete, sind nordamerikanische Bäume mit unparig-gefiederten Blättern: 1) *H. olivaeformis* Rafin. l. c. *Carya olivaeformis* Nutt. (l. c. p. 221, *Juglans olivaeformis* Mx. bor. am. II. p. 191, *Mx. filis* Arbr. de l'Am. sept. I. l. 3., *J. augustifolia* Ait. Kew. 2. V. 296., *J. Pecan* Marsh. arbust. am., *J. rubra* Gärtn. de fruct. II. 51. t. 89.) mit meist vierparigen, lanzettförmigen, fast sichelförmigen, gesägten, unbehaarten Blättchen, gestielten Endblättchen, ablangen, vieredigen Früchten und glatten Nüssen. In den Ufern des Ohio, Mississippi und anderer Flüsse in Ober-Louisiana. Der Kern der Nuß (Pecan-nut, Illinois-nut) ist sehr wohlschmeckend. 2) *H. sulcata*\* (*Carya sulcata* Nutt. l. c., *Juglans sulcata* Willd. Baumz. 154. t. 7., *J. mucronata* Mx. l. c. p. 192., *J. laciniosa* Mx. filis l. c. p. 199. t. 8.) mit meist dreiparigen, ablangen, spizen, fein gesägten Blättchen, welche unten, wie der gemeinschaftliche Blattstiel fein behaart sind, mit rundlichen Früchten, deren vier Ecken scharf hervortreten und mit glatten, langspizigen Nüssen. Dieser Baum (Thick-shelled Hickory, wegen der dicken Schale der Nuß) erreicht im fetten Boden der Alleganythäler und Carolina's eine Höhe von 60 bis 80 Fuß; der Kern der Nuße (Springfield-, od. Gloucester-nut) ist wohlschmeckend. 3) *H. alba*\* (*Carya alba* Nutt. l. c., *Juglans alba* Mx. l. c. p. 193., *J. squamosa* Poir. enc. IV. 504., *Mx. f. l. c. t. 7.*, *J. compressa* Gärtn. l. c., *Mühlenb.* und *Willd.* in *Neue Schr. berl. naturf. Fr.* III. 390.) mit meist sechsparigen, ablang-lanzettförmigen, lang zugespizten, spiz gesägten, unten zottigen Blättchen, flachgedrückt-lugeligen Früchten und schmal gedrückten, schiefen Nüssen. Dieser Baum (Shag-, Shell-, od. Scaly-barked Hickory, weil sich bei alten Bäumen dieser und der vorhergehenden Art die Oberhaut der Rinde abblößt), welcher eine beträchtliche Höhe erreicht, wächst von Neu-England bis Carolina und in den Alleganygebirgen in schattigen, fruchtbaren Wäldern: er liefert ein treffliches Nußholz und eine dünnschalige Nuß mit sehr großem, schwachstem Kerne. 4) *H. tomentosa*\* (*Carya tomentosa* Nutt. l. c., *Juglans tomentosa* Mx. l. c. p. 192., *Mx. f. l. c. t. 6.*, *J. alba* L. sp. pl., *Ban-*

\*) *Watt's Biblioth. Brit.* Vol. I., 494. verzeichnet sie; einige erwähnen auch *Adelung's Fortsetzung zu Zöcher's Gelehr.* 2 Bd. 1796 ff. \*\*) *Wood Athen.* Oxon. *Watt a. a. D.* *Crabb Univ. hist. Diction.* Vol. II. unt. d. B. und *Adelung a. a. D.* †) *Crabb Univ. Histor. Diction.* Vol. II. unt. d. B. ††) *Crabb a. a. D.* *Watt's Biblioth. Brit.* Vol. I., 495. *Wood Athen.* Oxon.



genh. nordam. Holzart. 23. t. 10. f. 22., Gärtn. l. c.), mit meist vierparigen, ablang-lanzettförmigen, lang zugespitzten, etwas gesägten, unten, wie die Blattstiele, zottigen Blättchen, fadensförmigen, sehr langen, silzigen Blütenläschen, fast kugeligen, glatten Früchten und fast sechswinkligen Nüssen mit sehr harter Schale. Diese Art (Mocker-nut, White-heart, Common Hickory), welche eine bedeutende Höhe erreicht, wächst in fruchtbaren Wäldern von Neu-England bis Carolina und in den Allegany, und liefert ein sehr gesuchtes Nutz- und Brennholz und eine große Nuß (wie ein Apfel) mit einem kleinen, aber wohl-schmeckenden Kerne. 5) *H. microcarpa*\* (*Carya microcarpa* Nutt. l. c.), mit meist dreiparigen, ablang-lanzettförmigen, lang zugespitzten, gesägten, auf beiden Flächen unbehaarten, unten brüsig-punktierten Blättchen, bärtigen Achseln der Blattadern, fast kugeligen Früchten und vierwinkligen, abgestuhten Nüssen. Dieser mächtige, glattrindige Baum wächst an den Ufern des Schuylkill in Pensylvanien: seine Nüsse sind klein (wie eine Muskatnuß), aber essbar. 6) *H. amara* Rafin. (l. c., *Carya amara* Nutt. l. c. p. 222., *Juglans amara* Mx. f. l. c. p. 177. t. 4.), mit meist vierparigen, eisförmig-ablangen, lang zugespitzten, spitz gezähnten, auf beiden Flächen unbehaarten Blättchen, fast kugeligen Früchten, hervorstehenden Näthen der zerbrechlichen Schale und fast kugeligen, spizen, glatten Nüssen. Dieser hohe Baum wächst in fruchtbaren Wäldern von Neu-England bis Carolina; die Einwohner, welche ihn häufig mit der folgenden Art verwechseln, nennen ihn Bitter-nut, White-, od. Swamp-Hickory. Seine Nuß ist klein, ihr Kern sehr bitter. 7) *H. porcina*\* (*Carya porcina* Nutt., *Juglans porcina* Mx. f. l. c. p. 206. t. 9., *J. obcordata* Poir. l. c.; *Mühl-laub* ind. II. lam., und a. a. D., *J. glabra* Mühl-laub. a. a. D.), mit meist vierparigen, an der Basis ungleich abgerundeten, ablangen, lang zugespitzten, gesägten, auf beiden Flächen unbehaarten Blättchen, fast kugelig-krausförmigen Früchten und sehr harten, glatten Nüssen. Von Neu-England bis Georgien, besonders an den Rändern der großen Sümpfe (Swamps). Dieser Baum (Broom-, Swamp-Hickory, Pig-nut, Hog-nut), wird bei einem Durchmesser des Stammes von 3 bis 4 Fuß, 70 bis 80 Fuß hoch: aus dem sehr zähen Holze, welches man zu diesem Zwecke fein spaltet, werden Besen verfertigt. Die Nuß enthält einen bitteren Kern. 8) *H. aquatica*\* (*Carya aquatica* Nutt. l. c., *Juglans aquatica* Mx. f. l. c. p. 182. t. 5.), mit meist fünfparigen, schmal lanzettförmigen, lang zugespitzten, etwas gesägten, unbehaarten Blättchen, eisförmigen Früchten mit hervorstehenden Näthen und etwas flach gedrückten, dünnchaligen Nüssen. Dieser Baum (Water-Bitter-nut Hickory) wird 40 bis 50 Fuß hoch und wächst in Sümpfen, auf Weisfeldern und an Flüssen in Süd-Carolina und Georgien. Die Nuß ist rostbraun und enthält einen sehr bitteren Kern. 9) *H. myristicaeformis*\* (*Carya myristicaef.* Nutt. l. c., *Juglans* Mx. f. l. c. p. 211. t. 10.), mit meist dreiparigen, ei-lanzettförmigen, lang zugespitzten, gesägten, unbe-

haarten Blättern, ovalen, runzeligen, scharf anzufühlenden Früchten und elliptischen, spizen, gefurcht-linierten, sehr harten Nüssen. Dieser Baum (Nutmeg Hickory), welchen der jüngere Michaux als in Süd-Carolina einheimisch beschrieb, ist seitdem nicht wieder beobachtet. Seine Nüsse sind braun mit weißen Linien. 10) *H. integrifolia* Rafin. (l. c., *Carya integrifolia* Spr. Syst. III. 849.), mit meist fünfparigen, lanzettförmigen, lang zugespitzten, glattrandigen Blättern, silzigen Zweigen und Blattstielen, sechs bis acht Staubfäden in jeder männlichen Blume und viereckiger Frucht. Dieser Baum (Bitter-Pecan-nut Hickory), welcher in Louisiana einheimisch ist und eine beträchtliche Höhe erreicht, liefert ein weißes, schweres, dichtes Nutzholz, welches besonders von Stellmachern und Tischlern verarbeitet wird. (Sprengel.)

Hicorywallnuss, 1) Bot. s. den vorh. Artikel Hicorius. 2) Baarenk. und Technol. s. Wallnuss.

Hidago, s. Hide.

Hidagu, s. Hidveg.

HIDALGO (Reichgeborner; von Higo: Sohn, Abkömmling, und Algo: Reichthum, Gut, Vermögen), Bezeichnung eines Mitgliedes der letzten Klasse des niederen Adels in Spanien; wahrscheinlich entstanden aus der Nothwendigkeit den gekauften oder geschenkten Adel von dem Geburtsadel in jenen Zeiten zu unterscheiden, wo mit dem Adelthume jeder Vorzug an Stand, Rang, Vermögen und Gesittung verbunden war. (Vergl. d. Art. Titulado, Escudero). Gegenwärtig scheidet sich die Klasse der Hidalgos in Hidalgos de naturaliza, d. h. in solche, deren Vorfahren den Adelsstand erlangt und ihnen dessen Vorrechte erblich hinterlassen haben, und in Hidalgos de privilegio, d. h. in solche, von denen der Adel entweder aus Gnaden gewonnen oder auch erkaufte ist. Hinsichts der Vorrechte stehen beide Abtheilungen sich und überhaupt den andern niederen Adelsklassen (Cavalleros: Ritter, Escuderos: Knappen) gleich; doch sind dieser Rechte nur wenige, und Spaniens niederer Adel gilt — wenn nicht Reichthum ihn stützt — wenig mehr als der Bürgerstand. Hinsichts der Achtung im Volke haben die Hidalgos de naturaliza einen großen Vorrang; denn die Hidalgos de privilegio werden vom Adel als Eindringlinge, vom Bürger als Sonderlinge betrachtet. Endlich ist das Wort Hidalgo mit dem Vorsage: Senhor ein Titel für die königl. und fürstl. Edelknaben. In Portugal gilt daselbe, nur wird Hidalgo dort in Fidalgo verwandelt. (Benicken.)

Hidalgo (Geogr.), s. Tenerifa.

HIDALGO (Don Jos. Garzia), ein sehr guter spanischer Maler, geb. gegen 1650 und Zeitgenosse des Salvator Rosa, Pietro de Cortona und Carlo Maratti, studirte unter Giacyntho Brandi zu Rom. Später lebte er zu Madrid, wo er besonders in dem Kloster St. Felipe el Real 24 Gemälde von sehr schöner Composition vollendete. Er gehörte zu denjenigen, die den verstorbenen Kunstgeschmack in Spanien verbesserten und hat besonders die ältern Kunstwerke zur



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Hiddefeld, Hiddefeldt (Ambr.), s. Hiedtfeldt.

HIDDEKEL, besser CHIDDEKEL,  $\chi\pi\pi\kappa$ , ist der Name, mit welchem die Hebräer den Tigris belegen (1 Mos. 2, 14. Daniel 2, 4.). Josephus I, 2. führt die syrische und chaldäische Benennung  $\Delta\gamma\lambda\acute{\alpha}\iota\theta$  an und erklärt sie durch τὸ μετὰ στενότητος ὄψιν, d. i. mit Schnelligkeit durch enge Ufer strömend; Plinius VI, 31. berichtet: er entspringe in der Landschaft Grosarmenien, in einer Ebene aus einer sichtbaren Quelle, der Ort heiße Elegosine; des Flusses Name sey Diglito, wo er langsamer fließe; von da an aber, wo er sich rascher bewege, fange man an, ihn Tigris zu nennen; so werde von den Medern ein Pfeil genannt. Er falle dann in den See Arthusa, ströme durch denselben und verstahe da, wo ihm der Taurus entgegen trete, in eine Höhle, fließe unterwärts fort und komme an einem Orte Soroanda wieder hervor. Er durchschneide dann wieder einen See Thospites, verberge sich abermals in unterirdische Gänge und trete nach 25,000 Schritt bei Nymphäum wieder ans Licht. — Dieser Nachricht zu Folge, fließt er Anfangs auf den Berg-ebenen nicht sonderlich rasch und nimmt erst dann, wenn er aus den Seen und Schluchten heraus tritt, einen schnelleren Lauf an. R. Salomo Tarchi ed. Scherzer p. 42 leitet das Wort von  $\pi$  und  $\chi\pi$  her und gibt zur Erklärung  $\pi\chi\pi\pi$   $\pi\pi\pi$ . Noch jetzt wird er von den Anwohnern Degila oder Digile genannt. Kinnair memoir of Persia. p. 9. Vergl. d. Art. Tigris. (Kanngiesser.)

HIDDENHAUSEN, Kirchdorf im preuß. Reg. Bez. Minden, landr. Kreise Bände, 7 Stunden von Minden entfernt. Nach der Zählung von 1821 sind in der Pfarre 1986 Menschen. Nahe dabei liegt der Rittersitz Bustedt. (Rauschenbusch.)

HIDDENSEE, früherhin auch Hythim, Habbescha, Hythins-D, Hyddens-D, Hudentje, Hithinsoe, Hiddensebe, eine Insel an der Nordwestküste Rügens unter  $30^{\circ} 58'$  östl. L.,  $54^{\circ} 30'$  nördl. Br. Die Seefahrer nennen sie gewöhnlich Dornbusch, weil vormalß auf der nördlichen Spitze des Landes ein hoher, weit in der See sichtbarer Dornbusch stand, und diese Gegend auf den Seekarten so benannt ist. Im J. 1296<sup>1)</sup> ward vom rügensch. Fürsten Bislaß III. hier ein Abtkloster gestiftet, welches späterhin bedeutende Güter und Einkünfte hatte, selbst ansehnliche Renten aus dem Salzwerke zu Lüneburg<sup>2)</sup>. Der pommerische Herzog Barnim IX. hob auch dieses Kloster 1534 auf. Bis etwa zum J. 1632 war die Insel fürstl. Kammergut, dann ward sie verpfändet, und endlich an einen Privatmann veräußert; seit welcher Zeit sie als Allodialbesitzung in mehrere Hände gekommen ist, und nun dem

Herrn von Bagewitz zu Kalow gehört. Bernstein wird an den Ufern der Insel nicht ganz unbedeutend gefunden, ja, vor vielen Jahren ward hier, wie man sagt, mit ziemlichem Erfolge nach Bernstein gegraben. Vor dem J. 1772 benutzte man einen hier gefundenen feinen Thon zur Verfertigung von Fayance, welche vielen Absatz, selbst in Rußland, fand.

Das süde Länneken (das süße Ländchen), wie die genügsamen Einwohner dieses ihr Eiland nennen, ist im Ganzen kahl, baumlos, unfruchtbar und sandig. Der südliche, der bei weitem größte Theil ist ganz flach und niedrig und erhebt sich sehr wenig über die Meeresfläche. Der nördliche Theil dagegen erhebt sich beträchtlich und hat gegen Norden ziemlich hohe und schroffe Ufer. Hier allein gibt es um die Drißchaften: den Hof und das Dorf Kloster und das Einliegerdorf Grieben, gutes Getreideland. Außer einer kleinen Fichtenanlage ist jetzt auf Hiddensee gar keine Holzung, welche in ältern Zeiten ziemlich bedeutend gewesen seyn muß, wie ältere Urkunden beweisen. So unfruchtbar die Insel auch im Ganzen ist, so armselig auch die meisten Wohnungen aussehn, da sie zum Theil von Torf aufgeführt und nur mit Seegrass bedeckt sind, so gibt es hier doch nicht bloß zufriedene, sondern auch viele wohlhabende Leute; denn die meisten Einwohner sind thätige Fischer, und viele erwerben sich als Seefahrer einiges Vermögen, welches ihnen bei ihrer Mäßigkeit ein sorgenfreies Alter sichert<sup>3)</sup>. Bei Hiddensee liegen zwei kleine Werder — die Fährinsel, von zwei Fährleuten und einem Steuermann bewohnt, und Neubuffin oder der kleine Bessin, welches unbewohnt ist.

Von S. nach N. dehnt sich Hiddensee in einer Länge (nach Grümble) von ungefähr  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Meilen aus. Die Breite ist verschieden, die größte beträgt fast  $\frac{1}{2}$  Meile, die geringste kaum 300 Schritt. Von Arkrea aus betrachtet, erscheint die Insel als ein ungeheurer, auf dem Meere schwimmender Wallfisch. Nach Gadebusch<sup>4)</sup> beträgt der Flächeninhalt  $\frac{1}{8}$  oder  $\frac{1}{7}$  einer □M. Die Einwohnerzahl betrug<sup>5)</sup> im J. 1767: 883 Seelen, im J. 1779: 484, davon 259 männliche und 225 weibliche, im J. 1780: 518, davon 270 männliche und 248 weibliche, im J. 1783<sup>6)</sup>: 502, davon 236 freie Einwohner und 261 leibeigene Untertanen, und 261 männliche und 241 weibliche.

In demselben Jahre waren 11 männliche und 4 weibliche Kinder geboren, worunter, wie hier gewöhnlich, gar kein uneheliches, und gestorben 9 männl. und 1 weibl., davon 6 männl. und 1 weibl. unter 1 Jahr, 1 männl. zwischen 20 und 25 Jahren und 2 männl. zwischen 70 und 80 Jahren. Böllner gibt vom J. 1796

1) J. J. Grümble in seinen neuen Darstellungen von der Insel Rügen (in denen die bis jetzt vollständigsten Nachrichten von Hiddensee stehen) Th. II. S. 22 ist schon in d. allg. Lit. Zeit. (Nov. 1820. Nr. 279.) berichtigt. Auch hat A. G. Schwartz in der Geographie des Norddeutschen d. Jahrzahl 1296. 2) J. J. Steinbrück's Geschichte der Klöster in Pommern. S. 90.

3) Böllners Reise nach Rügen, S. 322 u. f. w. — Der Reisegesellschaft durch Rügen von S. — r. Berlin bei Enslin 1823. II. S. 59 u. f. w. 4) L. G. Gadebusch pommerische Sammlungen. Greifswald I. Bd. 1783, II. Bd. 1786. 4. 1r. Bd. S. 334. 5) Nach Dähner's Landeskunden. Bd. V. S. 418. 6) Nach Gadebusch's schwedisch-pommerischer Statist. Th. II. Beil. I. F.



500 und etliche Einwohner an, und Gräbte vom J. 1808 829, vom J. 1817 aber nur 654 Einw. und 1829 sogar nur 650. Dtschaften gibt es sechs — der Hof Kloster, das Kirchdorf Kloster, die Meierei und das Fischerdorf Grieben, die Fischerdorfer Nauendorf, Plagshagen und Witt.

(C. D. Gustav v. d. Lancken.)

Hiddensehe, s. Hiddensee.

Hiddernettel, s. *Urtica urens*.

HIDDESEN, eine Bauerschaft im Amte Detmold des Fürstenthums Lippe-Detmold mit 60 Häusern, Steingutfabrik und Ziegelhütte \*).

(R.)

HIDDINGEN, ein seit wenig Jahren durch seine Stahlquelle bekannt gewordenes Dorf von 50 Feuerstellen und 357 Einw. im Fürstenthum Verden, in der Mitte der Orte Balsrode, Rotenburg, Verden, Soltau, Schesfel, Ottersberg und Bisselhövede in einer ziemlich fruchtbaren und angenehmen Gegend. Die Quelle wurde ganz zufällig entdeckt; als nämlich der Lohgärber Röhrmann im J. 1789 einen Brunnen graben ließ, kamen die Arbeiter zunächst auf eine mineralische Ader, in welcher sich eine mit Hammerschlag zu vergleichende Masse, aber keine Feuchtigkeit befand; etwa einen Fuß tiefer drang Wasser aus kleinen Quellen hervor, welches Leder und weiße Leinwand schwarz färbte. Ein mit Sicht und Magenkrämpfen beschwerter Einwohner Bisselhövedes entschloß sich 1819 dieses Wasser als Bad zu gebrauchen, einige Jahre später geschah dieses vom Besitzer selbst und beide wurden gesund. Bei einer Prüfung zeigte sich, daß das Wasser das Pyrmonter an Eisenhaltigkeit um das Doppelte übertraf. Nach Vogel aus München ist das Wasser farblos und wirft beim Schütteln viele Perlen, hat einen eigenthümlichen bituminösen Geruch, welcher nicht vom Schwefelwasserstoff herzurühren scheint; der Geschmack ist widrig und zusammen ziehend; die Lakmustinktur wird von dem Wasser geröthet, die Galläpfel ertheilen diesem eine weinrothe Farbe, welche an der Luft schwarz wird. Das blausaure Eisenkalk bringt einen blauen Niederschlag hervor. Von salpetersaurem Silber und von klessaurem Ammonium wird das Wasser stark getrübt, aber keinesweges von salzsaurem Baryte; beim Kochen verliert es seinen unangenehmen Geruch, es wird sehr trübe und setzt ein ockergelbes Pulver ab, das mit etwas Wasser vermischt reich an kohlen-saurem Eisen ist; außerdem enthält es salzsaure Magnesia, aber kein schwefelsaures Salz. 1820 fand man etwa 80 Fuß vom ersten Brunnen in der Tiefe von 10 Fuß eine essigsaure Quelle von noch stärkerem und eisenhaltigerem Wasser. Mit Sicht, hartnäckigem Rheumatismus und Engbrüstigkeit, starkem Kopfschmerz und Magenkrampf oder Schwäche der Verdauungswerkzeuge behaftete gebrauchten das Bad mit sichtbarem Nutzen. Jetzt ließ Röhrmann die Hauptquelle auffuchen, und einen dritten Brunnen anlegen, welcher mit den andern in Verbindung gesetzt wurde. Die Zahl der Badegäste von 1820—22 betrug 153. Man hat das Wasser auch

zu trinken angefangen. Spaziergänge, ein Conversationshaus, Tanzsaal, bequeme Zimmer zum logiren u. s. w. sind angelegt; die Badezimmer und Bannen, auch eine Douche sind gut eingerichtet. Seit 1822 ist auch ein Schlammbad daselbst \*).

(Rotermund.)

Hiddo, s. Iddo.

HIDE, HYDE (lat. Hida, Hyda), bezeichnete im alten England so viel Ackerland, als sich in einem Jahre mit Einem Pfluge bestellen läßt. Im Allgemeinen nimmt man daher an, daß 100 engl. Acker darunter zu verstehen sind; andre bestimmen 120. Die Abgabe, welche man für ein solches Quantum Ackerland dem Könige zu entrichten hatte, hieß hidage oder hydage (lat. hidagium). Diese Eintheilung des Landes und die darnach bestimmten Abgaben werden schon ziemlich früh auch in Gesetzen erwähnt. \*).

(R.)

Hidekel, s. Hiddekel.

Hider-Aly, s. Hyder Ali.

HIDEUX, 1) Etienne, Stephan, gelehrter Benedictiner von St. Maur, geb. 1670 und gest. am 22. Februar 1743, war schon bei Simon Bonnet's Leben dessen Gehilfe bei der Sammlung *Biblia maxima Patrum*, und setzte dieselbe nach Bonnet's Tode 1705 in Verbindung mit Johann Peter du Bos fort. M. s. Lassin's Gelehrten-gesch. der Congregation von St. Maur. Bd. 2. S. 358 u. s. w. und vergl. den Art. Bonnet (Simon) und du Bos (Johann Peter).

(Mohnike.)

2) Louis, Dr. und Prof. der Theologie an der Sorbonne zu Paris, bekannt und verdient durch seine kräftige Opposition gegen die *Constitutio Unigenitus*, starb im Mai 1720. Seine Schriften beziehen sich auf seine Abwehr jener berüchtigten *Constitutio* \*).

(R.)

HIDJELLE, ein im bengalischen Distrikt Hoogly gelegene aber zu Drissa gehörige Stadt des brittischen Ostindien, auf der Westseite der Mündung des Flusses Hoogly mit 7 Salzraffinerien, in denen aus Meerwasser viel Salz gewonnen wird \*).

(R.)

HIDIMBA, HIDIMBAS, ist Name eines in dem großen indischen Gedicht Mahabharata erwähnten Riesen oder Rakshas, welcher von Bhimas, einem Sohne Pandu's erlegt wird. Der Riese wollte sich die schlafenden Pandawa's sammt ihrer Mutter wohl schmecken lassen und schickte seine Schwester \*) Hidimba hin, sie zu tödten. Doch diese wurde von Liebe zum Bhimas ergriffen, welcher seine Brüder und Mutter bewachte,

\*) Spangenberg's neues vaterländisches Archiv für das Königreich Hannover. Jahrg. 1822. S. 343. I. Bd. u. S. 338. II. Bd.

1) Rees Cycl. Vol. XVIII. unt. d. B. Hidage und Hide.

2) Adelung's Forts. von Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1997.

3) Weim. Handb. 4te Abth. 3r Bd. S. 183.

\*) Bei Wilson (Diction. Sanskr. and Engl. p. 1052) ist Hidimba eine Tochter des Riesen; der von Franz Bopp herausgeg. Originaltext (Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel p. 27 ff.) hat aber Schwester (bhagin). Es ist daher ein kleines Versehen, wenn Bopp im Glossar. Sanscrit. p. 201 die Hidimba als uxor des Riesen bezeichnet.



und erbietet sich, nachdem er mit ihr zu fliehen sich geweigert hat, die ganze Familie zu retten, was der kampflustige Bhimas aber ablehnt. Der Riese wird trotz heftiger Gegenwehr überwältigt, wovon Bhimas den ehrenden Beinamen Hidimbadschit (Hidimba's Sieger) erhielt; die Schwester aber blieb bei den Pandawas\*\*).  
(A. G. Hoffmann.)

HIDIUS (Gregor), ein ungarischer Jesuit gest. 1704 zu Tyrnau, bekannt durch eine kleine Schrift de celebrioribus Pannonias urbibus. (Tyrnau 1701) †).  
(K.)

HIDROA [hidrota (nicht hidroata), τα ιδρωα, ιδρωα, Sudamina, Sudationes, Desudationes, Suffersurae, Sudorum papulae, Maculae sudoris. Papulae sudoris, Papulae rubrae, Pap. mordicantes, Pap. sudorales, Pap. sudurosae, Schweißblasen, Schweißbläschen, Schweißblättern, Schweißflecke, Sitzblättern, Sitzpoden, Sitzblasen, Grübelsucht, Asef oder Alhasaf der Araber, Zweetpuistjes oder Peukels der Belgier, Heddelegne der Dänen; schwed. Rottblomor, Spjottig; engl. Prickly heat, Summer rash; franz. Echauboulores; ital. Sudamini, Danajo, Pruzze; sicilian. Bruxoli oder Brusoli; neapolit. Migliarino; span. Chapas; lusit. Fogagem] — ein fiebertoser Hautausschlag, welcher Bläschen von der Größe eines Hirsenkorns (oder auch größere) bildet, die truppweise zusammen stehen, jedoch nicht leicht zusammen hängen, entweder kugelig, perlformig durchsichtig und ohne alle Röthe (weiße Schweißbläschen, H. alba nach Daniel) oder mehr kegelförmig, an der Spitze mit einer etwas trüben, gelblichen Flüssigkeit gefüllt und mit einer leichten Entzündung umgeben sind. Sie entstehen an verschiedenen Theilen, schnell, mit mehr oder weniger Jucken, sind sehr flüchtig und fallen in kurzer Zeit in kleinen Schuppen oder Kleie ab. Es hat diese Krankheit, unter welcher Einige auch Blätterchen oder etwas erhabene Flecken von dem eben beschriebenen Charakter verstehen, große Ähnlichkeit mit dem Frieselausschlage, namentlich mit dem chronischen, womit man (z. B. Fantoni, Burserius, Forestus, Welsch u. A.) die Schweißblättern selbst verwechselt hat. — Eben so unrecht hat man die Nachtblätter (Epinocytis) als eine besondere Art der Hidroa abgehandelt (vergl. J. P. Frank epitome de curandis hominum morbis. Lib. IV. p. 157), obgleich beide in mehrfacher Beziehung von einander abweichen.

Unter Schweißbläschen im engeren Sinne (Hidroa sudam.) begreift man eine dem Sommer und den heißen Klimaten eigene Hautkrankheit, welche besonders bei feuchter Wärme entsteht und hauptsächlich des Klima's noch nicht gewohnte, junge, hitzige oder eine

zarte Haut habende Subjecte befällt. Sie kommt besonders auf den Händen, in dem Gesichte, an dem Halse, der Brust und den Schenkeln zum Vorschein; die Bläschen brechen sehr schnell und unter heftigem, gegen Abend in der Regel zunehmendem Jucken aus, werden durch den Genuß von kaltem Wasser, namentlich aber durch Körperbewegung vermehrt, und verschwinden, gewöhnlich ohne alle üble Zufälle, bei geringerer äußerer Wärme eben so schnell, als sie kamen. Bei heißer feuchter Luft kehren sie, oft Jahre hindurch, wieder und fallen meist in fleienförmigen Schuppen ab. — Die von Daniel (Pathol. 2r Bd. S. 276) aufgeführten Schweißflecke (Sudamina nach Sennert, Alhasaf nach Avicenna) und Schmalz's (Versuch einer medic. Chirurg. Diagnostik in Tabellen, Dresden 1816. S. 229 aa. 1981) „Hydroa aestivum (Sitzpoden)“ gehören hierher.

Einen diesem Ausschlage völlig ähnlichen sehen wir nicht selten in hitzigen und Wechselfiebern an den Lippen, der Brust u. s. w. entstehen, wo dann meist die Bläschen plagen, Borsten bilden und abfallen (Hidroa febril.) und entweder entscheidend sind oder als Begleiter der schon bestehenden Krankheit auftreten. Eben so bemerkt man sie nach allerhand Nerveneinflüssen, nach Schrecken, in der Hysterie und Hypochondrie (Hidroa nervos.) oder auch bei rheumatischen Leiden.

Die Schweißbläschen sind in der Regel ein sehr unbedeutendes Uebel und nur selten hat man nach schneller Unterdrückung derselben Fieber, Durchfälle und andre Zufälle entstehen sehen; bei den symptomatischen richtet sich die Vorhersage nach der Krankheit, zu welcher sie hinzu kamen. Die Behandlung bei der idiopathischen Hidroa beschränkt sich auf Weidung der sie hervorrufenden Schädlichkeiten, wie der Hitze, der Körperbewegungen u. s. w., besonders aber derjenigen Einflüsse, welche sie unterdrücken, als plötzlicher Erkältung, kalter Bäder u. s. w. Die Kur der symptomatischen Schweißblättern richtet sich nach der primären Krankheit; bei kritisch erscheinenden ist Alles abzuhalten, was sie zurücktreiben könnte. Merklicher Störung der Hautthätigkeit und den Folgen des etwaigen Zurücktretens begegnet man nach den bekannten therapeutischen Grundsätzen durch warme Bäder, diaphoretische und antiphlogistische Arzneien u. s. w.  
(Wiegand.)

HIDRIODSÄURE, falsche Schreibung einiger Naturforscher für Hydriodsäure oder Hydriodinsäure; über das damit bezeichnete s. Jod und Jodsäure Verbindungen.  
(R.)

Hydrocritica, s. Hidroa.

HIDROGRAPHIE, falsche Schreibung einiger Naturforscher für Hydrographie, s. d. Art.  
(R.)

HIDRONOSOS, HIDROPYRETOS, Schweißfieber von ιδρωσ, Schweiß und νόσος, Krankheit, πυρετός, Fieber. Schon die ältesten Ärzte bemerkten besonders unter denjenigen Krankheiten, welche in der zweiten Hälfte des Sommers und als Folge miasmatischer Ausflüsse des Bodens entstanden (Hippocrat. Epid. Lib. V.), große Neigung zu Schweißen, welche man

\*\* Die herrliche Schilderung des Kampfes hat Bopp a. a. D. nebst Übers. und Anmerk. herausgegeben.

†) Adelnung Forts. von Scher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1997. nach Horanyi mem. Hungar.



weder für kritisch, noch durch die fehlerhafte Behandlung der Kranken künstlich hervorgebracht, sondern für ursprüngliche Krankheitserscheinung, für essentiell, halten mußte, und nannten solche Fieber *elodes*, welche einzelne Commentatoren, wie *Balesius*, wohl unrichtig mit *febres humidas* übersetzten, sondern die gewiß richtiger für Sumpffieber anzusehen sind, wie sich solche auch bei *Vorti* finden.

Zuweilen erschienen solche Schweißfieber aber auch als eigentliche Epidemie, in welcher sie, doch meist in sumpfigen feuchten Gegenden, während gleichzeitig intermittirende Fieber häufiger als gewöhnlich waren, einzelne Orte heimsuchten oder über größere Landstriche hin sich verbreiteten. Die älteste, in der Geschichte ausgezeichnete Epidemie dieser Art verbreitete sich nach einem sehr regnigen Sommer im J. 1485 von der westlichen Küste aus über England, das nach äußerst grausam geführten Bürgerkriegen in seinem Kulturzustande sehr zurück gekommen war. Man behauptet, um den 21. September d. J., habe es zu *Milford* die ersten solcher Kranken gegeben, bald brach aber auch das Übel zu *London*, *Besford* und *Cambridge* mit derselben Heftigkeit aus, und richtete noch größere Verheerungen an, als das Schwert des Kriegers. Gerade die Kräftigsten und Blühendsten wurden plötzlich von dem Gefühle der höchsten Schwäche befallen, sie glaubten einen kalten Wind, der durch ihre Glieder streiche, zu empfinden; unter anhaltendem Gähnen und Strecken brach ein außerordentlich starker Schweiß aus, der zuweilen einen sehr widerlichen Geruch hatte, und schon nach 3 Stunden konnte der Tod erfolgen; wurde ein solcher Schweiß aber 24 Stunden lang ausgehalten, so hielt man solche Kranke für gerettet. Gefährlich und todbringend war es, wenn der Kranke auch nur eine Hand oder einen Fuß aus der Bettdecke hervor reichte, schon jede Bewegung brachte den Kranken außer Athem; eben so wenig durfte der Schweiß auch künstlich hervor getrieben werden, sondern die Erkrankten mußten sich leidend dem Schwitzen hingeben, und in den ersten 6 — 8 Stunden Nichts essen, auch wenig trinken, auch verhinderte man sie in den ersten 24 Stunden aufs Sorgfältigste am Einschlafen, erst nachdem sie ihre Wäsche und das Bett gewechselt hatten, wurde ihnen etwas stärkende Nahrung gestattet; bei aller Sorgfalt starben aber von den zuerst Befallenen bei Weitem die Meisten, ja *Willis* behauptet, es habe kaum der Hundertste von ihnen die Krankheit überstanden, erst von den später Erkrankten genasen immer Mehrere. Eben so plötzlich, als die Krankheit entstanden war, hörte sie nach einem Monate auch wieder auf und noch im Oktober konnte die Krönung Königs *Heinrich VII.* und die Eröffnung des Parlaments Statt finden. Mit demselben kurzen und schnell tödtenden Verlaufe, wenn auch nicht in gleicher Verbreitung kehrte die Krankheit in England während der Sommermonate 1507 wieder. Im J. 1518 oder wie *Gruner* nach der Computation des Kalenders will, im Sommer 1517 bemerkte man die Krankheit zum ersten Mal auch in *Brabant*, zu *Amsterdam* und *Antwerpen*, vielleicht auch in der *Piccardie*.

Nach mehreren Jahren der anomalen Bitterung und des Mißwachses brach das Übel im J. 1528 in England und auf *Sardinien* wieder aus, jetzt verbreitete es sich auch über *Holland*, die *Hansestädte*, *Scandinavien* und eben so über *Oberdeutschland* und *Österreich*, wie man nach der größeren Zahl der darüber erschienenen ärztlichen Berichte schließen möchte, besonders längs des Rheins im *Breisgau* und am *Bodensee*, überhaupt wurde jetzt viel darüber geschrieben, und man erfährt wunderbare Fieberumstände. Zu *Amsterdam* brach die Krankheit nach einem regnigen Sommer, am 27. September (1529) Nachmittags bei einem Nebel plötzlich aus, und verschwand am fünften Tage eben so plötzlich wieder, nachdem sie an diesen Tagen täglich mehr als 100 meist der blühendsten und in dem besten Lebensalter stehenden Individuen befallen hatte. Es dauerte ihre Zeit in derselben Stadt überhaupt selten länger, als 14 Tage, und was eben so wunderbar ist, die Krankheit war an dem einen Orte sehr verheerend, und an dem andern sehr leichter Art, was man nicht immer bloß aus der Behandlung der Ärzte herleiten konnte. Zu *Friedberg* und an andern Orten war der Verlauf so rasch, daß Einzelne während eines deshalb veranstalteten Umgangs unter Gähnen und Niesen todt niederstürzten; in einer thüringischen Chronik heißt es: es starben viel tausend Leut plötzlich dahin, es war ein so geschwindes Gift, daß wenn Jemand nur davon reden hörte, und sich entsetzte, so starb er gleich hin; nach *Schwelin* kleiner Chronik S. 142 „regirte eine Seuche, daran die Leut meistens theils vom Schlaf innerhalb 24 Stunden gestorben, wenn man aber durch fleißige Worte mit Rütteln, hin und wieder legen, oder wie man gekonnt, den Schlaf gewehrt, sind durch dieß Mittel viel beim Leben erhalten worden.“ Im J. 1551; erschien das Übel wieder in England und es starben besonders Viele aus den höhern Ständen, die vor den Übrigen von demselben befallen wurden. In *Shropshire* sah man die Krankheit auf einen sinkenden Nebel folgen, wobin sich dieser Nebel durch die Winde getrieben zog, da brach auch die Krankheit aus; auch dieß Mal starben die Befallenen oft schon in der dritten Stunde und nach der Versicherung von *John Kaye*, der die Krankheit beschrieb, starben nur in seinem Bereiche während 7 Monaten 1000 Menschen an derselben.

Wird nun behauptet, daß von dieser Zeit an diese Krankheit wieder verschwunden sei; so möchte dieß nur in so fern wahr seyn, als später keine so weit verbreiteten Epidemien unter demselben Namen ausgezeichnet sind; bestimmt man jedoch den Charakter der Krankheit dahin, daß dieselbe in äußerst profusen Schweiß besteht, an welchen die Befallenen ohne weitere Zufälle in wenigen Stunden starben und die Leichen in die schnellste Zersetzung gerathen, daß immer die blühendsten Individuen, zuweilen das weibliche Geschlecht vor dem männlichen befallen werden, und eine solche Epidemie weist nach einem Monate oder in noch kürzerer Zeit eben so rasch als sie herein gebrochen war, wieder verschwindet: so fehlt es bis auf die neueste Zeit auch außer England nicht an



einzelnen solchen Epidemien, die auch nicht immer auf einzelne Orte sich beschränkt zeigten. Nur wurde bei den späteren Epidemien immer die weitere Beobachtung gemacht, daß bei denen, welche bis zu dem dritten Tag der Krankheit lebten, unter Verschlimmerung der Zufälle und unter Bangigkeit ein Frieseleranthem sich zeigte, von dem man zwar nicht sagen kann, daß es die Krankheit kritisch entscheide, das aber doch da niemals fehlt, wenn die Kranken die Krankheit glücklich bestehen, und mit dessen schnellem Verschwinden die Zufälle schnell sich verschlimmern. Dabei ist es fast überflüssig zu bemerken, daß so viele Epidemien von Frieselfiebern, bei welchen der Friesel mit Scharlach oder mit schlimmen gastrischen Zufällen complicirt war, oder bei Wöchnerinnen vorkam, nicht hieher gehören, wie ja überhaupt der Friesel gleich den Petechien vielen andern Krankheiten sich beigefellen, und häufig auch, besonders bei Frauen, eine ganz eigenthümliche, für sich bestehende chronische Krankheit bilden kann.

Als eine solche Suetta miliaris kam während des vorigen Jahrhunderts und wie man nach den Registern des alten medicinischen Collegium zu Amiens vermuthen kann, noch früher die Krankheit vor, auf der nordwestlichen, England gegen über liegenden Küste Frankreichs, in der Piccardie besonders in dem Canton, den man ehemals le Vireaux nannte. Im J. 1718 beobachtete und beschrieb die Krankheit Bellot, später Boyer und über eine der neuesten Epidemien in den Departements Oise und Seine und Oise im J. 1821 berichteten Rayer und François und Bally. Außer der Piccardie kam eine ziemlich ähnliche Krankheit von Pujole beschrieben, auch in Languedoc oder vielmehr in den Departements Aude und Pyrén. orient. 1782 vor, ähnliche Epidemien gab es auch in der Lombardei und in Piemont, aber auch in Teutschland fehlt es im 19ten Jahrhundert nicht an einzelnen Epidemien dieser Art; die Frieselepidemie, welche Kreyzig<sup>1)</sup> zu Wittenberg vom 4 — 14. Febr. 1801 beobachtete, eine Krankheit, welche im Dec. 1802 zu Rötlingen herrschte<sup>2)</sup>, die Epidemie zu Siengen an der Brenz vom 20. April bis 12. Mai 1820<sup>3)</sup> hatten ganz dieselben Erscheinungen, und vom 19. März bis 19. April 1829 kam dieselbe Krankheit zu Esingen im Oberamtsbezirk Waiblingen in Würtemberg vor, und wurde von dem Unterzeichneten als Oberamtsphysikus beobachtet<sup>4)</sup>; in allen diesen Epidemien starben täglich mehrere der blühendsten Individuen in ihren besten Jahren, nachdem sie oft nur einige Stunden von dem profussten Schweiß befallen worden waren, ohne alle weitere Zufälle, namentlich ohne Affection des Kopfs, der Brust und des Unterleibs, ohne Schmer-

zen und Convulsionen oder Gangrän bei vollkommenstem Bewußtseyn, ja mit einer wahren Selenruhe, und unmittelbar nach dem Tode nahm sogleich die stärkste Fäulniß überhand; die Krankheit war in allen diesen Fällen nicht ansteckend, alle Orte, wo sie vorkam, haben eine solche Lage, welche Wechselfieber begünstigt, und meist herrschten in der Nachbarschaft gleichzeitig Wechselfieber; höchst wahrscheinlich wirkte aber auch zugleich ein weiteres Moment in der Atmosphäre mit zu ihrer Hervorbringung. Über die entsprechende Heilmethode läßt sich wenig Genügendes sagen; der Unterzeichnete fand Blutzziehung nachtheilig, der Schweiß durfte gar nicht durch warmes Verhalten und durch Cardiacs noch getrieben, eben so wenig aber auch zurück gehalten werden; wo auf dessen Zurückweichen die Zufälle sich verschlimmerten, da wirkte Anisthee mit Essignaphthe und Kampfer wohlthätig, sonst wurde ein Infusum der angelica mit Salzsäure gereicht; eine solche Behandlung durfte jedoch nicht über den dritten Tag fortgesetzt werden, da der hervorbrechende Friesel und die Verstopfung kühlende und eröffnende Arzneien erforderten. Bei Einigen schien ein gleich am Ausbruch der Krankheit gereichtes Brechmittel gute Dienste zu thun, es mußten, weil bei der großen Furcht Alles vomiren wollte, gegen 200 Brechpulver verordnet werden, doch ist der Unterzeichnete weit entfernt, das auf diesen allgemeinen Gebrauch von Brechmitteln erfolgende schnelle Ende der Epidemie letzteren zuzuschreiben, da ein solches plötzliches Aufhören des vielen Erkrankens vielmehr Charakter solcher Epidemien ist. (Schnurrer.)

**HIDROPLANIE** (Hydroplania von ἰδρῶς, Schweiß und einem Derivate des Verb. πλανάω ich leite irre), eigentlich die früher angenommene Verfehlung des Schweißes auf innere Theile; auch das Hervorbrechen desselben an ungewöhnlichen Orten. (Wiegand.)

Hidropyretos (engl. Schweiß), s. Hidronosos.

**HIDROS** (ἰδρῶς), auch wohl Idros, ferner Idos (ἰδος, Sommerhitze), auch wohl Ephidrosis), nach Hippokrates eigentlich ein zu geringer, nicht kritischer Schweiß, die sichtbare und fühlbare Hautausdünstung, der Schweiß. Daher Hidrosis (ἰδρωσις) das Schwitzen; Hidrotica oder Hidrotopoëtica und Hidrotopoia schweißmachende, schweißtreibende Mittel (sudorifera); Hidrocritica, entscheidende Zeichen im Schweiß und Hidronosos, das Schweißfieber, der engl. Schweiß. (Wiegand.)

Hidrosis, s. Hidros.

Hidrotica, s. Hidros.

Hidrotica

Hidrotopoëtica } s. Hidros.

Hidrotopoia }

**HIDS**, ein Herred des königl. dänischen Amtes Aarhus im Stifte gleich Namens, auf der Halbinsel Jütland, 4 $\frac{1}{2}$  QM. groß mit 2500 Einwo. in 9 Kirchspielen<sup>\*)</sup>. (R.)

Hidschas, Hidschaz, s. Hedschaz.

1) Hufeland Journ. d. p. X. XII. Bd. 36 Stk. 2) Jos. Mich. Sinner, Darstellung eines rheumatischen Schweißfiebers, welches zu Ende des Novembers 1802 in dem Städtchen Rötlingen an der Tauber endemisch herrschte. Würzb. 1803. 3) Schnurrer, Chronik der Seuchen. 2r Th. S. 574. 4) Geschichte einer Epidemie des Schweißfiebers, vorgelesen in der medicinischen Section der Versammlung deutscher Ärzte und Naturforscher zu Heidelberg. Gedruckt in den Heidelberger klinischen Annalen.

\*) Brim. Handb. 3te Abth. 1r Bd. S. 132.



**HIDSCHÉ**, angeblich das alte Olegia, ein Dorf westlich von Erserum mit 72 Häusern, bekannt durch seine warmen Bäder von 34° Reaum. Temperatur \*). (R.)

**HIDSCHR** (حجر), ein Bezirk des Landes Ebesaud zwischen Medina und Damaskus. Hidschrola Raabet heißt die erste Grundlage der Kaaba, welche die Koreischnen bei ihrer Erneuerung der Kaaba aus Ehrfurcht für Abrahams Namen verschonten; dann der Namen eines Dorfes des Gebietes der Beni Selim in der Nähe von Moskalmaai منقلعي und Sisolan زرين ولان. *Jakut's Muschterek.* (v. Hammer.)

Hidsung, s. China (1ste Sect. 21r Bd. S. 173).

**HIDVEG**, siebenbürgisch-sächsisch Fürstenburg, walach. Hidágu und Hogyik, ein schönes ungarisches Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen, im Lande der Ungarn, Ober-Albenser Gespanschaft (Felső Fejér Vármegye), Peshelneker Proceß oder Comitatsbezirk, welches vor der mongolischen Verheerung im 14ten Jahrh. der Sachse Fulken besaß. Jetzt gehört es den gräflich ungr. Familien Remes (spr. Remesch) und Mikó. Hier ist eine Färberei für rothes und blaues Garn. Franz Mikó, der 1635 starb, stiftete in Hidveg ein unitarisches (socinianisches) Gymnasium †). (Rumy.)

**HIEB** (sprachl.), die Handlung des Hauens, dann der Schlag, vorzüglich mit einem schneidenden aber auch mit einem andern Werkzeuge (vergl. den Art. Hauen), endlich auch die Wunde, die nachgelassene Spur eines solchen Schläges. Das letztere in Wendungen wie einen Hieb im Gesichte haben, alle Hiebe sind noch am Baume sichtbar. Tropisch bezeichnet Hieb einen starken aber versteckten Verweis oder Tadel, gleichsam einen geistigen Schlag, den man Jemandem beibringt; so in der Redensart Jemandem einen Hieb geben. Interessant ist die im gemeinen Leben gewöhnliche Wortverbindung einen Hieb haben für nicht nüchtern seyn; denn der Trinker erscheint darnach wie vom berausenden Getränke überwältigt und verwundet. Ähnliche Ausdrücke, welche das Zechen unter dem Bilde des Kampfes betrachten, findet man im Hebräischen und Arabischen als Jes. 28, 1.; auch im Griechischen und Lateinischen fehlt es nicht ganz daran \*). In der Sprache der Forstleute ist Hieb ein Bezirk des Waldes, wo entweder Holz gefällt wird oder werden soll, oder auch wo das junge Holz nach dem Fällen noch nicht wieder zu Stangen aufgewachsen ist; es ist also einerlei mit Hau; Gehau, Hauung, Holzschlag und Schlag. Über die beste Einrichtung der Hiebe oder Schläge s. d. Art. Gehau und Haubar. Auch das Recht, Holz hauen zu lassen, wird Hieb genannt. In der Hüttenkunde ist Hieb einerlei mit Stollnhieb (s. d. Art.); in der Fechtkunst wird es

dem Stoß entgegengesetzt (auf den Hieb sich beranzufordern); vergl. darüber den Art. Hauen. Endlich bezeichnet Hieb auch einen Fehler im Bau des Pferdes, nämlich die Vertiefung am Anhang des Widerristes, weil sie einem Hiebe ähnlich sieht. (A. G. Hoffmann.)

**HIEB**, Feilenhieb (technologisch), nennt man die parallelaufenden, schrägen, sich kreuzenden Einschnitte, welche die raube, reibende Oberfläche der aus Stahl geschmiedeten Feilen bedecken. Diese Hiebe oder Einschnitte werden von den Feilenbauern, einer eigenen unter diesem Namen bestehenden Zunft, oft auch in besondern Feilenfabriken, mit Hilfe von Meißeln und andern Instrumenten gebildet. Bei ebenen oder horizontalen Flächen bedient man sich eines Meißels mit gerade laufender Schneide, welche breiter als der obere Griff ist; bei runden oder erhabenen Flächen hingegen eines solchen, dessen Schneide die Gestalt eines zurückgezogenen halben Mondes hat. Nach Beschaffenheit der Feilen, welche nach Form und Größe von einander unterschieden werden, fällt der Hieb mehr oder weniger tief und weit aus. Den größten, oder tiefsten und weitesten Hieb bekommen die so genannten Armfeilen, welche von Schlossern, Hufschmieden und andern Metallarbeitern beim Gebrauche mit beiden Händen dergestalt geführt werden, daß sie mit der rechten Hand das Hest, mit der linken die Feile selbst halten und ausdrücken. Einen feineren Hieb bekommen die Handfeilen, einen noch feineren die Plattenfeilen und die Borfeilen, den feinsten die Schlichtfeilen; und zwar jede Gattung mit stufenweise abnehmenden engern und flachern Hieben. Es kann daher eine Arm- und Handfeile zwar von gleicher Größe und Schwere seyn; aber stets hat jene tiefere und weitere Hiebe, als diese, und dieses Verhältniß gilt auch von den übrigen Sorten. Indes pflegt doch fast immer bei jeder Art von Feilen der Hieb sich nach der abfallenden Größe und Schwere in fortschreitendem Verhältnisse zu richten. Beim Hauen selbst werden die zugerichteten Feilenstücke auf dem Hauamboße, einem kleinen, länglich viereckigen, flachen, etwas geneigten Amboße, in das Hauenisen, einem eisernen, mit einer eckigen, hohlen oder halbrunden Rinne versehenen Werkzeuge, mittels eines Feilenhalters, einem cylindrischen aus Holz gefertigten, gegen das Versten mit einem metallenen Ringe versehenen Heste, gelegt und durch einen an beiden Enden zusammengenähten Riemen, den man um die Feile schlingt und mit dem Fuße, wie einen Schusters-Riemen, anspannet, festgehalten. Die Feilen erhalten dann, mittels Meißel und Hammer, einen doppelten Hieb, nämlich erstens einen Grundhieb und hierauf einen Kreuzhieb. Jener besteht aus Einschnitten, welche sämmtlich nach einer schrägen Richtung laufen; dieser aus Einschnitten, welche den Grundhieb durchkreuzen. Um der Feile den Grundhieb zu geben, setzt der Feilenbauer den schicklichen Meißel an dem untern Ende der Feile dergestalt schräg auf, daß in derselben durch einen Schlag mit dem Hammer ein nach der Spitze hin geneigter Grad oder scharfer Aufwurf entsteht, damit nach dem Härten die Feile beim

\*) Reim. Handb. 4te Abth. 2r Bd. S. 245.

†) S. Sam. Benkö Transilvania. T. II. p. 404.

1) S. mehrere der Art in Gesenius Commentar 1. Jer. saias. 1r Th. S. 331.



Gebrauche angreift. Die Menge der Grundhiebe hängt von der Feinheit der Feile ab, und oft hat eine solche 2 bis 3000 Einschnitte. Nach Beendigung des Grundhiebs, wird die Feile mit einer gehärteten Schlichtfeile, um den aufgeworfenen Grad überall gleichförmig zu machen, abgezogen und mit Talg eingerieben, worauf man den Kreuzhieb so auf den Grundhieb setzt, daß dieser jenem immer einige Grundlinien quer durchschneidet. Beim Hauen runder oder eckiger Flächen wird die Feile, zur Schonung des fertigen Hiebs, auf ein Stück Zinn oder Blei gelegt, das nach Umständen ausgelesen ist. Alle Hiebe, sowohl die Grund- als auch die Kreuzhiebe, müssen nicht allein gehörig schräg, sondern auch gleich tief und gleich weit von einander geführt werden, und diese Gleichförmigkeit läßt sich am besten durch die in neuern Zeiten erfundenen Feilhauermaschinen bezwecken, die entweder durch Menschenhände, oder durch fließendes Wasser, auch durch Wasserdämpfe in Bewegung gesetzt werden\*.) (Fr. Thon.)

Hieber, s. Hauen.

HIEBER (Gelasius), aus Dünkelsbühl in Schwaben, trat zu München in den Augustinerorden, war 18 Jahre lang daselbst ein sehr beliebter Prediger, kam 1724 als Superior nach Aulfkirchen, und starb den 12. Februar 1731 im Augustinerkloster zu München in seinem 60sten Jahre. Durch vielseitige, gründliche Sprach- und wissenschaftliche Kenntnisse; durch einen über die Vorurtheile seiner Zeit erhabenen hellen Geist; und durch das Streben, Licht und Wahrheit zu verbreiten, zeichnete er sich ehrenvoll aus. Als Mitstifter †) einer gelehrten Gesellschaft (der bairische Musenberg oder Academia Carolo-Albertina genannt) lieferte er viele Beiträge mannichfaltigen wissenschaftlichen Inhalts zu den Schriften derselben, die unter dem Titel, Parnassus boicus oder neu eröffnete Musenberg in 6 Bden 1722 — 40 erschienen, auch sind alle Gedichte in dieser Sammlung von ihm. Außerdem schrieb er: Leben des heil. Vaters und Kirchenlehrers Augustinus. München 1720. 4. Jesus Christus und seine Kirche, darzuezeigt von Urbeginn der Welt bis auf unsre Zeiten, 1ster Theil, die Religionsgeschichte von Adam bis auf Christus. Augsb. und Dillingen 1726. Leben, Predigtamt und Leiden Christi, 2r Th. Eben das. 1729. Von der Sendung des heil. Geistes bis auf die zweite Ankunft Christi, 3r Theil. Stadt am Hof 1733. fol. Auslegung des katholischen Glaubens in Predigten. München 1732. 4. Ascetische Schriften, Predigten u. A. ††). (Baur.)

HIEBIG, ist in der Sprache des Forstmannes einerlei mit Haubar (s. d. Art.); althiebig nennt man Laubholz, welches über 20 Jahre alt ist im Gegensatz

zu dem jungen oder hiebigem, welches erst zwischen 12 und 20 Jahren steht. (R.)

Hiebmaier (Balh.), s. Hubmeier.

Hiebwunde, s. Hauen und Wunde.

Hiecke u. Hiecken, s. Hicke u. Hieken.

HIEDICOUER, Verstümmelung des türkischen Jedi Kula (يدي قلاع), die sieben Schlösser, womit man die bekannten sieben Thürme zu Constantinopel bezeichnet (s. den Art. 1ste Sect. S. 148.) (A. G. Hoffmann.)

HIEDTFELDT, HIDDEFELD od. HUETFELD (Ambrosius), aus Danzig gebürtig, erhielt 1525 das Pastorat an der dortigen Peterskirche, mußte aber 1526 seine Vaterstadt verlassen und wurde 1530 zu Magdeburg als Pastor an der Peterskirche angestellt und starb 1572. Verdient machte er sich durch seine Vertheidigung der magdeburgischen Lehrer gegen den Zeloten Dilem. Heshusius und durch seine Theilnahme an dem großen kirchenhistorischen Werke, welches unter dem Namen der magdeburgischen Centurien bekannt ist\*.) (A. G. Hoffmann.)

HIEF (der), JAGDHIEF, HIEFSTOSS, wofür man auch Hilt und Hüft geschrieben findet, heißt der bekannte Jagdruf, welcher mittelst des Hieshornes (Histhornes, Jagdhornes), auf hohen Jagden von den Jägern angegeben wird. Das Wort ist dem Laute nach gebildet, welchen man aus dem Jagdhorne heraus stößt. Der Hief kann lang, einfach, kurz und doppelt seyn; eine besondere Art ist der hennebergische Hief (s. den Art.), welcher aus drei reinen langen Hiesern besteht. Hiese (Histe) abstoßen bezeichnet das Abbrechen des Athems beim Blasen des Hieshornes. Dieses Hieshorn (Histhorn, bei einigen Hüfthorn) ist ein kleines gleich auslaufendes Horn, wird an einem ledernen Riemen, Hiesriemen, Histriemen, auch Hornfessel genannt, über der linken Achsel getragen, theils zur Auszeichnung des Jägers, theils um die Treib- oder große Zeugjagden mit 3 Hiesern an und abzublasen, theils um einen jagdbaren Hirsch mit eben so viel Hiesern zu melden, als er Enden hat. Es gibt 3 Arten solcher Hörner, nämlich Zinken von hellem Laute, Mittelhörner von mittelmäßigem und Rüdnhörner von tiefem Tone. Sie werden von Drechslern aus weich gekochten Büffelhörnern gefertigt; die Horndreher benutzen dazu weich gekochte Spizen von Ochsenhörnern, welche sie durchbohren, an der Stelle, wohin das Mundstück kommt, abdrehseln und am Schallstücke mit rothem Wachs puffen. Der Histriemen oder das Hornfessel sammt den dazu gehörigen Beschlügen und Schnallen, ist nach dem Stande des Weidmanns verschieden; bei vornehmern von silbernen Treffen, bei andern von Roruanleder mit stählernem Beschlage. Die, welche Hüfthorn schreiben, leiten den Namen daher, daß das Horn an oder über der Hüfte des Jägers hängt. An dem

\*) S. A. B. Breithaupt, Feilhauermaschine, womit ein Kind die feinsten Feilen machen kann ic. mit Aufz. Rudolstadt 1809. 8.

†) Vergl. den Art. Amore im 3ten Bde dieser Encyclopädie.  
††) Sein Leben im Parnassus boicus. Bd. V. Bericht 17. Df. linger Bibl. Augustin. 437. Abhandl. der bairn. Akad. der Wiss. 1764, Bd. II. 12. Baader's gel. Bairn. 1r Bd. 52.

\*) Abdruck Forts. von Jägers Gelehrten. Bd. 2. 1998. und Kettner's Cerol. Magdeb. p. 533 ff.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



unter die bedeutenden Merkwürdigkeiten Kopenhagens, da ihr Besizer Alles für den öffentlichen Gebrauch bestimmte. Über die Bibliothek verfertigte Suhm einen Katalog (*Hielmsternes Bogsamling* 1782. Vol. III. 4.), und begleitete ihn mit schätzbaren literarischen Anmerkungen. Hielmstierna starb den 19. Jul. 1780 †). (Baur.)  
Hielung, s. Hiel.

HIEMANTES — χειμαζόμενοι oder χειμάζοντες, in der griechischen Kirche — waren in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, als noch die Kirchendisziplin streng gehandhabt wurde, eine besondere Klasse der Besessenen (*ἐνεργούμενοι, δαιμονιζόμενοι*), welche an dem eigentlichen Gottesdienste keinen Antheil nehmen durften, und gewöhnlich neben den Katechumenen, den Büßenden und den bald zu tausenden Christen (*ἑσπεριζόμενοι*) genannt werden. Über Ursprung und Bedeutung des Wortes sind die Meinungen getheilt. Die hier angenommene Erklärung beruht auf folgenden Gründen. Erstens werden die *χειμαζόμενοι* in den beiden Hauptstellen der apostolischen Constitutionen <sup>1)</sup>) ausdrücklich von den Büßenden (*τοῖς ἐν μετανοίᾳ*) unterschieden, und an einer andern Stelle wird eben so ausdrücklich hinzu gefügt, was bei *χειμαζέσθαι* zu suppliren ist <sup>2)</sup>). Ferner werden bei Cyprian, ep. III., nach Dodwell's richtiger Vermuthung <sup>3)</sup>), die *κλυδωνιζόμενοι* erwähnt; *κλυδωνιζέσθαι* aber ist mit *χειμαζέσθαι* gleichbedeutend, und schließt den Begriff von *ταράσσειν* in sich <sup>4)</sup>), so daß der Gebrauch des Wortes *χειμαζέσθαι* von Besessenen, die vom bösen Geiste wie vom Sturme hin und hergeworfen, Wind und Wetter Preis gegeben sind, nichts Befremdendes haben kann. Daß aber solche Leute von der Gemeinschaft des eigentlichen Gottesdienstes (Predigt, Abendmahl u. s. w.) ausgeschlossen wurden, und nur beim Gebete und zwar auf einem besonders ihnen angewiesenen Platze, außer dem Schiffe der Kirche oder den Sigen der Gläubigen, gegenwärtig seyn durften (wie aus den apostolischen Canones <sup>5)</sup>) hervorgeht), hatte in der damals bestehenden Ansicht seinen Grund, daß wahnsinnige, epileptische Menschen von dem Teufel oder den Dämonen besessen würden, und also nicht würdig wären, an der Verehrung Gottes Antheil zu nehmen. Es wurden ihretwegen, wie aus den apostolischen Constitutionen <sup>6)</sup>) erhellet, gewisse Gebete von den Geistlichen gesprochen, um sie von der Gewalt des Bösen zu be-

freien. Sie waren als Energumenen der Aufsicht der Exorcisten anvertraut, die ihnen täglich die Hände unter gewissen Gebetsformeln auflegten, ihnen im Nothfalle Lebensmittel verabreichten u. s. w. Nach einer andern Meinung, welche vorzüglich von Sulzer im *Thesaur.* s. v. *χειμαζόμενος*, *Albaspindus*, *Bona* und mehreren Neueren (auch Augusti) vertheidigt worden ist, waren die Hiemantes solche Büßende, welche sehr schwere Verbrechen oder Sünden begangen hatten, und deshalb nicht in die Kirche eingelassen wurden, sondern vor den Thüren, unter freiem Himmel (daher soll die Benennung Hiemantes rühren), verweilen, daselbst Buße thun, die Eingehenden um ihre Fürsprache, um Verzeihung bitten mußten. Man stützt diese Erklärung vorzüglich auf eine Stelle Tertullian's <sup>7)</sup>), die jedoch hier für die ältere allgemeine Kirchendisziplin nichts beweist, indem Tertullian die Schrift, worin jene Stelle befindlich ist, bereits als Montanist schrieb, und in den angeführten Worten von den Hiemantes gar nicht ausdrücklich handelt. Man berief sich ferner auf Can. 17. des Concil. zu Ankyra <sup>8)</sup>) (im Jahre 314); allein nach den Worten des Kanons selbst sollte man auf das Gegentheil schließen. Denn es möchte doch zu hart scheinen, die Ausschägigen unter die Zahl der schweren Sünder zu stellen, was dann der Fall wäre, wenn *χειμαζόμενοι* diese Bedeutung hätte. Nimmt man aber die *χειμαζόμενοι* für Besessene, so ist klar, warum die zu Ankyra versammelten Väter Ausschägige und solche, die mit wilden Thieren Unzucht getrieben hatten, unter die Klasse derselben gestellt wissen wollten: sie leiteten wohl den Ausschäg und dieses Laster der Unzucht von dem Einflusse böser Geister oder des Teufels her, und verordneten deshalb, daß sie mit oder unter den Besessenen ihr Gebet verrichten sollten, um von gleicher Unreinigkeit befreit zu werden. Endlich scheint auch die Bedeutung des *χειμαζέσθαι* von solchen, die vor den Thüren der Kirche, unter freiem Himmel, sich aufhalten mußten, etwas gezwungen. Auch sind die meisten älteren Commentatoren der kirchlichen Kanonen, z. B. Dionysius Eriguus, Isidorus, Mercator, Martinus Braacarensis der ersten Ansicht und schon Cyrillus Alexandr. <sup>9)</sup>) erwähnt der *χειμαζόμενοι ὑπὸ πνεύματος πονηροῦ*.

(Lobgott Lange.)

HIEMER. 1) Eberhard Friedrich, ein verdienter württemberg. Geistlicher, geb. am 24. Mai 1682 und gest. den 5. März 1727, bildete sich auf den vaterländischen Schulen und der Universität Tübingen, promov-

†) Biogr. univ. T. XX. (von Walter Brun).

1) lib. VIII. c. 35: *προσφωνήσῃ ὁ διάκονος ἰπὸ τῶν κατηχομένων καὶ χειμαζομένων καὶ τῶν ἑσπεριζομένων καὶ τῶν ἐν μετανοίᾳ*. *Regl. Can. Apost. 37. Const. Ap. lib. VIII. c. 6.*, wo in der Reihensfolge die *ἐνεργούμενοι* an der Stelle der *χειμαζομένων* genannt werden. 2) lib. VIII. c. 12.: *παρακαλοῦμεν — ὑπὸ τῶν κατηχομένων — καὶ ἰπὸ τῶν χειμαζομένων ὑπὸ τοῦ ἀλλοτρίου — ὅπως καθαρῶς ἐκ τῆς ἐνεργείας τοῦ πονηροῦ*. 3) In *Dissertat. Cypr. I. p. 4. edit. Brem.* 4)  *Hesych. Glossar. κλυδωνιζέσθαι: ταρασσεται, παρακρούεται. χειμαζέσθαι: ταρασσεται, τὴν ἐκτὴν ὑπὸ μείνει*. 5) *Can. 37.: ὡσπὺτως ὄρθρον ὁ διάκονος μετὰ τὸ βῆθῆναι τὸν ὄρθρον καὶ ἀπολύσαι αὐτὸν τοῖς κατηχομένοις καὶ χειμαζομένοις καὶ βαπτίζομένοις etc.* 6) *Const. Apost. lib. VIII. c. 6.: ἰπὸ τῶν ἀποστόλων δεηθῶμεν, ὅπως ὁ φιλάνθρωπος Θεὸς διὰ Χριστοῦ ἐπιτηρήσῃ τοῖς ἀσθενεῖσι καὶ πονηροῖς πνεύμασι etc.*

7) *de Pudic. cap. 4.: Reliquas libidinum sarias impias et in corpora et in sexus ultra jura naturae, non modo limine, verum omni Ecclesiae tecto submovemus: quia non sunt delicta, sed monstra.* 8) Dort heißt es: *τοῖς ἀλογισμένοις καὶ λεπρωμένοις, ἄλλοις λεπρωμένοις, τοῦτους προστάξεν ἡ ἄγλα συνόδος εἰς τοὺς χειμαζομένους εἰσεσθαι*. *Regl. Bingham. Orig. eccles. Tom. VIII. p. 182 sq.* 9) *In Jesai. XLII. p. 544*. Im Allgemeinen vergl. man noch *Bingham. Orig. eccles. lib. III. cap. 4. 5. 6. Sonntag dissert. de hiemantibus. Alttorf 1705. S. 225. Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäolog. 9r Bd. S. 72, 73.*



dirte 1700 als Magister, bekleidete dann mehrere, zum Theil sehr ansehnliche geistliche Stellen, wurde 1720 Dr. der Theol. und 1725 Prälat zu Hirsau. Von seinen kleinen Schriften ist als seine Zeit charakterisirend zu erwähnen die „kurze Erörterung der Frage: ob und welcher Gestalt ein wahres Christenthum bei Hofe möglich sei“ \*). (A. G. Hoffmann.)

2) Franz Karl, auch ein Würtemberger, geb. 1767, war einige Zeit Hoffschauspieler zu Stuttgart, ging aber später vom Theater ab, wurde Regierungs-Secretär und starb 1822. Bekannt gemacht hat er sich durch Bearbeitung einiger franz. Opern von Marsolier, Duval, Bouilly u. s. w. Amor und Psyche, Lustsp. in 4 Aufz. in Russl. gesetzt von Abeille; Adolph und Klara oder die beiden Gefangenen, Lustsp. in 1 Akt (Stuttg. 1801. 8.); das Singspiel (das. 1806); dieß Haus ist zu verkaufen (das. 1807); Better Jakob (das. 1807) sind die namhaftesten darunter \*\*). (R.)

3) Johann Heinrich, ein württemberg. Theolog und Urgroßvater von No. 1., geb. um 1573 zu Unter-Ensfingen, verwaltete erst das Diakonat zu Herrenberg, wurde dann außerordentlicher Professor der Theologie zu Tübingen, Dr. der Theol., Abt im Kloster zu Anhausen und starb den 14. Januar 1621. Seine Schriften bestehen hauptsächlich in Disputationen, Reden und Predigten; wir zeichnen nur aus eine epitome physicorum ex Aristotelis philosophia deprompta und eine epitome Librorum Aristot. logicorum \*\*\*). (A. G. Hoffmann.)

HIEMPSAL, 1) Sohn des numidischen Königs Micipsa und Bruder des Königs Adherbal, wurde von Jugurtha, mit welchem die Brüder das Reich theilen sollten, aus dem Bege geschafft \*). 2) Ein König Mauritanien's, welcher mit den Römern verbündet war \*), Vater des Königs Juba I. von Numidien; über seine Verwandtschaft mit Masinissa und dem ersten Hiempsal ist man zweifelhaft, doch halten ihn einige für den Sohn, andre für den Enkel des Hiempsal. Ein Ruffe Jugurthas Hierbas verjagte ihn aus seinem Reiche, allein durch Pompejus wurde Hiempsal wieder in sein Reich eingesetzt. (R.)

HIEN (Daniel), geb. 1725 zu Straßburg, wurde von C. Mannlich in der Malerei unterrichtet, und studirte zugleich die Gemälde des ehemaligen berühmten Klinglischen Kabinet's. Gegen Ende des J. 1749 reiste er nach Mailand, konnte aber ungünstiger Verhältnisse wegen A. M. Crivelli's Unterricht zu seiner fernern Ausbildung nur einige Wochen lang benutzen. Seine Kunst im Thiermalen verdankte er Baptista Dubry zu Paris. Seit 1756 malte er für den Hof zu Zweibrücken, und gegen seine Neigung jahres Vieh und Schäferscenen;

seine vorzüglichern Werke bestehen aber in wilden Thieren, Federwildpret, Fischen u. s. w., auch malte er mit vieler Neigung Küchenstücke, Früchte, Kräuter und Blumen. Eines seiner schönsten Gemälde stellt eine Fuchsbege dar; vorzügliche Zeichnung und Haltung, wie auch richtig verstandene Anatomie der Thiere, werden darin bewundert †). (A. Weise.)

HIEN, eine chinesische Stadt des 5ten Ranges in der Provinz Pe-tscheli, 12 engl. Meilen südlich von Fokien \*). (R.)

HIENIPA, ist einerlei mit Alcala de Guadaira (s. den Art.)

HIENKING, heißt bei den Chinesen die nordöstlichste Provinz des Königreichs Korea, in N. an die Mandschurei, in D. an das Japanische Meer, in S. an die Provinz Kiauuen und in W. an die Provinz Pinngan gränzend, ist gebirgig und waldig, von der Mandschurei durch eine, jetzt verfallende, Mauer von Pallisaden getrennt und wenig bevölkert. Sie wird vom Lumen durchströmt und ihre Hauptstadt Ximpenfu ist zugleich Grenzfestung gegen die Mandschurei \*). (R.)

HIENSPRAKE, ein gewisses Gericht, vor welchem die Hörigen zu erscheinen hatten. (R.)

HIEN-YANG-HIEN, eine chines. Stadt dritten Ranges in der Provinz Schensi, 12 engl. Meilen von Singhan \*). (R.)

HIYOU-KI, eine Stadt dritten Ranges in der chines. Provinz Fokien, 25 engl. Meilen südlich von Yen-ping \*). (R.)

HIYOU-NHING, eine chines. Stadt dritten Ranges in der Provinz Fukang, 40 engl. Meilen südlich von Bu-tschang \*). (R.)

Hier (Lorenz La), s. Lahire (Lorenz).

HIERA (Ἱερά), ist in der alten Geographie Name einiger Inseln: 1) einer kleinen Insel unter den Sporaden, auf der Westseite der Insel Ibera, welche um 200 vor Chr. Geb. durch vulkanische Wirkungen hervortrat, ward auch Automata, die von selbst entstandene, genannt. Die Rhodier, welche zuerst sie zu besuchen wagten, baueten darauf dem Neptun einen Tempel. Justin. XXX, 4. Plin. II, 87. IV, 12. (Kanngiesser.)

2) Eines Eilandes vor dem Hafen der Insel Santorin, jetzt Palaia-Kaimena, s. dieses. 3) Einer Insel an der Westküste Siciliens, jetzt Maretime (s. den Art. Aegates, 1ste Sect. 2r Bd. S. 4). 4) Einer der äolischen oder liparischen Inseln und zwar die südlichste, nahe der nordöstlichen Küste Siciliens, südöstlich von Lipara, mit einem Vulkan, weshalb sie auch noch heutigen Tages Volcano genannt wird. Diodorus Sic. nennt sie Ἱερά Ἡραιῶν, Strabo aber Ἱερόν Ἡραιῶν (Heiligthum des Hephästos), bei Drosius heißt sie Vulcani

\*) Jöcher's Gelehrtenl. 2e Bd., 1587. 88.

\*\*\*) Meuse's gelehrt. Teutschl. 11r Bd. S. 355 u. 18r Bd. S. 187, und Gradmann gel. Schwaben. S. 237.

\*\*\*\*) Jöcher a. a. D. Frischlin. memor. Theol. Wuer-temb. II. p. 60 ff.

1) Sallust. Bellum Jugurth. c. 12. 2) Cic. oratt. de lege Agrar. L. c. 4. II. c. 21. orat. in Vatin. c. 6.

†) Fäsil's Kunstl. Kritik. T. I. S. 319.

1) Rees Cyclopaed. Vol. XVIII. unt. b. B.

2) Weim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 383 ff.

3) Rees a. a. D. Weim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 221.

4) Rees a. a. D.

5) Rees a. a. D.



insula, bei Virgil aber Vulcania. Alle diese Namen deuten darauf hin, daß sich hier schon frühzeitig der Vulkan in seiner Thätigkeit gezeigt und die Nythe daher den Sitz des Vulkan oder Hephästos dorthin verlegt hat. Nach Drosius Angabe (IV, 20.) entstieg die Insel in dem Augenblicke dem Ocean, als Hannibal beim bithynischen Könige Prusias den Giftbecher nahm. Strabo nennt die Insel auch Thermissa. Hier läßt die Sage auch Aolus die Winde eingeschlossen halten (s. 1ste Sect. 2r Bd. S. 57). (R.)

HIERA, heißen bei den Alten auch mehrere Ortschaften, nämlich 1) eine Stadt im Osten der Insel Lesbos, welche aber bereits zu Plinius Zeit durch ein Erdbeben untergegangen war (Plin. Hist. Nat. V, 39. ed. Bip.); Kruse identificirt sie mit dem heutigen Porto Jero am Meerbusen gl. Nam. südwestlich von Metelino. 2) Stadt in Mysien, s. Hieria Germe. 3) Eine Stadt in Lydien, s. Hierokaesarea (Hierocaesarea). 4) Ein Flecken in Karien, s. Hieria Kome. 5) Stadt auf der Insel Kreta, s. Hierapytna. (R.)

HIERA, Gemahlinn des Königs Telephos von Mysien, eine berühmte Schönheit des Alterthums, welche nach Hygin selbst der viel genannten Helena vorgezogen wurde. (R.)

Hierobotane (Eisenkraut), s. Verbena.

HIERABRIGA, eine Stadt Lusitanens, welche nach dem Itiner. Anton., 30 Meil. östlich von Olisipo (Lissabon), 32 Meil. von Scalabis (Santarem) und 220 westlich von Emerita (Merida) entfernt war. (R.)

Hierac, s. Irak.

Hiera caesarea, s. Hierokaesarea.

Hieracantha (Eberwurzel), s. Carlina acaulis.

HIERACES (Aves), Savigny hat mit diesem Namen die zweite Familie der Tagraubvögel (Accipitres) belegt, welche die Falken begreift. (D. Thon.)

HIERACIA, wird von Plinius (Hist. Nat. IV, 2.) als eine Insel des ägäischen Meeres angeführt; sie hieß, wie er sagt, auch Onus. Er nennt sie zwischen Casus und Onoë, woraus man schließt, daß sie im karpatischen Meere zu suchen sei. (Kanngiesser.)

Hieraciani, s. Hierax.

Hieraciastrum (Bitterkraut), s. Hieracium und Pteris.

Hieracit, s. Hieracites.

Hieraciten, s. Hierax.

HIERACITES (von ἱεραξ, Habicht), deutsch Hieracit, Habichtstein, Falkenstein (Palaeont), nannte man ehemals Steine mit schuppiger Oberfläche, in welcher man einige Ähnlichkeit mit der Federnbedeckung eines Vogels zu finden glaubte. (H. G. Bronn.)

Hieracium oder Giracum, s. Giraci.

HIERACIUM L. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Cichorieen der natürlichen Familie der Compositae und der ersten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter ist ein dachziegelförmig-schuppiger, vielblättriger gemeinschaftlicher Kelch mit schmalen Fäden; ein nackter Fruchtkörper; und eine ungefielte Samenkrone. Alle Arten dieser Gattung sind perennirende,

und (bis auf zwei: *H. fruticosum* W. und *auriculatum* Hornem.) krautartige Gewächse.

I. Schafttragende Hieracia; A. mit einfacher Wurzel, ohne Ranken; a) mit einblumigem Schaft: 1) *H. alpinum* L. Sp. pl., dicht krummhaarig, mit lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, glattrandigen Wurzelblättern. In den Alpengegenden Europa's und in Labrador. (*H. scopulorum* und *sericeum* Lapeyr. fl. pyren., *pusillum* Pursh. am. bor., *piliferum* Hopp., *Rupicapra* Schrank., *glanduliferum* Hopp. sind Abarten). Abgeb. in der Engl. bot. 1. 1110. 2) *H. pumilum* Hopp. (in W. Sp. pl.), dicht krummhaarig, mit spatheiförmig-lanzettförmigen, fast gezähnten Wurzelblättern. Auf den norischen Alpen und den Pyrenäen. (*H. breviscapum* Cand. fl. fr. ist eine dreiblumige Abart). 3) *H. alpestre* Jacqu. (austr. t. 191.); mit lanzettförmigen, gezähnten, unbehaarten Blättern, oberhalb silzigem Schaft, und silzigem, cylindrischem Kelch. Auf den norischen, rhätischen, julischen und dinarischen Alpen. 4) *H. glabratum* Hopp. l. c., mit lanzettförmigen, fast gezähnten, glatten Wurzelblättern, meist einblättrigem, oberhalb getheiltem, fein behaartem Schaft, und zottigem Kelch. Auf den norischen Alpen. 5) *H. simplex* Viv., mit spatheiförmig-ablangen, buchtig-gezähnten, fein behaarten Wurzelblättern, und unbehaartem, schuppigem Schaft. Im nördlichen Afrika in der Gegend des alten Cyrene. 6) *H. rupestre* Allion. (Auct. t. 1. f. 2.), steif behaart, mit lanzettförmigen, verlängerten, abwärts gezähnten Blättern, und meist einblättrigem Schaft. Auf den grajischen und penninischen Alpen. 7) *H. aureum* Scop. carn., mit spatheiförmig-lanzettförmigen, schrotsägenförmig-gezähnten, fast unbehaarten Wurzelblättern, und haderigem Kelch. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*Leontodon aureum* L. Sp. pl., Jacqu. austr. t. 297., *Hierac. hyoseridifolium* Vill. Pers.). 8) *H. pinnatifidum* Willd. Sp. pl., mit schrotsägenförmig-halbgefiederten, weißgrau-zottigen Wurzelblättern, winkelig-gezähnten Blattfäden, und schwarz und weißbuntem Kelch. In Armenien. — β) Mit mehrblumigem Schaft: 9) *H. angustifolium* Hopp. l. c., mit meist dreiblumigem, einblättrigem, steif behaartem Schaft, und sinienförmig-lanzettförmigen, zugespitzten, krummhaarigen Blättern. Auf den Alpen des mittleren Europa. 10) *H. lanisolum* Cav. (Icon. III. t. 234.); mit meist dreiblumigem, an der Basis dichtwoeligem, oberhalb unbehaartem Schaft, und spatheiförmig-ablangen, glattrandigen Blättern. In Valencia. 11) *H. capense* L. am. oc., mit vielblumigem, schuppigem Schaft, am Gipfel entstehenden Zweigen, und ablangen, stumpfen, gezähnt-gefägten, scharf-anzufühlenden Wurzelblättern. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. Diese Art ist noch zweifelhaft. 12) *H. praemorsum* L. fl. suec., mit hohem, feinbehaartem, doldentraubentragendem Schaft, zusammen gesetzten Doldentrauben, und ablangen, glattrandigen, oder fast gezähnten, ziemlich unbehaarten Wurzelblättern. In Europa. 13) *H. auriculifolium* Willd. En., mit hohem, unbehaartem, doldentraubentragendem Schaft,



und ablangen, stumpfen, gesägten, unbehaarten Wurzelblättern. Auf den penninischen Alpen. 14) *H. incarnatum* Jacqu. (Icon. t. 578.), mit hohem, rispenträgendem, wie die Kelche unbehaartem Schaft, und umgekehrt-eisförmigen, stumpfen, gezähnelten, auf beiden Seiten etwas haderigen Wurzelblättern. In Osterreich und Oberitalien. 15) *H. venosum* L. Sp. pl., mit an der Basis steif behaartem, oberhalb ästigem, unbehaartem Schaft, einblumigen Zweigen, und umgekehrt eisförmig-ablangen, glattrandigen, gewimperten, roth geaderten Wurzelblättern. In Nordamerika. 16) *H. bifidum* Kit., mit zweigetheilt-ästigem Schaft, doldentraubenförmigen Blütenrispen, und eisförmig-lanzettförmigen, an der Basis tiefgezähnten Wurzelblättern. In Kroatien. Diese Art ist noch zweifelhaft. 17) *H. Gmelini* L. Sp. pl., mit doldentraubentragendem, oberhalb, wie die Kelche, steif behaartem Schaft, und leiersförmigen, unbehaarten Wurzelblättern. Im östlichen Sibirien. Abgeb. in *Gmel. sibir. II. t. 8. f. 2.* 18) *H. croceum* Lam. Enc., mit wenigblumigem, fast doldentraubentragendem Schaft, steif behaarten Kelchen, und halbgefiedert-schrotsägenförmigen, gezähnten, unbehaarten Wurzelblättern. In Sibirien. Abgeb. in *Gmel. sibir. II. t. 8. f. 1.* — B. Rankende Hieracia: 19) *H. Auricula* L. fl. lapp., mit kurzen Ranken, lanzettförmigen, glattrandigen, zugespigten Wurzelblättern, welche, wie der wenigblumige Schaft, löwengelb-steifbehaart sind, und mit schwärzlichem, etwas haderigem Kelch. In Europa. (*H. dubium* Fl. dan. t. 1044.). Abgeb. in *Engl. bot. t. 2368.* 20) *H. repons* Willd. Sp. pl., mit kriechenden Ranken, spathelförmig-lanzettförmigen, stumpfen, glattrandigen, wie der vielblumige Schaft, steif behaarten Wurzelblättern, und verdickten Blütenstielen. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. 21) *H. Besseria-num* Spr. Syst., mit verlängerten Ranken, ablang-lanzettförmigen, ziemlich stumpfen, gezähnten, steif behaarten Wurzelblättern, hohem, steif behaartem, vielblumigem Schaft, zusammen-gesetzten, offen stehenden Doldentrauben, und etwas schwärzlichen, steif behaarten Kelchen. In Deutschland und Galizien. (*H. Auricula* Bess., *collinum* W.). 22) *H. Gochnati* Spr. Syst., mit verlängerten Ranken, lanzettförmigen, zugespigten, glattrandigen, etwas steif behaarten Blättern, hohem, doppelt-krummhaarigem Schaft, ausgesperrten Zweigen der Doldentraube, und haderigem Kelch. In Deutschland, Frankreich und in der Schweiz. (*H. collinum* Gochn., *cymosum* fl. dan.). 23) *H. Bauhini* Bess., mit sehr langen, krummhaarigen Ranken, lanzettförmigen, zugespigten, glattrandigen, fast unbehaarten, gewimperten Blättern, unbehaartem, doldentraubentragendem Schaft, und fein behaarten Kelchen. In Deutschland und Galizien. (*H. glaucoscens* Bess. ist eine Abart). 24) *H. flagellare* W. En., mit sehr langen, krummhaarigen Ranken, spathelförmig-lanzettförmigen, glattrandigen, krummhaarigen, unten weißgrauen Blättern, krummhaarigem, meist zweiblumigem Schaft, verlängerten Blütenstielen, und steif behaarten Kelchen. In Deutschland, Galizien und Laurien. (*H. collinum* Bess., *bifurcam*

*M. B.*, *brachiatum* Cand.). 25) *H. dubium* L. fl. suec., mit kriechenden, krummhaarigen Ranken, fast spathelförmigen, stumpfen, glattrandigen, ziemlich unbehaarten, gewimperten, schimmelgrünlichen Blättern, unbehaartem, meist vierblumigem Schaft, und schwärzlichen, steif behaarten Kelchen. In Europa. Abgeb. in *Engl. bot. t. 2332.* 26) *H. Pilosella* L. fl. suec., mit kriechenden Ranken, welche, wie die ablangen, stumpfen, glattrandigen, unten weißgrau-silzigen Blätter, steif behaart sind, mit krummhaarigem, einblumigem Schaft, und unten anders als oben gefärbten Blümchen. In Europa. (*H. pilosellaeforme* Hopp. ist gar nicht davon verschieden, *H. stoloniflorum* Kit., eine Abart mit meist dreiblumigem Schaft, *H. Peleterianum* Merat., eine glatte Abart, und *H. Pseudo-Pilosella* Tenor., eine Abart mit dicht zottigen Kelchen). Abgeb. in der *Engl. bot. t. 1093.*

II. Hieracia mit wenigblättrigem Stängel; A. mit wenigblumigem Stängel: 27) *H. staticifolium* Allion. (ped. t. 81. f. 2.), mit linienförmig-lanzettförmigen, fast gezähnelten, unbehaarten Blättern, straff aufrechtem, wenigblättrigem, meist dreiblumigem Stängel, schuppigen Blütenstielen, und ziemlich einfachem Kelch. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*H. acutifolium* Vill. It.). 28) *H. saxatile* Jacqu. (Icon. t. 163.), mit linienförmig-lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, gezähnten, unbehaarten, an der Basis krummhaarigen Blättern, wenigblättrigem, getheiltem Stängel, und steif behaartem Kelch. Auf den Alpen von Osterreich und Ungarn. 29) *H. triste* W. herb., mit aufrechten, langgestielten, ablangen, fast glattrandigen, unbehaarten Blättern, und steif behaarten, wie der Stängel oberhalb, schwärzlichen Kelchen. Auf den aleutischen Inseln. 30) *H. chondrilloides* Jacqu. (vindob. t. 7.), mit unbehaarten, lanzettförmigen, ungetheilten und schrotsägenförmigen Wurzelblättern, linienförmigen, halbgefiederten Stängelblättern, wenigen Blüten, und fein behaartem Kelch. Auf den östreichischen Alpen. 31) *H. sonchifolium* M. B. laur. cauc., mit schrotsägenförmigen, weißgrau-feinbehaarten Blättern, ästigem, wenigblumigem Stängel, verlängerten Blütenstielen, und steif behaartem Kelch. Am Kaukasus. 32) *H. Halleri* Vill. (Delphin. III. t. 26.), mit steif behaarten, ablangen, gezähnten Wurzelblättern, lanzettförmigen, glattrandigen Stängelblättern, und steif behaartem, wenigblättrigem, meist zweiblumigem Stängel. Auf den Subeten und den Alpen des mittleren Europa. 33) *H. hybridum* Chaix. (in *Lapeyr. suppl.*), mit fast federig-krummhaarigen Blättern, von denen die Wurzelblätter ablang, an beiden Enden verschmälert, und gezähnt, die Stängelblätter linienförmig sind, mit wenigblumigem Stängel, und schwärzlichem, drüsig-haarigem Kelch. Auf den Alpen des Dauphiné und der Schweiz. 34) *H. lanatum* Kit. (pl. rar. Hung. II. t. 127.), mit fast federig-krummhaarigen Blättern, von denen die Wurzelblätter ablang, stumpf, gesägt, und wellenförmig, die Stängelblätter linienförmig und glattrandig sind, mit meist dreiblumigem, oberhalb nacktem Stängel, und drüsig-haarigem



Kelch. In Kroatien. 35) *H. pulmonarium* Sm. (Engl. bot. t. 2307.), mit gestielten, lanzettförmigen, tief ungleich gezähnten, steif behaarten, gefleckten Wurzelblättern, fast zweizähligen, gleichförmigen Stängelblättern, und meist dreiblumigem, straff aufrechtem Stängel. Auf den Alpen des Dauphiné und in Schottland. (*H. pulmonarioides* Vill.). 36) *H. pallescens* Kit., mit ablangen, schimmelgrünen, buchtig-stachlicht stumpf-gezähnten, oben unbehaarten, unten und am Rande sparsam krummhaarigen Blättern, langgestielten Wurzelblättern, straff aufrechtem, meist dreiblumigem Stängel, und silzigem Kelch. In Kroatien. 37) *H. murorum* L., fl. suec., mit eiförmig-ablangen, stachlicht stumpf-gezähnten, steif behaarten, oder ziemlich unbehaarten Blättern mit tieferen Zähnen an der Basis, gestielten Wurzelblättern, fast doldentraubigen Blüten, und steif behaartem Kelch. In Europa. Abgeb. in der Engl. bot. t. 2032. 38) *H. prunellaefolium* Gouan. (Ill. t. 22. f. 3.), mit gestielten, eiförmigen, gezähnten, unbehaarten Blättern, gezähnten Blattstielen, niederliegendem Stängel, und einblumigen, in den Blattachseln stehenden Blütenstielen. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*Crepis pygmaea* L. Sp. pl., *Hieracium pumilum* L. Mant., *intermedium* Lapeyr.?). 39) *H. nigrescens* W. (Hort. berol. t. 10.), mit gestielten, ablangen, buchtigen, stachlicht stumpf-gezähnten, wie der wenigblumige Stängel steif behaarten Wurzelblättern, und schwärzlichen, drüfsicht-haarigem Kelch. Auf den Subeten. 40) *H. humile* Host. Syn., mit eiförmig-ablangen, zugespitzten, an der Basis halbgefiederten, wie der meist zweiblumige Stängel, steif behaarten Blättern, und steif behaartem Kelch. Auf den Alpen des südlichen Europa. (*H. pumilum* Jacqu. austr. t. 189., *H. Jacquini* Vill. delph. — *H. calcareum* Bernh., ist eine Abart). 41) *H. incisum* Hopp., mit fast gestielten, eiförmig-ablangen, lang zugespitzten, eingeschnitten gesägten, unten etwas steif behaarten Blättern, meist zweiblumigem Stängel, und ziemlich einfachem, steif behaartem, fast silzigem Kelch. Auf den norischen Alpen. 42) *H. obovatum* Lapeyr. suppl., mit unbehaarten Blättern, von denen die Wurzelblätter umgekehrt eiförmig, und gestielt, die Stängelblätter lang zugespitzt sind, und mit wenigblumigem Stängel. Auf den Pyrenäen. — B. Mit vielblumigem Stängel: 43) *H. praecaltum* Vill., mit lanzettförmigen, glattrandigen, schimmelgrünen, unbehaarten, an der Basis und Mittelrippe gewimperten Blättern, hohem, wenigblumigem, oberhalb fein behaartem Stängel, doldentraubiger, zusammen gezogener Rispe, und schwärzlichen, fein behaarten Kelchen. In Europa hin und wieder. (*H. florentinum* Hall. — *obscurum* Reichenb., ist eine Abart). 44) *H. fallax* W., mit lanzettförmigen, glattrandigen, wie der hohe Stängel, sparsam krummhaarigen Blättern, doldentraubiger, weitschweifiger Rispe, und weißgrauen, etwas krummhaarigen Kelchen. Eben das. (*H. cymosum* Sebast.). 45) *H. piloselloides* Vill. delph., mit liniensförmig-lanzettförmigen, glattrandigen, schimmelgrünlichen Blättern, meist einblättrigem, unbehaartem Stängel, ziemlich ein-

facher, weitschweifiger Doldentraube, und drüfsicht-haarigen Kelchen. In der Schweiz und in Frankreich. (*H. florentinum* Vill.). 46) *H. cymosum* L. Sp. pl., mit fast spatheiförmig-lanzettförmigen, verlängerten, fast gezähnten, wie der hohe Stängel, steif behaarten Blättern, zusammen gesetzter, weitschweifiger Rispe, kleinen Blüten, und doppelt krummhaarigen Kelchen. In Europa. (*H. sabinum* Sebast., *Nesleri* Vill. it. sind Abarten). 47) *H. aurantiacum* L., mit kriechenden Ranken, ablang-lanzettförmigen, gezähnten, steif behaarten Blättern, und doldentraubentragenden, oberhalb, wie die Kelche, schwarz-steif behaartem Stängel. In Europa. Abgeb. in Jacqu. austr. t. 410. 48) *H. succisaefolium* Allion. pedem., mit abgebissener Wurzel, unbehaarten Blättern, gestielten, ablangen, stumpfen, gezähnten, scharf anzufühlenden Wurzelblättern, lanzettförmigen, glattrandigen Stängelblättern, fast doldentraubigen, einblumigen Blütenstielen, und fein behaarten Kelchen. Im mittleren Europa. (*H. integrifolium* Hopp. in W. Sp. pl.). 49) *H. glaucum* All. (pedem. t. 28. f. 1. t. 81. f. 1.), mit aufrechtem, ästigem, wie die lanzettförmigen, gezähnten, schimmelgrünen Blätter, unbehaartem Stängel, und verlängerten, einblumigen, schuppigen Blütenstielen. In Italien und Frankreich. (*H. scorzoneraefolium* Vill. delph.). 50) *H. molle* Jacqu. (austr. t. 119.), mit winkeligem, hohem, wie die ablang-lanzettförmigen, fast gezähnten Blätter, etwas zottigem Stängel, gestielten Wurzelblättern, stielumfassenden Stängelblättern, fast doldentraubigen Blüten, und ziemlich einfachen, schwärzlichen Kelchen. In der Schweiz, in Osterreich, Kroatien und Schottland. (*H. croaticum* Kit. pl. rar. ist eine Abart). 51) *H. bracteosulatum* Sm. graec., mit aufrechtem, ästigem, zottigem Stängel, leierförmigen, gezähnten, etwas steif behaarten Wurzelblättern, und verlängerten, fast doldentraubigen, bracteirten, schuppigen Blütenstielen. In Sicilien und Macedonien. 52) *H. Lawsonii* Vill. (delph. III. t. 29.), mit ablang-lanzettförmigen, zugespitzten, steif behaarten Blättern, gestielten, fast gezähnten Wurzelblättern, glattrandigen Stängelblättern, fast doldentraubigen Blüten, und drüfsicht-haarigen Blütenstielen. Auf den Alpen des Dauphiné und in England. 53) *H. denudatum* Lapeyr. Suppl., mit gestielten, ablangen, an beiden Enden verschmälerten, fast glattrandigen, zottigen Blättern, an der Basis ästigem, oberhalb nacktem Stängel, schlaff rispenförmigen Blüten, und unbehaarten Kelchen. Auf den Pyrenäen. 54) *H. Gronovii* L. Sp. pl., mit ablangen, stumpfen, glattrandigen, gewimperten Wurzelblättern, eiförmigen, stielumfassenden Stängelblättern, schlaff traubenförmigen Blüten, drüfsicht-haarigen Blütenstielen, und ziemlich einfachem, unbehaartem Kelch. In Nordamerika. 55) *H. marianum* W. Sp. pl., mit umgekehrt eiförmig-ablangen, friegelichten Blättern, rothbraun steif behaartem Stängel, doldentraubigen Blüten, haderigen Blütenstielen, und haderigen Kelchen. Eben das. Abgeb. in Plukn. mant. t. 402. f. 2.

III. Hieracia mit blattreichem Stängel; A. mit ein- oder wenigblumigem Stängel: 56) *H. anchusae-*



folium Bertol., mit blattrreichem, meist einblumigem, sehr zottigem Stängel, und lanzettförmigen, lang zugespitzten, glattrandigen, filzigen Blättern. Auf den Crealpen und in Italien. (*H. verbascifolium* Vill. It.). 57) *H. montanum* Jacqu. (austr. t. 190.), mit blattrreichem, einblumigem, oberhalb fein behaartem Stängel, ablangen, nach vorn gezähnten, gewimperten Blättern, gestielten Wurzelblättern, und ungestielten Stängelblättern. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*Hypochoeris pontana* L. Sp. pl. — wahrscheinlich gehört auch *Andryala pontana* Vill. delph. hierher). 58) *H. villosum* L. Sp. pl., mit blattrreichem, wenigblumigem, wie die fast glattrandigen Blätter, sehr zottigem Stängel, lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, undeutlich gezähnten Wurzelblättern, stielumfassenden Stängelblättern, und dachziegelförmig-schuppigem Kelch. Eben das. (*H. valdepilosum* Vill. delph., *H. Schraderi* Schleich. Cand., *H. elongatum* und *alatum* Lapeyr., *H. eriophyllum* W. Suppl. En.). Abgeb. in der Engl. bot. t. 2379. 59) *H. andryaloides* Vill., mit blattrreichem, wenigblumigem, und, wie die Blätter, federig-haarigem Stängel, gestielten, eiförmigen, zugespitzten, buchtig-gezähnten unteren, und schmalen, glattrandigen oberen Blättern. Im südlichen Frankreich. (*H. Liottardi* Vill.). 60) *H. rhomboidale* Lapeyr. Suppl., mit einfachem Stängel, rhomboidischen, an der Basis, wie die Blattstiele, seidenhaarig-zottigen Wurzelblättern, stielumfassenden, herzförmigen Stängelblättern, fast dreizähligen, in den Blattachseln stehenden Blütenstielen, und borstenförmigen, angebrückten, zottig-klebrigen Schuppen des Kelches. Auf den Pyrenäen. 61) *H. lyratum* L. Sp. pl., mit einfachem, etwas krummhaarigem, meist dreiblumigem Stängel, fein behaarten, buchtig-gezähnten Blättern, gestielten Wurzelblättern, stielumfassenden Stängelblättern, und ziemlich einfachem, schwärzlichem, haderigem Kelch. In Sibirien. Abgeb. in *Gmel. sibir. II. t. 9.* 62) *H. flexuosum* Kit. pl. rar., mit einfachem, hin und hergebogenem, aufrechtem, wie die fast ungestielten, lanzettförmigen, fast gezähnten, schimmelgrünlichen Blätter, sparsam krummhaarigem Stängel, wenigen Blütenstielen, und sehr zottigem Kelch. Auf den Alpen von Ungarn, Siebenbürgen und dem südlichen Frankreich. (*H. longifolium* und *speciosum* Hornem. En. sind Abarsten). 63) *H. trichocephalum* W., mit wenigblumigem, oberhalb zottigem Stängel, ablang-lanzettförmigen, verlängerten, fast gezähnten, glatten Blättern, von denen die oberen ungestielt sind, und mit sehr zottigem Kelch. Das Vaterland dieser noch zweifelhaften Art ist unbekannt. 64) *H. crinitum* Sm. graec., mit aufrechtem, dicht krummhaarigem Stängel, ablangen, an beiden Enden verschmälerten, fast gezähnten, steif behaarten Blättern, und fast traubenförmigen Blüten. In Sicilien und Kleinasien. 65) *H. hispidum* Don. fl. nepal., mit aufrechtem, ästigem, dicht borstigem Stängel, einblumigen Zweigen, und ablangen, flachlich-stumpfen, gezähnten, auf beiden Seiten haderigen Blättern. Auf dem Himalayagebirge. 66) *H. foetidum* W. Sp. pl., mit aufrechtem, ästigem, meist dreiblumigem Stängel,

gestielten, leiersförmig-schrotsägenförmigen Blättern, gezähnten Blattstielen, und weißgrauen Blütenstielen und Kelchen. In Armenien. 67) *H. intybaceum* Jacqu., mit aufrechtem, drüsig-krummhaarigem, wenigblumigem Stängel, ungestielten, lanzettförmigen, verlängerten, buchtig-gezähnten Blättern, und schlaffer, verlängerter Hülle des Kelches. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*H. albidum* Vill. delph., *tabulosum* Lam. Enc., *calyculatum* Hornem.). 68) *H. speciosissimum* W. Suppl. En., mit einfachem, oberhalb steif behaartem Stängel, ungestielten, lanzettförmigen, nach vorn gezähnten, unbehaarten Blättern, mit steif behaartem Kelch. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. — B. Mit vielblumigem Stängel; α) mit glattrandigen Blättern: 69) *H. porrifolium* L. Sp. pl., mit liniensförmigen, glattrandigen, wie die Kelche unbehaarten Blättern, und doldentraubigen Blüten. Auf den Alpen des mittleren Europa. Abgeb. in Jacqu. austr. t. 286. 70) *H. glaberrimum* Spr. Syst., mit sehr ästigem Stängel, lanzettförmigen, glattrandigen, schimmelgrünen, glatten Blättern, von denen die oberen den Stängel umfassen, mit rispenförmigen Blüten, und schuppigen Blütenstielen. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. 71) *H. altissimum* Lapeyr. Suppl., mit einfachem, wie die glattrandigen Blätter krummhaarigem Stängel, mit umgekehrt eiförmig-ablangen, am Blattstiel herab laufenden Wurzelblättern, breiten, stielumfassenden, fast gewimperten Stängelblättern, rispenförmigen Blüten, und haderigen Blütenstielen und Kelchen. Auf den Pyrenäen. (Wahrscheinlich gehört *H. ceriathoides* Engl. bot. t. 2378., welches in Schottland wächst, hierher). 72) *H. scabrum* M. bor. am., mit ganz einfachem, an der Basis steif behaartem, oberhalb scharf anzufühlendem Stängel, ungestielten, eiförmig-ablangen, glattrandigen, auf beiden Seiten schwielicht-rauben Blättern, und fast zusammen gefehter, am Ende stehender Blütentraube. In Nordamerika. (*H. verrucalatum* Link En.?). 73) *H. incanum* M. B. taur. cauc., mit einfachem, hohem, filzigem Stängel, stielumfassenden, ablangen, glattrandigen, fast wellenförmigen, weißgrauen, gewimperten Blättern, doldentraubiger, sehr ästiger Rispe, und doppelt krummhaarigen, etwas klebrigen Kelchen. In Kaukasien. 74) *H. prostratum* Cand. fl. fr., mit einfachem, niederliegendem, wie die ablangen, fast glattrandigen Blätter, sehr zottigem Stängel, rispenförmigen Blüten, und ziemlich unbehaarten Kelchen. An der Mündung des Adour in Gascogne. 75) *H. echioides* Lumnitz. poson., mit aufrechtem, wie die lanzettförmigen, fast glattrandigen Blätter, steif behaartem Stängel, und doldentraubiger Rispe. Im östlichen Deutschland, in Preußen, Ungarn, Podolien und Laurien. Abgeb. in Waldst. et Kit. plant. rar. I. t. 85. — β) Mit gezähnten Blättern: 76) *H. vulgatum* Fries novit. fl. suecic., mit aufrechtem, oberhalb fein behaartem Stängel, ablang-lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, nach oben grob gezähnten, ziemlich unbehaarten Blättern, fast doldentraubigen Blüten, und dachziegelförmig-schuppigen, fein behaarten Kelchen. In Europa. (*H. murorum*



*H. sylvaticum* Fl. dan. t. 1113., *maculatum* Sm. Engl. bot. t. 2121., *Lachenalii* C. C. Gmel., *pictum* Schlecht.)  
 77) *H. sylvaticum* Sm. (Engl. bot. t. 2031.), mit ästigem, etwas krummhaarigem Stängel, gestielten, ablangem, an beiden Enden verschmälerten, wenig gezähnten, krummhaarigen Blättern, rispensförmigen Zweigen, und dachziegelförmig-schuppigen Kelchen. In den Wäldern Europa's. 78) *H. boreale* Fries. l. c., mit einfachem, oberhalb sehr ästigem Stängel, ungestielten, lanzettförmigen, lang zugespitzten, oben unbehaarten, unten scharf anzufühlenden Blättern, von denen die unteren vorn gezähnt, die oberen glattrandig sind, mit rispensförmigen Zweigen, und dachziegelförmig-schuppigen Kelchen. Im nördlichen Teutschland, in England, Dänemark, Schweden und Norwegen. (*H. sabaudum* Engl. bot. t. 849., fl. dan. t. 871., *sylvaticum* Rostkov. fl. sedin.). 79) *H. sabaudum* L. fl. suec., mit einfachem, steif behaartem Stängel, doldentraubigen Blüten, halb stielumfassenden, eiförmig-ablangen, drüsig-gezähnten, steif behaarten Blättern, und in zwei Reihen stehenden Kelchschuppen. In Krain, Italien und Nordamerika. (*H. canadense* Mx. bor. am.). Abgeb. in *All. pedem.* t. 27. f. 2. 80) *H. ramosum* Kit. pl. rar., mit aufrechtem, ästigem, krummhaarigem Stängel, meist gestielten, ablangen, fast spontonsförmigen, buchtig-tiefgezähnten, unten fein behaarten Blättern, rispensförmigen Blüten, und ziemlich einfachem, etwas haderigem Kelch. In Ungarn und Siebenbürgen. 81) *H. polyphyllum* W. Suppl. En., mit ästigem, an der Basis steif behaartem, oberhalb fast unbehaartem Stängel, spatelförmig, nach vorn gezähnten unteren, und ablangen, fast glattrandigen oberen Blättern, und steif behaarten Kelchen. Auf den penninischen Alpen. 82) *H. paludosum* L. fl. lapp., mit einfachem, wie die Blätter unbehaartem Stängel, umgekehrt eiförmig-ablangen, schrotsägenförmigen unteren, und stielumfassenden, nach hinten gezähnten oberen Blättern, fast doldentraubigen Blüten, gewimperten Bracteen, und steif behaarten Kelchen. In Europa. (*H. diaphanum* Fries l. c.). Abgeb. in der Engl. bot. t. 1094. 83) *H. lapsanoides* Gouan. (Illustr. L. 21. f. 3.), mit einfachem, wie die Blätter unbehaartem Stängel, leiersförmig-schrotsägenförmigen, gezähnelten, gestielten unteren Blättern, an der Basis gedrückten Blattstielen, geigenförmigen, stielumfassenden oberen Blättern, doldentraubigen Zweigen, und steif behaarten Kelchen. Auf den Pyrenäen. 84) *H. corinthoides* L. Sp. pl., mit aufrechtem, zottigem Stängel, fast glattrandigen, krummhaarigen Blättern, umgekehrt eiförmigen Wurzelblättern, und herzförmig-ablangen, stielumfassenden Stängelblättern, doldentraubigen Blüten, und steif behaarten Kelchen. In Krain, Ungarn, und im südlichen Frankreich. Abgeb. in Gouan Illustr. t. 22. f. 4. 85) *H. prenanthoides* Vill. delphin., mit einfachem, wie die entfernt gezähnelten, etwas steif behaarten Blätter am Rande, scharf anzufühlendem Stängel, ablang-lanzettförmigen, gestielten Wurzelblättern, und herzförmig-ablangen, stielumfassenden Stängelblättern, und traubensförmig-doldentraubigen Blüten. In Schottland,

Frankreich, Italien und in der Schweiz. (*H. spicatum* Allion. pedem. t. 27. f. 1. 3.). 86) *H. denticulatum* Sm. (Engl. bot. t. 2122.), mit aufrechtem, einfachem, scharf anzufühlendem Stängel, ungestielten, ablangen, zugespitzten, unregelmäßig drüsig-gezähnelten; unbehaarten, unten schimmelgrünen Blättern, doldentraubigen Blüten, und drüsig-krummhaarigen Blütenstielen. In Schottland. (*H. prenanthoides* Sm. Engl. bot. t. 2235.). 87) *H. cydonifolium* Vill., mit fast ästigem, zottigem Stängel, halb stielumfassenden, ablangen, fast gezähnelten, federig krummhaarigen Blättern, und doldentraubigen Blüten. Im Dauphiné. 88) *H. racemosum* Kit. pl. rar., mit einfachem, aufrechtem, etwas haderigem Stängel, ungestielten, buchtig-gezähnten, unbehaarten Blättern, von denen die unteren ablang, und an beiden Enden verschmälert mit tieferen Zähnen an der Basis, die oberen eiförmig sind, und mit traubensförmigen, in den Blattachseln stehenden Blütenstielen. In Ungarn. 89) *H. carpathicum* Bess., mit einfachem, wie die drüsig-gezähnten, fast gestielten Blätter, krummhaarigem Stängel, umgekehrt-eiförmigen, flachlich-stumpfen Wurzelblättern, rispensförmigen Blüten, und drüsig-krummhaarigen Blütenstielen und Kelchen. Auf den Karpathen und Sudeten. (*H. Milleri* Link., *sudoticum* Tausch.). 90) *H. latifolium* Fröhl., mit oberhalb unbehaartem, etwas scharf anzufühlendem Stängel, ablangen, steif behaarten, fast gezähnelten Blättern, von denen die Stängelblätter halb stielumfassend sind, mit doldentraubigen Blüten, und schwarzhaarigen Blütenstielen und Kelchen. Auf den Pyrenäen. (*H. croaticum* Lapeyr.). 91) *H. macrophyllum* Pursh. am. bor., mit sehr hohem, gefurchtem, haderigem Stängel, großen, herzförmig-ablangen, halb stielumfassenden, entfernt grob gezähnten, ziemlich unbehaarten Blättern, unten fein behaarten Blattadern, ausgesperrt-doldentraubiger Rispe, und verlängerten, wie die Kelche unbehaarten Blütenstielen. In Kanada. 92) *H. amplexicaule* L. Sp. pl., drüsig-krummhaarig, wie mit Öl überzogen, mit straff aufrechtem Stängel, stielumfassenden, herzförmig-eiförmigen, an der Basis gezähnten Blättern, und doldentraubigen, wie die Kelche steif behaarten Blütenstielen. Auf den Pyrenäen. (*Lepicaune balsamea* Lapeyr. Suppl., *H. balsameum* Asso., ist eine meist einblumige Abart). 93) *H. pyrenaicum* L. Sp. pl., mit einfachem, etwas krummhaarigem Stängel, stielumfassenden, pfeilförmig-ablangen, zugespitzten, gezähnelten Blättern, doldentraubigen, meist einblumigen Zweigen, und schlaffen, steif behaarten Kelchen. Auf den Alpen des mittleren Europa. (*H. blattarioides* und *Picris pyrenaica* L., *Crepis austriaca* Jacqu. austr. t. 441., *Hieracium pieroides* Vill. It?). 94) *H. spinulosum* Spr. Syst., unbehaart, mit vielen Stängeln, verlängert-lanzettförmigen, stumpfen, tief ausgestreuten, dornig-gezähnten, gestielten unteren, und stielumfassenden oberen Blättern, rispensförmigen Blüten, und schlaffen, an der Basis filzigen Kelchen. Auf den Pyrenäen. (*Lepicaune spinulosa* Lapeyr. Suppl.) 95) *H. paniculatum* L. Sp. pl., mit drehrundem, unterhalb zottig



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



günstig, macht vielmehr wahrscheinlich, daß Mannert Recht habe. Denn in Germe war nach Leo a. a. D. ein Bischofssitz, woraus zu schließen, daß die Stadt von einiger Bedeutung war. Sozomenos (Hist. Eccl. IV, 11.) meldet, daß sie durch ein Erdbeben zur Zeit des Kaisers Valens verwüstet sei. Aus den Anführungen des Hierokles und Leo erfieht man aber, daß sie wieder hergestellt worden. Man weiß nicht anzugeben, warum Germe hiera die heilige hieß, vielleicht weil ein Tempel oder Kultus in dieser Stadt in besonderer Verehrung stand und durch diesen Beinamen diese Stadt in Mysien von Germa in Galatien unterschieden werden sollte. Es wird jedoch letzteres von Hierokles *Τεϋλα* und von Leo *Γερμοχολώνεια* geschrieben. (Kannglessen.)

HIERA HODOS (*Ἱερά ὁδός*), d. i. der heilige Weg, hieß die Straße von Eleusis nach Athen. Hieras hodoi (*Ἱεραὶ ὁδοὶ*) war der griech. Name einer Bitterquelle in Sarmata Europaea; s. den Art. Exampaeos. (R.)

Hierak, s. Irak.

Hierakas, s. Hierax.

Hierakia, s. Hieracia.

Hierakiten, s. Hierax.

HIERA KOMA (*Ἱερά κώμη*), ein Flecken, nicht weit von der Stadt Magnesia am Mäandros und zwar südöstlich von derselben, bekant durch einen Tempel und ein Orakel des Apollon, und zu Karien gehörend. (R.)

HIERAKON (*Ἱεράκων*), eine am östlichen Ufer des Nil liegende Stadt des Nomos Encopolites in Oberägypten, 20 römische Meilen nordwestlich von Iffu, 28 südöstlich von Pesla und 52 südöstlich von Antinoë (Itinerar. Anton.) (R.)

HIERAKON NESOS (*Ἱεράκων νῆσος*), Hieracum insula, Accipitrum insula, nach Ptolemäus 1) eine Insel im arabischen Meerbusen an der Küste von Arabia felix zwischen den Inseln des Polybios und des Sokrates, südlich von der Mündung des Bätius (Abassi); 2) eine kleine Insel an der südwestlichen Küste von Sardinien, nordwestlich von der Insel Plamharia, die heutige Isola di St. Pietro. (R.)

HIERAKON POLIS (*Ἱεράκων πόλις*), Hieracopolis, Accipitrum urbs, Habicht-, Geier- oder Sperberstadt, ist nach dem Itin. Anton. eine Stadt in Thebais oder Oberägypten auf der Ostseite des Nils; s. Hierakon. Strabo dagegen (XVII. p. 561) erwähnt eine Stadt dieses Namens südöstlich von Latopolis, welches auf dem westlichen Ufer des Nil liegt. (R.)

Hiera Mione, s. Hermione.

HIERA PETRA (*Ἱερά πέτρα*), oder heiliger Felsen, hieß nach Ptolemäus ein Ort auf Kreta, wahrscheinlich der südliche Hafen der Stadt Arkadia. Der Name hat sich in dem heutigen Sirapetra erhalten. (R.)

Hiera pidna, s. Hiera pytna.

HIERA PIKRA (*Ἱερά πικρά*), hieß bei den griechischen Ärzten ein bitteres Larimittel, welches sie theils als Pulver zu 15 — 20 Gran, theils als Latwerge anwandten. Jetzt ist es nicht mehr in Gebrauch; am

längsten bediente man sich noch der Latwerge in Klystieren zu 1 bis 1½ Loth. Die Mischung ist sehr complicirt; Haselwurzel, Spise, Safran, Zimmet, Aloe u. s. w. werden dazu angewendet. (R.)

HIERAPOLIS (alte Geogr.), 1) Stadt in Großphrygien, am Mäander, Laodicea gegenüber, berühmt ihrer warmen Bäder, deren Wasser so reichlichen Tropfstein absetzte, daß man ihn mittels eigens dazu gezogener Graben in Bausteine formte (vergl. Vitruv. VIII, 3. Strabo XIII, 629.) und des Plutoniums wegen, einer kleinen Höhle unter einem vortragenden Felsen, aus welcher fortwährend schwarzer Dampf empor stieg, dessen Einathmen Menschen und Thieren tödtlich war (vergl. Strabo l. c. Apulej. de mundo. p. 65). Der Apostel Paulus stiftete dort eine Christengemeinde (vergl. Koloss. 4, 13.). Aus Strabo's Berichten (a. a. D.) ergibt sich, daß das Wasser daselbst für die Färberei vorzüglich genug gewesen sei, um mit Krapp gefärbte Zeuche denen mit Purpur und Kermes gleich zu machen. Dieß bestätigt eine Inschrift der Färberinnung von Hierapolis bei Chandler (c. 69.). Der wohl erhaltenen Trümmer des Theaters, der Bäder, des Gymnasiums und mehrerer Inschriften erwähnen Chandler und Pococke. Gegenwärtig liegt an der Stelle des alten Hierapolis ein Ort Namens Bambul-Kaleffi, zum Sandschal Axtabija gehörig. (Benicken.)

2) Eine Stadt in Phrygia Salutaris. (R.)

3) Eine große Stadt in der cölesyrischen Landschaft Syrrhessica (pr. Euphratensis), berühmt durch den Kultus des meergeborenen weiblichen Naturprinzips, der Derketo (Atargatis, Dea Syra, vergl. Selden de Diis Syris II, 4.), deren prachtvoller Tempel voll Weihgeschenken einen reichen Schatz enthielt (s. Applan. Parth. p. 28. ed. Schweigh.). Sie war am westlichen Uferlande des Euphrat von Cosroes (Cyrus?) dem Perserkönige erbaut und Bambyce genannt (Plin. V, 23. Strabo XVI. p. 748), geräumig und volkreich (Amm. Marc. XIV, 8. XXIII, 2.). Kaiser Konstantin I. erklärte sie zur Hauptstadt der neuen Provinz Euphratensis; doch fiel mit dem Cultus der alteinheimischen Gottheit durch das Christenthum zugleich die Größe und das Ansehen der Stadt. Des fast verödeten Hierapolis Mauern stellte Kaiser Justinian noch einmal her, doch bald versielen sie wieder und gegenwärtig sind in zwei elenden Dörfern kaum noch Spuren davon zu erkennen. Zweifelhaft ist es nämlich, ob Bambadsch, ein Dorf unweit des Euphrat (Gjalet Haleb), wie Pococke meint, oder Menbigz, ein Kasaban am Dorfe Sphiri (Gjalet Haleb, — näher am Euphrat) nach Maundrells und Paulus Meinung (s. Zerabolus, in der Sammlung der merkwürdigsten Reisen im Orient I, 333.) das Ueberbleibsel von Hierapolis sei. (Benicken.)

4) Nach Plin. IV, 20. ed. Bip. (Al. 12.) und Steph. Byz. eine Stadt auf der Insel Kreta; einige identificiren sie mit Camirus oder Kamiros (s. d. Art.)

5) Nach dem Itin. Anton. eine Stadt im westlichen Theile von Aegyptus inferior 101 röm. Meilen nordwestlich von Memphis und 21 in derselben Richtung



von Andropolis; es ist wohl Hermopolis parva (s. d.) damit einerlei. (R.)

HIERAPYTNA (*Ἱερά Πύρνα*), auch τὰ Ἱερά-  
πύρνα (bei Dion XXXVI, 1.) und ἡ Ἱερά Πύρνα ge-  
schrieben, war eine an der See gelegene Stadt im dem  
nordöstlichen Theile der Insel Kreta, etwas über 2 Meis-  
len entfernt von dem nordöstlich liegenden Vorgebirge  
Samonium, das jetzt Kap Sidero heißt. Die See  
bildete hier eine Bai und in der Nähe lag die Insel  
Chrysea, oder Chrysa, jetzt Grades genannt. In  
christlichen Zeiten war die Stadt der Sitz eines Bischofs.  
Der Ort Paldoastro soll jetzt an derselben Stelle liegen.  
(Strabo X, 475. Plin. IV, 22.) (Kannegiesser.)

HIERARCHIE (*ἱεραρχία*, sacrum imperium  
oder in rebus sacris imperium) die oberste Gewalt des  
Heiligen oder über das Heilige, — Herrschaft der Priester  
A. bei den Christen.

I. Geschichtlich. In den verschiedenen Jahr-  
hundertern, in welchen sich nach und nach die oberste  
Gewalt des Klerus über den Glauben, das Gewissen,  
das kirchliche Leben und die Seligkeit der ihm unterge-  
benen Laien entwickelte, erweiterte und vollendete, hat  
Hierarchie eine sehr verschiedene Bedeutung und Um-  
fang. Obschon die Grundlage jener furchtbaren Priesters-  
gewalt, wie sie seit dem 11ten bis ins 13te Jahrh. auf  
dem Gipfel ihrer höchsten Vollendung erscheint, bereits  
im 2ten und 3ten Jahrh. der christlichen Kirche gelegt  
war, und sich im 4ten und 5ten Jahrh. in gewaltigen  
Fortschritten ausbildete, so war doch bei den kirchlichen  
Schriftstellern und Klerikern jener Periode das Wort  
Hierarchie noch nicht in dem späteren Sinne gebräuchlich,  
und erhielt erst durch die untergeschobenen Schriften des  
Pseudodionysius Areopagita, insbesondere das  
Buch de ecclesiastica hierarchia et de coelesti hie-  
rarchia<sup>1)</sup>, welche im 4ten oder 5ten Jahrh. verfaßt,  
seit dem 7ten und 8ten Jahrh. allgemeiner verbreitet  
wurden, allgemeinere Anwendung. Begriff und Wesen  
der kirchlichen Hierarchie läßt sich daher nur aus ihrer  
Geschichte richtig erkennen, und in ihren mannichfaltigen  
Beziehungen und Abstufungen auffassen. Dieser Theil  
der Kirchengeschichte bietet sowohl für jeden Christen,  
als insbesondere für den Beobachter der Entwicklung  
des kirchlichen Wesens unter dem Einflusse zusammen

treffender Mißverständnisse und geistlicher Herrschbegierde,  
und für jeden, dem die Sicherheit und Förderung des  
bürgerlichen und Staatswohles anvertrauet ist, vorzüglich  
in gegenwärtigen Tagen die belehrendsten und warnend-  
sten Erscheinungen dar. Bedenken wir, wie fast unbe-  
merkbar im 2ten Jahrh., als die Kirche noch unter dem  
Drucke des Heidenthums stand, die ersten Keime jener  
geistlichen Gewalt gelegt wurden, und nur im Inneren  
zu treiben begannen<sup>2)</sup>; wie aber jene Keime doch so  
festen Grund und Boden gefaßt hatten, daß sie, von  
dogmatischen Mißverständnissen genährt und erhalten,  
ihre Wurzeln immer weiter ausbreiteten; wie endlich im  
Mittelalter diese Gewalt das Recht sich anmaßte, Für-  
sten zu entthronen, Untertanen vom Eide der Treue  
zu entbinden, Inquisition und Kegergerichte einzuführen;  
und nachdem durch die Reformation ihr Ansehen eine  
Erschütterung erlitten hatte, wie sie den Jesuitenorden  
zur Wiederherstellung desselben, zur Verhütung weiterer  
für sie nachtheiliger Folgen ins Daseyn rief: so muß  
der Freund des Menschengeschlechtes, jeder Bekenner des  
Christennamens kaumend fragen, wie war es möglich,  
daß in der Mitte der christlichen Kirche, daß aus der  
Religion des Glaubens und der Liebe ein Institut her-  
vorging, welches die heiligsten Rechte der Menschen und  
Staten, die ersten Pflichten des christlichen Glaubens  
seinem Interesse aufopferte? Die Geschichte des kirchli-  
chen Wesens allein gibt darauf die bestimmteste Ant-  
wort. Um aber bei der Menge und Mannichfaltigkeit  
der Thatsachen und Lehrmeinungen das Wichtige nicht  
zu übersehen und den Überblick über die interessante Er-  
scheinung zu erleichtern, ist es einerseits nothwendig, die  
Geschichte der Hierarchie selbst, welche sich im Mit-  
telalter fast ausschließlich auf die Geschichte der römischen  
Päpste beschränkt, von der Geschichte der Hierarchie  
zu unterscheiden, und diese letztere andererseits nach ge-  
wissen Perioden darzustellen. Als solche Perioden sind  
aus Gründen, die sich aus der Geschichte selbst ergeben  
werden, fest zu setzen: I. Von der apostolischen Zeit  
bis auf den Bischof Cyprian in Karthago (258 n. Chr.).  
II. Von Cyprian bis auf den Bischof Gregor I. von  
Rom (600 n. Chr.). III. Von Gregor I. bis Gregor VII.  
(1085 n. Chr.). IV. Von Gregor VII. bis zur Re-  
formation (1555). V. Von der Reformation bis auf  
die neuere Zeit. Die letzten drei Perioden jedoch kann  
man auch in Eine zusammen fassen, weil seit der drit-  
ten die Hierarchie begründet ist und das Detail ihrer Ge-  
schichte von da an unter dem Art. Papat abgehandelt  
werden muß.

Erster Abschnitt. Von der apostolischen  
Zeit bis auf Cyprian, oder die ersten Keime

2) Magna illa res, sagt Mosheim de reb. Christ. ante  
Constant. M. p. 770, quam Hierarchiam nominamus, tot  
disputationum et bellorum inter Christianos tristissimum argu-  
mentum, si ex aequo et vero rem existimes atque ad primor-  
dia ecclesiae ascendas, a parvis et tenuibus incipis, a  
graecarum ecclesiarum concilio civilem patriae suae gubernationem  
et concilia gentis imitandi profectum est gradatimque  
ita firmata et aucta, nulla ut arte labefactari deinde poterit.

1) Der unbekanntere Verfasser dieser Schriften stellt in ihnen  
mehrere Erklärungen des Begriffes der Hierarchie auf, aus welchen  
man sieht, daß sie sich zu seiner Zeit erst auf der zweiten Stufe  
ihrer Entwicklung befand. Ἔστιν ἱεραρχία, heißt es de coel. hie-  
rar. im Anfange von Kap. 2.: κατ' ἐμὲ τῆς ἐκείνης καὶ ἐπιστομῆς καὶ  
ἐπίγειας πρὸς τὸ θεοειδὸς ὡς ἐκκεντὸν ἀφομοιωμένη καὶ πρὸς τὰς  
ἐκκεντὸς αὐτῆς θεοειδὸς ἑλλοιμῆς ἀναλόγως ἐπὶ τὸ θεοειδὸς  
ἀναγομένη u. de eccles. hierar. cap. 1.: ἡ καθ' ἡμᾶς ἱεραρχία λέγα-  
ται καὶ ἐστὶν ἡ περιεκτικὴ τῶν κατ' αὐτὴν ἀπάντων ἱερῶν πραγ-  
ματα, καθ' ἣν ὁ θεὸς ἱεραρχῆς τελούμενος ἀπάντων ἔχει τῶν  
κατ' αὐτὸν ἱερωτάτων τὴν μέθεξιν, ὡς ἱεραρχίας ἐκκεντὸς. Eben  
dasselbst gibt er an, was man unter einem ἱεραρχῆς zu denken habe:  
Ἱεραρχῆς ὁ λέγων φηλοὶ τὸν θεὸν καὶ θεῖον ἀρεθῶν, τῆς πίστεως  
ἱερῶς ἐπιστομῶν γνῶσις, ἐν ᾧ καὶ καθαρῶς ἡ κατ' αὐτὸν ἱεραρχία  
πᾶσα τελείται καὶ γινώσκεται. Schon hier geht Alles auf einen  
gewissen bevorzugten, göttlichen Charakter der Priester hinaus,  
den man später und noch jetzt als den Charakter indelebilis der  
Priester bezeichnet.



der Hierarchie bis zu ihrer Entwicklung, als bischöfliche Aristokratie.

Mit dem Eintritte des Christenthums in die Weltgeschichte war auch theils durch die Grundlehren desselben selbst, theils durch die Institute der Taufe und des Abendmahls, eine äußere Vereinigung der Christen bekundet gegeben, theils um sich gemeinschaftlich zu erbauen und in der Erkenntniß der christlichen Lehren zu stärken, theils durch den gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahls an den Tod des Herrn sich zu erinnern. Bei den gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Gemeinde vorstand, hieß Ältester (πρεσβύτερος, nach der jüdischen Synagogeneinrichtung); s. Act. 14, 23. 15, 23. wo solche von den Aposteln und den übrigen Mitchristen (ἀδελφοίς) unterschieden werden, und 1 Tim. 5, 17. Tit. 1, 5. Mehrere derselben waren vorzugsweise mit Lehre und Unterricht beschäftigt (1 Tim. 5, 17.). Gleichbedeutend mit dem Presbyteriat und den Griechen verständlicher war in der apostolischen Zeit das Amt eines ἐπιτοκιοῦ oder Aufsehers (Act. 20, 28. Phil. 1, 1. 1 Tim. 3, 2.), dem ebenfalls, wie man aus den Vorschriften siehet, welche Paulus a. a. D. seinem Timotheus gibt, das Lehramt, so wie die Aufsicht über die Sitten der Brüder (1 Petr. 5, 1 fg.), mit oblag. Neben diesen wurden, nach dem Beispiele der Gemeinde zu Jerusalem (Act. 6, 1 fg.), noch einzelne Personen in den christlichen Gemeinden ernannt, um die gemeinschaftliche Kasse zur Unterstützung der Armen und Kranken zu verwalten, so wie für letztere überhaupt zu sorgen; sie hießen Diener διακονοί (Phil. 1, 1. 1 Tim. 3, 8. 12.), und wurden, wie die Presbyteren, durch Handauslegung zu ihrem Amte geweiht (Act. 6, 6. 1 Tim. 4, 14. 2 Tim. 1, 6.). Gemeinschaftliche Erbauung und Belehrung, die Feier des Abendmahls; verbunden mit einem Liebesmahle, wobei die Gaben sowohl für die armen Brüder der eignen Gemeinde, als auch für fremde Gemeinden, übergeben wurden, bildeten das Band der Einheit im kirchlichen Leben. Die Presbyteren oder Bischöfe waren noch in keinerlei Hinsicht ein vor den übrigen Brüdern bevorzugter Stand; nur im kirchlichen Vereine genossen sie, wie das ihres Berufs wegen nothwendig war, besondere Achtung.

So hatte sich die kirchliche Verfassung, obschon an verschiedenen Orten mit mehrfachen Abweichungen, in ihrer Einfachheit mehrere Jahrzehnde erhalten; und nach dem bekannten Briefe des Plinius (S. X. Br. 97.) zu schließen, war keine wesentliche Veränderung vorgenommen, als etwa in der Zeit und dem Orte der kirchlichen Zusammenkünfte<sup>3)</sup>. Aber seit dem Anfange des 2ten Jahrh. trafen mehrere, anscheinend zufällige Erscheinungen, theils in den Lehrmeinungen, theils in dem Verhältnisse der Presbyteren oder Bischöfe zu den Gemeindegliedern, zusammen, welche von den wichtigsten Folgen für die nächsten Jahrzehnde waren, und dem kirchlichen Wesen eine ganz andere Gestalt gaben.

Schon zur Zeit der Apostel wurden die Schriften des N. T. zur Belehrung und Erbauung nicht allein für den häuslichen Gebrauch empfohlen (1 Tim. 3, 14 — 17. 2 Petr. 1, 19. 20.), sondern auch, vorzüglich mit Rücksicht auf die Weissagungen, als Beweise der messianischen Würde Jesu, in den Versammlungen, vorgelesen und erklärt. Die neutestamentlichen Schriften konnten damals nur nach und nach, nur in einzelnen Gemeinden, an die sie gerichtet, oder denen sie von anderen mitgetheilt worden waren, ein gleiches Ansehen erhalten, und daß ihre Verbreitung langsam von Statten ging, war natürliche Folge der weiten Entfernung einzelner Gemeinden von einander, und der durch Verfolgungen, und bedrängte Lage veranlaßten Unterbrechung ihrer Gemeinschaft. Der Gebrauch des N. T., welcher um so weniger bestreben darf, da ein großer Theil der christlichen Gemeindeglieder aus gewesenen Juden bestand, führte bald zu Mißverständnissen, deren wichtige Folgen man in ihrem Entstehen schwerlich ahnete. Aller Opferkultus, den der jüdische und heidnische Glaube so reichlich gepflegt hatte, war durch den christlichen Glauben aufgehoben, das Blut Jesu galt als Bürgschaft der göttlichen Gnade und der Vergebung der Sünden (Röm. 3, 25.); Christus, hieß es, hat als hoher Priester, sich selbst als Opfer Gott dargebracht, um die Menschen der göttlichen Gnade zu versichern (Hebr. 10, 10.). Als nun bei ängstlichen Gemüthern der Zweifel sich regte, ob, ohne Opfer und äußeren Kultus, ihnen das gewährt werde, was sie früher dadurch von Gott empfangen zu haben glaubten, wurde von den Lehrern des Christenthums der Opfertod Jesu Christi und die Segnungen seines Blutes aufs schärfste hervorgehoben. So heißt es bei Clemens Romanus (1 Brief an die Korinth. 7.): „Lasset uns unverwandten Blickes hinschauen auf das Blut Christi, und erkennen, wie werth sein Blut Gott ist, welches vergossen zu unserm Heile, der ganzen Welt die Gnade der Besserung dargebracht hat,“ und im 12ten Kap.: „durch das Blut des Herrn wird Erlösung zu Theil werden allen, die glauben und hoffen auf Gott. Lasset uns Jesum Christum ehren, dessen Blut für uns dahin gegeben worden.“ Barnabas Brief<sup>4)</sup> vergleicht das Leiden und den Tod Jesu mit den Opfern des alten Bundes bis ins kleinste Detail und nennt diese einen Typus des Leidens Jesu. Jesus ist das Opferrind; die ihn zum Opfer führten, sind sündige Menschen; die Knaben, welche besprengen, sind diejenigen, denen die Verkündigung des Evangeliums, nämlich die Lehre von der Vergebung der Sünden und der Heiligung des Herzens, von Gott übertragen wurde: auf dem Holze (dem Kreuze) beruhet das Reich Christi. Bei dieser typischen Deutung des N. T. wurde die liturgische Rede-weise desselben immer ernstlicher auf den noch einfachen kirchlichen Ritus angewendet, und nach und nach eine Umwandlung der Begriffe vorbereitet. Das Amt der Bischöfe, Presbyteren und Diakonen wird λειτουργία

3) W. J. Boehmeri Dissertat. jar. eccles. antiqui. Diss. III. IV.

4) Bei Coteler. Patr. apost. T. I. p. 21 sq..



genannt<sup>5)</sup>, welches mit eben der Sorgfalt verwaltet werden müsse, wie im alten Bunde: denn dem hohen Priester sind seine Berrichtungen, dem Priester sein Ort, dem Leviten sein Dienst angewiesen, und jeder aus dem Volke (*ὁ λαϊκὸς ἀνθρώπος*) ist an seine Vorschriften gebunden. Die Bischöfe wurden mit dem hohen Priester, die Presbyteren mit den Priestern, die Diakonen mit den Leviten verglichen; die übrigen Christen hießen das Volk (*ὁ λαός*); wer ein kirchliches Amt verwaltete, gehörte zum Klerus. Die Gaben, welche die Christen bei den Liebesmählern oder sonst darbrachten, hießen Opfer (*προσφοραί, θυσίαι*); der Ort, wo dies geschah, Altar (*θυσιαστήριον*)<sup>6)</sup>. Die Eucharistie fing man an als eine Erneuerung des Opfers, welches Christus am Kreuz zur Vergebung der Sünden dargebracht, als das Fleisch Christi zu betrachten, welches für unsere Sünden gelitten habe<sup>7)</sup>.

Während diese Ansichten sich in den christlichen Gemeinden ausbreiteten, war auch in dem Verhältnisse der bei dem kirchlichen Gemeinwesen angestellten Personen eine Veränderung vorgegangen. So lange die Apostel lebten, war wohl kein wesentlicher Unterschied zwischen Bischof und Presbyter, außer etwa da, wo einem Einzelnen von den Aposteln ein besonderer Auftrag zur Anordnung und Leitung des kirchlichen Wesens einer Gemeinde erteilt worden war. Die Apostel, insbesondere Paulus, führten selber über ihre Gemeinden die Oberaufsicht (*ἐπισκοπή*), weshalb denn auch die spätere Zeit sie zu Bischöfen einzelner Gemeinden machte. Nach ihrem Tode traten daher, wie sich aus dem Beispiele einiger apostolischer Väter schließen läßt, theils die angeseheneren, vertrauteren Freunde und Schüler der Apostel in gewisser Hinsicht an ihre Stelle, und suchten in den einzelnen Gemeinden eine kirchliche Ordnung zu erhalten; theils aber machten es auch die Verhältnisse zahlreich gewordener Gemeinden, ihre Verbindung unter einander zur gegenseitigen Unterstützung und Berathung erforderlich, daß einem der Ältesten ein besonderer Einfluß auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten zugestanden werde; er hieß daher vorzugsweise *ἐπίσκοπος*, der Aufseher, und war *primus inter pares*. Ob schon nur wenige zuverlässige Nachrichten hierüber aus jener Zeit erhalten sind; so läßt sich doch aus dem Zustande der kirchlichen Disziplin in der Mitte des 2ten Jahrh. mit Gewißheit folgern, daß im ersten Dritttheile dieses Jahrh. fast in allen Gemeinden ein Bischof an der Spitze des Presbyteriums stand, und mit ihm gemeinschaftlich die kirchlichen Angelegenheiten leitete. Bei der bedrängten Lage einzelner Gemeinden, bei dem Einflusse, welchen in anderen wohlhabenderen die allgemeine Verderbtheit der Sitten, der Luxus u. s. w. auf einzelne Mitglieder äußerte, konnte es nicht fehlen, daß Mißthelligkeiten einzelner Gemeinden oder Gemeindeglieder mit ihrem Bischofe und den Ältesten, wenn sie streng

über die Sitten der Christen wachten, eintreten mußten. Ein Beispiel gibt uns die korinthische Gemeinde, in welcher mehrere verdiente Älteste, bei einer entstandenen Streitigkeit<sup>8)</sup>, ihrer Ämter entsetzt wurden. Gegen solche Störungen der kirchlichen Ordnung mußte das Ansehen des bischöflichen Amtes und des Presbyteriums gerettet und in seiner wahren Würde dargestellt werden. Clemens belehrt daher die Korinther, daß, wie Christus von Gott, so seien von ihm die Apostel gesandt worden, zu verkünden das Evangelium; die Apostel hätten dann in den einzelnen Orten Bischöfe und Diakonen eingesetzt, und damit nach dem Tode derselben keine Unruhen entstehen möchten, die Anordnung getroffen, daß diesen wiederum andere anerkannte Männer in der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten (*leitourgiam*) nachfolgen sollten (*ὅπως διαδεξώμεθα ἕτεροι τὴν leitourgiam αὐτῶν*). Darum erklärt er es für große Sünde, solche Männer, welche ihr Hirtenamt ohne Tadel verwalteten, von demselben zu entfernen<sup>9)</sup>. Schon in dem Briefe an die Hebräer werden die Christen zum Gehorsam gegen die Vorsteher (13, 17.: *πειθεσθε τοῖς ἡγουμένοις ὑμῶν*) ermahnt, aber nur aus dem Grunde, weil sie es sind, die mit Gewissenhaftigkeit für die Seelen wachen: Clemens ist der erste, welcher die Vorsteher als Nachfolger, als Stellvertreter der Apostel darstellt, um ihnen die Achtung ihrer Untergebenen zu sichern.

An sich würde diese Ansicht von der Wichtigkeit des geistlichen Standes unschädlich gewesen seyn, — denn in gewisser Hinsicht war sie der Sache gemäß — wenn sie nicht in der ersten Hälfte des 2ten Jahrh. in und nach den Streitigkeiten mit den Gnostikern zu Folgerungen Veranlassung gegeben hätte, in denen der Grundstein der alsbald aufblühenden hierarchisch-kirchlichen Verfassung gelegt wurde. Seit dem ersten Dritttheile des 2ten Jahrh. nämlich griff die Gnosis in und außer den christlichen Gemeinden mit unwiderstehlicher Gewalt um sich; die große Anzahl ihrer Parteien und Parteiführer, das Erscheinen derselben fast an allen Orten des römischen Reiches, endlich der wiederholte Widerstand, den ihnen christliche und selbst heidnische Schriftsteller leisteten, beweisen die Größe der Gefahr, die man in ihren Ansichten fand. Und in der That war diese Furcht nicht ungegründet. Wenn die Gnostiker, ursprünglich im Geiste des damaligen philosophischen Eklekticismus, einen höheren Standpunkt in der Erkenntniß des Räthsels des menschlichen Daseyns, des Daseyns der Welt und ihres Verhältnisses zu dem unsichtbaren Urgrunde aller Dinge errungen zu haben vorgaben, wenn sie die dem Verstande unumgänglichen Widersprüche in der äußeren Natur, in der geistigen und physischen Natur des Menschen, selbst in den Lehren der seither bestehenden positiven Religionen (des Heidenthums, des Dualismus, des Judenthums und Christenthums) beseitigt zu haben glaubten, und nun eine unmittelbar ges-

5) Clem. Rom. ad Cor. I. 44. 40. 6) Ignat. ep. ad Trall. ad Philad. etc. 7) Ignat. ad Smyrn. cap. 7. 8) Clemens Rom. I. ad Cor. c. 44. 9) Ibid. c. 42 — 45.



wisse Erkenntniß (*τιν γνῶσιν*), die zur Seligkeit führe, den Menschen verhiessen: so war diese ihre viel versprechende Lehre, verbunden mit dem Geheimnißvollen ihres Kultus, zu blendend, um nicht Anhänger in Menge zu gewinnen. Als christlicher Gnosticismus, stand diese Lehre freilich in grollem Widerspruche mit dem seither in den christlichen Gemeinden üblichen Lehrbegriffe, so wie mit dem Inhalte der biblischen, insbesondere der neutestamentlichen Schriften; aber hier wußten sich die Gnostiker auf eine Weise zu helfen, welche bei der Analogie ähnllicher Erscheinungen in den philosophischen Schulen des Alterthums viel Tauschendes hatte. Sie behaupteten nämlich, daß sich Christus und Einige seiner Schüler, einer doppelten Lehrweise bedient, daß er nur im vertrauteren Kreise einiger Wenigen über die Grundsätze und Geheimnisse der wahren Gnosis gesprochen, vor dem größern Theile seiner Schüler, vorzüglich vor dem Volke, sich accommodirt und seine wahre Überzeugung nicht ausgesprochen habe<sup>10)</sup>. Seine wahre Lehre sei von den vertrautern Schülern theils mündlich, theils auch schriftlich, fortgepflanzt und so bis auf die gegenwärtige Zeit unter den Gnostikern erhalten worden; die in den christlichen Gemeinden fortgepflanzte Lehre dagegen sei nur die exoterische, und so verhalte es sich auch mit den neutestamentlichen Schriften. Die Gnostiker verwarfen diejenigen Schriften, deren Auctorität sie nicht anerkannten, nicht als ob sie dieselben für unecht und untergeschoben erklärt, sondern weil ihre Verfasser die wahre Lehre Jesu nicht kennen gelernt hätten. Dagegen nahmen mehrere Gnostiker einzelne neutestamentliche Bücher als Norm ihrer Lehre an (z. B. das Evangelium des Lukas und des Johannes, mehrere Paulinische Briefe), obschon auch sie behaupteten, man müsse, wenn abweichende Meinungen in ihnen vorkämen, diese nach den Grundsätzen der Gnosis im höhern geistigen Sinne erklären<sup>11)</sup>.

Kaum hätte man von diesem Widerspruche der Gnostiker wichtige Folgen für das kirchliche Wesen der christlichen Gemeinden erwarten sollen: allein die Art und Weise, wie der Kampf von ihnen begonnen worden, die Waffen, womit sie angegriffen hatten, erheischten tapfere Gegenwehr. In den christlichen Gemeinden hatte man zwar in dieser Periode angefangen, die apostolischen Schriften zu sammeln, wenn auch von einem eigentlichen Kanon nicht die Rede seyn konnte; außerdem hatte sich der apostolische Lehrbegriff durch mündliche Überlieferung, wie unter den Ältesten, so im Volke erhalten. Man würde daher den Angriffen der Gnostiker sehr leicht haben abweichen können, indem man sich auf das Ansehen der echten apostolischen Schriften und den Inhalt der mündlich überlieferten Lehre berief, — wenn nicht die Gnostiker durch ihre Grundsätze von einer doppelten Lehrweise Jesu und einiger seiner Apostel die Waffe der Gegenpartei unbrauchbar gemacht hätten. Diese mußte

also einen anderen Weg der Vertheidigung einschlagen. Sie forderte den geschichtlichen Beweis, daß ihre vorgelich echtchristliche Lehre sich wirklich seit Christus von Munde zu Munde erhalten habe, verlangte, daß man zeige, durch welche Personen es geschehen und nachweise, daß diese Lehre zur apostolischen Zeit schon bekannt gewesen sei<sup>12)</sup> u. s. w. Diese zur Vertheidigung der Echtheit und Wahrheit des seitherigen Lehrbegriffs in der Kirche angewendeten Grundsätze mußten um so mehr an Gewicht gewinnen, da die Anhänger der Gnosis ihnen nichts Wesentliches entgegen zu setzen vermochten. Es galt die Entscheidung der Frage: auf welcher Seite ist die echte unverfälschte Lehre Christi und der Apostel, die wahre Überlieferung zu finden (*doctrina apostolica — traditio veritatis — παράδοσις τῆς ἀληθείας*)? Die rechtgläubigen Väter gingen bei ihrer Demonstration davon aus, daß nur da die wahre Überlieferung seyn könne, wo sich nachweisen lasse, daß und wie die Lehre von Christus auf die Apostel, von diesen auf ihre Nachfolger in ununterbrochener Reihe und so von einem auf den anderen, deren Namen man anzugeben vermöge, fortgepflanzt worden sei. Wir selbst, argumentirten sie weiter, wissen nachzuweisen, daß und welche Gemeinden von den Aposteln wirklich gestiftet, daß und welche Bischöfe in denselben von ihnen als Vorsteher eingesetzt sind, wir können uns daher der festen Überzeugung hingeben, daß diesen von ihnen die wahre Lehre mitgetheilt und von diesen an in ununterbrochener Reihenfolge der späteren Bischöfe bis auf die jetzige Zeit aufbewahrt worden sei. Es ergab sich aus dieser Schlussreihe die wichtige Folgerung: die Bischöfe sind als Nachfolger der Apostel, als Stellvertreter derselben im Besitze der wahren Überlieferung; auf sie ist von den Aposteln übergegangen die Gnadengabe der Erkenntniß der Wahrheit (*charisma veritatis* bei Irenäus), die *doctrina apostolica*<sup>13)</sup>. Wo daher Streit und Zwiespalt über Lehren entstehen mag, da muß man denjenigen gehorchen, denen die Entscheidung hierüber zukommt, nämlich den Bischöfen, welche den Aposteln im Amte gefolgt sind, und die wahre Lehre von ihnen, nach göttlichem Rathschlusse, erhalten haben<sup>14)</sup>. Hätten auch die Apostel keine Schriften hinterlassen, so müßte man dennoch der Überlieferung folgen, welche sie denen übergaben, denen sie die Gemeinden anvertraueten<sup>15)</sup>. Die Wahrheit ist in den Händen der Bischöfe, als Nachfolger der Apostel, und wer daher abweicht von dieser Ordnung der Nachfolge, der ist der Kezerei, des Irrthums, der Hab oder

10) Irenaeus adv. haer. III, 12, 6. 11) Tertullian, de praescript. haeret. c. 15 — 17.

12) Tertull. l. 1. c. 32 — 34. 13) Iren. haer. III, 2, III, 3, 1, IV, 32, 1. Tertull. l. 1. 18 — 21. 14) Iren. IV, 26, 2. Quapropter (weil nämlich Christus den Aposteln die Wahrheit anvertraut hat) iis, qui in Ecclesia sunt, presbyteris obaudire oportet, his qui successionem habent ab Apostolis — qui cum episcopatus successione charisma veritatis certum, secundum placitum patris, acceperint. 15) Iren. III, 4. Quod si neque Apostoli scripturas nobis reliquissent, nonne oportebat sequi ordinem traditionis quam tradiderunt iis, quibus committebant ecclesias?



Ehrfucht verdächtig, und fällt ab von der Wahrheit<sup>16)</sup>.

Diese den Gnostikern entgegen gestellten Grundsätze machten Irenäus unter den griechischen, Tertullian, besonders in seiner Schrift über den Verjährungsbeweis gegen die Keger, unter den lateinischen Klerikern geltend: sie wurden die Veranlassung, daß das Verhältniß der Bischöfe zu ihren Untergebenen, und die kirchliche Verfassung im Allgemeinen eine ganz andere Gestalt erhielt. Nicht als Erfinder jener Ansichten hat man sie zu betrachten; denn diese waren höchst wahrscheinlich in praxi bereits seit der Mitte des 2ten Jahrh. angenommen, sondern sie sanctionirten sie gleichsam nur durch systematische Behandlung. Am meisten machen dieß wahrscheinlich die dem Bischöfe Ignatius beigelegten Briefe, welche zuverlässig der Periode angehören, in welcher den Gnostikern der lebhafteste Widerstand geleistet werden mußte, da ihre Richtung sowohl in kirchlicher als dogmatischer Hinsicht völlig antignostisch ist. In diesen Briefen finden wir schon die Ermahnungen, man müsse dem Bischöfe und dem Presbyterium unterthänig seyn, und deren Meinung folgen, denn das Gebet derselben vermöge viel bei Gott und der Bischof verrete die Stelle Christi<sup>17)</sup>. Der Bischof, heißt es anderswo, vertritt die Stelle Gottes, das Presbyterium die Stelle des Synedrums der Apostel; mit ihnen muß man in Einigkeit leben; es gibt nur Einen Altar, dem man sich nahen kann<sup>18)</sup>. Dem Bischöfe muß man gehorchen, wie Jesu Christo; den Presbyteren, wie den Aposteln: denn ohne diese verdient eine Gemeinde den Namen der Kirche nicht<sup>19)</sup>. Allen Zwiespalt muß man meiden, und die Einheit der Kirche bewahren: denn Alle, welche Verehrer Gottes und Anhänger Jesu Christi sind, sind auch einig mit ihrem Bischöfe; und so wie es nur Einen Altar gibt, so auch nur Ein Abendmahl, nur Einen Bischof<sup>20)</sup>.

Was in diesen Ansichten über die Würde des Bischofs und des Presbyteriums, über den Gehorsam, den man ihnen leisten müsse, über die Einheit des Altars, wie des Abendmahls, was schon von Clemens Romanus über die Stellung der Bischöfe zur Gemeinde, als Nachfolger der Apostel, vorbereitend ausgesprochen worden war, das erhielt durch die angegebenen Grundsätze des Irenäus und Tertullian seine Vollendung. Die Bischöfe sind die Nachfolger und Stellvertreter der Apostel; so wie ihnen die wahre Lehre übergeben worden, so ist auch auf dieselben übergegangen die Gnadengabe der Erkenntniß der Wahrheit. Ihnen kommt also das Recht zu, über Wahrheit und Unwahrheit einer Lehre zu entscheiden; über die Echtheit und Gültigkeit für apostolisch aus-

gegebenen Schriften zu urtheilen, um die Einführung ketzerischer Bücher zu verhindern<sup>21)</sup>; ihren Aussprüchen müssen Alle gehorchen, welche wahre Christen seyn wollen, und wer sich ihnen nicht unterwirft, wer eine Lehre aufstellt, eine Gemeinde sammelt, ohne das Recht der bischöflichen Nachfolge zu beachten, der ist des Irrthums, der Ketzerei, des Übermuths verdächtig. Die wahre Kirche ist durch ihre Bischöfe im Besitze der wahren Lehre<sup>22)</sup>, und ihr ist darum verliehen die Wirksamkeit des heiligen Geistes: wo die Kirche ist, da ist der Geist Gottes, und wo der Geist Gottes ist, da ist die Kirche und jegliche Gnade: der Geist aber ist die Wahrheit<sup>23)</sup>.

So war denn der erste und wichtigste Schritt zur Begründung einer Hierarchie, einer äußeren priesterlichen Gewalt über den religiösen Glauben und das kirchliche Leben der Christen, geschehen; alle Keime dieser Gewalt, wie sie sich in späteren Jahrh. entwickelten und zur Vollendung gebiethen, liegen schon in den angegebenen Lehren von der bischöflichen Gewalt. Nicht bloß als Lehrer des Evangeliums, als Vorsteher der kirchlichen Angelegenheiten, verdienen die Kleriker besondere Achtung; sie bilden einen besonderen Stand in der Gemeinde: die Leitung und Regierung der Gemeinde kommt ihnen nach dem Rechte der Succession als Stellvertretern Christi und der Apostel zu; sie sind im Besitze besonderer Gnadengaben, und haben zu richten über Rechtgläubigkeit und Häresie. In ihnen und durch sie wird erhalten der wahre Glaube, die Gabe des Geistes und der Gnade, die wahre Kirche und der Weg zur ewigen Seligkeit. Darum muß ihnen gehorchen jeder, der selig werden will; — und so war dem Klerus eine Herrschaft über den Glauben, das Gewissen, die Seligkeit der Christen gesichert. Mehrfache Erscheinungen in der kirchlichen Disciplin des 2ten Jahrh. beweisen auch, daß der Klerus, insbesondere die Bischöfe diese Herrschaft siegreich auszuüben begannen. Die Concilien, Synoden der Bischöfe, welche schon vor der Mitte dieses Jahrh. in Griechenland hier und da vorkommen, nach und nach aber, nachdem jene Lehren sich immer weiter verbreiteten, zugleich allgemeiner und von bedeutenderem Einflusse wurden, verdanken nicht sowohl ihren Ursprung, wie man gewöhnlich angenommen hat, der Nachahmung der griechischen Amphiklyonengerichte; sie gingen vielmehr aus den angegebenen Grundsätzen hervor, welche zu einem föderativsystem des Episkopats in den verschiedenen Gemeinden hinführen mußten, um den Angriffen der

21) Tertull. de pudic. c. 10. 22) Iren. III, 4. 1. Tantas ostensiones cum sint, non oportet adhuc quaerere apud alios veritatem, quam facile est ab Ecclesia sumere, cum Apostoli quasi in depositarium plenissimo in ea contulerint omnia, quae sint veritatis. 23) Ib. III, 24. 1. In ecclesia, inquit Paulus, ponit Deus Apostolos, Prophetas, Doctores, et universam reliquam operationem Spiritus: cujus non sunt participes omnes, qui non currunt ad ecclesiam, sed semet ipsos fraudant a vita, per sententiam malam et quaestionem pessimam. Ubi enim ecclesia, ibi et spiritus Dei; et ubi spiritus Dei, illic ecclesia et omnis gratia: spiritus autem veritas.

16) Iren. IV, 26. Reliquos vero qui abstant a principali successione et quocunque loco colliguntur, suspectos habere vel quasi haereticos et malas sententiae, vel quasi scindentes et elatos et sibi placentes, aut rursus ut hypocritas, quaerens gratia aut vanae gloriae hoc operantes. Omnes autem hi decidunt a veritate. 17) Epist. ad Ephes. p. 13. 15. 18) ad Magues. p. 19. 19) ad Trall. init. 20) ad Philadelph. cap. 8. 4.



Häretiker zu widerstehen<sup>24)</sup>. Sind die Bischöfe die Nachfolger und Stellvertreter der Apostel, so kommt ihnen wie diesen die gemeinschaftliche Entscheidung, das Richteramt über Wahrheit und Irrthum und die kirchlichen Angelegenheiten zu; nicht aber Einem Bischöfe über alle übrigen, sondern, wie sie gemeinschaftlich Nachfolger der Apostel sind, wie sie, nach dem Ausdrucke des Ignatius<sup>25)</sup>, die Stelle des Synedriums der Apostel vertreten, so lag es, nach Geltendmachung dieser Ansichten, nahe, daß die Bischöfe verschiedener Gemeinden frühzeitig, bei gleichen gefährlichen Angriffen von Außen, zusammen traten, über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathschlugten, und ihr bischöfliches Recht geltend machten. Daß sie als Stellvertreter der Apostel dem Beispiele derselben folgten, sehen wir aus der immer gewöhnlicher werdenden Beziehung von dem Beispiele und dem Ansehen des Apostelconvents (Apgg. 15 — der auch nach altkirchlicher Redeweise lange für das erste Concilium gehalten wurde) auf ihre Synoden<sup>26)</sup>. Auf diesen Synoden entschieden nun die versammelten Bischöfe mehrerer Gemeinden über die von dem seitherigen Lehrbegriffe abweichenden neuen Lehrmeinungen, sprachen über dieselben das Urtheil der Kezerei, setzten genauere Bestimmungen des seitherigen, vielleicht mißverstandenen Lehrbegriffs fest, erklärten ihre Meinungen über die Giltigkeit und Echtheit hier und da zum kirchlichen Gebrauche angenommener Schriften, zogen Kleriker oder Laien, die der Kezerei verdächtig schienen, vor ihr Gericht, strasteten sie nöthigen Falls mit Absetzung von ihrem Amte oder mit Ausschließung von der kirchlichen Gemeinschaft, und ihre Beschlüsse, welche sie sich gegenseitig in Synodalschreiben mittheilten, hatten nun Verbindlichkeit für alle rechtgläubigen Christen. Je mehr sich dieser Verband der Bischöfe erweiterte, desto mehr nahm auch das Ansehen derselben in ihren Sprengeln, so wie die Macht ihrer Synoden in der Regierung der Kirche im Allgemeinen, zu, und die Geschichte der so genannten Unitarier am Ende des 2ten bis in die Mitte des 3ten Jahrh. (besonders des Noetus, Sabellius, Paulus von Samosata) beweist, wie allgewaltig schon die Macht der Synoden sich die höchste Entscheidung über diejenigen Bischöfe angemacht hatte, welche dem Verbande der Episkopalhierarchie noch nicht beigetreten waren; diese mußten es sich, nach dem kräftigsten Widerstande und bei all' ihrem sonstigen Ansehen, gefallen lassen, von ihren Ämtern entsetzt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen zu werden, sobald sie in irgend einem Punkte der Kezerei verdächtig zu seyn schienen<sup>27)</sup>. Schon das Synodalschreiben, worin die zu Antiochien versammelten Bischöfe die Absetzung des Paulus von Samosata den

übrigen abend- und morgenländischen Bischöfen bekannt machen<sup>28)</sup>, und diesen, gewiß verdienten und mit Recht von seiner Gemeinde geehrten Kleriker der entsehllichsten Verbrechen beschuldigen, beweist, wie gleich im ersten gedeihlichen Auslöben jener bischöflich-hierarchischen Gewalt Verleumdungs- und Verfolgungssucht da in ihrem Gefolge waren, wo sie den Gegner auf dem Wege der Güte zum Nachgeben, das heißt zum Gehorsam, zu bringen nicht vermochte.

Mit dem hierarchischen Princip: Die Bischöfe sind Nachfolger und Stellvertreter der Apostel; auf ihnen beruht die kirchliche Einheit und Wahrheit; durch die Synoden müssen sie diese Einheit und Wahrheit nach dem Beispiele der Apostel erhalten, war eine zweite Forderung verbunden, welche jenen Grundsatz im Laufe der folgenden Jahrhunderte zu untergraben drohte, und welche wirklich, nach langem Kampfe, das frühere hierarchische System gänzlich stürzte. Sind nämlich, so folgerte man ganz consequent der einmal angenommenen Voraussetzung, die Bischöfe die Nachfolger der Apostel, und ist ihnen von diesen die wahre Lehre übergeben worden, um sie zu erhalten und zu verbreiten: so sind diejenigen Kirchen, welche die Apostel gestiftet haben, gleichsam die Pflanzschulen des Glaubens, von denen aus sich der Same der Lehre über andere verbreitet hat, nach denen Wahrheit und Irrthum geprüft werden, mit denen jede andere Gemeinde im Glauben übereinstimmen muß<sup>29)</sup>. Sie heißen daher vorzugsweise *ecclesiae apostolicae*, und behaupten, wie aus dem eben Gesagten thatsächlich hervorgehet, vor den übrigen Gemeinden einen entschiedenen Vorrang. Dieser Vorrang geht auf ihre Vorsteher, die Bischöfe, über: denn diese waren es, denen die Apostel wie die wahre Lehre, so die Leitung jener Gemeinden überließen. Je angesehener daher der Name eines Apostels war, der eine Kirche gestiftet hatte; je gewisser sich ihr hohes Alter nachweisen ließ, und je größer sie selbst, je umfassender die Verbindung war, in welcher sie mit anderen Gemeinden stand: desto größer war der Vorrang, auf welchen dieselbe, und mit ihr zugleich ihr Bischof, Anspruch machen konnte<sup>30)</sup>. Hier

28) *Bel. Euseb. hist. eccl. VII, 30.* 29) *Tertull. praescript. haer. c. 20.* Christus misit Apostolos et Spiritus S. instruxit. Hi condiderunt ecclesias, a quibus traducem fidei et semina doctrinae caeterae mutantur sunt et quotidie mutantur, ut ecclesiae fiant. Ad per hoc et ipsae apostolicae deputantur. Da-aus folgert er: quid Christus docuerit perque Apostolos revelaverit, non aliter probari posse, quam per easdem ecclesias, quas ipsi Apostoli condiderunt, ipsi illi praedicando tam viva voce quam per epistolas postea. Ferner c. 21.: Si haec ita sunt, constat prouinde omnem doctrinam, quae cum illis ecclesiis apostolicis matricibus et originalibus conspirat, veritati deputandam. Sapit enim veritatem ecclesiarum, Apostolorum, Christi et Dei. — Est testimonium veritatis: communicare cum ecclesiis apostolicis. 30) *Tertull. l. l. c. 36:* Ago jam qui velis curiositatem melius exercere in negotio salutis tuae: percurra ecclesias apostolicas, apud quas ipsae adhuc cathedras Apostolorum suis locis praesident, apud quas ipsae eorum authenticae literae recitantur, sonantes vocem et representantes faciem uniuscujusque. Proxima est tibi Achaja? Habes Corinthum. Si non longe es a

24) *Per Graeciam*, sagt Tertullian *de jejun. c. 19.*, illa certis in locis concilia ex universis ecclesiis aguntur, per quas et altiora quaeque in communi tractantur et ipsa representatio totius nominis christiani magna veneratione celebratur. 25) *ad Magna. p. 19.* 26) *Cyprian. ep. 57.* Acta concil. Carthag. n. 256. in *Opp. ed. Brem. p. 229 sq.* 27) *f. meine Geschichte der Unitarier vor der nicänischen Synode, Abschn. 3, der 1ten Abth.*



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Sonach liegt der erste Keim der päpstlichen Hierarchie zunächst nicht in dem Umfande, wie man gewöhnlich annimmt, daß Rom als die Hauptstadt des ganzen römischen Reiches auch frühzeitig eine ansehnliche christliche Gemeinde haben, und der Bischof derselben, im Mittelpunkte aller abend- und morgenländischen Kirchen wohnend, einen überwiegenden Einfluß erhalten mußte. Es läßt sich für diese Ansicht kein einziges entschiedenes Zeugniß aus dem 2ten Jahrh., in welchem doch der Ursprung des römischen Supremats geschichtlich bezeugt ist, beibringen; und so wenig sich auch bezweifeln läßt, daß in Rom als der Hauptstadt eine zahlreichere, blühendere Gemeinde sich bilden und auf diese Weise, wie durch andere örtliche Verhältnisse, ihr Bischof ein größeres Ansehen erlangen mochte, so ist doch dadurch nicht erklärt, wie dieser sein Vorrang auf eine Weise geltend werden konnte, wie er schon bei Irenäus und Tertullian anerkannt ist: deutlich aber wird dieß, wenn wir von dem apostolischen Successionsrechte der Bischöfe ausgehen, wonach der römische Bischof, als Nachfolger der angesehensten Apostel, auf ein Vorzugsrecht Anspruch machen durfte. Nachdem ihnen dieses Vorzugsrecht zugestanden worden, suchten sie es schon seit dem 3ten Jahrh. auf alle Weise zu erweitern; ein schlagender Beweis für die Wichtigkeit der oben aufgestellten Ansicht ist der Umstand, daß die römischen Bischöfe alle diese Versuche mit dem Ansehen des Petrus und Paulus, deren Nachfolger sie seien, zu rechtfertigen suchten; ja noch heutiges Tages ist die Lehre von dem Primat des Apostel Petrus der Stützpunkt des päpstlich hierarchischen Systems.

Während sich so das Episcopalsystem ausbildete, trug auch die Art und Weise, wie die Bischöfe allen äußeren Angriffen zu widerstehen und die Einheit des kirchlichen Verbandes aufrecht zu halten suchten, dazu bei, daß einzelnen Bischöfen ein Vorrecht vor den übrigen zugestanden und dadurch der Grund zu der Metropolitankonstitution gelegt wurde. Die Vereinigung der Bischöfe auf Synoden machte es nothwendig, daß sie an bestimmten Orten zusammen berufen, daß das Ausschreiben, so wie die übrigen darauf Bezug habenden Geschäfte, Einem aus ihrer Mitte überlassen wurden. Als Ort der gewöhnlichen Zusammenkünfte war am geeignetsten die Hauptstadt irgend einer Provinz (*metropolis*); die Bischöfe einer daselbst befindlichen Gemeinde standen ohnehin theils wegen des apostolischen Ursprungs, theils wegen des Alters mehrerer dieser Gemeinden, in größerem Ansehen als die in kleineren Orten, und namentlich war der Verkehr an einem solchen Orte und von ihm aus weit weniger Schwierigkeiten unterworfen, als anderwärts. Alexandria, Ephesus, Antiochien, Rom, Carthago u. s. w. werden in diesem Zeitraume als Orte bezeichnet, in denen sich die Bischöfe einer oder mehrerer angrenzender Provinzen versammelten; die diesen Gemeinden vorstehenden Bischöfe erhielten daher ein Vorrecht über die zu ihrer Provinz gehörigen Bischöfe, indem ihnen die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten anvertraut blieb. In allen übrigen Rechten und Pflichten waren jedoch alle Bischöfe einander in die-

sem Zeitraume noch vollkommen gleich. So schloß sich im Außern der Klerus der verschiedensten Provinzen immer enger und enger zusammen; mit diesem Zusammenschließen wuchs seine innere Kraft, und es war der Grund eines unerschütterlichen hierarchischen Systems gelegt, das in seiner inneren Ausbildung nur noch einer Erweiterung bedurfte, um nach und nach seine Gewalt über den Glauben und die Gewissen der Christen auszu dehnen. Die Veranlassung zu dieser Erweiterung war schon gegeben.

Die typische Anwendung der alttestamentlichen Ritualien auf den christlichen Kultus war Anfangs nur gutgemeinte Redeweise gewesen, bald aber verband man mit den christlichen Instituten denselben Begriff, der den Opfern, den Priestern, dem Altare im jüdischen Kultus eigenthümlich war. Tertullian und Irenäus<sup>37)</sup> bilden auch hier den Übergang von der milderen zur strengeren Ansicht. Dem erstern ist das Gebet ein Opfer, das wir darbringen sollen mit reiner Seele<sup>38)</sup>, vorzüglich wirksam, wenn es an dem Altare dargebracht wird; der Genuß des Abendmahls ist gleichfalls die Theilnahme an einem Opfer zu unserem Heile; der Bischof ist der hohe Priester (*summus sacerdos*), der das Recht hat, die Taufe zu erteilen, nach ihm erst die Ältesten und Diakonen, doch nicht ohne Erlaubniß des Bischofs<sup>39)</sup>. Doch verkannte Tertullian noch nicht, daß auch den Laien im Nothfalle das Recht zu taufen zukomme, nur unbeschadet des bischöflichen Rechtes; ja er nennt die Laien selbst in gewissem Sinne Priester, ohne damit der Würde dieses bevorzugten Standes zu nahe treten zu wollen<sup>40)</sup>. Da er jedoch dieses Recht nur im Nothfalle dem Laien zugestehet, so folgt, daß es als Gesetz galt, die Bischöfe und Ältesten, als Priester, die Diakonen als die Leviten des christlichen Kultus anzusehen: durch diese Priester werden die Gaben der Christen Gott als Opfer dargebracht und erwerben den Laien die göttliche Gnade und Liebe; am Altare sind die Gebete derselben vorzüglich Gott angenehm, ins Besondere die Gebete, welche der Priester für das Wohl der Christen Gott darbringt, so wie die Segensprüche desselben<sup>41)</sup>; am Altare empfängt der Christ aus der Hand des Priesters den Leib und das Blut Christi, als ein Opfer, welches dargebracht wird von diesem zur Vergebung der Sünden, zur Verbürgung der göttlichen Gnade; durch den Priester wird er theilhaftig der Taufe und mit dieser aller Wohlthaten, die Gott den Menschen in derselben anbietet. — Obschon Tertullian noch nicht daran dachte, Heil und Seligkeit der Christen allein von

37) Vergl. J. B. Iren. adv. haer. IV. c. 17. 18. 38) de orat. c. 14. 39) de baptismo. c. 17. 40) de exhortat. c. 7.: Nonne et laici sacerdotes sumus? Scriptum est: regnum quoque nos et sacerdotes Deo et Patri suo fecit. Dilectionem inter Ordinem et Plebem constituit ecclesiae auctoritas et honor per Ordinis concessum sanctificatus, adeo ubi ecclesiae ordinis non est concessus, et offera et lingua et sacerdos es tibi solus. Sed ubi tres, ecclesia est, licet laici. Id. de monogam. c. 4 sq. Vergl. Boehmer l. l. Diss. VIII — X. 41) de exhortat. c. 9. 10.



der Vermittelung des Priestertums abhängig zu machen, vielmehr selbst als Montanist sich gegen mehrere Irrthümer in der kirchlichen Disciplin seiner Gegner aussprach, so war doch theils durch seine Grundsätze von dem apostolischen Successionsrechte der Bischöfe, theils durch den Einfluß, welcher dem priesterlichen Stande bei Gott beigelegt wurde, die Bahn gebrochen, diesem Stande endlich die Vermittelung des Heils, das allein in der bischöflichen Kirche zu finden sei, ausschließend beizulegen. Noch zu Tertullians Zeit und später mochten schon einzelne Bischöfe, nicht aus geistlicher Herrschsucht allein, sondern mehr in der Überzeugung, daß die herkömmlichen hierarchischen Grundsätze sich auf apostolische Überlieferung gründeten (Beweis dafür sind die nach und nach gesammelten Canones und Constitutiones Apostolicae), darnach gestrebt haben, jene Grundsätze in ihrem ganzen Umfange, in ihrer folgereichen Consequenz geltend zu machen: dem Bischofe Cyprian von Karthago aber blieb es vorbehalten, dieß vollkommen auszuführen. Dieser Bischof war der eifrigste Verehrer Tertullians, und wenn auch weniger durch Gelehrsamkeit als durch Beredsamkeit ausgezeichnet, doch nach seiner besten Überzeugung bemüht, Einheit und Reinheit des kirchlichen Lebens wie in der seinigen, so in den übrigen Gemeinden, durch eine wohlgeordnete Disciplin zu begründen und zu erhalten. An vielen Stellen seiner Schriften und Briefe klagt er über die große Verdorbenheit seiner Zeit; und wiederholte Unruhen in seiner Gemeinde, mehrere Streitigkeiten und Spaltungen hier sowohl, als auch mit auswärtigen Bischöfen und Gemeinden, mußten ihm die Überzeugung gewähren, daß, wenn wahre Einheit in der Kirche bestehen solle, der äußere Verband sowohl der einzelnen Gemeindeglieder, als auch aller Gemeinden unter einander, enger und fester geknüpft werden müsse. Die Grundlage dieses Verbandes war zwar schon in den seither bestehenden Ansichten von der Würde und den Rechten des Episkopats und des Priestertums gegeben: aber noch bedurfte es eines Mannes, welcher das Gebäude vollendete, welcher die Einheit der Kirche auf die Einheit des Episkopats, die Einheit des Episkopats auf die Einheit der apostolischen Succession und des Priestertums gründete, und so die Lehre als Glaubensnorm fest stellte: *Episcopus est in ecclesia et ecclesia est in Episcopo*. Mochte auch durch Ausführung dieser Episkopalhierarchie die Idee einer äußeren allein selig machenden Kirche entstehen, und dadurch Reherß und Verfolgungssucht geheiligt<sup>42)</sup>, den Bischöfen selbst aber das Recht zugesprochen werden, über die Seligkeit und das ewige Verderben der Menschen zu entscheiden: dieser Gang der Entwicklung des kirchlichen Wesens war einmal durch die früheren Mißverständnisse und die durch dieselben veranlaßten Grundsätze zu bestimmt vorgezeichnet, als

daß ein allgemeiner Rückschritt möglich gewesen wäre. Und darum darf dem Cyprian, den man mit Recht den Begründer der so vielfach angefochtenen Lehre von einer allein selig machenden Kirche nennen kann, nicht den Vorwurf machen, als sei er der Urheber aller verderblichen Folgen, welche alsbald aus jenem Systeme hervorgingen: er that in seiner Zeit, was ihm nach den Ansichten, die er jetzt nur haben konnte, nach den Verhältnissen, in welchen sich damals die Kirche befand, als das Zweckmäßigste erscheinen mußte. Betrachten wir nun die von ihm durchgeführten Grundsätze der Episkopalhierarchie näher.

Hatte schon Tertullian die Einheit der Kirche behauptet, und zwar, weil es nur Einen Gott, Einen Christus, Einen Glauben, Ein Heil gebe, die Kirche selbst aber die Mutter und Herrin genannt<sup>43)</sup>; hatte er gelehrt, daß der Himmel nicht mehr verschlossen sei, daß der Herr die Schlüssel desselben dem Petrus übergeben habe (dem Petrus nämlich, als Repräsentanten seiner Mitapostel, im Sinne der damaligen Väter<sup>44)</sup>), und daß er diese Schlüssel durch den Petrus der Kirche hinterlassen habe<sup>45)</sup>: so konnte man daraus folgern, daß die Kirche die Vermittlerin der Seligkeit durch Jesus Christus sei. Die Seligkeit aber beruht auf dem wahren Glauben; dieser aber ist nur zu finden, ist erhalten worden und wird gelehrt von den Nachfolgern der Apostel, den Bischöfen. Auf das Bischofthum, oder den Episkopat, ist also gegründet die Erhaltung des Einen wahren Glaubens, des einzigen Weges zur Seligkeit, mithin die Einheit der wahren selig machenden Kirche. Dieß ist das Princip des Cyprianischen Systems, welches er in seiner Schrift *de unitate ecclesiae* nach allen Gründen und Folgen aus einander setzt. Zuerst warnt er in diesem Schreiben vor Ketzereien und Spaltungen in der Kirche; sie entstehen, wenn man nicht zurück geht auf den Ursprung der Wahrheit, wenn man das Haupt nicht sucht und das Wort des göttlichen Lehrers vernachlässigt. Der Herr nämlich, fährt er fort, hat gesagt: du bist Petrus u. s. w. und ich werde dir geben die Schlüssel des Himmelreichs u. s. w. (Matth. 16, 18. 19.). Ferner: Weide meine Schafe (Joh. 21, 16. 17.). Der Herr hat also, schließt Cyprian, auf Einem gebaut; nicht als ob Petrus vor den übrigen Aposteln einen Vorzug gehabt hätte, sondern um zu beweisen, daß es nur Eine Kirche geben könne, mußte der Anfang der Einheit von Einem ausgehen: denn alle übrigen Apostel haben dieselbe Macht und Ehre, wie Petrus, von Christus erhalten (Joh. 20, 23.). So wie daher nur Ein Körper, Ein Geist, Eine Taufe, Ein Glaube, Ein Herr und Ein Gott ist, so ist auch nur Eine Kirche und nur Ein Bisthum; Ein Bisthum, an dem jeder einzelne Bischof gleichen Antheil hat, Eine Kirche, die wie die Sonnenstrahlen von einem Mittelpunkte aus sich über die ganze Erde ausbreitet,

42) Das Beispiel des Cyprian selbst ist Beweis hiesfür. Die Anhänger des Novatian schilt er im 69ten Briefe Antichristos, adversarios, hostes Christi, rebelles; sic hätten falsa altaria, illicita sacerdotia, sacrificia sacrilega, nomina adulterata.

43) *de virg. vel. c. 2. : una Ecclesia sumus. de orat. c. 2. ad Martyr. c. 1.* 44) *Proscript. haeret. c. 22.* 45) *Scorp. c. 10.*



die Eine Mutter, die Eine Quelle, das Eine Haupt Aller. Wer diese Einheit der Kirche verläßt, sich an dieselbe nicht anschließt, der ist ein Fremdling und Feind, der verachtet das Gesetz Gottes, hat den wahren Glauben nicht, der zum Heile führt, und kann der Wohlthaten Christi nicht theilhaftig werden: denn nur Eine Wohnung gibt es für die Gläubigen; nämlich die Kirche; außer ihr gibt es keinen Preis der Martyrertums, kein heilsames Gebet, kein Opfer, keinen Altar, kein Priesterthum<sup>46)</sup>. Und so steht nun durch Cyprian als Glaubenssatz fest: Deus unus est et Christus unus et una Ecclesia ejus et fides una et plebs in solidam corporis unitatem concordiae glutino (nämlich uno Episcopo) copulata. Quidquid a matrice discesserit, seorsim vivere et spirare non poterit; substantiam salutis amittit<sup>47)</sup>. Die Kirche ist also die äußere Gemeinschaft der Gläubigen, welche als Heilanstalt durch das Bisthum erhalten wird. Wie Christus seine Kirche auf die Apostel gebaut und ihnen die Schlüssel des Himmelsreichs in oder durch den Petrus übergeben hat, so ist von diesen die Ordnung und Regierung der Kirche auf ihre Nachfolger, die Bischöfe, übergegangen; die Kirche bleibt nun auf diese gegründet. Daraus folgt erstens der Begriff und zweitens das Kennzeichen der wahren Kirche. Im 33ten Briefe sagt er: Dominus noster Episcopi honorem et ecclesiae suae rationem disponens in evangelio loquitur et dicit: Tu es Petrus etc. Inde per temporum et successionum vices Episcoporum ordinatio et ecclesiae ratio decurrit, ut Ecclesia super Episcopos constitutatur, et omnis actus Ecclesiae per eosdem praepositos gubernetur. — Ecclesia in Episcopo et Clero et in omnibus stantibus constituta est. Daraus ergibt sich der Begriff der Kirche, wie wir ihn wirklich im 66ten Briefe aufgestellt finden: Ecclesia a Christo non recedit, et illi sunt Ecclesia plebs sacerdoti adunata et Pastori suo grex adhaerens. Unde scire debes, Ecclesiam in Episcopo esse et Episcopum in Ecclesia; et qui cum Episcopo non sint, in Ecclesia non esse — quando Ecclesia quae catholica una est, scissa non sit neque divisa, sed sit ubique connexa et cohaerentium sibi invicem sacerdotum glutino copulata. Sonach ist derjenige wahrer Christ, der in der Kirche Christi, d. h. im Verein mit dem Bischöfe, lebt —

46) Um zu sehen, wie die Idee des Priesterthums sich verknüpft mit der Idee des Bisthums, lese man die ganze Stelle: An esse sibi cum Christo videtur, qui adversus sacerdotes Christi facit? qui se a cleri ejus et plebis societate accernit? Arma ille contra Ecclesiam portat, contra Dei dispositionem repugnat: hostis altaris, adversus sacrificium Christi rebellis, pro fide perfidus, pro religione sacrilegus, inobsequens servus, filius impius, frater inimicus, contemptis episcopis et Dei sacerdotibus derelictis constitutere audent aliud altare, precem alteram illicitis vocibus facere, dominicae hostiae veritatem per falsa sacrificia profanare, nec dignatur scire, quoniam qui contra ordinationem Dei nititur, ob temeritatis audaciam divina animadversione punitur. (Op. Cypriani p. 116. ed. Brem.) 47) Ib. p. 119.

Christianus non est, qui in ecclesia Christi non est<sup>48)</sup>, und alle Ketzereien und Spaltungen haben ihren Grund darin, daß man dem durch die göttliche Weihe gelegneten Bischof, dem Priester Gottes, den Gehorsam verweigert, und nicht bedenkt, daß in der Kirche nur Ein Priester, nur Ein Richter an Christi Stelle seyn könne: denn alle Bischöfe sind Stellvertreter Christi (vicarii Christi), Nachfolger der Apostel, an deren Stelle dazu geweiht (Apostolorum vicaria ordinatione successores), Verwalter der göttlichen Güter (dispensatores Dei), nach Gottes Willen und Gesetz erwählt (sunt de sententia et voluntate Dei); sie haben daher alle gleiche Rechte<sup>49)</sup>, sind alle, weil nur Ein bischöflicher Stuhl, nur Eine Kirche ist, Glieder eines Körpers Christi, nämlich der Mutter Kirche<sup>50)</sup>.

Hiermit war das Gebäude der bischöflichen Hierarchie vollendet: die Bischöfe sind an Christi Statt nach göttlicher Anordnung die Regierer und Richter der Kirche; ihnen müssen daher Alle gehorchen, mit ihnen in Einheit leben, die des Christennamens würdig seyn und der göttlichen Wohlthaten theilhaftig werden wollen — oder wie man dieß mit kürzeren Worten auszudrücken pflegt, außer der Kirche, d. h. außer dem bischöflichen Vereine, ist kein Heil — extra ecclesiam nulla salus. War so die Würde des Episcopats auf den für jetzt nur möglichen höchsten Grad gesteigert, so mußte sie in den Augen des Laien noch mehr an Ehrfurcht und gleichsam geheiligtem Ansehen gewinnen durch die gleichmäßige Steigerung der Idee des christlichen Priesterthums. Christus ist der Oberpriester; an seiner Stelle sind die Priester in der Kirche nach göttlichem Willen eingesetzt, damit die Menschen theilhaftig werden der durch Gott verliehenen Wohlthaten. Durch die Weihe werden die Priester theilhaftig der Gaben des Geistes, und sie vermögen nun dieselben Anderen mitzutheilen<sup>51)</sup>. Daher sind sie befähiget, im Abendmahle ein wahres und vollständiges Opfer Gott dem Vater darzubringen<sup>52)</sup>; das Taufwasser zu reinigen und zu heiligen, damit es abwasche die Sünden dessen, welcher getauft wird<sup>53)</sup>, und ihm Vergebung der Sünden durch die Kirche zu Theil werde; sie sind befähiget, das Salböl zu weihen,

48) Ep. 55. Eben so p. 136: Christianus judicatur legitimus, quisquis fuerit in ecclesia, lege et jure huius divinae gratiam consecutus. 49) Ep. 55. 61. 59. 66. 50) Ep. 44. 65. 51) Episcopus non potest computari, qui evangelica et apostolica traditione contenta, nemini succedens a semet ipso ortus est: habere autem aut tenere ecclesiam nullo modo potest, qui ordinatus in ecclesia non est. Ep. 69. — Dare non potest, quod ipse (ein häretischer Bischof) non habet. Spiritus S. est unus et una ecclesia a Christo Domino super Petrum origine unitatis et ratione fundata. 52) De sacrificio, p. 155: Si Jesus Christus, Dominus et Deus noster, ipse est summus sacerdos Dei Patris et sacrificium Patri primum obtulit et hoc fieri in sui commemorationem praecepit: utique ille sacerdos vice Christi vero suogitor, qui id quod Christus fecit, imitator et sacrificium plenum et verum tunc offert in ecclesia Deo Patri, si sic incipiat offerre secundum quod ipsum Christum videat obtulisse. 53) Ep. synod. 70.: Oportet aquam mundari et sanctificari a sacerdote ut possit baptismo suo peccata hominis qui baptizatur abluere.



wodurch allein der Getaufte ein Gesalbter Gottes und der Gnade Jesu Christi theilhaftig wird<sup>54)</sup>). Ihre Gebete für die Gefallenen, daß sich Gott ihrer erbarmen möge, sind besonders wirksam<sup>55)</sup>; die Gaben, welche die Laien als Opfer den Priestern am Altare übergeben, werden durch die Darbringung des Priesters vor Gott besonders verdienstlich<sup>56)</sup>; diese Opfer sind in kirchlicher Hinsicht ein Zeichen, daß derjenige, von welchem sie der Priester annimmt, in der kirchlichen Gemeinschaft lebe, und darum werden sie selbst im Namen der Verstorbenen dargebracht, um zu beweisen, daß der Verstorbene als Mitglied der Kirche gestorben sei<sup>57)</sup>). Durch geduldigen Gehorsam gegen die göttlichen Geböte und gegen die Priester Gottes vermag der Büßende Gottes Gnade sich wieder zu erwerben<sup>58)</sup>).

War durch solche Grundsätze die bischöfliche Hierarchie der katholischen Kirche nach ihrem äußeren Verstande vollendet, indem man dem Bischöfe gehorchen mußte, weil nur er der Mittelpunkt ist, durch den der Christ des wahren Glaubens und der Seligkeit theilhaftig wird: so steigerte sich in dem inneren kirchlichen Verstande die Idee des christlichen Priestertums auf eine Höhe, daß die Heiligkeit und Wirksamkeit aller Gebräuche, der Taufe, der Darbringung des Opfers im Abendmahle u. s. w. von der dem Priester durch die Ordination nach göttlicher Anordnung verliehenen höheren Geistesgabe abhängig erschien. Das Bischofthum und das Priestertum sind also der Weg zur Seligkeit durch den Glauben an Jesus Christus. Diese hierarchischen Grundsätze Cyprians erlangten allgemeines Ansehen theils wegen der Folgerichtigkeit, mit welcher er auf die bereits lange vor ihm gegebenen Grundlagen sein systematisches Gebäude aufzuführen gewußt hatte, theils um des hohen Ansehens willen, welches er nach seinem Martyrertode in der ganzen Kirche erlangte, theils endlich wegen der durch mehrere Spaltungen in einigen Gemeinden eingetretenen Zerrüttung und weil der Klerus sich bestrebte, seine Macht und seinen Einfluß auf Glauben und Gewissen der Laien immer mehr zu befestigen. Aber weit entfernt war Cyprian von dem Gedanken einer Hierarchie, welche alle Bischöfe der Macht eines Einzigen hätte unterwerfen und eine absolute Monarchie in der Regierung der Kirche vorbereiten können, obgleich die Keime derselben bereits durch das dem römischen bischöflichen Stuhle zugestandene Vorrecht gelegt waren. Cyprian behauptete entschieden, wie nur Eine Kirche, so auch nur Einen Episkopat, an welchem allen auf dem Erdkreise zerstreuten Bischöfen gleicher Antheil zukommt; nach ihm haben alle Bischöfe gleiche Rechte, und keinem kann daher als solchem ein Vorrecht vor den übrigen zugestanden werden, am wenigsten nach göttlicher Anordnung,

da er die Worte Christi: du bist Petrus und auf diesem Felsen will ich bauen meine Kirche u. s. w. durch den Petrus zu allen Aposteln und durch diese zu allen Bischöfen als ihren Nachfolgern und Stellvertretern gesprochen betrachtet. Er konnte damit die Vorrechte, welche einzelne Bischöfe der Hauptstädte oder, wie es in Afrika herkömmlich war, die Senioren dieses Standes in Zusammenberufung der Synoden u. s. w. wirklich behaupteten, diesen nicht streitig machen wollen; diese Vorrechte bezogen sich nach seiner Ansicht auf lokale Verhältnisse zur Erhaltung der Einheit aller einzelnen Bischöfe und Gemeinden.

Während aber Cyprian diese Grundsätze einer aristokratischen Hierarchie aufstellte, arbeiteten die römischen Bischöfe schon daran, das ihnen zugestandene Vorrecht einer Principalität, als Nachfolger des Petrus und Paulus, im Verhältnisse zu den übrigen Bischöfen und Gemeinden gleichfalls geltend zu machen. Sie konnten dieses nunmehr seit dem Anfange des 3ten Jahrh. bis in die Mitte desselben, mit desto günstigeren Erwartungen versuchen, als die Gemeinde zu Rom, nach mehrjähriger Ruhe, eine der größten und blühendsten geworden, und die Bischöfe derselben durch mehrfache begünstigende örtliche Verhältnisse auch ein überwiegendes Ansehen erhalten hatten. Cyprian gesteht dieses selbst in kurzen Worten zu, wenn er in seinem 52sten Briefe sagt: Debet pro magnitudine sua Roma Carthaginem praecedere (er denkt hierbei, dem Zusammenhange nach, an die Gemeinden beider Hauptstädte). Aber derselbe Cyprian mußte auch, seinen hierarchischen Grundsätzen gemäß, der erste und eifrigste Gegner jener Versuche werden, wodurch der Grund seines ganzen Gebäudes erschüttert zu werden drohte, und wirklich im Verlaufe einiger Jahrhunderte völlig erschüttert wurde. Diese Versuche der römischen Bischöfe offenbarten sich in der Streitigkeit über die Gültigkeit der Rebertaufe zwischen dem römischen Bischof Stephanus einer Seits (seit 253 n. Chr.) und den afrikanischen und asiatischen Bischöfen anderer Seits. In der römischen Gemeinde war es herkömmlich, daß man die von den Kettern getauften Christen, wenn sie die Ausnahme in die bischöfliche Kirche verlangten, nicht wiedertaufte, sondern mittels Auslegung der Hände in die Kirchengemeinschaft aufnahm. In den afrikanischen und asiatischen Gemeinden aber wurden sie getauft, da außer der Kirche und dem Priestertume, wie man aus den herrschenden Grundsätzen richtig folgerte, eine wahre Taufe nicht erteilt werden könne. Stephanus ergriff diese Verschiedenheit in der kirchlichen Disciplin, um das Ansehen seines bischöflichen Stuhles, die Principalität desselben, geltend zu machen. Er begann, wie es scheint, den Streit mit den asiatischen Bischöfen, und wollte sie nöthigen, die Gewohnheit der römischen Gemeinde anzunehmen, indem er ihnen drohete, sie im Weigerungsfalle von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Bald war dieß auch mit den afrikanischen der Fall, und da die Bischöfe unter Cyprians Leitung sich gegen diese Zumuthung wiederholt

54) Ib.: Uagl necesse est qui baptizatus est, ut accepto chrismate i. e. unctioe esse unctus Dei et habere in se gratiam Christi possit. Sanctificatio autem non potuit olei creaturam, qui nec altare habuit nec ecclesiam. 55) De laps. p. 136. 56) De opera et elemosyna. p. 203 sq. 57) Epist. 15. 58) Epist. 19.



erklärten, so that Stephanus wirklich den entscheidenden Schritt, und hob alle kirchliche Verbindung mit denselben auf, verweigerte den an ihn abgeordneten afrikanischen Bischöfen den Zutritt und verbot allen Christen seiner Gemeinde, dieselben aufzunehmen. Cyprian berief im J. 256 eine Versammlung der Bischöfe nach Karthago<sup>59)</sup>, und erklärte sich in der Anrede an dieselben Bischöfe über die Grenzen der bischöflichen Befugniß, worin man nicht verkennen kann, daß er auf die Anmaßung des Stephanus hindeutet. Neque quisquam, sagt er, nostrum Episcopum se Episcoporum constituit aut tyrannico terrore ad obsequendi necessitatem suos adigit collegas, quando habeat omnis Episcopus pro licentia libertatis et potestatis suae arbitrium proprium, tamque judicari ab alio non possit, quam nec ipse potest judicare. Sed expectamus iudicium universi Domini nostri Jesu Christi, qui unus et solus habet potestatem et praeposendi nos in ecclesiae suae gubernatione et de actu nostro iudicandi. Die Akten dieser Synode übersendete Cyprian dem Bischof Firmilian von Käsarea in Kappadokien, und dieser erließ an jenen das wichtige und ausführliche Schreiben, aus welchem wir uns näher, bei Mangel anderer Nachrichten, über die eigentlichen Beweggründe des Stephanus belehren können. Wenn sich hier Firmilian in den heftigsten Ausdrücken über das Betragen des römischen Bischofs äußert; ihn einen Schismatiker nennt, der von der kirchlichen Gemeinschaft abgefallen sei, den Namen der Apostel Petrus und Paulus entehrt habe, und ihm endlich den Vorwurf macht: Ego in hac parte iusto indignor ad tam apertam et manifestam Stephani stultitiam, quod qui sic de episcopatus sui loco gloriatur et se successionem Petri tenere contendit, super quem fundamenta ecclesiae collocata sunt, multas alias petras inducat et ecclesiarum multarum nova aedificia constituat. Nec intelligit obscurari a se et quodammodo aboleri Christianae petrae veritatem, qui sic prodit et deserit unitatem; ferner: Stephanus qui successionem cathedram Petri habere se praedicat, nullo adversus haereticos zelo excitatur<sup>60)</sup> etc.: so ist dieß der sicherste Beweis, daß die römischen Bischöfe fortführen, ihr Vorzugsrecht über andere Bischöfe aus dem Grunde geltend zu machen, weil sie die Nachfolger des Petrus und Paulus wären, um auf diese Weise eine monarchische Hierarchie vorzubereiten. Deshalb deuteten sie die Stelle Matth. 16, 18. 19. von dem Petrus allein, um diesem den Primat unter den Aposteln, sich selbst aber als den Nachfolgern desselben den Primat unter den Bischöfen anzueignen. Wie glücklich ihnen dieses gelungen, beweist die Geschichte<sup>61)</sup>.

Zweiter Abschnitt. Von Cyprian bis Gregor I. — 258 bis 600 n. Chr.

Seit der Mitte des dritten Jahrh. ruhete die bischöfliche Hierarchie auf unerschütterlichen Pfeilern, deren Grundlage geschichtlich die Tradition von der apostolischen Succession der Bischöfe, dogmatisch die Lehre vom christlichen Priestertum war. Die Kirchendisziplin wurde nunmehr, unter Leitung der Bischöfe und Synoden, immer mehr geordnet, und nach dem hierarchischen Princip ausgeführt; der Antheil, den man noch bis dahin den gläubigen Laien (laici stantes) an den Synoden zugestanden hatte, wurde beschränkt und hörte bald ganz auf; das kirchliche Ritual wurde mannichfaltiger und feierlicher, und bezweckte, den Klerus überall in seiner hohen Würde erscheinen zu lassen. Die heilige Weihe (ordivatio) der Kleriker, die Darbringung des Opfers im Abendmahl, wobei schon an eine mystisch-symbolische Gegenwart des Leibes und Blutes Christi gedacht wurde, die Feierlichkeiten bei der Taufhandlung, der Wiederaufnahme der Büßenden und Gefallenen, die Vermehrung des kirchlichen Personals, so wie der Festtage, dieses und Ähnliches mußte dazu beitragen, das christliche Priestertum in seinem Glanze, als den Mittelpunkt alles christlichen Glaubens und Lebens zur Erlangung der Seligkeit, darzustellen. Das wichtigste schriftliche Denkmal, welches aus dem Anfange dieser Periode übrig geblieben ist, und aus dem wir eine vollständige Belehrung über das kirchliche Wesen jener Zeit schöpfen können, sind die so genannten Constitutiones apostolicae und Canones apostolici, deren Abfassungs- oder Sammlungszeit man auch nach den neuesten Untersuchungen<sup>62)</sup> doch dem größten Theile nach mit Recht in die ersten Decennien nach Cyprian setzt. Ihrer ganzen Anlage nach sind diese Verordnungen, wie sie in vielen Gemeinden geltend geworden waren, und wo dieß nicht der Fall war, noch geltend werden sollten, eine Sammlung kirchlicher Gewohnheiten und Vorschriften aus früherer und späterer Zeit, unter dem falschen Namen der Apostel verbreitet, um dem hierarchischen Systeme allgemeines, dauerndes Ansehen zu sichern; daher die sonderbare Erscheinung, daß sie zwar nur selten von den zunächst Lebenden kirchlichen Schriftstellern genannt und gerühmt werden, aber ihr Einfluß in praxi gleichsam, von Jahrzehent zu Jahrzehent immer sichtbar in die ganze kirchliche Disciplin eingreift. Es genügt für unseren Zweck, aus einigen Stellen zu zeigen, welche hohe Würde dem Bischofthume, wie dem Priestertume, in diesen Verordnungen beigelegt wird. Der Bischof wird ermahnt, sich rein zu halten in seinen Handlungen und seine Würde zu bedenken; denn er vertritt die Stelle Gottes unter den Menschen, indem er über alle Menschen herrscht, über Priester, Könige, Obrigkeiten, Altern, Kinder, Lehrer und Alle, die ihm unterthänig sind. Hier ist der Begriff der Hierarchie des Bischofs

59) S. Acta huj. concil. in Cyprian. Operr. p. 229 sq.  
60) Opp. p. 225. 61) Man vergl. für diese Periode Biegler's Versuch einer pragmat. Geschichte der kirchl. Verfassungsformen in d. ersten 6 Jahrh. und Plank's Geschichte der christl. kirchl. Gesellschaftsverfass. 1 u. 2. Th.

62) S. Krabbe über den Ursprung und den Inhalt der apostol. Constitut. 1829, 8. — Tübingen kathol. theolog. Quartalschr. 1829. 86 Stk. S. 307 fg.



recht deutlich ausgesprochen<sup>63</sup>). Eben so heißt es an einer anderen Stelle: der Bischof muß über die Unterthänigen herrschen, nicht aber von ihnen beherrscht werden; kein Laie hat ihm zu gebieten, wohl aber er über die Laien<sup>64</sup>). Ihn soll der Laie ehren, lieben, fürchten, als den Herrn, den Gebieter, den hohen Priester Gottes, den Lehrer der Frömmigkeit: denn wer auf ihn hört, der gehorcht Christo; wer ihn verwirft, der verwirft Christum<sup>65</sup>). Eben so erhaben wird die priesterliche Würde des Klerus geschildert: die christlichen Priester bringen auf dem Altare Gottes vernünftige Opfer durch Jesum dar, Gebete, Gaben der Liebe, das Abendmahl, und sind daher die Mittler zwischen Gott und den Gläubigen. Kein Kleriker darf ohne den Bischof Etwas thun, weder ein Opfer darbringen noch dem Altare sich nähern, viel weniger ein Laie; dem Bischofe sollen die Laien die Opfer und Zehnten übergeben; wie den Königen, sollen sie den Priestern, ihren geistigen Ältern, von allen Gütern Etwas darbringen<sup>66</sup>): denn das Priestertum übertrifft an Würde das Königthum, wie die Seele den Körper. So wie sich in diesen Äußerungen die ersten Spuren des später den Klerikern allgemein zugestandenen Zehntrechtes finden, so entwickelten sich auch in dieser Zeit schon die Keime des Celibates. Theils um den Klerus von den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens möglichst unabhängig zu machen, und so die priesterliche Würde als erhaben über das Irdische darzustellen, theils aus der seit dem Ende des 2ten Jahrh. immer mehr steigenden Achtung gegen den enthalttsamen, ehelosen Stand, endlich und hauptsächlich aber, damit der Priester unbesleckt jederzeit dem Altare sich nähern und sein Opfer mit reiner Hand darbringen könne (nach Analogie des mosaischen Gesetzes), suchte man die Ehe der Kleriker zu beschränken: Bischöfe, Priester und Diakonen sollen mit Einem Weibe zufrieden seyn, nach ihrer Ordination aber nicht heirathen, auch sollen sie keine Witwe, Verstoßene u. s. w. ehelichen<sup>67</sup>). — Außerdem zeigen insbesondere die Canones apostolici, so wie das 7te und 8te Buch der Constitutionen (wenn diese auch später hinzu gesügt worden seyn sollten: ihr wesentlicher Inhalt rührt aus dem Anfange dieser Periode her), wie man die Verhältnisse und Rechte des Laiens und geistlichen Standes zu einander, so wie des letzteren unter sich, näher zu bestimmen, und durch die vermehrten Feierlichkeiten bei der Wahl, bei der Ordination der verschiedenen Kleriker, bei der Taufe, den zu sprechenden Gebeten, der Darbringung der Opfer, vorzüglich bei der Feier des Abendmahls (Brot und Wein nannte man schon τὰ ἅγια μυστήρια, die ganze Feier λατρείαν μυστηρίων), der Würde und den Rechten des Klerus immer mehr Festigkeit zu geben suchte.

Auf diesen Gipfel des Ansehens und der Macht im Inneren des kirchlichen Vereins hatte sich der Klerus in einer Zeit geschwungen, da die Kirche noch unter dem Drucke des Heidenthums stand, und wiederholten Verfolgungen ausgesetzt war. Was durfte man erwarten, nachdem im 4ten Jahrh. die christliche Kirche unter den Schuß des States getreten, und die christliche Religion durch die Decrete der in sie aufgenommenen Kaiser zur Staatsreligion erhoben worden war! Die Bischöfe, in ihrem kirchlichen Wirkungskreise fast unabhängig von äußerem Einflusse, hatten nach und nach die Laien von aller Theilnahme an kirchlichen Angelegenheiten auf Concilien u. s. w. auszuschließen, und auch die beratende Stimme des Presbyteriums zu unterdrücken gewußt: sie waren also wirklich in ihrem Gebiete, wie die apostolischen Constitutionen sich ausdrücken, Herren und Alleinherrscher — *κύριοι* und *δεσπόται* — geworden. Anerkannt jetzt von der obersten Staatsgewalt; unterstützt und geschmeichelt von einem Kaiser, wie Konstantin, der es doch, bei seinem zweideutigen moralischen Bewußtseyn, gerathen fand, sich durch die Fürsprache der Bischöfe, als Vermittler zwischen Gott und den Menschen, den Eingang zur Seligkeit offen zu erhalten, eilten sie nun dem höchsten Ziele zu, einen geistlichen Etat unter ihrer Regierung in der Mitte des weltlichen zu bilden und immer unabhängiger von ihm zu werden. Dazu war erforderlich, daß das Verhältniß der einzelnen Bischöfe und Gemeinden zu einander regelmäßiger organisirt wurde. Einzelnen Bischöfen war schon in der vorigen Periode, aus persönlicher Hochachtung, der Name Erzbischof, Patriarch beigelegt worden; dieser Name ging nach und nach auf die Metropolitanbischöfe über, und nachdem das Metropolitansystem sich zum Theil nach der bürgerlichen Eintheilung des römischen Reiches gestaltet hatte, blieb er den Bischöfen der angesehensten Hauptstädte eigenthümlich. Auf diese Weise erhielten die Bischöfe von Rom, Alexandrien und Antiochien vorzugsweise diesen Titel, und mit demselben wurden ihnen noch mehrere Vorrechte zugestanden, auf welchem Wege denn seit dem ersten Drittel des 4ten Jahrh. die bischöfliche Aristokratie sich mehr und mehr concentrirte und in eine erzbischöfliche Oligarchie überging<sup>68</sup>). Außer den drei genannten Bischöfen genossen auch die Metropolitane oder Exarchen von Ephesus und Käsarea die Vorrechte der Patriarchen, und schon durch die nicänische Synode wurde dem Bischof zu Jerusalem das Ehrenrecht eines Metropolitane, auf der ersten allgemeinen Synode zu Konstantinopel aber (im Jahre 581) dem Bischof von Konstantinopel oder Neurom der Ehrentitel des zweiten Patriarchen nach dem von Altrom zugestanden. Die Patriarchen von Neurom wußten sich bald auch Patriarchenrechte über die Provinz Thrakien

63) Constit. apostol. lib. II. c. 11.: διὰ τοῦτο — ἐκλονοῦσι, πειθαρχοῦν καὶ ἀποδοῦν αἰσῶν — οἱς θεοῦ τὸ πνεῦμα ἔχει καὶ ἀποδοῦναι, ἐπὶ πάντων ἀρχοῦν ἀποδοῦναι, ἱερωῦν, βασιλευῶν, ἀρχόντων — καὶ πάντων ἑμῶν τῶν ὑπακούοντων. Als Grund dieser Würde wird der Ausspruch Christi Matth. 18, 18. angeführt. 64) Ib. cap. 14, 65) Ib. cap. 20. 66) Cap. 25, 26, 27, 28, 32 — 34. 67) Const. cap. VI, 17. Canon. Ap. 14, 19.

68) Wir können uns von hier an kürzer fassen, indem wir nur die wesentlichen Veränderungen der Hierarchie im Auge behalten. Im Allgemeinen verweisen wir auf *de Fin. de antiq. Ecclesiae disciplina* Diss. I. Bingham Orig. eccl. Tom. I. Schröckh's Kirchl. Gesch. Th. 8 u. 17. Plans's Gesch. der kirchl. Gesellschaftsverfass. 2r u. 3r Bd.



und mehrere Metropolen in Kleinaften zuzueignen, welche ihnen durch die allgemeine Kirchensammlung von Chalcedon (im J. 451) bestätigt wurden. Die Bischöfe der Insel Cypren, der Provinz Afrika, in Gallien und Spanien waren keinem dieser Patriarchen unterworfen, sondern in dieser Hinsicht *αυτοκράτορες*, indem Einer aus ihrer Mitte die Metropolitanrechte ausübte. Die Rechte der Metropolen bestanden in der Ordination der Bischöfe ihres Sprengels, der Zusammenberufung der Provinzialsynoden und der Aufsicht über die ganze Geistlichkeit ihrer Provinzen; die Rechte der Patriarchen in der Ordination der Metropolen, in der Zusammenberufung der Diöcesansynoden, und der Oberaufsicht über die ganze Diöces. Durch die allgemeinen (ökumenischen) Kirchensammlungen, deren erste durch den Kaiser Konstantin nach Nicäa im J. 325, ausgeschrieben wurde, mußte der Verband der allgemeinen (katholischen), in so zahllose Gemeinden zerfallenen Kirche durch ihre Bischöfe nicht nur immer enger gezogen, sondern auch die kirchliche Gewalt derselben immer fester und mächtiger werden: denn die Beschlüsse dieser Versammlungen wurden als Aussprüche des heiligen Geistes, welchen Christus der Kirche, mithin ihren Repräsentanten, den Bischöfen, hinterlassen habe, angesehen, und erhielten, durch die Kaiser bestätigt und bekannt gemacht, allgemeine gesetzliche Gültigkeit für alle christlichen Untertanen des römischen Reiches<sup>69)</sup>. Unterdessen war auch den Bischöfen besonders seit Konstantin eine eigene geistliche Gerichtsbarkeit, die sich selbst in weltliche Angelegenheiten mischte, zugestanden, es waren ihnen und dem Klerus, so wie den Kirchen und ihren Besitzungen, bedeutende Immunitäten bewilligt worden. Im Wesentlichen beruhete daher die Regierung der Kirche bereits in diesem Zeitraume auf einer vom State fast unabhängigen Autokratie der Bischöfe.

So wie nun die bischöfliche Aristokratie sich in eine erzbischöfliche Oligarchie verwandelt hatte, so neigte sich diese schon jetzt, ganz gemäß dem einmal betretenen Pfade, zur hierarchischen Monarchie hin: es beginnt von nun an ein Wettstreit zwischen den angesehensten Patriarchen, welche, obwohl mit abwechselndem Glück und oft durch die weltliche Macht in Schranken gehalten, doch kein Mittel unversucht ließen, ihrem Stuhle ein überwiegendes Ansehen zu verschaffen. Keiner war und konnte, begünstigt durch frühere Ansprüche und äußere Verhältnisse, hierin glücklicher seyn, als die römischen, und Einem von diesen gelang es wirklich am Schlusse dieser Periode, durch den Titel eines ökumenischen Bischofs, den ihm der Kaiser ertheilte, den festen Grundstein des römischen Papstthums zu legen. Hier können aber nur die wichtigsten Ereignisse, wodurch diese Monarchie vorbereitet wurde, Gegenstand der Darstellung seyn; das Speciellere s. unt. dem Art. Papst<sup>70)</sup>.

Schon im zweiten Jahrh. war, wie oben gezeigt ist, dem römischen Bischöfe, als Nachfolger des Petrus und Paulus, ein Principalsrecht vor den übrigen zugestanden worden, und er durfte es, wenn wir im Geiste jener Zeit urtheilen wollen, mit eben der Befugniß geltend zu machen suchen, als alle Bischöfe für Nachfolger der Apostel erklärt waren. Es ist dieses Vorrecht aber mit einer Consequenz verfolgt worden, welche ihres Gleichen nicht hat. Durch den Übertritt Konstantins zur christlichen Kirche gewann der römische Bischof, als der Bischof der Hauptstadt des Reichs, theils schon eben dadurch, theils durch die Nähe des Hofes. Zwar war sein Sprengel nur auf die suburbicarischen Provinzen Italiens eingeschränkt, allein sehr bald gelang es, das Vorrecht auch auf andere Gemeinden und Bischöfe auszudehnen. Die Synode zu Sardica (344 n. Chr.) gestand in ihrem vierten (lateinischen) Canon zum ehrerbietigen Andenken des Apostel Petrus dem römischen Bischof (damals Julius) das *ius recognitionis* und *renovationis iudicii* lati zu, wenn ein Bischof durch eine Synode abgesetzt war, und sich deshalb an ihn wendete<sup>71)</sup>. Dieses Recht, Appellationen von Bischöfen anderer Sprengel anzunehmen und eine obergerichtliche Gewalt auszuüben, hatten die römischen Bischöfe schon früher sich anzueignen versucht; jetzt gelang es ihnen, unter günstigen Umständen, dasselbe von einer zahlreichen Synode anerkannt zu sehen, und zwar aus dem wichtigen Grunde, welcher auf die frühere Geschichte das hellste Licht wirft, um dem Apostel Petrus die gebührende Ehrerbietung zu erweisen. Von nun an galt es, dieß Recht nach allen Seiten hin zu benutzen. Zosimus (seit 417 n. Chr.), Bonifacius (seit 419), Celestinus (seit 422), nahmen bereitwillig Appellationen afrikanischer Kleriker, z. B. des Celestinus, Apianus, an, welche auf einer Provinzialsynode aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen oder ihrer Ämter entsetzt worden waren; sie forderten die afrikanischen Bischöfe vor ihr Gericht, entschieden eigenmächtig über die Ungültigkeit ihrer Beschlüsse, und Bonifacius scheute selbst den Kunstgriff nicht, den oben erwähnten Canon der Synode zu Sardica für einen Canon der allgemeinen Kirchensammlung zu Nicäa auszugeben. Allein diese Versuche waren vor der Hand vergeblich; die afrikanischen Bischöfe verboten alle Appellation jenseit des Meeres. Ähnlich verfahren die genannten Bischöfe gegen die Gemeinden und Bischöfe Galliens und Illyriens; wurden sie im Anfange wenig beachtet, so war doch auswärtigen Klerikern der Weg eröffnet, aufs Neue nach Rom zu appelliren, und dieß sahen die römischen Bischöfe als eine rechtmäßige Anerkennung ihres obergerichtlichen Ansehens an. Glücklicher war schon Leo der Große (seit 440 n. Chr.) und Hilarius, sein Nachfolger (seit 451). Der erste machte in seinen Reden und Briefen den Primat des Apostel Petrus und so auch des römischen Stuhles mit vieler Beredsamkeit geltend, brachte die illyrischen Bischöfe in Abhängigkeit von sei-

69) S. Zuch's Bibliothek der Kirchensamml. des 4ten u. 5ten Jahrh. 70) Im Allgemeinen verweisen wir auf Bowers's Gesch. der röm. Päpste L u. II. Th.

71) S. de Fin. L L p. 107.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Am Schlusse dieser Periode finden wir also die oligarchische Hierarchie in ihrem Ubergange zur monarchischen oder zum römischen Papstthum begriffen. Und in ihrem Verhältnisse zu den Laien hatte sie eben so glückliche Fortschritte gemacht. Einer Seits das überall hin sich ausbreitende Mönchtum, aus welchem in dieser Periode der größte Theil der Kleriker genommen, und wodurch der Eölibat immer allgemeiner, und von dem höheren Klerus schon als nothwendige Pflicht gefordert wurde, anderer Seits das Sinken aller wissenschaftlichen Bildung, zum Theil von dem Klerus begünstigt, zum Theil durch die Stürme der Völkerwanderungen und einer despotischen Politik herbei geführt, endlich der zunehmende Reichthum, das wachsende Ansehen einzelner Kirchen und Klöster durch den Wunderaberglauben, die Verehrung der Martyrer und heiliger Personen u. s. w.; diese und mehrere damit verbundene Erscheinungen, z. B. die Mannichfaltigkeit und Pracht der heiligen Gebräuche, die Kraft, welche man ihnen unter der Vermittelung des Priesters beilegte zur Vergebung der Sünden, zur Erlangung göttlicher Wohlthaten, trugen dazu bei, den geistlichen Stand im Einzelnen wie in seiner Gesamtheit von dem weltlichen gänzlich zu trennen, ihn über denselben zu erheben, die Priester, als die Repräsentanten einer sichtbaren, allein seligmachenden Kirche, als die einzigen Vermittler der Gnade und Seligkeit bei Gott, mithin als die Gewalthaber über den Glauben, die Gewissen, das wahre Heil der Menschen, allgemein anzuerkennen. Und lag die Seligkeit der Christen in der Gewalt der Priester, war die Kirche allein der Weg zu dem Himmelreiche, so bedurfte es nur einer Durchführung dieses Grundsatzes im Großen, um der Hierarchie auch die Herrschaft über das Irdische und Weltliche, das ja dem Himmlischen und Ewigen untergeordnet seyn muß, zu verschaffen.

Dritter Abschnitt. Die Vollenbung der monarchischen Hierarchie und ihr Verfall.

Wenn wir in diesem Abschnitte einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren umfassen, in dessen erster Periode die päpstliche Hierarchie ihre höchste Blüthe der Macht erreichte, welche sie in der ersten Hälfte der zweiten behauptete, dann aber von mehreren Seiten bedrohet, beschränkt, endlich auf einem großen Theile ihres früheren Gebietes aufgehoben sehn mußte: so hat diese Kürze ihren Grund darin, daß aus den ersten beiden Abschnitten Begriff, Zweck und Wesen der Hierarchie bestimmt genug hervorleuchtet, und es hier nicht beabsichtigt werden kann, eine Geschichte des Papstthums und der Päpste zu liefern. Nur die wichtigsten Thatfachen und ihre Folgen heben wir ferner hervor, wodurch die monarchische Hierarchie des römischen Stuhles in jenem umfassenden Zeitraume in denjenigen Zustand versetzt wurde, in welchem sie sich in unserer Zeit befindet.

So wie der Ursprung dieser Hierarchie aus dem Primale des Apostels Petrus und dem apostolischen Successionsrechte der römischen Bischöfe herzuleiten war,

so war im 7ten Jahrh. dieses Recht, an dem zu zweifeln Niemanden mehr beikommen konnte, das Mittel, ihren Supremat zu behaupten, und in Provinzen, wo er anerkannt war, zu befestigen. Sie senden Glaubensmissionarien in heidnische Provinzen, heben Concilienbeschlüsse auf im Namen des Fürsten der Apostel, des heiligen Petrus, der allein würdig gewesen, die Schlüssel des Himmelreichs zu empfangen (Martin I., seit 649 röm. Bisch.), nehmen Gesandtschaften christlich gewordenen Fürsten an den heil. Petrus zu Rom mit reichlichen Geschenken auf, benützen diese Gelegenheit, um das römische Ritual unter ihnen einzuführen (Vitalian, seit 672 röm. B.), erlangen es, daß ihre Wahl nicht mehr der kaiserl. Bestätigung bedurfte (Benedict II., seit 688), machen, unter günstigen Staatsverhältnissen, bereits den Versuch, kraft apostolischer Auctorität das Volk gegen kaiserl. Befehle aufzuwiegeln, und ihm die Zahlung des Tributs zu untersagen (Gregor II., 715 — 732 r. B.), versuchen mit Erfolg, bei den schwankenden Verhältnissen der Staatsregierung in Italien, sich in weltliche und Staatsangelegenheiten zu mischen (Gregor II., 732 — 740), bringen durch den Bischof Bonifacius Deutschland unter ihre kirchliche Gewalt (Zacharias, 741 — 752), werden endlich durch die angebliche Schenkung Pipins weltliche Fürsten in Italien (Stephan II., 752 — 757), wissen ihr weltliches Gebiet, das Patrimonium Petri, durch Gunst der fränkischen Könige zu schützen und zu erweitern (Hadrian I., 772 — 795 — Karl der Große), obschon sie noch nicht völlig unabhängige Beherrscher desselben waren; — und zwar geschah Alles dieß im Namen und zur Ehre des heil. Apostel Petrus, dem die Schlüssel des Himmelreichs übergeben, und dessen Grab zu Rom sehr heilig gehalten wurde. Die Schwäche der fränkischen Könige in der Folgezeit, das Ansehen, in welchem die Bischöfe als Rathgeber der Fürsten in weltlichen Angelegenheiten standen, die großen Erwerbungen an Gütern, welche den Kirchen und Klöstern geschenkt wurden, dazu die Verbreitung der falschen Dekretalen der römischen Päpste seit dem Anfange des 9ten Jahrh., deren Endzweck war, den römischen Bischof, als den allgemeinen Bischof über alle Metropolitane und höheren Bischöfe zu erheben, und die Gewalt der Provinzialsynoden zu untergraben, die Erhebung mehrerer Bischöfe zu Reichständen und Lehnherren — hinderten es, daß die Unwissenheit, der Sittenverfall des Klerus im Einzelnen, die Verworfenheit mehrerer Päpste im 10ten Jahrh. den erworbenen Rechten derselben hätten nachtheilig werden können. Während die Päpste durch Übersendung von Pallien an auswärtige Bischöfe, durch Ertheilung von Privilegien und Exemtionen an einzelne Kirchen, Bisthümer, Klöster und deren Vorsteher, durch Beeinträchtigung der Rechte der Metropolitane und ihrer Synoden, durch Ernennung von Legaten und Vikarien, trotz des heftigen Widerspruchs, den man z. B. in Gallien dagegen erhob, dem Stuhle des heil. Petrus eine ausgedehntere Herrschaft zu verschaffen und die Rechte der Fürsten zu beeinträchtigen suchten, konnte ihnen nicht



die Bemerkung entgegen, daß, um nach und nach selbst völlig unabhängig von weltlicher Macht zu werden, sie ihre Wahl zunächst von dem Einflusse der teutschen Kaiser und Könige unabhängig machen mußten. Der nachherige Papst Gregor VII., jetzt noch als Archidiaconus Hildebrand, der schon unter einigen früheren Päpsten das Werkzeug aller Pläne zur Begründung einer unumschränkten Hierarchie gewesen war, veranlaßte, nach einer streitigen Papstwahl, Nikolaus II., das decretum de elect. Pontif. Roman. zu publiciren, wodurch die Wahl eines künftigen Papstes den sieben Kardinalbischöfen und Kardinalpriestern, mit Zustimmung des Klerus und des Volkes, und ohne die Ehrfurcht gegen den Kaiser außer Augen zu lassen, überlassen bleiben sollte. Dem Gregor VII. selbst aber (1073 — 1086) war es vorbehalten, den Grundriß des Gebäudes einer unumschränkten päpstlichen Hierarchie zu vollenden; wenn auch das Gebäude nie wirklich ausgeführt werden sollte und konnte. Das Cyprian für die bischöfliche Hierarchie in der ersten Periode geworden war, das wurde er für die monarchische. War, nach den bereits seit Jahrhunderten geltenden Grundsätzen der Hierarchie, die sichtbare, katholische Kirche der einzige Weg zum wahren Glauben und zur Seligkeit durch Jesus Christus, die Regierung dieser Kirche aber der bischöflichen Gewalt in ihren verschiedenen Graden übergeben, so mußte in jenem Zeitpunkte, als die römischen Päpste sich kraft des Primates des heil. Petrus den Supremat über alle bischöfliche Gewalt erschungen hatten, der römische Bischof, als episcopus universalis, als Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs, auch als einziger Herr und Oberhaupt der ganzen rechtgläubigen christlichen Kirche erscheinen. Diesen, aus falschen Prämissen consequent gefolgerten Grundsatz durchzuführen, war einer Seits erforderlich, daß die noch in einzelnen Theilen bestehende selbstständige hierarchische Gewalt der Bischöfe, der Synoden u. s. w. dem höchsten kirchlichen Oberhaupte untergeordnet, anderer Seits, daß die in dem römischen Papste als dem Nachfolger vereinigte hierarchische Macht, wie in der Person des Oberhauptes selbst, so in ihren einzelnen Gliedern, von jeder fremden Obergewalt unabhängig gemacht wurde. Gregor verfolgte diesen Plan mit einer Consequenz, welche für ihn als Hierarchen Bewunderung erregen muß, und die Mittel, deren er sich dazu bediente, so verwerflich und gefährlich sie erscheinen, wenn man sie aus dem Gesichtspunkte des Menschen- und Staatsrechtes beurtheilt, wird derjenige weder für unklug noch für unerlaubt halten, welcher die Prämissen der päpstlichen Hierarchie für richtig anerkennt. Der römische Bischof, als Nachfolger Petri, ist Oberhaupt der ganzen katholischen Kirche: ihm sind die Schlüssel des Himmelreichs übergeben; in ihm vereinigt sich alle hierarchische Gewalt der Kirche; alle Bischöfe und Erzbischöfe sind ihm untergeordnet, kein Concilium darf über ihn richten; er hat in allen kirchlichen Angelegenheiten die höchste und letzte Entscheidung; selbst ein allgemeines Concilium hat er allein das Recht zu berufen. Um das Priesterthum von aller fremden Gewalt unabhängig zu

machen, mußte das Eölibatgesetz streng gehandhabt, mußten alle Rechte der Fürsten über Kirche und Kirchengut eingeschränkt und nach und nach untergraben werden. Gregor bezweckte dieß durch das Verbot der Simonie und Priestererebe, durch seinen Streit wegen des Investiturrechtes weltlicher Fürsten. Weltliche Fürsten sind als Christen Unterthanen (oder Söhne) der Kirche; ihnen kommt keine Gewalt zu über Kirche und Priesterthum, und wenn sie es wagen, die Gerechtsame der Kirche zu verletzen, so verfallen sie in den kirchlichen Bann, können ihres Thrones entsetzt und ihre Unterthanen des Eides der Treue entbunden werden. — Gregor war nicht so glücklich, seinen Plan ohne Hinderniß durchzuführen zu können; er fand in den meisten Ländern nicht allein von Seiten der weltlichen Fürsten, sondern auch des höheren und niederen Klerus den bestigsten Widerspruch. Allein der Grund des neuen Gebäudes war gelegt; die Ausführung blieb den folgenden Jahrhunderten überlassen; und wenn auch die römischen Päpste der folgenden Periode mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge an der Ausführung desselben in den verschiedenen Ländern Europa's arbeiteten, (Paschalis II. — Hadrian IV. von 1154 — 1159, Alexander III., von 1159 — 1181, Innocenz III., von 1198 — 1216, Gregor IX. von 1227 — 1241, Innocenz IV., von 1241 — 1254, Bonifacius VIII., von 1294 — 1308 u. s. w.) und ins Besondere durch die Kreuzzüge in ihren Bestrebungen unterstützt wurden, so daß sie ungeschert die mächtigsten und biedersten Fürsten durch ihre Bannstrahlen schrecken, sie ihrer Throne entsetzen, Auf-ruhr im Inneren der Staten stiften, die Unterthanen vom Eide der Treue entbinden, ganze Reiche mit dem Interdicte belegen konnten, so fing doch mit Bonifacius VIII., der den Hildebrandismus auf das Äußerste, aber vergeblich zu treiben bemüht war, ihr Ansehen an bedeutend zu sinken: denn unter und durch König Philipp den Schönen von Frankreich wurden in Frankreich die Majestätsrechte des Königs im Weltlichen bestätigt, und der König selbst wagte es mit einem großen Theile seines Klerus von dem Papste an ein allgemeines Concilium zu appelliren. Mochte daher auch die priesterliche Gewalt und durch dieselbe das Ansehen des Papstes in dieser Periode theils durch die Bestätigung, Exemption und allgemeine Verbreitung zahlreicher Mönchsorden, welche meist im Dienste der Hierarchie standen und alle Länder gleichsam umflricten, theils durch die Annahme der Lehre von der Transsubstantiation, als allgemeiner Glaubenslehre (auf der 4ten allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran im J. 1215), wodurch der Priester in seiner höchsten Würde dargestellt wurde, theils durch die Einführung der Ohrenbeichte, wodurch die Gewissen aller Christen dem Priester geöffnet wurden, theils durch die Ausbildung der Inquisition (1129 unter Gregor IX.), durch die Stiftung des päpstlichen Ablass- und Jubeljahres, (1300 unter Bonifacius VIII.), durch die Sammlung der päpstlichen Verordnungen u. s. w., sich im Inneren immer mehr zu befestigen suchen: der lange Aufenthalt der Päpste zu Avignon, wodurch



ihre weltliche Macht in Italien fast ganz gesunken war, die Ausdauer und Weisheit mehrerer Regenten in Vertheidigung ihrer Majestätsrechte (Philipp von Frankreich, Ludwig der Baier u. A.), die kräftige Stimme, welche einzelne Gelehrte gegen die Päpste für die Rechte der Fürsten erhoben (Occam, Marsilius v. Padua u. A.), das Zusammentreten der Reichsstände zur Schützung ihrer Unabhängigkeit, das Beginnen einer freieren Geistesbildung (Petrarca, Boccaccio u. A.) veranlaßten ein Wanken der päpstlichen Macht in mehreren Staaten während des 14ten Jahrh.; und das päpstliche Schisma am Schlusse dieses und im Anfange des folgenden Jahrh. erregte wiederum den Gedanken an die Nothwendigkeit einer allgemeinen Kirchenversammlung. Man beginnt frei über den tiefen Verfall des Klerus, sogar des päpstlichen Hofes zu schreiben; die Kirchenversammlung zu Pisa (1409) wagt die schismatischen Päpste Gregor XII. und Benedict XIII. abzusetzen; man erklärt sich ohne Scheu gegen die Ausschweifungen des Klerus und die Mißbräuche päpstlicher Verordnungen (Huß u. A.), gegen die Nothwendigkeit der Beichte, die Transsubstantiation im Abendmahl durch das Wort des Priesters, die Entziehung des Kelchs; die unumschränkte Macht des Papstes. Die Synode zu Kostnitz (1415 fg.), mit dazu berufen, eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern vorzunehmen, setzt fest, daß sie ihre Macht unmittelbar von Christus habe, und daß ihr selbst die Päpste im Glauben zu gehorchen schuldig seien, entsetzt Johann XXIII. und Benedict XIII. der päpstlichen Würde; Gerson († 1425) tritt als eifriger Vertheidiger der Freiheiten der gallikanischen Kirche auf; die Kirchenversammlung zu Basel (1432) bestätigt die Beschlüsse der Kostnitzer und citirt den Papst sich vor ihr zu stellen; die Reichsstände treten mit ihren Beschwerden über päpstliche Erpressungen, Reservationen, Appellationen immer freier hervor. Und wenn auch die Päpste durch Concordate und Gunst einzelner Fürsten ihre sinkende Macht wieder zu stützen suchten, so hatte doch das Ausblühen der Wissenschaften, die Erfindung der Buchdruckerkunst, der Grundsatz, daß ein allgemeines Concilium über den Papst sei, die allgemeine Unzufriedenheit mit den Erpressungen durch Ablässe, Reservationen u. s. w. eine Reformation der Kirche vorbereitet, welche im Anfange des 16ten Jahrh. wirklich, aber von einer Seite her erfolgte, von welcher man es zu Rom am wenigsten erwarten mochte.

Die römische Hierarchie unmittelbar anzugreifen, würde bei dem Beginnen der Reformation durch Luther und Zwingli ein vergebliches Unternehmen gewesen seyn: die Gewissen der Einzelnen waren noch zu befangen, das Gebäude der Kirchenregierung durch die mittels ihres Eides an Rom geketteten Bischöfe noch zu fest, die Verhältnisse der Fürsten zu dem Papste und ihre Hohheitsrechte in ihren Staaten zu wenig bestimmt, als daß auf diesem Wege hätte ein glücklicher Erfolg erwartet werden können. Dagegen war es derselbe Weg, auf welchem die absolute Hierarchie sich ausgebildet hatte, auf dem sie jetzt nur wieder beschränkt oder theilweise

gänzlich aufgehoben werden konnte. Durch zufällige Reibungen einzelner und Streitigkeiten gegen die Mißbräuche des hierarchischen Systems (Ablasskram) in einem der unbedeutendsten Zweige desselben erwachte der Sinn für den wahren christlichen Glauben, eine Ahnung der Gewissensfreiheit gegen despotischen Zwang: die Sache des Widerspruchs gegen Rom ward die Sache der heiligen Schrift, des Evangeliums, und nur dadurch erschien Zweck und Wesen jener absoluten Hierarchie, nebst ihren Stützen, dem Mönchtume und Priestertume, in ihrem wahren Lichte. Weltliche Fürsten nahmen sich der Sache des Evangeliums an, und so sehr die römische Politik es zu hindern suchte (Clemens VII. — Paul III.), daß der Kampf über Religion und Kirche unter der Hand weltlicher Macht entschieden würde, so hatten doch unter ihnen selbst die Gegner der Reformation (Karl V., Ferdinand) ihre Hohheitsrechte erkannt, und sie mußten gestatten, daß durch die Augustana Confessio (1530) mehrere Fürsten und ihre Länder aus der römisch-katholischen Kirche austraten, daß einige zwanzig Jahre darauf durch den Augsburger Religionsfrieden (1555) auch staatsrechtlich die Rechte der Ausgetretenen auf Glaubens- und Gewissensfreiheit anerkannt wurden. Auf diese Weise war die Hierarchie in den protestantischen Ländern aufgehoben, und weder die Stiftung des Jesuitenordens (1540), ganz zum Dienste der absoluten Hierarchie, noch die Tridenter Synode (bis 1563), ganz im Geiste derselben von Rom aus geleitet, noch der Index librorum prohibitorum, um die Denkfreiheit zu unterdrücken, noch die Nachmahlbulle, in welcher alle Grundsätze des Hildebrandismus geheiligt waren, vermochten die Wunde zu heilen, welche der päpstlichen Macht war geschlagen worden. Die Päpste mußten von nun an in Ausübung ihrer Rechte der Nothwendigkeit oft nachgeben, ohne jedoch eines dieser Rechte wirklich aufzugeben; was sie nicht hindern konnten, dagegen suchten sie sich durch Protestationen (z. B. gegen den Augsburger Religionsfrieden 1555, gegen den westphälischen Frieden 1648, ja selbst gegen Beschlüsse des Wiener Congresses 1815) zu verwahren. Und wenn auch einige Päpste der letzten Jahrhunderte (Paul IV., 1555 — 1559, Pius V., 1565 — 1572, Sixtus V., 1585 — 1590, Paul V., 1605 — 1621, Clemens XI., 1700 — 1721, Clemens XIII., 1758 — 1769) im Geiste des Hildebrandismus es versuchten, durch Bann und Interdict, durch jesuitische Umtriebe in protestantischen wie in katholischen Staaten, ihr vermeintliches Recht auszuüben, so waren doch selbst die katholischen Fürsten wachsam über ihre Hohheitsrechte geworden; sie machten, um gegen solche Versuche sicher zu seyn, das placitum regium geltend, ohne welches keine päpstliche Verordnung in ihren Staaten bekannt gemacht werden durfte, vertrieben zum Theil die Jesuiten aus ihren Staaten, beschränkten die Zahl und den Einfluß der Klöster, und der franz. Klerus ins Besondere ließ sich nie dazu bewegen, auf die Freiheiten der gallikanischen Kirche, welche den schroffen Gegensatz der römisch-monarchischen Hierarchie bilden,



zu verzichten. Durch die Aufhebung des Jesuitenordens unter Clemens XIV. (1773), durch die Unterdrückung der Bulle in coena Domini, durch Entziehung des weltlichen Gebietes unter Napoleon (Pius VII., 1809), durch Säkularisirung von geistlichen Gütern, Fürstenthümern und Klöstern, durch das Gesetz der Religionsparität wurde, bei der auch in der deutsch-katholischen Kirche seit der Mitte des vorigen Jahrh. (des Weihbischofs Honthelm Schrift: Febronius — Emser Congress 1786) überhand nehmenden Neigung für eine deutsch-bischöfliche Nationalkirche, die römische Hierarchie nach und nach aller ihrer Stützen beraubt worden seyn, wenn nicht, nach der gänzlichen Umgestaltung der politischen Verhältnisse Europa's im J. 1814, der Papst Pius VII. in seine Staten und Würde wieder eingesetzt worden wäre. Die Wiederherstellung des Jesuitenordens (1815); die Concordate mit mehreren katholischen und protestantischen Fürsten und andere Handlungen desselben und seines Nachfolgers gaben die Überzeugung, daß Rom die Hoffnung nicht aufgegeben habe, das hierarchische System dereinst wieder in seinem Umfange geltend zu machen. Ob diese Hoffnung die römische Kurie täuschen werde oder nicht, wird von dem Gange der politischen Verhältnisse, von der Verbreitung des besseren Zeitgeistes in den katholischen Staten, von den Schicksalen des Jesuitenordens, so wie des Mönchs- und Priesterthums überhaupt, abhängen<sup>73)</sup>. (Lobegott Lange.)

II. Im kirchenrechtlichen Sinne ist Hierarchie in der katholischen Kirche die von Christus den Aposteln und seinen Jüngern, und deren rechtmäßigen Nachfolgern, gegebene Befugniß, den Gottesdienst zu verwalten und die Kirche zu regiren<sup>1)</sup>. Diese Befugniß erscheint, theils weil sie auf die Gebote Christi, auf göttliche Anordnungen, zurück geführt wird<sup>2)</sup>, theils ihrem von der katholischen Kirche angenommenen inneren Gehalte nach, als eine heilige Befugniß oder Gewalt, und heißt darum Hierarchie. Sie ist aber ausschließlich den Aposteln und Jüngern und deren rechtmäßigen Nachfolgern gegeben, und diese bilden darum, als Auserwählte Gottes, den Klerus, denen alle anderen Mitglieder der Kirche, als Laien, entgegen gesetzt sind<sup>3)</sup>. Die Hierarchen selbst stehen jedoch nicht alle auf gleicher Linie, sondern es findet unter ihnen ein Abstufungssystem, ein Einordinationssystem Statt, welches man oft vorzugsweise mit dem Ausdruck Hierarchie (im engern Sinn) bezeichnet<sup>4)</sup>, und diese Hierarchie ist von

doppelter Art, theils hierarchia ordinis, theils hierarchia jurisdictionis. Sieht man nämlich auf die Befugniß zur Verwaltung des Gottesdienstes, namentlich der den wesentlichsten Gottesdienst ausmachenden Sacramente, so wird die dazu erforderliche innere Fähigkeit (potestas ordinis, sacramentalis) durch die Ordination oder Weihe mitgetheilt, und gleichwie verschiedene gottesdienstliche Handlungen verschiedene Fähigkeiten verlangen sollen, so ist auch die Ordination eine verschiedene und es bildet sich darnach ein Abstufungssystem der ordinirten Personen, welches hierarchia ordinis genannt wird. Da das Priesterthum in der ausschließlichen Befugniß zur Verwaltung des wesentlichen Gottesdienstes besteht, so ist die hierarchia ordinis die Abstufung des katholischen Priesterthums. Drei Stufen, und zwar die höchsten, die der Bischöfe (episcopi), der Priester (presbyteri) und der Diakonen (ministri) werden auf göttliche Anordnung gegründet<sup>5)</sup>. Die übrigen, die der Subdiakonen, Akoluthen, Exorcisten, Lectoren und Ostiarien, werden als eine, wenn auch alte, doch nur menschliche Einrichtung angesehen<sup>6)</sup>. Die drei höchsten Stufen und die des Subdiakonus bilden die ordines sacri oder majores, die übrigen vier Stufen die ordines non sacri oder minores, und jede höhere Stufe ist dadurch bedingt, daß man die niederen Stufen durchlaufen haben muß. Die höchste Stufe eines Bischofes, — und der Papst hat bei der hierarchia ordinis nichts vor den Bischöfen voraus, — gewährt die Fähigkeit zur Confirmation, zur Ordination der Kleriker und Degradation derselben, zur Einweihung der Kirchen, Altäre und heiligen Gefäße, zur Weihung des Chrisma's und des Katechumenen- und Krankensalbes, zur Salbung der Könige und Königinnen, Einsetzung der Äbte und Einkleidung der Nonnen. Die nächste Stufe der Priester befähigt zur Verwaltung der übrigen, den Bischöfen nicht reservirten, Sacramente, unter denen die Sacramente des Abendmahls und der Buße am wichtigsten sind<sup>7)</sup>. Die folgenden Stufen des Diakonus, Subdiakonus und Akoluthen haben ebenfalls ihre Hauptbedeutung bei dem Sacrament des Abendmahls, indem der Diakonus dabei den Priester bedient, namentlich das Evangelium liest, der Subdiakonus wieder dem Diakonus zur Hand geht, die heiligen Gefäße reinigt, Brot und Wein herbei bringt u. s. w., und der Akoluthus ferner dem Diakonus und Subdiakonus behilflich ist, ins Besondere die Lichter bei der Messe besorgt und trägt. Endlich das Geschäft des Exorcisten besteht in dem Exorcismus, das des Lectors in dem Vorlesen der Perikopen aus der heil. Schrift, und das des Ostiarius in der Verwahrung der Kirchenschlüssel und in Abhaltung Unberechtigter von dem Betreten der Kirche<sup>8)</sup>. Die unter-

73) Hinsichtlich der mittleren Periode vergl. Bower's Gesch. der röm. Päpste. Th. VI. §. Pet. de Marca de concord. Sacrorum et Imperii. Von Wichtigkeit ist besonders (lo. Brét) pragmatische Geschichte der Bulle in coena Domini, (Willelmer's) pragmatische Geschichte des Bildbrandismus, und Pland's bereits oben angeführtes Werk, so wie Carov's die allein seligmachende Kirche. Für das vorige Jahrh. Walch's neueste Religionsgeschichte, und für das jetzige: Beiträge zur Geschichte der katholischen Kirche im 19ten Jahrh. übers. von Paulus.

1) a Niegger institutiones jurisprad. ecclesiast. Pars I. §. 141. 3) Die hier einschlagenden Stellen der Bibel s. bei de Schenk institutiones juris ecclesiast. ed. Jos. Schönl. §. 26 seq. 3) can. 7. Caus. XII. qu. 1. 4) Eo J. B. Eybel X. Facult. d. B. u. R. Zweite Sect. VIII.

Introdutio in jus eccles. catholicorum. Tom. I. §. 160. Gmoier institutiones juris ecclesiast. Tom. I. Sect. I. §. 57. 5) Conc. Trident. Sess. XXIII. can. 6. de sacram. ordinis. 6) Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 2. de sacram. ordinis. 7) Conc. Trident. Sess. XXIII. cap. 1. de sacram. ordinis. 8) libet



sten Stufen dieser Hierarchie des Priestertums pflegt man jedoch meistens nur als Übergangsstufen zu den höheren ordines anzusehen, daher die auf diesen untersten Stufen Stehenden selten die Amtsverrichtungen wirklich ausüben, vielmehr oft mehrerlei solcher Amtsverrichtungen nur von einer einzigen Person, zum Theil auch, wie namentlich die des Officiarius, von Laien ausgeübt werden. — Die Inhaber der höchsten Stufen der hierarchia ordinis sind zugleich diejenigen, denen kraft göttlicher Ordnung, die Regierung der Kirche anvertraut ist, und sieht man hierauf, so zeigt sich in der katholischen Kirche das zweite Abstufungssystem, welches hierarchia regiminis seu jurisdictionis (wobei man nicht bloß an die kirchliche Gerichtsbarkeit, sondern an eine iurisdiction im weitesten Sinne des Wortes denken muß<sup>9)</sup>) genannt wird. Diese Hierarchie besteht, so weit sie in ihren Abstufungen auf göttliche Vorschrift zurück geführt wird, aus dem Papst, den Bischöfen und Pfarrern. Die Kirche selbst hat aber, und in dieser Hinsicht wird eine bloß menschliche Einrichtung angenommen, nicht nur diesen Hierarchen mehrere Gehilfen hinzu gefügt, sondern auch zwischen den Papst und die Bischöfe, noch die Patriarchen, Primaten und Erzbischöfe eingeschoben, und den Bischöfen noch geringere Prälaten angeschlossen<sup>10)</sup>. Der Papst, der erste der Bischöfe und Bischof zu Rom, ist das Oberhaupt der ganzen katholischen Kirche. Nach dem so genannten Papalsystem wird er als unumschränkter Monarch der Kirche angesehen, dem kraft göttlicher Vorschrift die ganze Fülle der Kirchengewalt (plenitudo potestatis), die er jedoch zum Theil den untergeordneten Hierarchen übertragen habe, zustehen soll. Nach dem so genannten Episcopalsystem dagegen wird ihm nur eine beschränkte Gewalt zur Erhaltung der Einheit der Kirche und der Vorrang vor den übrigen Bischöfen eingeräumt, die Regierung der Kirche aber eigentlich in die Hände sämtlicher Bischöfe, oder der allgemeinen Concilien, gelegt. Gehilfen des Papstes sind mehrere Regierungs- und Justizcollegien, deren Inbegriff man curia romana nennt, und das Cardinalcollegium nebst den Congregationen. Auf den Papst folgen in der hierarchia jurisdictionis die Patriarchen, deren Würde indessen gegenwärtig nur noch ein Titularverhältniß ist, sodann die Primaten, worunter, wenn einem Bischof nicht bloß der Titel eines Primas verliehen ist, der erste Bischof eines States verstanden wird, der bei Nationalconcilien den Vorsitz führt, und sonstige von der Partikularverfassung der katholischen Kirche in einzelnen Ländern abhängige Vorrechte hat. Wichtigere als diese Zwischenstufen sind die weiter abwärts folgenden Stufen der Erzbischöfe oder Metropoliten, welche eine gewisse Kirchengewalt in einer aus

mehreren bischöflichen Sprengeln bestehenden Provinz ausüben, und der Bischöfe, welche die Kirche in einer Diocese verwalten, und denen die Consistorien, Officialaten u. s. w. als Regierungscolliegen nach Art der curia romana, und die Domkapitel nach Art des Cardinalcollegiums zur Seite stehen. An die Bischöfe schließen sich geringere Prälaten an, welche entweder über einen in keiner bischöflichen Diocese liegenden Distrikt eine gewisse Kirchengewalt ausüben (praelati nullius cum iure episcopali vel quasi), oder eine solche Gewalt über eine zwar in einem bischöflichen Sprengel liegende, aber doch von der Gewalt des Bischofs eximirt, Kirche oder ein derartiges Kloster exerciren, wie z. B. Äbte. Die unterste Stufe der hierarchia jurisdictionis nehmen die Pfarrer (parochi) ein, d. h. Priester (presbyteri), denen in einer Parochie das Amt eines Seelsorgers übertragen ist<sup>11)</sup>. — Andere christliche Kirchen, als die katholische, haben die Begriffe der Hierarchie und ihrer beiden Arten, der hierarchia ordinis und jurisdictionis, nicht aufgestellt, allein theils haben sie die Sache, theils finden sich wenigstens analoge Verhältnisse bei ihnen. Das Erstere ist bei der griechischen und russischen Kirche der Fall, wo sich eine hierarchia ordinis in der Verschiedenheit der Bischöfe, Priester (sacerdotes), Diakonen, Subdiakonen, Lampadarien, Cantoren und Lectoren nicht verkennen läßt, und die hierarchia jurisdictionis sich von den Patriarchen auf die Metropolitane und Erarchen, dann weiter auf die Bischöfe und endlich auf die Priester verzweigt<sup>12)</sup>. Das Letztere ist in den protestantischen Kirchen der Fall, denn wenn sie auch eine Hierarchie, als auf göttlichem Gebot beruhend, nicht anerkennen, da sie die äußeren Verhältnisse der Kirche als menschliche Einrichtungen ansehen, so findet sich doch wenigstens ein Analogon der hierarchia jurisdictionis in der Vertheilung der Kirchenregierung auf den Landesherren, die Synoden, Consistorien, Superintendenten und Pfarrer, und nur die hierarchia ordinis hat kein ähnliches Verhältniß aufzuweisen, weil die protestantische Kirche nur eine einzige Art der Ordination kennt, ausgenommen die engl. Kirche, welche den Unterschied der Bischöfe, Priester und Diakonen beibehalten hat. (Ortloff.)

III. Hierarchie in der morgenländischen Kirche. Die Entwicklung der geistlichen Herrschaft erfolgte in der griechischen<sup>13)</sup> so wie in den mit derselben zusammenhängenden oder aus ihr hervorgegangenen orientalischen Kirchen, vor Trennung von der abendländischen ganz auf dieselbe Weise, vermöge derselben Hilfsmittel und in Folge derselben leitenden Ideen, wie im Abendlande. Nur hatte sie dort für die Gestaltung aller Verhältnisse nicht den überaus merkwürdigen und auffallen-

alle diese priesterlichen Functionen vom Bischof bis zum Officiarius herab verweisen wir überhaupt auf die Ritualbücher der katholischen Kirche, das pontificale romanum, Rituale romanum u. s. w. 9) E. über die verschiedenen kirchenrechtlichen Begriffe der iurisdiction: de Schenk l. c. §. 36. not. 10) v. Riegger l. c. §. 149 — 153. de Schenk l. c. §. 50.

11) Natürlich konnte bei den sämtlichen oben aufgezählten Stufen der hierarchia jurisdictionis, da es nur auf eine Übersicht dieser Hierarchie ankam, auch nur das Allgemeinste bemerkt werden und das Nähere bleibt den Specialartikeln Papst, Patriarch u. s. w. überlassen. 12) Walter, Lehrbuch des Kirchenrechts. 4te Aufl. §. 29.



den Einfluß, wie hier; auch erhob sie sich niemals und nirgends im Orient bis zu der schwindelnden Höhe, zu welcher die römischen Bischöfe sie zu steigern gewußt hatten. An Lust dazu mochte es einzelnen Patriarchen nicht fehlen; allein die ihnen meistens sehr ungünstigen politischen Ereignisse, die Abhängigkeit des mächtigsten und bedeutendsten unter ihnen, des konstantinopolitanischen, von dem kaiserl. Hofe und seinen vielfachen Kabaleten, die traurige Unterwürfigkeit unter nichtchristliche Herrscher, die zum Theil sogar fanatische Gegner des Christenthums und Verfolger der Christen waren, der unaufhaltsame Verfall der christlichen Anstalten, eine nothwendige Folge jener veränderten äußern Lage, ersückten jedes Streben der Art im Keime. So bietet denn im Ganzen die Verfassung der morgenländischen Kirche, wie auch die Lehre und der Kultus derselben, seit der Trennung von der abendländischen keine neuen Entwicklungen mehr dar; sie ist auf der zweiten Stufe, der aristokratischen Form, stehen geblieben und nicht bis zur ersten Stufe, oder der monarchischen Form der römischen Kirche vorgeedrungen. Die Patriarchen stehen jetzt, wie sonst an der Spitze; der übrige Klerus in seiner mannichfachen Gliederung ist ihnen nach älterer Weise untergeordnet. Hier und da haben sich zwischen den wesentlichen Abtheilungen der Kleriker Mittelglieder gebildet; aber fast nur dieselben, welche auch in der abendländischen Kirche allmählig hervortraten. Die Verfassung selbst aber erlitt dadurch keine bedeutende Veränderung. Höchstens verdient Erwähnung die Einrichtung der Jakobitischen Kirche, dem Patriarchen einen *Mafrian* (ܡܫܪܝܢ) unterzuordnen, welcher die Specialaufsicht über die in Chaldäa und Assyrien wohnenden Jakobiten hatte, in Lagrit residirte und von dessen Zustimmung die Patriarchenwahl abhängig war. (s. die Art. Jakobiten, *Mafrian* u. *Barhebraeus*, 1ste Sect. VII, 384. Anmerk. 1.). Wie schon in früherer Zeit der konstantinopolitanische Patriarch die übrigen orientalischen an Ansehen überstrahlte, in sofern diese sehr bald durch die unseligen theologischen Streitigkeiten ohnmächtig wurden, namentlich die Patriarchate zu Antiochien und Alexandrien (das von Jerusalem war immer unbedeutender), er dagegen als Patriarch der Residenz des Kaisers durch seine Verbindung mit dem Hofe vortheilhafter gestellt war, so erfreute er sich auch nach dem Untergange des oströmischen Kaiserthums einer größern und bedeutendern Wirksamkeit. Denn mochte ihn auch des Islams Macht in sklavischer Unterwürfigkeit halten, mochte seine Würde am Hofe des Sultans käuflich, er selber durch Intriguen der Seinigen oder durch Fanatismus der Moslimen mannichfaltigen Mißhandlungen unterworfen seyn, in glücklichen Momenten vermochte er doch für die seiner Leitung anvertrauten Christen wesentliche Vortheile zu erringen und die übrigen dem osmanischen Reiche einverleibten Patriarchate bedienten sich daher seiner Vermittelung und seines Einflusses, wenn sie für sich, für ihre Kirchen oder für eines ihrer geistlichen Kinder irgend etwas durchsetzen wollten. Einen vorzüglichen Glanz er-

hielt der konstantinopolitanische Stuhl durch die russische Kirche; denn diese war in Folge ihrer Entstehung von demselben abhängig und ihre Metropolen empfingen vom griechischen Patriarchen zu Konstantinopel die Weihe. Zwar bildete sich in Rußland im J. 1688 unter Mitwirkung desselben ein eignes Patriarchat, was auch die beiden Patriarchen zu Alexandrien und Jerusalem förmlich genehmigten; aber bis zur Mitte des 17ten Jahrh. geschah doch die Ernennung des russischen Patriarchen oder wenigstens seine Bestätigung durch den konstantinopolitanischen. Erst zu der angegebenen Zeit entsagte der letzte diesem seinem Rechte. In der russischen Kirche erlangte der Patriarch sehr bald das größte Ansehen und trat nicht selten mit der Staatsgewalt in Conflict. Peter der Große hielt es daher für gerathen, das Patriarchat wieder eingehen zu lassen. Nach dem Tode des Patriarchen *Hadrian* im J. 1702 ernannte er also zunächst einen Erarchen als Verweser der Stelle, welchen ein Collegium, der heilige Synod, unterstützen sollte und da die mehrjährige Erfahrung die Entbehrlichkeit des Patriarchats außer Zweifel setzte, so erklärte er dieß Collegium für die höchste geistliche Behörde. Diese Einrichtung ist denn auch von seinen Nachfolgern unverändert beibehalten worden. Das Nähere s. unt. d. Art. Russische Kirche.

Die von der katholischen oder rechtgläubigen Kirche des Orients getrennten und zu eignen Kirchen erwachsenen Gemeinden mochten in der Lehre noch so sehr zu differiren selber glauben oder beschuldigt werden, die kirchliche Verfassung blieb von ihnen ganz unangetastet, denn sie war zu sehr mit dem Leben verwachsen, man wählte die religiöse Bildung in derselben beschlossen und würde etwas Wesentliches zu gefährden gefürchtet haben, wenn davon etwas aufgegeben worden wäre. Darum treffen wir das Patriarchat bei den Monophysiten in Armenien, Syrien und Chaldäa, in Aegypten (die Kopten), Äthiopien und Habesch, so wie bei den Nestorianern in Chaldäa und in Ostindien (Thomaschristen). Hierin zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen dem aus der griechisch-katholischen Kirche herausgetretenen morgenländischen Kirchen und der aus dem Schoße der lateinisch-katholischen hervorgegangenen protestantischen. Dort erfolgte die Trennung meist um geringfügiger Auserlichkeiten willen, über deren Werth man von beiden Seiten in Befangenheit schwebte, oder wegen spißsindiger Bestimmungen von Lehrpunkten, welche in den heiligen Schriften des N. T. nicht vorhanden waren oder nur aus dunkeln und bildlichen Ausdrücken desselben herausgepreßt werden konnten; hier aber ging die Differenz tiefer in die Lehre und darum auch in die Verfassung. Denn es konnte dem Scharfblicke der Reformatoren der gewaltige Einfluß nicht unbekannt seyn, welchen die kirchliche Verfassung bald nach Entstehung des Christenthums auf die Lehre geübt hat und wie gerade sie die Stütze und Trägerinn der Lehrmeinungen geworden, welche man vorzugsweise zu entfernen oder doch wenigstens auf ihren einfachern Gehalt zurück zu führen für Pflicht erachtete.

(A. G. Hoffmann.)



## B. Hierarchie bei den Nichtchristen.

Nimmt man das Wort Hier. in dem Sinne, daß es den Verband der Priester einer Religionsgesellschaft und die unter ihnen Statt findende Reihenfolge bezeichnet, so wird sich wohl kein nur irgend ausgebildetes Religionsystem auffinden lassen, welchem sich nicht eine Hierarchie zuschreiben ließe; denn wo eine äußere Verbindung zur Verehrung des Göttlichen hervortrat, da entstand auch Kultus und Priesterschaft und in dieser eine gewisse Folge und Unterordnung. Hierüber vergl. man also Priester und die den einzelnen Religionsystemen und den Völkern, unter denen sie zur Ausbildung kamen, gewidmeten Artikel. Dasselbe gilt von der H., wenn darunter die Regierungsform eines religiösen Vereins durch sich selbst verstanden wird, denn eine solche kann und darf einer geregelten Religionsgemeinschaft eben so wenig, als einem wohlgeordneten State oder politischen Vereine fehlen. Was also darüber im Allgemeinen zu bemerken ist, s. unter den Art. Kirche u. Religionsgesellschaft (vergl. auch Hierokratie); über die einzelnen Modificationen aber verbreiten sich abermals alle diejenigen Specialartikel, in welchen die mannichfachen Religionen charakterisirt und die Völker, welche sie bekennen, nach allen Seiten hin geschildert werden. Es bleibt demnach nur übrig, die H. oder geistliche Herrschaft bei den Nichtchristen, in der Gestalt zu beleuchten, nach welcher sie von dem State Unabhängigkeit behauptet, ja wohl sogar seine Zwecke den ihrigen unterzuordnen gewußt hat.

Blicken wir zunächst auf die Hebräer und die kirchlich-politischen Verhältnisse derselben, wie sie im A. T. sich darstellen, so liegt am Tage, daß man in der eigenthümlichen Form des hebräischen States nicht mit Unrecht das Urbild der christlichen Hierarchie hat nachweisen wollen\*). Identität beider Verfassungen muß dagegen schlechthin geläugnet werden; die christlichen Hierarchen trugen nur die hebräischen Einrichtungen mit den erforderlichen Modificationen auf die von ihnen geleitete Religionsgesellschaft über und achteten nicht darauf, daß die Lage eines einzelnen abgesonderten, noch dazu kleinen Volkes und ihrer aus der buntesten Menge von Nationen gesammelten Christengemeinde wesentlich verschieden, daß die im A. T. auftretende Gestalt der Verfassung für eine andre Zeit, für ein Volk im Zustande politischer Kindheit berechnet war. Weiter ausgeführt ist dieß im Abschnitte A. dies. Art. und zwar unter No. 1. Durch Parallelisirung der christlichen Hierarchie mit der politisch-religiösen Regierungsform des hebräischen Volkes ist man hier und da zu dem Irrthume verleitet worden, als hätten die Hebräer unter dem Druck einer hierarchischen Macht geschmachtet, welche wie an Consequenz, so an Härte und Unmenschlichkeit ihres Gleichen nicht gefunden\*\*). Eine bloße Priesterherrschaft ist den Hebräern unbekannt; da aber nach ihrem Glauben der allgemeine Weltengott Jehova das eigentliche Oberhaupt des Stats war, mußten die

Personen, deren er sich zur Bekanntmachung seines Willens bediente, natürlich großes Ansehen gewinnen und ungemaine Auctorität genießen. Dieß war aber nicht etwa ausschließlich dasjenige Personal, welches den Kultus versah, sondern jeder Gottbegeisterte, er mochte sonst einem Stande angehören, welchem er wollte, theilte dieses Ansehen und diese Auctorität. Soll also die hebräische Verfassung genauer bezeichnet werden, so wird man sie nicht hierarchisch, sondern theokratisch nennen müssen; denn es gab hier keine gewöhnliche geistliche Herrschaft, sondern eine stellvertretende Macht für den unsichtbaren Regenten, und in dem Befüge derselben war nicht ein Einzelnr, etwa der Hohepriester, auch nicht einmal die ganze Priesterkaste, sondern Priester und Propheten und zur Zeit der Monarchie der Gesalbte Jehova's, d. i. der König. Allerdings mögen die Priester nicht selten auf die Angelegenheiten einen gewaltigen Einfluß geübt haben und vielleicht noch mehr das Prophetenthum — man sieht dieß aus mehreren Berichten des A. T. — allein es hing dieß doch immer von den äußern Umständen, namentlich auch von der gerade Statt findenden Verfassung, und während der Monarchie von der Persönlichkeit der jedesmaligen Regenten ab. Vgl. den Art. Hebräer, 2e Sect. III, 324 ff.; ausführlicher verbreitet sich über den Gegenstand der Art. Theokratie.

Den Moslimen läßt sich, wenn man die Grundverfassung der einzelnen Staten, die ihnen angehören, genauer ins Auge faßt, eine Hierarchie beilegen. Denn die unmittelbaren Nachfolger Muhammeds, die Khalifen, vereinigten eben so, wie der Stifter des Islams, die höchste Gewalt in religiösen und politischen Angelegenheiten in ihrer Person. Der Khalif war nicht bloß Beherrscher der Gläubigen (Emir elmumemin), sondern auch Imam und hatte daher gewisse geistliche Funktionen selber zu versehen; er begann das öffentliche Gebet am Freitage in der Hauptmoschee, hielt das Khatbe (s. d. Art.), wofür jedoch später ein Khatib angestellt wurde, und hatte die Schar der Pilgrime in eigener Person zur heiligen Stadt zu führen (s. d. Art. Hadsch, 2e Sect. 2e Bd. S. 364). Nachdem die politische Bedeutung des Khalifats verloren gegangen war, erhielt sich dennoch das geistliche Ansehen desselben und wurde von den mächtigen Sultanen bei Verfolgung ihrer Zwecke weislich benützt, um sich und ihren Maßregeln den Beifall des Volkes dadurch zu sichern. Vgl. d. Art. Khalif. Die Abbassiden nannten sich auch Imam el Moslimin, und dieser Titel ist in der spätern gesetzlichen Sprache zur Bezeichnung der geistlichen Macht der Herrscher beibehalten worden, da das vollkommene Khalifat sich nur auf die 4 ersten der Khalifen erstreckt. Die osmanischen Sultane führen den Titel Imam ebenfalls, und haben also auch, was dieser Name andeuten soll, die höchste Gewalt in religiösen Dingen (s. d. Art. Imam). Das Imamats ging durch feierliche Entfagung des letzten abbassidischen Khalifen Mohammed XII. und durch die darauf erfolgende Huldbigung des Scherifs von Mekka auf den osmanischen Sultan Selim I. und durch diesen auf seine Nachkommen über. Durchgängig ist in den modis

\*) So noch neuerdings Leo in seinen Vorlesungen über die Gesch. des jüd. Stats S. 4 ff. \*\*) Leo a. a. D.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Hieratische Schrift, s. am Ende des Buchstaben H.  
Hieratisches Papier, s. Papier.

HIERATSAEE (die), ein Fluß der Insel Island auf der Ostküste. (R.)

HIERAULES, heiliger Flötenspieler, heißt einer der 9 niedern Priester bei den Eleusinien (s. d. Art.) (R.)

HIERAX hieß nach Ptolemäos eine in der unterägyptischen Landschaft Mareotis, in der Nähe von Amyrä auf der Westseite des Lacus Mareotis gelegene Stadt. (R.)

HIERAX, 1) ein frommer Mann unter den Myriandrinern<sup>1)</sup> in Bithynien auf der Küste des Pontos Eurinos, bauete der Demeter einen Tempel, und ward von ihr mit Feldfrüchten reichlich gesegnet. Hilfreich bot er seine Getreidefrüchte den Teukrern (Troianern), welche ihrem Nationalgott Poseidon nicht zur rechten Zeit, κατά χρόνον, ihre Opfer gebracht hatten, und für diese Verachtung mit Mißwachs von ihm bestraft worden waren. Der darüber erzürnte Gott verwandelte ihn in einen Vogel, den man Hierax nennt. So verschwand der Mann<sup>2)</sup>. Wahrscheinlich ist das Ganze eine Erinnerung aus alter Zeit, wo auf den Küsten des Pontos der Dienst des Poseidon, von handelnden Phönikiern dahin verpflanzt, mit dem eindringenden Demeterkultus zu kämpfen hatte. Diesem Mythos ähnlich ist der des Daidalion bei Ovidius<sup>3)</sup>. (Schincke.)

2) ein Unbekannter, welcher dem Wächter der in eine Kuh von Here verwandelten Io, dem Argus (Panoptes, vieläugig), verrieth, daß ihm Hermes diese stehlen wolle<sup>4)</sup>, und ihn jedes Mal erinnerte, wenn sich Hermes näherte<sup>5)</sup>. Vgl. die Artikel Argos (1ste Sect. 6r Bd. S. 225.), Here und Hermes (2te Sect. VI, 176 u. 332) und Io. Ovidius<sup>6)</sup> wendet den Mythos so, daß Here's Lieblingsvogel, dem Pfau, wunderbarer Ursprung zu Theil wird; nach Maßgabe der Deutungen des Mythos fällt auch die Ansicht von diesem Hierax verschieden aus. Heyne faßt H. als Personennamen<sup>7)</sup>. Das Alterthum legt gern in die Namen Andeutung dessen, was der ihn Tragende vollbringt; Hierax, also der Falke oder Sperber, achtet sorgfältig auf Alles, was vorgeht, und hat darum ein scharfes Gesicht. (Schincke.)

3) ein alter berühmter Flötenspieler der Griechen aus Kleinasien, wahrscheinlich aus Phrygien; wenigstens war er ein Schüler und Liebling des berühmten Dymphos, welcher wiederum ein Freund und Schüler des im Alterthum vielgenannten und selbst in ihrer Mythologie wichtigen Marsyas<sup>8)</sup> war. Er starb schon in der Blüthe seiner Jahre, hatte sich aber dem dankbaren Alterthume durch eine von ihm erfundene Melodie lieb gemacht, welche

seinen Namen führte. An den Sthenien<sup>9)</sup>, wenn die Mädchen in einem Agon in den Tempel der Here Blumen trugen, wurde sie auf der Flöte geblasen<sup>10)</sup>, und darnach getanzt<sup>11)</sup>. Serber<sup>12)</sup> empfiehlt zum Nachlesen über Hierax an: Beyerlinck theatr. Art. Fidicines, was zu berichtigen ist Beierlinck magnum theatrum vitae humanae (Lugd. 1656. 8 Bde. fol.) unt. d. Hauptart. Musica u. zwar Tibicines, choraulae p. 800, wo es heißt: „qui etiam ab sese leges et dederit et nominavit.“ (G. W. Fink und Schincke.)

HIERAX oder HIERAKAS, geb. zu Leontopolis in Aegypten, lebte in seinem Vaterlande bis zum Ende des 3ten oder Anfang des 4ten Jahrh., führte ein bewundernswürdig strenges asketisches Leben, gewann dadurch unter den ägyptischen Asketen und Mönchen großen Anhang, und war, wie sein Gegner Epiphanius<sup>1)</sup> dieß Alles offen berichtet, ein vielseitig gelehrter und gebildeter Mann, nicht bloß ein gründlicher Kenner der griechischen und ägyptischen Sprache und Gelehrsamkeit, sondern auch ein geschickter Erklärer des A. u. N. T., die er fast auswendig gewußt haben soll. Er hatte selbst Commentarien über die heilige Schrift, eine Erklärung der Schöpfungsgeschichte geschrieben, und mehrere Lieder gedichtet; außerdem soll er sich als Schönschreiber bis an seinen Tod (und er wurde über 90 Jahr alt) mit Abschreiben von Büchern beschäftigt haben. Man sieht aus dem Allen, daß H. eine gelehrte Bildung erhalten haben mußte, ohne Zweifel in Alexandrien, was eben so, wie seine eifrige Beschäftigung mit der Erklärung der heiligen Schriften, die er allegorisch auslegte, und einige seiner besondern Lehren, wahrscheinlich macht, daß er, wo nicht Schüler, doch ein Anhänger der Grundsätze des Origenes war<sup>2)</sup>. Schon die Kirchenväter (Epiphanius a. a. D. und Augustin<sup>3)</sup>) nennen ihn als Stifter einer besondern legerischen Partei, der Hieraciten; gewiß aber mit Unrecht. Hierax erhielt durch sein streng asketisches Leben (er aß nie Gemüse oder Fleisch, trank keinen Wein) Anhänger und Verehrer unter den vielen Asketen, welche damals in Aegypten sich einem enthaltsamen Leben gewidmet hatten. Er stiftete einen Verein solcher, die darin seiner Ansicht waren, und ertheilte ihnen wahrscheinlich zugleich wissenschaftlichen Unterricht; in diesen Verein konnte natürlich kein Verheiratheter aufgenommen werden, also nur Jungfrauen und Witwen, und solche Mannspersonen, welche sich dem einsamen (μονάζοντες) oder dem enthaltsamen Leben (εγκραταί) ergeben hatten. Dieser Verein von Asketen nach der Regel des Hierax erhielt sich längere Zeit; nur waren

1) Xenoph. Anab. V, 10. 1. u. dazu Arüger. S. 318.

2) Einzige Quelle des Mythos ist Antonin. Liberal. III. ed. Teuchner p. 21. 3) Metam. XI, 340 ff. 4) Apollodor. II, 1. 4.

5) ἡγρῶσατος ἵππας. Ex his verbis intelligas, cum, quoties Mercurius accederet ad vaccam subducendam, Argum monuisse. Heyne ad Apollodor. l. l. p. 102. 6) Metam. I, 624 ff.

7) Ad Apollodor. l. l. De Hierace aliunde non constat, adeoque nec dijudicare licet, sitne accipitris nomen hoc an viri: hoc tamen verisimilius. 8) Apollodor. I, 4. 2.

9) Hesych. s. v. Σθεν. 10) Plutarch. Mus. 26. Pollux IV, 10, 79. 11) Muller Dorier Bd. II. S. 338. 12) Seril. der Tonkünstler unt. d. B.

1) Adv. haeret. I. p. 710. 712. ed. Petav. 2) Epiphanius, der die ausführlichste Nachricht über ihn ertheilt, vermutet dieß selbst a. a. D.: οὐκ ἔστι ἀπὸ ἀναστασίας νεκρῶν — ἀπὸ Ἀποστόλων τὰς προφητείας ἀληθεύει etc. Vielleicht war diese Anhänglichkeit an Origenes ein Hauptgrund, warum Hierax und seine Anhänger eine Stelle im Aechterverzeichnis erhielten. 3) De haeres. cap. 67.: Hieracitas, quorum auctor Hieracha duncupatur.



spätere Mitglieder weniger streng in der Beobachtung seiner Regel<sup>4)</sup>. Eine besondere keherische Partei, d. h. eine Partei, welche sich wegen irriger Lehrmeinungen von der rechtgläubigen Kirche getrennt haben, oder von derselben ausgeschlossen worden seyn sollte, hatte Hierax nicht gestiftet. Alle Irrthümer, welche Epiphanius ihnen beilegt, sind aus den Schriften des Hierax gezogen<sup>5)</sup>, gewiß also nie Eigenthum der nur nach seiner asketischen Regel so genannten Hieraciten geworden. Hierax selbst darf nicht als ein eigentlicher Keher im Sinne seiner Zeit angesehen werden; es ging ihm wie seinem Zeitgenossen Origenes, dessen rein wissenschaftlich dogmatische Ansichten auch in späterer Zeit erst als besondere Keheri darge stellt und aus seinen Schriften zusammen gesucht wurden. Hierax hatte in seinen Commentarien über die heilige Schrift, theils aus Hinneigung zur allegorischen Interpretation, theils zur Empfehlung des asketischen Lebens, einige Ansichten aufgestellt, in denen man, unter den angegebenen beiden Voraussetzungen, seinen Scharfsinn nicht verkennen kann. Augustin und Epiphanius haben uns den zuverlässigsten Bericht über dieselben ertheilt; spätere Nachrichten bei Photius, Johannes Damascenus u. A. sind entweder aus diesen genommen oder zu sehr entstellt, als daß sie einige Berücksichtigung verdienen sollten. Rück sichtlich seiner asketischen Grundsätze suchte H. aus der Vergleichung des A. u. N. T., so wie aus einzelnen Stellen des letzteren (z. B. Hebr. 12, 14. 1 Kor. 7, 34), zu beweisen, daß die Erscheinung des Gottessohnes nur bezweckt haben könne, die Menschen zu größerer Heiligkeit und Enthalt samkeit des Lebens zu bringen, und ihnen durch sein Beispiel hierin Muster zu werden, sie auf diese Weise zum wahren Leben zu führen: denn daß die Menschen Gott fürchten, nicht neidisch, hab süchtig, ungerecht seyn sollen, lehrt schon, sagte Hierax, das A. T.; eben so ist in ihm das Heirathen frei gegeben worden, seit der Erscheinung Christi aber muß man das ehelose Leben ergreifen, um des Himmelreichs würdig zu werden<sup>6)</sup>. Es folgt jedoch hieraus nicht, daß H. den Ehestand geradehin verworfen habe; er sah nur das ehelose Leben als den im N. T. vorgeschlagenen näheren und sichreren Weg zum Himmelreiche an. Und dieß darf ihm nicht als keherischer Irrthum aufgebürdet werden, da er allen Asketen gemein war. Ferner lehrte er, daß die Kinder, welche vor der Kenntniß (des Christenthums) stirben, nicht der erwarteten Seligkeit theilhaft werden, nicht ins Himmelreich kommen könnten: denn sie hätten noch nicht gekämpft, und wer nicht gekämpft habe, werde nicht gekrönt<sup>7)</sup>. Die

Richtigkeit dieser Behauptung würde noch einleuchtender werden, wenn wir den Zusammenhang der Gedanken wüßten, in welchem er sie aufgestellt haben mochte. Ihm, als Asketen, war das Ziel des irdischen Lebens, durch Kampf mit den Begierden, durch enthaltames, heiliges Leben sich der Krone des Himmelreichs würdig zu machen; unmöglich, schloß er, kann daher ein Kind, das weder einen Begriff vom Himmelreich hat (πρό γυνώσεως sagt Epiph.), noch durch Kampf dessen würdig geworden ist, das Himmelreich, so wie es stirbt, erben. Ubrigens ist hierin durchaus nichts Keherisches enthalten: denn es wird nicht gesagt, daß er den Kindern für die Ewigkeit die Erlangung der Seligkeit abgesprochen habe. Andere angebliche Irrthümer, welche ihm Schuld gegeben werden, beruhen oft mehr auf Mißverständnis seiner allegorischen Erklärungen. So soll er wegen Röm. 8, 26. Hebr. 7, 3 behauptet haben, der heilige Geist sei Melchisedek, der dem Abraham entgegen gekommen sei u. s. w.; Hierax allegorisirte aber nur die Erzählung vom Melchisedek, und deutete sie von Christus (Hebr. 7, 3) und dem heiligen Geiste (Röm. 8, 26). Aus gleichem Grunde behauptete er, das Paradies sei nicht sinnlich (αἰσθητόν); bekanntlich deutete schon Origenes jene mosaische Erzählung allegorisch, und Epiphanius vergißt nicht daran zu erinnern (ὡς περὶ οὐρανοῦ καὶ γαίης). In gleichem Geiste läugnete er eine Auferstehung des Fleisches, oder eine Fortdauer des Körpers, sei es, nach dem Tode oder, nach dem kirchlichen Glauben, am Tage des Gerichts; er bezog nämlich die Auferstehung nur auf die Fortdauer der Seele nach dem Tode, und legte ihr dann ein geistiges Fortleben bei<sup>8)</sup>. Man kann hierin eine vernünftigeren Forschung nicht verkennen, und es ist zu bedauern, schon wegen dieser Lehre, daß seine Schriften verloren gegangen sind. Endlich wird ihm anderwärts<sup>9)</sup> Schuld gegeben, er habe gelehrt, der Sohn sei vom Vater, wie eine Lampe, die an einer anderen angezündet wird, oder die in zwei Theile getheilt ist. Da aber Epiphanius a. a. D. als Lehre des Hierax erwähnt, der Sohn sei wirklich vom Vater gezeugt und der heilige Geist gehe vom Vater aus, so vermuthete man, Arius habe von einem andern Hierax gesprochen<sup>10)</sup>. Allein ohne hinreichenden Grund: Hierax dachte sich das Verhältniß der drei göttlichen Personen gewiß noch nicht im Sinne des Athanasius oder der nicänischen Synode, und so kann er von einem Gezeugt werden des Sohnes vom Vater, von einem Ausgehen des heiligen Geistes sprechen, und dennoch dabei sich jenes Verhältnisses bedienen, um die Art und Weise des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn begreiflicher zu

4) Dieß ist das zuverlässige Resultat der beiden Stellen des Epiphanius a. a. D. §. 3.: ὁ δὲ Ἱεράξας αἰεὶς ἐπὶ μὲν ὅτι πολλὰν εἶχε τὴν ἀσκησίν· οἱ δὲ μετ' αὐτὸν αὐτὸν ἠμαθῆτα καὶ ἀποκρίσιν, und §. 2.: οὐδεὶς δὲ μετ' αὐτῶν ἀντίκειται, ἀλλὰ εἰ εἴη παροφθαλμὸς ἢ μοναχῶν ἢ ὑπερηφάνων ἢ χήρων. 5) Epiph. l. l. §. 1.: οὗτος μὲν παλαιῶν καὶ καινῶν διδασκάλων σαφῶς ἀποστήθεον, καὶ οὐκ αἰεὶ ἑρμησίμωρος· ἰδοὺ μάλιστα παρ' ἑαυτῷ ἀπὸ προφανείας λαμβάνει τὸν ἀπὸ αὐτῶν ἰδοὺ καὶ ὁ ὑπερηφάνων αὐτῶν. 6) Epiph. l. l. §. 1. Vgl. Mosheim. de rebus Christian. ante Const. M. p. 907 sq. 7) Ib. §. 2. Augustin. l. l.: ad regnum coelorum non pertinere

pervulos dicunt, quia non sunt illis ulla merita certaminis quo vitia superentur. 8) Epiph. l. l. §. 2.: οὐδὲ νεκρῶν ἀνάστασιν τὴν διὰ σαρκὸς ἀλλ' ἀνάστασιν μὲν νεκρῶν λέγει, ἀνάστασιν δὲ τὴν τῶν ψυχῶν καὶ πνευματικῆν τὴν φάσιν μὴ θόλοισιν. Augustin. l. l.: negant resurrectionem carnis. 9) Epiph. haer. 69. p. 738. In einem Briefe des Arius. Athanas. de donibus synodis. Tom. I. P. II. p. 728. Hilarius de Trinitate lib. VI. §. 5. 10) Mosheim. de rebus Christ. p. 906. Balch's Kirchengesch. I. S. 822.



· machen. Daß Hierax nicht für einen Manichäer gehalten werden könne, wofür er öfters ausgegeben wurde, bedarf keines weiteren Beweises. (Lobegott Lange.)

HIERAX (Aves), eine von Vigors im Zoological Journal N. VII. Oct. 1826, in der Familie Falconidae und der Unterfamilie Falconina aufgestellte Gattung, welche Boie (Isis 1826. 2.) nicht angenommen hat, die auch bis jetzt nicht näher charakterisirt ist, aber nach Cuvier's Angabe auf Falco coerulescens begründet ist. — Bei Herodot findet sich dieser Name als Bezeichnung der erleren, am meisten zur Jagd gebrauchten Falken, welche jetzt in der Gattung Hierofalco stehen. (D. Thon.)

Der Hierax (Habicht, Falke oder Sperber) war den Agyptern einer der heiligsten Vögel, den daher Niemand weder vorsätzlich noch unvorsätzlich tödten durfte, ohne sich der Todesstrafe auszusetzen\*). Es war ein so genanntes Tempeltier, welches als Symbol des weiblichen Naturprinzips verehrt wurde\*\*), weil man glaubte, diese Thierart habe kein Männchen unter sich\*\*\*).

(Schincke.)

Hieraxiten, s. Hierax (Hierakas).

HIERBAS, ein Neffe des bekannten numidischen Königs Jugurtha, verjagte den Hiempsal, Juba's I. Vater, welchem jedoch Pompejus seine Besitzungen wieder verschaffte. S. Hiempsal u. Pompejus. (R.)

HIERKIA (Ἱέρκια), d. i. Priesterinn, 1) Name der Mutter eines riesenhaften Sohnes, welchen der Mythos namenlos läßt, aber zum Vater des Ipheno's macht †). S. d. Art. (Schincke.)

2) Beiname der Artemis oder Diana: Pausanias VII, 44. (R.)

Hieron (die), hierische Inseln, Hieres, Isles d'Hieres, s. Hyeren.

Hieres, s. Hyeren u. Hycres.

HIEREUM, Flecken in Syrien, an der Propontis, zwischen Heraklea oder Perintbus und Nesiflus oder Bisanthe, nach der Peutinger. Taf. vom erstern Orte 16 Mill. entfernt. Das Itiner. Hierosol. hat in demselben Abstände Area. Ptolemäus setzt in die nämliche Gegend die Mündung des kleinen Flusses Arzus. Jetzt liegt daselbst der türkische Flecken Kara-Uli. (Rumy.)

Hiereus, s. Priester.

HIERGES, alte Burg des französischen Ardennens departements, Bezirk von Rocroy, hoch über der Maas, auf ihrem rechten Ufer, eine Stunde von Charlemont gelegen, war das Stammhaus berühmter Freiherren, aus denen Manasses, Herberts von Hierges und der Grafin Obina von Rhétel Sohn, als Connetable und unumschränkter Gebieter des Königreichs Jerusalem, während der Regierung der Königin Melusina und der Minderjährigkeit König Balduins III., bei dessen Thronbesteigung er jedoch den Abschied erhielt, vorkommt. Historisch merkwürdiger aber, als diese Freiherren von Hier-

ges, ist ein Prozeß, der Anfang des 16ten Jahrh. um ihre Baronie zwischen Karl von Croy, dem ersten Fürsten von Chimay und dem Baron von Aimeries, aus dem Hause Rollin, vor den Mannen des Herzogthums Bouillon (Hierges war von uralten Zeiten her eine der vier Pairien des Herzogthums Bouillon) geführt wurde. Der Fürst von Chimay, dessen Vater sich schon im Besitze von Hierges befunden hatte, erhielt ein obsiegliches Urtheil, gegen welches, als von dem obersten Gerichtshofe eines souveränen Fürstenthums erlassen, keine Appellation Statt finden konnte; allein der von Aimeries hatte dem jungen Kaiser, Behuf des Wahlgeschäftes und der Unterhandlungen mit den Kurfürsten, unter der Bürgschaft Philipp's II. von Croy, große Summen vorgeschossen: diese forderte er von dem Bürgen zurück, oder eine kräftige Verwendung bei Philipp's Oheim, bei Wilhelm von Croy, dem Herrn von Chievres, der den Kaiser gänzlich beherrschte, damit dieser den Rechtshandel um Hierges an seine Gerichte ziehe. Philipp, der nicht bezahlen konnte, machte seinen Einfluß auf den Herrn von Chievres geltend, und brachte es dahin, daß der Fürst von Chimay und seine Geschwister vor den Kanzler von Brabant geladen wurden, um eine neue Eingabe des von Aimeries zu beantworten, auch der Entscheidung, ob das Urtheil der Mannen von Bouillon zu Recht bestehen könne, beizuwohnen. Eine solche Zustimmung schien ihnen ungereimt, sie wendeten sich an den Herzog von Bouillon, an Robert von der Mark, als ihren obersten Lehnsherrn, damit er sie vertrete; Robert versuchte, den Kaiser von seinem ungerechten Beginnen abzubringen, und da er dieses unmöglich fand, so ließ er, aufgemuntert durch den König von Frankreich, dem Kaiser auf dem Reichstage zu Worms durch einen Herold den Krieg verkündigen, zum Erkaunen und Gelächter der versammelten Fürsten, die wahrscheinlich nicht wußten, daß der nämliche Robert vor wenigen Jahren, 1518 zu St. Trond, mit dem nämlichen Monarchen, den er jetzt bekriegen wollte, ein Schutz- und Freundschaftsbündniß geschlossen hatte, daß er also auch allerdings befugt, ihm Fehde zu bieten. Ubrigens wurde, wie Jedermann weiß, durch diese Fehde der erste Krieg zwischen Karl V. und Franz I., dem so viele folgen sollten, herbei geführt. Spätere Besitzer von Hierges waren die Berlaymont, die Grafen von Eymont, und, als dieser Erben, die Herzoge von Artemberg; durch den Gränzberichtigungsvertrag vom 24. Mai 1772 und die Articles ultérieures vom 9. Decbr. 1773 kam das Schloß Hierges selbst, mit den dazu gehörigen Dörfern Ham, Hubertus, Ghooz und Foische, unter französische Hoheit, die andern fünf Dörfer aber der Baronie blieben bei der lüttich'schen Landschaft Sambre-et-Meuse. (v. Stramberg.)

Hieriae insulae, s. Hyeren u. Stoechades.

Hiericho, Hierichus, Hiericus, Hierikus s. Jericho.

Hierichuntica solitudo, s. Quarantania.

HIERICHUNTINUS TRAJECTUS, eine Furt über den Jordan in der palästinen'schen Landschaft Judäa, östlich von Jericho (2 Sam. 19, 18).

(A. G. Hoffmann.)

\*) Herodot. II, 65. \*\*) Description de l'Egypte Antiq. Vol. I. p. 32. \*\*\*) Ammian Marcell. XVII, 4. 11. ed. Wag-

ner u. Erfurdt Vol. II. p. 255 ff.

†) Tzetzes ad Lycophr. 44.



HIERICHUS, 1) f. Jericho. 2) *H. nova*, ein Ort unfern Jericho nach Jos. de bell. Jud. IV, 8.

(A. G. Hoffmann.)

Hiericus, Hierikus, f. Jericho.

HIBRIUS, Sohn des neuplatonischen Philosophen Plutarch von Athen und ebenfalls Philosoph dieser Schule im 5ten Jahrh. n. Chr., doch unbedeutend. (A. Wendl.)

HIERLAZ, ein Berg von 2214 Fuß Höhe im Traunkreise des Landes ob der Enz in Osterreich. (R.)

HIERM, ein Herreder im Amte Thistedt des Königl. dän. Stiftes Aalborg, 6 □ M. groß, mit 6000 Einw. in 15 Kirchspielen\*). (R.)

Hiero, eine der Kanarischen Inseln, f. Ferro.

Hiero (Gesch.), f. Hieron.

Hierocaesarea, f. Hierokaesarea.

HIEROCEPIA, ein Ort im westlichen Theile der Insel Cypren in der Nähe von Paphos (Strabo XIV, 1003), jetzt Bourg de Hierochipo. Bei Plinius H. N. V, 31. (V, 35. ed. Bip.) heißt so eine Insel der Stadt Neupaphos gegenüber\*\*). (R.)

Hierocoryx, f. Kerix.

Hierochipo, f. Hierocepia.

HIEROCHLOË Gmel. Sibir. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und der zweiten Ordnung der dritten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter ist folgender: die polygamischen Blumen stehen in einer Rispe; der Kelch ist dreiblumig, trockenhäutig; die hermaphroditischen und männlichen, zweizähligen Corollen haben zwei gezähnte, stachlichtstumpfe, oder borstentragende Klappen; unter den weiblichen Theilen stehen eigenthümliche Schüppchen; die Narben sind sprengwedelförmig. Die meisten hieher gehörigen Arten haben einen angenehmen Geruch, ähnlich dem von *Anthoxanthum odoratum*. 1) *H. borealis* Röm. et Schult. Syst. veg., mit unbehaarten Blütenstielen der fast einseitigen Rispe, Kelchen, welche länger sind, als die feinbehaarten Blümchen, zweigetheilten, abgestuften Klappen der männlichen Corolle, gespaltenen, lanzettförmigen Schüppchen der weiblichen Geschlechtstheile, kriechender Wurzel, und ziemlich breiten Blättern. In nördlichen und mittleren Europa. (*Holcus odoratus* L. Sp. pl., *borealis* Schrad. fl. germ., *repens* Host. gram. austr. III. t. 3.) 2) *H. fragrans* R. et Sch. l. c., mit unbehaarten, hin- und hergebogenen Blütenstielen der offenstehenden, nickenden Rispe, Kelchen, welche länger sind, als die ziemlich unbehaarten Blümchen, ungetheilten Klappen der männlichen Corolle, faseriger Wurzel, und lanzettförmigen Blättern. In Kanada. (*Holcus odoratus* Mx. bor. am., *fragrans* W. Sp. pl.) 3) *H. australis* R. et Sch. l. c., mit oberhalb krummhaarigen Blütenstielen der fast einseitigen Rispe, Kelchen, welche den gewimperten Blümchen an Länge fast gleichen, gespaltenen, auf dem Rücken gegrannten Klappen der männlichen Corolle,

kreisförmigen Schüppchen der weiblichen Geschlechtstheile, kriechender Wurzel, und schmalen Blättern. Im mittleren Europa. (*Holcus australis* Schrad. fl. germ., *odoratus* L. Sp. pl. Host. gram. austr. I. t. 4.) 4) *H. glabra* Trin., mit unbehaarten Blütenstielen der offenstehenden Rispe, Kelchen, welche den unbehaarten Blümchen an Länge gleichen; ungleichförmigen Klappen der männlichen Corolle; einer abgestuften, nervenreichen, und einer mit zwei borstigen Spitzen versehenen, mit ungetheilten, abgestuften Klappen der Zwittercorolle, lanzettförmigen Schüppchen der weiblichen Geschlechtstheile, und kriechender Wurzel. In Daurien. 5) *H. redolens* R. et Sch. l. c.; mit etwas krummhaarigen Blütenstielen der offenstehenden Rispe, lanzettförmigen Kelchen, welche die gewimperten Blümchen an Länge übertreffen, mit gegrannten beiden seitlichen Corollen (mit hervorstehender, gerader Granne), fast abgestuften, ungetheilten Corollenklappen, abgestufter mittlerer Corolle, und eingerollten, pfriemensförmigen Blättern. Auf Neuseeland und Feuerland. (*Holcus redolens* Forst. prodr., Vahl. Symb., *Melica magellanica* Desrous.) 6) *H. antarctica* R. Br. Prodr. fl. nov. Holl., mit fast nickender Rispe, lanzettförmigen Kelchen, welche von gleicher Länge mit den gewimperten Blümchen sind, mit feinbehaarten, gegrannten beiden seitlichen Corollen (mit gerader, fast hervorstehender Granne), ausgerandeten Corollenklappen, stachlichtstumpfer mittlerer Corolle, und ebenen Blättern. Im nördlichen Neuholland. (*Diarhenum antarcticum* Labill. nov. Holl. II. t. 322.) 7) *H. alpina* R. et Sch. l. c., mit glatten Blütenstielen der zusammengezogenen Rispe, lanzettförmigen Kelchen, welche länger, als die Blümchen sind, und ungetheilten Klappen der unbehaarten Zwitterblume; von den haderigen männlichen Corollen hat die eine gespaltene Klappen, wovon die untere auf dem Rücken gegrannt ist, bei der anderen männlichen Corolle ist die untere Klappe abgestuft und stachlicht stumpf; die fadenförmigen Blätter sind zusammengerollt. In Lapland. (*Aira alpina* Liljeb. Svensk. flor. *Holcus alpinus* Wahlb. lappon. t. 2.) — S. Spr. Syst. I, 274. (Sprengel.)

HIEROCHORD (wörtlich etwa: kirchliches Saiteninstrument), nannte Dr. Schmidt in Greifswalde ein von ihm im J. 1824—1825 erfundenes Instrument, welchem er vornehmlich die Bestimmung gibt, daß es in Kirchen und Schulen gebraucht werde, um die Sänger im Tone zu halten, und welches unverstimmbar seyn soll.

Was die Art der Tonerzeugung, die akustische Beschaffenheit oder den Bau des Instrumentes anlangt, so ist derselbe in der Grundidee und im Wesentlichen, dem der gewöhnlichen Leier (wie wir sie, nach niedrigem Maßstabe, in den Händen der Marmottensknaben sehen) ganz gleich. Es besteht nämlich aus einer einzigen gespannten Saite, welche von der Peripherie eines sich drehenden Rades (wie von einem Violinbogen) gerieben und zum Tönen angeregt wird, und auf welche sich, mittels des Druckes der entsprechenden Tasten, Tangenten niederdrücken, welche die klingende Saite (unge-

\*) Belm. Handb. 3te Abth. 1r Bd. S. 120.

\*\*\*) Dies ist die Insel, welche in Bischof — Müller's Wörterb. S. 610. Hieroaphia genannt wird.



fähr eben so wie die Finger des Violinisten) bald mehr bald weniger verkürzen, und sie also bald höher bald tiefer klingen machen. Das Ganze umfaßt ein hölzernes Kästchen von ungefähr dritthalb Fuß Breite, 8 Zoll Tiefe und fast gleicher Höhe, auf dessen Decke die kleine Claviatur, zwei Octaven umfassend, angebracht ist, auf welcher man mit der linken Hand die Melodie spielt, indest das Umdrehen des Rades, mittels einer Kurbel, von der Rechten bewirkt wird.

Wenn ich das Instrument seiner Grundbeschaffenheit nach der gemeinen Leier ganz gleich nenne, so gilt dieses doch keineswegs auch von der Tonqualität. Der Ton ist nicht nur kräftig und voll, wie man es von einem in so kleinen Raum eingeschlossenen Instrumente kaum erwarten sollte, sondern auch ziemlich angenehm, zumal aus einiger Entfernung gehört, und die Klangfarbe, wenigstens auf dem Exemplare, welches Dr. Schmidt mich hören ließ, offenbar zunächst dem engländischen Horne ähnlich, welchem das Instrument auch in Ansehung der Klangstärke ungefähr gleich ist.

Die Art und Weise, wie Schmidt solche Fülle und Stärke des Klanges zu erzielen vermocht (durch eigenen Bau mehrerer Resonanzböden, deren Beschaffenheit und Verbindung dem Publikum bis jetzt noch nicht bekannt werden soll), verdient in akustischer Hinsicht vorzügliche Aufmerksamkeit und wird seiner Zeit als ein nicht geringes Verdienst des Erfinders anerkannt werden.

Ubrigens ist das Instrument, wie sich schon aus der obigen Beschreibung seines Baues abnehmen läßt, allerdings relativ unverstimmbar, nämlich in dem Sinne, daß die Töne desselben jederzeit im Verhältniß gegen einander dieselbe Stimmung behalten, welche ihnen, vermöge der ein für alle Mal bestimmten Lage der sich auf die Saite niederdrückenden Tangenten, ursprünglich gegeben wird, — nur vorausgesetzt, daß nicht durch Eintrocknen, Schwinden und Verwerfen des Holzes, die Tangenten ihre Lage gegen einander ändern, und daß das Instrument jederzeit mit einer in sich selbst völlig reinen Saite bezogen erhalten wird. — Daß aber die Stimmung im Ganzen nie in Folge thermometrischer und hygrometrischer Veränderungen steigen und fallen sollte, ist rein unmöglich. Schmidt behauptet, diese Alterationen seien wenigstens beinahe ganz unmerklich. Ich vermag nicht das Gegentheil zu behaupten, worüber nur die Erfahrung entscheiden kann; so viel ist aber in der That wahrscheinlich, daß das Steigen und Sinken der Stimmung nicht leicht so merklich werden wird, daß sie beim Kirchengesange in Anschlag zu kommen brauchte, und im äußersten Falle wäre dann durch eine leichte, geringe Umdrehung des einzigen Stimmwirbels, ja augenblicklich nachzuhelfen.

Was nun die praktische Brauchbarkeit des Instrumentes für Kirche und Schule angeht, so ergibt sich das Maß derselben aus dem Vorstehenden von selbst. Es kann und soll nicht die Dienste einer Orgel vertreten, sondern der Erfinder macht nur auf das Verdienst Anspruch, Dorfschulmeistern und Dorfkantoren ein Tonwerkzeug in die Hand zu geben, auf welchem sich,

auch bei nur sehr geringer Kunstfertigkeit eine Choralmelodie ungefähr auf ähnliche Weise vor- und mitspielen läßt, wie man sie sonst wohl, in Ermangelung eines Besseren, zuweilen etwa auf einer Geige oder Clarinette u. vor- oder mitspielen hört. Daß aber, zumal in der Hand eines Dorfsangmeisters, vor jedem solchen Instrumente das Hierochord sehr entschiedenem Vorzug verdient, leidet gewiß nicht den geringsten Anstand, wenn man nur irgend bedenkt, wie jene Instrumente in solchen Händen sowohl überhaupt abscheulich zu klingen, als auch ins Besondere falsch zu tönen pflegen, indest das Hierochord jederzeit anständig klingen, und jederzeit rein tönen wird, — nur überall vorausgesetzt, daß Schmidt jedes seiner Instrumente völlig rein abstimmen und sie überhaupt, sämtlich so sorgfältig arbeiten läßt, daß dabei alle oben erwähnte Bedingungen sowohl relaxativer als auch möglichst absoluter Unverstimmbarkeit Statt finden.

Freilich ist das Hierochord, so wie überhaupt jedes Vor- oder Mitspielen auf irgend einem Instrumente, da völlig überflüssig, wo ein tüchtiger Vorsänger, es sei nun der Kantor selbst oder sonst wer, vorhanden ist, indem ein solcher alle Mal weit mehr leistet, als jedes einstimmige Instrument zu leisten vermag, welches letztere überall nur die Weise des Liedes vor- und mitsingen kann, nicht aber auch die Textesworte, wie es doch der Vorsänger thut. Wo aber ein solcher fehlt — oder etwa schwindfüchtig ist u. dgl., da ist es, in Ermangelung einer Orgel, freilich unvergleichlich besser, die Melodie wird auf dem Hierochord vor- und mitgespielt, als etwa auf einer Dorfgeige abscheulich geschabt, oder auf einem Clarinett oder sonst geblasen u. c.; sowohl in der Schule, als gar etwa auch in der Kirche. — Ins Besondere in der Schule, wo sonst ein leidlich rein gestimmtes und sonst irgend erträgliches Clavierchen an sich wohl den Vorzug vor dem besten Hierochorde verdienen könnte, wird das Hierochord doch wieder den Vorzug haben, daß es, wenigstens relativ unverstimmbar ist, indest Dorfschulmeisterclaviere nicht selten absolut unstimbar und jedenfalls gewöhnlich ungestimmt sind.

Was übrigens die Bestimmung des Instrumentes zum Gebrauche beim Orgel- oder Clavierstimmen angeht, so mag es auch zu diesem Zwecke allerdings diensam seyn, namentlich für Stimmer, welche kein reines und zum Stimmen eigens geübtes Gehör besitzen. Näheres über dieses Instrument enthält das 19te Heft (Band 5.) der Zeitschrift *Cäcilia*. S. 157 ff. (Gfr. Weber.)

Hierocles, s. Hierokles.

HIERODULEN<sup>1)</sup>, ἱεροδούλοι<sup>2)</sup>, heilige Knechte und Diener irgend eines Gottes oder einer Göttinn bei

1) Außer den allgemeinen Schriften vgl. folgende Monographien: Die Hierodulen von A. Hirt. Mit Beilagen von B. Schab und Buttman. Berlin. 1818. — Der Hellenen Priesterkath mit vorzüglicher Rücksicht auf die Hierodulen. In Kürze dargestellt von J. Kreuzer. Mainz. 1822. — Die Priesterinnen der Griechen. Von Dr. Adriaen. Felf. a. W. 1822. — *Coraol. De sacerdotio vett. virginum.* Abo. 1704. &amp. die letzte konnte ich nicht benutzen. 2) Das Wort kann nur als allgemeine Bezeichnung



derselb. Geschlechts<sup>9)</sup>, können in weiterer Bedeutung Alle, welche in dem Dienste der Götter und des Heiligthums, wie Priester<sup>4)</sup>, und in engerer Bedeutung Alle, welche als Gehilfen der Priester im Tempel eines Gottes thätig sind, genannt werden. So mannichfaltig die Götter und ihre Verehrung, der Glaube und Brauch im Urtheil derselben und in den Ländern, in welche sie einwanderten, bekanntlich sind und waren, so verschieden müssen auch die Namen, Stellung und Geschäfte ihrer Diener ausfallen. Wenn man bei den Hellenen von Hierodulen redet, so können darunter eben so gut die Priester, als die ihnen Untergeordneten verstanden werden<sup>5)</sup>, welche wie jene nicht Unfreie waren, die durch Kauf, Schenkung oder Benterrecht, wie die Sklaven erworben wurden, noch das Land gegen eine Abgabe bauten; nur solche konnten in die wählbaren Priesterstellen eintreten<sup>6)</sup>. Das Hierodulwesen ist aber ein eigentlich asiatisches Institut; im Orient waren die Hierodulen Knechte, Diener der Priester, welche gegen einen zu erlegenden Zins den heiligen Boden nutzten und Priester und Heiligthum zu erhalten hatten. Nach Strabo's<sup>7)</sup> Bericht verehrten die Albaner Helios, Zeus und Selene in einem nahe an Iberien liegenden Heiligthume; ein Priester, der Zweite nach dem Könige im Lande, verwaltete es und war Herr des wohlbevölkerten Landes und der Hierodulen, deren viele weissagten. Hier diente der Priester unmittelbar, das Volk aber, wozu auch die Hierodulen gehören, mittelbar der Göttinn. Derselbe Schriftsteller<sup>8)</sup> erwähnt einen römischen Hierodulstat; am berühmtesten, heißt es, war Romana in Kappadokien, wo Enyo, welche von den Kataonern, den Bewohnern Komana's, Romana hieß, verehrt wurde. Die Stadt ober den Stat bildeten Gottesknechte und Hierodulen, die dem Priester, wie die Kataoner dem Könige gehorchten. Der Tempel war reich an großen Ländereien und hatte mehr als 6000 für den Priester arbeitende Hierodulen. Unter Gottesknechten können nur Vertriebene und Landflüchtige verstanden werden, welche — ausschließlich bei einem unantastbaren Heiligthume Sicherheit fanden, — Gott und seinem Schutze recht eigentlich angehörten; sie erscheinen von den Hierodulen getrennt. Auch in Morimene, ebenfalls in Kappadokien, war ein Heiligthum

des Zeus mit einem Bessler von ungefähr 8000 Hierodulen, welcher dem Priester einen jährlichen Zins von 15 Talenten einbrachte<sup>9)</sup>. In jenen glücklichen, fruchtbaren Hochebenen Asiens genossen Priester und Hierodulen das glücklichste, sorgenfreieste Leben, schwelgten und hatten stete Festtage. Was Wunder, wenn man auch Orgien feierte und sowohl die eigentlichen Hierodulen als die den Tempel Besuchenden in das abscheulichste Sittenverberben versanken<sup>10)</sup>. In Hellas dienten die Hierodulen mehr dem Heiligthume, als der Gottheit; indem nur Einer als Vertrauter der Götter gedacht wurde, welcher Opferer, Oberpriester oder Opferkönig hieß. Alle übrige besorgten den Tempel und andere minder wichtige zur Ordnung in demselben gehörige Dienste, Hilfe leistend bei den mancherlei heiligen Handlungen. Die Hebräer hatten neben den Priestern Tempeldiener, deren niedrigste Klasse Holz hauen und Wasser tragen mußte (5 Mos. 29, 11.; nach Jos. 9, 26. wurden die Gibeoniten zu diesem Geschäft benutz). Später kommen sie unter dem Namen זָרִיזִים, d. i. Dargereichte, Geweihte, vor. Die Ägyptier, welche eine vielfach und fein gegliederte Rangordnung unter den Pflegern des Kultus eingeführt hatten, hatten auch Diener und Dienerinnen zu den verschiedenen Tempeldiensten. Nach dem Zeugnisse Herodots<sup>11)</sup> soll es keine Priesterinnen bei ihnen gegeben haben, allein dieß erscheint als unrichtig. Wenn Strabon von hellenischen Hierodulen berichtet, so ist der Begriff der asiatischen die und da von Einfluß. Das Heiligthum der Aphrodite Erylina in Sicilien<sup>12)</sup> hatte von Alters her weibliche Hierodulen, und wurde von Jungfrauen verwaltet<sup>13)</sup>; die ersteren waren von Heimischen und Auswärtigen hingeschickt worden. Strabon fand es menschenleer, vorzüglich aber nicht so viele heilige Leiber oder Hierodulen<sup>14)</sup>. Er meldet auch von der Verehrung der Aphrodite zu Karthago, daß mehr als 1000 Hierodulen, Männer und Weiber, der Göttinn geweiht waren<sup>15)</sup>. Hellas konnte in den weiblichen Hierodulen nicht, wie der Orient, Tänzerinnen und Buhldirnen zulassen; denn jeder Frevel im Heiligthume verübt, wurde ja nach seinem Glauben von den Göttern streng gerächt<sup>16)</sup>. Darum stehen die Hierodulen des Euripides als reine Dienerinnen des Phöbos und die der Aphrodite, theils Jungfrauen, theils Frauen, unter dem Gesetze strenger, unverletzbarer Keuschheit. Am richtigsten faßte also den Begriff der griechischen Hierodulen Valdenaer<sup>17)</sup>: Prae-

nung gelten. Ob es von Strabo erfunden, oder nur häufig gebraucht worden? Sein Vaterland, das Land der Sarams, asiatischer, zuchtloser Kultus sprechen dafür. So viel ist entschieden, daß er es oft gebraucht, andere Schriftsteller aber vom Gegenteile unter andern Namen reden. Spätere, wie der Alles zusammen tragende Plutarchos, Stephanos von Byzanz und der Scholiast des Euripides entnahmen es wohl von Strabo. 3) *λεγάς γυναικάς*. Herodot. II, 56. *ἀρδεις λεγάς*. VI, 97. II, 7. 6. VIII, 36, 2. Plutarch. Rom. XXI. *ναυδοτοβες λεγάς*. 4) *ἱεροδουλοὶ θεῶν*. Saubert de sacrifico. c. 6. Diador. Sic. XVI, 70. u. dazu Besseling. *Ἀπόλλωνος λέγεις* wirdassandra Euripid. Troad. v. 450. und Arthra Supplic. 1. genannt. 5) Kreuzer stellt Not. 123. S. 149. alle griechischen Benennungen von Diener und Knecht zusammen, und findet sie von Hierodulen gebraucht. 6) Kreuzer S. 121. 7) Strabon XI. p. 864. 8) Von den Komana's in Kappadokien und Pontus spricht Strabon XII. p. 535. Tom. V. p. 16. ed. Trschucke und Heyne de sacerdot. Coman. p. 101.

9) Strabon XII. p. 507. 10) Müller Religion d. Karthag. S. 79 ff.; gab sich doch jede Babylonierin im Tempel der Mylitta wenigstens ein Mal in ihrem Leben jedem Wählenden Preis; Herodot. I, 199. 11) Herodot. II, 35. Nach Sci. Croix Myster. du Paganisme. Ed. Hda. Tom. I. p. 241 ff. machen viele das Gegentheil bestätigende Nachrichten Herodots Zeugniß verdächtig. Adrian. S. 4 ff. 12) Strabon VI. p. 90. 13) Mus. Hero et Leand. v. 31. 14) Kreuzer (S. 67—68.) spricht Strabon alle Beweisraft ab; er soll die Oberpriesterin mit den Hierodulen verwechselt haben. 15) Strabon VIII, 378. Verwechselt hat Strabon die hellenischen Hierodulen mit den geknechteten und darum feilgebotenen Buhldirnen. Pausan. II, 2, 4. II, 4, 7. II, 10, 4. II, 1, 8. erwähnt den Tempel und Dienerinnen, nennt sie aber nicht Hierodulen. 16) Virgil. Aen. I, 41. Herodot. IX, 16. 17) Euripid. Phoeniss. ed. Lips. Tom. II. p. 63.



terea per τὰς ἱεροδούλους παρθεύου non videtur προμηνῆς posse designari, sed intelligendae potius ipsius Pythiae, vel templi ministrae puellae, Deo peculiari quadam ratione sacratae; quales ἱεροδούλου; pueros puellasve passim in templis Deorum Dearumve fuisse prorsus exploratum. Hierodulenschenfungen, vorzüglich nach Delphi, waren sehr häufig<sup>18)</sup>; und dem gemeinsamen Landesgotte, Apollon, gab man gern in den frühesten Zeiten den Beutezehent an Menschen, später an Geld<sup>19)</sup>. Alle Kriegsgefangene, welche dem Schutze der Götter anheim fielen, beklagten ihr Loos nicht. Iphigenia in Tauris, vom König Thoas zur Priesterin der Artemis bestellt, sehnt sich bloß nach dem Vaterlande, nennt sich aber mit Freude die Gottgeweihte, der Göttin Dienerin<sup>20)</sup>. Sie stellt sich allen Andern gleich und findet ihre Lage ehrenvoll. Ion, Sohn des delphischen Gottes und der Kreusa, wird Hierodulos im Tempel seines Vaters, führt ein ehrwürdiges Leben<sup>21)</sup>, und macht mit den Einrichtungen dieser Tempeldiener bekannt. Nachdem er nämlich in heiliger Morgenfrühe die Pfosten des Tempels bekränzt, preiset er — es ist ihm der äußere Tempeldienst anvertrauet — freudig den Gott, dem er geweiht ist<sup>22)</sup>: „Auf, ihr delphischen Knechte des Phoebos, gehet zu Kastalia's lauterer Wellen und mit des Wassers reinem Thau gebadet, steigt zu dem Tempel zurück. Reinen, auch wohldeutenden Mund bewahret, und Weissaget frohliche Kunden denen, so es begehren! Ich aber fleißig im Werk, das seit dem Knabenalter immer ich übte, will mit Lorberzweigen und heiligen Kränzen die Schwellen des Phoebos reinigen, den Boden mit feuchtem Geträufel besprengen und scheuchen die Herden der Vögel, so die heiligen Weihgeschenke beschädigen, mit meinen Pfeilen, also dir, o Phoebos, dienend Tag für Tag und im schönen Dienste ehrend den Seheris. Ist mir doch herrlich die Mühsal, die Knechtische Hand zu leihen den Göttern, nicht Sterblichen, sondern Unsterblichen. Des Phoebos Knecht drum will ich seyn, thugend das Werk, so mir obliegt, und nie aufhören, meinem Ernährer zu dienen<sup>23)</sup>.“ Ganz ähnlich singen die Phönikiern<sup>24)</sup>. Gar mancherlei waren natürlich die Geschäfte der Hierodulen, und um so mannichfaltiger, je gefeierter der Gott, je größer der Tempel, je zahlreicher seine Feste.

Seit den ältesten Zeiten war Delos ein Hierodulensstat, der selbst dem Feinde heilig und unverletzlich mit seinen Bewohnern und Schätzen blieb. Große Landesreien und Besitzungen umgaben ihn. Von fern kamen Jungfrauen, welche das Heiligthum stifteten und als Priesterinnen, ja als Göttinnen verehrt wurden, weil sie zugleich als Seherinnen die Sprüche Apollons verkündeten. Delphi erfreute sich großer Achtung und Freiheiten, wie auch fast unübersehbarer Geschenke und Schätze. Sein Gott war Gesetzgeber von Hellas und Lenker aller

Staatsangelegenheiten durch unübertretbare Göttersprüche. Eine große Dienerschaft mußte die Tempelgeschäfte besorgen. Von andern heiligen Bezirken in Hellas haben wir nicht sichere Nachrichten, z. B. von Dodona, Eleusis, Ephesos u. d. m.

Die Kleidung der Hierodulen war, wie sich nicht anders erwarten läßt, nach Ort, Zeit und Sitte verschieden. Die Tracht der ägyptischen Priesterinnen mag sich wenig von der der Hierodulen unterscheiden haben. Die Priesterin auf einem Relief des südlichen Tempels zu Elephantine trägt ein langes, durchsichtiges Gewand, vom Haupte fließt auf die Schultern ein Schleier, und in der Hand hält sie eine Klapper und Lotostelche<sup>25)</sup>. Sehr wahr bemerkt Adrian<sup>26)</sup>, daß griechische Künstler die Hierodulen nach asiatischer und hellenischer Art gebildet haben. Zoega erkannte zuerst tanzende Hierodulen auf älteren Denkmälern, und fand an ihnen einen freien Anzug, leichtfertige Kränze und im Tanze studirte Bewegung<sup>27)</sup>. Die Priesterin der Isis war ebenfalls in ein weißes Gewand gehüllt, mit Blumen bekränzt, trug Blumen, und bestreute mit ihnen die Straßen, durch welche man das Bild der Göttin trug. Andere hatten auf den Schultern Spiegel und in den Haaren elsenheinerne Kämme<sup>28)</sup>. Bei Aufzügen und an Festen zeichneten sie sich gewiß aus. Die Römer sahen in den popis und andern niedrigen Dienern auch Hierodulen. Man hat sie auch Neokoren, νεωκόροι<sup>29)</sup> genannt.

(Schnecke.)

HIEROFALCO (Aves), Cuvier. Eine Gattung der Tagraubvögel aus Linné's Genus Falco gesondert, welches letzteres der in der neuern Zeit aufgestellten Familie Falconidae entspricht. Als Kennzeichen gibt Cuvier (Règne animal éd. 2. I. 323) an: Die Schwungfedern sind wie bei den andern edeln Raubvögeln (Falken) gebildet<sup>30)</sup>, mit welchen diese Vögel auch alle Gewohnheiten gemeinschaftlich haben; aber ihr Schnabel hat nur eine Ausrandung; der Schwanz ist lang, ausgebreitet, reicht weit über die Flügel hinaus, obgleich auch diese selbst sehr lang sind; die kurzen Tarsen haben eine neßförmige Bekleidung und sind am obern Drittheil besiedert. Cuvier führt nur eine inländische Art an, lo Gersault, in welcher er Falco candicans und Islandus Linné ed. Gmelini vereinigt. Boie (Isis 1826. 2. 976.) rechnet auch Falco lanarius L. hierher. Alle drei bilden aber nach Brehm (Lehrbuch der Naturgeschichte aller europäischen Vögel I. 43.) eigene Arten, weshalb sie als solche aufzunehmen, bis weitere Beobachtungen im Felde der noch dunklen Naturgeschichte der Raubvögel sicher entschieden haben.

18) Böckh zu Pflats Hierod. S. 49. 19) Xenoph. Hellen. IV, 3, 21. Agesil. I, 34. 20) Iphigen. in Taur. 190. 21) Ion. 155. 22) Ion 94 ff. 23) Kreuser I. L. S. 76. 24) Phoenissa. 210., bei Kreuser übersetzt. S. 79.

25) Descript. de l'Egypt. Eleph. p. 10. 26) Priesterinnen d. Griechen. S. 11. 27) Li Bassirilevi antichi di Roma. Rom. 1807. Distrib. IV, 20. 21. p. 116. Veragl. Adriaen, der alles Hierhergehörige gesammelt hat. S. 13. 28) Apulej. Metam. XL 29) von κορη. Suid. ἐπιτελεῖσθαι, unter dem Worte κορη. Ἀγριππας δὲ καὶ κορη καὶ κόρος ὁ πύργος ἀπὸ τοῦ κορη, τὸ ἐπιτελεῖσθαι.

30) D. h. die zweite Schwungfeder ist die längste, die erste aber fast eben so lang, wodurch der Flügel sehr lang und spitzig erscheint.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Hieroglyphen } , s. am Ende des Buchstaben H.  
 Hieroglyphik }

HIEROGRAMM, bezeichnet eine heilige Schrift, z. B. den Dekalogus; auch ist es mit Hieroglyphe gleichbedeutend. (R.)

HIEROGRAMMATEIS (*Ἱερογραμματεῖς*), heilige Schreiber, Schriftkundige, bildeten unter den Agyptern eine der ersten Priesterordnungen, welche in wichtigen und schwierigen Fällen zu entscheiden und anzuordnen hatten, und können Schriftpriester genannt werden<sup>1)</sup>. In der Inschrift von Rosette<sup>2)</sup> kommt der Name vor, sonst selten<sup>3)</sup>, weil ihn nur die Griechen anwenden, die Agypter aber *Arpedonaptae*<sup>4)</sup> dafür gebrauchten. Auf jeden Fall gehörten die H. zu den angesehensten Priestern; denn die Tempelschreiber (Schriftpriester), im Allgemeinen Philosophen<sup>5)</sup> genannt, wurden nebst den so genannten Propheten zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, z. B. zum Auffuchen und Fortschaffen des Apis nach Memphis. Speis wird *μειστός ἱερογράφτης καὶ ἱερογραμματεὺς* genannt<sup>6)</sup>. Wenn Apis geboren seyn sollte, begaben sich einige aus ihrer Mitte zu ihm, um die Richtigkeit der Angabe zu untersuchen, führten ihn dann mit den Propheten, als Tempelbehörde, nach Memphis<sup>7)</sup>. Die Kenntniß der erforderlichen Zeichen erbt vom Vater auf den Sohn. Beim Einbalsamiren der menschlichen Leichname wiesen die H. den Paraschisten an, wie er schneiden solle<sup>8)</sup>. Am deutlichsten spricht von ihnen und ihren Geschäften Clemens von Alexandrien<sup>9)</sup>, dem wir folgen. Ihr Beruf scheint nur dann den Geschäftskreis der übrigen Priester zu berühren, den Kultus und die Tempelverwaltung vorzüglich anzugehen, wenn zweifelhafte Fälle eintraten, weil sie durch sorgfältigen Unterricht und eigenes Forschen mit allen dahin gehörigen schriftlichen und mündlichen Überlieferungen genau bekannt waren<sup>10)</sup>.

Die so genannten Tempelbücher, in welchen die Geschichte der Tempel und des Landes ausgezeichnet war und fortgesetzt werden mußte<sup>11)</sup>, waren wahrscheinlich ihnen zur Aufbewahrung und Fortsetzung anvertrauet, wie ihr Name, ihre Insignien, die Papyrusrolle und das Gefäß mit der Schwärze zum Schreiben und dem Schreibrohr darauf deuten. Auch findet man sie bei Aufzügen mit Vorlesen aus diesen Schriften beschäftigt<sup>12)</sup>, wie die Legende, daß ein Habicht ein heiliges Buch nach Agypten gebracht habe und der Kopfschmuck einer Feder dieses Vogels deutlich ausspricht. Mit dem Inhalte dieser Schriften sich bekannt zu machen, war also wohl ihre Hauptpflicht, um da, wo es Noth that, Auskunft geben zu können. Sie unterrichteten auch die Söhne der Priester in Allem, was sie als Priester überhaupt, und als Priester ihrer besondern Ordnung wissen mußten. Schon zu Osiris Zeit nahm dieser Unterricht seinen Anfang<sup>13)</sup>, und Pythagoras, Plato, Demokritos und Eudoros wendeten sich an den heiligen Schreiber<sup>14)</sup>, wie überhaupt Fremde, welche über das Land und seine Geschichte Aufklärung wünschten. Da sie Clemens a. d. D. als Kosmographen und Geographen schildert, so erforschten und kannten sie gewiß auch die Natur des Nils, alle Veränderungen, welche durch ihn das Land trafen, und die Marken der Ländereien genau. War man über diese bei den Messungen nach dem Nilanschwellen ungewiß, so entschieden sie wahrscheinlich nach den Tempelbüchern, ohne selbst die Äcker zu vermessen, welche unter der Aufsicht der Propheten standen. Obschon die Horologen oder Horoskopisten eine besondere Priesterordnung bildeten, so lag doch auch den H. Astronomie und Astrologie nicht fern. Beobachtungen machten sie schwerlich selber, aber sie schrieben doch alle Bemerkungen darüber in ihre Bücher, nach welchen sich die Schicksale der Menschen bestimmen ließen, und bemerkten jedes Anzeichen mit seinem Erfolge, um dadurch künftig die Deutung zu erleichtern. Die Arzneikunde lag eigentlich den Pastophoren ob; aber bei schweren Krankheiten rief man einen Schreiber herbei, welcher aus einem Buche des Hermes (s. d. Art.), Ambros genannt, vorlas, und aus astrologischen Zeichen ersah, ob noch Rettung möglich sei<sup>15)</sup>, weil die Ärzte bei der Behandlung der Kranken an unveränderliche Vorschriften gewiesen waren, und bestraft wurden, sobald bei Vernachlässigungen derselben der Kranke starb<sup>16)</sup>. Da diese Priester im Besitze reicher Beobachtungen aus der Vorzeit über Anzeichen in Sternen ic. waren, so eigneten sie sich am besten zu Traumdeutern und Wahrsagern, wenn auch nicht für Jedermann, doch für die Vornehmsten und in dringenden Fällen. So sollen sie Pharao Moses Geburt vorhergesagt<sup>17)</sup>, einem ägyptischen Könige nach einem erschreckenden Traume gerathen haben, die unreinen Juden zu vertreiben<sup>18)</sup>, und von Pharao aufgefordert worden

1) Der Name selbst muß nicht gerade Priester bezeichnen. Auch die amphiktionischen Gesandten wurden Hierogrammateis genannt. *Herodot. s. h. v. und Suidas.* 2) *Lin. 7.* 3) *Herodot. c. 28.* einen γραμματιστῆρα τῶν ἱερῶν χρημάτων τῆς Ἀθηναίων, scriba sacrarum Minervae pecuniarum aut rerum. *Schweig-haeus.* *Parther* nach dem Vorgange von *Michaëlis* (*Commentat. Societ. Gotting. Tom. I. p. 71.*) Hieroglyphorum i. e. sacrarum scripturarum interpretes. *Id vero si voluisset Herodotus, ἱερογραμματεῖς, puto, dixisset, aut ἱερογράφτης τῶν ἱερῶν γραμμάτων.* *Conf. Gaisford adnotat. in Herodot. IX. Lips. 1826. Tom. I. p. 126.* *Clemens. Alex. Stromat. VI, 633. C.* *Diodor. Sic. I, 16.* nennt Osiris des Hermes heiligen Schreiber, ἱερογραμματεῖς, andere Schriftsteller kennen γραμματεῖς ἱερογ. 4) *Jablonski Panth. Prolegg. T. III. p. 94.* u. *Schmidt de sacerdot. Aeg. p. 137.* leiten es von dem ägypt. arpedonabat ab, und erklären es durch ὁ πᾶρτων τὰ τῶν νομῶν oder durch νομῶνιστοί, νομῶνισται. So wurden aber alle Gelehrten genannt. *Saur de dialect. Macedon. p. 111.* hält ἀπρῶτον gleichbedeutend mit ὄμμα, silam, und beruft sich auf *Pollux VII, 10. p. 333. Frk.*, weil sie einen Purpurfaden am Kopfe getragen. Diese Etymologie ruht nicht auf festem Grunde. *Vgl. Drumann Inschrift von Rosette S. 124 ff.* Es waren sicher nicht bloße Mathematiker nach *Caussin zu Horapoll. Hierogl. I, 36. p. 253. ed. Pauw*, sondern überhaupt Priester. 5) *Clemens Alex. Strom. VI, 634. A.* 6) *Synsell. p. 32.* 7) *Aelian. hist. animal. XI, 10.* 8) *Diodor. Sic. I, 91.* 9) *Stromat. VI, 633. C.* 10) Mit diesen Annalen (*Herodot. II, 100. 145. Diodor. Sic. I, 44. 46. 69.*) darf man weder die στήλας (steinerne Monumente aus alter Zeit), noch die

hermetischen Bücher verwechseln. 11) *Eutian Pseudophil. §. 34.* 12) *Apulej. Metam. XI, 789.* 13) *Diodor. Sic. I, 70. 81.* 14) *de Myster. Sect. I. c. 1.* 15) *Horapoll. Hierogl. I, 33.* 16) *Diodor. Sic. I, 82.* 17) *Joseph. Antiq. Jud. II, 9. §. 2.* 18) *Chaeremon bei Joseph contr. Apion. I, 32.*



seyn, den Traum von 7 Rüben und Ähren zu deuten<sup>19)</sup>. In den biblischen Urkunden werden  $\text{חֲרֹמִים}$  oder  $\text{חֲרֹמִיִּים}$  erwähnt, welche mit den Hierogrammateis einerlei zu seyn scheinen<sup>20)</sup>, obschon jene im N. T. nur in Beziehung auf Oneiromantie vorkommen<sup>21)</sup>. (Schinckel.)

**HIEROICHTHYS** (Mammal.), ein bei den Alten gebelligter Fisch, welcher indessen nur ein fischähnliches Säugethier, der Delphin, *Delphinus Delphis*, war.

(D. Thon.)

**HIEROKAESAREIA, HIEROCAESAREA**, eine Stadt der kleinasiatischen Landschaft Lydien, westlich von Thyatira, welche Cäsar zu Ehren so genannt wurde. Ihr früherer Name ist unbekannt; *Cellar* (Not. orb. Ant. III, 4. §. 12.) vermuthet *Ἀρτέμιδος ἱερὸν*, weil sich daselbst ein berühmter Tempel der persischen Artemis befand, welcher schon von Cyrus erbaut seyn sollte und das vom Kaiser Tiberius bestätigte Recht eines Asyls hatte. Der Kultus wurde nach persischer Weise begangen, und man behauptete, es entzündete sich das auf dem Altar gelegte Holz von selber, wenn man ganz erloschene Asche unter dasselbe bringe. Einem Loch sollte tödtliche Luft entquellen seyn, und dortiges Wasser Kraft zu versteinern besessen haben. Zur Zeit des Tiberius wurde die Stadt durch ein Erdbeben heimgesucht; die Christen errichteten hier ein Bisthum<sup>22)</sup>; man identificirt den Ort mit dem heutigen Semeh. (A. G. Hoffmann.)

Hierokeryx, s. Keryx.

Hierokleia, s. Hetären (2te Sect. VII, 227).

**HIEROKLES, HIEROCLES**, ein Name, der Vielen gemein, zu mannichfaltigen Verwechselungen Anlaß gegeben hat<sup>23)</sup>. Wir wollen hier diejenigen erwähnen, die vor vielen unbedeutenden einiger Auszeichnung werth sind. I. Hierokles, der Rhetor aus Alabanda in Karrien, zeichnete sich im Anfang des 7ten Jahrh. nach Rom's Erbauung, nebst seinem Bruder Menekles in derjenigen Gattung von Beredsamkeit aus, die der asiatischen Schule eigenthümlich war<sup>24)</sup>, und wurde in ihr als nachahmungswerthes Muster betrachtet. Menekles hatte den Rolo zum Schüler, dessen Unterricht Cicero benutzte.

Die Meinung, daß jene Brüder ihr Vaterland mit Rhodus vertauscht hätten, wie Bossius (de Historicis graecis) glaubt, beruht auf einer unrichtigen Lesart einer Stelle im Strabo<sup>25)</sup>, die dieses von zwei andern Rednern von Alabanda aussagte.

II. Hierokles, der Verfasser einer Schrift *Πολιτολογος* betitelt, in welcher er, so weit sich aus einigen Ausführungen abnehmen läßt, Nachrichten von seltsamen Dingen, Menschen und Thieren, in der Form einer Reisebeschreibung zusammen getragen hatte<sup>26)</sup>. Weder sein Vaterland, noch die Zeit seines Lebens ist bekannt. Daß er nach Strabo gelebt habe, nimmt man aus Tzetz's Chiliad. VII. c. 144. vers. 716—724. ab, wo es aber keineswegs gewiß ist, daß es nicht Tzetz, sondern Hierokles sei, der des Strabo Erwähnung thue.

III. Hierokles, der Stoiker, der dem Zeitalter Hadrians oder seines Nachfolgers anzugehören scheint. Gellius<sup>27)</sup> führt einen Ausspruch von ihm an, welchen Laurus, ein Philosoph jener Zeit, öfters im Munde geführt habe. Stephanus von Byzanz<sup>28)</sup> erwähnt einen Hierokles aus Syllarima, der aus einem Athleten ein Philosoph geworden; von diesem vermuthet man, daß er der Stoiker gewesen sei<sup>29)</sup>. Diese Vermuthung ist ungewiß. Ganz irrig aber ist die Meinung derer, die den Stoiker für den Verfasser des Commentars zu den goldnen Sprüchen des Pythagoras halten.

IV. Hierokles, der Rechtsgelehrte, Verfasser eines Buches von Heilung der Pferde an Cassianus Bassus gerichtet, in zwei Büchern, und eines Briefes an Titus über die Zeichen der Pferde. Aus dem erstern Werke sind drei Kapitel in den *Geoponica* ausgezogen<sup>30)</sup>. Es ist der von dem Kaiser Constantinus Porphyrog. veranstalteten Sammlung der *Hippiatrica* eingewebt, übersetzt von J. Ruelle Paris. 1680. fol. und von Jean Massé *L'Art vétérinaire ou grande marechallerie d'Hierocles*, en trois livres. Paris. 1663. 4.

V. Hierokles, der Grammatiker, Verfasser des *Συμβόλιμος* (des Reisegefährten), eines Verzeichnisses der Sparchien und Städte des römischen Reiches, welches Reisenden zum Führer dienen möchte. Es ist wahrscheinlich, daß es im Anfang des 6ten Jahrh. abgefaßt sei. Constantinus Porphyrog. thut desselben Erwähnung<sup>31)</sup>. Eine unvollständige Ausgabe schaltete Carol. a S. Paulo seiner *Geographia sacra* ein (wieder aufge-

19) Joseph. Ant. Jud. II, 5. §. 4. 20) Das hebr. Wort ist unstreitig von  $\text{חָרַף}$ , Griffel, abzuweisen, führt aber nur auf den Begriff Schreiber. Man wählte gerade diese Form, weil man zugleich das ägyptische Wort (Ersom, Erthom, d. t. Wunderthäter, oder Kastrothom, d. t. Hüter der Geheimnisse) im Late nachbilden wollte. Vgl. auch Gesenius (Hebr. Handw. S. 291. 3te Ausg.) 21) John Archäol. Bd. 2. S. 463.

22) Tacit. Annal. II, 47. III, 62., Pass. V, 27., Ptolem., Euseb. im chron., Nicephorus Hist. eccl. I, 17.

1) G. Fabricius Bibl. Gr. Tom. I. p. 791. not. xx. ed. Harl. Jo. Pearson Prolegomena ad Hierocles Comment. in Carminum aurea. — Jonsius de Scriptt. Historico philosophico L. II. 18. 2., welcher sich von Irrthümern nicht frei erhalten hat. 2) Cicero de Orat. II, 28. Brutus c. 95, 2. Genera Asiaticae dictionis duo sunt: unum sententiosum et argutum, sententiis non tam gravibus et severis, quam concinnis et venustis; qualls in historia Timaeus, in dicendo autem paucis nobis Hierocles Alabandens, magis etiam Menekles, frater ejus fuit; quorum utriusque orationes sunt imprimis, ut Asiatico in genere, laudabiles. Orator. c. 69. fratres illi, Asiaticorum rhetorum principes, Hierocles et Menekles, minime mea sententia contemnendi.

3) Strabo XIV. p. 661. (Tom. V. p. 640. ed. Siebenk.) Vgl. Ib. p. 655 (611). Pearson a. a. D. p. V sq. 4) G. Stephan. Byz. in *Ἰσχυαίρες* und *Ταχυνοία*. Tzetz. Chil. I. c. Vielleicht auch *Scholia Pindari Pyth. IV, 11.* 5) Gellius IX, 5. Taurus noster, quotiens facta mentio Epicuri esset, in ore atque in lingua habebat verba haec Hierocles Stoici, viri sancti et gravis: ἡδονὴ ἄλλοις, πόρνη δόγμα· οὐκ ἔστιν ἀγένη, οὐδὲ πόρνη δόγμα, wie Rich. Bentley die im gewöhnlichen Texte verunstalteten Worte (bei Needham p. X. not. 13.) wieder hergestellt hat. 6) Steph. in *Ἰλλίγμια*. 7) Pearson a. a. D. p. X. Vergl. Harles ad Fabric. Bibl. Gr. T. I. p. 793. not. bbb. 8) Geopon. XVI. c. 9. 10. 11. G. Pearson Prolegg. p. XII. Needham Prolegg. in Geop. p. LIX. 9) Die Zeit der Abfassung dieser Schrift ist mit möglichster Genauigkeit untersucht von Wassling in *Vetera Romanorum Itineraria* p. 621 ff.



legt Amstelod. 1703. fol.); dann *Schelstraten Antiquitas Eccles. illustr. Romae. 1697. fol., Banduri im Imper. Oriental. Tom. I. Am sorgfältigsten, mit zahlreichen gelehrten Anmerkungen von P. Wesseling in den Vetera Romanor. Itineraria. p. 631—734. Amstelædami. 1785. 4.*

VI. Hierokles, der Verfasser der *Ἀορέια (facetiae)*, einer Sammlung lächerlicher Handlungen und ungereimter Reden (balourdisen) von Pedanten (hier Scholastici<sup>10)</sup> genannt), ähnlich den *facéties de Mr. Goulart*, unter denen, bei vielem Abgeschmackten, manches Belustigende ist. Man hat sie wegen der Namensgleichheit dem Philosophen Hierokles beigelegt<sup>11)</sup>. Die erste Ausgabe derselben ist erschienen Lugduni. 1605. 8. von Goldastus, wie man glaubt. Dann öfters, auch in Verbindung mit dem Commentar zu den goldnen Sprüchen (von *Needham. Cantabrig. 1709. 8.*) vermehrt von *Jacob de Rhoer in Observatt. philol. Groeningae 1768 u. folgende Jahre. 4.* Uebersetzt sind sie in mehrere Sprachen.

VII. Hierokles, der Sohn des Aypius, ein Schüler des Libanius, ein Jüngling von Talent und Tugend<sup>12)</sup>, wurde unter dem Kaiser Valens zugleich mit seinem Vater der Giftmischeri oder Zaubereri (veneficii) angeklagt, und vergebens gefoltert, um das, was man von ihm zu hören wünschte, heraus zu pressen. Als er zum Tode geführt wurde, rettete ihn ein glücklicher Zufall, oder, wie man glaubt, ein Aufstand der Einwohner von Antiochia<sup>13)</sup>. Die Vermuthung, daß er im Jahr 358 bei dem Erdbeben von Nikomedien umgekommen sei, beruht vielleicht nur auf der Übereinstimmung der Namen<sup>14)</sup>. (F. Jacobs.)

VIII. Hierokles, der römische Statthalter am Ende des 3ten und zu Anfange des 4ten Jahrh. unter dem Kaiser Diocletian, erst von Bithynien, später von Alexandrien; er hat vorzüglich dadurch geschichtliche Bedeutung erhalten, daß er als hauptsächlichster Urheber der unter Diocletian über die Christen verhängten Verfolgung angesehen wurde<sup>2)</sup>, und durch Schriften der Ausbreitung

des Christenthums Abbruch zu thun suchte. Es darf daher nicht befremden, wenn die christlichen Schriftsteller damaliger Zeit seinen Charakter mit den gräßlichsten Farben schildern, und ihm die größten Unmenschlichkeiten gegen die Christen in den ihm untergebenen Provinzen Schuld geben<sup>3)</sup>. Nicht ohne philosophische Bildung faßte er das Heidenthum vernünftiger auf, als es nach dem Aberglauben des Volkes erschien; er mißbilligte die Mißbräuche desselben, und wollte die Verehrung der heidnischen Götter so beschränkt wissen, daß dabei nur der einzige, höchste Gott als Herrscher, Erhalter und Wohlthäter alles Vorhandenen gepriesen würde<sup>4)</sup>. Man sieht daraus, wie die erhabenen Lehren des Christenthums nicht ohne Einfluß auf die religiöse Überzeugung gebildeter Heiden bleiben konnten und geblieben waren. Als Richter mochte jedoch H. zuweilen verderbliche Schwärmeri einzelner Christen bemerkt haben; die kirchlichen Schriftsteller klagen selbst, daß vor der Diocletianischen Verfolgung die Sitten der Christen sehr in Verfall gerathen wären<sup>5)</sup>. So wurden bekanntlich damals die Christen des Verbrechens beschuldigt, den kaiserlichen Palast zu Nikomedien zwei Mal in Brand gesteckt, und einen angeschlagenen kaiserlichen Befehl abgerissen zu haben. — Als kaiserlicher Rath, mithin als Staatsmann, befolgte H., wie sich aus den gegen die Christen erlassenen Edikten des Maximianus, an deren Erlassung er Antheil haben mochte, mit Gewisheit folgern läßt, — den in politischer Hinsicht allerdings nicht gleichgiltigen Grundsatz, daß die immer mehr zunehmende Ausbreitung des Christenthums der bestehenden Staatsverfassung gefährlich werden müsse, indem die neue Religion von den Instituta majorum ganz abweiche, den Staatskörper in einzelne Sektens und Gemeinheiten zersplittere, und zu vielen Unordnungen Anlaß gebe<sup>6)</sup>. Es war also gewiß nicht bloßer Haß und Verfolgungssucht, was ihn zu einem Gegner der Christen machte, wie ihm noch neuere Kirchenhistoriker Schuld geben<sup>6)</sup>. Die Grausamkeiten, welche er sich bei Verfolgung der Christen erlaubt haben soll, mögen theils auf Übertreibungen der christlichen Schriftsteller beruhen, theils aber auch durch das halsstarrige und empörende Benehmen mancher Christen, die sich selbst zum Martyrertode drängten, veranlaßt seyn: denn die von den Kaisern befohlene so genannte Verfolgung der Christen bezweckte wenigstens nach dem Willen des gemäßigten

10) Scholastici sunt, qui in pulvere literario degunt vitam, nec ullos ambiunt honores, sed in umbris scholarum, veluti vulpes in cavernis latitant: unde a vulgo scholastici vulpes jure ac merito suo audiunt, et a nonnullis calamysii (Kalmenser) s. e. *μύες καλαμύσσηροι*, quod instar murium in antris scholarum suarum calamos arrodunt. (Editor ed. Lugdanensis. 1605. 8.)

11) Schier, der diese Sammlung unter dem Titel: *Hieroclia*, philosophi apud Alexandrinos quondam celeberrimi, *Ἀορέια*, gr. et lat. Lipsiae. 1750 u. 1768. 8. herausgegeben hat, versprach den Beweis zu führen, daß der Philosoph P. der wirkliche Verfasser oder Sammler dieser Geschichten sei. 12) *Libanii Epist. CCCXXVII. p. 158.* vernal. mit *Epist. MLIV. p. 498.* 13) *Ammianus XXIX. 2. p. 490.* ed. Gron., wo *Valerius* mit der Erzählung des lat. Historikers eine Nachricht von einem Aufstande in Antiochia beim *Jo. Chrysostr. de incomprehensibili natura Dei. Or. III. Tom. I. p. 470. B.*, wo doch der Name des Hierokles nicht genannt ist, in Verbindung bringt. 14) *Liban. Epist. XXV. p. 11.* S. *Burmann ad Valerii Emendat. l. 5. p. 14.*

1) *Lactantius de mort. Persecutor. cap. 16. p. 952.* ed. *Heum.* nennt ihn auctorem et consiliarium ad faciendam persecutionem. Eben so in den *Instit. divia. lib. V. c. 2: in primis auctorem faciendae persecutionis.*

2) Beispiele schrecklicher Grausamkeit erzählt *Eusebius de Martyr. Palaest. c. 5.* 3) *Lactantius l. l.* gesteht dies selbst in Beziehung auf die Schrift des Hierokles an die Christen zu, wenn er bemerkt: *Prosecutus es a summi Dei laudes, quem Regem, quem Maximum, quem opificem rerum, quem fontem honorum, quem parentem omnium, quem factorem altoremque viventiam confessus es.* 4) *Euseb. hist. eccles. VIII, 1.* schildert die Lage der Christen als sehr günstig, zugleich aber, wie dies zu mancherlei Verderbniß geführt habe, s. B. zu Säntereien, Streitigkeiten u. s. w. — die dem Hierokles nicht unbekannt bleiben konnten. 5) *Euseb. hist. eccles. VIII, 17.* 6) s. B. *Schröckh Kirch. Gesch. V. Thl. S. 201. Mosheim. comment. de rebus Christian. ante Constant. p. 921. und Andere.*



und Klagen Diocletian<sup>7)</sup>, nicht eine Vertilgung der Christen durch Feuer und Schwert, sondern nur eine Beschränkung der zu schnell im Volke, unter der Armee und selbst am kaiserlichen Hofe um sich greifenden und dem State gefährlichen neuen Religion. Darauf gingen überhaupt die Befehle der Imperatoren, z. B. daß die Aleriker die heiligen Schriften ausliefern sollten, ihr Streben die Zahl und das Ansehen der Bischöfe zu vermindern, welches Alles große Klugheit und genaue Bekanntschaft mit dem Wesen der christlichen Religion und Kirche voraussetzt, und wohl vom Hierokles, dem selbst seine Gegner eine solche Bekanntschaft mit dem Christenthume beilegen, am meisten unterstützt worden seyn mochte<sup>8)</sup>. Die leider verloren gegangene Schrift des H. führte den Titel: *λόγοι φιλαληθείας πρὸς τοὺς Χριστιανούς* (d. i. wahrheitsliebende Reden an die Christen), und war, wie schon dieser Titel zeigt, und Lactantius selbst zugestehet<sup>9)</sup>, nicht sowohl aus feindseliger, gehässiger Gesinnung gegen die Christen, als vielmehr aus dem, nach ihres Verfassers Überzeugung, vielleicht wirklich gutgemeinten Bestreben hervorgegangen, die Christen auf mehrere vermeintliche auffallende Widersprüche in ihren heiligen Schriften aufmerksam zu machen, sie zu einem ruhigeren Urtheile über den vernünftiger aufgefaßten und dargestellten heidnischen Polytheismus, mit welchem der Monotheismus recht wohl bestehen könne, zu leiten<sup>10)</sup>, und auf diese Weise dem Eifer derselben in der Unterdrückung des Heidenthums und für die Ausbreitung ihrer Religion Einhalt zu thun. Etwas näher lernen wir diese Schrift des Hierokles aus der Schrift des Eusebius kennen, welche dieser ihm entgegen setzte<sup>11)</sup>, und in welcher einige Fragmente erhalten sind. Darnach wies H. vorzüglich mehrere Widersprüche in den heiligen Schriften der Christen nach, suchte das Ansehen derselben theils dadurch, theils durch die Bemerkung zu entkräften, daß er die Apostel, vorzüglich die Verfasser jener Schriften, als ungelehrte, gemeine Leute darstellte, welche sich der Lügen und Betriegerereien verdächtig und schuldig gemacht hätten, und ergoß seinen Tadel hauptsächlich über die Apostel Petrus und Paulus, von denen er wohl wissen mochte, daß sie bei den Christen im höchsten Ansehen

standen. Diese Beschuldigungen entlehnte er zum Theil wörtlich aus ähnlichen Schriften, welche früher von heidnischen Verfassern gegen das Christenthum erschienen waren; vorzüglich benutzte er wohl die Schrift des Celsus, da Eusebius ausdrücklich bemerkt, Origenes habe in seinen Büchern gegen Celsus den größten Theil der ungegründeten Beschuldigungen des H. bereits befriedigend widerlegt. Um zu zeigen, daß im Heidenthume es eben so große, ja noch wunderthätigere Männer gegeben habe, als Jesus, verglich Hierokles mit dem Leben desselben das des Apollonius von Tyana, welcher weit mehr und größere Wunder als Jesus gethan habe, und dessen Geschichte nicht von gemeinen Leuten, sondern von gebildeten, glaubwürdigen Männern, z. B. dem Marimus von Argä, dem Philosophen Damis und dem Athenienser Philostratus, aufgezeichnet worden sei. Dennoch sei dieser Apollonius nur ein Mensch gewesen, während die Christen den Stifter ihrer Religion für einen Gott hielten. Zuletzt bemühte er sich das Heidenthum, nach Art der damaligen philosophirenden Heiden, in seiner vernünftigeren Bedeutung darzustellen und zu empfehlen. Die Schrift war also recht staatsklug darauf berechnet, nicht sowohl feindselig die Christen zu verdächtigen oder das Christenthum auszurotten, als vielmehr dessen weiterer Ausbreitung entgegen zu wirken.

(Lobegott Lange.)

IX. Hierokles, der alexandrinische Philosoph scheint von dem Vorhergehenden eine verschiedene Person gewesen zu seyn; er wird gewöhnlich in die Mitte des 5ten Jahrh. nach Chr. gesetzt, und soll mit großem Beifall in Alexandrien gelehrt haben. Ihm wird ein Kommentar des so genannten goldenen Gedichts der Pythagoräer beigelegt, in welchem er eine Übersicht der (späteren) pythagorischen Lehren geben wollte; ferner 7 Bücher von der Vorsehung und dem Fatum (*περὶ προνοίας καὶ εἰσαγομένης*) und von der Übereinstimmung des freien Willens mit der göttlichen Weltregierung, wovon sich Auszüge aus 3 Büchern bei Photius (Coll. 214 u. 215.) finden<sup>\*)</sup>; dann ein Buch unter dem Titel *οἰκονομικός*, welches Pearson nur für einen Theil eines größern Werkes *φιλοσοφούμενα* hält, und wovon Stobäus in seinen Eklogen mehrere Bruchstücke, die Pflichten gegen die Götter, Vaterland und Verwandte betreffend, mittheilt. Auch soll Hierokles Platons Dialog Gorgias erklärt haben, welchen Kommentar einer seiner Schüler Theosebios nachgeschrieben haben soll. Die unter dem Namen Hierokles bekannten scherzhaften Anekdoten, *ἀστεῖα*, gehören wahrscheinlich einem noch spätern Verfasser<sup>\*\*)</sup>. Vgl. Nr. VI. In der Schrift über Vorsehung und Schicksal bemüht sich Hierokles, wie mehrere alexandrinische Neuplatoniker des Plato und Aristoteles Lehren als übereinstimmend darzustellen und bestreitet alle diejenigen, welche eine Vorsehung läugnen. Alle diese hier angeführten Schriften und Bruchstücke, die

<sup>\*)</sup> Aus welchen die von Fr. Morellus, Paris 1597 herausgegebene Schrift ein geordneter Auszug zu seyn scheint. <sup>\*\*)</sup> S. J. de Rhoer observationes philol. Groning. 1768. p. 61 sq.

7) S. Lactant. de mort. Persecut. c. 11. 8) Lactantius bemerkt wenigstens in Beziehung auf dessen an die Christen gerichtete Schrift: — adeo multa, adeo intima enumerans, ut aliquando ex eadem disciplina fuisse videntur. Instit. div. lib. V. c. 2. 9) Er äußert sich a. a. O. über Inhalt und Zweck folgendermaßen: Composuit libellos duos, non contra Christianos, ne inimice insectari videretur, sed ad Christianos, ut humano ac benigno consulari putaretur: in quibus ita falsitatem scripturarum sacrarum arguere conatus est, tamquam sibi tota esset contraria; nam quaedam capita, quae repugnare sibi videbantur, exposuit etc. 10) Ademisti, wilst ihm Lactanz a. a. O. in Beziehung auf seine Schrift vor, Jovi tuo regnum, eamque summa potestate depulsam in ministrorum (Dei) numerum redegit. — Affirmas Deos esse et illos tamen subiectis et mancipas ei Deo, cujus religionem conaris evertere. Also erkläre Hierokles selbst seinem Gegner als Werthheldiger des christlichen Monotheismus. 11) Des Euseb. lib. ad Hierocl. ist der Ausgabe der praepar. Evangel. Paris. 1628. beigegeben; auch von Olearius in die Ausg. der Op. Philostratt. (Lips. 1709.) aufgenommen.



noch unter dem Namen des neuplatonischen Philosophen aufbehalten sind, hat Jos. Pearson unter dem Titel: *Hierocles de providentia et fato, una cum fragmentis ejusdem etc.* Lond. 1655. 8. herausgegeben. Der Kommentar über die goldenen Gedichte (*ὑπόμνημα εἰς τὰ τῶν Ἱεροκράτους ἐπὶ τὰ χρυσᾶ*) ist von Joh. Gurterius (Par. 1588. 12.), von Reebham (Cantabr. 1709. 8.) und sonst mehrmals edirt worden. (Wendt.)

**HIEROKRATIE**, wird gewöhnlich mit Hierarchie identisch gebraucht, ist aber genau genommen davon noch verschieden; denn es bezeichnet die geistliche Regierungsform, während Hierarchie die Gestalt der geistlichen Herrschaft ausdrückt. Wenn man also von Hierokratie spricht, so hat man die Art und Weise im Auge, wie die geistliche Macht (bei den Christen also die Kirchengewalt) ausgeübt und angewendet wird; redet man dagegen von Hierarchie, so versteht man die Gestalt, in welcher die geistliche Macht sich darstellt. Hierokratie bezieht sich also eigentlich auf die innere, Hierarchie auf die äußere Form einer Religionsgesellschaft. Die Vermischung beider Begriffe ist wohl mit Krug †) davon herzuleiten, daß diejenigen Personen, welche die geistliche Macht äußerlich darstellen, die Hierarchen also, gewöhnlich auch die alleinigen Inhaber derselben sind und die Religionsgesellschaft, der sie zugehören, nach Lust und Belieben leiten. Als eine besondere Art von Hierokratie ist die Theokratie (s. den Art.) anzusehen. (A. G. Hoffmann.)

**HIEROLOGIE**, bezeichnet im Allgemeinen jede Rede von heiligen Dingen, also nicht bloß die Predigt, sondern auch jeden einzelnen Ausspruch religiösen Inhalts, z. B. Segensprüche des Geistlichen bei der Confirmation, der Copulation u. s. w. Vorzugsweise heißt aber so die Einsegnung der Ehe; s. den Art. Copuliren (1ste Sect. XXII. Bd.) (A. G. Hoffmann.)

**HIEROLOPHIENSES**, nennt Plinius die Bewohner einer kleinasiatischen Stadt, welche zu Lybien oder Carien gehört haben muß. (R.)

Hieromantie, s. Hieroskopie.

Hieromax }  
Hieromiace } , Flüßchen in Palästina, s. Jermak.

**HIEROMNEME** (*Ἱερομνήμη*), eine Tochter des Flußgottes Simos, Gemahlinn des Affarakos und Mutter des Kappos, welcher mit Themis, einer Tochter des Ios, Anchises zeugte †). Die Namen lassen kaum eine weitere Deutung der Mythe zu. (Schincke.)

**HIEROMNEMON**, hieß der eine der 2 Gesandten, welche jeder griechische, an den Versammlungen der Amphiktyonen Theil nehmende Staat sendete, die Angelegenheiten des States selbst und des ganzen Griechenlands zu betreiben. Er wurde durchs Los gewählt und hatte die Religionsfachen zu besorgen. In Sachen, die den ganzen griechischen Staatenverein betrafen, hatte wohl

der Hieromnemon den Vorrang, obgleich die Stimme des andern, Pylagoras genannt, gleiche Geltung hatte; denn jener sammelte die Stimmen, auch wurden nach ihm die Jahre der Versammlung gezählt. Bei der Rückkehr in ihren Staat hatte er sich eben so gut, als der andre einer strengen Prüfung zu unterwerfen.

(Carl Wilhelm Müller.)

**HIEROMONACHUS**, bezeichnet einen Mönch, der Priester war im Gegensatz des Laienbruders, oder des gemeinen Mönchs, der zwar auch durch ein feierliches Gelübde zu den ursprünglichen Vorschriften der Klosterregel, nur nicht zum Predigen, Unterrichten und anderen geistlichen Functionen, wozu die Ordination befähigte, verpflichtet war †). Bis zum Ende des 4ten Jahrh. gehörten die Mönche zu den Laien, und nicht zur Geistlichkeit. Sie hatten bei ihren Cönobien, deren Presbyter gewöhnlich die Äbte waren †), überhaupt nur so viel Geistliche, als zu den Verrichtungen ihres gemeinschaftlichen Gottesdienstes erforderlich waren †). Nur die ausgezeichnetsten unter ihnen wurden zu den Weihen zugelassen †). Da man aber in dem Mönchtum das vollkommenste Christenthum erblickte, so lag die Idee nicht fern, das Mönchtum so viel als möglich, ganz auf den Klerus überzutragen. Und so sehr auch die strenger Mönche Anfangs damit unzufrieden waren †), so wurde es doch mit der Zeit ziemlich gewöhnlich, daß diejenigen, die sich dem geistlichen Stande widmeten, in den Mönchsstand traten, weil er als die Pflanzschule für den Klerus, besonders für die Bischöfe, schon am Ende des 4ten Jahrh. betrachtet wurde †), vorzüglich im Abendlande. Seit dem 10ten Jahrh., und jemebr in der Folge, besonders in den päpstlichen Feuden des 13ten Jahrh., als die Päpste in den Mönchen die geeigneten Werkzeuge fanden, um durch sie auf die Völker in Masse zu wirken, waren die Mönche meistens auch Kleriker. Die historische Bedeutung von jenen alten nicht geistlichen Mönchen hat sich jedoch in jenen Laienbrüdern †) erhalten, die in den Klöstern bloß deshalb Aufnahme fanden, um von ihnen die gewöhnlichen Dienste und Handarbeiten vollziehen zu

1) s. *Dufresne Glossarium h. v.* und *Abelangs Glossar. manuale.* T. IV. p. 57. 2) s. *Alteserra Ascetic.* II, 2. III, 8. VII, 2. 3) So hatten z. B. in der nitrischen Wüste 5000 Mönche nur 8 Priester. *Fallad. Hist. Lausiac.* 33. 4) c. 2. 3. c. XVIII. q. 2. (*Gregor. I. a. 596.*), c. 5. eod. (*Idem a. 601.*), c. 42. X. de elect. (l. 6.), c. 52. l. 1. c. 43. eod. in VI. (l. 6.). 5) *Cassian. de instit. coenob.* XI, 17: Quapropter haec est antiquitas patrum permanens nunc usque sententia, quam proferro sine mea confusione non potero, qui nec germanam vitam potui, nec episcopi evadere manus, omnimodo monachum suscipere debere mulieres et episcopos. Neuter enim sinit eam, quem semel suae familiaritati devinxerit, vel quieti cellulae ulterius operam dare, vel divinae theoriae per sanctarum rerum intuitum parissimis oculis inhaerere. Daher nicht selten Mönche wider ihren Willen ordinirt wurden. *Epiphani. ep. ad Joh. Hierosol. Theodoret. hist. relig.* c. 13 cf. *Bingham Lib IV.* c. 7. (vol. II. p. 189 sa.). 7) *Hieron. Ep. 95. ad Rusticum:* Ita ago et vive in monasterio, ut clericos esse mercaris. *Des Arlabius Gesch. v. 3.* 398. (*Cod. Theod. XVI, 2, 52.*): Si quos forte Episcopi doesse sibi clericos arbitrantur, ex Monachorum numero rectius ordinabant.

†) *Allgem. Handwörterb. der philol. Wissenschaften.* 2r Bd. S. 371.

1) *Apollodor. III, 12, 2 4*



lassen. Der Ausdruck Hieromonachus ist übrigens nur in der griechischen Kirche gebräuchlich. (Al. Müller.)

Hieron (*λεγόν* sc. *ὄσσειον*) oder sacrum (Anatom.), s. Kreuzbein, Kreuzknochen.

Hieron (Mt. Geogr.), s. Dios Saora, Hieronoros und Hieron promontorium.

HIERON I., König von Syracusá, Bruder Gelo's aus Gela, des berühmten Selbstherrschers (Tyranen) über Syracusá, während dessen Herrschaft er Statthalter von Gela, dem Geburts- und Hauptanhangsorte des Autokrators, gewesen war und seinen Erbfolgevorzug wahrscheinlich durch die Treue und Umsicht verdient hatte, welche er in den Faktionskämpfen mit den Hippokratiden (der von Gelo verdrängten Familie seines Vorfahrs in der Herrschaft über Gela) dasselbst bewies. Er bestieg den Thron von Syracusá 478 v. Chr., und fand sich vom ersten Augenblick an allen den Übeln gegenüber, welche jeden neuen Fürsten (in Machiavelli's tiefem Sinne) bedrohen, der einem Reiche vorstehen soll, dessen Bande durch nichts als durch die Furcht und Ehrfurcht vor der Person und dem Geiste des Vorfahrs zusammen gehalten werden. Die Faktionen vernichten, der Meuterei steuern, dabei der eignen Familie nicht schonen, durch Furcht endlich Gehorsam erzwingen, waren seine ersten Aufgaben, deren Lösung ihm den Ruf eines Zwingherrn (Despoten) zuzog. Er umgab sich mit Ausländern und bildete den Kern seiner Kriegsmacht aus fremden Söldlingen, weil ein Versuch, seinen Bruder Polyzelus als Anführer eines Hilfsheers für die Sybariten gegen die Krotoniaten anzustellen, durch dessen Flucht an den Hof des Königs Thero von Agrigent und die hieraus entstandene Auflösung der Truppen fehl geschlagen war. Dieser Abfall ward Veranlassung eines langen Krieges zwischen Syracusá und Agrigent, wo Polyzelus Schutz, Anhang und Unterstützung gegen den zürnenden Bruder gefunden hatte. Als die Fehde zu keinem Ergebnisse führte, fand endlich Hiero eine Gelegenheit, sie mit Vortheil und zugleich auf eine Art zu enden, die wohl geeignet war, ihn in der Meinung der Fürsten und Völker Siciliens vom Verdachte des Despotismus zu befreien. Die Stadt Himera nämlich, unzufrieden mit ihrem Befehlshaber Thrasydäus, Thero's Sohne, bot dem Hiero an, ihm ihre Thore zu öffnen und sich seiner Herrschaft zu untergeben. Hiero, statt aus solchem Verrathe Vortheil zu ziehen, gab dem Thero Nachricht davon und dieser — um nicht minder hochsinnig zu erscheinen — schloß mit jenem einen redlichen Frieden, gab ihm seine Schwester zur Gemahlinn und versöhnte die feindlichen Brüder. Hiero griff hierauf die ihm feindlich gesinnten Städte Naros und Katana an, vertrieb ihre Einwohner und bevölkerte beide mit seinen Unterthanen; wobei er, um den Ruhm eines Städtegründers und einen Anspruch auf die Ehre der Heroenschaft zu gewinnen, der größten dieser Städte, Katana, den Namen Atna, sich selbst den Beinamen Atnädus zulegte. Kurz darauf starb Thero; sein Nachfolger Thras-

sydäus, dem Hiero vergebens rieth, durch gerechte und milde Regierung das Mißtrauen seiner Unterthanen wegen der früher in Himera von ihm verübten Härte zu tilgen; wandelte das gute Verhältniß zwischen den Staaten Syracus und Agrigent in offene Feindschaft, brach plötzlich in Hiero's Gebiet ein und näherte sich bereits der Hauptstadt, als sein gewandter Gegner ihm unerwartet mit einer überlegnen Heeresmacht entgegen trat, und ihn in einer blutigen Schlacht so vollständig besiegte, daß Thrasydäus, von den zerstreuten Resten seiner Truppen verlassen, nur durch freiwilligen Tod sich vor der Gefangenschaft retten konnte. Die von ihrem Zwingherrn befreiten Agrigentiner schlossen nun, auf die Bedingung der Selbstständigkeit, einen Bund mit dem Hiero, der hiedurch, wie durch den uneigennütigen Beistand, den er gleichzeitig den Kumäern gegen die Tyrphener leistete, von da an für einen hochsinnigen Fürsten und einen Beschützer der Schwachen gegen Uebermacht bei allen Völkern Siciliens und Unteritaliens galt. Seinen höchsten Ruhm indes verdankt er dem Schutze, welchen er der Kunst und Wissenschaft, wie den Pflegern derselben gewährte. In Folge der Anstrengungen in seinen ersten Regierungsjahren vielfach am Körper geschwächt, suchte er eifrig den Frieden zu erhalten, vertraute die Leitung der Staatsgeschäfte kundigen und getreuen Männern an, und sammelte um sich einen Kreis von berühmten Dichtern und Künstlern, mit dem er eifrig Alles trieb, was den Geist bildet und das Leben veredelt und verschönt. Pindar und Simonides wurden seine treuesten und thätigsten Gesellschafter<sup>1)</sup>. Bakchylides, des letztern Neffe und Epicharmus, der regelrechteste Lustspiieldichter, aber auch der letzte Bibling seiner Zeit, gehörten Jahre lang jenem Kreise an; Achylus, der brave Kämpfer für sein Vaterland im ersten Perserkriege, den, als er längst die Waffen mit dem Griffel vertauscht hatte, Priesterfanatismus und Vöbelwuth zu Athen des Aufdeckens der eleusinischen Geheimnisse in einem seiner Bühnenspiele anklagten, den bald darauf der schrankenlose Beifall der Tragödien des jungen Sophokles aus dem Vaterlande vertrieben, fand an Hiero's Hofe Belohnung und Anerkennung, und starb (456 v. Chr.) 11 Jahre nach seinem königlichen Wohlthäter in hohem Alter und Ruhm<sup>2)</sup>. Vor allen hatte der Dichter Simonides auf Hiero's Entschlüsse den größten Einfluß und benutzte denselben redlich zum Aufrechterhalten echt fürstlicher Gesinnung in seinem Thun bei jeder Gelegenheit (vergl. Xenoph. *Ἱέρων*); obgleich schwerlich zu läugnen seyn dürfte, daß der Ruf von des Königs Freigebigkeit den geliebenden Sänger zuerst an dessen Hof gezogen haben möchte.

Mit seinen Brüdern lebte Hiero seit seiner Versöhnung mit dem Polyzelus in dauernder Eintracht

1) Vergl. Synes. ad Theot. ep. 49. pag. 187. Schol. Pind. in Olymp. 2, v. 29. *Aelian.* var. hist. lib. 4. c. 15. *Xenoph.* in Hieron. p. 901. 2) Vergl. *Aristot.* de mor. 1. 3. c. 2. *Aelian.* var. hist. 1. 5. c. 19. *Plutarch.* in Cim. t. 1. p. 483. *Id.* de exil. t. 2. pag. 604. *Paus.* lib. . c. 14.



(vergl. *Aelian* l. c.). Seine Siege in den Wett- und Wagenkämpfen zu Olympia besingt Pindar (l. c.). Hiero starb im 12ten Jahre seiner Regierung (467) in der von ihm gegründeten Stadt Atna (Katana), und erhielt dort göttliche Verehrung als Heros. Den Thron hinterließ er seinem Bruder Thrasybulus<sup>1)</sup>. (Benicken.)

HIERON II., zuerst Feldherr, dann König zu Syracusä (v. 269 — 215 v. Chr.), Sohn des Hiero's des, der sein Geschlecht vom Belo (s. diesen Art.) ableitete, den vielversprechenden Sohn sorgfältig erziehen und unter dem Könige Pyrrhus von Epirus (dem kriegskundigsten Fürsten seiner Zeit) zum Heerführer sich ausbilden ließ. Nach des Pyrrhus Rückzuge aus Sicilien (275 v. Chr.) war in Syracusä Zwietracht und Gesetzlosigkeit um so allgemeiner geworden, als Faktionen unter Kriegern und Bürgern, Werkzeuge einzelner Ehrsuchtger, um die Herrschaft über den Stat mit einander rangen, während einer Seits die Mamertiner (Söhne des Mamers [Mars] d. i. abenteuernde Krieger; campanische Eindringlinge zu Messana), andern Seits die in Rhegium eingewanderten Römer dessen Grenzen beunruhigten. Ein solcher Faktionsaufstand fand 270 v. Chr. während eines Auszugs des syrakusischen Kriegsheeres gegen die Mamertiner zu Gunsten der Demokraten Statt, worauf das bei Megara (Hybla) vereinigt lagernde Soldheer den Artemidorus und den Hieron — nach des Polybius (S. I.) Zeugniß ein Jüngling nur, doch mit allen Anlagen zu einem tüchtigen Kriegs- und Statsmann reichlich begabt — zu Feldherrn wählte. Er rechtfertigte auch sofort das Vertrauen, begab sich mit Hilfe der befreundeten Partei (der Aristokraten) heimlich in die Stadt, dämpfte durch eine unerwartete Volksbewegung die Empörer, und bewies bei der neuen Ordnung des Regierungswesens so viel Mäßigung und Geistesgröße, daß die Syrakuser, ungeachtet sie das Wahlrecht der Krieger verwarfen, ihn einstimmig zu ihrem Oberfeldherrn erhoben. Schon sein erstes Auftreten in dieser Würde ließ in ihm einen Mann erkennen, der nach etwas Höherem, als nach dem Kriegsbefehle, strebte. Um nämlich der Pöbelfaktion, die jedes Mal, wenn das Heer mit ihm Syrakus verlassen hatte, Aufruhr erregte, eine stäte Macht innerhalb der Stadt entgegen zu stellen, zugleich auch eine wahrhafte Nationalpartei als Gegengewicht wider die anspruchsvollen und jeder Vereinigung abholden Söldner zu schaffen, suchte er die Verwandtschaft des durch Reichthum und Redlichkeit bei dem bessern Theile der Bürger hoch angesehenen Leptines, vermählte sich mit dessen Tochter, bildete aus den gemeinschaftlichen Freunden und Verwandten ein treues und zuverlässiges Heergesolge, und zog sodann (269 v. Chr.) mit der gesammten Kriegsmacht wider die Mamertiner aus.

Ihr plünderndes Heer fand er bei Centuripa, nahm eine Stellung am Onamosorus, theilte, — als wolle er den Feind von zwei Seiten angreifen, seine Streitkräfte

so, daß die Soldkrieger, von den Nationaltruppen sorgfältig geschieden, dem Gegner zunächst standen, und warf jene, indem er diese zurück hielt — den übermächtigen Mamertinern allein entgegen. Der Unterstützung des Rückhalttreffens vertrauend ließen die Söldner sich unbedenklich an den Feind bringen, der sie indeß bald umzingelte und aufrieb, während Hieron seine Bürgerschaaren ungefährdet nach Syrakus heim führte. Kaum aber war in dieser Weise das Heer von Aufrührern und Widerspännigen gereinigt, auch durch wohl geleitete Bewegungen die Zahl ergänzt und Hieron im ungestörten Besitze der Kriegs- und Friedensgewalt zu Syrakusä, als die durch ihren Sieg über die Söldner dreist gewordenen Mamertiner die Grenzen des Statgebietes aufs Neue beunruhigten; worauf der Feldherr mit dem indeß wohl bewaffneten und sorgfältig geübten Heere den Plünderern entgegen ging, sie, am Longanus in der Ebene von Mplä aufs Haupt schlug, ihren Anführer gefangen nahm und den Kern ihrer Heerschar vernichtete. Bei seiner Rückkehr nach Syrakusä begrüßte das unterdeß vom Leptines bearbeitete Volk ihn einstimmig als König (268 v. Chr. vergl. *Polyb.* I.).

Von Hiero's Erhebung auf den Thron datirt sich der Anlaß zum ersten punischen Kriege. Bei den durch ihn in obgedachter Art sehr geschwächten Mamertinern erhoben sich nach Heimkunft der versprengten Heertrümmer zwei Parteien, die, von der gemeinsamen Ansicht ihrer Hilfsbedürftigkeit geleitet, im Suchen nach Beistand feindselig sich trennten. Die eine übergab Stadt und Herrschaft den Karthagern, die andre schickte hilfesuchende Botschaft zu den bereits in Unteritalien obmächtigen Römern, die mit der ihnen eigenen Gewandtheit die zwieträchtigen Parteien dahin zu vereinigen wußten, daß die schon eingerückte Besatzung der Karthager von ihnen selbst aus Messana entfernt und dem Consul Appius Claudius dessen Besiznahme durch einen Volksbeschluß aufgetragen wurde. Als indeß, bevor die Römer anlangen konnten, die Karthager Messana zu Land einschlossen und ihre Flotte an der Meerenge vor Anker legten, verband Hieron, in der Meinung bei diesem Stande der Sache die Mamertiner mit leichter Mühe ganz aus Sicilien vertreiben zu können, sich mit den Karthagern, rückte mit Heeresmacht gegen die Stadt und sperrte den Belagerten von seiner Stellung auf den so genannten chalcidischen Höhen aus den einzigen ihnen noch übrigen Ausweg nach der Landseite. Appius Claudius indeß, der bei Nacht einen höchst kühnen Übergang von Rhegium her gewagt, die karthagische Flotte glücklich getäuscht hatte und in Messana eingerückt war, griff nach einem mißlungenen Unterhandlungsversuche den König plötzlich und so nachdrücklich an, daß dieser das Schlachtfeld räumen mußte und — aus Furcht vor einem zweiten entscheidendem Zusammentreffen — es gerathen hielt, durch einen Nachmarsch in seine Hauptstadt heim zu kehren. Als hierauf die von ihm verlassenen Karthager eine völlige Niederlage erlitten, und Appius gegen Syrakus vorrückte, sandte Hieron Botschafter mit der Friedensbitte an den Consul, und war

<sup>1)</sup> Vergl. *Diod. Sic.* XI. c. 48, 49, 51, 53, 66.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Hieron etos (heiliges Jahr), s. Jahr.

**HIERONICA LEX**, ein von Hiero II. († 510 ab U. c.), dem Beherrscher Siciliens, gegebenes Gesetz, wodurch die Verhältnisse zwischen den Pächtern der öffentlichen Abgaben (Decumani) und den Ackerbau Treibenden (Aratores), von welchen jene die Abgaben zu erheben hatten, genau regulirt und die gegenseitigen Bestregerien möglichst verhütet werden sollten; daher wird es auch zu den *leges frumentariae*, Ackerbaugesetzen gerechnet<sup>1)</sup>. Nachdem im Jahre 513 der Stadt Rom (241 v. Chr.) Sicilien römische Provinz geworden war, behielt der Prätor Rupilius, welcher zuerst Sicilien als solcher verwaltete, jenes Gesetz bei. Es muß überhaupt als wohlthätig betrachtet worden seyn; denn Cicero<sup>2)</sup> nimmt bei seiner Anklage des Prätor Verres einen Hauptanfangspunkt davon her, daß er jenes hieron'sche Gesetz abgeschafft habe. Da nur 7 Stadtgebiete (wie Cicero a. a. O. sagt) in Sicilien von allem Zehnten frei waren, nämlich die *civitas Mamertina*, *Tauromenitana*, *Centuripina*, *Halesina*, *Segestana*, *Halyciensis* und *Panormitana*, das übrige Land aber Zehnten entrichten mußte, der jährlich in Sicilien selbst zu einer ein für alle Mal bestimmten Zeit verpachtet ward, so war das Gesetz, welches den Zehnten normirte, unstreitig von großer Wichtigkeit. (Adolph Martin.)

Hieronices, s. Hieronikae.

Hieron Jovis Urij, s. Dios Sacra.

**HIERONIKAE, HIERONICES** (*Ἱερωνικά*), Sieger in den heiligen Spielen der Griechen. Zur Zeit der Blüthe Griechenlands bestand die Belohnung derselben nur in einem einfachen Kranz; früherhin aber mögen Gegenstände, welche auch einen innern Werth hatten, dazu gebraucht worden seyn, wie sich wenigstens aus den homerischen Gedichten folgern läßt. Denn bei Homer gibt Achilles in den Leichenspielen, die er seinem Freunde Patroklos zu Ehren anstellt, nicht etwa Kränze — wie denn überhaupt Homer den Kranz nicht kennt, weder als Kampfspreis noch als Zierde bei Gastmahlen — sondern Gegenstände von Werth, wie sie sich im Lager fanden: Gefäße, Pferde, Sklavinnen. Ja bei Spielen in Elis selbst, bei denen man jedoch vielleicht noch nicht an die olympischen zu denken hat, wird ein Dreifuß ertheilt (*Iliad.* 2, 699.). Bei fortschreitender Kultur scheint man, zufrieden mit der Ehre des Sieges, jedes andre Geschenk verschmährt und daher bloß das Zeichen des Sieges — einen Kranz — beibehalten zu haben. In den Hauptspielen, den olympischen, wurde der Sieger mit einem Kranz vom wilden Ölbaume belohnt. Diese Kronen waren in Olympia auf Dreifüßen oder auf Eisen aus Gold und Elfenbein ausgestellt, welche wohl mitten in der Rennbahn standen, so daß sie von Jedermann gesehen werden konnten. War von den Hellenen anerkannt, daß Jemand den Sieg davon getragen

habe; so ging dieser, wie es scheint, selbst hin und holte sich den Kranz von dem Orte der Ausstellung; denn es kommen fast immer die Ausdrücke: den Kranz nehmen, rauben (*λαμβάνειν, ἀρπάζειν, καταλαμβάνειν*) vor. Aufgesetzt wurde er ihm wohl vom Herolde<sup>3)</sup>. Einige meinen<sup>4)</sup>, daß die Kränze in Olympia auch von Gold gewesen, allein ihre Behauptung ist zu wenig begründet. Der Ölbaum, von welchem die Kränze genommen wurden, hieß *καλλιόριζανος*, und stand hinter dem Tempel des olympischen Zeus. Von diesem Ölbaume und seinen Nachkommen wurden die Kränze seit der Zeit des Iphitos genommen; denn man erzählt: als Iphitos die Kampfs Spiele wieder einrichtete, verfuhr die Geler eine Zeit so, daß keiner als Sieger bezeichnet werden konnte. Endlich ging er zum Orakel, und Pythia antwortete, man sollte künftig die Sieger nicht mit Äpfeln, sondern mit wildem Ölbaum bekränzen<sup>5)</sup>; nach seiner Rückkehr fand er in Olympia den bezeichneten Ölbaum, umgab ihn mit einer Mauer und bestimmte seine Zweige zu den Kränzen. Zuerst wurde mit Ölkranz bekränzt Daikles aus Messene, der in der 7ten Olympiade siegte. Diese Erzählung des Phlegon Trallianus (*de Olymp.*) hat Vieles, was mit Andern im Widerspruch steht, namentlich wird nach ihr in der 4ten Olympiade Niemand als Sieger erklärt, während nach Pausanias (*Messeniac.*) in der 4ten Olympiade Polycharos Sieger im Wettlauf war. In den istsmischen Spielen erhielt Anfangs der Sieger einen Kranz aus Fichtenzweigen, dann aber änderte sich die Sitte, und man gab einen Kranz aus Eppich (*σέλινον*); endlich kam aber der Fichtenkranz wieder in Gebrauch, wie Plutarch erzählt<sup>6)</sup>. In den pythischen scheinen Anfangs Geschenke von Werth gegeben zu seyn, doch in der 2ten Pythiade kamen die Belohnungen ab, so daß nur ein Kranz aus Lorbeer ertheilt wurde. (*Pausan. Phocic.*). Allein man behielt die Sitte nicht stets bei, denn später kamen wieder Geschenke von Geldeswerth auf, aber doch nur für einige Zeit<sup>7)</sup>. Ueberdies führen die alten Schriftsteller noch andere Kränze an, welche in den pythischen Spielen gegeben worden, als aus Gold, aus Äpfeln, aus Hageleichen: (*Aesculus Ovid. met. 1.*). Ueberdies erhielten die Sieger in allen Wettkämpfen einen Palmenzweig als Zeichen des Sieges. Die Sieger in den Spielen, welche nicht ganz Griechenland betrafen, empfingen fortwährend werthvollere Belohnungen, z. B. in den scythischen Spielen zu Athen Becher u. Auch die Sieger in den Hauptspielen gingen nicht ganz leer aus. Denn war der Kranz ihnen aufgesetzt, so führte sie der Herold unter dem Zujuchzen der versammelten Menge durch das Stadium, und man warf ihnen dann nicht

1) Cic. epist. ad Famil. V, 12. lin. 2) *Murel. lib. XV. c. 7.* und *Fabri agon. 11, 22.*

3) Iphitos! gib nicht mehr die Frucht des Apfels dem Sieger, sondern umwind' ihm das Haupt mit wildem und fruchtbarem Ölbaum,

Welcher jetzt ist umschlungen vom Garten Gewebe der Sonne.

4) *Sympos. quæst. lib. V. qu. 11. cf. Andar. Isthm. 2.* 5) *Plutarch. quæstiones Sympos. 5, 7.*

1) Vgl. J. B. Joa. Rosinus antiquitat. Roman. edit. Thom. Dempsteri, Colon. Agripp. 1662. in 4. pag. 1360. 2) In Verrem act. II. lib. 2. c. 13. lib. 3. c. 6 — 8 u. 10.



nur Zweige, Kränze, sondern auch Gürtel, Hüte und dergleichen zu. Doch von bedeutendem Werth waren wohl alle diese Gegenstände nicht, da Galenus (pro-treptic. ad art. et scientias) bemerkt, daß die Athleten nicht nur arm wären, wenn sie ihre Kunst übten, sondern auch wenn sie sie aufgegeben hätten. Das Herumführen der Sieger in der Rennbahn vom Herolde wird *ἀνακρίσις* oder *ἀνάκρισις* oder *ἀγόμεσις* genannt<sup>6)</sup>. Außer den angeführten Ehren wurden den Siegern noch andere zu Theil. Namentlich wurden sie festlich auf einem Wagen, wie die römischen Triumphatoren mit einem besondern blumigen Kleide (*κόθης ἀνδρῆς*) angethan, unter dem Zulauf der Menge in ihre Vaterstadt eingeführt. Bei dieser Gelegenheit fanden viele Übertreibungen Statt, die manche Schriftsteller fälschlich als Sitte ansehen. Denn wenn Diodor (XIII, 82.) erzählt, die Agrigentiner hätten ihren Landmann Erasnetos, der in der 91sten u. 92sten Olympiade siegte, auf einem mit weißen Pferden bespannten Wagen eingeholt, und ihn mit 800 andern auf gleiche Weise bespannten Wagen begleitet, so ist dieß ein Probebeispiel von dem Luxus der Agrigentiner, und als solches will es Diodor auch angesehen haben. Was sich aber Nero in seinem Hohne gegen die Menschheit erlaubte, daß kann vollends nicht als Sitte angesehen werden. Daß die Mauern der Städte niedergerissen wurden, wenigstens zum Theil, um die Sieger auf ungewöhnliche Weise einzuführen, oder wie Plutarch sagt<sup>7)</sup>, um zu bezeichnen, daß eine Stadt, welche solche tapfere Männer habe, keine Mauern bedürfe, ist nur eine Übertreibung und ihrer wird nicht oft gedacht, nämlich nur bei Suetonius und bei Plutarch<sup>8)</sup>. Nach dem Einzuge in ihre Vaterstadt wurden die Hieroniken von ihren Freunden und Verwandten gewöhnlich bewirthet; und gaben auch zur Erwidrung ein Gastmahl. Alcibiades, welcher in Olympia mit dem ersten, zweiten und dritten Wagen gesiegt hatte, bewirthete die ganze olympische Versammlung (Plutarch. vit. Alcibiadis). Die Sieger wurden nicht nur in ihrer Stadt, sondern auch in ganz Griechenland den alten Heroen gleich geschätzt, und man betrachtete sie allgemein als ausgezeichnete Männer<sup>9)</sup>. In Athen wurden sie zu Sokrates's Zeit in dem Proptaneion gespeist (Plato sympos.), und durch ein solonisches Gesetz war bestimmt, daß der Sieger in Olympia 500, die Sieger in den andern heiligen Spielen 100 Drachmen erhalten sollten<sup>10)</sup>. Die Spartaner ehrten die Sieger in den Kampfspiele noch besonders dadurch, daß sie ihnen in der Schlachtreihe ihre Stelle zunächst bei dem Könige anwiesen; obgleich in Sparta wie Athen, nicht Alle gleich hoch von diesen Spielen dachten; denn eine Spartanerin, welche ihren Sohn in der Schlacht verloren hatte, sagte, sie wolle lieber, daß ihr Sohn als Sieger in der Schlacht umkäme, als

siegend aus den olympischen Kämpfen zurück kehre. Überdieß wurden die Sieger von den lyrischen Dichtern besungen und ihre Namen wurden an dem Orte, wo sie gekämpft hatten, in ein Verzeichniß eingetragen. Anfangs trug man in Olympia wohl nur diejenigen ein, welche im Wettlauf siegten, doch später auch die, welche in andern Gattungen der Spiele Sieger, ja sogar auch die, welche Überwundene waren<sup>11)</sup>. Auch durch einen besondern Sitz bei öffentlichen Spielen (*προεδρία*) und Befreiung von öffentlichen Abgaben (*ἀρετέα*) zeichnete man die Sieger aus. Ferner wurden ihnen an der Stelle, wo sie gesiegt hatten, Statuen errichtet. Die erste Bildsäule in Olympia in dem Haine Altis, sollen die Kreter Olymp. LIX. aus Cypressenholz aufgestellt haben; später wurden die Säulen aus Erz gefertigt, durften aber nicht größer oder kleiner seyn, als die Gestalt des Hieroniken selbst und die Hellanodiken wachten darüber, daß dieses Gesetz genau beobachtet wurde. Plinius<sup>12)</sup> bemerkt noch, daß die Bildsäulen derer, welche drei Mal gesiegt hatten, selbst in den einzelnen Gliedern die größte Ähnlichkeit hatten. Denen, welche im Wagenrennen siegten, errichtete man auch Bildsäulen, welche Zweigespanne vorstellten; sogar ihre Pferde erhielten Ehrenbezeugungen, vorzüglich wenn sie mehrere Male in Olympia gesiegt hatten. Der Name der Hieroniken wurde ihnen aber nicht gegeben, obgleich sie Kränze und Statuen erhielten, ja, ob sie gleich an einem öffentlichen Orte (in Athen im Keramikus) begraben wurden, wenn sie öfter gesiegt hatten. (Carl Wilhelm Müller.)

HIERON OROS (mons sacer), Hieron, der heilige Berg wird 1) von Ptolemäos in den südlichen Theil Kreta's gesetzt, wo Strabo den Berg Dikte (jezt Sittia) anführt. Nach der Mythologie war Zeus auf dem Berge Dikte geboren und von ihm an demselben eine Stadt, die ebenfalls Dikte hieß, erbauet worden. Der Berg ward daher für heilig gehalten. (Diodor V, 70. Athenaeus IX. p. 375.) (Kanngiesser.)

2) Ein Berg in Pontus zwischen Erzerum und Trapezus zum moschischen Gebirge gehörig (Plin. VI, 4.); wahrscheinlich ist damit einerlei der bei Xenophon erwähnte Berg Teches, und der nördlich von Erzerum liegende mit 2 Burgen versehene Berg Tekman morgenländischer Schriftsteller. (R.)

HIERON (sacrum) Promontorium, ein Vorgebirge im südöstlichen Theile Hibernias (nach Ptolem.), wahrscheinlich das heutige Kap Corusore in der Provinz Leinster. (R.)

HIERON'S SCHIFF. Der Tyrann Hieron ließ mehrere sehr große Schiffe erbauen, von denen vorzüglich das berühmt ist, welches unter der Aufsicht des Archimedes mit großer Pracht ausgeführt wurde; Moschion beschrieb dieses Schiff ausführlich, einen Auszug davon liefert Athenäus (deipnosoph. V. c. 40. pag. 207), welcher jedoch zu kurz ist, um ein ganz deutliches Bild von der innern Einrichtung geben zu können. Das

6) Polluc. onom. lib. 3, 30. 7) Sympos. problem. 2, 5.  
8) a. a. D. τὸ τοῖς νικητάσις λαύρασι τῶν τεχνῶν ἰσχυρότατον μέρος διέλειν καὶ καταβαλεῖν. 9) δακτυλοδεικτεῖσθαι Lucian. Anachars. 10) Diog. Laert. et Plutarch. in vit. Solon.

11) Plutarch. vit. Agesilai.

12) Histor. nat. 24, 4.



Wesentlichste ist dieses. Hiero ließ vom Atna so viel Holz, daß man daraus bequem 30 Triremen hätte erbauen können, und außerdem zu den Rippen und vorzüglicheren Theilen des Schiffes aus anderen Gegenden Siciliens und Italiens Holz herbei schaffen, wie z. B. einen von den ungeheuer großen und starken Masten aus den bruttischen Gebirgen. Stoffe zu den Tauen wurden aus Spanien und von der Rhone geholt, aus letzterer Gegend brachte man auch das Pech. Geschickte Arbeiter wurden dem Baumeister Archias von Korinth untergeben, 300 Mann, jeder mit einer bedeutenden Anzahl Handlanger versehen, vollendeten in 6 Monaten die Hälfte des Schiffes und hatten es mit bleiernen Platten belegt. Das fernere Ausbauen dieses Theiles sollte im Wasser geschehen; man konnte ihn aber wegen seiner bedeutenden Schwere nicht gut dahin bringen. Archimedes erfand zu diesem Zweck die Helix (s. den Art. und Archimedes). Nach 6 Monaten weiterer Arbeit wurde das Schiff fertig. Zuerst beschlug man es mit ehernen Nägeln, von welchen die meisten 10 Minen wogen, andre noch um die Hälfte größer waren, um die Rippen noch besser zusammen zu halten. Nach Vollendung des Äußeren wurde zur innern Einrichtung und Ausbattung geschritten. Das Schiff hatte 20 Reihen Ruder; da es eine große Anzahl von Menschen fassen sollte, wurden, um Störungen zu vermeiden, drei Zugänge gemacht. Der eine führte auf vielen Treppen zu dem Warenlager, der zweite zu den Wohnzimmern und der dritte war für die Schiffssoldaten. An jeder Seite des mittleren Ganges waren 15 Zimmer mit je 4 Lagern. Die Wohnung des Schiffskapitans hatte 15 Lager und überdies noch 3 Schlafzimmer mit je 3 Lagern. Zu der Wohnung des Kapitäns gehörte auch noch die Küche am Hintertheile. Alle diese Zimmer hatten Fußböden, welche mit Mosaiktafeln, den Inhalt der Iliade darstellend, ausgelegt waren. Auch an den Decken, Thüren und Geräthschaften war Alles mit der größten Sorgsamkeit gearbeitet. An dem zuletzt genannten Schiffszugänge waren ein Übungsplatz und Spaziergänge, und bei denselben Gärten mit Pflanzungen, zu welchem Ende der Boden mit Blei oder irdenen Platten belegt und dann mit Erde überschüttet worden war. Auch Lauben aus Epheu und Weinranken hatte man angebracht, die dazu erforderlichen Gewächse standen in Fässern mit Erde. Hierauf folgte nach Athenäus Angabe das der Aphrodite geweihte Gemach, welches also auf dem Verdeck gewesen wäre, was sich nicht wohl annehmen läßt. In diesem Gemach waren 3 Lager; der Fußboden war aus Achat und andern schönen Steinen, welche man auf der Insel findet; die Wände und die Decke aus Cypressenholz, die Thüren aber aus Elfenbein und einem wohlriechenden Holze (Thyon). Köstlich war dieses Gemach mit Gemälden, Bildsäulen und verschiedenen Arten von Bechern ausgeschmückt; daran schloß sich das Stabirzimmer mit der Bibliothek. Die Wände und Thüren in diesem Zimmer bestanden aus Wurus; an der Decke war der Polos, ein Instrument zur Bezeichnung des Wechsel der Jahreszeiten angebracht. Darauf folgte das

Bad mit 3 Lagern und 3 ehernen Dampfbädern und eine Badewanne aus tauromenischen Steinen zusammen gesetzt, welche 5 Metreten faßte. Für die Schiffssoldaten und ähnliche Leute gab es außerdem viele Gemächer. Bei der Schwere und dem Umfange des Schiffes ließ sich fürchten, daß sich in dem untern Raume viel Wasser ansammeln werde; allein Archimedes traf eine Einrichtung, daß es durch einen Menschen ausgeschöpft werden konnte. (Vergl. den Art. Archimedes und Archimedische Schnecke). Auf beiden Seiten der Wände gab es je zehn Pferdeställe und daneben ein Behältniß für das Pferdefutter und für das Zeug der Reiter und Sklaven. Am Vordertheil war ein Wasserbehältniß, das verschlossen werden konnte; es faßte 2000 Metreten Wasser, und bestand aus Bretern, die mit Feinwand beschlagen und mit Pech bestrichen waren. Neben diesem Behältniß war ein Fischteich von Bretern und Bleiplatten mit Seewasser angebracht, um Seefische darin aufzubewahren. Auf beiden Seiten ragten aus den Wänden des Schiffes Balken in einer mäßigen Entfernung hervor, auf welchen das Holz, die Küchengeräthe, die Mühlen und Anderes, was zum Handwerkszeuge gehörte, liegen konnte. Außen um das Schiff gingen in schicklicher Entfernung von einander 6 Ellen hohe, als Atlanten ausgeschmückte Träger, um die obere Last und den Dreischlig (*τὸ τριζυγιον*) zu tragen. Das ganze Schiff war mit passenden Gemälden ausgeschmückt. Es gab auf demselben 8 Thürme, von angemessener Last und Größe; 2 auf dem Vordertheil, 2 auf dem Hintertheil und die übrigen 4 in der Mitte. In jedem derselben hatte man zwei Wurfmaschinen (*χεραίαι*) und daneben Schießlöcher angebracht, um auf die heranschiffenden Feinde Steine werfen zu können. Auf jeden der Thürme wurden 4 Hopliten und 2 Bogenschützen postirt; das ganze Innere derselben war voll Steine und Wurfgeschosse. Die äußere Wand des Schiffes hatte eine Brustwehr, und auf dem Verdeck selbst stand eine Kataapulte, welche 3 Talente schwere Steine und 12 Ellen lange Balken in die Entfernung eines Stadiums schloß. Diese Maschine war ebenfalls ein Werk des Archimedes. An jedem der drei Masten waren zwei Wurfmaschinen befestigt, um mit denselben eiserne Haken und Bleistücken auf die Feinde zu werfen. Ferner gingen noch rings um das Schiff eiserne Pallisaden. Auf jeder Seite des Schiffes standen 60 ganz bewaffnete Jünglinge, eben so viele um die Masten und Wurfmaschinen. Auch in den Mastkörben, die aus Eisen gemacht waren, standen Bewaffnete, in dem ersten 3, in dem zweiten 2, in dem dritten 1. Das Schiff hatte 4 hölzerne und 8 eiserne Anker. Außer dem standen immer 600 auf dem Vordertheile, der Beschiele gewärtig. Richter waren der Schiffskapitän, der Steuermann und der Aufseher des Vordertheils. Das Schiff trug 60,000 Medimnen Getreide und 10,000 Gefäße mit sicilischen eingemachten Gegenständen, 20,000 Talente Wolle und 20,000 Talente andere Waren, außer dem Proviant für die Mannschaft. Archimelos dichtete ein Epigramm auf dieses Schiff, das noch bei Athenäus zu lesen ist und erhielt



dafür von Hiero 10,000 Medimnen Weizen zum Geschenk, welche dieser auf eigene Kosten nach Athen schaffen ließ. Anfangs hieß dieses Riesenschiff Syrakusa; da aber nur wenig sicilische Häfen es fassen konnten, verschenkte es Hieron an Ptolemaeus in Alexandria und legte ihm daher den Namen Alexandria bei.

(Carl Wilhelm Müller.)

**HIERONYMITEN** oder Einsiedler des heil. Hieronymus, und Hieronymitinnen. Unter diesem Namen sind hauptsächlich vier Orden bekannt, die nach Art und Sinn geistlicher Verbrüderungen auf große Verschiedenheit und Selbstständigkeit Ansprüche machen und auch in der That völlig von einander verschieden sind, wenn wir die Sache im Geiste solcher Vereine ansehen. Es hat nicht Wenige gegeben, die aus allen vier Hauptcongregationen nur eine einzige haben machen wollen, unter welchen *Hermant* *histoire des Ordres religieux*. Bd. II. S. 352 der vorzüglichste ist, dessen Irrungen bereits hinlänglich von Helyot im 3ten Bande der deutschen Uebersetzung seiner Mönchsgeschichte S. 503 — 6 widerlegt worden sind. Alle Hieronymiten-Verbrüderungen haben ihre Sitze in Spanien, Portugal und Italien, einige wenige Häuser in Tirol und Baiern dazu gerechnet; alle sind zugleich uneigentliche Eremiten, die ihren Ursprung, wie viele andere religiöse Vereine, meist dem mächtigen Orden des heil. Franciskus, namentlich dem dritten Orden desselben zu danken haben.

Gewöhnlich wird der selige Thomas von Siena, auch Thomasuccio genannt, d. i. der kleine Thomas, aus christlicher Bescheidenheit so geheißen, als Gründer der ersten Congregation derselben angegeben: allein der gewissenhafte Helyot weiß mit siegreichen Gründen diese Ehre den Schülern des seligen Mannes zu gewinnen, die aber doch immer erst durch die entzückten und weisungsvollen Reden ihres Meisters auf den Entschluß gebracht wurden, die schönen Alpenländer zu verlassen und sich nach Spanien zu wenden, von welchem Lande der begeisterte Seher oft verkündete, er habe den heil. Geist auf Hispania hernieder fahren gesehen. Durch diese frommen Gesichte des heil. Mannes waren 7 oder 8 Brüder mit einander einig geworden, die Reise im Jahre 1367 oder 68 zu beginnen. Unter diesen wird besonders der Bruder Vasco, ein Portugiese, namhaft gemacht, der bereits 30 Jahre im Vereine mit Thomasuccio verlebt hatte. Glücklich in Spanien angelangt, suchten sich die frommen Männer für ihr Vorhaben schickliche Wüsteneien und trennten sich in 2 Theile aus Liebe zur Einsamkeit. Ein Theil siedelte sich bei Drusco, am Flusse Taruna an, und der andere im Gebirge von Toledo, etwa 1368. Sie machten Aufsehen und reizten mehrere Einsamkeitsliebhaber zur Nachahmung, unter welchen sich auch bürgerlich angesehene Leute befanden.

Unter diesen war Vater Ferdinand Pecha, Kammerherr des kastil. Königs Don Pedro, des Grausamen, der eifrigste. Er hatte sich in die Einsiedelei zu U. L. Fr. von Villascua in der Nähe von Drusco be-

geben und suchte gleich Anfangs die fromme Anstalt auf alle Weise in die Höhe zu bringen. Ausgezeichnete Strenge und deshalb allerlei neue Einrichtungen waren sein erstes, aber nicht sein ausschließliches Augenmerk; seine Kenntniß der Welt ließ ihn auch die äußerlichen Mittel nicht hintansehen, die durch Glanz den Ruhm schaffen und durch Auffallendes die Bewunderung der Menge erregen. Seine angesehenen und reichen Verwandten machten ihm die Ausführung seines Vorhabens nicht zu schwer. Ferdinands Bruder, der Bischof von Jaen, legte sein Amt nieder, um durch sein Beispiel die Einsamkeit in der Einsamkeit vertreiben zu helfen und nicht Wenige folgten dem Vorbilde des bischöflichen Eremiten. Ein reicher Oheim der Familie Pecha, Didacus Martinez, hatte bereits vor 40 Jahren nicht sehr fern von den Klausen der Neuverbrüdeten eine Kirche erbaut, die der Stadt Lupiana gehörte. Diese Kirche mit allen ihren Einkünften wußte Pecha für die Einsiedler zu gewinnen (1370), und ließ nun um dieselbe eine Menge abgesonderter Einsiedlerzellen erbauen, damit sie, wie er sagte, dem heil. Hieronymus in Palästina nachahmeten, ob dieser gleich niemals Einsiedler gewesen ist. Die Gesellschaft gewann also in den Augen Vieler immer größeres Ansehen, was den Neid Anderer reizte, der sich nicht selten auch in geistliche Anstalten zu schleichen weiß. Man nannte sie zusammen gelaufene Leute, die nicht einmal vom Papste bestätigt wären und machte sie der Ketzerei der Begharden verdächtig (s. den Art. Beguinen). Ferd. Pecha, mit Recht gegen solche Beschuldigungen nicht gleichgültig, brachte unter den Seinen den Entschluß hervor, ihre einsiedlerische Lebensart in eine klösterliche zu verwandeln, die sowohl den Gefahren der Welt, als auch der üblen Nachrede weniger ausgesetzt sei, und bei dem heil. Vater um eine förmliche Bestätigung ihrer Bruderschaft anzuhalten. Zum vorzüglichsten Abgesandten an den Papst wurde einstimmig der thätige Vater Ferd. Pecha erwählt, der auch sogleich mit seinem Gehilfen Peter von Rom die Reise nach Avignon antrat, wo damals Gregor XI. seinen Sitz hatte. Ihr Gesuch wurde genehmigt und die Bestätigung des neuen Ordens erfolgte durch die Bulle vom 18. Okt. 1373. Der Papst hatte sie der Regel des heil. Augustin unterworfen, welcher noch die besondern Satzungen des Augustinerklosters zu St. Maria vom Grabe bei Florenz hinzu gethan wurden. Gregor hatte ihnen auch eine eigene Kleidung vorgeschrieben, die in einem unscheinbaren Rode von weißem oder ungefärbtem groben Zeuge, einem lohsfarbenen Scapulier, einer kleinen Kapuze und einem Mantel, Alles ungefärbt und tannensfarbig bestand. Sie erhielten die Kirche zu St. Bartholomäus von Lupiana, die mit den Einsiedeleien ein Kloster ausmachen sollte. Nachdem die beiden Abgesandten dem Papste feierlich das Gelübde abgelegt hatten, wurde Ferdinand Pecha zum ersten Prior der neuen Congregation erwählt, der nun seinen Familiennamen in Ferd. v. Guadalarara (nach seinem Geburtsorte) umwandelte, was auch in diesem Orden, wie in vielen anderen, Sitte geblieben ist. Noch hatte ihnen Gregor XI. bewilligt, daß die



übrigen Einsiedler ihrer Art zu dieser Congregation gezogen und noch vier Klöster für sie erbaut werden sollten.

Der neue Prior beeiferte sich nun, dieß Alles zu Stande zu bringen und versäumte nicht, bei allen weltlich geistlichen Einrichtungen im J. 1374 eine Regel für seine Untergebenen aufzusehen, die auch angenommen und stets von ihnen befolgt worden ist. Die angesehene Familie der Pecha fand ihre Ehre darin, dem Orden ihres Ferdinand äußerlich aufzuhelfen und so war die ganze Einrichtung seines Klosters in einem Jahre völlig zu Stande gekommen. Damit darauf die übrigen, ihnen vom Papste zugestandenem Kloster gleichfalls erwirkt wurden, legte der eifrige Ferdinand sein Priorat des Hauptklosters in die Hände eines Andern und erbaute das Kloster U. L. Fr. von Syssa bei Toledo, nach dessen Vollendung die 3 übrigen von ihm besorgt wurden. — Die zweite Abtheilung dieser Einsiedler, die vorzüglich in Valencia sich niedergelassen hatten, wollte nicht zurück stehen, suchte beim Papste um gleiche Erlaubniß nach, die sie erhielt und erbaute ihr erstes Kloster zu Gardia, was sie bald mit einem andern zu Catalua vertauschte. Von jetzt an wuchs die neue Congregation an Mitgliedern und an Reichthum sehr bedeutend. 1389 wurde dem zweiten Prior des Hauptklosters zu Lupiana, dem Ferd. Yanez von Carceres das überaus wichtige Kloster U. L. Fr. von Guadalupe im spanischen Estremadura übergeben, welches durch sein berühmtes wunderthätiges Marienbild große Scharen Pilger herbeilockte, wodurch es zu solchem Reichthum gelangte, daß es an Besitzthümern alle andern des ganzen Ordens übertraf, was ihm auch den zweiten Rang gewann, der dem Alter der Stiftung nach manchem andern gebührt hätte. Das Kloster zu Guadalupe gehört nicht allein zu den geräumigsten, sondern seine Sacristei wird auch für die reichste der Welt gehalten, was allerdings Etwas sagen will. Daher wurde es ihm dann sehr leicht, sich durch sehr bedeutende Armenspenden einen Namen unter dem Volke zu machen und sogar Ansehen am königlichen Hofe zu gewinnen, da es im Stande war, die Könige in bedenklichen Lagen mit ansehnlichen Geldsummen zu erfreuen.

Daher kam es aber auch, daß mehrere Mitglieder dieses Ordens in der Folge mit der einfachen und gewöhnlichen Geschichte der Congregation nicht zufrieden seyn und sich mit mönchischer Klugheit eine viel höhere Ehre erkünsteln wollten. Namentlich war Crescenzi in seinem *Presid. romano* Th. I. S. 863 vom gewandten Geiste der Eitelkeit ergriffen worden, der den Hieronymiten die höchste Ehre des mönchischen Alterthums zu sichern und sie bis unter die Propheten des alten Testaments hinauf zu dichten sich unterwand, zum Verdruß der Carmeliter, die sich gefallen lassen sollten, unter die Hieronymiten in den frühesten Zeiten gehört zu haben. Nur von ihnen, zeigt er, sei das echte Mönchswesen ausgegangen, und wenn dieß Manchen nicht so schiene, so liege es nur daran, daß man nicht beachte, wie sich die Hieronymiten unter andern Namen zuweilen ver-

borgen gehalten, stets aber ihrer uralten Regel nachgelebt hätten. In demselben Sinn suchte auch der P. Hermenegild von St. Paul zu beweisen, daß das Kloster St. Maria vom Grabe bei Florenz schon längst den Hieronymiten gehört, daß also der Papst sie nur in ihre alten Rechte durch Übergabe dieses Klosters wieder eingesetzt habe. — Abermalige Zeugnisse, daß auch unter den Mönchen die Eitelkeit nicht ertödtet ist, vielmehr von Geißel und Rutte sich nicht minder nähre, als von üppiger Pracht.

Durch den Bruder Vasco, der sich nicht lange nach seiner Ankunft in Spanien nach seinem Vaterlande Portugall begeben und sich daselbst mit einigen Gleichgesinnten die Einsiedelei Penalonga erbaut hatte, wurde das Klosterleben nach der Regel seiner spanischen Brüder auch dort eingeführt, wozu der Gegenpapst Bonifaz IX. die Erlaubniß erteilt hatte. Auch breitete sich der Orden in Catalonien und Arragonien aus. Ferdinand von Guadalarara (Pecha) legte in den letzten Jahren seines, durch Strenge sehr hinsälligen Lebens sein Priorat nieder und begab sich aus Liebe zu seiner Schwester Ferdinanda, der Witwe des Don Goncalva von Voldeß, nach Guadalupe, wo er 1402 starb. Seine Schwester folgte ihm bald nach.

Im J. 1415 zählte der Orden bereits 25 Klöster in Spanien und Portugall. In diesem Jahre wurde auch das erste Generalkapitel gehalten, wo man sich vereinigte, ein einziges Haupt anzuerkennen, damit der Zersplitterung des Ordens durch abweichende Gebräuche einzelner Klöster, die sich schon zeigten, vorgebaut würde. Man hatte sich deshalb an den Gegenpapst Benedict XIII. gewendet, der in Castilien und Arragonien anerkannt wurde und dieser hatte sie zugleich von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe frei gesprochen, indem er ihnen Guadalupe als den Ort ihrer ersten Generalversammlung anwies. Hier wurde der Prior des Klosters St. Bartholomäus von Lupiana, Didacus von Alcaron zum ersten General ernannt und seit der Zeit sind die Prioren dieses Klosters auch stets die Generale des Ordens geblieben. Nachdem 1417 Benedict XIII. mit den übrigen Gegenpäpsten auf dem Concil von Constanz abgesetzt und Martin V. erwählt worden war, erhielten sie auf ihr Ansuchen die Bestätigung des Verwilligten von dem neuen Papste, die Innocenz VIII. bald darauf wiederholte. Vom J. 1418 an wurden die Generalkapitel alle 3 Jahre gehalten.

Weil nun nach und nach mehrere Bruderschaften entstanden, die sich unter den Schutz des heil. Hieronymus begeben hatten, so beabsichtigte Nikolaus V. 1447 eine Vereinigung Aller zu einer großen Congregation, wovon auch die Jesuiten des heil. Hieronymus nicht ausgenommen seyn sollten. Sämmtliche Hieronymiten wurden deshalb 1448 auf das Pfingstfest nach Rom zu einem allgemeinen Kapitel berufen. Die spanische Congregation hatte aber ihren 12 Abgeordneten den gemeinsamen Auftrag erteilt, dieser Vereinigung aus allen Kräften entgegen zu arbeiten, was sie auch durchsetzten. Eine Zeit lang hatten sich sogar die spanischen und por-



portugiesischen Hieronymiten gesondert, welche Trennung Philipp II. mit Hinzuziehung Clemens VIII. 1596 wieder beseitigte. Derselbe Philipp hatte 1557 den Bau des berühmten Hieronymitenklosters St. Lorenzo el Escorial begonnen (in Form eines Klosters), was zugleich als Begräbnisort der spanischen Könige merkwürdig ist. In neuern Geographien, z. B. von Cannabich, 8te Auflage, wird der Bau desselben von 1563 — 1584 angegeben; es werden 5000 Fenster, 160 Mönche u. s. w. genannt; Alles ohne Angabe der Quellen und nicht mit Helyot übereinstimmend, der sonst in solchen Dingen größten Theils zuverlässig ist. Helyot erzählt, daß der Bau von 1557 bis zum Tode Philipp des II. 1598 fortgesetzt wurde, daß es bis dahin, Maler- und Bildhauerarbeit mitgerechnet, 5,270,000 Dukaten und 1 Mill. für Kirchenschmuck gekostet, wofür es denn auch das prächtigste Kloster der ganzen Christenheit geworden ist. Erst von den nachfolgenden Königen ist es mit vielen Kosten vollendet worden. Philipp IV. ließ die Grabstätte der Könige nach dem Vorbilde des Pantheon oder der Rotunda in Rom zu dem Kloster hinzu fügen, weshalb auch diese Ruhestätte Pantheon genannt wird, dessen Inneres ganz von schwarzem Marmor ist mit einigen Verzierungen von rothem Marmor, Sappir und vergoldetem Erz. Die schön gebaute Kirche ist reich an köstlichen Bildern und der Altar allein wird auf eine Million geschätzt. Ausgezeichnet prächtig ist das Tabernakel von Gold und den reinsten Edelsteinen, so daß man das heil. Sakrament durchschimmern sieht, das in einem Gefäß von Achat ruht, über 2 Millionen an Werth; der obere Theil der Decke ist mit einem Smaragd von der Größe eines Eies besetzt, ganz unschätzbar. Eben so gehört die Sacristei zu den reichsten der Christenheit. Ganz besonders zeichnen sich 2 Gefäße aus, das heil. Sakrament zu tragen. Eins ist von einem einzigen Sappir, der mit Perlen und dem köstlichsten Gestein geschmückt ist, in deren Mitte ein sehr großer und herrlicher Rubin prangt. Das andere ist gegossen und gleichfalls mit den schönsten Edelsteinen besetzt; es soll eigenhändig vom Kaiser Maximilian II. gefertigt worden seyn. Das Bauwerk der Orgeln kostete 27,000 Dukaten. Das Kloster, die Wohnung des Königs und das Seminar, worin 180 junge Geistliche auch in den schönen Wissenschaften unterrichtet werden, enthält 22 Höfe, 11,000 Fenster, 800 Säulen, eine Klosterbibliothek von mehr als 100,000 Bänden, worunter viele Mspte, von denen leider ein Theil in der Feuersbrunst von 1671 verbrannt ist. Die 120 Mönche (zuweilen mehrere) haben über 40,000 Thaler jährlicher Einkünfte.

Alle Hieronymitenklöster Spaniens zeichnen sich durch Wohlthätigkeit aus, die sie den Armen erweisen. Am meisten rühmt Helyot deshalb das Kloster zu St. Hieronymus von Juste (auch St. Juste genannt), welches auch durch Karl V. bekannt ist, der nach Niederlegung seiner Würden daselbst, oder vielmehr in der Nähe dieses Klosters in einem eigenen Hause seine beiden letzten Lebensjahre traurig verlebte; so auch das Kloster zu

Madrid, zu Sevilla u. s. w. — In Portugal sind die Klöster der Hieronymiten nicht minder wichtig, am meisten das Kloster zu Belem, Begräbnisort der Könige von Portugal, 1479 vom K. Don Emanuel in Gestalt eines Kreuzes erbaut. Es unterscheidet sich von der gewöhnlichen Bauart portugiesischer Klöster durch seine vielen Fenster. Die nähere Beschreibung desselben findet man im Helyot III. B. S. 523 u. 24. Seit dem großen Erdbeben in Lissabon 1755 wohnte die königl. Familie daselbst bis 1794, wo das Wohngebäude abbrannte.

Der dritte Ordensgeneral der Einsiedler des heil. Hieronymus, P. Lope von Almeida, Stifter der Mönche des heil. Hieronymus, wurde beauftragt, die Constitution für die weltlichen Chorherren von St. Johannes, dem Evangelisten, in Portugal zu bearbeiten, welche auch 1465 dieselben Vorrechte der Hieronymiten vom Papste erhielten. Ueberhaupt bediente man sich dieses angesehenen Ordens zu vielen Verbesserungen geistlicher Vereine und Ritterorden, unter andern auch der Prämonstratenser unter der Regierung Philipps II. Zur Zeit der Eroberung Mexiko's von Cortez wurden die Hieronymiten zu Statthaltern von St. Domingo ernannt.

Ihre Kleidung haben sie nur durch ein schmales, schwarzes Scapulier nebst dergleichen Kapuze verändert. Beim Ausgehen zeigen sie sich in einer langen, sehr faltigen schwarzen Kappe, die bis zur Erde reicht. Um Mitternacht halten sie die Ketten, beten eine halbe Stunde vor der Vesper und nach dem Completorium. Alle kirchlichen Fasten werden streng gehalten, außerdem noch die ganze Adventzeit, alle Freitage, Montags und Dinstags nach Quinquagesima und essen Mittwochs nie Fleisch. Den dritten Sonntag nach Ostern wird alle 3 Jahre Generalkapitel gehalten in Gegenwart aller Prioren und eines Abgeordneten jeden Klosters, wobei General und Superioren jederzeit um Entlassung von ihren Ämtern bitten.

Die Klosterfrauen des heil. Hieronymus haben sich außerhalb der ippendischen Halbinsel gar nicht verbreitet und sind dem oben beschriebenen Orden stets unterworfen gewesen. Ihre Stifterin ist Maria Garcias, Tochter des Don Didacus Garcias von Toledo und der Constantia von Toledo, die sie, ihrer Weltverachtung wegen, schon in früher Jugend für den heil. Stand bestimmten. Sie begab sich in das Kloster St. Paul de las Dueñas, dessen Priorin ihre Schwester war. Ob sie nun gleich daselbst das Ordenskleid nicht nahm, so war doch ihre Strenge bereits so musterhaft, daß sich die Klosterfrauen zu St. Clara von Tordeillas davon so gerührt fühlten, daß sie bewundernd ihr die Würde einer Superiorin antrugen, was sie demuthsvoll abschlug. Nach einem Jahre begab sie sich wieder zu ihren Altern, wo sich bald eine fromme Witwe Mayor Gomez zu ihr fand; beide wurden einig, ihre Ehre im Niedrigen zu suchen und sammeln, von Haus zu Haus bettelnd, milde Gaben für Gefangene und verschämte Arme, was die Anfangs widerstrebenden Altern Mariens auch bald billigten. Mariens Schönheit und Don Pedro's unge-



zügelte Sinnenlust, der die schöne Bettlerin nicht entgangen war, machten eine schnelle Änderung ihrer Lebensweise nothwendig. Die beiden Freundinnen entwichen in die Einöde von Sysla, wo sie sich bis zum Tode des viel gefürchteten Königs 1369 aufhielten, in allerlei Büssungen nach dem Himmel ringend. Als sie vernahmen, daß der Feind ihrer Frömmigkeit gestorben war, gingen sie nach Toledo zurück, wo sich unterdessen ein Verein frommer Frauen gebildet hatte, dem sie sich anschlossen. Kurz darauf starben Mariens Ältern und die reiche Erbin verwendete ihr Vermögen zum Ankauf eines großen Hauses, das sie klösterlich einrichtete. Sie und ihre Gesellschaft entschlossen sich nun, dieses Asyl vor der argen Welt nicht wieder zu verlassen und die Kleidung der Hieronymiten anzunehmen. Sie gaben dem Hause den Namen St. Paul von Toledo und ernannten die Maria Garcias zur ersten Priorin des neuen Klosters. Sie unterwarfen sich dem Pater Ferd. Pecha, der fast um dieselbe Zeit in Sysla seine Einrichtungen machte. Das Kloster der Hieronymitinnen wuchs zusehends, denn die Strenge ihrer Vorsteherin machte es der Welt bewundernswerth. Marie starb als berühmte Büsserin am 10. Febr. 1426 und wurde, ihrem Wunsche gemäß, im Kloster von Sysla begraben, wobei es die Brüder nicht an heiligem Pomp fehlen ließen. Eigentliche Klosterfrauen waren sie jedoch noch nicht, sondern so genannte Beaten, d. i. andächtige Frauen in Ordenskleidern, die noch nicht das feierliche Klostergelübde abgelegt haben. Das geschah erst 1510, nach welcher festlichen Handlung sie ihre Unterwerfung unter Sysla der Ordnung gemäß wiederholten. Ein zweites Kloster der Hieronymitinnen stiftete Anna von Santilla aus Sevilla 1473. Die Klöster mehrten sich und der Lebenswandel ihrer Bewohnerinnen war so exemplarisch, daß sie eine nicht geringe Zahl heiliger Frauen aufzuführen hatten, von denen Anna Juniga, aus dem Kloster zu Toledo, 74 Lebensbeschreibungen geliefert hat zur Erbauung vieler.

Außer diesen spanischen und portugiesischen Hieronymiten, die eine eigene Congregation bilden, gab es noch dreierlei Orden der Einsiedlermönche des heil. Hieronymus in Italien.

1) Die verbesserten Hieronymiten, oder nach Einigen die Congregation von St. Isidor, gestiftet von Lope von Olmedo (Lupo d'Olmedo). Er wurde in Olmedo, in der Diöces von Avila 1370 geboren, entweder aus der Familie von Gonzalez oder Ferrari von Valencia, was sich nicht ausmitteln läßt. Seine Studien machte er zu Perugia, wo er in Freundschaft mit dem jungen Ddon Colonna lebte, dem nachmaligen Papste Martin V. Darauf brauchte ihn Ferdinand von Arragonien zu mancherlei wichtigen Geschäften, welchen Ehren er sich bald entzog, das Ordenskleid der Hieronymiten von Guadalupe dem Werk der Welt vorziehend. Hier theilte er seine Zeit zwischen Gebet und Studien und erwarb sich so großen geistlichen Ruhm, daß man ihn 1422 zum General des Ordens erhob.

Jetzt sorgte er nun mit allem Eifer für eine strengere Observanz, die vor Allem auf ein einfacheres Leben und auf Entsagung alles Fleischessens hinaus lief. Die Brüder fanden das nicht nach ihrem Sinne und widersetzten sich. Er legte sein Amt nieder und ging zu den Karthäusern, wo er sich in seinem strengen Vorhaben nur noch mehr befestigte. 1424 unternahm er eine Reise nach Rom zu Martin V., von deren Ausgang die Hieronymiten allerdings zu fürchten Ursache hatten. Sie hatten daher Abgeordnete an den Papst gesendet, daß ihre Klöster mit einer Änderung der Lebensweise verschont bleiben möchten, was ihnen Martin auch zugestand. Dafür ertheilte er aber dem Freunde seiner Jugend die Erlaubniß, im Gebirge Cazalla bei Sevilla einen gesonderten Orden der Einsiedlermönche des heil. Hieronymus zu stiften, wozu er ihm die nöthigen Privilegien ertheilte. Dort legte nun Lope den Grund zu dem neuen Kloster Acella und fügte zum Besten des neuen Instituts der Regel des heil. Augustin noch mancherlei schärfere Satzungen bei, die meist den Einrichtungen der Karthäuser entnommen waren. Hauptgegenstand blieb das Fleischverbot und daß seine Mönche nicht studiren sollten, weil das Wissen aufblähe. Auch wurde zur äußerlichen Unterscheidung der Seinigen die Kleidung in eine Art Benediktinerkutte verändert. Schnell hinter einander waren auf demselben Gebirge noch 5 andere Klöster der Art zu Stande gebracht worden und im J. 1426 schenkte der Papst seinem alten Freunde auch noch das bisherige Prämonstratenserkloster St. Alexis auf dem aventinischen Berge. Alles dieß war dem frühern Orden der spanischen Hieronymiten sehr unlieb und beide verwandte Verbrüderungen lebten in Unfrieden. Mehr Glück machte Lope in Italien. Er erhielt das Kloster Castellaccio bei Mailand und in Genua bekannte sich gleichfalls ein Kloster zu seinen Observanzen. Eifrig arbeitete jetzt unser Reformator an einer neuen Regel für seine Klöster, da ihm die Regel des heil. Augustin für Mönche nicht passend schien. Er bemühte sich, die seine ganz den Schriften des heil. Hieronymus zu entnehmen. Der Papst fand seines Freundes Arbeit trefflich und bestätigte sie 1429. Helyot hält das Lobenswerthe dieser Regel hauptsächlich dadurch für beglaubigt, daß sie von Siquenza selbst gelobt wird, der doch sonst unserm Verbesserer nicht sonderlich günstig ist. Jetzt schienen Lope's Angelegenheiten auch in Spanien eine glücklichere Wendung zu nehmen, denn der Papst hatte ihn noch in demselben Jahre zum Erzbischof von Sevilla ernannt an die Stelle des Didacus Maldonat von Annaya, der ein Anhänger des Gegenpapstes Benedict XIII. gewesen war, weshalb er abgesetzt wurde. Lope benahm sich in seinem neuen Amte mit Klugheit, stellte die Einigkeit unter den Bischöfen her und wußte seine strenge Lebensweise so geltend zu machen, daß man ihm das in guten Sitten herunter gekommene Kloster der Cisterzienser St. Isidor del Campo zur Verbesserung und zum Eigenthum übergab. Aus diesem Grunde wird seine Congregation besonders von spanischen Schriftstellern auch von St. Isidor genannt. Die mancherlei



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



anvertraute (Angelus starb etwa 1432), der dafür sorgte, daß Eugen IV. die Schenkung bestätigte, damit die Franziskaner keine Ansprüche darauf machen könnten. Angelus und Nikolaus hatten nämlich Beide zu dem dritten Orden der Franziskaner gehört, von denen mehrere den Hieronymiten bedeutenden Vorthell brachten. Peter von Pisa erreichte trotz seiner Abtötungen ein Alter von 80 Jahren und hatte die Freude, seinen neuen Orden in der schönsten Mönchsblüthe und mit noch schöneren Hoffnungen zu sehen, die sich zum Theil bald nach seinem Abschied aus diesem Jammerthal verwirklichten. Er starb in Venedig 1435. Es erhob sich aber in der Folge ein großer Streit unter seinen Brüdern, ob sein Leichnam im Hospital oder in der St. Markuskirche ruhe. Einer seiner ersten Schüler, also ein gewesener, aber sehr bekehrter Räuber, Bartholomäus Malerba von Cesena, gelangte zu der Ehre, Peters Nachfolger zu werden. Auch dieser zweite Ordensgeneral handelte ganz in seines Meisters Geist und Sinn, errichtete viel neue Klöster, am meisten zu Mantua und Vicenza und wußte sich von Eugen IV. viel schöne Privilegien zu verschaffen. Unter ihm wurden auch 1444 die ersten schriftlichen Satzungen des Ordens entworfen, die 1488 lateinisch und italienisch zu Venedig gedruckt wurden. In der Folge sind sie mannichfach umgeändert worden, wie das auch von andern wichtigen Ordensgegenständen, z. B. von Generalkapiteln und Amtswahlen, auch wohl von den Sitten der frommen Brüder zu sagen ist. Zum letzten Male sind ihre Ordensregeln 1641 und mit Erläuterungen 1644 zu Pesaro in lateinischer Sprache herausgegeben worden. Unterdessen war ihnen noch manches Erfreuliche begegnet. So hatte sich ein gewisser Einsiedlervorsteher, Peter von Malerba, ein Mann, von dem sogar Heliot Nichts zu erzählen weiß, 1531 mit Genehmigung des Papstes unserm Orden zugesellt. 1567 waren sie so glücklich, von Pius V. nicht nur alle Vorrechte der Bettelmönche zu erhalten, sondern 1571 sogar auch einen Ablass. Nicht weniger gewogen zeigte sich ihnen Gregor XIII. und 1579 verband sich noch ein frommer Einsiedler mit allen Angehörigen mit dem beliebten Orden. Man weiß nicht viel mehr von ihm als seinen Namen Mont-Segestre, und daß er sein Kloster in der Gegend Genua's hatte. Wohl kamen auch zuweilen einige Stürme über sie, vorzüglich unter den Päpsten Paul V. und Innocenz X., die nichts weniger, als ihre Freunde waren. Der letzte hatte ihnen sogar verboten, Novizen anzunehmen 1650. Das Ungewitter zog jedoch bald genug wieder vorüber und ihr Freund, der Cardinal Fagnani wußte es bei Alexander VII. 1659 dahin zu bringen, daß dieser tödtliche Befehl aufgehoben wurde. Dennoch lebten die frommen Leute der etwas antimönchischen Zeiten wegen noch in mancher Furcht; denn man hatte bereits gesehen, daß manche kleine Congregationen auch in Italien aufgehoben worden waren. Um einem solchen Mißgeschick möglichst vorzubeugen, bemühte sich der wackere P. Euseb. Jordan von Vicenza, Dr. der Universität zu Padua und Rath des dortigen Regengerichts, und schrieb eine preiswürdige Chronologie

dieses Ordens, Spicileg. histor., gedruckt zu Venedig 1656, woraus vorzüglich erhellen sollte, wie genau sie stets nach der Observanz gelebt und daß sie gar nicht zu den kleinen Orden zu zählen wären, ob sie gleich nur 2 Provinzen hätten. Das Werk mag auch wohl, wie Heliot rühmt, gute Früchte getragen haben, denn in der Bulle Clemens IX. 1668 waren sie nicht mit unter den aufgehobenen Congregationen, im Gegentheil erhielten sie manchen Zuwachs an Privilegien. Wie hätten sie das nützliche Spicilegium nicht weiter fortsetzen lassen sollen? 1692 sahe man es verbessert und vermehrt. An abermaligen Fortsetzungen ihrer Geschichte ist gearbeitet worden, wir haben jedoch nirgend gefunden, daß sie gedruckt worden wären. Daß sie sich aber damals wieder neue Freunde gewannen, ist gewiß. Namentlich begehrten mehrere Einsiedler in Tirol nach Vereinigung mit ihnen, die ihres strengeren Lebens wegen gerühmt werden. Der Kaiser Leopold I. empfahl die bärtigen, barfußgehenden Männer dem Cardinal Casanate, dem Beschützer dieses Ordens, durch dessen Gesuch Innocenz XII. ihren Wunsch 1695 bestätigte. Auch in Baiern gehörten mehrere Einsiedler von jezt an zu ihnen. — Die beiden Hauptprovinzen des Ordens sind Ancona und Treviso. Rod und Kapuze sind lobfarben, sie gürten sich mit Leder, tragen dabei eine viereckige Mütze, ausgehend einen runden Hut, fast wie die Quäler. Sonst haben ihre Einrichtungen vor den übrigen Hieronymiten nichts besonders Merkwürdiges. Der Orden rühmt sich viel heiliger Männer und in seinem Kloster des heil. Dnuphrius auf dem Berge Janus sind Torquato Tasso und Wilh. Barclai begraben worden.

3) Die Einsiedler des heiligen Hieronymus von Fiesoli bei Florenz sind von Karl von Montegraneli gestiftet worden. Er stammte aus gräflicher Familie, nahm den dritten Orden des heil. Franziskus und begab sich mit dem gleichgesinnten Bruder Walther von Marzo in die Einsamkeit nach den schönen Ruinen von Fiesoli 1360. Der Ort war bereits durch den Meid der Florentiner 1060 zerstört worden. Sogleich wurde hier eine kleine Kirche u. L. Fr. des heil. Grabes erbaut, wo sie eifrig beteten und fast nur von Brot und Wasser lebten. Dazu waren sie erfindsam in allerlei Abtötungen. Das machte, wie gewöhnlich, Aufsehen und die Anhänger ihres Eifers blieben nicht lange aus. Cosmus von Medici ließ ihnen ihr erstes Kloster daselbst bauen. Dem folgten mehrere Klöster zu Verona, zu Venedig, Padua u. 1406 suchte und erhielt der fromme Karl die Bestätigung des Papstes Innocenz VII., welcher jedoch vor der Ausfertigung starb. Erst Gregor XII. bestätigte 1415 schriftlich den Wunsch und zwar von 1406 an gerechnet. Ob nun gleich Gregor mit zu den 8 vom conciniger Concil abgesetzten Päpsten gehört, so hatte dieß doch keinen Einfluß auf das Rechtmäßige des neuen Ordens, denn die Synode hatte Alles bestätigt, was Gregor gethan hatte bis auf den Tag, wo seine Entsagung bekannt gemacht seyn würde.

Nachdem Karl von M. seine Einsiedler-Congregation hinlänglich befestigt sahe, verlangte den alten schwachen



Mann noch nach Jerusalem, weshalb er sich nach Vesuvius begab, wo er aber, statt nach dem irdischen Jerusalem zu pilgern, die Wanderung nach dem himmlischen antrat 1417.

Eugen IV. gab dem Orden 1441 die Regel des heil. Augustin, ernannte Fiesoli zum Hauptkloster, wo jährlich Generalkapitel gehalten werden sollte. Der Stifter hatte aus Anhänglichkeit an die Franziskaner die Kleidung des dritten Ordens des heil. Franz beibehalten. 1460 hatte man doch den Einfall, sich lieber durch ein eigenes Gewand zu unterscheiden, und Pius II. erlaubte das. Es gab aber Streit darüber, und Viele wollten die alten Kleider nicht ablegen, besonders die Brüder zu Padua und Vicenza. Der Papst stellte es ihnen frei und verordnete nur, die mit den alten Kleidern sollten sich Brüder des heil. Hieronymus von der Congregation des Bruders Karl von Montegrassano nennen. Die neuen Kleider gewannen endlich die Oberhand und nahmen auch jene Klöster ein. Die Zahl ihrer Häuser belief sich auf 40, verminderte sich aber bald, und Clemens IX. hob den Orden auf 1668, zugleich mit den Jesuiten u. Ihre Kleidung war grau. Vor dem Ende des 16ten Jahrh. trugen sie hölzerne Sandalen, die sie dann ablegten. Hauptgewährsmann ist Helyot. Wer eine weitläufige Lebensbeschreibung Peters von Pisa und zugleich eine genaue Darstellung seiner Ordensregeln lesen will, findet sie, prachtvoll gedruckt zu Rom 1716 (4.) in: *Istoria della vita e miracoli del B. Pietro Gambacorti, fondatore della Congregazione de' Romiti di San Girolamo, descritta dal Padre Anton Maria Bonucci, della Compagnia di Gesù.* Ferner: Silvano Razzi *Vite de Santi da Toscana.* — *Wadding Annal. Minor. T. V. etc.* (G. W. Pink.)

HIERONYMO (Florianus a S.), ein polnischer Dichter aus dem 18ten Jahrh., dessen Familienname Garwasky war, bekannt durch seinen *laurus poeticus s. elegiae in praecipua b. Mariae festa* (Warsch. 1701. 16.), welcher von Stanisł. Chroscinski ins Polnische übersetzt und in beiden Sprachen wieder herausgegeben wurde (das. 1706. 16.)<sup>\*)</sup>. (R.)

HIERONYMO (Heinrich a S.), blühend um 1550, ein Dominikanermönch in Portugal, lebte zu Evora und an andern Orten des Königreichs, wo er sich als ein geschickter Maler zeigte †). Vasari erwähnt im Leben des da Garpi eines Frater Hieronymus des Dominikanerordens, von welchem in der Kirche St. Be-

nedictus zu Mantua sich eine schöne Copie des Abendmahls von Leonardo da Vinci befindet<sup>\*)</sup>. (A. Weism.)

HIERONYMOS, HIERONYMUS. I. Könige, Helden und Gelehrte aus vorchristlicher Zeit.

1) HIERONYMOS, König von Syrakus, Enkel und Nachfolger Hiero's II. (Sohn Gelo's und der Nereis, der Tochter des Königs Pyrrhos von Epirus) bestieg den Thron des unter seines Großvaters langer und weiser Regierung ruhig, mächtig und reich gewordenen States im 13. Lebensjahre (214 v. Chr.), mehr dem Vater gleich an Sinnesart (s. d. Art. Gelo), als dem Großvater, überall (vgl. Liv. XXIV, 4.) Anlagen zeigend, welche fürchten ließen, daß er kaum in seiner Freiheit, geschweige denn in der Oberherrschaft sich mäßigen würde. Auch soll Hiero, dieß voraussehend, noch in seinen letzten Tagen Willens gewesen seyn, dem Stat eine freie Verfassung zu geben und das Königthum abzuschaffen, damit die von ihm durch Weisheit und Mäßigung begründete Volkswohlfahrt nicht dem Machtgebot eines charakterlosen Kindes Preis gegeben würde. Daß dieser Vorsatz an den Bitten und Schmeicheleien seiner beiden, nach der Leitung des Reichs durch ihre Männer lusternen Töchter vereitelt worden, entschuldigt Livius (a. a. D.) mit der Schwierigkeit für den neunzigjährigen König, — „Tag und Nacht von lieblosenden Töchtern umlagert, sich eine freie Stimmung zu geben und statt des Besten seines Hauses das des States zu beherzigen.“ Zur Hemmung des drohenden Unheils geschah indeß doch so viel, daß Hiero vor seinem Tode funfzehn Vormünder für den Nachfolger bestätigte und diesen sterbend noch das Gelöbniß abnahm, die treue, von ihm funfzig Jahre lang gehaltene Freundschaft mit den Römern unverbrüchlich beizubehalten, überhaupt aber den jungen König seinen Fußstapfen und derjenigen Zucht genau folgen zu lassen, in welcher derselbe bisher gehalten sei. Aber auch hier bewährte sich die Wahrheit: daß, wenn ein Mensch, oder ein Stat zum Umsturze seiner bisherigen Verhältnisse ein Mal reif ist, alle menschliche Weisheit und Kraft in dem Streben nach Erhaltung zu Schanden wird. Mit Hilfe seiner Oheime entledigte Hieronymus bald nach der Thronbesteigung sich der Vormünder, ergriff die Zügel der Regierung selbst, und brachte — nicht bedenkend, daß sogar einem weisen und gemäßigten Fürsten es schwer geworden seyn dürfte, als Nachfolger des so hoch geliebten Hiero die Herzen der Syrakuser zu gewinnen — durch die Annahme eines bisher sorgfältig vermiedenen königlichen Prunkes das ohnehin zur Demokratie geneigte Volk gegen sich auf. Dieß und sein Übergang von der Partei der Römer auf die Seite der Karthager veranlaßten eine Verschwörung gegen ihn, die zwar das erste Mal entdeckt, aber trotz der grausamen Bestrafung einiger Verschwornen, fortgesetzt wurde. Im funfzehnten Monate seiner Regierung fiel Hieronymus durch Mord bei seinem Zuge gegen die von den Römern besetzten Städte. Auf den Freiheitsruf der Verschwornen

<sup>\*)</sup> Abetzung Ergänz. von Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1908. nach Bibl. Poetar. polon. p. 5.

<sup>†)</sup> Sein Familienname war de Tavora, im J. 1560 wurde er bei dem Erzbischof zu Braga Rath, wohnte dem Concil zu Trident bei und hielt auf demselben eine sehr geschätzte Rede *de calamitatibus ecclesiae*, wurde 1567 Bischof von Cochin, 1578 Erzbischof von Goa, wurde aber 1582 von eulgen Mönchern, die er ihrer Unsitlichkeit wegen hart bestraft hatte, vergiftet. Geschrieben hat er *de praestant. a porito in confessorio audientia confessionum.* (Vgl. Jöcher's Gelehrtenl. 4r Th., 1026—27. nach Antonii biblioth. Hisp. und Richard de scriptt. ordina. dominicanorum.) (R.)



erhob sich die Volkswuth bis zur höchsten Unkündigkeit; das ganze Geschlecht des Königs wurde erwirgt, ein kaum eingeleiteter Friede mit Rom gebrochen. Folge davon war das Erscheinen eines Römerheers vor den Mauern von Syrakus unter dem Befehle des Marcellus, der — wie sehr auch Archimedes Kunst und der Bürger verzweiflungsvolle Bravheit ihn aufhielten — endlich dem Reiche Hiero's und Dionysios ein Ende machte. Im J. 212 v. Chr. ward Syrakus erfürmt, Sicilien römische Provinz. (Benicken.)

2) HIERONYMOS aus Kardis auf der thrakischen Halbinsel, ums J. 320—300 blühend, war ein Anhänger des königlichen Hauses Alexanders des Gr. und im Gefolge des Eumenes; der ihn hochachtete. Als dieser von den treulosen Argyraspiden an Antigonos ausgeliefert wurde, gerieth auch Hieronymos verwundet in die Gewalt desselben. Antigonos fügte ihm aber kein Leid zu, sondern schützte ihn und behandelte ihn großmüthig. Wegen der Wohlthaten dieses seines zweiten Gönners soll Hieronymos eine zu vortheilhafte Darstellung der Handlungen und Thaten des Antigonos gegeben haben. Er schrieb nämlich eine Geschichte der Kriegszüge Alexanders und der Thaten seiner Nachfolger. In dieser äußerte er, wie Pausanias bemerkt, seinen Haß gegen alle damals in dem Reiche und in den Eroberungen Alexanders eigenmächtig erhobenen Könige, insbesondere gegen Lysimachus, auf den er wegen mancherlei Ursachen, besonders weil er seine Vaterstadt Kardis zerstört hatte, erbittert war. Dagegen schmeichelte er dem Antigonos auf ungebührliche Weise. Diodorus hat seine Geschichte, die verloren gegangen, wahrscheinlich benutzt. (Diodor. XIX, 44. Pausan. I, 9. Athenaeus V. p. 206.) (Pet. Fr. Kannegiesser.)

Hieronymos aus Kardis wird von Moschion bei Athenaios (V, 9.) als Verfertiger oder nach einer andern Auslegung, als Beschreiber des kunstreichen Prachtwagens angeführt, in welchem der Leichnam Alexanders des Großen von Babylon nach Aegypten gebracht wurde. Diodoros von Sicilien hat XVII, 19. eine ausführliche Beschreibung desselben hinterlassen, über die der Graf Caylus einen weitläufigen Commentar verfaßt hat in den Mém. de l'Acad. des Inscript. T. XXXI. p. 86. Die Unvollkommenheiten dieser Abhandlung hat indessen Quatremère de Quincy in den Mém. de l'institut de France T. IV. p. 316. aufgedeckt und mit neuen Zeichnungen die wahre Beschaffenheit dieses für die Mechanik sowohl als die Dekorationskunst so bedeutende Werk erläutert. (J. Horner.)

3) HIERONYMUS von Rhodus, ein peripatetischer Philosoph des 1ten Jahrh. vor Chr., dessen Schriften im Alterthume sehr geschätzt waren, aber jetzt nicht mehr vorhanden sind. Ungeachtet zu seiner Zeit ein anderer Philosoph, Namens Lyko, der peripatetischen Schule vorstand, fanden seine philosophischen Vorträge solchen Beifall, daß selbst der damals in der Akademie mit großem Ruhme lehrende Arkessilas sich veranlaßt sah, einen seiner Schüler der Schule des Hieronymos zuzuführen, wie Diogenes Laert. (IV, 42) erzählt. Hieraus ist be-

greiflich, warum nach dem Zeugnisse desselben Schriftstellers (V, 68) Lyko und Hieronymos, ungeachtet Beide Peripatetiker waren, nicht im besten Vernehmen standen. Von besondern Philosophemen des H. ist Nichts bekannt, als daß er eine eigenthümliche Vorstellung vom höchsten Gute hatte, weshalb ihn auch Cicero (de fin. V, 5) nicht für einen echten Peripatetiker gelten lassen will. Nach dieser und einer andern Stelle desselben Buches (II, 3) behauptete nämlich H., das Vergnügen, welches andre Philosophenschulen für das höchste Gut erklärten, sei gar nichts an sich oder um sein selbst willen zu Begehrendes. Man müsse unterscheiden, vergnügt seyn oder sich freuen, und frei vom Schmerze seyn. Nicht jenes, sondern dieses habe einen selbstständigen und unveränderlichen Werth für jedes lebende und empfindende Wesen. Also bestehe das höchste Gut nicht im Vergnügen, sondern in der Schmerzlosigkeit, d. h. in der Abwesenheit jedes unangenehmen und beunruhigenden Gefühls. Ob er aber dabei bloß an das physische Gefühl dachte oder auch das moralische mit einschloß, so daß er eigentlich die Idee einer absoluten Gemüthsruhe oder durchgängigen Selbstzufriedenheit, mithin einer gottähnlichen Seligkeit, wie sie in der Brust des Weisen herrschen sollte, in Gedanken hatte, läßt sich bei der Unzulänglichkeit der Nachrichten über die Philosophie des H. nicht bestimmen. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß H. seine Schmerzlosigkeit in diesem höhern Sinne nahm; und dann wäre seine Meinung nicht so ungereimt gewesen, als sie beim ersten Anblicke scheinen mag. (W. Tr. Krug.)

4) einer von den Hauptleuten des Pylas, Vormundes und Betters des Königs Antiochus Epiphanes (s. d. Art.), welche nach dem geschlossenen Vertrage in Judäa zurück gelassen wurden, um die Juden unter der Herrschaft des Antiochus zu erhalten. Er sowohl als seine Amtsgenossen übten die schrecklichsten Gewaltthatigkeiten, und besonders ließen sie zu Toppe eine große Menge Juden ersäufen. Dadurch veranlaßten sie aber einen Aufstand, welcher durch Judas Makkabi geleitet und in welchem eine große Menge Syrer erschlagen wurde. (2 Makkab. XII.) (Rauschnick)

## II. Christliche Gelehrte, Schriftsteller und Geistliche.

1) HIERONYMUS, DER HEILIGE (Eusebius Hieronymus, Eusebius Hieronymus Sophronius in HdSchr.), Sohn des Eusebius, wurde zu Stridon, an den Gränzen von Dalmatien und Pannonien (Stridona, Strigova in der ungarischen Gespanschaft Szalab, an der Gränze von Steiermark?), einer später (377) von den Gothen zerstörten \*) Stadt, im J. 331 \*\*) von christlichen, rechtgläubigen, wohlhabenden Eltern geboren, und

1) Hieron. de viris illustr. c. 135. Vol. Ammianus Marc. XXXI, 10. Zosimus Hist. IV, 24. 2) Prosper's Chron. ad a. 331 bei Canisius Lectt. ant. ed. Bannage T. I. p. 290. Wenn derselbe ad a. 420 ihn im 91sten Lebensjahre sterben läßt, so ist dort wahrscheinlich ein Fehler der Abschreiber (XCI für nonagesimo) eingeschlichen.



genos frühzeitig schon sorgfältiger, mit strenger Aucht verbundener Schulbildung<sup>3)</sup>, welche er mit Bonosus, einem Sohne reicher Eltern, theilte. Da der Wohnort seiner Eltern nicht die Mittel zur höheren Bildung gewährte, wurde er frühzeitig nach Rom, dem Mittelpunkte der Gelehrsamkeit und feineren Sitte, gesandt, um dort weiter ausgebildet zu werden. Hier wurden der bekannte Ailius Donatus in der Grammatik<sup>4)</sup>, Victorinus in der Rhetorik seine Lehrer<sup>5)</sup>, und mit Eifer lag er dort den allgemeinen Wissenschaften ob, indem er sich zugleich eine ansehnliche Bibliothek, welche die classischen Dichter, Philosophen und Redner, deren Studium ihn ausschließlich beschäftigte, in sich vereinigte, mit großen Unkosten anlegte<sup>6)</sup>. Nur an den Sonntagen pflegte er mit seinen Freunden die Gräber der Martyrer in den Katakomben der Stadt zu besuchen, um dort einer schwärmerischen Andacht nachzuhängen<sup>7)</sup>, durch welche jedoch die Reizungen der Sinnlichkeit so wenig unterdrückt werden konnten, daß er zu wiederholten Malen den Lockungen der Wollust unterlag<sup>8)</sup>. Von Rom aus wandte er sich, begleitet von seinem Freunde Bonosus, nach Gallien, verweilte eine Zeit lang zu Trier, an den „halbbarbarischen“ Ufern des Rheines, und überließ sich hier zuerst einer ernstlicheren Beschäftigung mit theologischen Studien<sup>9)</sup> und strengeren Andachtsübungen, um die Sünden der Jugend durch Büßung zu sühnen<sup>10)</sup>. Von dort scheint er sich zunächst nach Rom und dann nach Aquileja zu seinen Freunden Rufinus und Chromatius,

Presbyter der dortigen Kirche, begeben zu haben. Dort verfaßte er das Schreiben an Innocentius, in welchem er als leichtgläubiger Vertheidiger einer abenteuerlichen Wundergeschichte, welche sich zu Vercelli sollte ereignet haben, zuerst öffentlich auftrat<sup>11)</sup>. Ein plötzlicher Wirbel<sup>12)</sup> entführte ihn den Armen seiner Freunde zu Aquileja, und begleitet von mehreren derselben, Innocentius, Euagrius, Heliodorus, reiste er, ohne bestimmten Plan, doch wahrscheinlich in der Absicht Jerusalem zu besuchen<sup>13)</sup>, durch Thracien, Pontus, Bithynien, Galatien, Kappadokien nach Antiochia, wo ihn eine heftige Krankheit überfiel, während sein Freund Innocentius vom Fieber getödtet wurde<sup>14)</sup>, Heliodorus aber, den er vergebens zur Weltentsagung zu bereben gesucht hatte, ihn verließ, um sich dem Dienste der Kirche als Priester zu widmen<sup>15)</sup>. Als er unter diesen Leiden, welche durch das Bewußtseyn früherer Sünden noch bitterer wurden, vergebens Trost gesucht hatte in den heidnischen Dichtern und Weisen<sup>16)</sup>, bildete sich ihm jenes berühmte Traumgesicht, in welchem er, vom göttlichen Richter selbst als Ciceronianer gezeißelt, den Strafen der zukünftigen Welt nur durch das Gelübde entging, den profanen Schriftstellern gänzlich zu entsagen<sup>17)</sup>. Das schreckende Traum-

11) Ad Innocentium de muliere septies icta Ep. XLIX ed. Francof. XVI Mart. I Vallarol. Erst der letztere hat diesem Briefe seine rechte Stelle gegeben. 12) Subitus turbo me a tuo latere convulsit, schreibt er darüber an Rufinus Ep. III, 3. Der dunkle Ausdruck hat die verschiedensten Deutungen erfahren müssen. Die wahrscheinlichste ist, daß dieses Unwetter sich wegen jenes Briefes, durch welchen ein ungenannter vir consularis der Grausamkeit und Ungerechtigkeit beschuldigt wurde, über ihn und seine Freunde zusammen zog. Wenigstens mußten damals auch die in diese Sache verwickelten Freunde Innocentius, Euagrius, selbst Rufinus, welchen man zunächst in Aegypten vorfindet, Aquileja gleichfalls verlassen. 13) Ep. XXII, 30. 14) Ep. III, 3. Tandem in incerto peregrinationis erranti, quam me Thracia, Pontus atque Bithynia, totamque Galatiae et Cappadociae iter, et fervido Cilicam terra fregisset aestu, Syria mihi velat sidissimus naufrago portus occurrit. Ubi ego quidquid morborum esse poterat expertus, ex duobus oculis unum perdidit, Innocentium enim, partem animae meae, repentinus febrium ardor abstraxit. Nunc uno et toto mihi lumine Euagrio nostro fruor. Der Brief wurde im Anfange des Jahres 374 geschrieben, und die Reise muß in den Sommer des vorhergehenden Jahres gefallen seyn, so daß die Ankunft zu Antiochien gegen den Herbst erfolgte. 15) Ep. VI, p. 17. A. Sanctus frater Heliodorus hic (Antiochiae) adsuit, qui cum mecum eremam vellet incolere, meis sceleribus sagatus abscessit; daß aber nicht dieß, sondern Abneigung gegen die Beschwerden des Mönchslebens der Beweggrund war, zeigt Ep. XIV ad Heliodorum §. 1. 16) Ep. XXII ad Eustochium §. 30. Cum ante plurimos annos (der Brief ist v. J. 364) — Hierosolymam pergerem, Bibliotheca, quam mihi Romae summo studio ac labore conseceram, carere omnino non poteram. Itaque miser ego lecturus Tullium jejunabam. Post nocturnas crebras vigilias, post lacrimas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur in manus. Si quando in memet ipsum reversus, Prophetas legere coepissem, sermo horrebat incultus, et quia lumen caecis oculis non videbam, non oculorum putabam culpam esse sed solis. 17) a. a. D. Dum ita me antiquas serpens illuderet, in media ferme Quadragesima medullis infusa febris corpus invasit exhaustum: et sine ulla requie, quod dictu quoque incredibile est, sic infelicia membra depasta est, ut ossibus vix haererem. Interim parantur exsequiae, et vitalis animae calor, toto frigescente jam corpore, in solo tantum tepente pectusculo palpitabat: quem subito rap-

3) Apolog. adv. Ruff. I. p. 486. ed. Vall. Memini me puerum ad Orbiliam saevientem de avias sinu esse tractum. 4) a. a. D. p. 472 A. Puto, quod puer legeris — Commentarios — in Terentii comoedias praeceptoris mei Donati, aequo in Virgilium. 5) Cajus Marius Victorinus, qui Romae pueros Rhetoricam docuit (Praef. comm. in Gal.), blühte unter Constantius (de viris illustr. c. 101.) 6) Cum — Hierosolymam militaturus pergerem, bibliotheca, quam mihi Romae summo studio ac labore conseceram, carere non poteram. Itaque miser ego lecturus Tullium jejunabam etc. Ep. XXII ad Eustochium. 7) Comment. in Ezech. C. XL. Dum essem Romae puer, et liberalibus studiis erudirer, solebam cum caeteris ejusdem aetatis et propositi diebus Dominicis sepulcra Apostolorum et Martyrum circumire, crebroque cryptas ingredi, quas in terrarum profunda desosae, ex utroque parte ingredientium per parietes habent corpora sepultorum. 8) Verschämte Selbstbekenntnisse. Ep. XLVIII, 20. p. 252. D. Virginitatem in coelum sero, non quia habeam, sed quia magis mirer, quod non habeo. Ingenua et voracunda confessio est: quo ipse careas, id in aliis praedicare. Ep. CVII ad Laetam §. 10. Experimento didici, aellum in via cum lassus fuerit, diverticula quaerere. Ep. IV ad Florentiam §. 2: Illo (Rufinus) mundus est; ego caecis peccatorum sordibus inquinatus. Ep. VII, 4 ad Chromatium: Scitis ipsi labricum adolescentiae iter, in quo et ego lapsus sum, et vos non sine timore transistis. Ep. XIV ad Heliodorum §. 6. Et hoc ego, non integris rate, vel mercibus, nec quasi lguerus flectum doctus nauta praemoneo; sed quasi nuper naufragio ejectas in litus, timida navigaturia voce denuncio. In illo aestu charybdis luxuriae, salutem vorat. Ibi ore virgineo ad pudicitiae perpetrandae naufragia, scyllaeum rotans libido blanditur. 9) Für seinen Freund Rufinus nahm er zu Trier eine Abschrift von dem weltläufigen Commentar des Hilarius Pictav. zu den Psalmen, und von dessen Buch de synodia. Vgl. Ep IV ad Florentiam. 10) Ep. III ad Rufinum — post Romana studia, ad Aheni semibarbaras ripas — primo coepi velle Christum colere.



bild, in welchem er damals eine göttliche Warnung verkehrte<sup>18)</sup>, obwohl er es später als eine Fieberphantasie, welche keine Verbindlichkeit nach sich ziehen könne, darstellte<sup>19)</sup>, hatte zur Folge, daß er sich geraume Zeit ganz der heiligen Literatur zuwandte und die Benutzung der profanen Schriftsteller nicht nur selbst ängstlich vermied<sup>20)</sup>, sondern auch seinen Freunden nur mit großer Angstlichkeit gestattete<sup>21)</sup>. Zugleich regte sich in ihm immer unwillkürlicher der Trieb zu einer Betrachtung des Göttlichen und der Ertödtung des Fleisches gewidmeten Leben in der Einsamkeit<sup>22)</sup>, in welche sich der alte Jugendfreund Bonosus schon längst zurück gezogen hatte<sup>23)</sup>, und für welches er in dem nahe gelegenen, seinem Freunde Euagrius zugehörigen, Vorwerke Maronia an dem heiligen Malchus, dessen Panegyrist er später wurde, ein glänzendes Vorbild glaubte gefunden zu haben. Gleich nach seiner Wiederherstellung, im Sommer 374, begab er sich, um diese Absicht auszuführen,

in die, schon von zahlreichen Mönchen besetzte, Wüste von Chalcis, zwischen Antiochien und dem Euphrat gelegen<sup>24)</sup>. In dieser furchtbaren Einsamkeit übte er, neben den Entbehrungen, zu welchen der Aufenthalt nöthigte, von Höllenangst (metu Gehennae) wegen seiner Sünden getrieben, die härtesten Leibeskastrationen, ohne jedoch durch solche Selbstpeinigungen den Gelüsten des widerstrebenden Fleisches, welche ihm die Uppigkeit des römischen Lebens und Bilder der Wollust vorhielten, entgegen zu können<sup>25)</sup>. Besser als durch sie wurden diese Regungen des Geschlechtstriebes unterdrückt durch das Studium der hebräischen Sprache, deren Anfangsgründe er damals, unter Anleitung eines Judenthums, nicht ohne viele Mühe sich aneignete<sup>26)</sup>. Zerstreuung gewährten ihm der Briefwechsel mit Freunden<sup>27)</sup> und literarische Beschäftigungen. Doch verwarf er selbst später einen

tus spiritu ad tribunal iudicis pertrahor; ubi tantum luminis et tantam erat ex circumstantium claritate fulgoris, ut projectus in terram, sursum asplicere non auderem. Interrogatus de conditione, Christianum me esse respondi. Et ille qui praesidebat: Mentiris, ait, Ciceronianus es non Christianus, ubi enim thesaurus tuus, ibi et cor tuum. Illico obmutui, et inter verbera (nam caedi me iusserat) conscientiae magis igne torquebar, illum mecum versiculum reputans: In inferno quae confitebitur tibi? (Ps. VI, 6). Clamare tandem coepi, et eulania dicere: Misere mei, Domine, miserere mei. Haec vox inter flagella resonabat. Tandem ad praesidentis genus provoluti qui adstabant, precabantur, ut veniam tribueret adolescentiae, et errori locum poenitentiae commodaret, exacturus deinde cruciatum, si Gentilium literarum libros aliquando legissem. Ego qui in tanto constrictus articulo, vellem etiam: maiora promittere, dejerare coepi, et nomen eius obtestans dicere: Domine, si unquam habuero codices saeculares, si legero, te negavi. In haec sacramenti verba dimissus revertor ad superiores.

18) So nämlich stellt er es a. a. O. dar, wo er fortfährt: Et mirantibus canetis oculos aperto, tanto lacrimarum imbri perfusus, ut etiam incredulis fidem facerem ex dolore. Nec vero sopor ille fuerat aut vana somnia, quibus saepe deludimur. Testis est tribunal illud, ante quod jacui, testis iudicium triste, quod timui: ita mihi nunquam contingat in talem incidere quaestionem. Liventes fateor habuisse me acupulas, plaga sensitissae post somnum, et tanto dehinc studio divina legisse, quanto non autem mortalia legeram. 19) Gegen Rufinus, welcher ihm mißthätig perjurium sacrilegio vorgeworfen, weil er dieser Gelehrsamkeit später wieder eingedenk gewesen, erwidert er Apolog. II. T. II. p. 560. — qui somnium criminatur audiat prophetarum voces, somnia non esse credendum: quia nec adulterium somni ducit me ad tartarum, nec corona martyrii in coelum levat. — Non tibi sufficiunt, quae de vigilante contingis, nisi et somnia crimineris. Tantam habes curiositatem meorum actuum, ut quid dormiens fecerim dixerimve discutias. — Unbegreiflich bleibt, wenn man die Urtheile des zum ruhigen Nachdenken gereiften Waters erwägt, wie mündliche Ignoranz sich später auf sein Traumbild, zur Beschönigung der Vernachlässigung classischer Geistesbildung berufen konnte. Über den Traum überhaupt s. C. A. Heumann de ecstasi Hieronymi Anti-Ciceroniana in Sylloge Dissertat. I. p. 655.

20) Praef. in L. III. comment. in Gal. ad Paulam et Eustochium: Nostis et ipsae, quod plus quam quindecim anni sunt, ex quo in manus meas nunquam Tullius, nunquam Maro, nunquam gentilium literarum quilibet auctor adscendit, et si quid forte inde dum loquimur obrepit, quasi antiqui per nebulam somni recordamur. 21) z. B. Ep. XX ad Damasum 6. 13. 22) Ep. II. ad Theodosium, um die Zeit der Genesung geschrieben. 23) Ep. III, 4.

24) Ep. V, 1. In ea parte eremi, quae juxta Syriam Saracenae jungitur. Praef. in Abd. Solitudo Syriae Chalcidiae.

25) Das in psychologischer Hinsicht sehr charakteristische Gemälde dieser berühmten Versuchungen in der Wüste verdient hier zur Beurtheilung des AB. eine Stelle. Ad Eustochium Ep. XXII, 7. O, quoties ipse in eremo constitutus, et in illa vasta solitudine, quae exusta solis ardoribus, horridum monachis praestat habitaculum, putabam Romanis interesse deliciis. Sedebam solus, quia amaritudine impletus eram. Horrebant sacco membra deformia, et squalida cutis aeternae aethiopicarum carnis obduerat. Quotidie lacrimas, quotidie gemitus, et si quando repugnantem somnus imminens oppressisset, nuda humo ossa vix haerentia collidebam. De cibis vero et potu taceo, quum etiam languentes monachi aqua frigida utantur, et coctum aliquid accipiasse, luxuria sit. Ille igitur ego, qui ob gehennae metum tali me carcere ipse damnaveram, scorpionum tantum socias et ferarum, saepe choris intereram puellarum. Pallebant ora jejuniis, et mens desiderii aestuabat in frigido corpore, et ante hominem sum jam in carne praemortuum, sola libidinum incendia bulliebant. Itaque omni auxilio destitutus ad Jesu jaciebam pedes, rigabam lacrimis, crine tergebam, et repugnantem carnem hebdomadarum inedia subjugabam. Non erubescio infelicitatis meae miseriam confiteri: quin potius plango me non esse, quod fuerim. Memini me clamantem, diem crebro junxisse cum nocte, nec prius a pectoris cessasse verberibus, quam rediret, Domino increpante, tranquillitas. Ipsam quoque cellulam meam, quasi cogitationum mearum consciam pertimescebam. Et mihimet iratus, et rigidus, solus deserta penetrabam. Sicubi concava vallium, aspera montium, rupium praerupta cernebam, ibi meae orationis locus, ibi illud miserissimae carnis ergastulum, et, ut ipse mihi testis est Dominus, post multas lacrimas, post caelo inhaerentes oculos, nunquam videbar mihi interesse agminibus Angelorum, et laetus gaudensque cantabam: Post te in odorem unguentorum tuorum curremus (Cant. I, 3). Zur pathologischen Erklärung dieser Schilderung vgl. Zimmermann über die Einsamkeit Th. 2. Kap. 6. 7. 26) Ep. CXXV, 12. Dum essem juvenis, et solitudinis me deserta vallarent, incentiva vitiorum ardoremque naturae ferre non poteram, quem cum crebris jejuniis frangerem, mens tamen cogitationibus aestuabat. Ad quam edomandam cuidam fratri, qui ex Hebraeis crediderat, me in disciplinam dedi, ut post Quinctilianum acumina, Ciceronis flavios, gravitatemque Frontonis et lenitatem Plinii, alphabetum discerem, et stridentia anhelantiaque verba meditarer. Quid tibi laboris insinaxerim, quid sustinuerim difficultatis, quoties desperaverim, quotiesque cessaverim, et contentione discendi rursus inceperim, testis est conscientia, tam mea qui passus sum, quam eorum qui mecum duxerant vitam. Et gratias ago Domino, quod de amaro semine literarum dulces fructus carpo. 27) Es gehören dahin nach Vallarsi Ep. V—XVII.



damals von ihm verfaßten und gegen seinen Willen ans Licht gezogenen Commentar zum Obadja<sup>28)</sup>, welcher sich eben so, wie die damals wahrscheinlich von den Nazarenen in dem benachbarten Berrhoda, zu welchen auch sein Lehrer im Hebräischen scheint gehört zu haben, erhaltene Abschrift des so genannten hebräischen Matthäus, welchen er später übersehte, verloren hat<sup>29)</sup>. Dagegen wird von seinen Schriften aus der Wüste das Lob und Leben des Asketen Paulus Thebanus noch jetzt gelesen<sup>30)</sup> und von den Bewunderern des Mönchtums überaus hoch geachtet. Beunruhigt aber wurde er auch in seiner Zurückgezogenheit durch die kirchlichen Spaltungen zu Antiochia, wo seine Freunde Paullinus und Euagrius in das meletianische Schisma verwickelt waren, und ein neuer wichtiger Wortstreit, über den Gebrauch der Kunstwörter *οὐσία* und *ιπώστασις* in der Trinitätslehre, sich erhoben hatte, um desswillen man ihn mit Ablegung eines Glaubensbekenntnisses bedrängte<sup>31)</sup>, was ihn bewog, in knechtischer Unterwürfigkeit sich die Entscheidung des römischen Bischofs Damasus über diese Streitfrage zu erbitten<sup>32)</sup>, in der Überzeugung, daß ihr auch die morgenländischen Bischöfe sich bereitwillig unterwerfen würden. Der Aufenthalt in der Wüste wurde ihm durch jene Belästigungen verleidet, und im Frühlinge 379 zog

er wieder nach Antiochien, wo er von seinem Freunde Paullinus, dem Bischofe der abenländischen Partei daselbst, wider Willen und nur unter der Bedingung, daß er von Verrichtung der priesterlichen Amtsgeschäfte entbunden bleibe, in demselben Jahre die Weihe zum Presbyter erhielt<sup>33)</sup>. Dort verfaßte er auch seine „Streitungserredung zwischen einem Luciferianer und Orthodoxen“<sup>34)</sup> über die Fragen: ob Bischöfe der Arianer, nach Ablegung eines rechtgläubigen Bekenntnisses, in der Kirche als Bischöfe anzuerkennen seien; und ob man bekehrte Arianer bei ihrer Aufnahme in die Kirche zu taufen habe? Sie zeichnet sich, im Verhältniß zu seinen späteren Streitschriften, durch ungewöhnliche Milde des Urtheils aus, und ist reich an Beiträgen zur Geschichte der mit der arianischen zusammen hängenden Streitigkeiten. Noch in demselben Jahre verließ er Antiochia, um zu Konstantinopel den Unterricht des auf dem dortigen Bischofsthron erhobenen Gregorius von Nazianzus in der Auslegung der h. S. zu benutzen. Dankbar werden zwar in seinen späteren Schriften die Belehrungen anerkannt, welche ihm dieser berühmte Theolog erteilt habe<sup>35)</sup>; doch gibt er auch Winke darüber, daß derselbe ihm bei exegetischen Fragen nicht immer zu genügen wußte<sup>36)</sup>. Während seines dortigen Aufenthaltes scheint er sich zuerst mit griechischer Sprache und Literatur beschäftigt zu haben, wie er denn, um sich in der Sprache zu üben, zugleich aber auch um die Abendländer mit den Werken griechischer Kirchenlehrer bekannt zu machen; dort zunächst (380) die Chronik des Eusebius Cäs. lateinisch bearbeitete<sup>37)</sup>, indem er sie bis auf Troja's Zerstörung unverändert wiedergab, dann aber, bis zum zwanzigsten Jahre Konstantins, in der römischen Geschichte aus lateinischen Schriftstellern, besonders aus Suetonius, aber auch aus unreinen Quellen der Überlieferung<sup>38)</sup> erweiterte, und endlich von da an bis zum

28) *Præf. in Abdiam* — in adolescentia mea, provocatus ardore et studio Scripturarum, allegorice interpretatus sum Abdiam prophetam, cujus historiam nesciebam. — — Hoc est illud tempus, — quando ego et Heliodorus carissimus pariter habitare solitudinem Syriae Chalcidis nitebamur. Quod putabam latere vulgatum est. Per vetera vestigia rursus ingrediar, emendans si fieri potest curvos apices literarum. Insanus eram, necdum scribere noveram etc. 29) *Comment. in Matth. XII, 13.* In Evangelio, quo utuntur Nazareni et Ebionitae, quod nuper in Graecam de Hebraeo sermone transtulimus, et quod vocatur a plerisque Matthaei authenticum. In seinem eigenen Schriftensverzeichnis (de vir. illustr. c. 135) fehlt diese Übersetzung und vom Matthäus heißt es daselbst c. 3. Evangelium Christi Hebraicis literis verbisque composuit, quod quis postea in Graecam (sic) transtulerit, non satis certum est, obwohl unmittelbar zuvor (c. 2) gesagt war: Evangelium — quod appellatur secundam Hebraeos a me nuper in Graecam Latinumque sermonem translata est. Daß nicht an zwei verschiedene Evangelien zu denken sei, zeigt sehr deutlich die Stelle c. Pelag. L. III, 2. Sehr unsicher aber sind die Angaben einer von ihm veranstalteten griechischen Übersetzung, da er ja ausdrücklich sagt: er wisse nicht, von wem die griechische Übersetzung herrühre und wenn eine solche bereits vorhanden war, schwerlich sich selbst an eine neue gewagt haben würde, da er dazu des Griechischen nicht mächtig genug war, wie er sich denn auch nicht einmal gegen Rufinus, welchem er alle seine gelehrten Verdienste aufzählt, dessen rühmen kann, daß er auch in griechischer Sprache irgend Etwas geschrieben habe. Hatte er aber wirklich ins Griechische zu übersetzen sich unterfangen, so war dieß wohl nur ein Übungsversuch, welcher niemals ans Licht trat, und den daher auch Keiner außer ihm selbst erwähnt. *Theodorus Mops.* (b. *Photius* Bibl. cod. 177) wußte nur von Hörensagen, daß d. ein fünftes Evangelium eingeführt habe. 30) *Vita S. Pauli Eremitae.* Opp. ed. *Vallarsi* T. II. p. 1 ff. In gleichem Geiste ist die gleichfalls aus der Wüste erlassene Ep. XVI ad *Heliodorum* geschrieben, in welcher er den zum thätigen Leben zurück getehrten Freund wieder für die Freuden der Einsamkeit zu gewinnen sucht. 31) *Wgl. bsd. Ep. XVII ad Marcum.* 32) *Ep. XV. XVI ad Damasum.* Beide reden im Tone einer bisher unerhörten freischendenden Schmeichelei, durch welche sich d. den Weg zu der ausgezeichneten Gunst bahnte, in welcher er später bei Damasus stand.

33) *L. c. Jo. Hieron. §. 41. Opp. T. II. p. 451. E.* a missillo homine a. m. *Ep. Paullinus* audivit: Num rogavi te, ut ordinarer? Si sic presbyteriam tribuis, ut monachum mihi non auferas: tu videris de iudicio tuo. Si autem sub nomine presbyteri tollis mihi, propter quod saeculum dereliqui; ego habeo, quod semper habui: nullum dispendium in ordinatione passus es. Noch im J. 394 wollte d. nach dem Berichte des Epiphanius nicht debita exercere sacrificia, et laborare in hac parte ministerii, quae Christianorum praecipua salus est. *Epiphanius ad Jo. Hieron. Ep. LI. ed. Vallarsi.* Ganz ungegründet ist übrigens das Vorgeben, daß d. die Weihe als presbyter cardinalis der römischen Kirche erhalten habe. 34) *Altercatio Luciferiani et Orthodoxi* Opp. T. II. p. 171. ed. *Vallarsi.* 35) *Lib. de vir. illustr. cap. 117. Ep. L. ad Domnionem §. 1. Comment. in Ephes. V, 32. Opp. T. VII. p. 661. A.* 36) *Ep. LII, 8.* Praeceptor quondam meus Gregorius Nazianzenus, rogatus a me quid tibi vellet in Luca (VI, 1) sabbatum *δεσποζομενον*, id est secundo-primam, eleganter lusit, docebo te, inquit, de hac re in Ecclesia: in qua mihi omni populo acclamante, cogaris invitus scire, quod nescis. Aut certe si solus tacueris, solus ab omnibus stultitiae condemnaberis. Nihil tam facile, quam vilem plebeculam et indoctam concionem linguae volubilitate decipere, quae quidquid non intelligit, plus miratur. 36) über die Abfassungszeit *vgl. Ep. LVII, 6.* 37) Dahin gehört besonders die später de vir. illustr. c. 1. wiederholte Angabe, daß Petrus 25 Jahre hindurch als Bischof der römischen Gemeinde vorgestanden habe p. 660 *Vall.*



sechsten Konsulate des Valens, dem zweiten des Valentinianus (378) mit einer Fortsetzung vermehrte, die jüngsten Zeiten aber, weil unter den Verheerungen der Barbaren Alles unsicher sei, einem ausführlicheren Geschichtswerke vorbehielt<sup>38)</sup>. Das Verhältniß dieses wichtigen chronologischen Werkes zu der verlorenen Urschrift wird sich erst jetzt, nachdem die letzte in einer armenischen Übersetzung wieder aufgefunden worden, richtig beurtheilen lassen<sup>39)</sup>. Doch ist auch der, in den Abschriften vielfach durch Interpolationen entstellte, Text der hieronymianischen Bearbeitung noch nicht hinlänglich durch die Kritik sicher gestellt<sup>40)</sup>.

Zunächst folgten vierzehn von den Homilien des Origenes, welcher ihm damals für den zweiten Lehrer nach den Aposteln galt, zu dem Propheten Jeremias und eben so viel zum Ezechiel in lateinischer Übersetzung<sup>41)</sup>, mit der in der Vorrede<sup>42)</sup> ausgesprochenen Absicht, wenn auch nicht alle, doch die meisten Schriften desselben den Lateinern zu deuten. Daß er aber schon damals nicht blindlings dem Ansehen des Origenes folgte, gab eine mythisch-allegorische Auslegung der Vision Jesaja's (K. VI) zu erkennen<sup>43)</sup>, welche er 381 auf der Freunde Bitten und zu eigener Übung ausarbeitete<sup>44)</sup>, und worin er es wagte, die origenische Deutung der Seraphim zu bestreiten<sup>45)</sup>, ohne jedoch den Sinn richtiger zu treffen.

Im J. 381 starb zu Antiochien Meletius, aber die durch ihn entstandene Spaltung wurde dadurch nicht gehoben, da seine Partei sofort einen neuen Bischof Flavianus ernannte. Die Partei der Abendländer bestand darauf, den erneuerten Streit durch eine römische Synode schlichten zu lassen, welche darauf Damasus aufschrieb. Diesem Rufe folgend begab sich Paullinus, begleitet von seinen Freunden Epiphanius und Hieronymus, nach Rom, wo die Synode (382) ihn zwar als Bischof bestätigte, aber die Meletianer, welche sich gar nicht zur Synode eingefunden hatten, vergebens für seine Anerkennung zu gewinnen suchte. Bei dieser Synode war Hieronymus, welcher durch seinen Aufenthalt zu Antiochien mit den Verhältnissen der beiden Parteien bekannt geworden war, dem Damasus bei Anordnung

und Nachweisung der Akten des Streitess behilflich<sup>46)</sup>, weshalb man ihn zum Archivar oder Bibliothekar derselben hat machen wollen<sup>47)</sup>. Zugleich wurde er von Damasus, welcher seine Gelehrsamkeit und sein Talent überaus hochschätzte, zu neuen literarischen Arbeiten veranlaßt. Ost legte ihm derselbe exegetische Fragen zur Auflösung vor<sup>48)</sup>, und auf seinen Wunsch scheint auch die lateinische ziemlich freie<sup>49)</sup> Übersetzung der Bücher des alexandrinischen Katecheten Didymus aus der Schule des Origenes über den h. Geist angefangen zu seyn<sup>50)</sup>, welche aber wegen der Anfechtungen, welche der Übersetzer in Rom zu erdulden hatte, erst zu Jerusalem vollendet wurde<sup>51)</sup>. Seine große Verehrung des Origenes legte er zu gleicher Zeit an den Tag durch die an Damasus gerichtete Vorrede, mit welcher er eine lateinische Übersetzung von zwei Homilien des Origenes zum Hohensiede<sup>52)</sup> begleitete<sup>53)</sup>.

Von der größten Wichtigkeit wurde aber eine kritische Arbeit, welche er zu Rom unternahm. Von den Schriften des N. T. hatte das Abendland keine öffentlich auctorisirte und eingeführte lateinische Kirchenübersetzung, sondern man bediente sich zahlreicher unbeglaubigter Dolmetschungen derselben von unbekanntem Personen, welche in der Auffassung des Sinnes eben so wenig als im wörtlichen Ausdrucke harmonirten, und dann auch noch unter den Händen der Abschreiber die mannichfachen Entstellungen erlitten hatten. Die Abweichungen dieser Exemplare mußten bei öffentlichen Verhandlungen der Geistlichkeit, bei Streitigkeiten mit den Häretikern, beim liturgischen Gebrauche Irrungen und Störungen der verbrießlichsten Art nach sich ziehen. Um diesen Uebelständen zu begegnen, beabsichtigte Damasus die Veranstaltung einer nach dem griechischen Original berichtigten Übersetzung zur Einführung in den öffentlichen Gebrauch der Kirche. Das Geschäft sie auszuarbeiten übertrug er aber dem Hieronymus, welcher demnächst die vier Evangelien der gewünschten Revision unterwarf und sie dem Damasus mit einer Zuschrift übergab, in welcher er sich über sein Verfahren genauer erklärte. Die verschiedenen lateinischen Übersetzungen, welche er vorfand, hatte er unter einander und mit dem griechischen Original verglichen, den in ihnen herrschenden Sinn und Ausdruck aber, um nicht den Lateinern durch

38) Hieronymi Praef. ad Vincentium et Gallionum. 39) Eusebii Chronicorum Canonum L. II ex cod. Haican. edd. A. Majus et J. Zohrabus. Mediol. 1818. 4. op. J. B. Ascher. Ven. 1819. 2 Voll. 4. 40) Bearbeitungen von Arnald Pontac Bardig. 1604 f. Joseph Scaliger Thesaurus temporum L. B. 1606. Amstel. 1658. 1676. fol. Domin. Vallarsi Opp. Hieronymi T. VIII. mit den Notizen von Pontac. 41) Opp. T. V. p. 742 ss. 42) Gerichtet an denselben Vincentius, welchem das Chronicon gewidmet wurde. 43) In den Handschriften unter der Aufschrift Ep. ad Damasum de Seraphim, bei Vallarsi Ep. XVIII. Aber der Aufsatz gibt sich weder als ein Briefschreiben, noch als an Damasus gerichtet zu erkennen. 44) Comment. in Jes. c. VI. Opp. T. IV. p. 89. B. De hac visione ante annos circiter triginta, cum essem Constantinopoli, et apud virom eloquentissimum Gregorium Naziansenum, tunc ejusdem urbis Episcopum Sanctarum Scripturarum studio erudirer, scio me brevem dictasse sabitanque tractatum, ut et experimentum caperem ingenioli mei, et amicis jubentibus obedirem. 45) Ep. XVIII ad Damasum f. 4.

46) Ep. CXXVII, 7 — mo Romam cum sanctis Pontificibus Paullino et Epiphanio (quorum alter Antiochenam Syriae, alter Salaminiam Cyprae rexit Ecclesiam) Ecclesiastica traxit necessitas. Ep. CXXIII, 3. Ante annos plurimos cum in chartis Ecclesiasticis juvenem Damasum Romanae orbis episcopum, et Orientis atque Occidentis synodicis consultationibus responderem. 47) Ep. J. B. Anastasius Bibl. vgl. Mabillon Musaeum Ital. T. I. p. 82. 48) Vgl. Epp. XIX — XXI XXXV. XXXVI. 49) Vgl. Bagnago in Canisii Lectt. ant. T. I. p. 202. 50) Ep. XXXVI, 1. 51) Vgl. die Vorrede an seinen Bruder Paullinianus Opp. T. II. p. 105., welche zeigt, daß die Übersetzung zu Rom (Babylone) auf Antrieb des Damasus angefangen, aber erst nach dem Tode des Damasus (+ 384 gegen Ende des Jahres) zu Jerusalem vollendet wurde. 52) Opp. T. III. 501. 53) Sie ist an Damasus gerichtet und beginnt gleich mit den Worten: Origenes, quum in caeteris libris omnes vicerit, in Cantico Canticoorum ipse se vicit.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



noch unverheirathete Eustochium durch ein Schreiben zum jungfräulichen Leben bestimmte, welches, indem es zugleich das grellste Gemälde von dem Sittenverfall unter den römischen Jungfrauen und Alerikern aufstellte, ihm viele Feinde weckte<sup>65</sup>). — Die zweite, schon verheirathete Tochter Bláfila vermochte er, nachdem sie im zwanzigsten Jahre Witwe geworden war, gegen die dringenden Wünsche der Verwandten, zu dem Entschluß, keine zweite Heirath einzugehen, und trieb sie dann zu so harten Askesen an, daß der zarte Körper unterliegen mußte und die reizende Witwe einem frühzeitigen Tode anheim fiel. Die Klagen der tief betrübten Mutter Paula, welche ihm zum Vorwurfe gereichten, wußte er damals leichter zu beschwichtigen, als den Unwillen des Volkes über diese mönchischen Umtriebe, welcher bis zum Tumulte zu steigen drohte<sup>66</sup>). Er selbst wies die Gegner des jungfräulichen Lebens mehr mit Spott und herben Schmähungen zurück, als daß er sie gründlich zu widerlegen gewußt hätte. Helvidius<sup>67</sup>), welcher gewagt hatte, die Jungfräulichkeit der Mutter Jesu nach dessen Geburt zu bezweifeln und das eheliche Leben dem jungfräulichen gleich zu stellen, erhielt eine Antwort voller Schmähungen, in welcher die Behauptung, daß Maria nach wie vor der Geburt Jesu in jungfräulicher Beschaffenheit geblieben sei, aufgestellt, die Ehe aber wie eine anständige Unzucht beschrieben wurde<sup>68</sup>). Bonosus oder Onasus, ein Aleriker, welcher sich wegen der Ausfälle des Hieronymus gegen den Klerus durch Spötereien über die frommen Jungfrauen gerächt hatte, wurde in einem Schreiben an Marcella mit skurrilem Nasenwisch abgefertigt<sup>69</sup>). Auf diese Weise mußte das Ansehen des Eiferers in Rom immer mehr sinken, und als er gegen Ende des J. 384 durch den Tod des Damasus seine wichtigste Stütze daselbst verloren hatte, fand er es am gerathensten, die römische „Babel“ nach einem Aufenthalte von drei Jahren zu verlassen und sich den Nachstellungen der dortigen „Pharisäer,“ welche jedoch vergebens durch Verleumdung sein Verhältniß zu den heiligen Jungfrauen verdächtig zu machen gesucht hatten<sup>70</sup>), dadurch zu entziehen, daß er sich, begleitet von seinem jüngeren Bruder Paulinianus, von

dem Presbyter Vincentius und mehreren Mönchen im August 385 nach Palästina einschiffte. Die Fahrt ging über Rhegium durch die Koladen nach Cyprus, wo Epiphanius, Bischof von Salamis (Constantia), ein alter Freund, besucht wurde, und dann nach Antiochia in Syrien, wo Paulinus, der Bischof, ihm entgegenharrte<sup>71</sup>). Die römische Freundin Paula; schon längst von dem Wunsche befeuert nach den heiligen Orten zu wallfahrten, folgte, taub gegen die Bitten der Kinder und Verwandten, begleitet von Eustochium, dem heiligen Kinde, noch in demselben Herbst nach. Auch sie wurde während der Reise zu Salamis geistlich und leiblich erquickt durch den Bischof Epiphanius, welcher während der Synode zu Rom ihre Gastfreundschaft genossen hatte, und eilte dann, getrieben von dem Verlangen ihren Hieronymus wieder zu sehen, nach Antiochia, wo sie wieder mit ihm zusammen traf. Aber auch dort ließ sie der Glaubenseifer nicht rasten. Geführt von Paulinus und Hieronymus, begleitet von Eustochium und einer Schar heiliger Jungfrauen, zog die adelige Frau im kalten Winter nach dem gelobten Lande, reitend auf einem Esel. Allenthalben wurden auf der Reise die heiligen Stätten aufgesucht und in heißer Andacht verehrt. Als sie zu Jerusalem anlangte, hatte der Proconsul Palästina's, ein Bekannter ihrer Familie, eine stattliche Herberge im Praetorium bereiten lassen, aber sie gab einer niedrigen Halle den Vorzug. Heiße Thränen der Andacht wurden hier an den Stätten geweint, wo der Erlöser gelitten hatte, auferstanden war und sein Geiß auf die Schüler herabkam. Noch mehr aber fühlte sich die fromme Schwärmerin ergriffen, als sie das nahe Bethlehem besuchte und die Höhle erblickte, in welcher, nach der kirchlichen Sage, die Geburt des Jungfrauensohnes erfolgt war. „Dies, sprach sie, sei meine Ruhestätte, weil es meines Herren Vaterland ist. Hier will ich wohnen, weil mein Erlöser diesen Ort erwählte.“ Bevor sie jedoch diesen Entschluß ausführte, wollte sie auch noch das in der heiligen Geschichte so bedeutsame Land Aegypten sehen. Nachdem sie daher in den ersten Monaten des Jahres 386 Palästina nach verschiedenen Richtungen hin durchzogen hatte, wandte sie sich nach Aegypten, besuchte Alexandria, brachte den Mönchen der nitrischen Wüste, unter welchen sie sich gern mit ihren Jungfrauen niedergelassen hätte, wäre nicht die Liebe zum heiligen Lande überwiegend gewesen, ihre Verehrung dar, und schiffte dann im Sommer von Pelusium aus nach Palästina zurück, um zu Bethlehem Zellen zu beziehen, statt deren sie drei Jahre später größere Monasterien erbaute<sup>72</sup>). Hieronymus, ihr Reisegefährte, obwohl nicht minder empfänglich für schwärmerische Regungen der Andacht, ließ sich doch nicht so sehr von denselben beherrschen, daß er nicht zugleich auch wissenschaftliche Zwecke auf der Reise verfolgt hätte. In Palästina suchte er sich, mit Beihilfe sachkundiger

65) Ep. XXII ad Eustochium de custodia virginis. Vgl. Rufini Apol. L. II, 5. Pallarsi T. II. p. 630. In einem zweiten Briefe an sie, Ep. XXXI, dankt er für zarte Angebinde, Armgeschmelde, Tauben, ein Körbchen mit Kirschchen, welche sie ihm, von einem Briefchen begleitet, am Tage des h. Petrus zugesandt hatte. 66) Ep. XXXIX ad Paulam S. 5. Als die trostlose Paula ohnmächtig vom Leichenzuge zurück gebracht werden mußte, murrte das Volk: Quousque genus detestabile Monachorum non arbo pellitur? non lapidibus obruitur? non praecipitatur in fluctus? Matronam miserabilem sedaxerunt etc. Die übrigen Briefe an Paula XXX. XXXIII. verbreiten sich über das hebräische Alphabet und die Schriften des Origenes. 67) Vgl. über ihn Gennadius de scriptoribus eccl. c. 32. 68) Adv. Helvidium de perpetua virginitate beatae Mariae Opp. T. II. p. 206. (Geschrieben 383 vor dem Briefe ad Eustochium (Ep. XXII), worin dieses Tractat schon Erwähnung geschieht. 69) Ep. XL ad Marcellam, de Onaso. 70) Ep. XLV ad Asellam enthält die zusammen hangendsten Nachrichten über seine römischen Verhältnisse und zugleich eine Widerlegung der Verleumdungen, welche er sich dadurch zugezogen hatte.

71) c. Rufinum L. III, 21. Opp. T. II. p. 551. 72) Das ganze Haddaricon der wallfahrenden Gesellschaft wird von Hieronymus umständlich beschrieben in einem Briefe an die Eustochium. Ep. CVIII, 7—15. Vall. vom J. 404.



Juden, genaue Kenntnisse von der Topographie und der natürlichen Beschaffenheit des Landes, der Sitte, Lebensart und Beschäftigung der Bewohner zu verschaffen, welche ihm später bei seiner Auslegung der h. Schrift trefflich zu Statten kamen<sup>73)</sup>. Nach Alexandria zog ihn vornehmlich die Liebe zu den biblischen Studien<sup>74)</sup>, und er scheute sich nicht mit seinen grauen Haaren dort die Schule des großen Katecheten und Origenisten Didymus zu besuchen<sup>75)</sup>, wenn er gleich dessen Unterricht nur kurze Zeit<sup>76)</sup> benutzen konnte. Damals schreckte ihn noch nicht des Lehrers Origenismus zurück, wie später; er selbst rühmt sich, ihn veranlaßt zu haben, nach Origenes' Muster Commentarien zum Hosea zu schreiben<sup>77)</sup>, und auch bei den origenistischen Mönchen Nitriens fand er damals noch nicht, wie später, „hinter den Thoren der Heiligen die Schlinge versteckt“<sup>78)</sup>.

Nach der Niederlassung zu Bethleem wurde anfänglich das beschauliche Leben, zu welchem man auch die in Rom gebliebene Freundin Marcella vergebens hinüber zu locken suchte<sup>79)</sup>, nur durch die Sorgen für klösterliche Behausungen, zu deren Errichtung Paula, welche auch Herbergen für die zahlreichen Pilger stiftete, die Unkosten hergab, unterbrochen. So entstanden im J. 389 zwei gemeinschaftliche Wohnungen, ein Jungfrauenstift, welchem Paula und nach deren Tode (404) Eustochium vorstand, und eine Mönchswohnung, welcher Hieronymus vorgesetzt war<sup>80)</sup>. Dann aber wurden wissenschaftliche Beschäftigungen wiederum eifrig betrieben. Die hebräische Sprache, deren Anfangsgründe in der chalcidischen Wüste unzuchtige Gedanken vertrieben hatten, wurde mit Hilfe eines Juden Baranina<sup>81)</sup>, welcher aus Furcht vor den Glaubensgenossen nur zur Nachtzeit heran geschlichen kam, um den Unterricht zu erteilen<sup>82)</sup>, gründlicher erlernt und die heilige Schrift des

alten Bundes mit demselben in der Ursprache gelesen. Vor den unermüdeten Schülerinnen Paula und Eustochium, vor den h. Jungfrauen und Mönchen und den immer zahlreich zuströmenden Wallfahrern wurden die Schriften ausgelegt<sup>83)</sup>. Selbst die Benutzung der klassischen Literatur wurde, trotz der im Traumgesichte empfangenen Züchtigung, wieder hervor gezogen und der wißbegierigen Jugend Unterricht in der Grammatik erteilt<sup>84)</sup>.

Zur Erneuerung des Briefwechsels und der schriftstellerischen Thätigkeit gaben vornehmlich die entfernten Freundinnen Anlaß, indem sie über die Dunkelheiten und Bedenken, welche ihnen beim Lesen der Schrift aufgestoßen waren, Aufschlüsse, oder auch über ganze biblische Bücher Auslegungen begehrten. Die nächsten Ansprüche hatte wegen früherer Vertraulichkeit, größerer Emsigkeit und weiterer Fortschritte in den biblischen Studien die Römerin Marcella. Nachdem er zuerst das Paulinische Brieflein an Philemon für Paula und Eustochium ausgelegt hatte<sup>85)</sup>, sandte er an diese Freundin, um sie über den Tod ihrer Mutter Albina aus den heiligen Schriften zu trösten, einen Commentar zu dem Briefe an die Galater<sup>86)</sup>. Dieses erste Geschenk weckte bei den Freundinnen die Sehnsucht nach mehreren, und so folgten, auf die Bitten derselben, in kurzer Zeit die Commentarien zu dem Briefe an die Epheser<sup>87)</sup> und dem an den Titus<sup>88)</sup>. Die Arbeit war so flüchtig, daß oft an einem Tage tausend Zeilen niedergeschrieben wurden. Der Stil ist daher in diesen Commentarien vernachlässigt<sup>89)</sup>, und statt eines selbstständigen Urtheils findet man die Erklärungen der älteren Interpreten, zumeist des später von dem Commentator so hart angefeindeten Origenes, benutzt<sup>90)</sup>.

83) Ep. CVIII, 27. p. 720. A — C. Paula sowohl als Eustochium hatten das Hebräische zu Bethleem erlernt und sangen die Psalmen in ihrer ursprünglichen Sprache. 84) *Ruffini Invect.* L. II. B. l. c. p. 696. E. in monasterio positus in Bethleem — partes Grammaticas exsecutus est, et Maronem suum, Comicorum ac Lyricos et Historicos Auctores traditis sibi ad discendum Dei timorem puerulis exponebat. 85) *Commentarii in Ep. ad Philemonem* Opp. T. VII. p. 742 ss. 86) *Comment. in Ep. ad Galatas* l. c. p. 367. Ueber die Veranlassung siehe die Praefatio. 87) *Commentarium in Ep. ad Ephesios* L. III. OPP. T. VII. p. 538 ss. 88) *Comment. in Ep. ad Titum* l. c. p. 685 ss. 89) Praef. in L. II. *Comment. in Ep. ad Eph.* p. 585. 586 — sciat me non cogitatum diu limatumque proferre sermonem, sed ad revelanda mysteria Scripturarum uti verbis paene de trivio, et interdum per singulos dies usque ad numerum mille versuum pervenire. *Praef. ad L. III. Comment. ad Gal.* l. c. p. 485. 86 — omnem sermonis elegantiam, et Latini sermonis venustatem stridor Hebraicae lectionis sordidavit. — Accedit ad hoc, quia propter oculorum et totius corpusculi infirmitatem, manu mea ipse non scribo, nec labore et diligentia compensare queo eloquii tarditatem — verum accito notario, aut statim dicto quodcumque in buccam venerit: aut si paulo voluerim cogitare, melius aliquid prolaturus, tunc me tacitus ille reprehendit, manum contrahit, frontem rugat, et se frustra adesse toto gestu corporis contestatur. 90) Er selbst nennt (*Praef. in L. I. Comment. ad Ephes.* p. 543. 44.) Origenes, Apollinaris und Didymus als seine Führer. Vgl. s. *Ruff.* L. I. 16. Opp. T. II, 471. *Praef. Libri I. Comment. ad Jeremiam* Opp. T. IV. p. 834 ss. Namentlich gegen die Commentarien zum Briefe an die Epheser wurden von Ruffinus und Pelagius später solche und ähnliche Ausstellungen gerichtet.

73) *Praef. ad Paralip. juxta LXX.* Opp. T. X. p. 431. Quomodo Graecorum historiam magis intelligunt, qui Athenas viderint, et tertium Virgillii librum, qui a Troade ad Leontem, et Acrocoronia ad Siciliam, et inde ad ostia. Tiberis navigaverint: ita assectam Scripturam lucidius intuebitur, qui Judaeam oculis contemplatus est, et antiquarum orbium memorias, locorumque vel eadem vocabula vel mutata cognoverit. Unde et nobis curae fuit cum eruditissimis Hebraeis hunc laborem subire, et circumire provinciam, quam universae Christi Ecclesiae sonant. 74) *Praef. comment. in Ep. ad Ephes.* Opp. T. VII. p. 539. 75) *Ep. LXXXIV*, 4. vgl. L. I. 76) Nach *Ruffini Invect.* II, 12. Opp. *Hieron.* T. II. p. 439. nur einen Monat. 77) *Praef. Comment. in Hos.* Opp. T. VI. p. XXIII. 78) c. *Ruffinum* L. III, 22. Opp. T. II. p. 551. Iustravi monasteria Nitriae, et inter Sanctorum choros aspides latere perspexi. 79) *Ep. XLVI Paulae et Eustochii ad Marcellam.* Der Brief scheint im Namen des ganzen Alceblatts verfaßt zu sein, doch Hieronymus darin die Feder geführt zu haben. 80) *Ep. CVIII*, 14. 19. *Palladii Hist. Laus.* p. 115. ed. Mearnil. 81) c. *Ruff.* I, 13. Opp. T. II. p. 469. A. Vgl. *Ruffini Invect.* L. II, 12. l. c. p. 640. C. 641. A. Ruffinus nennt diesen Juden nach einer Wortverdrehung Barrabas. Aus des Hieronymus Antwort aber sieht man, daß er Baranina hieß. Wahrscheinlich derselbe, welchen er Praef. in Job juxta Hebr. Opp. T. IX. p. 1099. Lyddaicum quendam praecceptorem, qui apud Hebraeos primus haberi putabatur, nennt. 82) *Ep. LXXXIV*, 4. p. 524. A. Quo labore, quo pretio Baraninam nocturnum habui doctorem; timebat enim Judaeos, et mihi alterum exhibebat Nicodemum.



Von diesen Versuchen in der Exegese des N. T. wandte er sich bald wiederum zu seiner Lieblingsbeschäftigung mit dem A. T., für dessen genaueres Verständniß ihn inzwischen die Anschauung des Schauplatzes und die gründlichere Kenntniß der Sprache geschickter gemacht hatten. Ecclesiastes, der Mönche Lieblingsbuch, fesselte zuerst den Ausleger<sup>91)</sup>; dann erschienen die Schriften über die hebräischen Eigennamen<sup>92)</sup>, über Namen und Lage der biblischen Ortschaften<sup>93)</sup>, über die Genesis Lösungen einzelner schwierigen Fragen<sup>94)</sup>, wahrscheinlich sammtlich im J. 390.

91) *Comment. ad Ecclesiasten* Opp. T. III. p. 383. Nach der Vorrede an Paula und Eustochium (p. 381) fünf Jahre nach dem Aufenthalte zu Rom, wo er schon der seligen Blässa, um sie in der Weltentfugung zu stärken, das Buch erklärt hatte, während des Lebens zu Bethlehem geschrieben. über die Beschaffenheit der Auslegung wird dort gesagt: nullius auctoritatem sequutus sum; sed de Hebraeo transferens, magis me Septuaginta Interpretum consuetudini coaptavi in his duntaxat, quas non multum ab Hebraicis discrepabant. Interdum Aquilas quoque et Theodotionis recordatus sum. 92) *De nominibus Hebraeorum* Opp. T. III. p. 1 — 120; nicht bloß die Eigennamen des A., sondern auch die des N. T. in alphabetischer Ordnung umfassend. Nach der Vorrede, an zwei Klosterbrüder Lupuluanus und Valerianus gerichtet, hatte schon Philo ein ähnliches Werk zum A. T., Origenes zum N. T. ausgearbeitet; und Hieronymus hatte zu gleicher Zeit die *Quaestiones in Genesis* und die *Topographie Palästina's* (*librum locorum*) in der Arbeit, in welchen beiden Tractaten Manches, was in diesem ausgelassen oder kurz berührt war, ergänzt werden sollte. Das Werk selbst ist reich an Fehlern, Widersprüchen, falschen und gesuchten Etymologien. So werden z. B. griechische Namen, wie Archelaus, Andreas u. a., lateinische, wie Codrans (*Quadrans*) aus dem Hebräischen abgeleitet. 93) *De situ et nominibus locorum Hebraeorum*. Lateinische Bearbeitung einer griechischen Schrift des Eusebius Cäs. unter dem Titel *περὶ τῶν τοπωνυμῶν ὁροπέτρων τῶν ἐν τῇ ἑβραϊστῆν γῆ*, in zwei Büchern, deren erstes eine Chorographie des Landes Juda, die Gränzbestimmungen der Stammtheile, die Beschreibung Jerusalems und des Tempels, das zweite, noch vorhandene, eine Topographie der biblischen Städte, Ortschaften, Berge und Flüsse enthält. Das ganze Werk hatte schon vor Hieronymus Jemand in linguam Latinam von Latino übertragen. H. bearbeitete nur das zweite Buch, zwar der Ordnung des Eusebius folgend, aber auslassend, was ihm minder wichtig zu seyn schien, Manches verändernd, Anderes aus eigener Anschauung und Ortskenntniß hinzu fügend. Mit dem griechischen Originaltext nach einem Pariser Cod. zusammen gestellt, geographischen Anmerkungen und einer Karte Palästina's versehen, aber mit willkürlicher Änderung der Folge der Artikel von Jac. Bonfrerius. Paris 1631. 1659 fol., welchem *Martianoy* Opp. Hieronymi T. II. mit geringen Veränderungen folgte. Am reichsten ausgestattet von J. Clericus, welcher Bonfrere's Apparat noch mit *Brocard's descriptio terrae sanctae* vermehrte. Amstel. 1707. gr. fol.; darnach abgedruckt bei *Ugolini Thesaurus Antiquit. ss. T. V. Venetiis 1746. fol.* Ballarst hat in seiner Ausgabe (Opp. T. III. p. 121) besonders den griechischen Text des Eusebius nach einem bessern Cod. Vaticanus berichtigt. 94) *Quaestiones in Genesis* Opp. T. VII. p. 302. Es sind einzelne kritische Anmerkungen zu schwierigen Stellen, in denen die alte lateinische Übersetzung nach dem griechischen und hebräischen Urtexte verglichen und emendirt wird. Die Arbeit war schon vor ihrer Erscheinung (*Praef. ad L. de nominibus Hebr.*) als ein opus novum, et tam Graecis quam Latinis usque ad id locorum (*temporum?*) inauditum angekündigt worden und behält für den biblischen Kritiker bleibenden Werth, obwohl falsche Auffassungen des Sinnes der griechischen, nur zu hart beurtheilten, Interpreten, gezwungene Namensdeutungen und Etymologien, allegorische Spielereien und Leichtgläubigkeit gegen rabbinische Legenden darin nicht unbeachtet bleiben dürfen. In der Vorrede verspricht er ähnliche *Quaestiones* zu den übrigen Büchern A. T.'s., welche aber nicht erschienen, und vertheilt

An diese Arbeit schlossen sich wieder Übersetzungen einzelner Werke der griechischen Kirchenlehrer ins Lateinische an. Die Schrift des Didymus über den heiligen Geist, deren Übersetzung er schon zu Rom begonnen hatte, wurde nun erst in der lateinischen Bearbeitung vollendet<sup>95)</sup>; dann folgte eine Übersetzung von 39 Homilien des Origenes zum Evangelium des Lukas<sup>96)</sup>, mit einer Vorrede an Paula und Eustochium versehen, worin Ausfälle gegen Ambrosius, B. von Mailand, vorkommen, welche ihm später harte Vorwürfe von Rufinus zuzogen<sup>97)</sup>. Zu einem Theile der Psalmen (Ps. X — XVI.) verfaßte er darauf sieben Traktatus<sup>98a)</sup>, wahrscheinlich nur Bearbeitung einer Erklärungsschrift des Origenes, welche sich mit den übrigen exegetischen Arbeiten des Hieronymus zum Psalter verloren hat. Erholung nach diesen gelehrten Studien gewährte die Darstellung des Lebens ausgezeichneter Asketen und Mönche; namentlich wurden dem heil. Hilarion<sup>98b)</sup> und Malchus<sup>99)</sup> kleine biographische Denkmale, in denen sich die höchste Bewunderung mönchischer Tugenden ausdrückt, errichtet. Diese Beschäftigungen führten auf den Plan, die allgemeine Geschichte der christlichen Kirche zu bearbeiten<sup>100)</sup>, wofür durch die Herausgabe der eusebiani-

bigt er sich gegen die Mißgunst, welche ihn besonders wegen seiner Geringschätzung der LXX verfolgte. Sein Verfahren rechtfertigt er durch das Beispiel des Origenes (*Adamantius, cuius nomen meo nomine invidiosius est*), welcher in seinen Homilien vor dem Volke die griechische Kirchenversion zwar beibehalten habe, in den Tomis aber, den Auslegungsschriften für Gebildete, zu dem Urtexte zurückgegangen sei. Er wünscht sich seine Kenntniß der h. Schrift, selbst wenn er dafür die Schmach seines Namens zugleich tragen müßte. 95) Vgl. R. 61. 96) Opp. T. VII. p. 245. 97) Die Worte: a sinistro oscinem corvum audio crocitantem, et mirum in modum de canctarum avium ridere coloribus, quum totus ipse tenebrosus sit — sollten nach *Rufinus Invect. L. II, 23. p. 649.* sich auf Ambrosius beziehen, welcher von H. um dieselbe Zeit, in der Vorrede zu Didymus de Sp. S., als informis cornicula alienis coloribus adornata war bezeichnet und dann beschuldigt worden, daß ein glatter, weichlicher Stil sein einziges Verdienst sei, während er seine Gedanken aus den griechischen Theologen, namentlich dem Didymus, entlehnen müsse. Die Vergleichung dieser Stelle, bei welcher nur des Ambrosius compilatorischer Tractat de Sp. S. kann gemeint gewesen seyn, zeigt überzeugend, daß der Vorwurf des Rufinus, wenn er als solcher gelten kann, guten Grund hatte. Übrigens mögen auch die Anfangsworte der Vorrede, in welchen ein lateinischer Commentar zum Lukas erwähnt wird, welcher in verbis laderet, in sententiis dormitaret, den des Ambrosius meinen, dessen Charakter wenigstens in diesen Worten ganz treffend bezeichnet worden. Daß Origenis Homiliae in Lucam bald nach den *Quaestiones in Genesis* folgten, sagt diese Vorrede ausdrücklich. 98a) In Psalmos a decimo usque ad decimum sextum tractatus septem werden de vir. illustr. c. 135. in dieser Ordnung genannt. Daß sich dieselben in dem *Brovarium* in Psalmos, welches fälschlich des Hieronymus Namen trägt, erhalten hätten, ist eine ganz ungegründete Vermuthung. 98b) *Vita S. Hilarionis* Opp. T. II. p. 13 a. 99) *Vita S. Malchi* l. c. p. 41 a. Die Ordnung, in welche Ballarst beide vitas gestellt hat, läßt sich aber schwerlich vertheidigen, da die Vorrede zu der letztern sowohl, als die von Hieronymus selbst (*Catal. c. 135*) angegebene Folge seiner Schriften die umgekehrte Ordnung fordern. 100) *V. Malchi* in prol. p. 641 B. Scribere. — disposui — ab adventu Salvatoris usque ad nostram aetatem, id est, ab Apostolis usque ad nostri temporis faciem, quomodo et per quos Christi Ecclesia nata sit et adulta, persecutionibus creverit, et martyriis coronata sit, et postquam ad Christianos principes venerit, potentia quidem et divitiis major, sed virtutibus minor facta sit.



sehen Chronik schon war gesammelt worden. Doch unterblieb das Unternehmen, indem das Bedürfnis der Kirche biblische Auslegung dringender zu fordern schien.

Die schon früher zu Rom begonnene Verbesserung der lateinischen Versionen des A. T. nach den LXX., aus welchen sie gestossen waren, fortzusetzen lag ihm nämlich jetzt um so näher, da er inzwischen zu Casarea das heraplarische Werk des Origenes, durch welches die griechische Kirchenversion mit Beihilfe der übrigen griechischen Übersetzungen dem Grundtexte näher angepasst worden, kennen gelernt und sich eine Abschrift desselben verschafft hatte<sup>101</sup>). Er begann damit seinen römischen Psalter nach dem heraplarischen Texte umzuarbeiten<sup>102</sup>). In dieser Form fand derselbe in der gallicanischen Liturgie Eingang und erhielt den Namen Psalterium Gallicanum<sup>103</sup>). Rasch folgte dann eine gleiche Emendation der übrigen kanonischen Bücher<sup>104</sup>), von welcher sich außer dem vollständigen Hiob<sup>105</sup>) nur die Vorreden zu den einzelnen Büchern erhalten haben, welche wirklich ans Licht traten<sup>106</sup>). Der größte Theil der Handschrift war, noch ehe sie ausgegeben wurde, treulos entwendet worden<sup>107</sup>).

Unmittelbar nach dieser Emendation der lateinischen Kirchenversionen muß er die Ausführung einer ganz neuen lateinischen Übersetzung und Erklärung des A. T. aus dem Hebräischen begonnen haben, denn in dem Verzeichniß der kirchlichen Schriftsteller, welches 392 verfaßt wurde, gedenkt er dieser Arbeit schon im Allgemeinen<sup>108</sup>), und aus einem im J. 393 geschriebenen

Briefe ersieht man bestimmter, daß damals bereits die Bücher Samuels, der Könige, Hiob und die sämtlichen Propheten vollendet waren<sup>109</sup>). Die Zeitordnung, nach welcher sich die einzelnen Bücher in dieser neuen Übersetzung folgten, läßt sich nach den Andeutungen in den Vorreden mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bestimmen<sup>110</sup>). Aber auch der Psalter war schon 392 von ihm aus dem Hebräischen, und dann von seinem Freunde und Klosterbruder Sophronius nebst den Propheten aus der neuen lateinischen Übersetzung ins Griechische übertragen worden<sup>111</sup>). Auch die Übersetzung der drei salomonischen Schriften, welche nach einer Krankheit, auf dringendes Anliegen der Bischöfe Chromatinus und Heliodorus, in sehr kurzer Zeit verfaßt und ihnen gewidmet wurde<sup>112</sup>), scheint schnell darauf, mindestens 393 gefolgt zu seyn, da die Vorrede

auch nicht das ganze A. T. hatte er nach dem griechischen Original in der lat. Übers. verbessert, sondern nur einen Theil desselben. 109) Ep. XLIX, 4 (LII) ad Pammachium: Libros sedecim Prophetarum, quos in Latinum de Hebraeo sermone verti, si legeris, et delectari te hoc opere comperero, provocabis nos etiam caetera clausa armario non tenero. Transtuli nuper Job in linguam nostram, cujus exemplar a sancta Marcella consobrina tua poteris mutuari. Lego eundem Graecam et Latinum; et veterem Editionem nostrae Translationis compara: et liquidam pervidebis quantum distet inter veritatem et mendacium. Misera quaedam τῶν ὑπομνημάτων (einige von den Commentarien s. Anm. 113) in Prophetas duodecim sancto patri Domnioni, Samuelem quoque et Malachim, id est, quattuor Regum libros. Quae si legere volueris, probabis quantae difficultatis sit divinam Scripturam et maxime Prophetas intelligere. 110) Der so genannte Prologus gallicus in Samuel. et Malachim ad Paulam et Eustochium Opp. T. IX. p. 453 ss. gibt nämlich zuerst eine Art von allgemeiner Einleitung in die hebräische Schrift und Literatur des A. T. und dann wird erklärt: Hic Prologus Scripturarum quasi galicatum principium omnibus libris, quos de Hebraeo vertimus in Latinum, convenire potest. — — — — — Lego ergo primam Samuel. et Malachim meam, inquam, meam. Quidquid enim crebrius vertendo et emendando sollicitius et didicimus et tenemus, nostrum est. In der Praef. in l. Job. l. c. p. 1097 s. heißt es dann schon in Beziehung auf diese neue Übers. Cogor per singulos Scripturae divinae libros adversariorum respondere maledictis und die Einleitung ist eine ganz specielle. Die Vorreden zu den einzelnen Propheten geben keine nähern Andeutungen der Abfassungszeit und sind sämtlich an Paula und Eustochium gerichtet. 111) L. de vir. illustr. c. 134. Sophronius — de virginitate ad Eustochium et vitam Hilarionis monachi, opuscula mea, in Graecum eleganti sermone transtulit. Psalterium quoque et Prophetas, quos nos de Hebraeo in Latinum vertimus. An ihn ist die Vorrede zu der Übers. des Psalters aus dem Hebräischen Opp. T. IX. p. 1153 sq. gerichtet, welche er veranlaßt hatte. Quia, heißt es nämlich dort, nuper cum Hebraeo disputans, quaedam pro Domino Salvatore de Psalmis testimonia protulisti, volensque ille te illudere, per sermones fere singulos assererat, non ita haberet in Hebraeo, ut tu de Septuaginta Interpretibus opponeres, studiosissime postulasti, ut — novam editionem Latino sermone transferrem. (Vgl. Praef. in l. Isaias p. 685 (Dominus) scit me ob hoc in linguas peregrinae eruditione sudasse; me Judaei de falsitate Scripturarum Ecclesiae ejus diutius insultarent.) Sibirgens folgt die Vorrede, daß Sophronius schon versprochen hatte, den neuen lateinischen Psalter ins Griechische zu übersetzen. 112) In Praef. l. c. p. 1293. longa aegrotatione fractus (vgl. Praef. ad L. III. Comment. in Amos.) ne proitus hoc anno (393) reticerem, et apud vos mutus essem, tridui opus (was wohl schwerlich eigentlich zu verstehen ist) nomini vestro consecravi, interpretationem videlicet trium Salomonis voluminum.

101) Wenigstens quintam et sextam et septimam editionem befaß er im J. 392 ex Origenis bibliotheca Catal. c. 54, wo er übrigens (c. 135) seine lat. Übers. nach den heraplarischen LXX gar nicht mehr der Erwähnung werth achtet, weil er schon mit der Übersetzung des A. T. aus dem Grundtexte beschäftigt war, durch welche nach seiner Ansicht die ältere, unvollkommnere Arbeit gänzlich sollte verdrängt werden. 102) Er wurde, so wie diese neue Bearbeitung überhaupt, mit den kritischen Zeichen des Origenes (Asterisken und Obelen) versehen, die dann aber durch die Abschreiber, weil man lieber schöne und glatte, als kritisch genaue Handschriften kaufte, weg gelassen wurden. Vgl. die Praefat. ad Psalterium et Jobum juxta Graecos. 103) Beide Ausgaben neben einander in den Werken bei *Martianay* (T. I.) und *Pallarsi* (T. X.). 104) Vgl. Praef. in libb. Salomonis (Proverbia, Ecclesiastes, Canticum Canticorum) juxta LXX interpretes Opp. T. X. p. 435: in eo libro, qui a plerisque Sapientia Salomonis inscribitur, et in Ecclesiastico, quem esse Jesu filii Sirach, nullus ignorat, calamo temperavi: tantummodo Canonicae Scripturas vobis emendare desiderans, et studium meum certis magis quam dubiis commendare. 105) Opp. T. X. p. 47 ss. vgl. Ep. CIV, 3. *Augustini ad Hieronymum*. Bei Augustins Annotationes in Job. liegt diese Ausgabe zu Grunde. 106) Nämlich ad libros Samuelis tres und ad Paralipomenas; doch ist von der letzteren zweifelhaft, ob sie nicht vor der Übersetzung aus dem Hebräischen stehen sollte. Die Bücher selbst, auf welche sich diese Vorreden beziehen, sind verloren gegangen. 107) Ep. CXXXIV, 2. *ad Augustinum*. Grandem Latini sermonis in ista provincia notariorum patimur penuriam, et ideo praecipis tuis parere non possumus; maxime in editione Septuaginta, quae asteriscis veribusque distincta est. Pleraque enim prioris laboris fraude cujusdam amisimus. 108) L. de vir. illustr. c. 135 folgen, nachdem das Leben des Malchus und das des Hilarion erwähnt worden, unmittelbar die Worte: Novum Testamentum Graecae fidei reddidi: vetus juxta Hebraicum transtuli. Die Austrübe sind hier überhaupt unbestimmt; denn A. Gacoff. b. B. u. A. Zweite Sect. VIII.



zeigt, daß damals die begehrten Commentarien zu Hoseas, Amos, Zacharias und Malachias noch nicht geschrieben waren. Während er nämlich die neue Uebersetzung der Propheten ausarbeitete, erklärte er auch schon fünf der kleineren Propheten, Micha, Zephania, Nahum, Habakuk, Haggai, und als er sein Schriftenverzeichnis gab, hatte er auch schon an der Erklärung der Übrigen gearbeitet<sup>115)</sup>. Ohne Anfechtungen blieben auch diese verdienstlichen Arbeiten nicht, und die Reider spotteten bald darüber, daß der alte Presbyter die Mehrzahl seiner Schriften an Weiber richte, bald über die nachlässige Schreibart<sup>116)</sup>. Die letztere ist, wie Hieronymus selbst eingesteht, allerdings um Vieles schlechter, als in den Briefen und Traktaten; was aber durch die Natur des Gegenstandes leichter Entschuldigung erlangen kann, als die gesuchten Etymologien und die allegorischen Abschweifungen, durch welche diese, an Notizen für Kritik, Wort- und Sacherklärung sonst überaus reichhaltigen, Commentarien entstellt werden.

Eine Aufforderung des römischen Praefectus praetorio Dexter, die kirchlichen Schriftsteller auf ähnliche Weise zu behandeln, wie es bei den Griechen und Lateinern, bei den Letzteren von Varro, Nepos, Tranquillus (Suetonius), mit berühmten Vorfahren geschehen sei, bestimmte ihn zunächst ein solches literarisches Verzeichnis<sup>117)</sup> im 14ten Jahre des Theodosius M. (392 u. 93 n. Gh.)<sup>118)</sup> folgen zu lassen, an dessen Schluffe er von sich selbst und seinen bisherigen Schriften handelte. Es war dieß die erste Schrift ihrer Art, wenn gleich Eusebius in seiner Kirchengeschichte schon viele Literarnotizen über die kirchlichen Schriftsteller gesammelt hatte. Aus ihm wurde denn auch Vieles entlehnt, zum Theil wörtlich excerptirt<sup>119)</sup>, und nur hinsichtlich der lateinischen Kirchenväter und der griechischen nach Eusebius findet

man dessen Nachrichten wesentlich ergänzt und vermehrt. Mangel an Vollständigkeit konnte bei einem solchen ersten Versuche auf die Nachsicht wohl Anspruch machen, welche schon der Verfasser deshalb in Anspruch nahm. Manche der von Hieronymus ausgelassenen Väter findet man nachgetragen in der Ergänzung und Fortsetzung dieses Verzeichnisses, welche Gennadius, Presbyter von Massilien, ein Jahrhundert später folgen ließ<sup>120)</sup>. Ueber aber wurde schon von Augustinus<sup>121)</sup> vermerkt, daß auch häretische Schriftsteller hier einen Ehrenplatz und zwar, was noch bedenklicher schien, ohne Tadel und Widerlegung ihrer irrigen Meinungen gefunden hatten. Man hat eine griechische Uebersetzung dieses Traktates unter dem Namen des Sophronius, die aber wegen ihrer schlechteren Gracität und Andeutungen späterer Zeitumstände nicht von dem gleichnamigen Freunde des Verf. und Uebersetzer seiner Schriften herrühren kann, wenn sich gleich zeigen läßt, daß schon Photius (Saec. IX.) sie müsse gekannt haben. Die Urschrift des H. ist, wegen ihrer großen Wichtigkeit in der historischen Theologie öfters besonders bearbeitet worden, am besten von J. A. Fabricius<sup>122)</sup> und Dom. Ballarfi<sup>123)</sup>.

Zu Rom, wo seine Freunde und seine noch zahlreicheren Freundinnen für das Fasten und ehelose Leben zu eifern fortfuhren, hatte indeß die Opposition gegen mönchischen Aberglauben seit 388 ein neues Organ gefunden an Jovinianus, welcher, obwohl selbst einer contemplativen Lebensweise ergeben, und, um den Studien ungeörter obliegen zu können, unverheirathet, dennoch die Vorurtheile, daß das ehelose Leben schon an sich verdienstlich und dem ehelichen vorzuziehen sei, und daß Enthaltung von den Speisen der Gottheit angenehmer sei, als Genuß derselben unter Dankagung, nicht nur in kleinen Traktaten (commentarioli), sondern auch mündlich und durch sein ganzes Benehmen freimüthig bestritten. Seine Behauptungen „daß Allen, welche den Taufbund bewahrten, gleiche Vergeltung im Himmelreiche bevorstehe“ und „der Teufel diejenigen nicht zu stürzen vermöge, welche durch völligen Glauben die Wiedergeburt in der Taufe erlangt hätten,“ standen damit in genauem Zusammenhange, indem durch sie den Vorstellungen begegnet werden sollte, daß die regeneratio monastica zu Vorzügen im Himmelreiche führe, und allein gegen diabolische Anfechtungen eine unverletzliche Wafferrüstung gewähre<sup>124)</sup>. Über solche Behauptungen gerieth die römische Schule des Hieronymus in die leidenschaftlichste Bewegung, und alle Mittel wurden von

115) Die Commentare zu diesen fünf Propheten werden in dieser Ordnung als schon vollendet aufgeführt im J. 393 de vir. illustr. c. 138. Dann nennt er: multa alia de operis prophetali, quas nunc habeo in manibus, et usquum expleta sunt. In praef. Comment. in Jonam T. VI. p. 387 ist die Folge etwas verschieden. Triennium circiter fluxit postquam quinque Prophetas interpretatos sum, Michaeam, Naum, Abacuc, Sophoniam, Aggaeum. Vgl. Praef. in L. III. Comment. ad Amos I. c. p. 309. Praepostero ordine atque confuso duodecim Prophetarum opus et copimus, et Christo adiuvante complebimus. Non enim a primo usque ad novissimum juxta ordinem, quo leguntur, sed ut potuimus, et ut rogati sumus, ita eos disseruimus. Naum, Michaeam, Sophoniam et Aggaeum primo παλαιότερατος Paulae ejusque filiae Eustochio παρρησιάζομαι: secundo in Abacuc duos libros Chromatio Aquilejensi Episcopo delegavi etc. 116) Vgl. Comment. in Mich. c. I, 2.; in Hagg. sm. Praef. in Comment. in Sophon.

117) Einen bestimmten Namen scheint dasselbe anfänglich nicht getragen zu haben, wenigstens hatte es keinen solchen in dem Exemplar, welches Augustinus erhielt, dem man gesagt hatte, es heiße Epitaphium. H. belehrt ihn darauf, daß es richtiger de viris illustribus oder de scriptoribus ecclesiasticis genannt werde. Ep. CXII, 3 ad Augustinum. Den ersten Namen wählte H. gewöhnlich zur Bezeichnung, und ihn haben die meisten Handschriften festgehalten. 118) Es sollte a Christi passione usque ad decimam quartam Theodosii annum omnes, qui de Scripturis sanctis memoriae aliquid prodiderunt, umfassen. 119) Die Stellen des Eusebius, welche in wörtlicher Uebersetzung gegeben sind, gibt Ballarfi nach dem griechischen Original in parallel laufenden Columnen.

120) Gennadii Massiliensis de viris illustribus um 495, in den Ausgaben gewöhnlich mit dem Verzeichnisse des Hieronymus verbunden. Manche Schriftst., z. B. Rufinus, waren übrigens gewiß nicht ohne Absicht von H. übergangen worden. 121) Ep. LXVII, 9 Augustini ad Hierom. 122) Bibliotheca ecclesiastica Hamburgi 1718. fol. Sie enthält zugleich die verschiedenen Fortsetzungen dieses Verzeichnisses von Gennadius bis zum 17ten Jahrh. Unter den früheren Ausgaben besonders die von Ernst Salomo Gyprianus, Frankf. u. Epz. (1703. 1722.) 4. 123) Opp. Hieronymi T. II. p. 815. 124) Vgl. ad Jovinian. L. I, 8. p. 241. Es sind nur diejenigen Propositionen Jovinians berührt worden, welche Hieronymus aus seinen Schriften konnte und bestritt.



den mönchischen Pietisten, welche ihre vermeinte Heiligkeit durch diesen Freidenker gefährdet sahen, zu seinem Sturze aufgeboten. Pammachius, der angesehenste unter ihnen, setzte es bei dem römischen Bischöfe Siricius durch, daß Jovinianus aus der Gemeinschaft der römischen Kirche ausgeschlossen wurde, und Gleiches widerfuhr ihm zu Mailand, als er dorthin, wo Ambrosius, eine Hauptstütze der Mönchspartei, regirte, seine Zuflucht zu nehmen wagte. Indessen hatte seine Entfernung den Eindruck, welchen seine Schriften unter den, mönchischer Strenge überhaupt abgeneigten, Römern hervorbrachten, nicht unterdrücken können. Manche heilige Jungfrauen, welche sich schon dem klösterlichen Leben gewidmet hatten, verließen ihre Zellen, kehrten in die Gesellschaft zurück und traten in den ehelichen Stand. Dadurch wurde Pammachius bewogen, die Traktätchen des Jovinianus dem Meister Hieronymus mit der Bitte zu übermachen, durch eine kräftige Gegenschrift die in ihnen enthaltene giftige Lehre zu vernichten. Diese folgte (393) in zwei Büchern<sup>123)</sup>, worin von allen Fochterstreichen der Polemik der gewandteste Gebrauch gemacht, der Vorzug des jungfräulichen Lebens aber so stark hervorgehoben wurde, daß das eheliche nur wie ein nothwendiges Übel erschien. Diese Schrift, leidenschaftliche Befangenheit und Übertreibung verrathend, bot den Segnern zu viele Blößen dar, als daß sie nicht zu neuen Ausfällen und Spöttereien hätte Anlaß geben sollen. Auch den Freunden waren die Stellen anstößig, welche, indem sie die eheliche Verbindung herabwürdigten, nach Gnosticismus und Manichäismus zu schmecken schienen<sup>124)</sup>. Pammachius wünschte daher, daß Hieronymus entweder die früheren Äußerungen retractiren, mindestens beruhigendere Erklärungen ausstellen, oder die Exemplare der Streitschrift unterdrücken möge. Das Letztere hatte schon Pammachius selbst, aber vergeblich, zu bewirken versucht, da die Abschriften in großer Zahl verbreitet waren<sup>125)</sup>. Zu dem Ersteren konnte sich Hieronymus zwar nicht entschließen, doch lieferte er ein Rechtfertigungsschreiben, in welchem er gegen Mißverständnisse sich durch die Erklärung schützte, daß er das eheliche Leben zwar dem jungfräulichen unterordne, daß selbe aber keines Wegs mit den Häretikern für unfruchtbar an guten Werken und verwerflich halte<sup>126)</sup>.

An diese polemisch-apologetischen Schreiben schließt sich in nächster Zeitfolge (394) ein freundschaftlicher Briefwechsel. Er beginnt mit einem Schreiben an Nepotianus, Schwestersohn des Jugendfreundes, nun Bischofs Heliodorus, durch welchen er zum Presbyter war geweiht worden. Indem darin über die Pflichten und die Lebensweise eines Klerikers Anweisungen gegeben werden, erhält man zugleich merkwürdige Gemälde von dem Leben und Treiben der Kleriker jener Zeiten<sup>127)</sup>. Wie würdig aber Nepotianus solcher Belehrungen und wie empfänglich er für sie war, ergibt sich aus dem Denkmal, welches ihm Hieronymus nach seinem frühen Tode in einem Trostschreiben an Heliodorus (395) errichtete<sup>128)</sup>. Die Briefe an Paulinus, Mönch und Presbyter, später (409) Bischof zu Nola in Campanien<sup>129)</sup>, enthalten ähnliche Unterweisungen in Mönchstugenden, lösen ergetische Knoten, und beantworten kirchliche Streitfragen<sup>130)</sup>; Furia, eine angesehene römische Freundin wurde zur Beharrung im Witwenstande und zur Erwählung freiwilliger Armuth ermahnt<sup>131)</sup>; Amandus, Presbyter zu Burdigala (später Bischof), erhielt in einem Schreiben den gewünschten Aufschluß über drei dunkle Schriftstellen<sup>132)</sup>. Langsam rückte inzwischen die neue Übersetzung des A. T. fort. Das Buch Esra wurde bald nach den Propheten auf die Bitte der römischen Presbyter Domnion und Rogatianus gedolmetscht und ihnen zugeschrieben<sup>133)</sup>; dann erschien die Genesis, dem Desiderius<sup>134)</sup> gewidmet<sup>135)</sup>. Neue kirchliche Mißhelligkeiten, Unglücksfälle und Leiden von mancherlei Art unterbrachen für lange Zeit den Fortgang dieser Arbeit. Epiphanius hatte den jüngeren Bruder des Hieronymus zum Presbyter geweiht, weil es den Klöstern zu Bethlehem an solchen Presbytern fehlte, welche die Sacramente zu vollziehen geneigt waren. Er gerieth in Streit mit Johannes B. von Jerusalem, in dessen Sprengel er dadurch eingegriffen hatte,

daß er die Parabel vom Säemann weit günstiger für das eheliche Leben, als die griechischen Ausleger gedeutet habe; denn diese wollten das fruchtbringende Land gar nicht auf das eheliche Verhältniß bezogen wissen, aus welchem er die dreifaltige Frucht hervor gehen lasse. Auch in der Auslegung des Abschnittes 1 Kor. 7 zeige er sich gemäßiger als jene, unter welchen Hieronius dort u. A. die Anmerkung mache: ταύτα λέγουσιν ὁ Παῦλος ἀναγορεύων ἀναγκαστικῶς. — Die beiden Briefe XLVIII. L werden als Grundfesten der Dogmen de voto castitatis und de perpetua virginitate b. Mariae unter den Katholiken benützt. 127) Ep. LII ad Nepotianum de vita Clericorum et Monachorum. Scorsini ed. Erdm. Rud. Fischer. Coburg 1759. 8. 128) Ep. LX ad Heliodorum. Epitaphium Nepotiani. 129) Den Hymnenlichter und Epistolographen. Vgl. Gennadius de vir. Ilustr. C. 48. 130) Ep. LIII (394) de studio Scripturarum, besonders wichtig in der biblischen Kritik. LVIII (geschr. 395). LXXXV (v. J. 400 und bezüglich auf den Originismus). 131) Ep. LIV ad Furiam. De viduitate servanda. 132) Ep. LV ad Amandum. 133) Vgl. Praef. ad Domnionem et Rogatianum Opp. T. IX. p. 1521. Die Freunde hatten ihn drei Jahre hindurch mit Bitten deshalb besührt. Zur Zeit des Schreibens ad Pammachium (XLIX, 4. v. J. 393) war die Übersetzung Esra's noch nicht erschienen. 134) Wahrscheinlich derselbe, an welchen Ep. XLVII v. J. 393 gerichtet wurde. 135) Praef. ad Desiderium Opp. T. IX. p. 2 199. Sie muß früher geschrieben sein, als Ep. LVII ad Pammachium.

123) L. II. adversus Jovinianum. Opp. T. II. p. 231 sqq.  
124) Vgl. Ep. L ad Domnionem. 125) Ep. XLIX ad Pammachium. De opusculis meis contra Jovinianum, quod et prudenter et amanter soceria, exemplaria subtrahendo, optime novi. Sed nihil profuit ista diligentia, quam aliquanti ex urbe venientes, mihi eadem lectitarent, quas se Romae excepisse referebant. In hac quoque provincia jam libri fuerant divulgati: et ut ipse legisti: nescit vox missa reverti. Non sum tantae felicitatis, quantae plerique hujus temporis Tractatores, ut nugae meae quando voluerim emendare possim. Statim ut aliquid scripsero, aut amatores mei, aut invidi, averso quidem studio, sed pari certamine in vulgus nostra disseminant: et vel in laude, vel in vituperatione nihil sunt: non meritum stilli, sed suum stomachum sequentes. Itaque quod solum facere potui ἀπολογητικῶς ipsius operis tibi προσεγγίζοντα. Dieser Apologetica, welcher dem Schreiben beilag, wird bei Ballarzi als Ep. XLVIII aufgeführt. 126) Er stüzt sich besonders darauf,



und entschuldigte sich in einem, von Hieronymus ins Lateinische übersetzten, Schreiben<sup>136)</sup> damit, daß diese von Pilgern bewohnten Klöster der Diöcese nicht angehörten, indem er zugleich höchst anmaßliche Ermahnungen beifügte, die Ketereien des Origenes zu meiden. Da man die lateinische Übersetzung dieses Briefes, welche heimlich nach Rom war gebracht worden, als eine ungetreue verschrien hatte, so nahm Hieronymus davon Anlaß, gegen Pammachius nicht nur diese Übersetzung sondern auch die Grundsätze überhaupt, von welchen er sich als Übersetzer, auch in den heil. Schriften, leiten lasse, zu rechtfertigen<sup>137)</sup>. Eben diesen Freund erfreute er im J. 395 durch neue Proben seiner Auslegungskunst, indem er ihm bald nach einander die Commentarien zu den Propheten Jonah und Obadja (Abdias) zuwiegnete. Bei dem Ersteren erkannte er richtig, wie schwierig es sei, die typische Beziehung auf Christus durchzuführen<sup>138)</sup>, den Letzteren aber glaubte er jetzt um Vieles gründlicher zu verstehen, als in seiner Jugend, wo er die ersten Versuche in der Auslegung desselben gewagt hatte<sup>139)</sup>. Bald nachher wurde die Ruhe der bethlehemitischen Klöster gestört durch einen feindlichen Einfall der Hunnen, welche Antiochien belagerten, Tyrus und Jerusalem bedrohten. Die Mönche und die, mehr für ihre Keuschheit als für ihr Leben besorgten Jungfrauen, verließen, um den Barbaren zu entgehen, Bethlehem und suchten einen Hafen auf, um sich bei herannahender Gefahr sofort einschiffen und nach dem Abendlande flüchten zu können<sup>140)</sup>. Nur eine jedoch, die Römerin Fabiola, welcher Hieronymus mehrere Briefe geschrieben hat<sup>141)</sup>, schiffte nach Rom zurück, wo sie bald darauf, nachdem sie in ihrem Witwenstande sich dem klösterlichen Leben und ihr reiches Vermögen den Armen überlassen hatte, starb, und von Hieronymus durch ein Denkmal beehrt wurde<sup>142)</sup>. Zu solchen äußeren

Bedrängnissen durch die Barbaren traten innere Zwistigkeiten hinzu und Kränkungen von vermeinten Freunden. Vigilantius, welcher von Paulinus empfohlen, die Gastfreundschaft des Hieronymus zu Bethlehem genossen hatte<sup>143)</sup>, war von dort nach Rom gereiset und hatte daselbst die Anhänglichkeit des Hieronymus an den Irrlehrer Origenes gerügt. Er erhielt eine berbe Zurechtweisung, in welcher zwar die Verdienste des Origenes noch immer anerkannt wurden, aber zugleich auch eine ängstliche Ablehnung der vermeintlichen Irrlehren desselben schon das veränderte Urtheil über einen Lehrer verrieth, welcher früher als der erste nach den Aposteln gelten sollte<sup>144)</sup>. Mehrere andere Briefe aus dieser Zeit (396) athmeten gleichen Geist, ja in einem wurde der alexandrinische Theophilus schon zu schärferen Maßregeln gegen die Sekte der Origenisten aufgereizt<sup>145)</sup>. Im Laufe des J. 397, während die Bedrängnisse der Zeit die Fortsetzung der Studien hinderten, gereichte der Briefwechsel mit Freunden und Freundinnen zum Troste. Eine Deutung des 45sten (44sten) Psalms von mystischen Liebesverhältnissen erhielt die römische Jungfrau Principia<sup>146)</sup>. Pammachius, der Paula Schwiegersohn, welcher nach dem Tode seiner Gattin Paulina den Entschluß gefaßt hatte, die Habe den Armen zu überlassen und ein contemplatives Leben zu führen, wurde in einem die Tugenden der Verstorbenen preisenden Trostschreiben in seinem Vorsatze bestärkt<sup>147)</sup>. Andere Schreiben dienten zur Belehrung oder Erweckung entfernter Freunde<sup>148)</sup>, oder zur eigenen Rechtfertigung<sup>149)</sup>. Im J. 398, kaum nach Bethlehem zurück gekehrt, wurde er von einem heftigen Fieber überfallen, welches ihn fast ein Jahr hindurch ans Krankenlager fesselte, während er seinen Bruder, den Presbyter Paulinianus zu seiner von den Barbaren verheerten Vaterstadt gesandt hatte, um die Überreste des väterlichen Vermögens zu retten, da er sich selbst, damals noch gesund, nicht den Scharen der Rath Fragenden, welche nun nach Bethlehem strömten, entziehen und dadurch zu neuen Lasterungen der Verleumder Anlaß geben wollte<sup>150)</sup>. Aus den Briefen, welche er in dieser Krankheit schrieb<sup>151)</sup>, ergibt sich, daß er während derselben an der Übersetzung des Octateuch und an einer Erklärung des Matthäus arbeitete<sup>152)</sup>. Die letztere wurde noch während der

136) Ep. LI Epiphani ad Joannem Ep. Jerosolymorum.  
137) Ep. LVII ad Pammachium de optimo genere interpretandi.  
138) über die Abfassungszeit erklärt sich die Praef. ad Pammachium Opp. T. VI. p. 387. — Triconium circiter fluxit, postquam quinque Prophetas interpretatus sum, Michaeam, Naum, Abacuc, Sophoniam, Aggaeum; et alio opere detentus, non potui implere quod ceperam; scripsi enim Librum de illustribus Viris, et adversum Jovinianum duo volumina, et de optimo genere interpretandi ad Pammachium, et Ad Nepotianum vel De Nepotiano duos libros (i. e. Ep. LII. LX), et alia quae enumerare longum est. Igitur tanto post tempore, quasi quodam postliminio a Jona interpretandi sumens principium etc. Vgl. Praef. L. III Comment. in Amos I. c. p. 387. 139) Praef. ad Comment. in Abdiam. Vgl. N. 28. 140) Ep. LXXVII ad Oceanum §. 8. Consonus inter omnes rumor petere eos (Ilunorum examina) Jerosolymam, et ob nimiam auri cupiditatem ad hanc urbem percurrere. Muri neglecti pacis injuria, sarciantur. Antiochia obsidebatur. Tyrus se volens a terra abruptere, insulam quaerebat antiquam. Tunc et nos compulsi sumus parare naves, esse in litore, adventum hostium praecavere, et saevientibus ventis magis barbaros metuere, quam naufragium, non tam propriae salutis quam Virginum castimoniam providentes. Vgl. Ep. CXIV. 141) Ep. LXIV. De veste sacerdotali, eine Erklärung der hohenpriesterlichen Kleidung. LXXVIII. De XLII mansionibus Israelitarum in deserto (Num. 33.). Eine der abgeschmacktesten mystisch-symbolisirenden Auslegungen dieser Namenliste. 142) Ep. LXXVII ad Oceanum de morte Fabulae geschr. 399 bald nach dem Tode

der Fabiola. 143) Ep. LVIII. 11 ad Paulinum. Vgl. Ep. CIX. 2. 144) Ep. LVI ad Vigilantium geschr. 396. 145) Epp. LXII. LXIII. 146) Ep. LXV. Ad Principiam. Sive explanatio Psalmi XLIV. 147) Ep. LXVI. Ad Pammachium, geschr. nach erfolgter Rückkehr des P. nach Bethlehem. (Vergl. LXVI. 14.). 148) Ep. LXVIII. Ad Castrutium. LXIX. Ad Oceanum. 149) Ep. LXX. Ad Oceanum, oratorem urbis Romae. Eine Rechtfertigung seines Gebrauchs der heidnischen Literatur, wofür er sich auf den Vorgang früherer Kirchenlehrer beruft. 150) Ep. LXVI. 14. LXXIII. 10. LXXIV. 6. 151) Epp. LXXI—LXXIV. 152) Ep. LXXI. 4 ad Lucinium: Canonem Hebraicae veritatis, excepto Octateucho, quem nunc in manibus habeo, pueris tuis et notariis dedi describendum. LXXIII. 10. ad Evangelium: Ego post longam aegrotationem, viz in Quadragesimae diebus febri carere potui, et quam alteri me operi praepararem, paucos dies qui supererant in Matthaei expositione consumsi.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Länger dauerte der origenistische Streit, in welchem Hieronymus mit Theophilus, Patriarchen von Alexandria und Epiphanius B. von Salamis sich zum Sturze der Drigenisten verbündete, während zu Rom vorzüglich Pammachius und Marcella gegen den Drigenismus wirksam waren. Diese unerfreulichen Händel ziehen sich durch die Jahre 399 — 404 hindurch und über die einzelnen Auftritte in denselben belehrt ein kirchlicher Briefwechsel der genannten Personen<sup>165)</sup>. An den Streitigkeiten mit Chrysostomus nahm aber Hier. keinen weiteren Antheil, als daß er ein Libell des Theophilus gegen denselben, welches ihn wegen Begünstigung der Drigenisten, verlegerte, aus Gefälligkeit gegen seinen Freund ins Lateinische übersehte<sup>166)</sup>.

Mitten in diese Streitigkeiten fällt das erste, nicht sehr offene und freundschaftliche Zusammentreffen des H. mit Augustinus. Der Letztere hatte von einem aus Palästina kommenden Kleriker Aypius nähere Kunde von Hieronymus und dessen Bemühungen um die Auslegung der heil. Schrift erlangt. Dadurch wurde er schon im J. 394 bewogen ein Schreiben an denselben zu richten, worin er sein Bedenken über die neue Übers. des A. L. aus dem Hebräischen und über die Auslegung der Stelle Gal. 2, 11. aussprach<sup>167)</sup>. Dieser Brief, welcher einem reisenden Kleriker Profuturus zur Bestellung übermacht wurde, war nicht in die Hände des Hieronymus gelangt<sup>168)</sup>. Jedoch hatte dieser auf eine erhaltene schriftliche Begrüßung 3 Jahre später ein kurzes Schreiben an Augustinus gerichtet<sup>169)</sup>. Darauf folgte nun eine Antwort<sup>170)</sup>, in welcher die früheren Bedenken wegen der Stelle Gal. 2, 11. wiederholt geäußert und außerdem Anfragen wegen der Schrift *de viris illustribus* und der Irrlehren des Drigenes erhoben wurden. Auch dieß Schreiben hatte das Unglück nicht an die Behörde zu gelangen, während es in Rom verbreitet

wurde. Von dort wurde endlich eine Abschrift desselben durch die Freunde an H. befördert, welcher dieselbe während Paula's Krankheit (402) empfing. Er mußte, da ihm der intrigante Charakter des A. nicht unbekannt geblieben seyn konnte, um so mehr Verdacht schöpfen, daß es bei dieser geheimen Verbreitung eines vorgeblich an ihn gerichteten, mancherlei Tadel und vermeintliche bessere Belehrung enthaltenden, Schreibens nur darauf abgesehen sei, seinen Ruhm zu schmälern, oder den des Briefstellers auf Kosten seines eignen zu erhöhen. In diesem Geiste retribuirte er, nachdem er eine beschwichtigende Zuschrift von A. erhalten hatte<sup>171)</sup>, an denselben<sup>172)</sup>, daß er den auf solchen Wegen empfangenen tadelwürdigen Brief nicht für echt halten könne, bis die Echtheit durch den vorgeblichen Briefsteller bestätigt sei; im folgenden Jahre aber erließ er ein ganz freundliches Zettelchen an A., um einen Kleriker zu empfehlen<sup>173)</sup>. Darauf erfolgte dann erst eine Antwort des A., worin er sich über die früher in seinen Briefen geäußerten Bedenkllichkeiten in einem ehrerbietigen Tone erklärte, so als sei es ihm nur darum zu thun gewesen, Belehrung zu empfangen, nicht aber Tadel auszusprechen wider einen ihm an Jahren, Kenntnissen und Verdiensten so sehr überlegenen Mann. H. antwortete darauf etwas befriedigter, doch mit vornehmer Kälte und verhaltener Warnung, ihn, den Veteranen im Kampfe für die Kirche, nicht zu reizen. Zugleich rechtfertigte er die gegebene Erklärung von Gal. 2, 11. unter verächtlichen Seitenblicken auf den Gegner<sup>174)</sup>. Nun schrieb A. noch untergebener und demüthiger, und darauf erhielt er denn endlich eine Antwort, welche ihm völligen Aufschluß gab über die fraglichen Punkte, aber auf eine Weise, daß ihm seine Unerfahrenheit in solchen exegetischen Fragen recht fühlbar gemacht wurde. Der Brief schließt sich wieder mit der Bitte, ihn mit solchen Fragen zu verschonen<sup>175)</sup>. Dieß erste Zusammentreffen der beiden Kirchenlichter charakterisirt sogleich ihr ganzes späteres Verhältniß. Beide bedurften einander, da der Eine ersehen konnte, was dem Andern fehlte. H. ragte über alle seine Zeitgenossen hervor in der Kenntniß der biblischen Grundtexte, hatte aber kein philosophisches Talent. Dieß dagegen besaß A., der erste Dialektiker unter den Kirchenlehrern seiner Zeit, in hohem Grade; und wenn gleich H. ihm an beredter Sprache, an klassischer Bildung, an satirischem Witz und leidenschaftlicher Festigkeit bei Weitem überlegen war: so wußte doch A. durch die dialektischen Spinnweben, mit welchen er die, nach schlechten Übersetzungen benutzten, und bald durch Festhaltung des Buchstabens, bald durch spielende Allegorie auf seine Meinungen gezogenen, Schriftstellen umgab, durch sophistische Argumentationen, hämische Insinuationen, endlich durch den Schein der Demuth und Milde, welchen er sich auch bei den böshaftesten Verleumdungen erhielt, den Streit mit wirklichen und vers

T. II. p. 405 — 454, welche den Gang des Streites und die Streitpunkte am vollständigsten darlegt, war durch die Verbreitung einer Rechtfertigungsschrift des Johannes in Rom veranlaßt worden, und fällt ungefähr in dieselben Zeiten mit diesem Schreiben an Theophilus. Nach J. 41. p. 451. C. hatte er vor dreizehn Jahren (nämlich mit der Paula im J. 386) Antiochien verlassen, und nach J. 17. p. 424. A. hatte er vor zehn Jahren seine Commentarien zum Ecclesiastes und dem Briefe an die Epheser verfaßt. (Vgl. R. 87. 91.). Beide Data führen auf das Jahr 399 herab. 165) In der Briefsammlung des Hieronymus Ep. LXXXVI — C. Er enthält auch die Fastenschreiben des Theophilus von 401. 402, in welchen die Drigenisten als Ketzer bezeichnet werden. über den Gang des origenistischen Streites in Rom vgl. Ep. CXXVII, 9 — 11. 166) Vgl. CXIII. CXIV. Unter den spätern Briefen steht nur einer ad Avitam Ep. CXXIV v. J. 410, in welchem von den Irrlehren in der Schrift *αγορα* gehandelt wird, in entfernter Beziehung zu diesen Streitigkeiten. Seine lateinische Übersetzung aber hat sich verloren. 167) Ep. LVI. *Augustini ad Hieronymum*. 168) Ep. LXVII, 8. *Augustini ad H. v. J. 397: Scripseram jam hinc aliquando ad te Epistolam, quae non perlata est, quia nec is perrexit, cui perferendam tradideram.* 169) Ep. LXVII, 1. *Habeo gratiam, quod pro subscripta salutatione plenam mihi Epistolam reddidisti, sed brevioram multo, quam ex te vellem suscipere, tui viro, a quo, quantalibet tempora occupet, nullas sermo prolixus est.* 170) Ep. Cl. *Augustini ad H.*

171) Ep. CII. *Hieronymi ad Augustinum*. 172) Ep. CIII *ad Augustinum*. 173) Epp. CIV. CV. 174) Epp. CX — CXII. CXV. CXVI.



meinten Häretikern nicht minder gewandt und erfolgreich zu führen. Beide hatten, als sie an einander gerietben, schon Lorbern in diesem Kampfe davon getragen; Beide sahen voraus, daß neue Kämpfe ihnen bevorständen; Beide fühlten, daß sie in diesem Fall durch Vereinigung ihre Kräfte bedeutend vermehren würden; Beide argwöhnten aber auch wechselseitig, daß der Eine auf Unkosten des Andern seinen Ruhm zu vergrößern suchen werde, und sie bewachten sich daher, auch als Verbündete, gegenseitig mit eifersüchtigen Blicken, bis endlich das gemeinsame Parteiinteresse jede Rücksicht vergessen ließ. Die Lehrsätze, für welche A. tritt, lagen so gänzlich außer dem Interesse des H., daß er sie gar nicht einmal zu fassen wußte, ja in seinen bisherigen Schriften eine so durchaus abweichende Ansicht vertheidigt hatte, daß unkritische Abschreiber manche Denkmäler des Pelagius (dessen Glaubensbekenntniß, sein Schreiben an die Demetrias, seine Auslegung der paulinischen Briefe) unbedenklich auf ihn, den erbitterten Gegner des Pelagius, zurück führten. Aber H. hatte ihn beleidigt, hatte gewagt seine Meisterschaft in der Schriftauslegung anzutasten; dadurch war ihm die Person dieses Mönches verhaßt geworden, und um ihn und seinen Anhang stürzen zu können, mußte er Gemeinschaft mit A. in der Belämpfung einer Lehre machen, welche er in dem Munde eines Freundes nicht nur würde geduldet, sondern auch empfohlen haben. Denn ihm standen die Verdienste, welche sich der Christ durch freiwillige Entsayungen, Selbstpeinigungen und Erbtötungen erwirbt, zu hoch, als daß er einer Lehre, welche allen Werken das Verdienst abspricht, um es Christo zuzuwenden, von Herzen hätte Beifall schenken können. Dieß zeigte sich wieder sehr deutlich zu derselben Zeit, als die Verbindung mit A. geknüpft wurde. Denn als im J. 404 der Presbyter Vigilantius, mit welchem sich H. schon 395 gekannt hatte, einen Traktat ans Licht stellte, worin unter mancherlei anderem Aberglauben hinsichtlich der Objekte des Kultus (Heilige, Martyrer und deren Ueberbleibseln), auch das vermeinte Verdienst der freiwilligen Armuth und Ehelosigkeit angefochten wurde, gerieth H. in eine solche Wuth, daß er dergleichen Behauptungen für die ärgste Keherei, das schrecklichste Verbrechen, und deren Urheber für der Todesstrafe würdig erklärte<sup>175)</sup>.

175) In dem letzteren führen Äußerungen, wie: *Miror S. Episcopum, in cujus parochia esse Presbyter dicitur, acquiescere furori ejus: et non virga Apostolica, virgaque ferrea confringere vas inutile, et tradere in interitum carnis, ut spiritus salvus fiat (1 Cor. 5, 5)*, die sich jedoch auch in mildem Sinne von der Ausschließung aus der Gemeinschaft der Kirche deuten lassen. Als er dieß Schreiben an den Aliprius (Ep. CIX.) erließ, hatte er übrigens nur durch diesen einen Bericht über den Inhalt der Traktate des Vigilantius erhalten. Nachdem er die Traktate selbst gelesen, zwei Jahre später, folgte dann der Liber adv. Vigilantium Opp. T. II. p. 385 sq., welcher rasch (*anlas noctis lucubrations* §. 18.) angefertigt und dem schon reifefertigen Sifinnius zugleich mit dem im J. 406 verfaßten (vgl. die Vorrede) Commentar zum Propheten Zacharias an Cruperius mitgegeben wurde. Mit diesem Buche hatte dann die Polemik gegen B., welcher, wie der Inhalt desselben zeigt, schon in Rom aus der Kirchengemeinschaft verstoßen war, sein Ende er-

Nicht entschuldigen, wohl aber psychologisch erklären läßt sich die ungeheure Festigkeit, mit welcher der Veteran auf diesen Gegner einstürzte, aus dem tiefem Schmerz, welcher ihn über den kurz zuvor erfolgten Tod der treuen Lebensgefährtin Paula (+ 404) ergriffen hatte. Denn kaum hatte er ihr ein Denkmal errichtet, welches ihr die Verehrung einer Heiligen zu sichern schien<sup>176)</sup>, als durch einen solchen Angriff all das übermenschliche Verdienst, welches an der verstorbenen Freundin sollte bewundert werden, über den Haufen geworfen, ja sein eignes Verhältniß zu ihr manchen nachtheiligen Urtheilen ausgesetzt wurde.

Unter diesen Leiden und Kämpfen wandte er sich wieder zu den biblischen Studien, theils um die angefangenen wichtigen Arbeiten zu vollenden, theils um wissbegierigen Freunden ihre Fragen und Zweifel zu lösen. Das Letztere geschah in Sendschreiben, unter welchen ein im J. 403 an Sunnia und Freteta, zwei gothische Aleriker, verfaßtes zum Beweise dienen kann, wie weit sich damals bereits sein Ruf ausgebreitet hatte. Den beiden Rath Fragenden wird darin Belehrung ertheilt über die Entstehung der griechischen und lateinischen Bibelübersetzungen, worauf dann die Erklärung schwieriger Stellen des Psalters folgt<sup>177)</sup>.

Die Übersetzung des A. X. aus dem Hebräischen war nach mehrjähriger Unterbrechung, am d. J. 396 mit den beiden BB. der Chronik, an Chromatius B. von Aquileja gerichtet, fortgesetzt worden<sup>178)</sup>; dann folgten die 4 letzten Bücher des Pentateuch, welche um die Zeit, als Paula starb, (26. Januar 404) vollendet waren, und daran schlossen sich endlich die Bücher Josua, Judicum, Ruth und Esther<sup>179)</sup>.

Erst nach Vollendung dieser Übersetzung wurden die Commentarien zu den Propheten wieder aufgenommen. Die frommen Gaben und Geschenke, welche Cruperius B. von Toulouse durch Sifinnius an die bethlehemitischen Mönche übersandt hatte, gaben Anlaß, dem Letzte-

reicht. 176) Ep. CVIII ad Eustochium. *Epitaphium Paulae matris*. Besonders für die Lebensgeschichte des H. von Wichtigkeit. 177) Ep. CVI ad Sunniam et Fretetam (Friedel?). Gregorianische kritischen Inhabtes sind aus den späteren Jahren CXIX ad Minervium et Alexandrum, CXX ad Hodibium (beide v. J. 406); CXXI ad Algasium v. J. 407; CXXVII ad Dardanum v. J. 414, sämmtlich in Gallien lebende h. Jungfrauen, Mönche und Aleriker. 178) Aus der Praef. ad Chromatium Opp. T. IX. p. 1405 ergibt sich, daß sie bald nach dem Traktat de optimo genere interpretandi oder Ep. LVII ad Pammachium, geschrieben am Ende d. J. 395, abgesandt wurden. 179) Praef. in l. Josua ben Nan. Opp. T. IX. p. 366. Tandem solito Pentateucho, velut grandi senore liberati, ad Josum solum Nave manum mittimus — et ad Judicum libram — ad Ruth quoque et Esther. Später wird dann dormitio S. Paulae erwähnt. Wenn aber die Vorrede zum B. Esther L. c. p. 1463 sich an Paula und Eustochium richtet, so ist nach Ballarst an die jüngere Paula, die Tochter der Edta, Schwestertochter der Eustochium, zu denken, und der Name wurde dem der Eustochium nur durch die Gedanklosigkeit der Bibliothek vorgelegt. übrigens hatte er nach Ep. LXXI, 8. ad Lucinium schon im J. 396 den Pentateuch oder nach anderer Lesart den Septateuch unter Händen.



ren bei seiner Abreise als Gegengeschenk den erklärten Zacharias in drei Büchern, und an zwei Mönche zu Toulouse ein: Auslegung des Malachias mitzugeben. Dann wurden Hosea in drei, Joel in einem, Amos in 8 Büchern für Pammachius bearbeitet<sup>180</sup>).

Im Jahre darauf (407) sandte er seine Auslegung der schwierigeren Stellen des Daniel dem Pammachius und der Marcella nach Rom. Gegen die Kritik des Porphyrius, welcher schon entdeckt hatte, daß dieses Buch erst zu des Antiochus Epiphanes Zeiten erschienen sei, wird die Echtheit in der Vorrede verteidigt und in den Notizen zur historischen Erklärung Manches auch aus solchen Geschichtschreibern der Griechen und Römer beigebracht, welche sich nicht auf unsere Zeiten herab fortgepflanzt haben. In den Beziehungen einzelner Stellen des Propheten auf die Verhältnisse der Gegenwart fand sich aber manches Anzügliches und Beleidigende, was zu Rom neue und gefährlichere Feinde erzeugte<sup>181</sup>). Dann wurde in ununterbrochener Folge, der Eusebius zu Liebe, die Erklärung des Jesaja angefangen und nach manchen Unterbrechungen, besonders durch Krankheit, in achtzehn Büchern während der Jahre 408 — 410 zu Ende geführt<sup>182</sup>). Im J. 410 eroberten und plünderten die Gothen unter Alarich Rom; Pammachius und Marcella starben in Folge der Mißhandlungen durch die Barbaren; nach allen Provinzen strömten die Flüchtlinge aus Rom im traurigsten und hilflosesten Zustande. Hieronymus, tief erschüttert durch so gewaltige Schläge des Schicksals und durch den Verlust der nächsten Freunde, täglich von den Scharen der unglücklichen Flüchtlinge umlagert, konnte nicht die Sammlung des Geistes zur Fortsetzung seiner biblischen Arbeiten, so bald wieder gewinnen<sup>183</sup>).

180) Diese Notizen über die Entstehung jener Commentarien ergeben sich aus den, den einzelnen Büchern derselben voraus gehenden Vorreden. Die genaueste Zeitbestimmung hat Praef. ad L. III. Comment. in Amos. Opp. T. VI. p. 309 sq. praesenti anno, qui sexti Consulatui Arcadii Augusti, et Anstii Probi fastis nomen imposuit (d. i. 406 n. Ch.). Exuperio Tolosano Ecclesiae Pontifici Zachariam, et ejusdem urbis Minervio et Alexandro Monachis (dieselben, an welche Ep. CXXIX gerichtet war und an welche der Commentar zugleich mit diesem Briefe durch Eusebius geschickt wurde. Vgl. Praef. ad Malachiam) Malachiam Prophetam interpretatus sum. Statimque recurrens ad principium voluminis, Osee, et Joel, et Amos tibi negare non potui. librigens klagter, besonders im Amos, über zunehmende Beschwerden des Alters und beständige Krankheit. Die Commentare zu den zwölf Propheten stehen bei Vallarsi T. VI. 181) Zu Dan. 2, 40. Opp. T. V. p. 634. B. scripsit et u. a. Sicut enim in principio nihil Romano imperio fortius et durius fuit, ita in fine rerum nihil imbecillius; quando et in bellis civilibus et adversum diversas nationes aliarum gentium barbararum indigemus auxilio. Diese Ausserungen scheinen dem Stilicho hinterbracht zu sein, welcher darüber dem H. den Tod drohte; doch entging er der drohenden Gefahr durch Stilicho's schnelles und tragisches Ende (August 408). Vgl. Praef. in L. X et XI Comment. in Isaiam. Ep. CIX ad Ageruchiam (409), §. 18. 182) Vgl. die Vorreden zu L. I. IX. XIII. XIV. des Commentars Opp. T. IV. 183) Prologus in Ezech. Opp. T. V. Finitis in Isaiam de eem et octo Explanatum voluminibus, ad Ezechiel — transire cupiebam et extremam, ut dicitur, manuum operi imponere prophetali: et ecce subito mors mihi Pam-

Erst nach einer langen Pause entschloß er sich die Commentarien zum Ezechiel zu beginnen, welche aber im J. 411 noch nicht weiter als bis zum dritten Buche gediehen waren, da Verheerungen der Barbaren auch die friedlichen Klosterbewohner aus ihrer Ruhe aufgeschreckt hatten und geraume Zeit an Fortsetzung der Studien nicht zu denken war<sup>184</sup>). Auch die späteren Bücher konnten nur langsam folgen, da zunehmende Augenschwäche, welche das Lesen der kleinen hebräischen Schriftzüge bei Licht verbot, den Fortgang hemmte<sup>185</sup>), und vollendet wurden die vierzehn Bücher (Volumina) zu diesem Propheten, wahrscheinlich erst im J. 415. Man aber wünschte der mehr als 80jährige Greis nichts mehr, als auch noch den einzigen Propheten, welcher ihm übrig blieb, Jeremia, gleichfalls zu erläutern, wie er dieß schon beim Ezechiel versprochen hatte<sup>186</sup>). Ohne Säumnis und in Hoffnung der glücklichsten Vollendung begann er daher auch noch diese Arbeit, welche er dem B. von Cremona, Eusebius widmete<sup>187</sup>). Aber der pelagianische Streit, in welchen er um diese Zeit verwickelt wurde, die Gewaltthatigkeiten, welche er in demselben erdulden mußte, endlich die immer größere Hinfälligkeit des Alters ließen ihn nicht so rasch in der Ausarbeitung fortschreiten, als es sein anfänglicher Vorsatz gewesen war<sup>188</sup>). Sechs Bücher, in welchem die ersten

machi atque Marcellae, Romanae urbis obsidio, multorumque fratrum et sororum dormitio nuntiata est. Atque ita consternatus obstupui, et nihil aliud diebus ac noctibus nisi de salute omnium cogitarem: meque in captivitate Sanctorum putarem esse captivum, nec possem prius ora roserare, nisi aliquid certius discerem, dum inter spem et desperationem sollicitus pendeo, aliorumque malis me crucio. Vgl. Praef. L. III. Quis crederet ut totius orbis extracta victoria Roma corrueret? ut ipsa suis populis et mater fieret et sepulcrum: ut tota Orientis, Aegypti, Africae litora olim dominatrix urbis, servorum et ancillarum numero compleretur: ut quotidie sancta Bethleem nobiles quondam utriusque sexus, atque omnibus divitiis affluentes, susciperet mendicantes? Ep. CXXVI, 2. und über Marcella's Leben und letzte Schicksale bei Roms Eroberung Ep. CXXVII ad Principium. 184) Ep. CXXVI (scr. a. 411.) §. 2. Ezechielis volumen olim aggredi volui — sed in ipso dictandi exordio ita animus meus Occidentalium provinciarum, et maxime urbis Romae vastatione confusus est, ut juxta vulgare proverbium, proprium quoque ignorarem vocabulum: diuque tacui, sciens tempus esse lacrimarum. Hoc autem anno cum tres explicassem libros, subitus impetus barbarorum — sic Aegypti limitem, Palaestinae, Phoenicis, Syriae percurrit ad instar torrentis cuncta secum trahens; et vix manus eorum misericordia Christi potuerimus evadere. Quodsi juxta inclutum oratorem silent inter arma leges: quanto magis studio Scripturarum? quae et librorum multitudinis, et silentio, ac librorum sedulitate, quodque proprium est, securitate et otio dictantium indigent. 185) Praef. L. VII. Comment. in Ezech. Opp. T. V. p. 239. Accedit ad dictandi difficultatem, quod caligantibus oculis senectute, et aliquid sustinentibus beati Isaac, ad nocturnum lumen nequaquam valeamus Hebraeorum volumina relegere, quae etiam ad solis diuque fulgorem litterarum nobis parvitate caecantur. 186) Praef. L. XIV. Comment. in Ezech. transibo ad Jeremiam, qui unus nobis remanet Prophetarum. 187) Demselben, welchem er vor 18 Jahren die Erklärung des Matthäus zugesandt hatte. Vgl. Prol. in Jeremiam Opp. T. IV. p. 833. 188) In den Vorreden zu den einzelnen Büchern werden diese Hindernisse, besonders der Verdruß, welchen der pelagianische Streit für den alten Mann mit sich führte, vielfach angedeutet.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



• Keher erschien <sup>201</sup>). Lebensmüde, nachdem er auch noch die fromme Eustochium hatte scheiden sehen, wollte er jedoch keine neue Streitschrift mehr übernehmen, und bald nachdem er dieß dem Augustinus erklärt hatte, ging er selbst hinüber in das Land des Friedens, im Jahre 420 n. Chr. (30. September), dem 89ten seines vielbewegten, unruhollen Lebens. <sup>202</sup>). Sein Grab fand er zu Bethlehem, später aber zierten sich Rom und andere Städte mit den zerstreuten und wunderbar vervielfältigten Gebeinen des Heiligen <sup>203</sup>).

In seinem Charakter bilden Sinnlichkeit und Eitelkeit mit Aberglauben verbunden die hervorstechendsten Züge. Die Macht des sinnlichen Triebes hatte ihn früher in große Verirrungen gerathen lassen, welche er dann durch Zurückziehen von den Anlässen zur Versuchung, durch unausgesetzte Kasteiungen und den beharrlichsten Fleiß in den Studien glaubte zugleich büßen und für die Folge vermeiden zu müssen, obwohl mitten in dieser Zurückgezogenheit Anfangs eine lebhaft Phantasie die Scenen der Wollust erneuerte, später weibliche Gesellschaft sich einfand, für welche er ganz zu leben schien. Die heiligen Asketen selbst, welchen er die Überwindung des Triebes und den wieder gewonnenen Frieden des Lebens glaubte verdanken zu müssen, erlangten nun eine solche Wichtigkeit und einen solchen Werth in seinen Augen, daß er sie allgemein als den sichersten Weg zur Vollkommenheit und das Mönchsleben als ein Leben der Engel, als die Quelle des höchsten Friedens, als den ruhigen Hafen, welcher aus allen Stürmen der Welt rette, als einen Vorwurf der himmlischen Seligkeit hienieden anempfahl; wider die Gegner aller Arten von mönchischen Abstinenzen aber, welche ihm als Weltkinder und Epikuräer erschienen, in heftigsten Unwillen ausbrach. Bei einem Manne, welchen klassische Studien gebildet hatten, welcher einen großen Reichtum von Sprach- und Sachkenntnissen in sich vereinigte, welcher mit bewunderungswürdiger Ausdauer der wissenschaftlichen Forschung oblag, würde diese Erscheinung auffallen, wollte man nicht zugleich in Erwägung ziehn, daß das klösterliche Leben damals Geist tödtenden Beschränkungen noch nicht unterworfen war, daß der freie Gang der Contemplation, die wissenschaftliche Thätigkeit der Klosterbewohner damals noch nicht durch geregelte und in mechanischer Eintönigkeit wiederkehrende Andachtsübungen unterbrochen wurde, daß das Zusammenleben mit Gleichgesinnten, die Freiheit von allen weltlichen Sorgen und Geschäften, deren man sich in solchen Verbindungen erfreute, die Studien wesentlich förderte. Aber auch die Eitelkeit spielte bei seiner Vorliebe für das Mönchswesen eine große Rolle. Das neue Leben des früheren Sünders erregte die Aufmerksamkeit und

Bewunderung des großen Haufens, gewährte den Heiligenschein und größeren Ruhm, als durch bloß schriftstellerische Verdienste zu erlangen war. Diese Eitelkeit war, bei ihrer vorherrschenden Gewalt über sein Gemüth, auch sehr leicht zu reizen und äußerte sich, einmal gereizt, in leidenschaftlichster Erbitterung und tödtlichen Ausbrüchen des Hasses. Das mußten Johannes, Rufinus, Jovinianus, Vigilantius und zuletzt noch Pelagius erfahren, als sie nicht Alles billigen wollten, was H. gesagt und gethan hatte. Selbst ein Augustinus mußte sich sorgfältig hüten, auch nur den leisesten Tadel wider ihn fallen zu lassen, wenn es nicht sofort zum Bruche der immer nur lockeren Freundschaft kommen sollte. Auch seine zahlreichen, zum Theil sehr verdienstvollen Arbeiten sind durch die Schmeicheleien und Lobsprüche, die unaufhörlichen Bitten und Aufforderungen geneigter Schüler und geliebter Schülerinnen, welche ganz an seinem Munde hingen, weit mehr gefördert worden, als durch den eigenen Trieb und den Wunsch nützlich zu werden. Daß aber endlich, wenn diese Eitelkeit sich einmal verletzt fand, auch die erprobteste Freundschaft nicht geschont wurde, zumal wenn noch die Gefahr hinzu trat, die eigene Rechtgläubigkeit verdächtigt zu sehen, gibt jene gehässige, seinen Charakter im nachtheiligsten Lichte darstellende, Streitigkeit mit Rufinus und sein Verfahren im origenistischen Streite überhaupt zu erkennen. Die Inconsequenz, deren er sich in diesen Streitigkeiten schuldig machte, haftet seiner theologischen Denkart überhaupt an. Seine leidenschaftliche Erregbarkeit läßt ihn niemals zur ruhig fortschreitenden wissenschaftlichen Untersuchung kommen, ein solcher Strom von Wis, eine seltene Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, eine große Gewandtheit im Gebrauche der rhetorischen Wendungen und eine unverkennbare Gewalt über die Sprache müssen die Schwächen seiner Logik und Dialektik bedecken, welche jedoch in seinen pelagianischen Streitschriften, den einzigen, in welchen er subtilere dogmatische Fragen zu berühren wagt, offen zu Tage liegen <sup>204</sup>). Er ist der beredteste unter den lateinischen Vätern; seine Sprache bewegt sich in großer Fülle und Mannichfaltigkeit; sein Vortrag ist wichtig, bilderreich, lebendig, ergreifend, voll Energie und Nachdruck. Er hat die besten Schriftsteller Roms sich ganz zum Eigenthum gemacht, er kennt den ganzen Vorrath von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten des Volkes und benutzte sie aufs Schlagendste. Spitzige und beißende Ausdrücke stehen ihm jederzeit zu Gebote, er kann in dieser Beziehung plautinisch genannt werden. Aus den

201) Bei Photius *Bibl. cod.* 177. Er bezeichnet Hieronymus spöttisch mit dem Namen *Αγών*, und läßt ihn die Irrlehre vortragen *πρωτὸν καὶ οὐ γινώσκοντες τὸν ἀποστόλον*. 202) Ep. CXLIII ad Augustinum v. 1. 419. *Prosperi Chronicon*. in *Canisii Lectt.* ant. ed. *Ramago* Vol. 1. p. 300. 203) Vgl. Schröder *AG*. Th. XI. S. 214 ff.

204) Luther's Urtheil in den *Tischreden* (Walch *XXII*, 2070 f.): „Er redet von Christo Nichts, denn daß er nur den Namen im Munde geführt hat. — Wenn er doch auf die Werke des Glaubens dränge, so wäre es Etwas; aber er lehret Nichts, weder vom Glauben, noch von der Hoffnung, weder von der Liebe, noch von Werken des Glaubens“ — ist zwar nur vom Standpunkte des Augustinismus aus ganz treffend, aber im Allgemeinen ist es richtig, daß H. kein eigentlich theologisches Talent hatte, und weder als Dogmatiker noch auch als Moralist wissenschaftliche Bedenktung hat.



Geschichtschreibern, Dichtern, Rednern und Philosophen, aus allen Wissenschaften holt er die Belege für seine Sätze<sup>205</sup>). Aber diese weiß er nicht zu verbinden, sie stehen aphoristisch, sie lassen sich nicht aus einander ableiten und erklären. Am geistreichsten und beredtesten zeigt er sich in seinen Briefen, besonders in denen, welche der Empfehlung des contemplativen Lebens gewidmet sind, oder trauernden Freunden und Freundinnen Trost gewähren; am wichtigsten und leidenschaftlichsten in den Streitschriften. Seinen exegetisch-kritischen Arbeiten konnte er nach eigenem Geständnis nicht dieselbe Vollendung des Stiles geben, da sie flüchtig, in rascher Folge dictirt wurden und die Sachen zu sehr die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, als daß dieselbe sich zugleich auch dem Vortrage hätte zuwenden können. Seine Übersetzungen der biblischen Schriften sind durch ängstliche Treue steif, unrdmisch, oft unverständlich, obwohl er dessen ungeachtet sich wegen seiner freien Übersetzungsmanner entschuldigen mußte. Seine Kenntniß der hebräischen Sprache ist abhängig von jüdischen Traditionen und beruht nicht auf gründlichen grammatisch-philologischen Forschungen, deren Stelle spielende, oft ins Lächerliche fallende Etymologien ersetzen müssen. Das Chaldäische lernte er spät, lernte er nur, um Daniel und Esra aus dem Grundtexte übersetzen zu können, und von den übrigen Mundarten weiß er zwar, daß die arabische Einfluß auf den Sprachcharakter des Buches Hiob geübt hat, ohne jedoch selbst auf eine eigentliche Kenntniß derselben Ansprüche zu machen. Ähnliches gilt auch von seiner Kenntniß des Griechischen, welche in den Bearbeitungen der Bücher des N. T. keine philologische Bildung verräth, und in den Übersetzungen griechischer Kirchenschriftsteller, besonders in denen des Eusebius, ihn nicht vor Mißverständnissen und auffallenden Übersetzerfehlern sicher stellen konnte. Schätzbar sind besonders seine Commentarien zu den Propheten, seine exegetisch-kritischen Briefe, seine Vorreden zu den übersetzten biblischen Büchern. Sie enthalten reiche Beiträge für die kritische Geschichte der heil. Schriften, für die hebräische Sprache und Schrift, für die Realkenntnisse, welche

der Ausleger der Bibel bedarf. Seine Interpretation selbst beruht zwar auf der Grundlage grammatisch-kritischer Forschung, verliert sich dann aber, von dieser Grundlage aus, in das Gebiet der Allegorie und Mystik, durch welche er erst den eigentlichen Kern des heil. Wortes zu erschließen glaubt. Bei allen diesen Mängeln aber bleibt er, sieht man auf Methode, Kritik, Sprach- und Sachkenntniß, der Erste und Verdienstvolle unter den Schriftauslegern der älteren Kirche<sup>206</sup>).

Die Folge und Beschaffenheit, die Veranlassung, der Inhalt, die Herausgabe und Bearbeitung seiner einzelnen Schriften wurden in der Darstellung seines Lebens bereits bemerklich gemacht. Die Sammlungen derselben beginnen mit den Anfängen der Typographie zugleich. Aber in den ersten Ausgaben stehen die echten Schriften mit den unechten in bunter Ordnung vermischt und ihren Text schöpfen sie aus jüngeren werthlosen Handschriften. Erasmus war der Erste, welcher die echten Werke nach einer scharfen Kritik von den unechten unterschied, den Text derselben nach besseren Handschriften herstellte, antiquarische und historische Erläuterungen, verbunden mit freimüthigen Äußerungen über allerlei Sattungen herrschenden Aberglaubens und grober Mißbräuche in der Kirche, beifügte<sup>207</sup>). Den nachtheiligen Wirkungen der letzteren zu begegnen, veranstaltete Marianus Victorius eine neue Textedrecension, welche, auf dem Grunde von 20 verglichenen Handschriften, bedeutende Verbesserungen gab, aber in den Anmerkungen die Verdienste des Erasmus aus Devotion gegen die römische Kurie ungebührlich herab würdigte. Diese Ausgabe gelangte zum legitimsten Ansehen in der römischen Kirche, wurde öfter wiederholt, und schwoll allmählig an durch die nach und nach hinzu tretenden Anmerkungen von Morel, Grave und le Duc<sup>208</sup>). Der Protestant Adam Ribbeckovius suchte dann die Vorzüge beider Ausgaben zu vereinigen<sup>209</sup>). Die Ausgabe der beiden Benediktiner Job. Martianay und Anton Douget vermehrte den kritischen Apparat und machte sich um Wiederherstellung der echten hieronymianischen Bibelübersetzungen verdient, litt aber zugleich an großen Mängeln, da Martianay, welcher den größten Theil der Ausgabe besorgte, nicht jenen großen Umfang von antiquarischen, kritischen und linguistischen Kenntnissen besaß, welche von einem Herausgeber des H. ge-

205) Erasmus Ep. ad Gnebrardum: quantum in illo antiquitatis, quantum Graecarum literarum, quantum historiarum? Tam quae phrasia, quod dicendi artificium, quae non Christianos modo omnes longo post se intervallo reliquit, verum tamen etiam cum ipso Cicero certare videtur? Ego certe, nisi me sanctissimi viri fallit amor, cum Hieronymianam orationem cum Ciceroiana confero, videor mihi nescio quid in ipso eloquentiae principe desiderare. Dagegen Clericus Quaest. I. Hieron.: Si seponas multam Graecorum et praesertim Latinorum lectionem, conjunctam cum facultate acriter declamandi, aut declamatorie scribendi, pro ejus aevi palato; caetera omnia sunt mediocria. Non modo Hebraicae, sed et Graecae Linguae modica cognitione fuit tinctus. Theologiam caeterasque disciplinas degustaverat potius quam exhauserat. In inventionis quidem, nihil propemodum habet exquisiti; in ordine, nihil sermo accurati. In ratiocinatione vero et collectione consecratorum plus multo pompae rhetoricae atque exaggerationis invenias, quam roboris et iudicii, nisi velis Dialecticas valedicere. Beide übertreiben in ihrem Parteilichse; aber ihre Urtheile, neben einander gehalten, können zur richtigen Schätzung leiten.

206) Eine Reihe von einzelnen Belegen für diese Urtheile geben Clerici Quaestiones Hieronymianae; für seine Sprachfehler in der Übersetzung des eusebianischen Chronicon insbesondere Scaliger in den Noten; für seine Schwächen in der Schriftauslegung J. G. Rosenmüller Historia interpretationis librorum sa. T. III. p. 329 sq. 207) Basilea in aedibus Jo. Frobenii, impendio Brunonis, Basilii et Bonifacii Amerbachianorum, a Joannis Frobenii Chalcographi et Jacobi Reuchburgii civium Basileensium, mense Maio, An. M. D. XVI. IX Voll. fol. 208) Opera D. Hieronymi Stridonensis - per Marlanum Victorium Roatinum. Romae 1566 — 71. 72. IX Voll. fol. c. notis Henr. Gravii Par. 1608. IV Voll. fol. c. n. Gravii et aliorum et emend. Andr. Schotti. Par. 1624. III Voll. fol. 1643. IX Voll. fol. 209) Francof. ad Moenum et Lipsiae apud Christianum Gemachium 1684, XII Voll. fol.



fordert werden müssen <sup>210</sup>). Durch sie wurde Clericus zu einer Kritik veranlaßt, welche zugleich die gründlichsten Forschungen über den schriftstellerischen und gelehrten Charakter des H. gewährt <sup>211</sup>). Endlich gab Dominicus Vallarsi zu Verona, unterstützt von Scipio Maffei, eine Bearbeitung des Textes, welche den kritischen Anforderungen vollständiger entsprach, und begleitete dieselbe mit historisch-kritischen Einleitungen, welche, wenn man von dogmatisch-hierarchischen Vorurtheilen zu abstrahiren weiß, die Geschichte der einzelnen Traktate zweckmäßig erläutern. Er hat das Verdienst, die Briefe zuerst chronologisch genau untersucht und geordnet, zugleich mit manchen, für die Lebensverhältnisse des H. wichtigen Altenstücken vermehrt zu haben <sup>212</sup>). Aber auch bei ihm vermißt man den Umfang von Sprachkenntnissen und die Bekanntheit mit den Fortschritten der klassischen Philologie, der biblischen Kritik, Linguistik und Auslegung, durch welche noch so Manches zum besseren Verständnis und zur richtigeren Beurtheilung dieser, für jeden gelehrten Bibelforscher so überaus wichtigen, Schriften könnte gewonnen werden, wenn ein mit diesen Erfordernissen ausgerüsteter, von keinem kirchlichen Vorurtheile irgend einer Art befangener Herausgeber sich in unseren Zeiten an das große Werk machte <sup>213</sup>).

Die Lebensbeschreibungen, welche die Herausgeber den Werken voraus sandten, sind durchgängig Lobreden auf den Heiligen, und geben kein getreues Bild von dem merkwürdigen Charakter desselben, auch wenn sie, wie die des Erasmus, durch kunstvolle Composition und Beredsamkeit sich empfehlen. Die meisten biographischen Materialien geben Martianay (La vie de St. Jérôme. Paris 1706. 4.), Sebastian Dolci (Maximus Hieronymus vitae suae scriptor. Anconae 1750. 4.), Joh. Silling (Acta Sanctorum Septembris T. VIII. p. 418 — 688. Antwerp. 1762. f.), am besten Vallarsi T. XI. seiner Ausgabe der Werke. Sicherer aber werden sie geschöpft aus den an Lebensnotizen und Zeichnungen des eignen Charakters sehr reichhaltigen Werken selbst. Aus dem Gesichtspunkte des Augustinismus, und eben daher freimüthiger, bearbeitete sie der Jansenist Seb. le Nain de Tillemont (Mémoires T. XIII. p. 1 — 356), und für die Charakterzeichnung gab Zimmer-

mann's Schrift: Über die Einsamkeit. Leipz. 1784. 8. Bd. 1. S. 261 — 326 nicht zu übersehende Beiträge. Schröckh (Kircheng. Bd. XI. S. 1 — 244) sammelt mit Fleiß, gibt gut ausgewählte Excerpte; richtige, besonnene Urtheile; aber kein lebendiges Gemälde, keine erschöpfende Charakteristik. L. Engelstoft, indem er einen Abriss des Lebens, der Denkart und Sitten, des Stils und Vortrags, der theologischen Kenntnisse und Geistesrichtungen des Hieronymus in wohlgeordneter Darstellung entwarf, verließ sich zu sehr auf die Hilfsmittel und schöpfte nicht genug aus der Quelle selbst. Sein Versuch dient mehr dazu, den Wunsch nach einem umfassenderen Gemälde des Hieronymus und seiner Zeiten zu wecken, als zu befriedigen <sup>214</sup>). (v. Colln.)

2) HIERONYMUS, ein Presbyter zu Jerusalem, dessen Zeitalter sich jedoch nicht genau bestimmen läßt, verfaßte einen Dialog zwischen einem Juden und Christen über die heil. Trinität, welchen Fed. Morelli 1612 und Christ. Baum 1677 griech. und lat. edirten, und einen ähnlichen, *φιλονομία* betitelt, über die göttliche Gnade. Fabricius hat beide in seine Biblioth. gracc. (lib. VIII. p. 384 ff.) aufgenommen <sup>1</sup>). (A. G. Hoffmann.)

3) Hieronymus (Alexander), s. Lando (Hortensias).

4) Hieronymus Aemiliani, s. Somasker.

5) Hieronymus ab Angelo Forti, s. Hermant (Godefroi).

6) Hieronymus Asculanus, s. Nicolaus IV. (Papst).

7) HIERONYMUS ASCULANUS, ein Franziskaner, welcher 1274 zum General seines Ordens erhoben wurde, ging im Auftrage des Papstes Gregor X. nach Konstantinopel, um die Griechen zur Theilnahme an dem Concilium zu Lyon zu bewegen und starb 1292. Als Schriftsteller versuchte er sich durch eine Postille in varios S. Script. libros, durch einen Comment. in IV. libros sententiarum, sermones und Briefe <sup>2</sup>). (A. G. Hoffmann.)

8) HIERONYMUS ATESTINUS, gest. um 1530, Priester in seiner Vaterstadt Este, gebildet zu Padua, verfaßte ein Gedicht de laudibus Atestinorum und eine historia de origine urbis patavinae <sup>1</sup>). (R.)

9) Hieronymus Balbus, s. Balbi.

10) HIER. DE BONONIA, oder H. Albertucci de Borsellis, ein Dominikaner aus Bologna, gest. am 25. Nov. 1497, galt bei seinen Zeitgenossen für einen guten Kanzelredner und machte sich durch mehrere historische Werke verdient, als Annales Ordinis praedica-

210) Parisiis apud Ludovicum Roulland et Jo. Anisson. 1693. 99. 1704. 1706. Tomis V. Nur bei dem ersten, welcher die Bibliotheca divina enthält, hatte Pouget mitgearbeitet; die übrigen Bände wurden, nach dessen Tode, von Martianay allein besorgt.

211) Quaestiones Hieronymianae, in quibus expenditur Hieronymi aupta editio Parisiis, multaque ad Criticam Sacram et Profanam pertinentia agitantur. Amstelodami apud J. Lud. de Lormo. 1700. 8.

212) Verona apud Petrum Antonium Bernum et Jacobum Vallarsium 1784 — 42. XI Tomis. fol. max. Mit einzelnen Verbesserungen Venetia ap. Guiljelm. Zerletti 1762 — 72. XI Tomis 4. Auf diese Ausgabe beziehen sich die Citate im gegenwärtigen Artikel.

213) Die Ausgaben der sämmtlichen Werke und einzelner Traktate sind am genauesten angegeben und beurtheilt von C. Traug. Schoenemann Bibliotheca historico-literaria Patrum Latinorum. Lips. 1792. 8. T. I. p. 443 — 536.

214) (L. Engelstoft) Hieronymus Stridonensis Interpres, Criticus, Exegeta, Apologeta, Historicus, Doctor, Monachus. Hauniae 1797. 8. Vgl. Hieronymus selbst *Apol. adv. Ruf.* L. II. Opp. T. II. p. 537. A. Ego Philosophus, Rhetor, Grammaticus, Dialecticus, Hebraeus, Graecus, Latinus, Trilinguis.

1) Vgl. Fabricius a. a. O. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1589 und Adelung's Ergänz. desselben 2r Bd. 1989. 90.

2) Fabric. bibl. lat. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1591.

3) Jöcher a. a. O. nach Papadopoli histor. Gymnasii patavin.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



80) HIER. TEUTONICUS, ein Dominikaner des 16ten Jahrh., welcher aus Teutschland gebürtig war, aber in Paris lebte; bekannt durch seinen Auszug aus der Summa theol. des Thomas, welchen er Par. 1585 in 2 Bden 8. herausgab <sup>13)</sup>. (A. G. Hoffmann.)

81) Hier. Torrens, s. Torres (Hieron.)

32) HIER. VALLIS, VALLENSIS od. DE VALLIBUS, ausgezeichnete Arzt und Dichter aus Padua, welcher nach Bossius bereits 1443 starb, nach Tritheimius dagegen noch 1494 gelebt haben soll. Er schrieb eine Jesuide d. i. ein Heldengedicht, worin das Leiden Jesu besungen wird; es ist im 16ten Jahrh. öfters gedruckt, zuerst Wien 1610. 4., dann zu Leipzig in mehreren Ausgaben, zu Antwerpen und zu Basel. Außerdem hinterließ er noch andre Gedichte, welche aber nicht gedruckt sind <sup>14)</sup>. (R.)

HIERONYMUS DE WERDEA, d. i. von Donau wörth, wo er in der ersten Hälfte des 15ten Jahrh. geboren war. Er studirte zu Wien, erhielt daselbst die Würde eines Magisters der Weltweisheit, und lebte eine Zeit lang daselbst diese Wissenschaft mit vielem Beifall. Er begab sich darauf in das Benediktinerkloster Mannsee in Oberösterreich, legte daselbst 1452 die Gelübde ab, wurde 1463 Prior, und starb 1475. Ein Polygraph, von dem ein handschriftlicher Codex im Kloster Kremsmünster sagt, sechs Pferde wären nicht im Stande gewesen wegzuführen, was er geschrieben habe. Es ist aber nur Wenig von ihm gedruckt worden, dagegen werden in verschiedenen Bibliotheken viele Schriften von ihm aufbewahrt. Eine Recension derselben bearbeitete P. Honorius Kobalter, Benediktiner zu Mannsee, unter dem Titel: Poma Septembris h. e. acta literaria vener. Hieronymi de Werdea, wie Veg in der Vorrede zum 5ten Bde seiner Biblioth. ascet. anführt <sup>15)</sup>. (Baur.)

Hieronymus (Heinr. von S.), s. Hieronymo.

Hieronymus (Astron.), s. Fuhrmann.

HIEROPHANT ('Ιερογάρτης) <sup>16)</sup>, Lehrer der heiligen Gebräuche, Offenbarer der Geheimnisse, stand an der Spitze der im Tempel der Demeter zu Eleusis waltenden und den Geheimdienst der Göttinn bewahrenden Priester. Seine Würde war in dem Geschlechte des Eumolpos, welcher den Geheimdienst der Sage zu Folge angeordnet, erblich. Durch ihn wurde der Ahnherr repräsentirt <sup>17)</sup>, so daß dieser gleichsam noch immer die Weihe verrichtete. Die Stellung des Hierophanten, wie die Erbllichkeit seiner Würde scheint von den Aegyptern entlehnt <sup>18)</sup>; denn auch die thebaische Priesterschaft kennt

einen ἀρχιερέως <sup>4)</sup>. Wie der Pontifer Maximus zu Rom, war der H. erster Priester in Attika <sup>5)</sup>. Man nannte ihn nach seinen Verrichtungen auch μυσταγωγός, weil er die Einzuhelenden — μύσται, Novizen — bei der Feier der kleineren Eleusinen in dem Tempel führte, und προφήτης, welcher die tiefste Kenntniß von Allem besaß, weil er die hinreichend Geprüften und für den höchsten Grad geheimer Wissenschaft Vereiften (ἐπίστας) zum Anschauen des Göttlichen bei den größeren Eleusinen weihte <sup>6)</sup>. Da man ihn als Demiurg, wie den Daduchos als Sonne, den Epibomios als Mond und den Hierokeryx als Hermes <sup>7)</sup>, darstellte, so hatte er auch große, äußere Auszeichnung. Denn er saß auf einem Throne und trug ein Diadem <sup>8)</sup>; dieß und sein Alter, zu welchem er hinaufgerückt seyn mußte, gaben ihm ein ehrwürdiges Ansehen. Das Ernste und Feierliche in seinen Mienen, das vom Haupte herabwallende Haar, der allgemeine Glaube an seine tiefe Wissenschaft und sein keusches, strenges Leben stößten Hochachtung ein <sup>9)</sup>. Nur durch treue Verwaltung mehrerer Priesterstellen konnte man sich des Hierophantenamtes würdig machen. Unsträflichen Wandel und Keuschheit forderte seine Amtspflicht; ob er aber das Gelübde der Keuschheit ablegen mußte, ist zweifelhaft. Früher eingegangene eheliche Verbindung scheint kein Hinderniß gewesen zu seyn; wahrscheinlich aber war ehelicher Genuß dem H. verboten <sup>10)</sup>. Pausanias <sup>11)</sup> meldet von dem H. zu Pylus, daß seine Würde mit jeder Festfeier wechselte und er heirathen könne, wenn er wolle, was in Eleusis, wie er selber bemerkt, nicht Sitte war. Denn hier war die Würde eine lebenslängliche. Um der Enthaltsamkeit willen wusch der Hier. sich, wie alle Demeterpriester, mit Schierlingsfaß <sup>12)</sup>, doch trank er ihn gewiß nicht, wie Origenes glaubt <sup>13)</sup>. Bei der Feier der Eleusinen sang er mit dem Daduchos das Lob der Demeter und ihrer Tochter im Namen des Volks <sup>14)</sup>; beide wurden desto höher geachtet, je angenehmer und sangreicher ihre Stimme war <sup>15)</sup>. (Schinckel.)

HIEROPHANTIDEN ('Ιερογαντιδες), auch Prophantiden (Προγαντιδες) <sup>16)</sup>, Lehrerinnen der gottesdienstlichen Gebräuche, hießen die Vorsteherinnen der eleusinischen Mysterien, die Priesterinnen der Demeter und Kore <sup>17)</sup>, sie hatten entweder eine Oberpriesterin, welche

13) Jöcher a. a. D. col. 1593. 94. nach Richard de scriptt. ord. dominicanorum.

14) Fabric. a. a. D. und die bei ihm citirten Schriften.

15) Puz dissertat. isagog. in T. I. thes. avocd. Ziegelbauert hist. lit. ord. 8. Bened. T. IV. Kobolt's baler. Gel. Lex. 328 und Grödz. 157.

16) Hesych. ὁ γάρτος τὰ ἱερὰ μυσταγωγός, ἱερέως, ὁ τὰ μυστήρια διδάσκων; auch ἱερογάρτης, ἱερογάρτης τὸν ἱερέων, wie Dionys. Hal. 66 die Pontifices Max. nennt. 2) Plutarch. de exil. T. VIII. p. 667. p. 445. ed. Wyttenb. 3) Diodor. Sic. I, 29.

4) Herodot. II, 49. 5) Plutarch. Num. T. I. p. 148. Wyttenb. van D'le diss. ant. p. 587. Spanheim de usu et praest. N. p. 84. 6) Droggen. Laert. VII, 186. Photius Lex. gr. p. 80 ff. Zonaras p. 1092. Herodot. VIII, 37. 7) Euseb. Praep. ev. III. p. 117. A. 8) Scit. Croix Mystère p. 223 ff. ed. Silvestre de Sacy. 9) Philostrat. vit. Philoa. II, 20. 10) Scit. Croix l. I. Tom. I. p. 222. 11) II, 14, 1. 12) Schol. Pers. Sat. V, 145. Serv. ad Aen. VI, 661. 13) a. v. Gelsus VII, 729. 14) Suidas u. d. ἱερογάρτης. 15) Scit. Croix. Tom. I. p. 224 und dazu Silvestre de Sacy.

16) Schol. Sophocl. Oedip. Col. 673. Cf. Phasius p. 80 ed. Hermann. Pollux Onom. I, 14., wo μυσταγωγὶς ἱερέων hinzu gefügt ist. 2) Sie zu unterscheiden nennt man die Priesterinnen der Kore Thyriaden, die der Demeter Melissen, auch Mitropolca. Spanheim ad Callim. Tom. II. p. 152, 153. Hesych. μυσταγωγὸν.



aus dem alten athenischen Geschlechte der Phyliden <sup>3)</sup> stammte, oder sie selbst stammten aus demselben und waren mit der Familie des Königs Keloos, dessen Tochter eigentlich Dienerinnen der Demeter waren <sup>4)</sup>, verwandt. An Würde, wie an Geschäften war die Hierophantis dem Hierophant bei der Feier der eleusinischen Mysterien gleich. Sie weihte die Geprüften und Gezeigten ihres Geschlechts <sup>5)</sup> in die Geheimnisse, begleitete den Hierophant allenthalben, und blieb mit ihm allein, wenn die Lichter ausgelöscht wurden und die unzählbare Volksmenge in banger Erwartung harrete <sup>6)</sup>. Auch mußte sie besondere Opfer an einem Festtage der Göttinn darbringen <sup>7)</sup>. Der heilige Eifer der Kirchenväter hat den erwähnten Verstoß gegen den Anstand an dieser Oberpriesterin hart getadelt, aber wohl nur aus Unkunde. Denn beide, Hierophant und Hierophantide, bekleideten ihre Stellen lebenslänglich, standen schon in ziemlich hohem Alter und waren zur strengsten Keuschheit verpflichtet. Auch genossen die Hierophantiden beim Volke wegen ihrer Frömmigkeit so große Achtung, daß man ihnen Denkmale errichtete <sup>8)</sup>. Hätte sie auch wohl den Lasterern der Mysterien fluchen dürfen, wenn sie diese selbst zum Vorwande einer schändlichen pflichtwidrigen Lebensweise mißbrauchte <sup>9)</sup>? Öffentliche Begebenheiten und Verhandlungen, welche auf den Dienst der Demeter und Kore sich bezogen, bezeichnete man nach dem Jahre des Priestertumes der Hierophantiden <sup>10)</sup>. Sie mußten wohl nicht unverehlicht seyn, hatten aber während ihres Priestertumes sich der ehelichen Umarmung streng zu enthalten <sup>11)</sup>. Lebte also der Mann derselben noch, wann sie zu dieser Würde erhoben wurden, so erfolgte durch freundliche Übereinkunft eine Scheidung von demselben <sup>12)</sup>. Auf einer Inschrift, welche Hadrians Einweihung verewigt, wird die H. Mutter des Naktians genannt. Außerlich zeichnete sich diese Oberpriesterin durch einen Myrtenkranz auf dem Haupte aus <sup>13)</sup>, und durch das Tragen eines Schlüssel <sup>14)</sup>.

Ein purpurnes Gewand schmückte sie, wie den Hierophant, weil diese Farbe den eleusinischen Gottheiten heilig war <sup>15)</sup>. (Schlincke.)

Hierophantis, f. Hierophantiden.

HIEROPHILOS, ein athenischer Arzt, bekannt als Lehrer der ersten athen. Hebamme Agnobile, vergl. den Art. Hebamme (2te Sect. III, 284.). Ein griechischer Arzt und Sophist dieses Namens verfaßte eine Schrift über die Nahrungsmittel, welche noch handschriftlich vorhanden seyn soll †). (R.)

HIEROPHYLACIUM, f. d. folg. Art.

HIEROPHYLAX, hieß in der griech. Kirche der Küster (sacrista, custos, auch Thesaurarius), oder derjenige, der die Kirche und Sakristei auf- und zuschloß, dem die Sorge für die Reinhaltung und Lüftung der Kirche, so wie die Bewahrung der heiligen Gefäße und jeglichen Kirchenschmucks oblag <sup>1)</sup>. Hierophylacium ist so viel als Sacrarium <sup>2)</sup>, oder Sacroratorium. (Alex. Müller.)

Hierophyla, die cumdische Sibylle, f. Sibylla.

HIEROPOIOI, können genau genommen alle Opferpriester genannt werden; vorzugsweise aber gebrauchte man in Athen das Wort von solchen Priestern, welche verpflichtet waren, die Untadelhaftigkeit des Opfertiers zu prüfen. (R.)

Ferner hießen so zehn Männer in Athen, die bei verschiedenen Festen auf Ordnung zu sehen hatten, als bei den eleusinischen Mysterien, bei dem Fest der brauronischen Artemis und andern. (Pollux. onom. 8, 9, 107.). (C. W. Müller.)

Hieropoios, f. d. vorh. Art.

HIEROPOLIS ist 1) einerlei mit Balbec oder Heliopolis in Syrien; f. also 2te Sect. V, 122. 2) so viel als Augusta Tiberii oder Regensburg (f. d.). (R.)

Hieropotamos, f. Hieros u. Hierus.

HIEROPYR (*ἱερὸν πῦρ, πῦρ ἄγιον*, Ignis sacer; Ignis branus; Ignis St. Antonii, Feu sacré, feu de St. Antoine; St. Antony's fire, Anthonis Vaur; Helig eld; heiliges Feuer, Antoniusfeuer, auch Hieronsfeuer u. s. w.), eine bald mit Rose im Allgemeinen, bald mit Blatterose, mit Gürtel

3) Suid. Tom. III. p. 599. ed. Cantabrig. 1705. 4) Pausan. I, 18. Ruhnken zu Hom. Hymn. in Cer. v. 480 und Boß zu d. St. S. 138 ff. 5) Suidas a. a. D. Photius Lex. gr. p. 472 und Visconti Pio-Clement. Tom. IV. p. 170, wo eine Inschrift an dem Fuße der Statue jener Hierophantis gedacht, unter welcher Kaiser Hadrian eingeweiht wurde. 6) Sc. Croix Mystère. Tom. I. p. 245 u. 360. 7) Demosthenes in Neair. Tom. II. p. 606. ed. Taylor. 8) Spon u. Wheler Voyage Tom. I. p. 124. Adrium Priesterinnen der Griechen. S. 67 sind sie abgebildet. 9) Sc. Croix Mystère, p. 245 u. Not. Creuzer Enchiridion. 4r Bd. S. 433. 10) Inscriptions antiques apart. au voyage de Spon et Wheler. Lyon 1698. Tom. III. p. 125. 104. 105. Inscriptions antiques. Exscripsit R. Chandler Oxon. 1774. p. 78. Inscript. CXX. 11) Tertullian. ad Uxor. I, 6. Ceterum viduas Africanas Cereri adistere culmas, durissima quidem oblivione matrimonii adlectas. Nam manentibus in aeternam viris non modo toro decedunt, sed et alias eis utique viventibus loco suo insinuant, adempto omni contactu, usque ad oculum filiorum: et tamen durante usu perseverant in tali viduitatis disciplina, quae pietatis etiam sancta solatia excludit. 12) Tertullian de exhortat. c. 13. 13) Spanheim ad Callimoch. Hymn. in Cerer. v. 43. Myrto coronatos Cereris sacerdotes ex utroque sexu (in Eleusis). Böttiger Aldobrand. Pöchyzeit S. 81 und Sabina Id. 1. S. 127. 14) Sc.

Croix Mystère. Tom. I. p. 132. Sophocl. Oed. Col. 1044—1046.

15) Creuzer Dionys. p. 196. Symbolik. Bd. 2. S. 359.

†) Fabric. Bibl. Graec. VI, 8. p. 781. (ältere Ausg.)

\*) Vergl. Concilium Toletan. in Lib. 1. Decret. tit. 26. c. 1. Ut sciat se Sacrista subjectum Archidiacono, et ad ejus curam pertinere custodiam sacrorum vasorum, vestimentorum ecclesiasticorum, seu totius Thesauri Ecclesiae, nec non quae ad luminaria pertinent, sive in Cera, sive in Oleo. Liber ordinis S. Victoris parisiensis MS. cap. 20. Ad Officium Sacristae pertinent omnia, quae in thesauro sunt, custodire, reliquias et omnia ornamenta altaris et Sanctuarii, ac totius Ecclesiae, sive in auro, sive in argento, sive in ostro, et palliis, et tapetibus, et Cortinis: sacras quoque vestes, ut pallas, et mantergia, calices et textas, et crucea et thuribula et candelabra, et caetera vasa, quae vel ad ministerium, vel ad ornamentum altaris et Sanctuarii totiusque Ecclesiae pertinent. \*\*) Vgl. Dufresne glossarium s. h. v.



und selbst mit Flechte gleichbedeutend genommene Benennung. — Gewöhnlich versteht man darunter eine Blatterrose mit fauligem Fieber, welche nach drei oder vier Tagen des heftigsten Fiebers mit unerträglich brennenden Schmerzen, Entkräftung, Irreden u. s. w. unter den Achseln, in den Weichen, am Rücken oder andern Theilen mit tiefer Röthe (wie Feuer) ausbricht, sich allmählig weiter, selbst bis zu den Händen und Füßen verbreitet und Blasen bildet, die sich in brandige Geschwüre verwandeln \*). C. G. Schmalz (Versuch einer med. chir. Diagnostik in Tabellen) führt das heilige Feuer unter den pustulösen Hautkrankheiten als eignes, einzelne Stellen des Körpers, mitunter selbst mehrmals, befallendes, höchst selten epidemisches, noch seltner ansteckendes, Kindern nicht eigenes und ohne bestimmte Perioden verlaufendes Uebel auf, wobei auf einer entzündeten Grundfläche ein Haufen Bläschen sich erhebt, welche eine scharfe, Anfangs dünne und helle, späterhin trübe, gelbliche oder bräunliche, klebrige oder eiterartige Feuchtigkeit enthalten, meist heftig brennen, in Schorfen oder Schuppen abheilen und keine Narben hinterlassen, wosern nicht Hautgeschwüre hinzu kommen. Unter diesem, von den Kinderblattern mithin sehr deutlich unterschiedenen Hautübel gedenkt er dann der bössartigen Rose, des Gürtels und der Flechten. (V. Herpes und Rose). Über die Geschichte dieser Krankheit s. den Art. Heilige Feuer (das) 2te Sect. IV. S. 142. (Wiegand.)

HIEROS wird 1) ein Fluß, der von dem Gebirge Ida in Troas fließt, genannt. *Plin. V, 32.*

(Kannngleser.)

2) Eine Stadt in Sarmatia Asiatica in Osten der Palus Maeotis. (R.)

HIEROSCHIPOS, HIEROCHIPE, das alte Hierocopia (s. d.) auf der Insel Cypren, jetzt nur ein Dorf; die zum Tempel der Artemis gehörenden Gärten sind jetzt als Tabakfelder benutzt. (R.)

Hieroscopia, s. Hieroskopie.

Hieros Gamos, s. Hochzeitsgebräuche.

HIEROSKOPIE (*ιερασκοπία*) und Hieromantie (*ιερομαντεία*). Wie die Griechen und Römer glaubten, daß die Götter überhaupt durch viele äußere Umstände die Zukunft andeuteten, so meinten sie auch, daß diese durch eine Handlung eröffnet würde, die ganz besonders sich auf die Götter bezöge, nämlich durch die Opfer. Jeder einzelne Theil der Handlung des Opfers wurde daher scharf beobachtet, um durch den Schleier der Zukunft bevorstehende Ereignisse zu entdecken. Zuerst beobachtete man das Opfertier bis zu seinem wirklichen Tode, und dieser Theil der Wahrsagung hieß *ορτιχή*. Wie es für unglückliche Anzeigen gehalten wurden, wenn das Opfertier entfloß, mit Gewalt zum Altare geschleppt werden mußte, dem tödtenden Beile des Priesters auswich, oder auch von selbst niederfiel, ohne geschlagen zu werden,

wenn es nach erhaltenem Schläge nicht ruhig niederfiel, sondern noch zappelte, brüllte, überhaupt sich lange quälte und nicht viel Blut gab; so galt es für Glück, wenn das Gegentheil von Allem diesem geschah. Man sah es noch besonders gern, wenn das zum Opferrath geführte Thier mit dem Kopfe nickte, und dadurch gleichsam seine Bereitwilligkeit, geopfert zu werden, bekrundete. Um zu dieser Bewegung das Thier zu zwingen, goß man ihm auch wohl Wasser in die Ohren. Vorzüglich glaubte man auch, daß durch den Schwanz des Thieres die Zukunft angedeutet würde: wenn dieser gerade herab hing, also das Thier furchtsam oder muthlos war, so glaubte man auf Unglück in der Sache schließen zu können, für welche geopfert wurde; war hingegen der Schwanz steif empor gerichtet, so schloß man auf Glück. War das Opfertier getödtet, so wurden zunächst die Eingeweide untersucht, um die Zukunft zu erforschen; diesen Theil der Wahrsagung nennt man *ἡ δὲ κενύρωμαρτια*. Für eine glückliche Vorbedeutung galt es, wenn die Eingeweide in gesundem Zustande, in ihrer natürlichen Lage, Farbe und im gewöhnlichen Verhältniß an Größe zu einander angetroffen wurden. Zuerst wurde die Leber beschaut, daher diese auch *τροπὸν τῆς μαρτυρίας* genannt wird; dann schritt man zur Betrachtung des Herzens. War gar kein Herz da, so galt es für ein großes Unglück; fand sich nur ein kleines Herz, oder zitterte es stark, war es zusammen geschrumpft und ohne Fett, so galt dieses ebenfalls für ein Unglück. War die Galle sehr angeschwollen, so bezeichnete dieses zwar große Mühe, aber am Ende doch Glück. Noch mehr glaubte man auf Schwierigkeiten schließen zu können, wenn sich 2 Gallen fanden. War die Lunge gespalten, so glaubte man das Geschäft verschieben zu müssen, hingegen eine gesunde Lunge rieth schnelle Vortreibung eines Geschäftes. Bei der Milz war es Unglück bedeutend, wenn sie Blasen, Runzeln oder Verhärtungen hatte. Auch die Häute, welche die Eingeweide umgaben, wurden betrachtet. Es galt auch für ein Unglück, wenn die Eingeweide den Händen der Priester ent schlüpften. Überhaupt aber war es bei Untersuchung der Eingeweide Regel, daß, wenn schon ein wichtiger Theil Aufschluß gab, man nicht zur Untersuchung des unwichtigeren schritt; also, wenn die Leber schon ganz genügende Abzeichen enthielt, wurde das Herz nicht betrachtet u. s. w. Man glaubte nach Aemianus (Stromat. I. p. 304), daß die Wahrsagung aus den Eingeweiden durch den Tod der delphischen Sibylle vervollkommen worden sei. Nämlich der Körper derselben, welcher sich in Staub aufgelöst hatte, ging in Pflanzen über. Da diese nun von den Thieren gefressen wurden, so erhielten dieselben die Vorempfindung der Zukunft. Der dritte Theil des Opfers war die Verbrennung des Opfertieres. Die Wahrsagung aus der Verbrennung hieß *πυρομαρτία*. Fanden sich bei der Zerlegung des Opfertieres keine bedeutende Zeichen vor, so wurde nun vorzüglich auf das Verbrennen der Opfer geachtet. Man hielt es hierbei für glückandeutend, wenn die Flamme das Opfer sogleich ergriff und alle Theile

\*) Mémoires de la Société royale de Médecine à Paris 1770. Volum. I. p. 260. Vogel's Handbuch. Bd. III. S. 299.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Jahre widmete Hierotheus ausschließlich den Studien und Andachtübungen. Bereits 1735 hatte er zu Mainz heraus gegeben: *Provincia Rhenana fratrum Minorum Capucinatorum, a fundationis suae primordiis usque ad annum 1735*. 4. Jetzt erschien seine *Epitome historica, in qua ab a. 1208 usque ad a. 1525. res Franciscanae generatim, dein vero solae Minorum Capucinatorum usque ad a. 1747. in Chronologica serie repraesentantur*. Heidelberg. 1750; ferner eine vermehrte Ausgabe der *Provincia Rhenana, usque ad a. 1750. in V. LL.* Heidelberg. 1770. 4. mit einer Karte. Später erschien: *Madipulus Confluentinarum memorabilium rerum ex Honthemianis ac Browerianis potissimum arvis sedula et attenta manu congestus*. Luxemb. 1753. 8. (gleich wie die *Provincia Rhenana* ein höchst verdienstliches, noch heute brauchbares Werk), und endlich eine Abhandlung, *de Missae sacrificio*, Mogunt. 1759. 4. — Der P. Hierotheus, ein grundgelehrter, frommer, heiliger Mann, wie ihn der Novize, selbst schon längst ein ehrwürdiger Greis, der das Glück hatte, sein Alter zu pflegen, bezeichnet, starb, hochbejahrt, zu Trier in dem Kapuzinerkloster, im J. 1763 oder 1764.

(v. Stramberg.)

**HJERPE**, ein Dorf am Undersäkers-Elf im gleichnamigen Pastorate Jämtlands, nebst Schule, wo arme Kinder freien Unterricht und freie Wohnung genießen, sich aber die Kost verdienen müssen; die Schule ist Stiftung des 1802 in Trondhjem verstorbenen, aus Hjerpe gebürtigen reichen Kaufmannes Dlof Hansen Radlov, der auch in Norwegen milde Stiftungen machte. ½ M. unterhalb des Ortes trifft man, in reizender Gegend, 2 Schanzen, die eine hart am Flusse, die andere in einiger Entfernung von da, beide durch unterirdische Gänge verbunden; sie beherrschen die beiden einzigen Fahrwege, welche es hier gibt, nach Kall und nach Undersäker, und damit die Straße, welche durch Jämtland nach Norwegen führt. Ein von Kall herabkommender Seenzug vereinigt sich hier mit dem Undersäkers-Elf, über welchen hier eine Fähre führt zur nahen Kirche Undersäker. Die Hjerpe-Schanzen wurden in den Feldzügen 1808 und 1809 von den Norwegern zerstört, aber theilweise von den Schweden wieder hergestellt. — Die erste Anlage geschah 1659 durch Claes Stjernsköld; diese ward ½ Meile von da, 20 Jahre später durch oben erwähnte beide Schanzen ersetzt, von deren früherer Beschaffenheit die festen Mauern eines alten Blockhauses, Kronen, zeugen.

(v. Schubert.)

**HIERRE**, Fluß in Frankreich. Entspringt am Mont Renebre im Depart. Côtes du Nord, tritt oberhalb Carhair ins Depart. Finistère über, und ergießt sich oberhalb Chateauf in die Kulne.

(Benicken.)

**HIERTING**, ein Markflecken des königl. dän. Landes und Stiftes Ribe, an der Hoebucht des teutschen Meeres, mit 200 Einw. in 56 Häusern, mit Zollhause und kleinem Hafen, welcher Landungsplatz für die Stadt Barde ist\*).

(R.)

**HIERUS**, Namen einiger Flüsse, 1) eines im westlichen Theile der Insel Sardinien; 2) eines im westlichen Theile Corsika's, vollständig Hieros potamos, jetzt aber Orbo genannt, Vgl. auch Hieros.

(R.)

Hies (Nord. Myth.), s. Hesus.

Hiesel (der bairische), s. Klostermeyer.

**HIESSEN, HEISSEN, AUFHIESSEN** (Vergl. Taf. I. Fig. II. Darstellungen von Schiffen und ihren Geräthen) heißt ein Boot, eine Stange, eine Raa oder überhaupt eine Last mit Hilfe eines Tackels oder Flaschenzugs in die Höhe ziehen. Den Anker vor den Krabn hießen oder aufstatten, heißt den Anker am Ringe vers mittels eines Tackels, der Katloopen genannt, unter den Krabnbalken aufziehen.

(C. H. Müller.)

**HIETANIEMI**, Filialkirchspiel des von Finnen bewohnten norrbottenschen Pastorats Öfver Torneå; die Kirche liegt in einer der fruchtbarsten und reizendsten Landschaften am schwedischen Ufer des Torneåflusses, wo die üppige Vegetation an südliche Zonen erinnert; es herrscht große Wohlhabenheit, ins Besondere durch die treffliche Viehzucht.

(v. Schubert.)

Hishorn, s. Hief.

**HIFLAU**, ein kleiner Ort des Bruder Kreises von 99 Häusern an der End im östreich. Herzogthume Steiermark, bemerkenswerth wegen seiner herrlichen Lage und trefflichen Mühlsteine und reichen Steinkohlenbrüche\*).

(R.)

Hift, s. Hief.

Hiften, s. Hagebutten (2te Sect. I, 150.).

**HIFTENBERG**, Berg im Amte Schalkau des sächsischen Herzogthums Meiningen, nahe beim Weiler gl. N., sonst vorzüglich berühmt wegen der trefflichen Wetzsteinbrüche, die seit mehreren Jahrhunderten benutzt worden sind.

(G. F. Winkler.)

Hiftenberger Steine, s. Hiftenberg u. Wetzsteine.

Hifhorn, s. Hief, Hiefhorn.

**HIGA DE MONREAL**, ein hoher Berg in der spanischen Provinz Navarra, zu den Vorbergen der Pyrenäen gehörend.

(Stein.)

**HIGANQUET**, Stadt auf der Insel Mindanao oder Magindanao, s. d. Art.

(R.)

**HIGDEN, HYGDEN, HYKEDEN**, auch Monachus Costrensis genannt (Ranulph), ein englischer Benedictinermönch zu St. Werborg in der Grafschaft Chester, lebte 64 Jahre im Kloster, und starb 1363 fast 100 Jahre alt. Man hat von ihm eine in England sehr geschätzte, ums J. 1360 in lateinischer Sprache abgefaßte, von Johann von Treviso (Priester in Cornwall) 1367 ins Engländische übersetzte, und von Wilh. Carton überarbeitete und mit einem achten Buche oder einer Fortsetzung von 1357 bis 1460 vermehrte Chronik: *Polycronycon, conteynyng the herynges and dedes of many tymes, in eyght books*. (Westmijster) 1482. fol.; nachgedruckt, eben das. 1495. fol. Was England zunächst angeht, hat Th. Gale aus dieser

\*) Weim. Handb. 3e Abth. 1e Bd. S. 141.

\*) Weim. Handb. 1e Abth. 2e Bd. S. 241.



Chronik ausgezogen, und in seinen Quindecim scriptoribus historiae saxo-anglicae abdrucken lassen\*). Higden, mit der Erschaffung der Welt beginnende, Chronik ist (das 7te Buch ausgenommen) eine bloße Compilation, aber der Sammler zeigt so gute Ansichten und eine so richtige Beurtheilung, daß er von den engländischen Geschichtsforschern fleißig benutzt, und als Gewährsmann angeführt wird. Handschriftlich hinterließ Higden eine Expositio super Cantica Canticorum; in Jobum; sermones per annum u. a. m.\*\*). (Baur.)

HIGFORD (William), ein gewandter engl. Schriftsteller, geb. 1580 in Gloucestershire, gebildet zu Oxford und gest. im J. 1657, bekannt durch die Schrift Institutions or Advice to his grandson, in 3 Abtheilungen, welche Barisdale in verkürzter Gestalt heraus gab (Lond. 1658. 8. u. 1660. 12.). Was er sonst noch verfaßte, ist ungedruckt geblieben\*\*\*). (R.)

HIGGINS oder HIGINS (John), ein thätiger engl. Schriftsteller des 16ten Jahrh., erlangte seine wissenschaftliche Bildung zu Oxford, war Gesellener zu Wincchester in Somersetshire und starb nach dem J. 1602. Die 4te Ausgabe des Mirror of Magistrates, welche er besorgte, enthält Vieles von ihm †); auch veranstaltete er eine neue vermehrte und verbesserte Ausgabe des engl. latein. Wörterbuchs von Rich. Huloet (Lond. 1572. fol.), bereicherte die Sammlung der schönsten lateinischen Wendungen, welche Nicolaus Udall aus 3 Komödien des Terrenz gemacht hatte, aus den übrigen noch nicht benutzten Stücken dieses Komikers (Flowers or eloquent phrases of the latino speech. Lond. 1581. 8.); übersetzte den Nomenclator omnium rerum von Fabr. Junius ins Engl. (Lond. 1585. 2 Bde. 8.). Seine letzte Schrift von 1602 ist gegen William Perkins gerichtet und betrifft die Höllenfahrt Christi ††). (R.)

Higgins (Theophilus), s. Higgons.

HIGGONS, 1) Bevil, s. unter Nr. 3.

2) Theophilus, den man auch Higgins genannt findet, geb. ums J. 1578 zu Chilton, Anfangs übertrieben strenger Puritaner, so lange er mit seinen Predigten vielen Beifall in London fand, trat zur katho-

lischen Kirche über; als er durch einen Fehltritt die Liebe des Volks verloren und sein Vermögen eingebüßt hatte. Auf diesen Übertritt bezieht sich die Schrift The first motive to suspect the integrity of his religion und Apology for turring Catholiquo (beide 1609). Nicht lange nachher ging er zur anglikanischen Kirche über. Im J. 1624 gab er Mystical Babylon (Abhandlung über Apok. 18, 2.) heraus\*). (R.)

3) Thomas, ein Engländer, ist eben so wie sein Sohn Bevil, als eifriger Anhänger des Hauses Stuart bekannt. Er war in Shropshire um 1624 geboren, seit 1658 im Parlament, diente Karl II. als Abgesandter in Venedig, Sachsen und Wien, und starb den 24. November 1691. Man hat einige, wenig erhebliche Schriften von ihm. Sein jüngerer Sohn Bevil, geboren zu Rezo 1670, gebildet auf der Universität Oxford, begleitete 1688 den flüchtigen König Jakob II. nach Frankreich, kehrte nach dessen Tode 1701 in sein Vaterland zurück, wurde Professor zu Oxford, dann zu Cambridge, und starb 1735. Außer einer Tragödie (the generous conqueror. Lond. 1702.) und wenigen andern Gedichten, hat man von ihm beachtenswerthe Historical and critical remarks on Bish. Burnet's history of his own times. Lond. 1725, edit. II. 1727. 8.; und einen Abriss der engländischen Geschichte (A short view of the english history. 1727. 8. Franz. à la Haye 1729. 8.) mit politischen und historischen Anmerkungen, die besonders über den Fall des Hauses Stuart, aus vorher unbekanntem Handschriften, manche nicht unerhebliche Aufschlüsse geben\*\*). (Baur.)

HIGGS (Griffin oder Griffith), geb. 1589 in Dorsetshire, war 12 Jahre lang Kaplan bei der Königin Elisabeth von Böhmen im Haag, dann beim König Karl I., Decan zu Elyfield, mußte aber wegen der seinen Gönner, den König, betreffenden Verfolgung Alles aufgeben, und starb am 16. Dec. 1659. Er schrieb problemata theologica und Miscellanea theologiae, beides Lugd. Bat. 1630\*\*\*). (R.)

HIGH (hoch) findet man in mehreren aus dem Engl. entlehnten zusammen gesetzten Wörtern; in der Encycl. hat man sie in der Regel unter dem Worte zu suchen, welchem High vorgesetzt ist, nur wenige bedurften einer Berücksichtigung in ihrer ursprünglichen Gestalt oder unter Hoch. (R.)

HIGHAM (John), ein engl. Mönch, wahrscheinlich Franziskaner des 17ten Jahrh., lebte meist außerhalb seiner Heimath und übersetzte meistens ascetische Schriften ins Engl. aus dem Spanischen †). (R.)

\*) Der vollständige Titel dieses Werkes ist: Historiae Britannicae, Saxonicae, Anglo-Danicae Scriptores XV; nec non Historiae Anglicanae Scriptores V, ex vetustis Codd. MSS; editi, et in unum collecti opera et studio Th. G. Oxon. & theatr. Sheldon. 1691 et 1687. 2 Voll. fol. Der 2te Theil dieses Werkes erschien früher, als der erste; aber der Herausgeber machte deswegen Jenen zum 2ten, weil spätere Schriftsteller in denselben aufgenommen waren. Im 1ten Theile dieser Sammlung nun ist unter Nr. 5. obiges Werk enthalten mit dem Titel: Ranulphi Higdeni polychronicon, sive de rebus Britannicis et Hibernicis usque ad Conquestam. (St.)

\*\*) Forrius de hist. lat. III. Wharton et Corius in append. ad Cave hist. lit. Oudin. de script. eccles. T. III. Balaeus de script. Britan. Gberis bibliog. var. s. v. Polycronicon.

\*\*\*) Crabb Univers. histor. diction. Vol. II. unt. d. B. u. Watt's bibl. Brit. Vol. I. 495.

†) Lond. 1575 u. 1578. 2 Tlfe. 4. (nach Watt's bibl. Brit. I. 495; Crabb unt. d. B. hat 1587.) Die frühern Ausgaben des Werkes erschienen 1563, 1571 u. 1574. ††) Crabb u. Watt a. a. O. Wgl. auch Adelung's Forts. zu Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd., 2000.

\*) Watt a. a. O. unt. d. B. Higgins. Wood Athen. Oxon. u. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1594.

\*\*) Biogr. univ. T. XX. (von Lefebvre Cadavy u. Nime Gullon).

\*\*\*) Crabb univers. histor. diction. Vol. II. u. d. B., Watt's bibl. Brit. I. 495., Wood Athen. Oxon. u. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1594.

†) Watt's bibl. Brit. I. 495, Granger's Biogr. Hist. I. 377. u. Adelung's Forts. zu Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 2000.



**HIGHAM-FERRERS**, Burgflecken (Borough) in England, in Northamptonshire, mit dem Wahlrecht für 1 Parlamentsmitglied \*). (Benicken.)

Highchurch (hohe Kirche), s. England.

**HIGHGATE**, Hafen auf der Ostseite des Champlain-See im Canton Franklin, eine teutsche Meile von der Nordgränze des States Vermont (vereinigte Staaten von Nordamerika), 1374 Einwohner, starker Schleichhandel mit dem nahen britischen Nieder-Canada.

(C. N. Röding.)

Highgate Harz (Mineral.), s. Copal (fossil) 1ste Sect. XIX. S. 247.

**HIGH-ISLAND**, eine der südlichen Inseln des Gesellschafts-Archipels, unter 28° 42' südl. Br. und 230° 18' östl. Länge von Ferro, von dem Briten Broughton 1791 entdeckt und also benannt, 1797 vom Briten Bass besucht und Davitas genannt, 1823 auch vom Russen Lasarew aufgefunden. Ihr einheimischer Name soll Kayvovai seyn, sie ist hoch gelegen, bewaldet, und bewohnt vom Abkömmlingen der Malaienrasse, deren Sprache der von Tahiti gleich ist. (Benicken.)

**HIGH KNOLL**, Berg auf der Insel St. Helena, von 1903 Fuß Höhe. (R.)

**HIGHLAND**, Canton im State Ohio (vereinigte Staaten von Nordamerika), nördlich vom Ohio-Flusse, nur durch den Canton Brown davon getrennt, 1820: 12,308 Einwohner. Ein hoch liegendes, gesundes, waldiges Land, trefflich für Viehzucht und Obstbau. Der Hauptort Hillsborough, Postamt mit 90 Häusern und einer Akademie, 11 teutsche Meilen östlich von Cincinnati und 7 teutsche Meilen südwestlich von Chellicothe.

(C. N. Röding.)

Highlands (Hochlande), s. Scotland.

**HIGHMORE**, 1) Joseph, ein engl. Bildnißmaler, welcher durch die Vollkommenheit seiner Bildnisse sich einen berühmten Namen erworben hat. Er lebte unter der Regierung Königs Georg II., dessen Bildniß er im großen Ornat 1727 malte. Auch hat er für das große Kindelhaus zu London Hagar und Ismael in einem großen Gemälde dargestellt. Er starb 1780 nach einer 46jährigen Thätigkeit in seiner Kunst. Ubrigens haben nach ihm Vertue, Faber u. A. gestochen; von ersterem ist besonders das zwar kleine Bildniß des William Barterzart vollendet \*\*). (Frenzel.)

2) Nathaniel, ein engl. Arzt, geb. den 6. Febr. 1613 zu Fordingbridge in Hampshire, bildete sich zu Oxford, promovierte 1642, ließ sich zu Sherborne in Dorsetshire nieder, wo er in seiner Praxis viel Ruf erlangte, und starb am 21. März 1684. Obschon für ihn die Gelegenheit zu Sectionen sehr beschränkt war, beschäftigte er sich doch fleißig mit der Anatomie und machte etliche Entdeckungen, welche seinen Namen verewigen (s. d. Art. Highmore'scher Körper und Highmore's

Höhle). Die Ergebnisse seiner Studien legte er in einigen Schriften nieder. Die wichtigste ist *Corporis humani disquisitio anatomica* (Hag. 1651. fol.); doch sind seine Beschreibungen darin zu kurz, die Zeichnungen von Vesalius entlehnt. Seine *exercitationes duae, quarum prior de passione hysterica, altera de affectione hypochondriaca* (Oxon. 1660. 12. u. Lond. 1670. 4.) enthalten viele physiologische Hypothesen, welche von Dr. Willis angegriffen, aber von Highmore in einer Antwort: *de hysterica et hypochondriaca passione* (Lond. 1670. 4.) verteidigt wurden. In seiner *History of generation* (Lond. 1661. 8. u. 12.) beurtheilt er die verschiedenen Ansichten über die Erzeugung, besonders aber die Meinung von D. Renelm Digby \*). (R.)

**HIGHMORE'SCHER KÖRPER** (Highmore'sches Hauptausführungsgesäß des Samens, Kern des Hodens, Hodenkern, Samengefäßnetz, *Corpus Highmori*, s. *Highmorianum*, *Radix epididymidis*, *Nucleus testiculi*, *Corpus nervosum in medio testis*, *Ductus in medio testis corpore*, *Ductus Highmori*, s. *Highmorianus*, s. *nervosus*, *firmitamentum vasorum testiculi*, *Corpus olorum*, *Meatus seminarius*, *Textus albens*, *Membrana connectens testem et epididymidem*), ein länglicher häutiger Kanal an der dem Nebenhoden zunächst gelegenen Seite des Hodens der Thiere. Daß dieser von Highmore (*disquisit. anatom. in corp. human. Hag. 1651. lib. I. p. 4. c. 2.*) zuerst, jedoch unvollständig, beschriebene Körper sich nicht im Menschen vorfinde, wie früher angenommen wurde, hat Regner de Graaf im J. 1668 zuerst gezeigt.

(Wiegand.)

**HIGHMORE'S HÖHLE** (*Maxillars* oder *Oberkiefer*, oder *Kiefer*, oder *Kinnbackenhöhle*, *Höhle des Kinnbackenbeins*, *Schleimböhle des Oberkiefers*, *Antrum Highmori*, s. *maxillare*, s. *Highmorianum*, s. *genae*, *Sinus maxillaris*, s. *spongioso-palatinoethmoideo-maxillaris*, *Sinusitas maxillaris*, *Sinus ossis maxillaris*, *Caverna* s. *cavernula ossis quanti maxillaris*), die geräumige Höhle im Körper jedes Oberkiefers. Diese schon vor Nathaniel Highmore bekannte \*\*\*) Höhle erhielt jenen Beinamen, weil dieser shaftesbury'sche Arzt sie zuerst genauer beschrieb und auf mehrere regelwidrige Vorgänge in derselben aufmerksam machte (*Highmori in corp. human. disquis. anatom. Hag. 1651. lib. V. part. 2. cap. 1.*). Vgl. Kiefer. (Wiegand.)

**HIGH PEAK**, eine 3019 rheinl. Fuß über der Meeresfläche ragende Spitze des romantischen Catskill-

\*) Ausführl. Beschreib. gibt *Ross Cyclop. Vol. XVIII. (R.)*

\*\*) Sehr ausführlich verbreitet sich über ihn *Ross Cyclop. Vol. XVIII. unt. d. B.*, wo auch seine Schriften aufgezählt werden, welche außerdem *Wass (Bibl. brit. Vol. I, 495.)* verzeichnet. (R.)

\*) *Ross u. Watt a. a. D. Crabb univers. histor. diction. Vol. II. unt. d. Art. Jöcher's Gelehrtenl. 2r Bd. 1445. unt. d. B. Highmore.*

\*\*) So J. B. erwähnen schon dieser Höhle *Fosal (de corp. human. fabrica. I, 9.)*, *Eustachius (tab. anat. tab. 46. f. 6. 7.)*, *Fallopia u. A.*



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



nien und der Berengaria Fernandez natürlicher Sohn, erhielt von seinem Vater das weitläufige Gebiet von Hjar als eine Baronie, übte unter der Regierung der Könige Alfons III. und Jakob II. den größten Einfluß auf die Reichsverwaltung, und war in zweiter Ehe mit der Stifterinn des Klosters der Sepulchrinerinnen zu Saragossa, mit Marchesia von Navarra, einer natürlichen Tochter Theobalds I. von Navarra und der Marchesia Lopez de Ruda, verheirathet, daher auch seine Nachkommen dem Wappen von Aragonien jenes von Navarra beifügten. Seinem Sohne, Peter Fernandez de Hjar, vertraute König Jakob II. von Aragonien in dem heiligen Kriege, oder in dem Kriege von Almeria, gegen die Mauren, 1309, das große Panier der Kirche an. Diefes zweiten Peter Enkel, Peter, der vierte Herr von Hjar, hielt es in dem Bürgerkriege, nach König Alfons IV. Ableben, mit dem rechtmäßigen Thronfolger, mit König Peter IV. gegen die verwitwete Königin, trat aber später, im J. 1347, der Union von Saragossa bei, welche das Erbfolgerecht der Brüder des Königs gegen das seiner Tochter zu behaupten suchte, wurde in dem Treffen bei Epila, 1348, gefangen, und konnte nur durch ein Lösegeld von 80,000 Solb seine Freiheit wieder erlangen. Sein jüngerer Sohn, Peter Fernandez de Hjar, war einer der Anführer der aragonischen Truppen, die Heinrich von Trastamare in Sold genommen, um sich gegen seinen Bruder, Peter den Grausamen und den schwarzen Prinzen zu behaupten (1367), erhielt später die Grafschaft Montalvan, und wurde in seiner Ehe mit Isabella de Meria der Stammvater der Hjar in dem Königreiche Valencia, der Grafen von Aludia und Villanueva del Soto, der Barone von Falon und Gata. Des vierten Herren von Hjar älterer Sohn, Alfons, machte sich vornehmlich durch seine immerwährenden Fehden und Zwistigkeiten mit Martin de Luna bekannt; das ganze Königreich wurde durch sie ein Schauplatz der Unordnung und des Blutvergießens. Alfons starb den 3. Junius 1400; sein einziger Sohn, Johann I. verrichtete 1414 eine Gesandtschaft an dem Hofe Kaiser Sigmunds, und wurde 1421 als Vicekönig nach Calabrien geschickt, wo er Mileto mit Gewalt, Nicastro durch Kapitulation einnahm, und nach verschiedenen glücklichen Gefechten den Markgrafen von Cotrone, den Statthalter des Herzogs von Anjou und das Oberhaupt des in Calabrien so übermächtigen Ruffo, zwang, die Provinz zu räumen. Auch Johann hinterließ nur einen Sohn, Johann II. den siebenten Herren von Hjar, der sich in den Unruhen um den Prinzen Karl von Viana als einer seiner eifrigsten Anhänger auszeichnete, auch nach des Prinzen Verhaftung im J. 1461, wie König Heinrich V. von Castilien, dem sich eben die Catalonier unterworfen hatten, ein Bündniß zum Besten des erlauchten Gefangnen abschloß. Sein Beistand vornehmlich machte es den Castilianern möglich, Catalonien zu erreichen, gleich wie er hinwiederum sich ihrer bediente, um sich einen großen Theil des südwestlichen Aragoniens zu unterwerfen; nachdem er Caselotte mit stürmender Hand, Alcagniz und Aliaga nach kurzer Be-

lagerung, Rubielos und Carrion durch Schrecken gewonnen, konnte er seine Streifereien bis an die Thore von Tortosa ausdehnen (1462). Da er indessen bald entdeckte, daß auf den König von Castilien nicht zu bauen, daß die Catalonier allein zu schwach seien, suchte er allgemach wieder einzulenken: diese Gesinnung blieb dem Könige von Aragonien nicht verborgen, und der staatskluge Johann hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als einen Vasallen, der zu mächtig war, um überwältigt zu werden, durch Gnadenbezeugungen zu gewinnen, welchen der von Hjar keines Wegs zu widerstehen mußte. So wurde er denn 1464 mit dem Könige ausgesöhnt, aus dessen Hand er auch 1474 Aliaga, südöstlich von Hjar, als eine Grafschaft empfing, so wie 9 Jahre später, 1483, von König Ferdinand dem Katholischen die herzogliche Würde erhielt, während die Baronie Hjar in ein Herzogthum umgewandelt wurde. Sein jüngerer Sohn, Jakob von Hjar, blieb in dem Treffen bei St. Aubin-du-Cormier, 1488, indem er für die Franzosen stritt; der Ältere, Ludwig I. Fernandez, ließ Belchite, nordöstlich von Hjar, im J. 1498 zu einer Grafschaft erheben, und starb, 89 Jahr alt, den 27. April 1717, daß er also seinen einzigen Sohn, Johann, überlebte, und zum Nachfolger im Majorat seinen Enkel, Ludwig II., den dritten Grafen von Belchite (denn des herzoglichen Titels bediente sich dieser niemals) hatte. Ludwigs Sohn, Johann Franz Christoph Ludwig Fernandez de Hjar, ließ Hjar neuerdings von König Philipp II. zu einem Herzogthum erheben, war in erster Ehe mit Anna de Mendoza, der zweiten Gräfinn von Galve, in anderer Ehe mit Francisca de Castro y Sinos, Gräfinn von Wolfogona, verheirathet, und starb den 13. April 1614, wiewohl er durch Cervantes gewisser Maßen unsterblich gemacht worden. Denn allem Anscheine nach, ist dieser Herzog von Hjar der ungenannte Herzog, an dessen Hofe Don Quixote einige seiner amthigsten und wundersamsten Abenteuer bestand, und von dem Sancho die Statthalterschaft Barataria (vermuthlich ist Belchite gemeint) empfing. Des Herzogs zwei Kinder erster Ehe, Martin, dritter Graf von Galve, der mit Francisca de Luna in kinderloser Ehe gelebt, und Hieronyma, vierter Gräfinn von Galve, die mit dem ersten Markgrafen von Eliseda, mit Roderich Gomez de Silva verheirathet, waren ihm in die Ewigkeit vorausgegangen, die älteste Tochter der zweiten Ehe, Maria Stephonie, blieb unverheirathet, die sämmtlichen Besitzungen des Hauses Hjar, Bezara oder Lecera, zwischen Hjar und Belchite, Aliaga, Belchite, Wolfogona fielen daher an die jüngste Tochter, Isabella Margaretha, die sich im J. 1622 mit Roderich Sarmiento de Silva Villandrando, achtem Grafen von Salinas und Ribateo, zweitem Markgrafen von Abenquer, verheirathete. Roderich, der durch diese Ehe, und als Herzog von Hjar, den ersten Großen der Monarchie gleich gestellt worden, strebte nach höhern Dingen, ihn gelüstete nach dem Posten eines Premier-Ministers, und daß ihm dazu Ludwig von Haro vorgezogen worden, konnte er so wenig diesem glücklichen Mitbewerber, als dem Könige selbst verzeihen,



auch hatte ihn Philipp IV. noch außerdem schwer gekränkt, indem er sich mit Abscheu weg gewendet, als der Herzog eines Tages die abscheulichen Künste eines seiner Diener gerühmt, und vorgeschlagen, durch diesen Menschen, der ein Portugiese von Geburt, den rebellischen Herzog von Braganza vergiften zu lassen: so warf sich denn Roderich in des kühnen Verschwörers, Karl von Padilla, Arme. Es wurde unter ihnen beschlossen, die Monarchie zu theilen: Catalonien und Navarra sollte der König von Frankreich, den man auf diese Art für das Unternehmen interessiren wollte, haben, mit Aragonien wollte der Herzog von Hijar sich begnügen; Castilien wurde dem Herzoge von Braganza zugesacht. Der König sollte ermordet, die Infantinn Maria Theresia, die nächste Thronerbin, indem kein Prinz vorhanden, entführt, und mit des Herzogs von Braganza ältestem Sohne verheirathet werden. Das Geheimniß wurde durch einen Brief Padilla's an seinen Bruder in Mailand verrathen, der Hof ließ die Verschwornen, in so fern sie darin bezelchnet, und demnach auch den Herzog einziehen. Er wurde auf das Schrecklichste gefoltert, um die Namen anderer Mitschuldigen zu erpressen, so schrecklich und unhaltend, daß selbst die Henker ermüdeten; aber er widerstand der Marter. Nach spanischen Gesezen mußte man ihm also das Leben lassen, dagegen wurde er zu ewigem Gefängnisse in dem Schlosse von Leon, wo er auch in hohem Alter verstarb, verurtheilt. Sein ältester Sohn, Jakob Franz Victor, folgte ihm als vierter Herzog von Hijar, Lezara und Aliaga, als neunter Graf von Salinas, Ribadeo, Belchite, Castellos und Wolfogona, erhielt von dem Könige den Orden des goldenen Vlieses, ferner am 10. Jan. 1655 das Großkammereramt von Aragonien, welches lange in dem Hause der Grafen von Castago gewesen, ums J. 1681 das Amt eines Vicekönigs und General-Kapitans von Aragonien; war in erster Ehe mit Anna Henriquez, in der andern mit Marianna Pignatelli, in der dritten mit Theresia Pimentel verheirathet, überlebte aber beinahe alle seine Kinder, so daß ihm nur eine Tochter aus der zweiten Ehe verblieb. Diese, Johanna Petronella de Silva Aragon Sarmiento y Villandrando, siebente Herzoginn von Hijar, zehnte Gräfinn von Salinas, Ribadeo, in Galizien, Belchite, Wolfogona und Guimara, Vizcondessa von Illa, Canet und Ebol, vermählte sich den 7. Dec. 1688 mit ihrem Vetter, dem dritten Markgrafen von Drani, Friedrich von Silva y Portugal, von dem eine zahlreiche Nachkommenschaft, schritt aber nach dessen Ableben zur zweiten Ehe mit Ferdinand Pignatelli, des Fürsten von Montecorvino jüngeren Sohne. Aus dieser zweiten Ehe sind die neueren Herzoge von Hijar entsprossen. (v. Stramberg.)

Hiisi, s. Hyse.

HIKANOS, wird unter einer Reihe von 26 Künstlern, welche Statuen von Athleten, Kriegeren, Jägern und Opfern aus Erz verfertigt haben, aber ohne Zeitbestimmung oder anderweitige nähere Bezeichnung angeführt. (Plin. Hist. Nat. Lib. XXXIV. 19. u. 34.)

(J. Horner.)

HIKARKOR, Hauptstadt im Reiche des Burch Salof (s. d. Art.) (R.)

Hikerynussbaum, 1) Bot. s. Nicorius; 2) Warent. s. Wallnuss.

HIKESIA, HICESIA (*ixesia*), ein, besonders von den griechischen Ärzten, sehr gerühmtes, jetzt obsoletes Pflaster wider Kröpfe, Geschwüre, Affektionen der Milz, so wie wider Glieder- und Kreuzschmerzen. Es bestand aus Silberglätte, Öl, Essig, Grünspan, Lannennrinde, Eberwurzel (*Radix Chamaeleontis*), Euphorbium, Hypocistensaft, Nebenwachs, Ingwer, Bertram, Alant und Wachs. (Wiegand.)

HIKESIA, HICESIA, ist ein von Ptolemaeus III, 4. erwähntes Eiland; das nahe bei den sieben adolischen Inseln zwischen Sicilien und Italien liegt und jetzt Panaria genannt wird. (Kanngiesser.)

HIKESIOS, HICESIUS, auch ICESIUS, ums J. 50 vor Ehr. blühend, stand in Smyrna an der Spitze einer medicinischen Schule, der so genannten Erasistrater, so genannt, weil sie sich an die Grundsätze des berühmten Arztes Erasistratus hielten, über welchen J. Matter in Essai Historique sur l'école d'Alexandrie Tom. I. p. 116. berichtet. S. d. Art. Erasistratus. Hikesios war, nach Plinius Ausdruck, ein Arzt von nicht geringem Ansehen. Nach dem, was Dioscorides und Plinius von ihm anführen, hatte er über die Heilkräfte und Eigenschaften der Kräuter und der Medicamente überhaupt Untersuchungen angestellt und die Ergebnisse, wahrscheinlich in dem von Atheneus angeführten Werke *περί υγιεινής, de materia medica*, nieder gelegt. Auch über die Behandlung und Zubereitung des Weines hatte er eine Anweisung hinterlassen. Seine Schriften sind verloren gegangen \*).

(Pet. Friedr. Kanngiesser.)

HIKETAON (*Ἰκετάων*), ein Sohn des kinderreichen Laomedon und der Strymo, einer Tochter des Flußgottes Salamander im troischen Gebiet, ein tapferer Held, *ὄσος Ἄργος\*\**). Er lebte zur Zeit des troischen Krieges, und begleitete als erfahrener Greis Priamos nach der fläischen Warte. (Schlinke.)

HIKETAS oder ICETES (bei Cicero Acad. Qu. II, 39., in einigen Handschriften Nicetas) von Syrakus, der gewöhnlichen Angabe nach, einer der ältern Pythagoreer, welchem Cicero in der angeführten Stelle nach Theophrast die Lehre von der schnellen Bewegung der Erde um ihre Axe beilegt, da er hingegen alle andern Gestirne am Himmel für ruhend gehalten haben soll. Unbestimmter schreibt ihm Diog. Laert. (VIII, 85.) die Kreisbewegung der Erde zu, welche Lehre aber von B d d dem Philolaus zugeignet wird \*).

(Wendt.)

Hiksos, Hicsos, s. Hyksos.

HIKSSPITZE, Worgebirge auf der Ostseite von Neuholland (s. d. Art.) (R.)

\*) Vgl. Dioscorides III. c. 167. Strabo XII am Ende. Plin. XIV, 24. XX, 17. XXII, 18. XXVII, 14. Tertullian. de anima 25.

\*\*\*) Apollodor. III, 12. 4. Hom. II. XX, 237.

\*\*\*\*) Philol. S. 115 ff. vgl. S. 122 u. de Plat. syst. cael. glob. et astron. Philol. p. XI.



HILA nennt Benjamin von Tudela eine Stadt Babylonien, südlich von Babel auf der Straße von Bagdad nach dem Flusse Chobar (Chaboras).

(A. G. Hoffmann.)

Hila, f. Amboina.

Hilaea, f. Eleia.

HILADES (HELADES), Inseln im Kaspiſchen See, die nur Ptolemäus (Geogr. I.) nennt, und als an der Weſſeite zwiſchen den Mündungen des Rha (Volga) und des Cyrus (Kur) gelegen beſchreibt. Wahrſcheinlich die Inſelgruppe, die der Mündung des Terel gegenüber liegt, und außer den beiden Inſeln Aſchetſchen und Uſſcha noch einige kleine namenloſe Eilande zählt.

(Benicken.)

Hilaeira, f. Leukippiden u. Dioskuren.

Hilahoun, f. Lahoun (el).

Hilaira, f. Leukippiden u. Dioskuren.

HILAIRE, 1) François Xavier Bou de St. Hil, f. Bon.

2) de St. Hil., franz. Arzt in der erſten Hälfte des 18ten Jahrh., bekannt durch ſeine Anatomie du corps humain avec les maladies in 2 Bden. 8., welche mehrere Auflagen erlebte (die 3te 1698) und einen neuen Verſuch, das Eiſen zu bereiten, Neige de Mars betitelt \*).

3) de la Rivière (Isaac Hil), aus Rouen gebürtig, im Anfange des 17ten Jahrh., bekannt durch ſeinen in Utrecht 1613. 4. erschienenen Speculum heroicum — Homeri & e. arguments XXIV LL. Iliados, in quibus veri principis imago poetico exprimitur in lateiniſchen und franzöſiſchen Verſen mit Kupfern von Credpin de Paſſe \*\*).

(R.)

HILAIRE (St.) DU HARCOURT, Marktfleden in Frankreich, am Derow, im Dep. de la Manche, mit 2500 Einw. und bedeutenden Gärbereien. (Benicken.)

HILAL, HELAL, BENI HILAL (بنی هلال), wofür man auch beni Halal geſchrieben findet, ein ſchon von Edriſſi erwähnter merkwürdiger, ehemals glorreicher, freier, jezt verarmter und räuberiſcher Stamm der Araber von der Gränze von Hedſchaz und Jemen, alſo zwiſchen 17 u. 18 Gr. nördl. Br. \*\*\*). Aus Niebuhrs Erzählungen †) ſieht man, daß dieſe Araber zu den von Mohammed nicht beſiegten Ureinwohnern gehören. Sie gelten für arabische Heiden, und haben eine eigene ſchmerzhaſte Art von Beſchneidung im Gebrauch, welche darin beſteht, daß ſie, außer der Beſchneidung der Vorhaut, noch einen Schnitt der Länge nach vornehmen; ja ſelbſt einen Theil der Haut des Unterleibes abnehmen. Sie rühmen ſich ihrer Pein, und erzählen, daß derjenige, welcher beſchnitten werden ſolle, eine Lanze auf dem Fuße halten, und deren Spitze ſo lange unverwandten Blickes anſehen müſſe, biß die ſchmerzhaſte Operation

vollendet ſei. Vgl. d. Art. Alilaei, von denen die Halal oder Hilal abgeleitet werden müſſen. (Romml.)

Hilal, f. Helal.

HILALI, HELALI, 1) Beinamen des Abu Ajaſ ben Korrah el Babri, eines arabischen Gelehrten zur Zeit des Hedſchadſch, des bekannten Feldherrn der omajjidischen Kalifen Abdolmalek und Walid. Sein Vater, welcher Zeitgenosſe des Muhammed geweſen, wurde ſein Lehrer, wie auch Ajaſ ben Malek. Ibn Korrah's Gedächtniß war ſo ausgezeichnet, daß es bei den Arabern zum Sprichwort geworden iſt. Hedſchadſch ließ ihn hinrichten \*).

2) hieß ſo ein perſiſcher Dichter, welcher von einer ſchagataiſchen Familie ſtammt, zu Aſtrabad erzogen wurde und ſich zu Herat in Chorasan niederließ, bekannt als Verfaſſer von 3 Meſnewi (f. d. Art.), nämlich: der Schah und der Derwiſch, Eigenſchaften der Liebenden (Sifatol aſchikin) und Leila und Meſchnun. Das erſte, deſſen Gegenſtand eine ſentimentale Liebe zwiſchen dem Schah und dem Derwiſch iſt, wird am meiſten geſchätzt; Zartheit der Empfindung, Achtung des Sittlichen, reiche und prachtvolle Schilderungen, einfache und zarte Darſtellung ſind die hervorſtehendſten Eigenſchaften. Dieſelbe Idee war zwar ſchon früher von Ibn Attar behandelt worden, allein Hilali ließ ſein Vorbild unendlich weit hinter ſich. Eine kurze Inhaltsangabe und einige intereſſante Bruchſtücke dieſes romantiſchen Gedichts gibt Joſ. v. Hammer †). In ſeinem zweiten Werke bezieht der Dichter alle Tugenden auf die Liebe; die Erklärer deuten es myſtiſch von der göttlichen Liebe ‡). Sonderbar iſt's, daß Hilali in ſeinem Glauben weder Sunniten noch Schiiten genügte; der Fürſt der Usbegen ließ ihn ſogar im J. 936 d. Hedſch. (1529 n. Chr.) als einen Schiiten hinrichten §).

(A. G. Hoffmann.)

HILARA (Insecta) Meigen. Tanzfliege. Eine Rückengattung unter Meigen's Familie Empidias gehörig, und von Latreille \*) in die Familie Tanystoma unter die Hauptgattung Empis Linne's (Empidos Latreille) eingeordnet. Die Kennzeichen ſind nach Meigen \*\*): Fühler vorgeſtreckt, dreigliederig; erſtes Glied walzenförmig; zweites napfförmig; drittes pfriemenförmig, zuſammen gedrückt, an der Spitze mit zweigliederigem Griffel; Rüssel vorſtehend, ſenkrecht, dick, kürzer als der Kopf; Flügel parallel auſliegend, an der Spitze mit einer ſchiefen Querader. Die Netzaugen ſind im Leben grün, und ſtehen bei dem Weibchen weiter aus einander. Auf dem Scheitel ſitzen drei Punktaugen. Der Mittelleib (Thorax) iſt eiförmig, mit Schulterbeulen, hinten mit aufgeworfenem Seitenrande, das Schildchen iſt ſchmal. Der Hin-

1) D'Herbelot Orient. Bibl. 2e Bd. S. 168. unt. d. Art. Korrah und S. 712. unt. d. W. Helal. 2) Geſch. der ſchön. Redel. Perſiens. S. 370—2. D'Herbelot a. a. D. S. 712. 3) Joſ. v. Hammer a. a. D. S. 368—72. u. D'Herbelot a. a. D.

\*) Régne animal. éd. 2. V. p. 460. \*\*) Systematiſche Beſchreibung der bekannten europäiſchen zweiflügeligen Inſekten. III. S. 1. Taf. 22. f. 1—5.

\*) Adelung's Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenl. 2e Bd. 2000.

\*\*\*) Adelung a. a. D.

\*\*\*\*) Vgl. außer Geogr. Nabienſis Clim. II. p. 5. Bochar's Phaleg et Canaan lib. II. c. 19. †) Beſch. von Arabien S. 279.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



seiner Heiligkeit in Palästina und dem benachbarten Syrien; Kranke kamen zu ihm, um wunderthätig geheilt zu werden, und mehrere Tausende wurden bewogen, das Mönchsleben nach seinem Beispiele zu ergreifen und sich nach ihm zu bilden. In Menge strömten die Menschen, selbst Bischöfe und angesehene Personen, zu ihm in die Wüste, gesegnetes Brot oder Öl zu empfangen. Weisend sagte er deshalb zu seinen Brüdern: „Ach! ich bin wieder ein Weltkind geworden, und habe meinen Lohn empfangen, da die Leute in Palästina mich so hoch ehren!“ Es konnte nicht fehlen, daß ein so heiliger Mann im Munde des Volkes zu einem Wunderthäter erhoben wurde: durch das Zeichen des Kreuzes brachte er das stürmende Meer zum Stillstehen, trieb die bösen Geister aus Menschen und Vieh, und erkannte schon an dem Geruche einer Sache, von welchem bösen Geiste sie besessen oder welchem lasterhaften Besitzer sie angehörte. Dieß und Anderes erzählt sein Zeitgenosse, der gelehrte, aber in gleicher Schwärmerei besangene Hieronymus, der sein Leben beschrieben hat<sup>1)</sup>. Auch hatte nach ihm Hilarion göttliche Offenbarungen, und nach seinem Tode geschahen noch bei seinem Grabe und seiner Zelle täglich Wunder, deren Wahrheit Hieronymus durch Zeugen zu beglaubigen sucht. Hilarion begab sich später auf kurze Zeit nach Aegypten, und brachte eine Nacht in der Einside des kurz zuvor gestorbenen Antonius zu. Auch hier war der Zubrang der Volksmenge zu ihm so groß, daß er demselben auszuweichen beschloß, sich daher einige Zeit in Sicilien und Dalmatien aufhielt und zuletzt auf die Insel Cypren begab, wo sein alter Freund Epiphanius 367 Bischof von Constantia geworden war. Er setzte hier sein einsames Leben fort und starb endlich im J. 371. Seinen Leichnam soll ein anderer Heiliger, Namens Hesyhius, gestohlen und in sein Vaterland Palästina gebracht haben, wodurch ein Streit zwischen den Palästinentern und Cypriern über den Besitz dieses Kleinodes entstand; an beiden Orten that er jedoch Wunder.

Wichtiger als dieses ist es, daß Hilarion durch sein Beispiel und den Ruf seiner Heiligkeit der Begründer des Mönchswesens in Palästina und Syrien wurde: in Palästina vorzüglich begaben sich eine Menge Christen in die Einsamkeit, bauten sich Zellen und lebten unter der Aufsicht des Hilarion, der sie zuweilen besuchte, und sie wiederholt an die strenge Beobachtung des Grundsatzes erinnerte, nicht den mindesten Vorrath an Nahrungsmitteln u. s. w. aus Sorge für den kommenden Tag aufzubewahren. Er selbst soll seit dem Anfange seines asketischen Lebens nie Etwas von einem Thiere gegessen, nur einmal Jerusalem besucht (ein Beweis, daß er entweder den vermeintlichen Nutzen der Wallfahrten an heilige Orte noch nicht kannte, oder keinen Werth darauf legte)<sup>2)</sup>, und selbst Heiden und Saracenen zum Christenthume belehrt haben<sup>3)</sup>. (Lobegott Lange.)

HILARION, ist der Name zweier, durch literarische Arbeiten bekannt gewordener Kapuziner. Der ältere, aus Mailand gebürtig, lebte in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. und schrieb: *Elogia et icones plurimum virorum, qui in ordine Minoritano, ante reassumptam a Capuccinis veriorem habitus formam, eodem induti floruerunt.* Milan. 1664. fol. — Der jüngere, aus Molai in Burgund, mit seinem Familiennamen Carnos, starb in seinem 82sten Jahre, den 20. Sept. 1719 zu Dijon. Von ihm hat man: *La gloire du tiers-ordre de S. François, ou l'histoire de son établissement et de son progrès.* Lyon. 1694. 4. \*) (Baur.)

Hilarios, s. Hilarius.

HILARITAS (Heiterkeit, Fröhlichkeit), wird auf römischen Münzen als ein weibliches Wesen und zwar stehend mit einem langen Palmzweige in der rechten und dem Horne des Überflusses in der linken Hand dargestellt. Auf den Münzen der Julia, Gemahlin des Septimius Severus, ist außerdem auf jeder Seite der Hilaritas ein Kind angebracht, auf denen der Faustina dagegen und des Markus Aurelius nicht. (R.)

HILARIUS, ein Maler aus Bithynien, der unter dem Kaiser Valens (Jahr 364—379) zu Athen nicht nur als Künstler, sondern auch als Gelehrter berühmt war und mit seiner Familie auf dem Lande von Barbaren ermordet wurde. Wenn Eunapios †) den Hilarios dem berühmten Euphranor gleich stellt, so mag wohl darin einige Übertreibung liegen. (J. Horner.)

HILARIUS (Papst) aus Sardinien gebürtig, wohnte im J. 449 als Diakon und Abgeordneter des röm. Bischofs Leo I. oder des Großen dem Concilium zu Ephesus bei, gelangte dann zur Würde des Archidiacons der röm. Kirche und nach Leo I. Tod im J. 461 zum röm. Bischofsstuhle, den er bis zum J. 468 besaß. Schon unter seinem Vorgänger durch thätige Theilnahme an den Verhältnissen der abendländischen Kirche in ihrer Stellung zur römischen in die Richtung aller Bestrebungen der letztern hingeleitet, durch welche sie sich den Vorrang unter allen Kirchen des Abendlandes zu erringen suchte, verfolgte er mit demselben festen Blicke auf das vorstehende Ziel die Bahn seines Vorgängers. Vor Allem strebte er den Grundsatz festzuhalten und in den Verhältnissen der Kirche geltend zu machen, daß es der röm. Kirche zukomme, auf die Rechtgläubigkeit in der Lehre und auf die Aufrechterhaltung und strenge Beobachtung der von den Vätern überlieferten Gesetze der Kirche mit wachsamem Auge zu halten. Daher suchte er auch in allen Fällen jede Veränderung in kirchlichen Angelegenheiten von dem Willen und wenigstens der Zustimmung des röm. Stuhles abhängig zu

lib. III. c. 14. lib. V. c. 15., unter den Neuern Tillemont. Mémoires. Tom. VII. P. III. Vergl. Schröckh Kirchl. Gesch. V. Th. S. 157 fg.

\*) Bernardi a Bononia Bibl. Capuccin. Abhandlung 3. u. 4. S. 67.

†) De vitis sophistarum in vita Prisci. p. 94.

1) Vita S. Hilarion. Tom. IV. Opp. P. II. ed. Bened. 2) Hieronym. ep. XLIX. 3) Ausführlich schildert das Leben dieses Heiligen, außer Hieronymus und Sozomen, hist. eccles.



machen, wie er z. B. bewies, als Rustikus, Metropolitan von Narbonne, seinen Archidiaconus Hermes zu seinem Nachfolger ernannte und dieser nach jenes Tod wirklich in dessen Würde eintrat, ohne daß des röm. Bischofs Einwilligung für nöthig befunden ward, weshalb Hilarius die Erhebung dieses Bischofs als den Kirchengesetzen zuwider und für unkanonisch erklärte, obgleich er endlich für angemessen fand, ihn in seinem bischöflichen Amte anzuerkennen, doch mit Beraubung seiner Metropolitanwürde; denn diese Bestrafung kraft der Auctorität der röm. Kirche über den „durch eine verdammungswürdige Verwegenheit“ erhobenen Bischof verfügt und bewirkt zu haben, schien schon ein hinlänglicher Gewinn für die Vermehrung der Macht und des Einflusses des röm. Bischofs, zumal da die Zwistigkeiten vieler andern Bischöfe Galliens z. B. von Bienne, Arles u. a. noch vielfache Gelegenheiten darboten, die Sprache eines obersten Richters und die Gebote eines über Kirchengucht und Kirchengesetz wachenden Obergebieters von Rom aus geltend zu machen. Meistens fügten sich die Bischöfe Galliens auch mit demüthiger Bereitwilligkeit in die Entscheidungen des röm. Bischofs und wo Widerspruch Statt fand, mußte Hilarius die Auctorität und Vollmacht seines Stuhles durch Berufung auf kaiserl. Edikte zu befestigen. Noch weiter ging er in der Behauptung seiner kirchlichen Obermacht in Spanien, dessen Bischöfe ihm ohne dieß auch mit noch ungleich größerer Ehrfurcht und fast slavischer Untergebenheit namentlich bei Besetzung neuer Bischofsstellen entgegen kamen und um seine Bestätigung und Genehmigung baten. Und je erniedrigender die Schmeichelei und je knechtischer die Unterwürfigkeit war, welche diese Bischöfe, namentlich der Metropolitanbischof Aklantius zu Tarragona, in ihren Briefen an den röm. Bischof aussprachen, um so mehr glaubte dieser den ihm von jenen Bischöfen allgemein zuerkannten Primat und die ihm zugestandene Obergewalt in kirchlichen Dingen gegen sie in Wirksamkeit treten lassen zu können. Auch hier setzte sich Hilarius mit allem Nachdrucke dem Rechte entgegen, nach welchem ein Bischof seinen Nachfolger in der bischöflichen Würde ernennen könne<sup>1)</sup>, wie dieß vom Bischofe Rumbinarius zu Barcellona geschehen war. Nicht minder eifrig zeigte sich Hilarius kurz vor seinem Tode in dem Bemühen, den Kaiser Anthemius, der durch einen seiner Günstlinge Philotheus, von der Sekte der Macedonianer (welche die Gottheit des heil. Geistes läugneten) zur Duldung und freien Religionsübung aller christlichen Sekten in Rom bewogen worden war, zum Widerruf dieser Religionsfreiheit zu bewegen, was ihm wirklich auch gelang. Schriften hat Hilarius nicht hinterlassen, außer daß eines Briefes de fide catholica erwähnt wird, worin er die nicänische, ephesinische und chalcedonische Synoden bestätigt und den Eutyches, Nestorius und Dioskurus verdammt<sup>2)</sup>. Er that Manches für Bibliotheken und verwandte ansehnliche Summen auf den Ausschmuck und für Geschenke an die Kirchen zu Rom. (Voigt.)

HILARIUS, Bischof von Arelate (Arles) im südlichen Frankreich, geboren um 401, ein sowohl durch Mönchsfrömmigkeit, als durch redlichen Eifer in seinem geistlichen Berufe und durch standhafte Vertheidigung seiner geistlichen Gerechtsame gegen die Eingriffe des römischen Stuhls ausgezeichneten Kleriker des 5ten Jahrhunderts. Auf Zureden seines Verwandten, des Abtes Honoratus auf der Insel Lerina (jetzt von jenem Abte St. Honorat genannt), entschloß er sich im J. 426 zu dem einsamen Leben und bildete sich darin unter Anleitung des Honoratus in dessen Kloster. Letzterer ward bald darauf Bischof von Arelate, starb jedoch schon 429 und empfahl den Hilarius zu seinem Nachfolger, der auch, obschon nach langem Weigern, und erst durch ein göttliches Zeichen bewogen (wie sein alter Biograph erzählt), sich die Weihe ertheilen ließ. Er lebte als Bischof, wie früher, nach den Regeln mönchischer Enthaltsamkeit, stiftete eine Vereinigung von Lehrern seines Sprengels, welche hierin seinem Beispiele folgten, und verwaltete mit dem gewissenhaftesten Eifer das Predigamt und die Aufsicht über die Kleriker seines Sprengels. Seinen Eifer für die Erhaltung der kirchlichen Disciplin bestätigten die Beschlüsse mehrerer Synoden, die unter seinem Vorsteh als Metropolitan gehalten wurden. Auf einer Synode zu Nizy im J. 439 wurde der Bischof Armentarius von Ebrodunum abgesetzt, weil er gegen die kirchlichen Gesetze gewählt und geweiht worden war. Auf einer anderen Versammlung zu Arausio (jetzt Orange) im J. 441 wurden 80, theils die Kirchengesetze, theils das Verhalten der Kleriker betreffende Verordnungen festgesetzt, welche auf einer Synode zu Arles im J. 448 wiederholt bestätigt wurden<sup>1)</sup>.

Noch merkwürdiger aber, als durch diesen, damals schon seltener gewordenen Eifer für die Erhaltung und Beförderung der Kirchengucht, ist Hilarius durch den Streit geworden, in welchen er mit dem römischen Papste Leo wegen der Metropolitanrechte seines bischöflichen Sprengels verwickelt wurde. Die römischen Bischöfe, welche damals daran arbeiteten, als Nachfolger Peter's und Pauls die Grundpfeiler einer monokratischen Hierarchie zu legen und zu befestigen, suchten seit Bischof Patroklos von Arles, der sich an den Zosimus (von 417—19) gewendet hatte, ihre geistliche Macht auf die benachbarten Diöcesen Galliens auszudehnen, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen<sup>2)</sup>. Eine neue Gelegenheit zu einem solchen Versuche bot sich dem Papste Leo dar, welche für die römische Politik weit erfolgreicher hätte werden können, wenn nicht Hilarius durch Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit seine Gerechtsame zu wahren verstanden hätte. Dieser hatte es nämlich auf einer Kirchenversammlung zu Besontio (dem heutigen Besançon) dahin gebracht, daß Celidonius, wahrscheinlich Bischof dieser Stadt, abgesetzt wurde. Celidonius begibt sich nach Rom, um sich bei Leo darüber zu beklagen, und

1) Man s. Harduin. Act. Concil. T. I. p. 1747 sq. 1783 sq.

2) S. Bower's Gesch. d. röm. Päpste, übers. von Ram bach. — II. Th. S. 87 fg.

1) Platina p. 60. 2) Idem l. c.



gegen den Beschluß der Synode zu appelliren. Er fand williges Gehör; Leo nahm ihn, wie der Erfolg schließen läßt, sogleich in die Kirchengemeinschaft wieder auf, und vernichtete also den Beschluß der gallischen Synode, was ganz gegen die Gesetze der kirchlichen Disciplin war, da dem römischen Bischöfe weder ein Recht, über die Angelegenheiten auswärtiger Sprengel zu richten, zustand, noch durch ein Privaturtheil desselben ein Synodalbeschluß aufgehoben werden konnte. Hilarius, in der Meinung, daß das, was absichtliche Pottkil Rom's war, nur eine Folge der Überredung oder Übereilung seyn möge, reiste selbst zu Fuße und zwar bei kaltem Winter nach Rom, um den Papst in aller Ehrerbietung eines Besseren zu belehren, ihn zur Zurücknahme seines Beschlusses zu bewegen, und so allem weiteren Streite vorzubeugen. Natürlich war der Erfolg dieser Reise vergeblich: Leo erkannte in der Vertheidigung des Rechtes, welches H. auf seiner Seite hatte, nur Stolz und Anmaßung, sprach den Gelibonius von den Beschuldigungen, die seine Absetzung veranlaßt hatten, frei, und setzte ihn in sein Bisthum wieder ein. Diese Gelegenheit benutzten mehrere gallische Bischöfe, deren Feindschaft sich H. durch die Strenge, womit er sie beaufsichtigte, zugezogen hatte; sie brachten förmliche Klagen bei dem römischen Bischöfe gegen ihn an, und dieser erließ nun im J. 445 eines der bestigsten Schreiben <sup>7)</sup> gegen ihn an die Bischöfe der Provinz Vienne, in welchem er sie an die hohe Macht des apostolischen Stuhles, als des Stuhls Petri, des ersten der Apostel, erinnert, das Recht behauptet, Appellationen von auswärtigen Gemeinden anzunehmen und darüber zu erkennen, den Hilarius, als mehrerer Verbrechen schuldig, und wegen seiner Anmaßung gegen das Ansehen des allerheiligsten Petrus, von der Kirchengemeinschaft des apostolischen Stuhls ausschloß, ihn des Rechtes verlustig erklärte, Bischöfe zu weihen, Synoden zu berufen, und die kirchliche Aufsicht über die Provinz Vienne zu führen. Damit nicht zufrieden, wirkte Leo in demselben Jahre bei dem Kaiser Valentinian III. jene merkwürdige Verordnung an die gallischen Bischöfe aus, durch welche er vermöge des Primates des apostolischen Stuhles als Regent der ganzen Kirche anerkannt werden sollte und allen Bischöfen des römischen Reiches die Pflicht auferlegt wurde, nichts wider die alten kirchlichen Gewohnheiten, ohne Bewilligung des römischen Bischöfs, zu unternehmen, und wenn sie aufgefordert würden, vor dem Richterstuhle desselben zu erscheinen. Das Urtheil, welches Leo gegen den Hilarius ausgesprochen, wurde aufs Neue bestätigt <sup>8)</sup>.

Hilarius hatte nichts unversucht gelassen, um den Papst zur Billigkeit und Anerkennung der bestehenden Kirchenetze zu bewegen, und noch zuvor die drei Ältesten, Ravennius, Nectarius und Constantius, deshalb nach Rom gesandt. Leo beharrte auf seinen Entschei-

dungen, und eben so fuhr nun Hilarius fort, seine Rechte in jeder Hinsicht zu behaupten, bis er im Jahre 449 mit Tode abging <sup>9)</sup>.

Daß Hilarius wegen dieses Benehmens gegen den römischen Stuhl bei den Vertheidigern der Rechte desselben immer heftigem Tadel Preis gegeben blieb, kann nicht befremden, obschon sein Gegner Leo selbst nach dessen Tode ihm das Lob eines heiligen und rechtschaffenen Mannes zu ertheilen kein Bedenken trägt <sup>10)</sup>. Paschasius Quesnel fand sich deshalb veranlaßt, eine ausführliche Schutzschrift für den Hilarius zu schreiben, und es konnte nicht schwer fallen, bei einer freieren Ansicht von der Disciplin der alten Kirche und den Rechten der Bischöfe, wie sie sich immer in der Mitte der gallikanischen Kirche erhalten hat, die Ehre und das Verdienst des Bischöfs von Arles zu retten <sup>11)</sup>.

Als Quellen für die Geschichte des H. dienen die, zwar mit Wundern und Märchen ausgestattete, aber sehr alte Vita S. Hilarii Episc. Arelat., die oben Not. 1. genannten Synodalakten und die Briefe des Papstes Leo <sup>12)</sup>. Unter mehreren Schriften, welche diesem H. fälschlich beigelegt werden <sup>13)</sup>, verdient Auszeichnung der von ihm wirklich gehaltene Sermo de Vita S. Honorati Episc., seines Lehrers und Vorgängers im bischöflichen Amte, in welchem er zwar die Mönchsfrömmigkeit nicht genug zu preisen weiß, dabei jedoch in der Beredsamkeit sich vor den sonstigen Leistungen seines Zeitalters auszeichnet <sup>14)</sup>. Andere Schriften desselben, als Predigten auf alle Festtage des Jahres, die Erklärung des Symbolum u. s. w., sind verloren gegangen. (Lobegott Lange.)

HILARIUS, ein römischer Diaconus nach der Mitte des 4ten Jahrh., und Anhänger des Lucifer von Galazis, wurde von dem römischen Bischöfe Liberius im J. 354, nebst anderen Abgeordneten, an den Kaiser Constantius geschickt, um sich gegen die Partei der Arianer zu erklären, von diesem aber sehr übel aufgenommen, und, wie die Gegner der Arianer erzählen, sogar gemißhandelt; im folgenden Jahre wurde er, da er den Athanasius nicht verdammen wollte, nebst Liberius und Anderen des Landes verwiesen. Als Anhänger des Lucifer ging er sogar so weit, zu behaupten, daß die Taufe der Arianer, so wie aller Ketzer, ganz ungiltig sei, und daß daher die von ihnen Getauften, wenn sie sich zur rechtgläubigen Partei wendeten, erst von dieser die wahre Taufe erhalten müßten. Er hatte diese Meinung in einer verloren gegangenen Schrift de haereticis rebaptizandis vertheidigt, und Hieronymus nennt ihn deshalb

3) Leonis epist. X. p. 632. ed. Baller. 4) Die Widersprüchlichkeit dieses Verfahrens haben selbst katholische Gelehrte erwiesen. E. du Pin de antiqua Eccles. discipl. p. 206 sq. Tillemonts Mémoires T. XV. p. 83.

5) E. Bower a. a. D. S. 140 sq. 6) In der Epist. Leon. 106. 7) Dissertat. V. seu Apologia pro S. Hilario, Arelat. Episcopo, im Tom. II. Opp. Leon. M. ed. Baller. 8) E. dessen Opp. T. I., wo auch jene Vita steht. 9) Sie stehen in der Biblioth. Patr. Tom VII. p. 1228 sq. 10) Besonders hier ausgeg. von Gesebrard. Paris. 1578. Abgedruckt in den Act. Sanct. bei Holland. unter dem 15. Jan. und in d. Tom. I. der Opp. Leonis.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



den meisten Beziehungen, geschichtlich, ergetisch und dogmatisch, wie sie der kirchliche Glaube erforderte, darzustellen und gegen die Einwürfe der Arianer zu rechtfertigen sucht. Er nahm in seinem Ersil Antheil an der Kirchenversammlung zu Seleucia im J. 359, wo jedoch die Partei der Anomder durch die Gunst des Hofes die Oberhand behauptete; leitete eine Verbindung zwischen den gallischen und morgenländischen Bischöfen ein, deren Einige noch dem katholischen Lehrbegriffe treu geblieben waren, drang wiederholt auf eine Unterredung mit den arianischen Bischöfen, um zu sehen, wer siegen würde; und sprach dieß in einem zweiten Schreiben an den Kaiser Constantius im J. 360 (ad Constantium Aug. lib. II.) offen aus, worin er zugleich verlangte, der Kaiser möchte ihn seinen Gegnern, insbesondere dem Saturnin, gegenüber stellen, um zu erfahren, ob er eines Verbrechens beschuldigt und überwiesen werden könne. Man fand es daher für gerathener, einen so kühnen und selbst in seinem Ersil für die Sache seiner Partei unermüdet thätigen Mann aus jenen Gegenden und aus der Nähe des Hofes wieder zu entfernen; so erhielt er die Erlaubniß, in sein Vaterland zurück zu kehren. Hier ward er von den Anhängern seiner Partei und vorzüglich in seiner Vaterstadt mit Jubel empfangen, obwohl er mit großer Betrübniß bemerkte, wie sehr der Arianismus in Gallien um sich gegriffen hatte. Seine freiere Lage benutzte er ungesäumt, um eine der bestigsten Schriften wider den Kaiser Constantius (contra Constantium Imperat. liber) bekannt zu machen, den er mit den bittersten Vorwürfen und Schimpfreden überhäuft, mit dem Nero, Herodes, dem Antichrist u. s. w. vergleicht. Nachdem er sich in seinem Vaterlande sicher glaubte, und auch die Verhältnisse der neuen Staatsregierung eine freiere Thätigkeit gestatteten, suchte er theils durch Kirchenversammlungen in den verschiedenen Diocesen, theils durch Streitschriften gegen die Gegner, den Arianismus nach und nach auszurotten, und erstreckte diese seine Bemühungen bis auf Italien, wo er sich mit dem Bischöfe Eusebius von Vercella zu diesem Endzwecke vereinigte. Ein Hauptaugenmerk richtete er später auf den des Arianismus verdächtigen Bischof Aurentius von Mailand, wo sich damals der Kaiser Valentinian aufhielt. Aurentius, der bei dem kaiserl. Hofe in großem Ansehen stand, war nicht ohne Grund des Arianismus angeklagt worden, und hatte sich gegen den den Frieden störenden Bekehrungsseifer des H. und Eusebius erklärt. Valentinian ließ eine Unterredung zwischen Aurentius, Hilarius und anderen Bischöfen zu Mailand veranstalten, und der erste stellte hier seine Erklärung über den streitigen Lehrpunkt auf eine Weise, daß man an seiner Rechtgläubigkeit unmöglich zweifeln konnte. Dessen ungeachtet blieben die meisten Kirchen in den Händen der Arianer, und der Kaiser fand es nicht für gut, mit Gewalt einzugreifen. Um aber seinen Zweck vollkommen zu erreichen, suchte H., weil er von Aurentius hintergangen zu seyn glaubte, die Bürger Mailands gegen ihren Bischof aufzumiegeln: der Kaiser, dem Alles an Erhaltung der öffentlichen Ruhe gelegen war, gab

ihm daher Befehl, die Stadt zu verlassen. Dadurch aufgebracht, fiel er in einem Schreiben an alle katholischen Bischöfe und Gemeinden (liber contra Auxentium) mit der größten Erbitterung über den Aurentius her, verglich ihn mit dem Antichrist u. s. w. Aurentius blieb jedoch bis an seinen Tod im ruhigen Besitze seines Bisthums. Hilarius selbst starb bald darauf am 13. Jan. 368, und hatte noch zuvor einige ruhigere Jahre seines Lebens auf Bearbeitung ergetischer Schriften verwendet; seine tractatus super Psalmos hatte er mit Benutzung griechischer Väter, vorzüglich des Origenes, verfaßt, und sie erlangten durch den Ruf der Rechtgläubigkeit und Heiligkeit ihres Verfassers, so wie durch die Empfehlung des Hieronymus, ein größeres Ansehen, als sie ihres Inhaltes wegen verdienten. Seine Erklärung des Buches Hiob ist, nebst einigen anderen Schriften, verloren gegangen. Sein Commentarius in Evangel. Matthaei, der sich erhalten hat, ist voll von allegorischen Spielereien, auch manchen irrigen und sonderbaren Ansichten und Behauptungen, ohne eigentlichen Werth für das Verständniß des biblischen Buchs.

Daß Hilarius, ein so eifriger Vertheidiger der Rechtgläubigkeit, der selbst für seinen Glauben die Verbannung erduldet hatte, bald nach seinem Tode in den Ruf außerordentlicher Heiligkeit kommen mußte, lag ganz im Geiste des Zeitalters. Schon Fortunatus, sein alter Biograph, und Gregor von Tours erzählen, daß noch bei seinem Leben eine Menge Wunder von ihm geschehen sei, und bei seinem Grabe sollten noch weit mehrere gesehen werden. Es wurden ihm daher bald Kirchen geweiht; seine Fürbitte bei Gott als besonders wirksam angesehen; seine Reliquien ausgestellt und verehrt, und so gelangte er, den man Anfangs als Bekenner (Confessor) geehrt hatte, in den folgenden Jahrh. zu der Ehre eines der ersten Heiligen. Man ist jedoch in Frankreich noch in der neueren Zeit streitig, wo sein Leichnam begraben liege, indem Einige behaupten zu Poitiers, wo die Reformirten denselben im J. 1562 verbrannt haben sollen, Andere im Kloster St. Denys. — Quellen über das Leben desselben sind theils seine eigenen, bereits angeführten Schriften, theils einzelne Bücher des Hieronymus, die Geschichte des Sulpicius Severus (vorzüglich lib. III.), des Gregor von Tours, und vorzüglich die Vita S. Hilarii des Fortunatus<sup>4)</sup>, die in der Mitte des 6ten Jahrh. verfaßt zu seyn scheint; ob von dem Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, ist zweifelhaft<sup>5)</sup>. — Des H. Schriften sammelte zuerst Erasmus und gab sie kritisch berichtigt heraus: Basil. 1523; diese Ausgabe ist 4 Mal (1526. 1535. 1550 u. 1570) wiederholt worden. Seltener ist die Ausg. des Ludov. Miraeus. Paris. 1544. fol. Eine andere, sehr

4) In d. Acta Sanct. M. Jan. Tom. I. In den Opp. Hilarij. p. CXXVII. 5) Man sehe außerdem mehr über s. Leben in der Vita S. Hilarii von Coutans in der ed. Hened. s. Berthe. Tillemont. Mémoir. Tom. VII. und die histoire littéraire de la France Tom. I. Part. II. p. 139 sq. Schröckh Kirchl. Gesch. Th. XII. S. 271 — 368.



fehlerhafte besorgte *Joh. Gillot*. Paris. 1672. Eben das erschien eine neue Ausgabe 1605, welche 1617 zu Eöln nachgedruckt und zu Paris 1631. 1652 wieder aufgelegt wurde. Die beste Ausg. ist die Benediktiner, vorzüglich durch *Par. Coutant* besorgte, Paris. 1693; die schönste die zu Verona 1630 erschienene und von *Scipio Massei* kritisch berichtete; diesen Vorgängern folgte *Dberstür* in s. Ausg. Würzburg 1785 fg. 8. Auszüge aus des Hilarius Schriften gibt *Rößler* in d. Biblioth. d. Kirchenv. 9r Th. (Lobegott Lange.)

**HILARIUS** (Georg), aus Seeland, gest. am 22. Sept. 1656 im 70sten Jahre, Rektor der Schule zu Kopenhagen, dann Professor und Consistorialassessor, hat sich durch mehrere philosophische, mathematische und chronologische Schriften zu seiner Zeit verdient gemacht<sup>\*)</sup>, und gab die Rhetorik des *Resenius* heraus. (R.)

*Hilarotragedia*, s. *Komoedia* und *Tragedia*.

*Hilary* (St.), s. *Hellier* (St.)

*Hilamos*, s. *Hilastica*, Opfer u. Versöhnung.

**HILASTICA**, auch **DIALLECTICA** genannt, sind Sühnopfer, welche die Griechen irgend einer beleidigten Gottheit darbrachten, um den Zorn derselben abzuwenden. Auch die Reinigungsoffer wurden unter die *Hilastica* gerechnet, und die römische *lastratio* heißt bei den Griechen *Hilamos*. S. übrigens die Art. Opfer und Versöhnung. (C. W. Müller.)

**HILAZUN PIRA**, Nebenfluß des Amur in der Mandschurei. (R.)

**HILCHEN VON LORCH**, dem Wappen nach zu urtheilen, gleich den Hertwichen, Heiden, Leyen, Schetzeln und Borngäß von Lorch, ein Zweig des alten, reich begüterten und weit verbreiteten, ursprünglich zu Lorch, im Rheingau, ansässigen Geschlechtes von Lorch. *Hermann Hilchen* von Lorch, Ritter, starb im April 1358; Ude, Knecht von Lorch, dem Erzbischof *Heinrich III.* von Mainz, wegen in seinem Dienste erlittenen, auf 100 Pfund Häller berechneten Schadens jährlich 10 Pfund Häller auf den Weinmarkt zu Geisenheim anwies (am 22. Aug. 1343), war allem Ansehen nach dieses *Hermann* Sohn. *Philipp*, *Hermanns* Urenkel, kommt 1434 als Schultheiß zu Lorch und Niederheimbach vor. Dessen Sohn, *Johann*, wurde in seiner Ehe mit *Agnes* von Diez, um 1450, Vater von fünf Kindern. Eine Tochter, *Margaretha*, starb 1518 als Äbtissin des Klosters Marienkron, zu Oppenheim, dem sie seit dem J. 1497 vorgestanden hatte. Ein Sohn, *Philipp*, war der letzte Prior des säcularisirten Klosters Bleidenstatt, und der erste Dechant des daraus gebildeten Ritterstiftes. Der älteste Sohn endlich, *Hans*, Schultheiß zu Lorch, vermählte sich 1488 mit *Elisabeth* von Walderdorf, und starb 1512, einen Sohn und eine Tochter hinterlassend. Die Tochter, *Margaretha* genannt, wie ihre Tante, folgte derselben im J. 1518 als Äbtissin des Klosters Marienkron, und starb 1547. Der Sohn, jener be-

rühmte *Hans Hilchen* von Lorch, der so viele Jahre, im Verein mit andern Rittern, einen großen Theil der Rheinlande, auch selbst das ferne Lothringen und Hessen, durch seine Reisesfahrten und Streifzüge beunruhigt hatte, gerieth 1515 auch mit dem Kurfürsten *Richard* von Trier in Fehde. Der größere Theil des Erzstiftes wurde durch seine Scharen ausgeplündert, und damit nicht zufrieden, entführte er aus mehreren Orten Geißel, die für die richtige Bezahlung ausgeschriebener Brandschadungen einstehen sollten. Dergleichen waren z. B. *Richard*, der Schultheiß von Senheim, und ein angesehener Bürger aus Zell, die in Berncastel aufgehoben, nach der Burg Lhann, im Wasgau, gebracht wurden, und dort ganzer 5 Monate in den schrecklichsten Verliesen schmachten mußten, bis der Kurfürst sich unter *Franzens* von Sickingen Bürgschaft, zu einem Lösegelde von 5000 Gulden verstand. Sie wurden also entlassen, die 5000 Gulden blieben aber unbezahlt, welches für den von Sickingen eine der nächsten Veranlassungen zu seinem verderblichen Zuge gegen die Stadt Trier wurde. *Hans*, der nach Kräften seine und seines Freundes Sache verfolgte, diente später dem Könige von Frankreich und dem Kaiser, starb, 64 Jahre alt, den 15. April 1548, und wurde in der Pfarrkirche zu Lorch begraben, wo sein noch vorhandenes, einen geharnischten Ritter vorstellendes Denkmal ihn als kaiserl. obersten Feldmarschall „in den Zügen gegen den Erbfeindt den Türken und den König zu Frankreich in den Jahren MDXXXII. III. und III.“ bezeichnet und von ihm aus sagt, daß er „sonst noch VII Zug helfen dun.“ Seine Gemahlinn, *Dorothea* von Rudesheim († 1512), hatte ihm nur eine Tochter, *Maria*, geboren, die an *Adam* Vogt von Husnolstein verheirathet wurde, und mit welcher die von *Hermann*, mit dem unsere Genealogie anfängt, abstammende Linie gänzlich erloschen ist. Noch bestand aber eine jüngere, von dieses *Hermann* Bruder *Fritsch* abstammende Linie. *Fritschs* Enkel, *Friedrich*, vermählte sich um 1400 mit *Liebmuth* von Rheinberg. Ein Enkel dieses *Friedrichs*, ebenfalls *Friedrich* genannt, kommt 1453 und 1469 als Schultheiß zu Lorch vor, und wurde in seiner Ehe mit einer *Weyer* von Nickenich der Vater des jüngeren *Friedrich*, der durch seine Heirath mit *Abelheid* von Grenzau Haus und Hof zu Dernbach, bei Montabaur, zur Hälfte erwarb, auch, nachdem er solche neuerdings der trierischen Kirche zu Lehen aufgetragen, von Erzbischof *Otto* am 21. Jan. 1426 damit, so wie mit den grenzau'schen Gütern zu Boppard (neben welchen Lehenstücken in einem spätern Lehenbriefe, vom J. 1457, auch das Patronatrecht der Pfarrkirchen zu Engers und Wendorf vorkommt) belehnt wurde, am 10. Mai 1456 den großen Bundesbrief der trierischen Eöeln und Städte unterzeichnete, und am 11. März 1484 das Zeitliche segnete. Von dieses jüngern *Friedrichs* Töchtern kommt *Dorothea* 1496 und 1519 als Äbtissin zu Eöumb, *Katharina* 1508 als Äbtissin zu Nulenhäusen vor, sein einziger Sohn, *Philipp*, aber starb im J. 1517, nachdem er Schultheiß, sodann Amtmann zu Lorch gewesen, auch in seiner Ehe mit *Elisabeth* von

<sup>\*)</sup> *Jöcher's* Gelehrtenl. 2r Bd., 1597 nach *Wisse's* diar. biograph.



Siden Vater mehrerer Kinder geworden, unter welchen doch nur Diether, Amtmann zu Lorch im J. 1517, als der Stammvater der beiden, zuletzt blühenden Linien, zu bemerken ist. Die jüngere, von Diethers Sohne Adam abstammend, erlosch mit dessen Enkel, Johann Adam, der unverehlicht blieb, und am 2. Febr. 1606 die Welt verließ. Diethers älterer Sohn, Friedrich, wurde in seiner Ehe mit Agnes Boos von Waldeck ein Vater von 8 Kindern. Zwei Töchter, Klara und Anna, starben als Abtissinnen auf dem Rupertsberge, Klara den 7. Mai 1571, Anna den 25. Nov. 1596, Maria Johanna war Priorinn zu Engelpfort, der älteste Sohn, Friedrich, Gem. Anna von Bochelaer, wurde der Vater von Johann Wilhelm, auf Dernbach, der sich am 23. Jan. 1615 mit Maria Elisabeth von Stein verheirathete, und der Großvater von Johann Wilhelm II. Dieser, des Kantons Mittelrhein erborener Rittersrath († um 1681), war mit Sophia Margaretha Gelbrichen von Sigmarshofen verheirathet, und durch sie Vater von 4 (oder 5) Kindern. Eine Tochter, Anna Elisabeth, wurde des Johann Burkard von Carben Hausfrau, eine andere Eleonora Charlotta, blieb ledig, nachdem ihr Bräutigam, Johann Philipp Rüdert von Boddigheim kurz vor der Hochzeit gestorben, und beerbte noch zum Theile ihre beiden Brüder. Der jüngere, Friedrich Christoph, kurtrierscher Hauptmann und Hofcavalier im J. 1682, ging später in holländische Dienste über, und war Brigadier, als er am 14. Jul. 1711 in des Fürsten Johann Wilhelm Friso von Nassau-Diez Gefolge bei Roerdyk über das Hollands-Diep setzen wollte, und sammt dem Fürsten ertrinken mußte. Der ältere, Philipp Ludwig, kurtrierscher Major im J. 1687, später Oberster über ein Regiment zu Fuß und Gouverneur der Festungen Coblenz und Ehrenbreitstein, auch, im J. 1707, adeliger Bürgermeister zu Coblenz, legte seine Stellen kurz vor dem 2. Mai 1719 nieder, starb, in hohem Alter, zu Dernbach, den 14. Febr. 1722 und wurde in seiner Familiengruft, in der Pfarrkirche zu Montabaur beigesetzt. Er war, wie seine Brüder, unverehlicht geblieben, mithin der letzte Mann des Hauses, weshalb auch, nach vollendeter Begräbnißfeierlichkeit seine Wappenschilder umgestürzt wurden. In den trierschen Lehen, Haus, Hof und Mühle zu Dernbach, Dorf Winterborn, den Zehnten zu Bachem, Haus, Hof und Gut zu Boppard, und Gut zu Bendorf, folgten ihm seine Schwester Eleonora Charlotta und eine Sophia Maria von Erffa, die vermuthlich seine Nichte war.

(v. Stramberg.)

Aus der Familie Hilchen von Lorch bildete sich die Familie von Hilchen und zwar auf folgende Art. Philipp IX. H. v. L., welcher nach Humbracht am 25. Jul. 1581 starb, heirathete, wie es heißt, außer seinem Stand. Sein Sohn Johann Philipp wurde aus der Mittheilung der Güter gelassen, weshalb er sich nicht mehr von Lorch nannte, trat in hessen-rotenburg'sche Dienste, wurde Oberschultheiß zu Langenschwalbach, und hinterließ einen einzigen Sohn Johann Christoph Hilchen (geb. 1646, † 1702). Dieser Sohn

war bei den Landgrafen Ernst Leopold von Hessen-Rotenburg Kanzleirath und Amtmann zu Contra und hatte 8 Söhne und 8 Töchter. Georg Leo Hilchen, der älteste, Sohn von Joh. Christoph, bekleidete dieselbe Stelle, welche sein Vater gehabt hatte; sein Sohn dagegen, Johann Friedrich wurde fürstl. Hessen-Kassel'scher Oberkammerrath und Oberamtmann zu Naubeim. Auch hatte dieser das Glück, von seinem Schwiegervater, dem hessischen ersten Staatsminister Freiherrn Sigismund Baiß von Eschen im J. 1768 adoptirt zu werden, worauf er den Namen Baiß von Eschen, genannt von Hilchen annahm. Er starb 1781. Seine 5 Söhne traten in hessische oder preussische Staatsdienste, gelangten durch ihre Kenntnisse zu hohen Stellen und erwarben ansehnliche Besitzungen. Vgl. den Art. Waitz \*).

(Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.)

HILCHENBACH, Amt, im Kreise Siegen des Königl. preuss. Reg. Bez. Arnberg. Nördlich gränzt es an das kölnische Sauer- oder Sauerland und östlich an das Fürstenthum Wittgenstein. Hohe Gebirge, die einen Theil des alten Rothars ausmachen, durchstreichen es nach allen Seiten. An ihren höchsten Gipfeln entspringen hier bei dem Dorfe Lügeln die Eder, und nicht sehr fern davon die Sieg. Der Bach Ferndorf durchfließt das Amt, und ergießt sich in die Sieg. Der Boden an den Abhängen der Berge ist meist mager und unergiebig, aus verwitterter Grauwacke und Thonschiefer bestehend, darum der Ackerbau gering und seine Production bei Weitem nicht zureichend für die Zahl der Einwohner. Dagegen finden sich in allen Thälern die trefflichsten Wiesen, deren Bau hier wie im ganzen Siegerland kunstmäßig und mit solchem Eifer betrieben wird, daß er den höchsten Ertrag gibt, und vielen Gegenden Deutschlands als Muster empfohlen werden kann. Auch hat die Natur, was am Ackerbau abgeht, auf andere Weise reichlich ersetzt. Alle Berge sind mit Holz bedeckt, das größten Theils in den schönsten Hochwaldungen, theils in Niederwaldung und Haubergen besteht, die neben dem Brandholz die zum Hütten- und Hammerbetrieb nöthigen Kohlen hergeben. Viele hundert Menschen finden hier das ganze Jahr durch im Holzmachen, Kohlenbrennen und Fahren Beschäftigung und Verdienst. Die Köhler bilden kleine Waldkolonien, sie ziehen im Frühlinge aus, und Manche sehen erst im Spätherbste die Heimath wieder. Die Niederwaldungen werden alle 16 bis 18 Jahre abgetrieben, liefern außer dem Holz viel Loh für die Gerber, und der Boden wird umgehackt und gebrannt, das erste Jahr mit Korn, das zweite mit Buchweizen besät. Sie werden mit vieler Schonung behandelt, und ihre Bewirthschaftung ist musterhaft. Die Einwohner des Dorfes Helberhausen finden in dem Ahorn- und Birkenbaume eine gute Quelle für Nahrung und Bereicherung, indem sie aus ihrem Holze Eslöffel schnitzen. Man gibt an, daß sie sonst in einem Jahre 1 Million solcher Eslöffel gefertigt, und damit 8000 Gulden verdient hätten. Aber seitdem auch unter

\*) Etzler der hess. Gel. Ges. 16r Bd. S. 409.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



machte sie zur Pflanzschule der geistlichen Gelehrsamkeit. Unter ihren Zöglingen waren die nachmaligen Bischöfe Bosa, Atla, Dstfor, Johann und Wilfrid. Den trefflichen Dichter Cadmon veranlaßte sie, Mönch zu werden, und zwar in ihrem Kloster, und wies ihm als Stoff seines Gesanges die Genesis und die andern Hauptschriften der Bibel an. So entstand die berühmte Paraphras. Doch nicht bloß ihren Klöstern leuchtete Hilda als Beispiel geistlicher Thätigkeit (sie schrieb und hinterließ geistliche Betrachtungen) und als Muster eines gottesfürchtigen Lebens vor, sondern auch in die Ferne wirkte sie, wie schon ihre hinterlassenen Briefe bezeugen würden, wenn es der Geschichtschreiber auch nicht hervorgehoben hätte. Selbst Fürsten und Könige befragten sie um ihren Rath. Als sie während ihrer 6 letzten Lebensjahre von Fiebern hart heimgesucht ward, minderte sie dennoch so wenig als möglich ihre Thätigkeit, und ertrug, um als Dulderin voran zu leuchten, ihre Leiden mit Dank und Geduld. Kein Wunder daher, daß sie nicht bloß im Leben unter ihren Zeitgenossen berühmt ward, sondern daß man auch glaubte und erzählte, ihr Tod sei von Erscheinungen begleitet, und sie habe noch nach demselben Wunder gewirkt. Sie starb 60 Jahre alt den 17. Nov. 680 \*). (Ferdinand Wächter.)

HILDA, bezeichnet in ältern pommernschen Urkunden bald den Rißfluß bald das Kloster Eldena bei Greifswald; daher man in den Studentenliedern noch wohl bisweilen Hildathen statt Riathen findet.

(C. D. Gustav v. d. Lancken.)

HILDAFR oder HILDOFR, 1) Genius des Krieges, ein Freund der Hildur, soll sehr klug gewesen seyn und im Busen der Insel Radsen gewohnt haben †). Der Name dieser Insel, imperium insulae, deutet seinen Einfluß auf den Krieg an, unter welchem immer die durch den Kampf der Elemente bewirkte Veränderung der Witterung bezeichnet wird. Hildafur ist deswegen dem nordischen Dichter ein hoher, die Witterung leitender Genius.

2) Sohn Odins, welcher in der nord. Mythe die höchste Aussicht über die Folge der Naturveränderungen darstellt. Vgl. Odin. (Schincke.)

Hildanus (Wilhelm Fabricius), s. Fabricius.

HILDBURGHAUSEN, das Herzogthum. Durch den Theilungsvertrag der Söhne des Herzogs Ernst des Frommen, des Stifters der herzogl. gotha'schen Hauptlinie, im J. 1680, erhielt Herzog Ernst, der sechste Sohn, die Ämter und Städte Hildburghausen, Eisfeld, Heldburg, das Amt Weisdorf und die Hälfte des Amtes Schalkau, welches letztere aber 1723 durch Tausch und Kauf an das Herzogthum Meiningen kam. Durch einen neuen Vertrag vom 16. Febr. 1683 kam auch das Amt Königsberg an Hildburghausen, und nachdem die Koburg'sche Nebenlinie des gotha'schen Hauses mit ihrem

Stifter, dem Herzog Albrecht 1699 ausgestorben, erhielt es für seine Erbsprüche das Amt Sonnensfeld und Behrungen, 1705. Die politischen Bestandtheile des Herzogthums waren also in Theil der Pflege oder des Fürstenthums Koburg, die Kellerei Behrungen in der Grafschaft Henneberg, und das Pfandamt Königsberg im Würzburg'schen. Sonnensfeld, Königsberg und Behrungen liegen von dem Hauptlande abgetrennt; ersteres westlich und nördlich von Koburg'schem und östlich und südlich von bairernschem Gebiete umgeben; Königsberg liegt ganz im bairernschen, ehemals würzburg'schen Lande zwischen Königsbosen an der fränkischen Saale und Hasfurth am Main; Behrungen wird nördlich von dem meiningenschen Amte Maßfeld, östlich von dem Amte Römhild, und westlich von Balern begränzt. Der Flächeninhalt des Gesamtlandes wird auf 12 □ Meilen angegeben. Das Herzogthum liegt zwischen dem 28° 8' bis 29° 57' östl. L. von Ferro, und zwischen 50° 61' bis 50° 38' nördl. Br. und gränzt mit seinem Hauptlande gegen Nordosten an das Schwarzburg'sche, gegen Osten an das meiningensche Oberland, im Südosten an das Koburg'sche, im Süden an Baiern, im Westen an Römhild, gegen Nordwesten an den Kreis Schleusingen und im Norden an das großherz. weimarsche Amt Ilmenau. Der nördliche Theil der Hauptlande gehört zum Thüringer Wald und erstreckt sich bis auf den Rücken desselben, wo die Quellen der Schleuse und Werra sind. Diese Gegend ist mit Fichtenwäldungen bedeckt und ziemlich rauh. Hier erhebt sich des Landes höchster Berg, der, wie das meiste umliegende Gebirg aus Thonschiefer bestehende Bleß, 2699 F. über der Meeresfläche. Bei Eisfeld erweitert sich das Berrathal, das Klima wird milder, der Boden fruchtbarer, gute Äcker und schöne Wiesen zeigen sich. Der Boden ist größtentheils sandig und die niedern Theile der Gebirge bestehen aus Flößsandstein und Flößkalkstein, aus denen einzelne Berge von Basalt und Porphyrschiefer hervorragen, wie der Festungsberg bei Heldburg, der Strausshain und andere. Dieser südliche niedere, von vielen kleinen Thälern durchschnittene Theil gehört zum Maingebiete, und wird von zwei Flößchen der kleinen Rodach und Creel durchströmt, die vereinigt bei Koburg in die Is fallen. — Da durch den letzten Theilungsvertrag nach dem Aussterben der gotha'schen Linie, im Nov. 1826, das Herzogthum Hildburghausen als solches zu bestehen aufgehört hat, zwei Ämter, Königsberg und Sonnensfeld an Koburg, die übrigen Theile desselben sämtlich an Meiningen gefallen sind und eine neue Organisation erhalten haben, so gehört eine weitläufigere Darstellung des Landes, seiner Einwohner, Produkte u. s. w. unter den Art. Herzogthum Meiningen.

(Herzog)

Zunächst dem Landesherren stand bei der Landesverwaltung ein Geheime-Raths-Collegium; die Angelegenheiten des Innern leitete eine Landesregierung mit verschiedenen, der öffentlichen Verwaltung angemessenen Departements, das Land selbst war in 6 Ämter, eben so viel Epchorien und Forstämter getheilt. Das Land

\*) Beda Venerabilis, Historia Ecclesiastica, L. II. c. 14. Lib. III. c. 24. Lib. IV. c. 23. c. 24.

†) Harbardal. 7.



wird bewässert von der Werra, welche die meisten Gewässer des Landes abführt, die Schleuse, Rodach, Maßlach, Steinau, von denen einige dem Main zufließen. Die Berge und Bergzüge gehören zum Thüringer Waldgebirge; zu den ausgezeichnetsten gehören außer dem Bleß der Kroidsberg, Kirchberg u. a., doch keiner von bedeutender Höhe. Das Land bringt in den flächern Gegenden Getreide, in den höhern Waldzeugnisse, ferner Thon, Salz, etwas Wein, Obst und dergl.; zeichnet sich aber, wenn auch durch angenehme Gegenden, doch nicht durch vorzügliche Fruchtbarkeit aus. Eine Landkarte über H. ist von Homann in Folio, eine von Schreiber auf einem halben Bogen erschienen; außerdem ist es ziemlich vollständig auf der weimar'schen großen Karte von Deutschland, so wie auf der zu Berlin erschienenen.

(G. F. Winkler.)

Es folgen nun noch biographische Nachrichten von den Herzogen und Prinzen von Hildburghausen.

Ernst, der Stifter der hildburghausenschen Linie, trat nach dem Tode seines Vaters in Kriegsdienste und befand sich unter den kursächsischen Hilfstruppen bei der Entsetzung der Stadt Wien im J. 1683; zwei Jahre darauf war er bei dem Entsatze von Gran und der Eroberung von Neuhäusel; später trat er in holländische Kriegsdienste. Er vermählte sich, den 30. Nov. 1680 mit Sophie Henriette, der Tochter des Fürsten Georg Friedrich zu Waldeck, erzeugte mit ihr 3 Söhne und 2 Töchter, von denen ein Sohn und eine Tochter in frühem Alter starben, und führte in seinem Hause das Recht der Erstgeburt ein. Er starb als Senior der Ernestinischen Linie im 60sten Jahre, den 17. Oktober 1715.

Ernst Friedrich I., geb. den 21. Aug. 1681, folgte seinem Vater in der Regierung. Er war zu Anfange des spanischen Erbfolgekrieges in holländischen und dann in kaiserl. Kriegsdiensten und trug in der Schlacht bei Höchstädt eine Armwunde davon. Er verheiratete sich den 4. Febr. 1704, mit Sophie Albertine, einer Tochter des Grafen Georg Ludwig von Erbach und der Prinzessin Luise Anna von Waldeck, welche ihm die geldernsche Grafschaft Cuxlenburg als Heirathsgut zubrachte, die er aber, 1720, mit Einwilligung seiner Gattinn an die Staten von Geldern verkaufte. Er starb, 42 Jahre alt, den 9. März 1724 und hinterließ zwei Söhne Ernst Friedrich II., der ihm in der Regierung folgte, und Ludwig Friedrich, der in holländische Dienste trat, General der Infanterie wurde, und 1759 als Gouverneur zu Nimwegen starb.

Ernsts zweiter Sohn, Ernst Friedrichs I. Bruder, Joseph Maria Friedrich Wilhelm Hollandinus, geb. den 8. Okt. 1702, trat im J. 1719 in kaiserl. Dienste, wurde katholisch und gelangte bald zu den höchsten militärischen Ehrenstellen. Als Generalfeldzeugmeister kommandirte er von 1737 bis zum Belgrader Frieden ein besonders Armeecorps gegen die Türken, und wurde darauf zum Reichsgeneral-Feldzeugmeister ernannt. Er stand bei der Kaiserinn Maria Theresia sehr in Gnaden und erhielt im Anfang des 7jährigen Krieges den Oberbes-

ehl über die Reichsarmee; aber nachdem sie mit den Franzosen vereint bei Rosbach, 1757, von den Preußen bis zur Vernichtung geschlagen worden, trat er vom Kriegsschauplatz ab. Er starb zu Hildburghausen, als Senior des Ernestinischen Hauses, den 4. Jan. 1787. Er war mit Anna Victoria von Soissons aus dem Hause Savoyen vermählt, hinterließ aber keine Kinder.

Ernst Friedrich II., geb. den 17. Dec. 1707, war bei seines Vaters Tode minderjährig und stand unter der Vormundschaft der Mutter, welche bis zu seiner Mündigkeit auch der Landesregierung vorstand. Im J. 1726 vermählte er sich mit der Gräfinn Karoline von Erbach-Fürstenau, übernahm 1728 die Regierung und starb 1745. Sein erstgeborner Sohn

Ernst Friedrich Karl, geb. den 10. Jun. 1727, stand bis zu seiner Volljährigkeit unter der Vormundschaft seiner Mutter. Während seiner Regierung wurde er durch ein ergiebiges Bergwerk veranlaßt, von dem Münzregal Gebrauch zu machen, was ihm eine reichs-fiskalische Klage und viele Unannehmlichkeiten zuzog. Der Statshaushalt des Herzogthums Hildburghausen war durch den Reichskrieg und andere Umstände in die größte Zerrüttung gerathen. Der Herzog, welcher die Prachtliebe und Verschwendungssucht seines Großvaters geerbt, verstand sich nicht einzuschränken. Fremde Komödianten und Hoffänger wurden in Dienst und Sold genommen, offene Tafel und prangende Hoffeste gehalten, während weder Kaufleute und Handwerker, noch die Beamteten bezahlt wurden. Schulden wurden auf Schulden gehäuft und der Herzog gerieth in solche Verlegenheit, daß der Kaiser sich im J. 1769 genöthigt sah, unter der Direktion der verwitweten Herzoginn von Meiningen und des Prinzen Joseph Friedrich, des Oheims des Herzogs, eine Debitcommission in Hildburghausen zu errichten, welche die Forderungen der Gläubiger untersuchen und Einnahmen und Ausgaben regeln sollte. Die sämtlichen Schulden überstiegen die Summe von 4 Millionen Gulden fränk.; die jährlichen Revenuen des Herzogthums beliefen sich auf 71,827 Gulden und 56,643 Gulden mußten davon für Besoldungen, die Staatsverwaltung und die Hofhaltung verwandt werden; die Civilliste des Herzogs betrug nur 12,000 Gulden. Die Kosten der Erziehung der fürstl. Kinder mußte das Land tragen. — Der Herzog Ernst Friedrich Karl starb den 22. Sept. 1780 zu Seidingstadt, wohin er sich begeben, um der Ruhe auf dem Lande zu genießen, und die Schutthausen seiner Residenz, deren schönster Theil durch einen Brand 1779, eingeäschert worden, nicht immer vor Augen zu haben. Er war dreimal verheiratet; seine erste Gemahlinn war Louise, eine Tochter Christians VI. von Dänemark, starb den 8. Aug. 1756; seine zweite war Christiane Sophia Charlotte, die einzige Tochter des Markgrafen Friedrich Christian von Brandenburg-Baireuth, die 4 Tage nach ihrer ersten Entbindung, den 8. Okt. 1757 starb; die dritte Gattinn war Ernestine Auguste Sophia, die Tochter des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar. Von dieser hinterließ er eine Prinzessin Karoline Ernestine Friederike,



welche ihrem väterlichen Oheim, dem Prinzen Friedrich Wilhelm Eugen, der meistens zu Dringen bei seiner mit dem Fürsten von Hohenlohe-Neuenstein-Dringen verheiratheten Schwester lebte, vermählt wurde, und einen Prinzen, der ihm in der Regierung folgte.

Friedrich, geb. den 29. April 1763, war bei seines Vaters Tode noch minderjährig und sein Großoheim, der kaiserl. Feldmarschall Prinz Joseph, durch das Testament des verstorbenen Herzogs zum Vormund und Regent bestellt. Erst nach dem Tode des Großoheims, den 4. Jan. 1787, ergriff der junge Herzog die Zügel der Regierung selbst; schon hatte er sich mit Charlotte Georgine Louise Friederike, der ältesten Tochter des damaligen präsidenten Erbprinzen, hernach Herzogs, zuletzt Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, den 8. Sept. 1785 vermählt. Bald nach seinem Regierungsantritt brach die franz. Revolution aus und schon 1796 erfuhr das Land die ersten Folgen der kriegerischen Stellung, welche die teutschen Staaten gegen Frankreich zu Gunsten der Monarchie angenommen, indem der General Lesebre einen Einfall ins Amt Königsberg machte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena trat der Herzog Friedrich, den 15. Dec. 1806 dem Rheinbunde bei und schloß 1807 mit dem neuen Großherzog von Würzburg einen Vertrag über die ganerbschaftlichen Dörfer ab. Bis zum Sturze Napoleons erfüllte er treu alle Pflichten eines Gliedes des Rheinbundes; nach der Schlacht bei Leipzig trat er zu den Allirten und stellte sein Bundeskontingent. Nach dem Abschlusse und der Befestigung des Friedens gab er unter den sächsischen Fürsten Einer der ersten dem Herzogthume, dem 13ten Bundesartikel gemäß, eine landständische Verfassung. Nach dem Theilungsvertrag des herzogl. gotha-altenburg'schen Erbes, vom Nov. 1826, trat er sein angestammtes Herzogthum Hildburghausen an den Herzog von Sachsen-Weiningen ab, und erhielt das Herzogthum Altenburg, mit Ausnahme der Grafschaft Ramburg, wo er, als der Begründer einer neuen Speziallinie der Herzoge von Altenburg, gegenwärtig regirt \*).

HILDBURGHAUSEN, das herzogl. sachsen-meiningensche Verwaltungsamt, besteht aus der Stadt, von der es den Namen erhalten hat, und 29 Gemeinden, die zusammen 1674 Häuser, 10,235 Einw. und 2437 Familien zählen, und 262 Pferde, 4498 Stück Rindvieh, 9321 Schafe, 677 Ziegen und 2661 Schweine besitzen. Es liegt an beiden Ufern der Werra und wird von den meiningenschen Verwaltungsamtern Admild, Heldburg, Eißfeld und dem Loburg'schen Gebiete begrenzt. Sein Umfang wird auf  $2\frac{1}{2}$  □ St. gerechnet. Ackerbau und Viehzucht bilden die Hauptnahrungszweige der Bewohner; der Boden ist fruchtbar und der Wiesensbau an mehreren Orten vortrefflich; der Ernteertrag ist im Durchschnitt in einem mittlern Jahre 18,000 Achetel Weizen, 36,000 Achetel Korn, 15,000 Achetel Gerste,

20,000 Achetel Hafer und über 100,000 Säcke Kartoffeln, Auch die Obstzucht ist in vielen Gemeinden sehr gepflegt <sup>1)</sup>. (Herzog.)

HILDBURGHAUSEN, die Stadt, in Urkunden Hiltpershusia, Villa Hilperti, mit 362 Häusern, 3427 Einw. und 917 Familien, liegt auf dem rechten Ufer der Werra, und war bis 1826 die Residenz der Herzoge des Fürstenthums Hildburghausen; jetzt ist sie der Sitz des nach ihr benannten meining. Verwaltungsamtes und eines Stadt- und Kreisgerichtes, des Oberlandesgerichtes und des Ober-Consistoriums für das ganze Herzogthum Meiningen. Bis zum 14ten Jahrh. war Hildburghausen ein offener Ort und erhielt von dem Grafen Berchtold von Henneberg, 1323, Mauern. Als Landgraf Balthasar sich mit Katharina, Tochter des Burggrafen von Nürnberg und der Tochter des Fürsten Berthold von Henneberg vermählte, erhielt er Hildburghausen, Eißfeld und Heldburg zum Brautschlag, welche von dieser Zeit an immer bei dem Hause der Landgrafen von Thüringen und Herzoge von Sachsen verblieben. Erst als Hildburghausen die Hauptstadt des Fürstenthums und die Residenz des Herzogs wurde, gewann die Stadt an Umfang und Häuserzahl. Das Residenzschloß an der Südseite der Stadt wurde von dem ersten Herzog, Ernst, in den Jahren 1685 bis 1695 erbaut, und ist auf der einen Seite von einem großen Garten umgeben. Die ganz regelmäßig erbaute Neustadt wurde unter Ernst Friedrich I. größten Theils von französischen reformirten Flüchtlingen angelegt. Die Stadt litt mehrere Male durchs Feuer, vorzüglich 1779, wo das Schloß sammt einem großen Theil der Häuser in Asche verwandelt wurde <sup>2)</sup>. Hildburghausen hat drei Kirchen, ein Rathhaus, ein wohl eingerichtetes Gymnasium, ein Landschullehrerseminarium für das ganze Herzogthum, ein Zucht- und ein Waisenhaus, ein Zeughaus, zwei Druckereien, eine Buchhandlung und mehrere gut eingerichtete Gasthöfe <sup>3)</sup>. Jährlich werden in der Stadt 6 Jahrmärkte gehalten. (Herzog.)

Hilde, 1) Biogr. s. Hilda. 2) Landr. s. Raufe.

HILDEBALD, ILDEBALD, König der Ostgothen in Italien von 540—541 n. Chr., früher ein Stammfürst dieser Nation und reicher Grundbesitzer in der Umgegend von Verona, — nach der Eroberung der Reichshauptstadt Ravenna und der Gefangennehmung seines Vorfahrs, Vitiges, durch den Byzantiner Feldherrn Belisarius, erwählt zu Pavia von etwa 1000 waffenfähigen Gothen, dem Überreste der furchtbaren, bei Perusium geschlagenen Heermacht, nachdem Braja, des Vitiges Neffe, die bereits wankende Krone ausgeschlagen hatte. Sein erstes Herrschergeschäft war ein Friedensantrag an den

\* Die ausführlichste und ziemlich ins Einzelne gehende Biographie des Herzogs Friedrich findet sich im II. Jahrg. des Neugentelmanachs, S. 411 — 458. Amenas 1827.

1) In dem frühern Zustande enthielt es 1 Stadt, 1 Marktflecken, 25 Dörfer und 5 Höfe; Sitz des Amtes war und ist die Stadt Hildburghausen. (G. F. Winkler.)

2) Das Schloß ist nach den Feuerbrünsten von 1725 u. 1779 schöner wieder aufgebaut; und der wohl eingerichtete Garten ist mit einem Wassergraben umgeben. 3) Einst war Hildburghausen Sitz der obern Landesbehörden, welche aber seit dem Anfall an Meiningen zum Theil aufgelöst und verlegt wurden. (G. F. Winkler.)



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



18. Dec. 1184 der Tod abrief. Betrachtet man diesen Kirchenvorsteher von Seiten seines Charakters, seiner Sorge für das Wohl der Kirche und seiner Gelehrsamkeit, so erscheint er in jeder Beziehung als ein Mann, der seinem Zeitalter Ehre machte, und der den Beinamen des Heiligen oder Ehrwürdigen verdiente, den ihm einige Schriftsteller beilegen, wiewohl er in keinem Martyrologium aufgeführt wird. Sanftmuth, Demuth, Uneigennützigkeit, Mildthätigkeit waren Tugenden, die er in jedem Verhältniß und unter allen Umständen übte. Mit einem nie rastenden, erleuchteten Eifer sorgte er für Verbesserung und Bewahrung der Kirchenzucht, so wie für die Belehrung der Geistlichkeit und des Volks. Von Natur furchtsam, bewies er, wenn es Noth that, einen wahrhaft apostolischen Eifer, und weder Versprechungen noch Drohungen konnten ihn verleiten, seiner Überzeugung untreu zu werden. Den besten Beweis von seiner vielseitigen gelehrten Ausbildung geben seine Schriften, die ehemals in so hohem Ansehen standen, daß sie als classische Werke in den Schulen Frankreichs und Italiens gelesen wurden. Als Theolog hat er sich für immer dadurch merkwürdig gemacht, daß er im Occident es zuerst versuchte ein System der Dogmatik zu entwerfen, welches der Form nach die Grundlage aller späteren Systeme war, und in dieser Hinsicht für die Geschichte der Dogmatik eine besondere Bedeutung hat<sup>1)</sup>. Sein Versuch dient gleichsam als Norm, die ferneren Ausbildungen und Fortschritte der Wissenschaft zu berechnen. Die Methode, deren er sich bediente, bestand darin, daß er zuerst gewisse Dogmen festsetzte, die er theils aus Stellen der Bibel, theils aus Zeugnissen der älteren Kirchenväter bewies, und die Schwierigkeiten und Einwürfe, die gemacht werden könnten, durch philosophische Demonstrationen zu entfernen suchte. So sehr er sich aber das Ansehen eines biblischen Theologen gab, so war doch Augustinus sein Hauptführer, und die Bibel, die er aus der Vulgata citirte, erklärte er im Geiste seines Zeitalters, enthielt sich aber mehr, als andere scholastische Theologen, unfruchtbarer Spitzfindigkeiten. Auffallend ist es, daß er die wichtigen Lehren von der Erlösung, vom Glauben an Jesus, von der Besserung und den großen Hoffnungen der Christen unberührt ließ. Er war der Erste, der sich des Wortes Transsubstantiation bediente<sup>2)</sup>, um damit des Brotes Verwandlung im Abendmahl in den Leib Christi zu bezeichnen. Dieses Wort wurde im Anfange des 12ten Jahrh. auf der vierten lateranischen Kirchenversammlung,

wo die Lehre von der Transsubstantiation zum Range eines wesentlichen Glaubensartikels erhoben ward, zum ersten Male von einem Concilium angenommen. Seine zahlreichen Predigten<sup>3)</sup> enthalten viel Lehrreiches und Erweckliches, aber der Stil ist allzu sehr mit Bildern und Stellen der heil. Schrift überladen, denen der Verfasser, im Geschmack seines Jahrhunderts, einen allegorischen Sinn beilegt, und in den Predigten an den Marien- und Heiligkeitagen erhebt er die Himmelkönigin über alle Nasen. Als Philosoph zeichnet er sich als origineller Selbstdenker durch sinnreiche Kürze, Deutlichkeit und Gründlichkeit vor vielen nachfolgenden Scholastikern aus, auf deren Ansichten und Urtheile seine Vorstellungen einen bedeutenden Einfluß hatten. Bemerkenswerth ist besonders sein Tractatus de querimonia s. conflictu carnis et animae, eine Nachahmung der Boethischen Consolatio philosophica, und seine Moralis philosophia s. tractatus de utili et honesto, eine seltene Erscheinung für jene Zeit, im Geiste des Seneca geschrieben, und mit Stellen aus diesem, aus Cicero, Horaz und Juvenal durchwebt<sup>4)</sup>. Hildebert hinterließ auch 129 Briefe in 3 Büchern, wovon das erste die moralischen und asketischen, das zweite die dogmatischen und disciplinarischen, und das dritte die freundschaftlichen enthält. Aus ihnen erkennt man besonders, daß ihr Verfasser mehr als die gemeine Gelehrsamkeit seiner Zeit, und besonders eine vertraute Bekanntschaft mit der classischen römischen Literatur besaß. Sie sind in einem eleganten, edeln Stile geschrieben, klar und lakonisch, und wurden in den Schulen als Muster gelesen<sup>5)</sup>. Endlich war Hildebert auch ein sehr fruchtbarer lateinischer Dichter, und seinen, ebenfalls zum Schulunterricht häufig benutzten Gedichten dürften, in Hinsicht auf Inhalt und Redebau, nur wenige gleichzeitige an die Seite gesetzt werden können. Sie sind, nach dem Geschmack des Zeitalters, größten Theils gereimt, öfters dem Doid nachgeahmt, nicht frei von Verstößen gegen das Metrum und die Reinheit des Stils, und verbreiten sich über sehr mannichfaltige Gegenstände<sup>6)</sup>. Man hat ihm verschiedene Schriften beigelegt, die nicht von ihm herrühren; andere findet man noch ungedruckt in Bibliotheken. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke hat den Titel: Ve-

1) Tractatus theologicus, zum ersten Mal abgedruckt, in der unten anzuführenden Ausgabe seiner Werke p. 1006—1102. Einen äußerst mageren Auszug daraus gibt Cramer in seiner Fortsetzung des Bossuet Th. 5. Bd. 2. S. 595—99, u. die hist. lit. de la France T. XI. 362 sq. Besser und vollständiger Biegler in seinem Beitrag zur Geschichte des Glaubens an das Daseyn Gottes. Nebst einem Auszug aus der ersten abendländ. systemat. Dogmatik Hildeberts. Gött. 1792. 8. S. 70—108. Der Verfasser gibt die Summe des Buchs in lat. Sprache, mit fortlaufenden raisonnirenden Erläuterungen. 2) In seinem Sermon in coena domini u. a. a. D. Opp. p. 422 u. 689; ausführlicher in seinem Tract. de sacram. altaris p. 403.

3) Sermones de tempore, de sanctis, de diversis, ad pastores, ad monachos et sanctimonialia, u. v. a., an der Zahl 140, von denen vor der Ausgabe seiner Werke nur 3 gedruckt waren. Opp. p. 211—380. 4) Von seinen philosophischen Ansichten und Meinungen s. Bruckeri hist. crit. philos. T. III. 670. Liebemanns Geist der speculat. Philosophie, 4r Bd. 471., und Tennemanns Gesch. d. Philos. 8r Bd. 1ste Hälft. 106. 5) Crevier hist. de l'univ. de Paris T. I. 227. 6) Die Zahl der größern Gedichte beläuft sich auf 19; die übrigen sind Epigramme und Grabchriften. Unter den erstern sind zu bemerken die Carmina de ornata mundi, de operibus sex dierum, versus de S. Susanna, Mathematicos, de exilio suo, de vera et falsa amicitia epistola; ferner: Epigrammata in laudem Angliae, epigramma in Hermaphroditum u. a. m. Verschiedene seiner Gedichte findet man, außer der Ausgabe seiner Werke, in Leyseri hist. poetar. med. aevi p. 389, u. in Harnsdorfs poet. latin. min. T. V. P. I. p. 203. Vgl. Lessings Sammlungen, Bd. I, 375. Briefe an Pönyel, Bd. I, 311.



nerabilis Hildeberti opera tam edita quam non edita. Accesserunt Marbodi opuscula. Quae ad Mas. codd. recensita, notis passim illustrantur. Labore et studio D. Ant. Beaugendre. Par. 1708. fol.; auch in Galland bibl. PP. T. XIV. 337, womit noch einige Nachträge zu verbinden sind, die von Baluze und Muratori bekannt gemacht wurden<sup>7)</sup>. (Baur.)

Hildebertas, s. Hildebert.

Hildebod, s. den folg. Art.

**HILDEBOLD, HILDEBALD, HILDEBOD, HILDIVAD, (VI)** Erzbischof zu Köln, begleitete König Karl den Großen aus Italien nach Deutschland in der Eigenschaft eines Gesandten P. Hadrian's I., um dem Könige in geistlichen Angelegenheiten beizustehen. In Sachsen war er an der Seite K. Karls, als dieser es in die 8 Bisthümer: Bremen, Halberstadt, Hildesheim, Verden, Paderborn, Minden, Münster und Osnabrück theilte. Er begleitete 782 den K. Karl nach Frankreich, dann nach Köln, wo er bei einer zahlreichen Versammlung von Bischöfen den erledigten erzbischöflichen Stuhl erhielt. Sobald der Herzog Wittelind von Sachsen 785 sich hatte taufen lassen, unterzeichnete er zu Mainz in einer Kirchenversammlung die Urkunde für die Errichtung des Bisthums Verden, wie später zu Speier jene für Bremen. Im J. 794 war er zu Frankfurt an der Seite K. Karls, als eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen Deutschlands, Italiens und Frankreichs die Lehre der Felleianer (s. d. Art. Adoption) verdammt. Eben daselbst wurde er an die Stelle des gestorbenen B. Angilram von Metz zum päpstlichen Gesandten am Hofe des Kaisers ernannt; weshalb er von da an als Erz-Kaplan in öffentlichen Urkunden erscheint, z. B. in Karls Schreiben vom J. 797 an den engländischen König Offa. Nachdem P. Leo III. 799 von den Römern mißhandelt worden, und sich nach Deutschland zum K. Karl begab, wurde ihm Hildebold, mit Karls Sohne, Pipin, entgegen geschickt, um ihn nach Paderborn zum K. Karl zu geleiten. Er erhielt nach dem Ausspruche der Großen des Reichs den Auftrag, den Papst in seine Würde wieder einzusetzen, und diejenigen zu züchtigen, welche sich an ihm vergangen hätten. Er reiste daher am Ende des Sommers mit Leo nach Rom, wo sie mit ungemeiner Freude empfangen wurden. Als der König von der bekannten Reise nach Rom, wo ihm die Kaiserkrone aufgesetzt wurde, zurück kehrte, erhielt Hildebold das Kloster Mondsee in Baiern; 803 über-

trug er dem B. Ludger das Bisthum Münster, segnete ihn ein, und beauftragte ihn, den Friesen die christliche Religion zu predigen, und die Kirche des Klosters Werden einzuweihen; 805 wohnte er dem Reichstage zu Thionville bei, auf welchem K. Karl die unter seine Söhne zu vertheilende Erbschaft der Reiche durch einen letzten Willen bestimmte, Achen als Sitz des teutschen Reiches wählte, und dem Erzbischofe von Köln, mit Einwilligung P. Leo III., das Recht verlieh, jeden König zu krönen. Im J. 808 brachte er Gebeine einiger Heiligen aus der Nähe von Paris nach Malmédy in Achens Bezirke, und 811 wird er als der zweite der Bischöfe genannt, vor welchen K. Karl d. Gr. sein Testament niederschrieb. Als der Kaiser seines Alters wegen, 813, die Regierung seinem Sohne Ludwig übergeben wollte, und einen Reichstag zu Mainz veranstaltete, rief ihm Hildebold eine Veränderung der geistlichen und weltlichen Staats-Verhältnisse, begleitete Vater und Sohn nach Achen, und krönte Ludwig zum Mitregenten. Kaum war Karl 814 vom Fieber ergriffen, als man Hildebold herbei rief, um ihm das Abendmahl zu reichen, und ihn zum Tode vorzubereiten, welcher auch 28. Jan. 814 erfolgte. Den Schatz, welchen K. Karl ihm vermachte, verwendete er zum Bau einer neuen Kölner Domkirche. 816 wurde er nebst den Bischöfen von Arles und Lyon vom K. Ludwig beauftragt, dem Papst Stephan V. entgegen zu reisen; und begleitete diesen nach Rheims, begab sich später mit dem Kaiser nach Achen zu der im Oktober veranstalteten Versammlung der Bischöfe, auf welcher er den Vorschlag führte, und Gesetze für die Klosterbewohner vorschlug. 817 krönte er den erstgeborenen Prinzen Lothar des K. Ludwig zum römischen König und Mitregenten; 819 vermachte er seine Bücher, welche P. Leo III. aus Rom an K. Karl gesendet, und er durch den B. Berlo von Laon hatte abschreiben lassen, der Dom-Bibliothek zu Köln, starb am 3. Nov. 819, und wurde in die Kirche der h. Helena begraben, weil vielleicht die von ihm angefangene Domkirche noch nicht vollendet war<sup>8)</sup>. (Jäck.)

**HILDEBRAND, CHILDEBRAND**, geb. 737, Bruder Karl Martell's und Sohn von Pipin dem Dick'n, soll angeblich Stammvater der Capetinger gewesen seyn; vgl. 1ste Sect. XV, 126. (R.)

Hildebrand (der alte), Hauptheld der germanischen Sage, s. Heldenbuch.

Hildebrand, s. Gregor VII.

**HILDEBRAND**, Zuname mehrerer Gelehrten; die wichtigeren derselben sind:

1) Andreas, praktischer Arzt aus Stettin in Pommern, gest. 1637, früherhin Leibmedikus bei dem Grafen von Stolberg, schrieb epistolae medicae de haemorrhagia, de generatione calculi, de cornu cervino, de gutta Gamandra, welche man in Greg. Horst's

7) Vita, ex ejus scriptis et veterum monumentis adornata, ed. J. Berken von Beaugendre. Trithem. de scriptor. eccles. c. 350. Voessius de hist. lat. 281. 378. Ej. de poetis lat. 73. Cave hist. lit. T. II. 164. Oudin de scriptor. eccles. antiq. T. II. 993. Hist. lit. de la France T. X. 358. Fabricii bibl. lat. med. et iol. T. III. 255. Ej. bibl. lat. T. III. 315. Bayle Dict. s. a. m. bergers zuv. Nachr. 4 Th. 115. Auszug 1439. Teillier hist. des sat. sacrés T. XXII. 12. Unschulb. Nachr. 1723. 6. 19. Schröders Kirchengesch. 24r Th. 357, 28r Th. 401, 29r Th. 315. Penke's Kirchengesch. 2r Th. 197. Fuhrmann's Handwörterb. d. Kirchengesch. 2r Bd. 300.

8) Godeau's Kirchengeschichte Th. XVII. S. 68. — Moenchens conat. chron. ad catal. archiep. Colon. 1745. 4. p. 58—61. — Merissaenus de origine archiep. Col. 1736. 8. p. 36. — Opmer catal. arch. et ep. omni. Col. 1546. 8. p. 149. — Hartheim concil. Germ. I. 245, 247, 288.



observatt. medicc. findet, und übersehte des Evangelista Quatramus Abhandlung von der Pest aus dem Italienischen ins Lateinische; außerdem hat man von ihm ein Diarium pomeranicum und Genealogie der Herzoge von Pommern<sup>\*)</sup>. (R.)

2) Friedrich, des Müllers Joachim Hildebrand zu Blankenburg Sohn, geb. daselbst den 29. Jan. 1579, studirte zu Würzburg, Königsberg, Rostock, Helmstädt und Jena Philosophie, Theologie und bürgerliches Recht. Zu Würzburg ertheilte ihm Adrianus Romanus die Magisterwürde. Nachdem H. eine Zeit lang zu Wolfenbüttel als Gerichtsadvokat gelebt hatte, reiste er nach Prag, wo er Einiges aus dem Griech. in das Lat. übersehte und dadurch die Gunst des kais. Vice-Kanzlers Saraducius sich erwarb. Hierauf erhielt er das Rektorat an der Schule zu Wolfenbüttel und verwaltete dasselbe 12 Jahre. Im 43sten Jahre seines Alters, den 8. Mai 1622, wurde er nach Heinrich Eckstorms Tode zum Prior, Pastor<sup>1)</sup> und Rektor im Kloster Waldenried ernannt. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges und die 1629 erfolgte Einnahme des Stiftes durch die katholischen Cistercienser Mönche<sup>2)</sup> zwangen ihn mehr als ein Mal zur Flucht. Erst im J. 1631 konnte er nach Entfernung der Cistercienser sein Kloster wieder in Besitz nehmen. Zum Behuf des hier wieder eröffneten Schulunterrichts gab er Praecepta logica und arithmetica heraus. Aber nochmals wurde das Kloster in den Jahren 1636 und 1637 von schwedischen und kaiserlichen Kriegsvölkern ausgeplündert und Hildebrand selbst seiner gesammten Habe beraubt. Er starb nach so vielem Ungemach den 26. Febr. 1641 im 62sten Jahre, und wurde in dem Kreuzgange vor der kleinen Kirche begraben. Die dort vorhandene Grabchrift<sup>3)</sup> hat sein gleichnamiger Sohn aufgesetzt. (G. Rathgeber.)

3) Friedrich, Magister, gekrönter Dichter<sup>4)</sup> und Schulmann, war der Sohn des unmittelbar vorher gehenden Friedrich H. in Waldenried. Er wurde 1645 Konrektor in der Klosterschule in Isfeld<sup>5)</sup> und von hier, den 15. April 1651, als Konrektor nach Nordhausen berufen, welche Stelle vor ihm M. Kasp. Detschel bekleidet hatte<sup>6)</sup>. Seine Verdienste als Dichter, Redner und Schulmann verschafften ihm im J. 1663 das Rektorat. Streitigkeiten mit Konr. Georg Dilsfeld, Diakonus zu S. Nikolaus in Nordhausen, der auch mit Spenern Handel hatte, nöthigten ihn im J. 1679 die Stelle eines Direktors des merseburg'schen Gymnasiums anzunehmen<sup>7)</sup>. Hildebrand starb am 21. Dec. 1687, im 61sten Jahre<sup>8)</sup>. — Schriften: Compendium Geographiae Claverianae. — Synopsis historiae universalis, conscripta bono discentium. Jen. 1671. 12.

ed. 2. auct. et corr. Northus. 1672. 12. 276 pag. Die Weltgeschichte ist in 10 Perioden abgehandelt, deren letzte mit dem J. 1671 schließt. Fast immer wird des Wahlspruches der in dem Buche aufgeführten Kaiser, Könige und anderer berühmten Personen gedacht, welcher meistens die Stelle einer ausführlicheren Charakterisierung vertreten muß, da solche mit den engen Grenzen des Büchleins sich nicht vertragen hätte. Mnemonische Verse, die am Anfang und Ende desselben stehen, sollen den Überblick und die Auffassung der Namen und Begebenheiten erleichtern. Das Buch wurde, wie die vielen Auflagen desselben beweisen, sehr gebraucht. In jeder wiederholten Ausgabe auch nach Hildebrands Tode ward die Geschichte bis auf die neueste Zeit fortgeführt. — cum continuatione ad ann. 1689. North. 1689. 12.<sup>9)</sup> — ad annum usque 1685. continuata, em. et indico aucta. Ed. 8. Osterod. Ziekler. 1702. 325. p. et Ind. 12mo. (Continuatio supplementi cont. hist. ab anno 1689. ad ann. 1701. ib. 1701. 630 p.) — ad ann. 1703 contin. Ed. 6. Francof. et Lips., Ziekler, 1703. 855 p. 12mo. In dieser sechsten Ausgabe, die auf dem Titel und überall höchst fehlerhaft ist, füllen die nach Hildebrands Tode von Andern hinzu gefügten Nachträge die 193. bis 555. Seite. — Epist. centuriae quinque. Lips. 1715. 12. — Antiquitates potissimum Romanae. Jen. 1657. 8. ib. 1663. 8. Ed. auct. Gerao. 1671. 8. Jen. 1671. 8. ib. 1677. 12. Ed. 6. auctior et corr. Francof. et Lips., Fleischer. 1688. 598 p. Angeschlossen ist als ein besonderes Buch Fr. Hildebrandi Compendium compendii antiquitatum Romanarum seu antiquitates Romanae una cum formulis memoriae juvandae gratia versibus non adeo multis juxta ordinem alphabeti comprehensae. Jen. 1682. 62 p. — Jen. 1693. 8. ib. 1701. 12.<sup>10)</sup> — Acc. Ott. Aicheril libri de comitiis Romanorum. Francof. 1701. 12. — Ed. 9. c. fig. Ultraj. 1718. 12.<sup>11)</sup>. Der bessere Gehalt des Buches ist aus Rosinus entnommen<sup>12)</sup> und die Anordnung alphabetisch. Ungeachtet seiner Unvollständigkeit und Fehlerhaftigkeit wurde das Büchlein, so lange Christoph Cellarius und Hieronymus Freyers Abriss der römischen Alterthümer noch nicht erschienen war, in Schulen sehr gebraucht. Für unser Zeitalter ist es völlig veraltet und ohne allen Werth. — Ciceronis de officiis LL. cum notis Frid. Hildebrandi. Lips. 1669. 12.<sup>13)</sup> — Carmina. — De usu globi terrestriis et mapparum geographicarum libellus. — Discursus oratorii LXVII. — Programmata et Antiloquia, cum oratione gemina<sup>14)</sup>. (G. Rathgeber.)

4) Heinrich, geb. zu Zörbig im Anhalt'schen am 18. März 1668, verdankte seine wissenschaftliche Bildung hauptsächlich dem Professor Heinrich Link zu Altorf, welcher in seiner ersten Ehe kinderlos geblieben

<sup>\*)</sup> *Witte* diar. biographic. Jöcher's Gelehrtenlex. 2r Bd. 1598.  
1) J. G. Leudfeld Antiqu. Walckenred. 2. Th. Scipj. u. Nordh. 1705. 4. p. 184. 2) ib. 2. Th. p. 486. 3) ib. 2. Th. p. 154. 4) *Hann. Witte*, Diar. biogr. Dantisch. 1688. 21 Dec. 1687. 5) J. G. Leudfeld's Antiquit. Isfeldensae. Quedlinb. 1709. 4. p. 205. 209. 6) Hist. Nachr. v. Nordhausen. Scipj. u. Nordh. 1740. 4. p. 80. 7) Leudfeld L. I. p. 209. 205. 8) *Witte* l. I. Jöcher's Allg. Gel. Lex. 2. Th. S. 1750. p. 1598.

9) *Mousal* Bibl. hist. Vol. I. P. I. p. 185. 9a) *Fabrum*. Bibliogr. ant. Hamb. et L. 1713. p. 58. 10) *Waigel* App. lit. L. 1821. p. 108. n. 2901. 11) *B. G. Struvii* Ant. Rom. synt. Jenae. 1701. p. 5. 12) *Fabric.* Bibl. Lat. Hamb. 1721. p. 123. — T. I. p. 194. ed. Ern. 13) *Witte* Diar. biogr. l. I.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.







Daß hier dasselbe Versmaß gemeint sei, kann man schon aus Vergleichung der ersten Strophe dieses Liedes mit dem des Hildebrandsliedes sehen. Sie lautet nämlich:

Es saß im Alderlande  
Ein König so wol bekant  
Mit großer macht und gewalte  
Sigmund was er genant  
Der hett mit fernem frauen  
Ein sun der hiez Sernfrid  
Des wesen werdt ic horen  
Alhie in diesem Lied.

Im Hildebrandston, nur in einem etwas regelloserem Versmaß, indem ausnahmsweise manche Reimzeile, vorzüglich die vierte (letzte), 7 Füße, und manchmal eine wieder nur ihrer 5 hat, auch die Anapästten häufiger sich finden, sind die wichtigsten Lieder im Sagenkreise des Heldenbuches: das Nibelungenlied, die Rosengartenlieder, Alphart's Tod, Dnit, Hug und Wolsdietrich, Gudrun gedichtet. Dieses Versmaß ist aus den sechsfüßigen Zeilen des Stabreimes entstanden, indem je 2 und 2 durch den Ausreim (den vorzugsweise so genannten Reim) verbunden wurden. Seine Einfachheit mit nur 4 Reimen genügte nach und nach der Verskünstelei nicht mehr, so daß sich schon in Handschriften des Nibelungenliedes achtreimige Strophen eingeschoben finden, und endlich in den alten Drucken des Heldenbuches Dnit, Hug und Wolsdietrich und das Rosengartenlied ganz in die achtreimige Stanze umgeschmolzen erschienen, so wie auch in den abgekürzten Bearbeitungen in Kaspar's von der Roen Heldenbuche. Auch das Hildebrandslied entging der Umgießung in die achtreimige Strophe nicht, und es beginnt hier:

„Ich solt zu land austreiten,  
Sprach Meister Hildebrant  
„Das mit vor langen jerten  
Die weg warn unbekant,  
Jon Fern in lanten waren  
Will manchen Ueben tag,  
Das ich in dreistig jerten  
Fraw Gut ich nie en pflag.“

Warum jene Versart, in der doch auch so viele andre berühmte Gedichte sich fanden, den Namen Hildebrandston erhielt, findet in der zum Volksgefange sich vorzüglich eignenden Behandlungsweise des Stoffes im Hildebrandsliede, das wegen seines geringen Umfanges leicht in aller Munde wohnen konnte, die genügendste Erklärung. (Ferdinand Wächter.)

**HILDEBRANDT** (Georg Friedrich), Doktor und ordentl. öffentl. Professor der Medicin, Physik und Chemie auf der königl. bairern. Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen, geheimer Hofrath, der kais. Leopold. Akademie der Naturforscher Adjunkt, der königl. bairern. Akademie der Wissenschaften zu München, der Akademie nützlicher Wissensch. zu Erfurt, der königl. preuß. Akademie der Wissensch. zu Berlin u. m. a. gelehrten Vereine Mitglied, gleich hochachtbar, als Anatom, Physiolog, Chemiker und Physiker, wie als akademischer Lehrer, Gelehrter, Schriftsteller, Arzt und Mensch, wurde zu Hanover

am 5. Junius 1764 geboren. Sein Vater, Johann Georg, königl. großbritan. Leibchirurgus, und seine Mutter, eine geborne Hartmann, starben ihm sehr früh, und er, an sich schwächlich von Geburt, würde, ohne die sorgsame Pflege seiner Stiefmutter, Johanna Augusta Brandes, seine Altern nicht lange überlebt haben. Eben so väterlich nahm sich der damalige Hofmedicus Mensching des Knaben an, und brachte ihn bei dessen guter natürlicher Fassungskraft, unter Mitwirkung zweier Hauslehrer, bald so weit, daß derselbe, 12 Jahre alt, in der obersten Klasse seines vaterstädtischen Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Hier genoß er den trefflichen Unterricht des Direktors Schumann, und des Rectors, nachmaligen Abtes Sertzo zu Helmstädt, und zeichnete sich unter seinen Mitschülern so vortheilhaft aus, daß er schon in seinem 16ten Jahre die Universität zu Göttingen besuchen konnte. — Weniger eigene Neigung, die mehr dem Soldatenstande sich zulehrte, als der Wunsch seiner zweiten Mutter, und die Aufmunterung des berühmten Zimmermann, seines mehrjährigen Hausgenossen, und väterlichen Freundes, bewogen den Jüngling, Arzneikunde zu studiren, worin Brisberg, Murray, Richter der Vater, Blumenbach u. A. seine Lehrer waren.

Als er in 3 Jahren, oft mit Mangel kämpfend, die Anfangsgründe der Arzneikunde erlernt, und den 9. August 1788 in Göttingen, nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: de pulmonibus, die Doktorwürde angenommen hatte, wollte er sich zu einer Erholungsreise anschicken, erkrankte aber lebensgefährlich an einem hitzigen Fieber, das sich mit einer Metastase auf das ganze Gefäßsystem seines schon früher durch einen Sturz vom Pferde geschwächten linken Fußes endigte. Mit noch nicht ganz gehobenem Uebel reiste er durch einen Theil Deutschlands nach Paris etc., und kehrte über Berlin zurück. Hier benutzte er besonders Walters, des Vaters, anatomische Lehrvorträge und Sammlungen, Klaproth's Unterricht in der Chemie und Mineralogie u. s. w. auf das emsigste, verschlimmerte aber durch das viele Stehen und Gehen, beim Besuch der Harzer etc. Bergwerke, der Fabriken, Spitäler u. s. w. seine Fußadergeschwülst so sehr, daß sie nachher allen Heilmitteln widerstand, und ihn durch sein ganzes Leben begleitete. — Nach Göttingen (1785) zurück gekehrt, ward er daselbst Privatdocent, und in demselben Jahre noch von dem damals braunschweig'schen Staatsminister von Har denberg, auf Empfehlung des Ritters von Zimmermann in Hanover, zum Professor der Anatomie an das anatomisch-chirurgische Institut zu Braunschweig berufen, und nachher daselbst auch zum Professor des Ober-Sanitäts-Collegiums ernannt. Mit welchem Eifer und Glück er sich damals mit der Zergliederungskunde beschäftigte, zeigt sein noch jetzt mit vollem Rechte geschätztes Lehrbuch der Anatomie des Menschen, dessen erste Ausgabe in 4 Bänden zu Braunschweig 1789 — 92. 8., die zweite 1798 — 1800, die dritte 1803. 4. erschien, und eine vierte vermehrte vom Prof. Ernst Weber in Leipzig 1830. 81 besorgte. — Im J. 1785 vermählte sich



Hildebrandt mit S. J. Charl. Schrader, einer geist- und gemüthvollen Hanoveranerin, die ihm schon drei Jahre zuvor verlobt war. — Acht Jahre lebte er in Braunschweig ganz angenehm, und lehrte mit Beifall Anatomie, Physiologie, Chemie, wiewohl die Beschwerden seines anatomischen Lehramts, noch mehr einer starken ärztlichen Praxis seine früher schon gestörte Gesundheit immer mehr erschütterten.

Im J. 1793 wurde er durch den damals in preuß. Dienste getretenen Staatsminister Freiherrn von Hardenberg als ordentlicher Professor der Arzneikunde in Erlangen angestellt, ein Rückruf aber im darauf folgenden Jahre nach Braunschweig, zur Übernahme einer Professur der Chemie, von ihm abgelehnt. Dagegen nahm er, nach vorausgeschickter Diss. pro loco: dulcis mercurii laudes, zu Erlangen 1796 ein Lehramt der Philosophie, nämlich das der Chemie, und 1799, nach dem Abgang Meyers nach Göttingen, auch jenes der Physik an. — Durch seine lehrreichen, klaren und faßlichen, meist freien Vorträge über Chemie, Physik, Physiologie, Pathologie, Therapeutik, Diätetik und Volksarzneikunde u. u. machte er sich, als Lehrer, so wie durch seine glücklichen Kuren, als Arzt in und außer Erlangen überaus beliebt und verdient, aber leider! oft auf Kosten seiner Gesundheit! Auch ich verehere dankbar in dem theuern zu früh Heimgegangenen einen meiner vorzüglichsten Lehrer, Sönnner und Freunde, der mir, gleich seinen übrigen Schülern, unvergeßlich bleiben wird.

In Erlangen gleichsam eingebürgert, durch mehrere Auszeichnungen seiner Obern nach Verdienst begünstiget, von Allen hochgefeiert, vermochte er es, zugleich bei seiner Kränklichkeit, nicht über sich, zwei sehr ehrenvolle Einladungen nach Heidelberg (1803 und 1812) anzunehmen.

Trotz der vielen und schweren Leiden, die den selten starken, männlichen Duldner von allen Seiten abwechselnd bestürmten, arbeitete er rastlos und gewissenhaft in seinem gemeinnützigen Berufe fort, erlag aber endlich den langwierigen und wiederholten Krankheitsangriffen durch einen sanften Erschöpfungstod, in der Morgendämmerung am 23. März 1816.

Bereits war ihm seine erste Gattin vorangegangen, und er hatte in einer zweiten eine treue Pflegerin gefunden. Eilf Wochen nach ihm starb auch sein ältester Sohn, nach einem lange dauernden und schmerzhaften Krankenlager, an der eiternden Lungenschwindsucht, in der Blüthe seiner Jahre, welchem Mißgeschick der Vater nur durch strenges diätetisches Verhalten, und durch eine kluge Wahl der jedem Krankheitsanfalle entsprechenden Heilmittel so lange hatte entgehen können.

Noch leben drei Töchter und ein Sohn des Entschlafenen, die, nebst zwei Schwiegerstöhnern, Dessen Andenken kindlich segnen.

Sein Eidam, der würdige Hobbaum zu Hildsburgtausen, charakterisirt ihn auf das Treffendste so: „Der Verstorbene, abgerechnet dessen angeborene Anlage zu Krankheiten des venösen Systems und zu Lungenkrankheiten, zeichnete sich durch eine besondere Stärke

seines Muskelsystems aus. Er war groß, breit von Schultern, und sein ganzes Äußeres, seine Haltung, sein Gang u. waren ein treuer Abdruck der Festigkeit und Beharrlichkeit seines Innern. Aus seinen Mienen sprach eine gewisse Nachdenklichkeit, ein tiefes Sinnen, und eine scharfe Beobachtung dessen, was zunächst sich seinem Blicke darbot, Eigenschaften, die ihm wohl das Ansehen des Ernsten und der Strenge gaben, aber einer Strenge, welche Niemanden vor ihm zurück scheuchte, sondern die, vermöge eines Zuges von Gutmüthigkeit und Menschenliebe, mit der sie gepart war, nur um so stärker anzog, auch Jene, die ihn vorher weder persönlich, noch durch seinen Ruf gekannt hatten. Dabei that er von seiner Seite nichts, was etwa künstlich diese Aufmerksamkeit erregen konnte; vielmehr haßte er allen äußeren Prunk und alle Ziererei, er blieb sich unter allen Lebensverhältnissen gleich, immer der besonnene, ruhige Mann. Genau überlegend das, was er sagte, sprach er meist nur wenig, aber dann mit zunehmender Wärme und mit sichtbar wachsendem Ausdruck in seinen Gesichtszügen, wenn ihn der Gegenstand des Gesprächs lebhaft interessirte, und wenn es Vertheidigung der Wahrheit galt. In diesem Eifer für Recht und Wahrheit entzündete sich oft schnell in ihm, und riß ihn dann zu Handlungen hin, die er in der Folge zu bereuen Ursache hatte. Selbst mit zunehmendem Alter und bei abnehmenden Körperkräften schien diese Anlage zu schnellen Aufwallungen seines Gemüthes eher zu- als abzunehmen. — Aber dessen ungeachtet war er frei von allem Hass, und von aller Leidenschaftlichkeit gegen irgend einen Einzelnen, und nie hatte er wohl die Absicht, Jemand vorsätzlich zu beleidigen. Vielmehr schmerzte es ihn, wenn er Manchen durch eine zu rasche Handlung, oder durch eine hitzige Rede glaubte gekränkt zu haben. Aus Allem dem, was er that und sprach, leuchtete dann auffallend das Bestreben hervor, Alles wieder gut zu machen, was er in der ersten Aufwallung verborben hatte. In seinem Herzen wohnte kein Falsch; er war ein ausgezeichnet frommer und edler Mann, der das Gute übte nicht allein aus einer natürlichen und angeborenen Neigung dazu, sondern aus Grundsatz und der festen Überzeugung, daß es dem Menschen Pflicht sei, das Rechte zu thun und das Laster zu fliehen. Er war ein trefflicher Gatte und Vater, der nie müde wurde, durch Beispiel und Lehre für die Vervollkommnung der Seinigen zu wirken, der sich selbst oft die ihm, besonders in seiner Krankheit, so nöthigen Lebensbedürfnisse versagte, um es ihnen an Nichts fehlen zu lassen, und dem die Sorge um sie leider, oft manche kummervolle Stunde machte, und nicht wenig zur Vermehrung seiner eigenen Leiden beitrug. Er war ein gefälliger und verträglicher Colleague, ein warmer Freund seiner Freunde, in hohem Grade wohlthätig, ja oft verschwenderisch gegen Nothleidende, und Wenige erfuhren, was er im Stillen zu ihrer Unterstützung that und aufopferte. Gegen Studirende war er eben so leutselig als zuvorkommend, und selbst da, wo er von Manchem nicht gerade schonend behandelt wurde, wußte er sein bestiges Temperament



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



2 Thle. Erl. 1807. 2te Aufl. 1821. gr. 8. — Lehrbuch der Chemie als Wissenschaft und Kunst, mit Kupf. und vollst. Register. Erl. 1816. 8.; nebst Anhang dazu von Bischof. 1819. gr. 8. — (Vergl. d. Literatur der Medicin v. J. S. Ersch, neue fortgesetzte Ausg. von J. A. B. Puchelt. Leipz. 1822. gr. 8.)

Hilbebrandt's Leben s. in Fickenscher's Gelehrtenlexikon der Universität Erlangen. III.; ausführlicher von C. Schindbaum i. d. 5ten Ausg. von Hilbebrandt's Lehrb. d. Physiol. 1817. — Vergl. auch Meusel's gelehrtes Teutschland u. u. (Th. Schreger.)

HILDEGAR, auch HILDIGER und CHILDEGAR genannt, III. Erzbischof zu Köln, wurde als Kanzler des Königs Pipin von Frankreich, im J. 750 auf den bischöflichen Stuhl zu Köln erhoben. 753 erhielt er vom K. Pipin die Weisung, mit einem großen Heere nach Sachsen zu ziehen, und den abgöttischen Bewohnern Frieden anzutragen, wurde aber von ihnen während des Messopfers in einem Schlosse am 28. Junius 753 getödtet. Sein Leichnam wurde am 8. Jul. nach Köln in die Kirche des heil. Gereon gebracht \*). (Jäck.)

Hildegard, s. Karl der Grosse.

HILDEGARD, die Heilige, ist durch ihre vorgeblichen göttlichen Offenbarungen und Weissagungen voll mystischer Phantasien in der Geschichte des Mysticismus im Mittelalter sehr bemerkenswerth. Denn ungeachtet man ihr, bloß in Ansehung des Gehaltes ihrer Weissagungen selbst, nicht eben einen hohen Werth zugesellen kann, so erhält sie doch dadurch eine gewisse historische Bedeutsamkeit, daß ihr die ungetheilteste und lebhafteste Anerkennung von ihren Zeitgenossen geschenkt wurde. Da dieser ungetheilte Beifall nur möglich war unter der Voraussetzung, daß sie ganz im Sinne ihrer Zeit dachte und sprach, so hat man folglich ihre Weissagungen als ein treues Zeugniß des Geistes ihrer Zeit zu betrachten. Aber auch abgesehen von diesem historischen Interesse, erhält die Betrachtung solcher Schwärmenden, von dem Wahne einer höheren Gemeinschaft mit dem Überfinnlichen ergriffenen Frauen, ein näheres Zeitinteresse, in so fern ähnliche Erscheinungen, die man vor einiger Zeit nur als jenen finsternen Seiten angehörig betrachten zu dürfen glaubte, auch unter uns von Neuem hervor getreten sind und — was noch mehr sagen will — Glauben und wissenschaftliche Vertheidigung gefunden haben. In sofern also diese Seherin zu Bingen aus dem 12ten Jahrh. unter andern mit der Seherin zu Prevorst aus dem 19ten Jahrh. in eine Parallele gestellt werden könnte, wird die nähere Betrachtung der ersteren vielleicht als ein Beitrag zur Beurtheilung der letztern und damit zugleich so mancher andern verwandten neuern Inspirirten oder Prophetinn gelten können.

Die heil. Hildegard \*) stammte aus einem adeligen Geschlecht in der ehemaligen Pfalz. Ihr Vater, Hildebert, war ein Edelmann, der an dem Hofe des Grafen von Sponheim lebte, und in Kriegsdiensten stand; ihre Mutter hieß Rechilde. Sie wurde im J. 1098 oder 99 in Bockelheim in der damaligen Grafschaft Sponheim in der Diöces von Mainz geboren. Schon von ihrem achten Jahre \*\*) an lebte sie im Kloster, und ward so schon von ihrer frühen Jugend an für die Ideale der mönchischen Heiligkeit herangebildet. Sie wurde nämlich von ihren Ältern dem Kloster Disibodenberg (in monte Disibodi), einem Benediktiner-Kloster im ehemaligen Fürstenthum Zweibrücken, das damals ebenfalls zu der Grafschaft Sponheim gehörte, dargebracht, und daselbst hauptsächlich einer gewissen Jutta, der damaligen Äbtissinn des Klosters, der Schwester des Grafen Reinhard von Sponheim, einer im Rufe hoher Heiligkeit lebenden Frau, zum Unterrichte in der Religion, übergeben. Nach dem Tode der Jutta erhielt Hildegard selbst ein Vorsteheramt über einige Nonnen und ward später Äbtissinn dieses Klosters. Im J. 1148 aber, als, vorzüglich durch den Ruf ihrer Heiligkeit, die Anzahl der Nonnen in Disibodenberg so sehr anwuchs, daß das Kloster sie nicht mehr fassen konnte, gründete sie selbst mit 18 Nonnen ein neues Kloster auf dem Rupertsberg bei Bingen \*\*), dem sie, bis an ihren Tod im J. 1179, also in ihrem 82sten Jahre, als Äbtissinn vorstand.

Schon von ihrer frühesten Kindheit scheint sich in ihr eine überspannte Reizbarkeit für übersinnliche Gegenstände gezeigt zu haben, welche Phantasien von besonderer Gemeinschaft mit dem Göttlichen in ihr erzeugte. „Schon in meinem dritten Jahre, so erzählt sie selbst von sich, sah ich ein so großes himmlisches Licht, daß meine Seele bis in das Innerste erzitterte; aber ich war noch zu sehr Kind, so daß ich Nichts davon aussprechen

1) Ihr Leben wurde gleich nach ihrem Tode von zwei Mönchen, Godofridus und Theodoricus, die mit ihr selbst in persönlichem Umgange gestanden hatten, beschrieben, aber, nach Möncheweise, in der Art einer Heiligenlegende, durch eine Anzahl von Wundern entstell. Es erschien zuerst zu Köln 1566 im Druck, und ist dann auch in den Act. SS. Antw. unter dem Namen der heil. Hildegard mit abgedruckt. Über ihr Leben ist ferner zu vgl. Trithem. Chron. Hirsau. p. 133. Acta SS. Antw. ad 17. Sept. Albericus chron. ad a. 1141, in Leibnitz access. histor. Hanov. 1698. T. II. p. 288 sq. — Tersteegen, Leben heiliger Selten. Bd. 3. S. 475. — Arnold. hist. theol. myst. p. 280. — Schröckh A. G. Th. 28. S. 15 sq. — Meaube der heil. Bernhard. S. 210 sq. u. S. 300 sq. Umherschweifungen in den Labyrinthenschwärmerischer und myst. Frauen. S. 139 sq. — Meiners progr. de S. Hildegardis vita, scriptis et meritis. Goett. 1798. Auszug daraus in: Götting. gel. Anz. 1794. S. 1849—51. und Meiners neues göttl. hist. Mag. Bd. 3. St. 4. S. 649—52. — Fuhrmann, Handwörterb. der Religi. und A. G. h. v. Th. 2. — Schmid Myst. d. Mittelalters. S. 83 sq. 2) Act. SS. l. l. p. 631. Unrichtig nach Schröckh S. 17 im 5ten Jahre. 3) Es wurde das Kloster des heil. Ruprecht oder Robert (in monte S. Roberti de Pinguis) genannt, weil daselbst das Grab des heil. Ruprecht, des Fürsten der Bingenonen zur Zeit Pipins, seyn sollte. Es ist schon längst zerstört, und an seiner Stelle steht jetzt — ein preuß. Schloss.

\*) Annales Fuldenses, Tiliari, Loiseliani, Bertiniani et alii. — Moerckens conatus chronol. ad catal. archiep. Colan. 1745. 4. p. 54. — Kolb series archiep. Col. p. 157.



konnte. Die Fähigkeit für religiöse Geheimnisse aber und die Kraft zu verborgenen, wunderbaren Visionen, hatte ich schon seit dem 5ten Jahre, auf eine wundervolle Weise eben so in mir gefühlt, wie ich sie noch jetzt in mir trage; doch habe ich sie Niemanden, einige Wenige, die mit mir im Kloster in genauerem Umgang lebten, ausgenommen, offenbart.“ Diese frühe Anlage zu religiöser Schwärmerei mußte natürlich durch die frühe klösterliche Erziehung, und besonders durch den Einfluß jener durch überspannte Mönchsheiligkeit in hohem Ruf stehenden Jutta, der sie ihre ganze religiöse Bildung zu verdanken scheint, mächtig geweckt, genährt und entwickelt werden. Der starke Eindruck, den das Klosterleben und die Lehren der Jutta auf ihr religiös-reizbares Gemüth gerade in der für ihre Ausbildung wichtigsten Periode der zum Bewußtseyn erwachenden Kindheit machte, zeigte sich auch sehr sichtbar darin, daß gerade damals ihre religiöse Überreizung besonders stark hervortrat und sich vollständiger zu dem Wahn von göttlichen Visionen ausbildete. „In dem 8ten Jahre, fährt sie zu erzählen fort, wo ich der heiligen Gemeinschaft des geistlichen (d. i. klösterlichen) Lebens übergeben wurde, bis zum 15ten Jahre, hatte ich oft göttliche Erscheinungen und sprach sie mehrmals aus, so daß diejenigen, welche es hörten, sich wunderten, woher ich es erhielt. Ich selbst wunderte mich darüber, weshalb ich von großer Furcht ergriffen wurde, und Niemand mehr Etwas von meinem innern Lichte mitzutheilen wagte.“ Je mehr sie im Alter vorrückte, desto stärker wurden ihre Visionen, desto mehr aber nahm auch die Scheu zu, sie Andern mitzutheilen, und desto sorgfältiger verschloß sie sie in sich. Eben durch dieses gewaltsame Unterdrücken ihrer inneren Bewegungen und durch dieses Verschließen in ihr Inneres, scheint sich die Gewalt der Phantasie nur immer mehr verstärkt zu haben, und der Drang, sich mitzutheilen immer mächtiger geworden zu seyn, bis sie in diesem Drang einen unmittelbaren göttlichen Befehl zur Mittheilung zu hören glaubte, und diesem endlich, nach langem Widerstande, nachgab. Zugleich aber bemerkt man deutlich, daß die ursprüngliche Reizbarkeit des Gemüths durch gewisse körperliche krankhafte Zustände erhöht wurde, die, vorzüglich bei Frauen, insbesondere in der Periode der beginnenden Reife, in welcher Hildegard sich damals befand, oft bekanntlich die außerordentlichsten Zustände des Gemüths hervorbringen. Jener innere Kampf zwischen dem Drang und göttlichen Befehl, ihre Erscheinungen und Offenbarungen mitzutheilen, und der Scheu und Furcht dagegen, den die heil. Hildegard sehr ausführlich beschreibt, und der gerade in der Zeit der ersten heranreifenden Jugend, nämlich in der Zeit nach ihrem 15ten Jahre beginnt, scheint die Regung jenes dunkeln Gefühls von etwas Höherem, Unbekanntem anzudeuten, wozu dieses Lebensalter besonders geneigt ist, und das sich bei ihr, mit dem durch Naturanlage und frühzeitige Klostererziehung vorherrschenden Gefühl für übersinnliche, geheimnißvolle Verhältnisse am natürlichsten verband, und eben in jenen ahnungsvollen Gemüthserhebungen zu dem Göttlichen seine beste Bes-

friedigung fand. Daß aber zu diesem psychischen Kampfe auch physisch krankhafte Zustände hinzu kamen, welche bis in ihr höheres Alter fortbauerten, erzählt sie selbst, und daß auch diese wieder auf jene krankhafte psychische Reizbarkeit zurück wirken mochten, läßt sich leicht denken. Diesen psychisch und physisch zugleich krankhaften Zustand beschreibt sie ungefähr in folgender Weise: Als sie, nach Vollendung der Kinderzeit (puellari meta transacta) zu dem Alter der vollkommenen Kraft gekommen war, hörte sie eine Stimme vom Himmel, welche sagte: ich, das lebendige Licht, welches das Dunkle erleuchtet, habe dich unter Allen erwählt etc. Sie aber empfand in dem Innersten der Eingeweide und Adern ihres Körpers heftige Schmerzen, und war zugleich von niedergebengtem Muth und Gefühle, so daß in ihr keine Sicherheit wohnte und sie sich in allen Dingen für sündhaft hielt. (Wer sieht hier nicht das auf körperlicher und geistiger Krankheit beruhende Schuldgefühl unserer neueren Mystiker?) Als sie aber, ungeachtet des wiederholten göttlichen Befehls, dennoch in ihrem Schweigen verharrte, verfiel sie endlich in eine bedeutendere Krankheit, die sie mit immer heftigern Schmerzen an das Bett fesselte, und die erst dann wich, als sie sich zum Aussprechen und Niederschreiben ihrer Visionen entschloß. In ihrer Noth hatte sie sich nämlich einem vertrauten Mönche anvertraut, und dieser, so wie eine andre Nonne, vermochten sie durch ihren Rath, die Weissagungen und Erscheinungen ihres Innern auszusprechen und niederzuschreiben. Sie war im 43sten Jahre ihres Alters, als sie sich dazu entschloß.

Ihre Visionen und Offenbarungen beschreibt sie gewöhnlich als ein Licht, das vom Himmel in ihre Seele einströmt. Bisweilen unterscheidet sie ein allgemeineres Licht, das sie mit einer von der Sonne erleuchteten Wolke ohne Sterne vergleicht, und von dem lebendigen, höhern Licht, das sie in jenem sieht, und das stärker in ihr Gemüth eindringt, unterscheidet. „Ich sah, sagt sie insbesondere von der im J. 1141 empfungenen Offenbarung, durch die sie zum Niederschreiben zuerst getrieben wurde, ein feuriges, unbeschreiblich funkelndes Licht, das vom offenen Himmel kam, mein ganzes Gehirn und mein ganzes Herz und meine Brust durchdrang, gleich einer Flamme, jedoch nicht brennend, sondern nur erwärmend, so wie die Sonne einen Gegenstand erwärmt, über welchen sie ihre Strahlen ausbreitet.“ Psychologisch bemerkenswerth ist es ferner, was sie in Rücksicht der Art, wie ihr diese Visionen zu Theil wurden, erwähnt: „Die Erscheinungen, die ich sah, empfing ich nicht im Traume oder Schlafe oder in Geistesabwesenheit, noch mit den körperlichen Augen und äußeren Ohren, oder an verborgenen Orten, sondern wachend, umherschauend, an öffentlichen Orten, vernahm ich sie in dem reinen Sinn des inneren Menschen. Wie dieß möglich sei, setzt sie hinzu, ist für den irdischen Menschen schwer zu begreifen.“ Wir müssen also hiernach die heil. Hildegard als wirkliche Visionärin anerkennen. Von den Wirkungen ihrer Visionen aber berichtet sie ferner: „Plötzlich verstand ich nun den Sinn



der Bibel, nämlich der Psalmen, der Evangelien und anderer Schriften des N. und A. T.; dennoch kannte ich nicht die Auslegung der Textesworte, die Eintheilung der Sylben und den Gebrauch der Casus und Tempora.“ Den wundergläubigen Zeitgenossen war dieß vollgiltiger Beweis, daß ihre Offenbarungen göttlich waren, aber ein Blick auf den Inhalt ihrer Offenbarungen zeigt, daß sie recht wohl ohne Kenntniß der Bibel bloß aus der Phantasie einer überspannten Frau hervorgehen konnten. Sie begann nun, fährt sie zu erzählen fort, ihre Offenbarungen niederzuschreiben, und fühlte sich dabei von ihrer Kränklichkeit wieder aufgerichtet. Ungeachtet sie aber die lateinische Sprache nicht kannte, und außer einem bloßen Psalmen von einem Menschen nichts gelernt hatte, so schrieb sie dennoch ihre Offenbarungen großen Theils in lateinischer Sprache nieder, ja sie fing an zu schreiben, als sie kaum die Kenntniß der Buchstaben hatte: denn sie sprach und schrieb Nichts aus eigenem Geiste, sondern nur die Worte, die sie aus dem himmlischen Lichte vernahm. Doch auch dieses Wunder löst sich bald, wenn man weiter vernimmt, daß sie bei der Ausarbeitung ihrer Schriften, sich der Hilfe jenes ihr vertrauten Mönchs bediente, dem sie theils dictirte, oder der das von ihr Geschriebene besserte und anordnete. Wahrscheinlich also war es der Mönch, der das Wunder vollbrachte, indem er ihre vielleicht in sehr roher Form ausgesprochenen Orakelsprüche lateinisch und wohlgeordnet niederschrieb. Es war ihr Hauptwerk, die *Scivias*, dessen Ausarbeitung sie zuerst unternahm, und das sie binnen 10 Jahren vollendete.

Der Ruf von der neuen Prophetin fing jetzt allmählig an sich zu verbreiten. Eine Folge davon war zunächst der große Zuwachs der Zahl der Nonnen in ihrem Kloster Disibodenberg und die dadurch veranlaßte Gründung des neuen Klosters auf dem Rupertsberg bei Bingen. Die vollständige Begründung ihrer allgemeinen Anerkennung kam aber erst durch einen besondern Umstand zu Stande. Um diese Zeit (1147) nämlich kam der heil. Bernhard von Clairveaux, auf seiner Reise nach Deutschland, um daselbst das Kreuz zu predigen, nach Bingen, er hörte von den Offenbarungen der Hildegard; der Propst des dortigen Klosters erklärte sie, auf sein Befragen, für Eingebungen böser Geister oder leere Einbildungen des Gehirns, aber eigene Prüfung einiger derselben ließ den nach Wundern und Heiligen begierigen Bernhard hohe göttliche Wahrheit darin erkennen. Er schrieb selbst an die heil. Hildegard, erklärte sie für eine wahre göttliche Prophetin, und sein Zeugniß reichte hin, allen Zweifel gegen sie bei ihren Zeitgenossen niederzuschlagen<sup>4)</sup>. Bald aber fand sie noch eine höhere Auctorität für sich. Der Papst Eugen III. hielt (1148) zu Trier eine Kirchenversammlung, und der Erzbischof von Mainz erzählte ihm von der in seiner Diöcese erstandenen neuen Prophetin; Bernhard von Clairveaux, der

ebenfalls zugegen war, drang in ihn, eine so ausgezeichnete Leuchte nicht durch Bösgenirte unterdrücken zu lassen, sondern durch seine Auctorität die an ihr sichtbare göttliche Gnade zu bestätigen. Eugen sandte mehrere glaubwürdige Männer, worunter der Bischof von Verdun, an die Hildegard, um sie zu prüfen; diese brachten einige ihrer Schriften mit, welche auf seinen Befehl in der Versammlung der Bischöfe vorgelesen wurden und durch ihren Inhalt allgemeine Bewunderung und Preis Gottes erregten. Der Papst selbst schrieb deshalb an die Prophetin, bezeugt ihr mit Wärme ihre wahrhaft göttliche Berufung, und ermahnt sie, standhaft in ihrem Werke zu beharren. Hildegard antwortete ihm darauf in einem Briefe, der selbst göttlich geoffenbart war, und legte ihm dabei einige starke Wahrheiten an das Herz<sup>5)</sup>.

Hiermit ward der Ruhm ihrer Heiligkeit und die Göttlichkeit ihrer Offenbarungen durch die ganze Kirche verbreitet. Von allen Seiten her drängte man sich zu ihr, um von der ihr zu Theil gewordenen hohen göttlichen Gnade berührt zu werden. Geistliche und Weltliche, Hohe und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte, von nahen und fernen Gegenden wendeten sich zu ihr, Rath, Belehrung, Trost, Ermahnung, Fürbitte bei Gott von ihr bittend, und nach allen Seiten ertheilte sie hierauf aus der reichen Quelle ihrer göttlichen Offenbarung die gebetene Hilfe. Eine große Anzahl von Briefen an sie von Päpsten, Bischöfen und Erzbischöfen und andern Geistlichen, Kaisern, Königen, Fürsten, ja selbst von Magistern und Lehrern an Universitäten mit den Antworten darauf bezeugen es, daß man die wichtigsten geistlichen und weltlichen Angelegenheiten ihrem Rath und göttlichen Beistand vorlegte, und ihre Antworten wurden allgemein mit Ehrfurcht und Demuth als unbestreitbare Aussprüche der Gottheit bingenommen<sup>6)</sup>. In der That beweisen auch diese ihre Antworten häufig eine bewundernswürdige Einsicht, Klugheit und Klarheit, immer aber eine achtungswürdige Freimüthigkeit, wozu sie durch ihre göttliche Auctorität berechtigt war. Die Päpste Anastasius IV. und Hadrian IV. schrieben an sie, ihre Freude und Bewunderung über sie ausdrückend, und sich ihrer Fürbitte empfehlend. Hildegard antwortete ihnen, strast sie ernst wegen mannichfacher Verschämung ihrer Pflichten, und ermahnt sie kräftig, im Namen Gottes zur Besserung. Auch der Kaiser Konrad III. schrieb an sie, ja selbst der freidenkende, dem Uebermuth der Kirche kräftig widerstrebende Kaiser Friedrich I., beugte sich vor ihr, indem er in einem Schreiben ihre erhabene göttliche Würde anerkannte; und auch ihnen erwiederte sie mit der gewohnten Freimüthigkeit, ihr gottloses und ungerechtes Leben hart angreifend<sup>7)</sup>. Am merkwürdigsten aber erscheint es, daß sie selbst in rein wissenschaftlichen Angelegenheiten befragt wurde und Entscheidungen gab; wie dieß hauptsächlich die ausführliche

4) Bernhards Brief und die Antwort der Hildegard (Bibl. PP. p. 2. XXIII. p. 662. 68.

5) Oben das. p. 637. 6) S. diese Briefe größten Theils in der Bibl. PP. I. L. 7) Bibl. PP. I. L. p. 551.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



des Antichrist auf Erden, den Untergang desselben, den darauf folgenden Glanz der Kirche, die Reinigung der Welt durchs Feuer, das jüngste Gericht und die letzten Zeiten der Herrlichkeit und der Verwandlung des Zeitlichen in das Ewige, wo alle Elemente im heußten Lichte strahlen werden, gleich als wäre ihnen eine schwarze Haut abgezogen<sup>15)</sup>, — nicht allein verkündigten, sondern auch sehr ausführlich und lebhaft aus eigener Anschauung schilderten, läßt sich leicht denken. Merkwürdig möchte es scheinen, daß sich Hildegard neben diesen religiösen und sittlichen Gegenständen sehr viel auch mit naturwissenschaftlichen und medicinischen Betrachtungen beschäftigte und selbst auf sie häufig ihre Offenbarungen und Weissagungen bezog; wenn sich dieß nicht aus dem damaligen dunkeln Zustande dieser Wissenschaften erklärte, der einem geheimnißfüchtigen Gemüth viel Nahrung darbietet und die Vermischung mit religiösen Phantasien sehr begünstigt.

Ihre Schriften sind sehr zahlreich. Ihr Hauptwerk, worin sie ihre Visionen und Offenbarungen beschreibt, führt den Titel: *Scivias* (wahrscheinlich aus *sciens vias*) s. *visionum et revelationum lib. III.*<sup>16)</sup>. Von ähnlichem Inhalt war das in ihrem späteren Alter geschriebene, aber nicht vollendete Werk: *Lib. divinorum operum simplicis hominis*, worin ihre spätern Visionen und Offenbarungen, die mehr physikalischen, physiologischen und medicinischen Inhalts waren, z. B. über das ganze Weltsystem, von dem äußern Menschen, von der innern physischen Beschaffenheit des Menschen, von den Wechselwirkungen der Luft, von den Krankheiten der Menschen u., dargestellt werden<sup>17)</sup>. Zu ihren wichtigeren Werken gehören auch die *vitas meritorum*<sup>18)</sup>; denn dieses mit den beiden vorhergehenden übergab sie als die bedeutendsten den Pariser Doktoren zur Prüfung. Ihre kleineren Schriften sind: *vita S. Roberti s. Ruperti*<sup>19)</sup>, *vita S. Disibodi*<sup>20)</sup>, *expositio regulae S. Benedicti*, *expositio symboli Athanasiani*, Briefe an sie mit ihren Antworten, 38 Fragen des Abt Wibert von Gemblours mit ihren Entscheidungen<sup>21)</sup>, zwei medicinische Schriften: *lib. simplicis medicinae* und *lib. compositae medicinae*<sup>22)</sup>, zwei Schriften an die Geistlichen zu Trier und zu Köln de *futuris ecclesiae calamitatibus*, und eine an die Geistlichkeit zu Mainz *propter divina per illos inter-*

*dicta*<sup>23)</sup>, *exhortatio ad sorores suas, ad griseos monachos*<sup>24)</sup>. Theils entschieden unechte, theils wenigstens zweifelhafte Schriften, welche der Hildegard zugeschrieben werden, sind: *exhortatorium saecularium*, *homiliae LVIII in evangelia dominica*, *homiliae ad ignotam linguam*, *de sacramento altaris*, *speculum temporum* oder *pentachronon*, auch *de novis religionibus*, *coelestis harmonia*, und verschiedene Gedichte. (H. Schmid.)

Hildegard (Stift), s. Kempten.

Hildegard, Gemahlinn Karls d. Gr., s. Karl d. Grosse.

HILDEGAULTER, HILDEGOLTER (nordische Myth.), von dem altnordischen Hilbur (angelsächf. Hilde), Kriegsgöttinn, Krieg, Kampf, und gaulter, Eber, also wörtlich Kampf-Eber, heißt ein kostbarer Helm, welcher nebst zwei andern Kostbarkeiten, dem Panzer Findleif, der jedem Eisen widerstand, und dem Goldring Sviagryð, den die Ahnen des Königs Abil von Upsal gehabt hatten, von den 12 (eigentlich nur 11) dänischen Berserkern für ihren König Hrolf Kraki erlesen, nachdem sie Abil'n im Kampfe gegen den König Ali von Norwegen siegreich beigestanden, und letzterer gefallen war. Abil aber verweigerte die Kostbarkeiten und den Lohn, wofür Hrolf sich schrecklich rächte<sup>25)</sup>.

(Ferdinand Wächter.)

Hildegolter, s. d. vorherg. Art.

HILDEGUNDE, HILDEGUNDIS (die Heilige), aus dem Cölnischen gebürtig, Tochter vornehmer und reicher Eltern, wurde mit ihrer Zwillingsschwester Agnes in einem Kloster zu Neuse erzogen; sie unternahm mit ihrem Vater nach dem Tode der Mutter eine Wallfahrt nach Palästina und ließ sich durch das unterwegs erfolgende Abscheiden desselben nicht abschrecken, die Reise fortzusetzen, zumal sie diese in Männerkleidung und unter dem Namen Joseph angetreten hatte. Sie besuchte die heiligen Orte, wurde auf der Rückreise zu Akko von dem Diener, dem sie vom Vater anvertraut worden war, rein ausgeplündert, kehrte daher durch Unterstützung eines Einsiedlers nach Jerusalem zurück, wo sie von Almosen lebte, bis einer ihrer Verwandten sie in ihrem Elende entdeckte. Auf dem Wege in die Heimath starb zwar auch dieser ihr Beistand, hatte sie aber doch in den Stand gesetzt, nach Cöln zu kommen. Ohne sich und ihr Geschlecht zu erkennen zu geben, trat sie in die Dienste eines Kanonikus, reiste mit ihm nach Rom, wo sie ihre Schwester wieder sehen wollte, hatte aber unterwegs mit vielen Hindernissen zu kämpfen, aus welchen sie, wie man erzählt, auf wunderbare Weise befreit wurde. Nach Vollendung der Reise hielt sie sich einige Zeit in einer Reclusa bei Speier auf, trat aber dann auf den Rath eines gewissen Berthold in das Clafertienerkloster zu Schönau bei Heidelberg, wo sie aber bereits nach 2 Jahren 1188 starb. Erst nach ihrem Tode beim Abwaschen des Leichnams wurde ihr Ge-

15) *Scivias* L. III. vis. 12. 16) Zuerst edirt in dem *Liber trium spiritualium virorum Hermae, Uguetii et Fr. Liberti, et trium spirit. virginum Hildegardis, Elisabethae et Mechtildis*, ed. J. Faber, Stap. Par. 1513. fol. Darn: *Revelationis s. s. virginum Hildegardis et Elisabethae Schoenaug.* Col. Agr. 1628. fol. 17) Eine Beschreibung dieser Schrift und Auszüge daraus s. in *Fabric. bibl. lat. med. et inf. ed. Mansi* T. III. p. 263. Sie ist noch ungedruckt. 18) Ebenfalls ungedruckt. 19) ed. *Busaeus*, Mogunt. 1602. 4. mit andern Schriften und *Serii act.* 89. 15. Mai. 20) *Serii act.* 88. 8. Jul. 21) Diese, mit einem gr. Theil der Briefe und den beiden vorher genannten Schriften ed. *Blankwalt*, Col. 1566. 4. und *Bibl. PP. max.* T. XXIII. p. 587 sq. 22) Eine andere physik. Schr.: *libri IV Physices*, sind von einer andern Hildegard, ed. Arg. 1555. fol.

23) *Bibl. PP. 1. L.* 24) *Ibid.*

\*) Jüngere Edda, Damesaga. 64.



schlecht kund; sie soll nach dieser Zeit vielen erschienen seyn und noch Wunder gethan haben. Obgleich nicht förmlich canonisirt, wird ihr Andenken doch am 20. April gefeiert. Man hat ihr auch, aber mit Unrecht, einige Schriften beigelegt †). (A. G. Hoffmann.)

HILDEHOI (Langob. Gesch.), von Hilde (Kampf) und Hof (Hügel), Hügel des Kampfes, der vierte König der Langobarden, war Etb's Sohn und Nachfolger, hatte seinen Sohn Godehof zum Nachfolger<sup>1)</sup>; über seine Thaten ist nichts bekannt.

(Ferdinand Wächter.)

HILDEN, Dorf im königl. preuß. Reg. Bez. Düsseldorf, 3 Stunden von Düsseldorf entfernt, hatte 1817 779 katholische, 60 lutherische, 1217 reformirte Einw. Es sind hier Siamoisfabriken. (Rauschenbusch.)

Hilden (Fabricius von), Hildanus, s. Fabricius (Wilhelm).

HILDEN, 1) Heinrich, ein Dominikaner aus Köln, war daselbst Doktor und Professor der Theologie, auch Generalvikar des Bischofs von Straßburg, Wilhelm von Fürstenberg, und starb am 2. Nov. 1682. Er schrieb: *Selecta in S. Thomae summam commentaria*; *XV principia thomistica*; *Orationes sacr. de Sanctis ord. praedicatorii u. m. X.*<sup>2)</sup>. (Baur.)

2) Wilhelm, Sohn eines Bürgers in Berlin, wurde daselbst im J. 1551 geboren. Schon in seinem 15ten Jahre bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder. Später studirte er zu Leipzig und erhielt hier im 24sten Lebensjahre die Professur der Ethik und des aristotelischen Organon. Sechs Jahre nachher legte er diese Stelle nieder und lehrte nach Berlin zurück, wo er im J. 1581 zum Rektor am grauen Kloster erwählt wurde. Hilden übernahm die Druckerei, welche der bekannte Alchemist Leonhard Thurnheuser zum Thurm im grauen Kloster angelegt und an seinen Seher Michael Henklen verkauft hatte<sup>3)</sup>. Aus dieser Druckerei gingen die Schriften Hildens hervor; 1586 wurde dieser als ordentlicher Professor der griechischen Sprache und Mathematik nach Frankfurt a. d. Oder berufen, wo er aber schon am 19. September 1587 im 36sten Lebensjahre starb<sup>4)</sup>. — Schriften: *Emanuel. Chrysolorae Erotemata* (Quaestion. grammaticae). Gr. et Lat. Cur. G. Hildenio. Berol. 1584. 4.<sup>5)</sup>. — *Quaestiones ethi-*

cae. Berol. 1585. 8.<sup>6)</sup>. — *Oration. de praestantia linguae graecae*. — *Comment. in polit. et oecon. Aristotelis*. — *Quaestionum et commentariorum in Organon Aristotelis partes quinque; textus Graecus integer quaestionibus accommodatus, et tum verborum tum sententiae habita ratione in Lat. ling. conversus est; industria et studio Gull. H. Vol. I. II. III. Berol., auf eigene Kosten 1585. 86. 4.* Nach der Vorrede und einem lat. Epigramm von Joannes Major auf Hildens Arbeit folgen: *Prolegomena de inscriptione, numero et ordine librorum Aristotelicorum organicorum und Porphyrii Isagoge*. Dem griech. Text fügte H. eine gelungene lat. Übersetzung und einen an guten Bemerkungen reichen Commentar bei. Joachim Perionius Übers. der Topik ist beibehalten<sup>7)</sup>. Den ersten Theil dieses Werkes, welches unter den übrigen am meisten H. Ruhm begründete, eignete er dem Kaiser Rudolph II., den zweiten dem Kurf. August von Sachsen, den dritten dem Kurf. von Brandenburg Johana Georg zu. Bibliographen loben den Druck, vermiffen aber Register über Sachen und Worte. — *Resolutio Paradox. Ciceron*. — Ein Bildniß Hildens steht in *Mart. Frid. Selders: Icones et Elogia virorum aliquot praestantium, qui multum studiis suis consiliisque Marchiam olim nostram javerunt ac illustrarunt. tab. 46.* (G. Rathgeber.)

HILDENBRAND, 1) Joh. Ulrich, Prediger in Augsburg, Sohn eines Schuhmachers zu Ulm, wo er den 22. März 1696 geboren war. Er studirte zu Jena, war daselbst Privatdocent, kam 1727 als Pfarrer nach Rietheim im Ulm'schen, 1729 als Diakon nach Augsburg, wurde 1749 Pfarrer an der Barfüßerkirche, und starb den 6. Dec. 1756. Ein Schüler des berühmten Joh. Franz Buddeus, bei dem er 6 Jahre in Jena wohnte, schrieb er auf dessen Ermunterung eine: *Abfertigung des christ-katholischen Katechismi*. Jena 1724. 8., eines Buchs, das den Jesuiten Siegm. Ehrenhöffer zum Verfasser haben soll, zuerst zu Mainz 1587, und seitdem oft, gedruckt und von Mehreren widerlegt wurde. Unter seinen übrigen Schriften, meist asketischen Inhalts, bemerken wir die: *Tugendspiegel christlicher Jungfrauen*, aufgesetzt von P. J. Spener, aus dem Msct herausg. mit nützlichen Anmerk. Augsb. 1757. 8., und öfter, auch im 1 Th. der vom Abte Steinmetz herausgegebenen kleinen geistlichen Schriften<sup>1)</sup>. (Baur.)

2) Valentin Johann Edler von H., l. l. östreich. Regierungsrath, Direktor des allgemeinen Krankenhauses, des Findelhauses und der Bezirksanstalten und Professor der prakt. Heilkunde an der Universität zu Wien, ist ge-

†) Ihr Leben hat beschrieben außer Gsartus, Mönch zu Heisterbach, ein unbekanntes Mitglied des Klosters zu Schönau, aber voll Fabeln. Bessere Biographie steht in Raderi Viridarium und in den Actis Sanctorum Tom. II. des April. Vergl. auch Leibniz. Scriptor. rer. brunsvic. Tom. II. p. 1111. Biogr. Univ. T. XX. p. 381. 82. (Act. von Weiss).

1) *Rotharis Leges, prologus in edictum ap. Georgisch* p. 946. *Paulus Diaconus, de Gestis Langobardorum* Lib. I. c. 18. p. 21.

2) *Richard de scriptor. ord. dominicanor. Jöcher's Gel. Lex.*

1) Der so nöthig als nützl. Buchdruckerkunst. 3e Th. Leipzig v. Chr. Fr. Gessner. 1741. 8. p. 233. 2) *Schulz de claris Marchicis. Jöcher, allg. Gelehrtenlex. 2e Th. Leipzig. 1750. p. 1602.* 3) *Schoell Hist. de la litt. Gr. T. VII. Par. 1825. p. 293. Ebers bibl. Lex. 1. B. p. 325. n. 4189.*

4) *J. Chrph. Beckmanni Catal. bibl. publ. Univ. Francof. p. 237* in dem Werke *Memoranda Francof. notit. univ. Francof. ad Od. 1676. 4.* 5) *Mahr. v. d. Büch. in d. Stoll. Bibl. 1e Th. Jena 1733. 4. p. 345 f. Aristot. Op. ed. Buhlo. Vol. I. p. 238. Fabr. Bibl. gr. ed. Harl. III. 334. Weigel App. lit. p. 247. n. 6168.*

1) *Neubayer's Theol. 610. Bevermann's Nachr. von alm. Gel. 320. Meusel's Lex. verst. Schriftst. 5e Bd.*



boren 1763 zu Wien und gestorben am 31. Mai 1818. Er assirte nach vollendeter Schul- und Universitätsbildung und erhaltener Doktormürde den Ärzten Mertens und Humburg in seiner Vaterstadt, erhielt dann ein Physikat an der böhmischen Gränze in Oestreich, hierauf zu Lemberg, trat dann als Leibarzt in die Dienste eines polnischen Magnaten, nahm aber bereits 1793 als kaiserl. Hofrath und Professor der Klinik an der Universität zu Lemberg wiederum eine Anstellung im Vaterlande an und wurde 1807 an die Wiener Universität versetzt, später geadelt und zu den erwähnten Stellen befördert. Seine älteren Schriften: das Buch für die Wundärzte in den östr. Staaten (Epz. u. Warsch. 1789. 8.); über die Macht der Fürsten und über die bürgerl. Freiheit (Wien 1798. 8.) wurden nicht so beachtet und geschätzt, wie die spätern: Ein Wink zur nähern Kenntniß und sichern Heilart der Hundswuth (Wien 1797. 8.); über die Pest, ein Handb. für Ärzte und Wundärzte, welche sich dem Pestdienste widmen (das. 1798. 8.); ratio medendi in schola practica viadobonensi (ib. 1804 — 9.); über den ansteckenden Typhus (das. 1810. 8. 2te Ausg. 1815, ins Franz. übers. von J. C. Gasc. Par. 1811, auch ins ital. übersetzt) und meditationes practico-medicae (ib. 1817 u. 1820). Für Studierende berechnet sind die initia institut. clinicarum (ib. 1807. 8.) und die institutiones pharmacologiae (ib. 1802. 8.). Er übersetzte Wolstein's Schrift von den Seuchen und Krankheiten des Hornviehes, der Schafe und Schweine ins polnische (Warsch. 1792. 8.) und legte in Hartenkeil's medicinisch-chirurgischer Zeitung und Hufeland's Journ. der prakt. Heil. einige interessante Aufsätze nieder \*).

Hildenius, s. Fabricius (Wilhelm).

Hildensemius, s. Hildesheim (Franz).

**HILDERICH**, König der Wandalen, Geiserich's Enkel, Sohn Heinrichs und der von dessen Vater Geiserich gefangenen Tochter des Kaisers Valentinian, hielt sich lange Zeit bei seinen mütterlichen Anverwandten zu Konstantinopel auf, wo er auch sein ihm nachher so verbliches Freundschaftsbündniß mit dem damals schon viel im oströmischen Reiche geltenden Justinian schloß. Er hegte gegen die von den arianischen Wandalen verfolgten Katholiken so wohlwollende Gesinnungen, daß Micephorus (L. XVII. c. 11.), wiewohl ohne Grund<sup>2)</sup>, erzählt, er sei kein Arianer gewesen. Sein Vetter und Vorgänger Thrasamund kannte seine für die Einheit des vandalischen Reiches verderbliche Neigung, und ließ ihn schwören, den Katholiken in seinem Reiche weder Kirchen zu eröffnen, noch ihnen die Freiheiten wieder zu

erstatten. Aber H. glaubte die Verbindlichkeit des Eides dadurch umgehen zu können, daß er, bevor er die Regierung nach Thrasamund's Tode im J. 523 förmlich antrat, die katholischen Priester aus der Verbannung zurück bringen ließ, und ihnen die Kirchen wieder eröffnete; namentlich setzte er den eifrigen Katholiken Bonifacius zum Bischof der karthaginensischen Kirche. Da verbanden sich Thrasamund's Witwe, die Königin Amalafid, und die Ostgothen, die mit ihr nach Afrika gekommen waren, mit den Mauren, erlitten aber bei Capsa in der byzacenischen Provinz eine tödtliche Niederlage, und Amalafid ward gefangen, starb auch in der Haft. Doch legen die Ostgothen in Italien ihren Tod den Wandalen bei, wie aus dem Briefe (Cassiodori Variar. Lib. IX. cp. 1.) erhellt, den der ostgothische König Athalarich an Hilderich sandte. In demselben fordert er ihn auf, Reue zu geben, und kündigt im entgegen gesetzten Falle das Freundschaftsbündniß auf; aber die Ostgothen hielten nicht für räthlich, etwas Weiteres gegen die mit einer Flotte wohl ausgerüsteten Wandalen zu unternehmen. Der sein gebildete Hilderich selbst war ganz zur Keuschheit und Milde geboren, und so unkriegertisch, daß er vom Kriegswesen nicht einmal gern hörte. Sein Neffe Hoamer leitete für ihn die Heerfahrten der Wandalen, und auf eine so ausgezeichnete Weise, daß er ihr Achilles genannt ward. Aber doch war ihnen einmal das Kriegsglück gegen die byzacenischen Mauren nicht hold. Diese Niederlage und Hilderich's große Freundschaft zum Kaiser Justinian, mit welchem er in gegenseitigen Geldgeschenken und Gesandtschaften wetteiferte, benutzte Gelimer, Geiserich's Urenkel, Genzo's Enkel, Gelarid's Sohn zu Hilderich's Verderben. Gelimer war schon alt, und nur Hilderich betagter, und Gelarid's Sohn hoffte nach dem von Geiserich gegebenen Handgesehen, nach welchem alle Mal der Älteste von seinem Nachkommen den Thron besteigen sollte, täglich König zu werden. Da er aber die Erfüllung dieser Hoffnung sich verzögern sah, vermochte er sein Streben nach der Krone nicht mehr zu bekämpfen; um so leichter konnte er sein Vorhaben ausführen, je nachsichtiger und unbesümmerter Hilderich war. Gelarid's Sohn zog die tapfersten Wandalen auf seine Seite, und überredete sie, ihm das Reich zu übergeben, und H. abzusetzen, unter dem sie die Niederlage von den Mauren erlitten, und der damit umgehe, die Macht der Wandalen an den Kaiser Justinian zu verrathen, damit er (Gelimer) aus einem andern Zweige des königl. Geschlechtes geboren, das Reich nicht erhalte; hierhin ziele die nach Byzanz von H. gesandte Botschaft. So ward also H. nach 3 Jahr und 4 Monate geführter Herrschaft 530 seines Thrones beraubt, und nebst seinen Söhnen und seinem Neffen Homer zu Karthago in Haft gehalten. Aus ihr befreite ihn nur der Tod, als Gelimer bei Annäherung des oströmischen Heeres unter Belisar im J. 533 die Gefangenen umbringen ließ<sup>3)</sup>. Eine silberne Münze,

\* Meusel's gelehrt. Teutschl. 3r Bd. S. 326. 27. (5te Ausg.) 9r Bd. S. 590. 91. 14r Bd. S. 139 u. 18r Bd. S. 169. 70. Vgl. auch Pierer's encycl. Wörterb. 9r Bd. S. 463. 64. (Art. von Pierer).

1) Denn weder die andern Geschichtschreiber, namentlich der Verfasser der für die damaligen Kirchenhandel wichtigen Vita S. Fulgentii, noch auch die Akten des unter Hilderich im J. 525 zu Karthago gehaltenen Concilium (T. II. Conciliorum p. 1071) enthalten einen Wink, daß Hilderich Katholik gewesen.

2) Procopius de bello Vandalico, Lib. I. c. 9 e. s., Vita Fulgentii ad I. Januar. Victor Tunensis in Chron. Isidori Chron. Wand.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



die Belfen hatten von allen Seiten innerhalb der Diöcesangrängen ihre weltliche Herrschaft begründet, und nur die Elbe und Ocker sich zum Theil als Gränzflüsse erhalten. Außer den geistlichen Grängen war die Landeshoheit dagegen im Osten über die Ocker ausgedehnt, wo das Amt Bienenburg, und im Süden, wo das Amt Hunnebüchel nur dem Fürsten, nicht dem Bischöfe gehorchte.

**Geographische Eintheilung.** Die Diöcese umfaßte 12 Gaue, fast jeder mehrere Archidiaconate: 1) Ruthwilde mit den Arch. Müden und Leifferde. 2) Flutwilde mit den Arch. Bienenhausen und Sievershausen. 3) Ostfalen mit den Arch. Sarstedt, Lühnde, Hohenbasmeln, Solschen, Schmedensstedt, Hildesheim, Nettelungen und Lengebe. 4) Scotelingen entspricht dem Baonus veteris monasterii. 5) Gudingon mit den Arch. Eldagsen; Elze, Oldendorf und Ballensen. 6) u. 7) Die Gaue Balothungon und Aringun müssen sich in die Banne Rehden und Alfeld theilen, ohne daß die Grängen zusammen fielen. 8) Flenithi umfaßt die Arch. Detsfurt, Idenstedt, Betteborn. 9) Der Ambergau die Banne Holle, Bolenem, Seebusen und Haringen. 10) Der Salzgau den Bann Ringelheim und Salzgitter. 11) Leri: Denstorf, Stocheim, Bahrum, Neuenkirchen, Solslar. 12) Wiknasfelde scheint sich nicht in die Archidiaconate und selbst nicht in die Diöcesangrängen zu fügen. — Die jetzige Eintheilung in Ämter wird unten angegeben werden.

Das Land gehörte zu Sachsen und zwar zu Ostfalen, umfaßte dieses vielleicht ganz. Im W. waren die Diöcesangrängen auch die Grängen zwischen Ostfalen und Engern; im N. möchte der Bardengau mehr eine eigene Provinz seyn, als ein ostfälischer Gau; jenseits der Ocker war gewiß kein echtes Sachsenland und südlich fallen nur die Distrikte aus, welche sich die mainzische Diöcese durch Verbreitung des Christenthums vor Karl dem Großen unterworfen hatte. Von der heidnischen Zeit haben wir keine Nachrichten, nur wenige Denkmale. Graburnen sind bei Beteln, kürzlich bei Haberlah gefunden. Ein Ort wird genannt Horahheim, Dhrum an der Ocker (747); er auch bei den Feldzügen Karls des Großen, sonst keiner. Der älteste Schriftsteller, welcher der Errichtung des Bisthums gedenkt, ist der sächsische Annalist, und nach ihm war von Karl die Kathedrale zu Aulica, wie Elze noch lange hieß, zu gründen beschlossen, von Ludewig dem Frommen aber der Entschluß zu Hildesheim ausgeführt. Als das Jahr jenes Beschlusses nimmt man 796, als das Jahr der Ausführung 818 an.

I. Geschichte des Bisthums bis zu unterschiedener Reichsunmittelbarkeit des Bischofs (796 — 1221)<sup>1)</sup>. Richtung auf das Geistliche.

1) Gunthar, der erste Bischof, soll von Rheims nach Elze berufen, kann nach Hildesheim versetzt seyn, und hier Anfangs eine Kapelle, dann eine Kirche der heil. Cäcilie erbauet haben. Die penuria praediorum, zu Elze, die Möglichkeit, die curtis Hildesheim, wahrscheinlich ein Allode mit einer Anzahl Lathusen — von einer freien Gemeinde ist keine Spur — zu erwerben, mochte die Verlegung des bischöflichen Sitzes veranlassen. † 5. Jul. 835.

2) Rembertus soll schon am 12. Febr. 836 oder gar 835 gestorben seyn<sup>2)</sup>.

4) Eppo, früher Erzbischof zu Rheims, dann durch Ludwig den Deutschen, Bischof zu Hildesheim. † 20. März 851.

4) Altfried, von Corvei hieher berufen, in Reichsgeschäften gebraucht, dennoch auch für Beförderung des Kirchlichen sehr thätig. Er bauete das Domminster (im Nov. 872), gründete die Klöster Essen und Seligenstadt, und sah, wenn nicht etwa Brunshausen älter ist und selbst in die Zeit Karls des Großen reicht, die beiden ersten Klöster in seiner Diöcese entstehen. Herzog Ludolf gründete 852 ein Kloster zu Brunshausen, welches 856 nach Gandersheim verlegt wurde, und 872 soll dieser Bischof die Stiftung des Klosters Lamspringe durch den Grafen Ricdag bestätigt haben. † 15. Aug. 874. Der von Corvei berufene Mönch Ludolf kam nicht zum Besitze der bischöflichen Würde.

5) Marquard. Ihm wird der Verlust der in einer Art von Abhängigkeit zu dem bischöflichen Stuhle von Hildesheim stehenden Abteien Seligenstadt und Essen Schuld gegeben. Er ist 880 am 2. Febr. von den Normännern erschlagen.

6) Wigbert, unter dem Namen Agius, Biograph der gandersheimischen Abtissin Hathumoda, Kenner der griechischen Sprache, in der Medicin sehr erfahren, sammelte eine Bibliothek, und bereitete die Trennung der bischöflichen und Kapitelsgüter vor. Er erwarb seiner Kirche einen päpstlichen Schutzbrief, den ältesten, welcher bekannt ist. Noch 895 war er auf der Synode zu Tribur, und ist vielleicht erst 903 am 1. Nov. gestorben.

7) Walbert, aus dem Geschlechte der Abtiner, soll von Corvei berufen seyn. Er vollführte die Theilung der Güter, wodurch ein Propst nöthig wurde. † am 3. Nov. 919.

8) Sehard beschäftigte sich mit Ausschmückung des Doms, und starb am 11. Okt. 928. Heinrich I. schenkte dem Kapitel Wolbarde, einen Hof in Leithe mit 25 Mansen und Reßgewänder.

9) Thiethard, Abt zu Hersfeld. Im J. 940 soll Graf Ymmat das Kloster Ringelheim gestiftet und

1) Hauptquelle für die ältere Zeit überhaupt der höchst glaubwürdige hildesheimische Chronist bei Leibnitz S. R. Br. I., sodann die übrigen dort mitgetheilten Nachrichten; endlich sind benützt eine große Zahl gedr. und ungedr. Urkunden. Viele finden sich in den Beitr. zur hildesh. Gesch. Br. Th. 1829. 1830.

2) Einige, wie Hartzheim Conc. Germ. II. 134 Not., schalten einen Bischof Theotgrim ein. Wenn Eppo nach seiner Absetzung 835 hildesh. Bischof geworden wäre, so würde er mit 10 Amtsjahren die Lücke füllen. Er könnte dessen ungeachtet andere Würden bekleidet haben. Wahrscheinlicher bleibt seine Ernennung erst 847. S. Beitr. I. 19.



Kaiser Otto es zu einem königl. erhoben haben. † am 13. Sept. 944.

10) Dithwin, Mönch zu Reichenau, dann Abt des Klosters Bergen zu Magdeburg, sammelte Bücher, vermehrte die Kostbarkeiten und Güter der Kirche, so daß den Domherren an sechszehn Tagen Wein gereicht werden konnte, war 962 mit dem Kaiser in Rom, brachte aus Pavia die Gebeine des heil. Epiphanius zurück, und starb den 1. Dec. 984.

11) Dsdag erwarb aus seinem Vermögen der Kirche den Hof zu Gr. Algermissen mit 30 Hufen. † den 8. Nov. 988.

12) Gerdag vergrößerte die Besitzungen seiner Kirche, welche um diese Zeit vom Grafen Ekbert auch Bultum mit 60 Mansen erwarb, um 40 Hufen, und starb am 7. Dec. 992 auf der Rückreise von Rom.

13) Bernward, der erste Lichtpunkt in der hildesheimischen Geschichte. Er war von vornehmer, jedoch unbekanntem Geschlechte, um die Mitte des 10ten Jahrh. geboren, in der hildesheimischen Schule gebildet, und vom Rotarius des Stifts Langmar früh in weltlichen Geschäften geübt; Lehrer des Kaisers Otto III., dann kaiserl. Kanzler und am 15. Jan. 993 zum hildesheimischen Bischofe geweiht. Durch die Gunst, welche er am kaiserl. Hofe genoß, durch ererbten und erworbenen Reichthum war es ihm möglich, das Besizthum der Domkirche zu vermehren, ihr Privilegien zu erwerben, sie mit Gemälden und Kostbarkeiten zu zieren, Wissenschaft und Kunst zu fördern. Die unter seiner Leitung hervorgegangenen Metallarbeiten sind noch jetzt rühmliche Beweise seiner Bestrebungen; die Handschriften zerstörte leider ein Brand des Münsters (1018). Er ummauerte seinen Bischofsitz, der Grund zum Aufblühen städtischen Lebens; er schlug plündernde Normannen oder Slaven zurück, sicherte seine Diocese durch Schutzburgen, Veranlassung zum Hass benachbarter Fürsten, namentlich Bruno's von Braunschweig, aber auch dankbarer Liebe der ihm Anbefohlenen; er kämpfte standhaft gegen die mainz'schen Erzbischofe wegen der Rechte über Sandersheim, reiste dieserhalb im J. 1000 nach Italien, wo er dem Kaiser bei der Belagerung Tiburs und gegen die aufrührerischen Römer Hilfe leistete, und behauptete sich im Besitze der Diocesanrechte über jenes Kloster. Er beförderte die Stiftung der Klöster Heiningen und Stedderburg, übergab dem von ihm errichteten und am 29. Sept. 1022 eingeweihten Michaeliskloster zu Hildesheim laut der noch im Original vorhandenen, in mehrerer Hinsicht höchst wichtigen Stiftungsurkunde 13 Kirchen, 10 Zehnten, 10 Mühlen und 466 Hufen Landes, und starb am 20. Nov. desselben Jahr. Am 8. Jan. 1193 sprach ihn Paps. Celestin III. heilig.

14) Godehard, 959 oder 960 in Baiern geboren, niedern Standes, in der Schule zu Niederaltaich gebildet, den Studien ganz ergeben, 989 Mönch, 997 Abt, voll eifrigen Bestrebens für sein Kloster, 1005 in Hersfeld, 1012 in Tegernsee und Ehrensee Reformator, und nach Bernward's Tode von Heinrich II. zum hildesheimischen Bischofe bestimmt. Am 2. Dec. 1022 geweiht,

ging seine Hauptthätigkeit auf das Kirchliche. An der Stelle des von Dithwin erbaueten errichtete er im Süden des Doms ein neues Münster; im D. und W. der Stadt Befestigungen, dort eine Klosterkirche zu Ehren des heil. Mauritius (1028), hier eine Kapelle, dann eine Kirche des heil. Bartholomäus (1034); er weihte mehr als 30, zum Theil von ihm gegründete Kirchen, und versetzte die Mönche des Michaelisklosters auf das Land, wobei er ihnen die von Bernward gewidmeten Güter entzog. Der allgemeine Unwille zwang ihn zur vollständigen Wiedereinsetzung der Mönche (29. Sept. 1033). Auch er hatte gegen die Anmaßungen der mainz'schen Erzbischofe zu kämpfen; erst Pfingsten 1030 gab Aribio seine Ansprüche auf Sandersheim auf. Godehard starb den 5. Mai 1038, und wurde im Sept. 1131 auf Betreiben Bischofs Bernhard, welcher ihm ein Kloster erbauete, kanonisiert. Die Stadt Hildesheim führte sein Bildniß im großen, später noch im kleinen Siegel.

15) Dietmar, königl. Kapellan, von geringer Gelehrsamkeit, gütig gegen Geistlichkeit und Volk. Auch er beeinträchtigte das Michaeliskloster, welches, dem Domkapitel an Gütern vielleicht gleich oder gar überlegen, Neid erregte, und entzog dem Kloster Sandersheim die ihm von der hildesheimischen Kirche überwiesenen Zehnten, gab sie indes darauf unter den von Bernward bestimmten Bedingungen zurück, war 1043 zu Schleswig bei der Verhandlung mit König Magnus von Dänemark, und starb plötzlich den 14. Nov. 1044.

16) Azelin, königl. Kapellan, beim Kaiser und am Hofe im höchsten Ansehn, ließ das Münster, welches am 23. März 1046 nebst fast der ganzen Burg und dem größten Theile der Stadt niedergebrannt war, obgleich es noch wieder herzustellen, ganz abbrechen, vermochte aber den zu groß unternommenen Neubau nicht auszuführen. Er erlaubte sich Ungerechtigkeiten, und sah sie Andern nach; verehrte jedoch dem Dome einige Kostbarkeiten, und starb den 8. März 1053. Wulfbilt, Herzogs Magnus Tochter, schenkte dem Domhospital Dindenberg.

17) Hezelo, Propst zu Goslar, königl. Kapellan und Kanzler, beschäftigte sich vor Allem mit Herstellung der Kirche (15. Mai 1061), schloß sich dabei an Alfried's Bau an, und versah den Dom wieder mit Kostbarkeiten und Büchern. Die Zahl der Domherren bestimmte er auf 50, und wies jedem eine gleich große Prébende an, kürzte jedoch den Gottesdienst ab, erlaubte Pracht in den Kleidungen, und ließ die Zucht im Münster erschlaffen. Im Kloster zum heil. Moriz, wo sich Nonnen befanden, setzte er 20 Canonici ein, verwandelte eine Burg im Osten der Stadt in das Stift zum heil. Kreuz mit 15 Canonici, und gab die dem Kapitel entzogenen Güter zu Wennerde, Emmerke und Poppenburg endlich zurück, beschwor auch die Geistlichen zur alten Zucht zurück zu lehren, verdamnte, als er die Verurtheilung Gregors VII. unterschrieb, was er geschrieben, durch ein hinzu gefügtes Zeichen, und bewirkte, als Heinrich IV. ganz Sachsen mit Raub und Brand



verwüsthete, durch Zahlung großer Geldsummen, daß auch nicht ein Haus in seinem Bisthume niedergebrannt wurde. Bekannt ist sein Rangstreit mit dem fulda'schen Abt Wiberad zu Goslar. Durch das kaiserl. Hoflager war diese villa regia unter Heinrich II. und Konrad II. heran geblüht; Heinrich III. und seine Gemahlinn Agnes hatten das von Konrad begonnene Münster vollendet und den heil. Simon und Judas geweiht, auch das Stift auf dem Petersberge als capella reginas gegründet, welches Heinrich IV. im J. 1064 der hildesheim'schen Kirche schenkte. Er starb den 4. August 1079. Die Abtissinn Alberat schenkte unter ihm der Domkirche mehrere Güter im Lüneburg'schen, und empfing Einkünfte zu Rössing und Arbergen als Precarei.

18) Udo, aus dem Geschlechte der Grafen von Gleichen, führte durch seine unwandelbare Anhänglichkeit an Heinrich IV. große Drangsale über sein Stift. Nur Hildesheim widerstand (1089). Die Noth zwang zu Begünstigung der Dienstleute, Verleihung der bis dahin fast durchaus der Kirche verbliebenen Zehnten und anderer Besitzungen, zur Erlassung der Geldbußen für Verbrechen. Der Kaiser lobnte die Treue durch Übertragung der alten, um des ausblühenden Goslars willen verlassenen Kaiserburg Werla (1086), und nachdem Udo sich nach 25jähriger Verstoßung mit der Kirche ausgesöhnt hatte, suchte er seine Reue durch eigene Gaben und dadurch, daß er seine Nichten Cilika und Adelheid zur Darbringung ihrer Güter im Göttingenschen, namentlich zu Hevenssee (1106) veranlaßte, zu beweisen. Im J. 1110 erwarb er seiner Kirche bedeutende Güter von Eicho von Dorstadt, mußte ihm aber dafür das Schloß Schladen als Lehn einräumen. Schon 1099 erhielt das von Konrad II. begonnene, aber nicht vollendete Georgs-Kloster vor, nachher bei Goslar (Grauhof), welches Heinrich V. im J. 1108 der hildesheim'schen Kirche übergab, kaiserliche Privilegien. Udo starb 1114 den 28. Jun.

Bruning, Dechant zu Goslar, wollte, zum Bischofe bestimmt, von dem mainz'schen Erzbischofe die Weihe nicht annehmen, und zog sich nach 4 Jahren in das von ihm bereicherte Stift zur Sülte zurück. Unter ihm ward der Bau des Klosters Riechenberg begonnen.

19) Bertold, Dompropst, 1119 von Papst Gelasius auf dem Concil zu Rheims bestätigt, verschönerte die Domkirche, schloß zuerst die Jungfrauenklöster, namentlich Lamspringe, führte die regulirten Chorherrn ein, und stiftete für sie (30. Mai 1125) das Kloster Bakensrode, nachher Begingerode, jetzt Marienrode. Er starb 1130 am 14. März.

20) Bernhard, Dompropst, einer der thätigsten hildesheim'schen Bischöfe. Außer manchen geringern Bewilligungen für Klöster und Kirchen, bestätigte er schon 1131 das von einem gewissen Peter gegründete, jetzt vollendete Kloster Riechenberg, 1154 die Reform der Klöster Glus und Brunshausen, 1141 das von dem Grafen Siegfried gestiftete Kloster Amelungsborn, errichtete 1143 auf dem von dem Grafen Hermann von Aaleburg (Winzenburg) und seinem Bruder, dem Grafen Hein-

rich der hildesheim'schen Kirche dargebrachten Gute (curia) Berneburg auf den Wunsch jener Fürsten (principum) ein Stift für Augustiner, hatte 1146 das, von ihm dem auf seinen Betrieb heilig gesprochenen Godehard erbaute Kloster so weit vollendet, daß er den Stiftungsbrief ausfertigen konnte, erteilte 1147 der Augustiner-Congregation, welche der Elect Bruning bei der von Godehard erbaueten Bartholomäuskapelle versammelt, und ihre Güter eben so wie Bertbold vermehrt, letzterer auch das Kloster geweiht hatte, unter Hinzufügung neuer Güter den Bestätigungsbrief, sicherte 1148 dem Kloster Lamspringe seine Güter und Rechte, erwirkte 1150, daß König Konrad die königliche, aber verfallene Abtei Ringelheim ihm übergab, ließ sich von Heinrich dem Löwen den diesem zustehenden Theil der Propstei Döburg abtreten, verfügte 1151 eine neue Ordnung im Moristift, und gründete 1152 auf dem, von einem Dienstmanne Heinrichs des Löwen, Liemmar, zu Bölla der hildesheim'schen Kirche übergebenen Grunde nach jenes Wunsch ein Kloster. Er verschönerte und bereicherte die Domkirche, theilte mit dem Kapitel die von den Nichten des Bischofs Udo dargebrachten Güter, überwies jenem 1146 die Gaben am Grabe Godehards, und erwirkte 1152 von Kaiser Friedrich I. die Erlaubniß zum Abkause der Vogteien.

Die bedeutendste weltliche Angelegenheit, welche zu seiner Zeit vorkam, war die Erwerbung des Schlosses Winzenburg. Hermann der jüngere, Graf von Winzenburg, tödtete 1129 Burchard von Luten, wurde seiner Würde entsezt, seine Burg, welche seit Bischof Bruning vom Stifte zu Lehn ging, eingenommen, und zerstört. Sie nahm Bischof Bernhard als geöffnetes Lehn in Besitz, bebauete sie, und ließ sich die Veräußerung 1135 und 1149 durch päpstliche Befehle verbieten. Als Hermann indeß beim neuen Kaiser zu Gnaden kam, mußte Bernhard sich dazu verstehen, ihn wiederum mit dem Schlosse zu beleihen, wogegen jener Homburg mit 200 Mansen zu Lehn auftrug (1150). Schon 1152 indeß am 27. Febr. wurde der Graf von seinen eigenen Leuten und des Bischofs Dienstmannen — Heinrich von Bodenburg, ein Schwager des Bischofs, war darunter — ermordet, und nun nahm Bernhard, dem noch in derselben Nacht der Kobold Hödele, die Winzenburg sei los, gemeldet hatte, die Burg, welche lange des Stifts Hauptschloß hieß und die Grafschaft und zwar für immer ein<sup>3)</sup>.

Bernhard erblindete, legte 1153 sein Amt nieder und starb noch in demselben Jahre am 20. Jul.

21) Bruno, Dechant, wandte seine Thätigkeit besonders auf den Bau der Domkirche, des Bischofshofes und der Winzenburg. Unter ihm erfreute sich das Kloster Riechenberg vieler Begünstigungen des Kaisers, Heinrichs des Löwen, der Markgrafen von Brandenburg, und vieler Privatleute. Er entfernte die Nonnen aus

3) Vgl. den Art. Hermann 2te Sect. VI. S. 253, wobei zu bemerken, daß Hermann's Bruder Heinrich nicht Graf von Dassel hieß.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



tenben Kosten. Ubrigens erfreute sich das Geistliche des besten Gedeihens. Johannes Gallicus machte es möglich, daß bei der Pfarrkirche zum heil. Andreas ein Collegium von 12 Canonicis unter einem Dechanten errichtet und 1200 von Hartbert konnte bestätigt werden. Im J. 1203 confirmirte er die Stiftung des Jungfrauenklosters Escherde durch den Dienstmann Luppold von Escherde, gab im J. 1204. den Geistlichen beim Johannesspital die Einrichtung einer Genossenschaft regulirter Geistlicher, im J. 1211 derselben Kirche Synodals und Pfarrrechte, und verlegte im J. 1213 das Nonnenkloster zu Holle, was bis dahin anscheinend die Stelle der Stiftung der Grafen von Asleburg vom J. 1143 hatte vertreten sollen, nach Derneburg, und räumte ihnen den dortigen Hof und die Kirche ein. So viel bekannt, ist Hartbert der einzige hildesheimische Bischof, welcher sich eines Rückiegels bedient hat. Er starb am 21. März 1216 oder 17.

28) Siegfried I. Auf den Grund eines neuen Privilegiums Friedrichs II. wurde thätig mit Ablösung der Vogteien verfahren; Otto IV. gelobte, der hildesheimischen Kirche, alles von ihm und seinen Vorfahren Entzogene zu ersetzen, und Siegfried traf einige Anordnungen zum Besten des Domkapitels. Dennoch scheint seine Amtsführung manchem Tadel unterlegen zu haben. Schon am 26. Jan. 1221 gab Papst Honorius III. seinem Pönitentiar und Kaplan Konrad und zweien Andern den Auftrag, Siegfried, warum dieser wegen seines hohen Alters gebeten habe, seines Amtes zu entheben, und ihm aus den Gütern der hildesheimischen Kirche einen genügenden Unterhalt auszusuchen, dem Domkapitel aber die Wahl eines neuen Bischofs aufzugeben. Siegfried stellte in demselben Jahre eine Urkunde aus, worin er eine lange Reihe von Verpfändungen, Verleihungen und Veräußerungen aufzählt, welche er nicht vorgenommen habe. Seine Schwäche scheint Anmaßungen des Adels hervor gerufen zu haben. Er starb am 11. oder 12. Nov. 1227. Die Neustadt, welche durch die Verwüstungen des Markgrafen Eckhard entstanden seyn soll, wird zuerst unter Siegfried als *civitas orientalis nova*, endlich auch die *villa Alvelde*, vielleicht das alte *Ala* des Grafen Eckbert, erwähnt.

Wir stellen am Schlusse dieser ersten Periode zusammen, was in ihr anders geworden ist. Die Bischöfe, Anfangs Prediger des Christenthums in einem unwirthbaren Lande, dann angesehene Geistliche, jedoch von den Kaisern willkürlich ernannt und abhängig, gingen jetzt aus freier Wahl der Domkapitel hervor, und waren fast zu unabhängigen Reichsfürsten geworden. Principes hießen sie freilich schon lange, indeß die Macht Heinrichs des Löwen bedrohte dennoch ihre Reichsunmittelbarkeit. War er auch selbst Vasall des hildesheimischen Bischofs, und nannte er auch Hildesheim nie seine Stadt: so war ein solcher Herzog dennoch wohl im Stande, blieb er mit dem Kaiser in Frieden, Reichsbischöfe zu seinen Bischöfen zu erniedrigen. Sein Sturz entfernte die Gefahr. Dachten seine nächsten Nachfolger an Ähnliches;

so fehlte dennoch der Absicht die Kraft und es bedurfte nur der feierlichen Erklärung, wie sie der nächste Bischof abgab, um die Frage ganz zu beseitigen, dem Bischofe volle Reichsunmittelbarkeit und in einem Theile der Diocese das Mannichfaltige zu sichern, woraus sich die Landeshoheit bilden sollte. Als Reichsfürst war der Bischof schon nicht ohne Bedeutung. Bertold stellte zu Lothars unglücklichem Zuge gegen die Böhmen 50 Krieger, welche sämmtlich fielen; Hermann kaufte sich vom Zuge nach der Lombardei mit 400 Mark los. — Von einer Schirmvogtei über die Kirche findet sich keine bestimmte Spur. Möglich wäre es, daß dem welfischen Hause solche Rechte in einer seiner Erbschaften zugefallen wären. Es sollen wenigstens die hildesheimischen Vicedomini von ihm abhängig gewesen seyn, und sein Vogt den Blutbann in der Stadt Hildesheim gehabt haben. Schon 1189 war indeß das Geschlecht der alten Vicedomini ausgestorben, und wenn 1204 noch ein Vicedom Albert vorkommt, so hatte dieser doch schwerlich die alte Bedeutung. Dieß und der zugleich eintretende Sturz Heinrichs des Löwen wird ein solches Verhältniß, hat es bestanden, ganz aufgelöst haben. — Zwischen benachbarten Fürsten bestanden beschworene Verbindungen zur Erhaltung des Friedens. — Neben dem Bischofe hatte sich aus einigen, seine Mühen und Gefahren theilenden Priestern ein Kapitel entwickelt mit eigenen Beamten, großem Grundbesitz und Theilnahme an den Regierungsrechten. Das Privilegium Adels hatte den in den Capitulationen immer mehr entwickelten Grundsatz, daß der Bischof wichtige Angelegenheiten nicht erledigen, namentlich Veräußerungen nicht vornehmen dürfe ohne Zuziehung des Kapitels, festgestellt. Die Adelfreien nahmen gern Plätze im Kapitel an, doch auch die untern Stände waren nicht ausgeschlossen; Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hatten noch gleichen Werth wie hohe Geburt. — Der Bischof konnte wenig thun, ohne Klostergeistlichkeit, Adel und Ministerialen um Rath zu fragen, sie um ihren Beistand zu bitten. Landständische Corporationen gab es noch nicht, und die Formen der Verhandlung waren wohl willkürlich. Auch eine Staatsdienerschaft fehlte noch, wenn man sie nicht in dem die Urkunden ausfertigenden Rotarius des Bischofs finden will, wozu denn etwa die über die Burgen und Genossenschaften der Unfreien gesetzten Vögte kämen. Letztere besorgten gerichtliche und Verwaltungsgeschäfte, die übrigen wurden vor den Grafen in den Grafendingen, in den Godingen und in den zahlreichen Dingen der Unfreien verhandelt und erledigt; die geistlichen Angelegenheiten und Vergehen aber in den Sengen der Archidiaconen. Ansehnlicher war die Hofdienerschaft, welche schon früh durch die Kapellane des Bischofs und die bekannten vier Hofämter gebildet wurde.

Unter den Bewohnern des Stifts hatte sich die Geistlichkeit sehr vermehrt. Godehard allein weihte 30 neue Kirchen und seitdem wurde die Erbauung von Kirchen auf dem Lande und die Entstehung neuer Pfarrgemeinden immer häufiger. Bedeutender waren die Klöster und Stifter. Brunshausen und Sandersheim (856), nebst der Claus, Lamspringe (872?), Ringelheim (940),



Dilsburg (1003), Stederburg (1007), das Kloster des heil. Michael (1022), das Stift St. Simonis und Juda und das Stift auf dem Petersberge (c. 1050), das Moritzstift (1028 und c. 1060), das Stift zum h. Kreuz (c. 1060), das Kloster des h. Georg (1099), Marienrode (1125), Riechenberg (1131), Amelungsborn (1141), Derneburg (1143 und 1213), das Kloster des h. Godehard (1146), das Stift des h. Bartholomäus zur Sulze (1034 und 1147), Bölla (1152), Wöltingerode (1174), das Stift bei der Andreaskirche (1200), beim Johannesspital (1200), und das Kloster Escherde (1203), wahrscheinlich auch Dorstadt (?), waren im Laufe von viertelhalb Jahrhunderten entstanden, und hatten einen bedeutenden Grundbesitz erworben. Das Domkapitel bildete mit 50 Präbenden würdig den Schlussstein dieser geistlichen Institute.

Unter den Freien treten zuerst die Grafen und Dynasten hervor. Das mächtigste Geschlecht unter ihnen, die Grafen von Winzenburg, waren, kaum aus Baiern übersiedelt, im J. 1152 durch die Ermordung Hermanns II. erloschen, und sein Nachlaß hatte die Kirche bereichert. An Ansehen und Macht ihm zunächst mochten stehen die Grafen von Wöltingerode, welche sich, seitdem ihr Stammsitz 1174 in ein Kloster umgewandelt war, von Woldenberg schrieben, und seit dem Anfang des 12ten Jahrh. vorkommen. Der Ambergau, wo Graf Ekbert († 994) die Grafschaft gehabt hatte, stand ihnen zu. Von weit geringerer Bedeutung waren die Grafen von Poppenburg, welche sich wohl nur wegen des lehnbaren Besitzes dieses von Heinrich III. der Kirche geschenkten Schlosses Grafen schrieben, eben so wie die Grafen von Schladen, welche bis 1110 nur Freie waren und sich von Dorstadt nannten. Ähnlich wird es sich mit Ludolf von Peine, dessen Sohn sich gleichfalls Graf schrieb, welchem indeß Gunzelin von Wolfenbüttel in dem Besitze des Schlosses folgte, verhalten. Das Geschlecht der Grafen von Bodenburg, welche eine Grafschaft unter sich hatten, starb in dieser Zeit aus, und außer ihnen sind etwa noch die von Burgdorf, welche Reichsvasallen, und vielleicht einst Grafen waren, zu bemerken. Die übrigen freien Geschlechter und noch mehr die Ministerialen müssen hier übergangen werden.

Nicht alle eigentliche Freie und eben so wenig alle Ministerialen schlossen sich indeß dem Ritterstande an, und traten damit zur großen Masse der Bauern, wozu denn außerdem die Godingsgenossen und die große Zahl der unfreien Laten gehörten. War diesen Klassen auch nicht versagt, ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen, so nahmen sie dennoch an den Berathungen über Landesangelegenheiten überall keinen Theil; und wie in dieser Beziehung Pfarrer und Mönche den Prälaten gegenüber standen und von ihnen vertreten wurden: so auch die Bauern von den Kriegern. Die mehr und mehr zunehmenden Kriege und Fehden ließen an ein Ausblühen dieses schutzlosen Standes nicht denken.

Volkleben und Volksfreiheit erhielt sich nur hinter den Mauern der Städte. Um die Burgstadt Hildesheim, welche vielleicht erst Bernward ummauerte, hatte sich

balb eine villa gebildet, welche wenigstens zum Theil von der Bürgerschaft erst 1167 mit Wällen umgeben wurde. Sie hob sich nun schnell durch Handel und Gewerbe, und erlangte, wenn gleich in Ansehung der Gerichtsbarkeit dem bischöflichen Vogt untergeben, dennoch wohl schon im 12ten Jahrh. Gemeindevorsteher. Schon 1195 kommt ein magister autorum vor, und von 1217 ist die erste bekannte städtische, mit anhängendem Siegel versehene Urkunde T. advocatus et totum commune ejusdem civitatis stellen sie in domo communionis aus. Eine selbstständige Stellung hatte indeß die Stadt noch keines Weges gegen Bischof und Kapitel, und Abgaben erinnerten noch an den abgeleiteten Besitz des Bodens und selbst an Unfreiheit der Person. An der Westseite der Stadt hatten betriebsame flandrische Anbauer ein selbstständiges Gemeinwesen, die Dammstadt, im Osten hatte sich gleichfalls eine Neustadt gebildet.

Von Kunst und Wissenschaft, von Handel und Gewerbe, von Landbau und der Viehzucht ist Wenig zu sagen. Die Schule im hildesheimischen Münster war im 10ten und 11ten Jahrh. sehr berühmt, und vielfach wird gemeldet, daß Geistliche die Bibliotheken mit Büchern beschenkten; auch läßt sich nicht bezweifeln, daß unter mehreren Bischöfen, besonders aber unter Bernward, die bildenden Künste hier eifrig getrieben wurden. Dieser Bischof sorgte für Unterricht im Schreiben und Malen, und von seinen Metallarbeiten geben die Christusssäule, die Thürten und Leuchter noch jetzt rühmliches Zeugniß. An Bauwerken ist aus dem 11ten Jahrh. der Dom in seinen Haupttheilen, aus dem 12ten die Godehardikirche zu erwähnen. Die eine Übertragung des engländischen Tristran ins Deutsche rührt wahrscheinlich von Eilard von Dberg, einem im Hildesheimischen ansässigen Ministerialen Herzogs Heinrich des Löwen (c. 1189—1207) her.

Für Handel und Gewerbe sind zu bemerken 1161: hallas in foro Hildes.; 1195: magister autorum, stallum in foro panis und hallones; 1204: XXVI hallas in foro. Diese Einrichtungen werden zum Theil weit älter seyn; es sollte hier nur der ersten bestimmten Erwähnung gedacht werden.

II. Geschichte von der entschiedenen vollen Reichsunmittelbarkeit an bis zur Theilung des Stifts (1221 — 1504). Richtung auf das Weltliche.

29) Konrad II., wahrscheinlich von Reisenberg in der Wetterau, studirte in Paris, wurde Magister in der Theologie, Domscholaster in Mainz, und Dombeschant in Speier, Kapellan und Pönitentiar Honorius III. Er scheint der hildesheimischen Kirche aufgedrungen zu seyn, wenigstens achtete man die alten Rechte der Laien bei der Wahl des Bischofs nicht. Sie, namentlich die Ministerialen, reclamirten bei der Reichsversammlung; ihre Ansprüche wurden verworfen; — sie widersetzten sich thätlich; der Bann zwang sie zur Nachgiebigkeit, und so kam Konrad bald zum Besitze seines Bisthums, hatte jedoch noch manchen Kampf mit der Ritterschaft, welche



die verpfändeten und veräußerten Kirchengüter nicht heraus geben wollte, zu bestehen. Seine Thätigkeit war mannichfaltig und außerordentlich. Seinen Eifer für das Kirchliche bewährte er als Kreuzprediger gegen Albigenser und Stedinger, gegen Saracenen und Preußen, als Eiferer gegen Keyer, als Stifter und Begünstiger geistlicher Institute. Gleich in den ersten Jahren seiner Amtsführung wurde Heinrich Minniko, Propst des Klosters Neuwerk zu Goslar wegen Irrlehren zur Untersuchung gezogen, überführt und seines Amtes entsetzt, auch, da er nicht widerrufen wollte, dem weltlichen Arme übergeben und verbrannt. Konrad sorgte für die Klosterzucht, unterstützte die büßenden Schwestern der h. Maria Magdalena und gründete ihnen, so wie den Franziskanern und den Predigermönchen zu Hildesheim Klöster. Außerdem entstanden zu seiner Zeit die Klöster Frankenberg bei Goslar, Wienhausen bei Gelle und Wulfinghausen bei Elze. Das Kloster Escherde wurde nach dem einsamern Orte Bovingehausen verlegt. Er suchte das Geistliche immer mehr der Abhängigkeit vom Weltlichen zu entziehen, erwirkte Befreiung vom jus regaliae et deportus, schränkte die Rechte der Hofämter durch ein Weisthum der Fürsten des Reichs ein, kaufte das Truchsessnamt ab, und löste eine große Zahl Vogteien. Auch die Grenzen seiner Diocese bewahrte er treulich gegen die Ansprüche des Erzbischofs von Mainz, welcher sich wenigstens einen Theil Goslars aneignen wollte, und sorgte dafür, daß die Abtissin von Gandersheim ihre Exemption nicht mißbräuchlicher Weise ausdehnte. In weltlichen Angelegenheiten war seine mit Beifall der Fürsten des Reichs gegen die Ansprüche des neuen Herzogs von Braunschweig und Lüneburg ausgesprochene Behauptung, daß das Bisthum Hildesheim keiner Herrschaft, keinem Herzogthum als allein dem des Bischofs unterworfen sei, von höchster Bedeutung. Wenn gleich ihn als Kreuzprediger und wegen der Beschwerden der hildesheimischen Kirche Friedrich II. von den Leistungen an das Reich befreiete; so war er dennoch im Dienste des Kaisers thätig, ging 4 Mal über die Alpen, wurde vom Papste beauftragt, gegen Alle die zu verfahren, welche dem Kreuzzuge des Kaisers Hindernisse in den Weg legen möchten, und belegte in dieser Eigenschaft die Lombarden, welche die Vereinigung Friedrichs mit seinem Sohne nicht zugeben wollten, auf den Rath der ersten geistlichen Fürsten mit dem Banne. Er kaufte vom Grafen Konrad von Lauenrode die kleinere Grafschaft am Nordwalde für 880 Pfund und Ausdehnung der Lehnenschaft an der größern auf die Brüder des Grafen. Er erbaute die Burg Rosenthal, zerstörte das Schloß Werder bei Hildesheim und andere Befestigungen, welche zum Rauben benutzt wurden, befreiete die Winzenburg von unrechtmäßigen Besitzern, kaufte das Schloß Depenau bei Burgdorf, dessen Eigenthümer nach Preußen zog, brachte wohl auch die Grafschaft Peine in ein Lehnverhältniß zu Hildesheim, ließ die verfallenen Gebäude wieder herstellen, untersagte der Altstadt, von den Neustädtern, welche der König Heinrich lediglich dem Dompropste unterworfen hatte, Zoll zu nehmen, stellte

überhaupt neue Zölle ab und sorgte für die Sicherheit der Straßen. Im J. 1246 legte er seine Würde nieder, begab sich in das Predigerkloster zu Hildesheim, dann nach Schönau, wo er am 18. Dec. 1249 starb.

30) Heinrich I., Propst zu Heiligenstadt, wurde, nachdem die Wahl lange geschwanzt hatte, dennoch nur neben Hermann, Propst des Cyriakusstiftes zu Braunschweig, erwählt, und behauptete sich gegen den Verwandten des Herzogs Otto von Braunschweig und von diesem und vielen Fürsten Beschützten nur in der Stadt Hildesheim und der Winzenburg, obgleich er vom Kaiser die Regalien und vom Erzbischofe zu Mainz die Bestätigung erhalten hatte. Nach vielem Bemühen erlangte er vom Papste Innocenz IV. zu Lyon die Zurückweisung des Gegners. Nun beschäftigte sich der Bischof vorzüglich mit Einlösung verpfändeter Stücke des Kirchenguts, worunter die Hälfte des Schlosses Homburg, und mit Ankauf neuer Besitzungen, worunter die Hälfte des Alodium zu Empira und eine Cometic an der Leine. Die treue und thätige Anhänglichkeit der hildesheimischen Bürger belohnte er mit der Erlaubniß der weitem Befestigung der Stadt (1249) und der Aufzeichnung ihres Stadtrechts. Sie erwarben 1249 die ihnen lästige Benneburg in der Nähe der Stadt, und rissen sie nieder. Im J. 1253 gab König Wilhelm dem Herzog Albrecht von Braunschweig eine Anwartschaft auf die Reichslehngüter des Drossen Gunzelin von Peine, und schon 1254 Auftrag zur Einsetzung des Beamwarteten in die Güter, welche Gunzelin, weil er den Eid der Treue zu leisten verweigert, abgesprochen waren. Dieß wird die Veranlassung zu dem Kriege zwischen dem Bischofe, welcher Ansprüche auf die Grafschaft machte, und Albrecht gegeben haben, worin die Stadt Hildesheim dem Herzoge, sich neutral zu halten, versprach, und dieser einen Theil des Hildesheimischen einnahm. Heinrich starb am 25. Mai 1257.

31) Johann, aus dem Geschlechte von Brakel, Propst im Moriksstifte und zu Olsburg, ein tüchtiger Geschäftsmann, fuhr mit Ablösung der Vogteien, Abtragen der Schulden, Erwerbung neuer Güter fort. Zu diesen gehört die Hälfte des Schlosses Depenau und Schloß und Dorf Lutter. Am bedeutendsten und am dunkelsten ist die Erwerbung des Schlosses, der Stadt und der Grafschaft Peine. Der Krieg mit Albrecht, welcher mit den ältern Rechten Hildesheims und der angeblichen Anwartschaft Braunschweigs auf Peine zusammen hängen möchte, und welchem die Erwerbung der Schlösser Depenau und Lutter wohl neue Nahrung gab, dauerte fort oder begann wiederum. Die Beendigung kennen wir nicht, wissen aber, daß Hildesheim am 28. Jun. 1258 die Hälfte der peineschen Güter besaß, die von Wolfenbüttel hinsichtlich der andern Hälfte den Bischof als Lehnherrn anerkannten, und beide Theile sich ein Verkaufsrecht hinsichtlich der andern Hälfte ausbedungen, auch daß Bischof Johann auf Erwerbung des Schlosses Peine eine große Summe verwandte, endlich, daß letzteres seitdem im hildesheimischen Besitze geblieben ist. — Von den geistlichen Handlungen Johanns



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



war indeß beim Tode Siegfrieds noch immer sehr groß. — Auch des Gottesdienstes wartete er mit Eifer und großer Andacht, erbaute die bischöfliche Hofkapelle neu und errichtete 1300 daselbst ein aus 4 Kanonikis bestehendes Stift, später im Schlüsselkorbe zu benamen. Bedeutend ist die Fortbildung der städtischen Verfassung unter ihm. 1281 bestätigte er der Stadt die erworbenen Gerechtsame, und bestimmte, daß im Zweifel der Eid der 12 Rathmannen entscheiden solle; 1395 brach ein Streit zwischen dem Kapitel und den Bürgern, welche sich Gewaltthätigkeiten auf der Immunität erlaubt hatten, aus; die Stadt wurde mit dem Interdict belegt, alle Zufuhr und Beihilfe untersagt, die zum Landfrieden Verbündeten forderten sie zur Nachgiebigkeit auf, indeß wurde in dem am 24. Dec. d. J. unter Vermittelung des Bischofs abgeschlossenen Vertrage dennoch nur bestimmt: 1) Burgstadt, Kirchen und Kirchengut genießen der Immunität. 2) Zur Buße wird ein ewiges Licht von 20 Pfund Wachs geliefert; der Bischof verpflichtet indeß die Andreaskirche, die Kosten zu bestreiten. 3) Der Bischof erbauet die zerstörte Wohnung des Officials wiederum. 4) Es werden jährlich 2 Männer von Seiten des Raths, 2 von Seiten der Geistlichkeit bestellt, welche zwischen dieser und der Bürgerschaft entstehende Streitigkeiten in Freundschaft oder in Rechte scheiden, und der Rath und der Bischof sorgen dafür, daß dem Spruche gelebt wird. 5) Dieser Vergleich wird in die Jahrbücher der Bürger eingetragen, und von den jährlichen Consuln, ihn zu halten, beschworen. Die Bürger büßten ihre Kühnheit nicht, und erlangten unparteiische Richter im Streite mit der Geistlichkeit. Im J. 1297 errichtete der Rath ein Statut, daß die in der Gerichtsbarkeit der Stadt wohnenden milites und servi nicht nur, sondern auch die domini militares Schuß zahlen und wachen sollten, und nöthigte im J. 1298 den Rath der in 100 Jahren schnell aufgeblüheten Dammstadt zu dem Versprechen, daß daselbst kein Tuch verschnitten (verkauft) werden solle. — Siegfried starb den 27. April 1310.

84) Heinrich II., Graf von Woldenberg, Dechant der hildesheimischen Kirche, hatte wohl wegen seiner friedlichen Gesinnungen, sofort die Widersetzlichkeit der hildesheimischen Bürger zu bekämpfen; erbaute aber das Schloß Steuerwald, entzog ihnen die Weiden und grub die Innerste ab und nöthigte sie so zur Unterwerfung. In dem darüber errichteten Vertrage wurde das Schiedsrichteramt in Streitigkeiten zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft auf die Domherrn übertragen, und jährlicher Eidschwur der Rathmannen wegen Bewahrung der Festungswerke und wegen Vertheidigung der Gerechtsame der Kirche bedungen. Auch stellte der Bischof den Zinswucher unter der Bürgerschaft ab, welche sich indeß 1317 bewogen sah, sich einen auswärtigen Schutzherrn zu erwählen. Von seinen kriegerischen Unternehmungen ist die Zerstörung des Schlosses Hohenbüchen und seine Fehde mit Herzog Otto von Lüneburg zu erwähnen, welcher sich in Folge derselben zu der Anfangs verweigerten Annahme der Belehnung mit Hanover und Lauens-

rode verstand. — Der Bischof kaufte die Stadt Bokenem für 1100 Mark, mußte indeß, ungeachtet eine Commission zur Einlösung der verpfändeten Kirchengüter niedergesetzt war, das Domkapitel eine Schatzung bewilligte, und Otto, Propst des Moritzkapitels, Vieles zur Unterstützung des Stiftes that, dennoch zu neuen Verpfändungen namentlich des Woldenberges seine Zusage nehmen. Der genannte Propst Otto stiftete im J. 1315 die so genannte goldene Messe oder das goldene Huhn, und im J. 1316 gaben Bischof und Kapitel den zu Wittenburg vereinigten Geistlichen eine bestimmte Regel. Um gegen ihn vorgebrachte Verleumdungen zu widerlegen, reiste Heinrich an den päpstlichen Hof, starb aber zu Avignon am 13. Jul. 1318. Kein würdigerer Nachfolger konnte ihm gegeben werden, als sein um das Stift schon so sehr verdienster Nefse,

85) Otto II., Graf von Woldenberg, Propst des Moritzstiftes. Er wurde im Anfange des März 1319 erwählt. Um der Geldnoth abzuhelfen, verwilligte ihm das Domkapitel, welches 1322 eine Commission zur Abtragung seiner Schulden bestellte, schon 1319 die Einkünfte des ersten Jahrs von allen geistlichen Stellen im Kapitel. Dennoch konnte er Anfangs neue Verpfändungen nicht vermeiden, kam indessen bald in eine glücklichere Lage, so daß er 1322 von Hermann und Gottschalk, Edeln von Plesse, Lindau und Wildhausen für 1400 Mark, 1323 von Ernst Wilhelm und Johann, Herzogen zu Braunschweig, das Haus zu Lutter, die Grafschaft Westerhof, das Gericht Berka und andere Güter für 3060 Mark, 1330 den vierten Theil des Hauses Woldenstein kaufen (Lindau vielleicht nur bezahlen), und allenthalben tüchtige Bauwerke auführen konnte. Das Geld verschaffte er sich zum Theil durch eifrige Verfolgung der Raubritter, welche sich mit bedeutenden Summen lösen mußten. Zum Schutze der Kirchen und der Kirchhöfe schloß er 1330 eine Vereinigung, namentlich mit der Stadt, und 1331 wurde der Edle von Plesse, der Brenner der Kirchen und Kirchhöfe, verfolgt. Schon 1321 vertrat er sich mit der Stadt wegen des Münzwesens. Aus der Mark sollten 28 Schillinge geschlagen, 2 Schill. 18 Pf. Schlagschatz genommen werden. — Zu Wittenburg führte er Augustiner ein, stiftete das fünfte Kanonikat in der Hofkapelle, und gründete die Annenkapelle auf dem Friedhofe, begann dagegen auch, die Pfarrkirchen den Klöstern zu incorporiren. In Frieden mit den Herzogen Otto von Lüneburg und von Braunschweig erhoben sich seine Unterthanen schnell zu einem in unsern Zeiten ungelaknten Wohlstande. Seine Verhältnisse mit der Stadt waren friedlich. Am 28. März 1331 gründete er Remorien für Blutsfreunde und Andere, errichtete am 11. Junius sein Testament, worin er Gläubiger und seine Dienerschaft auf das Sorgfältigste bedachte, und starb am 3. August d. J. Dieser Bischof nahm zuerst apostolicae sedis gratia in seinen Titel und sein Geschlechtswappen in das bischöfliche Siegel auf.

86) Heinrich III., Sohn Abrechts des Feisten, Herzogs zu Braunschweig, wurde am 28. Aug. 1331



von dem Domkapitel gewählt, und beschwor zuerst eine vorzüglich die weltlichen Regierungsbrechte und die Theilnahme des Domkapitels daran bezielende Kapitulation und zwar vor und nach der Wahl und nach der Consecration. Der Papst, welcher behauptete, Otto habe ihm das Bisthum resignirt, providirte indeß mit dem Bisthume Erich von Schaumburg, welcher zwar am 4. Junius 1332 in einem Patente dringend und bei Vermeidung der Kirchenstrafen aufforderte, *execratum Henricum de Brunswik pseudoepiscopum* zu verlassen, indeß sich nur der treuen Anhänglichkeit der Stadt, welche Heinrichs Macht fürchtete, erfreute, während der übrige Theil des Stifts Heinrich anhing. Die Stadt benutzte diese Gelegenheit, die ihr durch holländische Betriebsamkeit verhaßt gewordene Dammstadt zu zerstören (1331 und 1333), und siegte über den Bischof, als er wie Heinrich II. versuchen wollte, die Innerste abzuleiten. Dagegen mißlang der Versuch Erichs, mit Hilfe der Bürger in die Stadt zu gelangen. Freitags vor Palmsonntag im J. 1333 schieden die Räte zu Goslar und Braunschweig Heinrich und die Stadt, und sprachen dieser den Damm gegen Zahlung von 1000 Mark zu, dem Bischofe des Gerichts, des Zolls und des Frohnynses vorbehaltlich. Die Frage zwischen Heinrich und Erich gehörte nicht vor jene Richter und auch aus der so genannten *Sona Dammonis* erhob Heinrich bald neue Klage, welche indeß die genannten Räte erledigten, wie denn auch ein 10jähriger Waffenstillstand den weiteren Feindseligkeiten zwischen den beiden Bischöfen Einhalt that. Der Bann schreckte Heinrich nicht, nicht auch sein Unglück in dem wieder ausbrechenden Kriege. Endlich überwand er die Bürger, welche im J. 1343 durch innere Unruhen wegen des Münzwesens gelitten hatten, auf den Wiesen vor Steuerwald gänzlich, Erich, dem zu Gunsten Herzog Erich von Sachsen noch 1344 zu Recht bekannt hatte, daß jeder ihm zu- und Heinrich abfallen möge, von dem indessen fast gar keine von ihm, als Bischof ausgegangenen Handlungen bekannt sind, scheint ganz ohne Macht gewesen zu seyn, und so kam am Martins-Abende im J. 1346 eine anderweite endliche Einigung zwischen dem Bischof und der Stadt zu Stande. Amnestie und Herstellung des alten Zustandes sind die Hauptbedingungen; für künftige Streitigkeiten wurden Schiedsrichter, 2 Domherren, 2 Mannen und 4 Bürger, bestimmt. Nicht erwähnt ist die Verpflichtung der Stadt zum Bau der Marienburg, welche an der Innerste oberhalb der Stadt, wie Steuerwald unterhalb, erbauet wurde, wöchentlich 12 Talente herzugeben. Erich starb 1348, Heinrich erlangte die Verzeihung des Papstes, entschädigte das Kloster Marienrode für das ihm zum Bau der Marienburg genommene Dorf Tossum durch Incorporation der Kirchen zu Alfeld und Bokenum und durch die Bischofsmühle (1353, 1355), wurde vom Banne befreit (19. Oktober 1354), und dachte nun auf Einlösung der verpfändeten Güter, auf Herstellung des verwüsteten Stifts. Er kaufte Wiedela von denen von Gowiß, Wolbenstein von Siegfried von Homburg und das Schloß Schladen

nebst dem Gerichte Bocka von Albert Grafen von Schladen für 1900 Mark (1353), worüber Karl IV. ihm am 30. Jan. 1362 die Bestätigung, so wie die Beleihung mit den Regalien ertheilte. Der Bischof, welcher auch das neu gestiftete Kloster Marienau bestätigt hatte, starb am 6. Februar d. J. und hinterließ seinem Nachfolger 10 schuldenfreie Schlösser. — Das Domkapitel bestellte, da der Papst den bischöflichen Stuhl vergeben wollte, Dinstags nach *Invocavit* 1363 zur Wahrnehmung der bischöflichen Rechte Gerhard edlen Herrn vom Berge, Bernhard von Meinersen und weil dieser sich zu Avignon um das Bisthum bewarb, an seine Stelle Volkmar von Alten, endlich Wolbrand von Hallermund, zur Regierung des Stifts, welche dieselbe Capitulation wie Heinrich III. beschworen. Innocenz VI. providirte

37) Johann II., Schladeland, Predigermonch, Doktor der Theologie und Kecherrichter, aus dem Kölnischen gebürtig, welcher den 20. April 1363 den Scholaster Otto von Hallermund zu seinem Generalmandatar bestellte. Dieser, als Vormund des Stiftes, schrieb zur Befriedigung des Papstes und wegen Erwerbung des bald an Herzog Wilhelm zurück gegebenen Schlosses Calenberg sofort eine allgemeine Bede aus, wurde indeß schon am 11. Mai 1365 von Bischof Johann, welcher sagt, daß er lieber betteln, als die beschworene Capitulation verlegen wolle, wegen Veräußerung der Stiftsgüter zur Rechenschaft gezogen. Der Bischof, welcher statt der Bücher die Waffen nicht zur Hand nehmen wollte, resignirte in diesem Jahre († 1. April 1373) und Urban V. gab den erledigten Stuhl

38) Gerhard, Bischof zu Verden, Dechanten zu Hildesheim, edlem Herrn zum Berge. Die schwache Regierung Johanns hinterließ Gerhard Marienburg, Räte und Wolbenstein um 400 Mark verpfändet; daher eine dreijährige Schatzung, allein die beständigen Kriege und Unruhen ließen die Geldnoth nicht aufhören, sie führte zu unaufhörlichen Verpfändungen, so wie zu gewaltsamem Schätzen, namentlich der dompropsteilichen Untersassen und dieß zu einem weitläufigen Rechtsstreite, welcher indeß zu Gunsten des Kapitels entschieden wurde, und Ausstellung eines besondern Reverses wegen Schutzes des Kapitels und der Kirchengüter, Enthaltung von Anforderungen an die Pitonen und Meier des Kapitels, getreuer Verwaltung der bischöflichen Güter und Erhaltung der Gedinge veranlaßte, zu dessen eidlicher Erhaltung Gerhard indeß noch im J. 1397 vom Papste angehalten werden mußte. Im J. 1367 überfielen Herzog Magnus, der Bischof von Halberstadt mit Unterstützung des Erzbischofs von Magdeburg, Fürst Wolde- mar von Anhalt, Johann von Hadmersleben und viele Edle das Stift; Gerhard zog ihnen mit einem kleinen, vorzüglich aus hildesheimischen Bürgern bestehenden Heere entgegen, und schlug am 3. September auf dem Streitsader zwischen Dinklar und Farmsen die Feinde entscheidend auf das Haupt. Der Herzog und der Bischof von Halberstadt mußten sich mit 13,000 Mark lösen. Eine neue Fehde entbrannte mit den Herzogen Otto und



Albert von Braunschweig; der Bischof nahm das Schloß Ballmoden durch eine Überschwemmung, die Herzoge Alfeld ein; dafür entschädigte wieder die Gefangennahme vieler Edlen in einem Treffen bei Woldenstein. In dem Frieden wurde Alfeld zurück gegeben. Obgleich der Bischof noch manche Fehde — auch bei der zwischen Herzog Friedrich und den von Reinberg und von Schwichelde, welche durch das für diese unglückliche Treffen bei Weinum 1393 entschieden wurde, scheint der Bischof interessiert gewesen zu seyn, — zu bestehen hatte; so erwarb er dennoch die Schlösser Goldingen und Wienenburg für Geld, und erbaute Steinbrück. Unter ihm ging der woldenbergsche Mannstamm mit dem Grafen Gerhard (1383) aus und am 29. Jun. 1384 belieh Wenceslaus den Bischof mit der heimgefallenen Grafschaft, wovon Einzelnes und namentlich das Schloß Woldenburg freilich schon früher erworben war. Der Bischof gründete die Karthaus vor Hildesheim, bestätigte 1396 die von Nikolaus Witte bei Bokenem gegründete Kapelle und geistliche Genossenschaft (1411 zur Collegiatkirche erhoben), gab der Domkirche eine neue Orgel, ihrem Thurme neue Vergoldung, beschäftigte sich auch mit Schriftstellerei, mußte aber endlich, weil er in seinem Alter den überhand nehmenden Gewaltthatigkeiten und Fehden nicht mehr steuern konnte — auch Domkapitel und Stadt lebten fast immer im Streite, — den Bischof Rupert von Paderborn (1395) und nach dessen Tode den Bischof Johann von Paderborn (1396) zum Coadjutor annehmen, welcher dem Unwesen einiger Mäßen Einhalt that. Gerhard starb den 15. November 1398.

39) Johann III., Graf von Hoya, der bisherige Coadjutor, wurde noch 1398 erwählt, und ihm vom Kapitel Meine, Winzenburg und Steuerwald eingeantwortet. Er bemühte sich Anfangs ernstlich um Herstellung der Ruhe und Ordnung; zwang Herzog Friedrich von Braunschweig, das Schloß Gramm niederzureißen (1399), und brach mit Hilfe Herzogs Heinrich Breden (1402); indeß gerleth er bald in ein ungeistliches und verschwenderisches Leben, ließ den Dompropst Eggard von Hanensee, welcher ihm Vorstellungen that, vielleicht auch den der Kirche nachtheiligen Handlungen sich widersetzte, unter dem Vorwande eines Landfriedenbruches 1403, auf der Freiheit aufgreifen, und zu Steuerwald gefangen setzen, sahe sich aber genöthigt, seine Unschuld an dem nach fast 2 Jahren im Kerker erfolgten Tode Eggards vor Geistlichkeit, Bürgerschaft und Vasallen zu betheuern und sich zum Reinigungsseide zu erbieten, welchen ihm jene erließen. Im J. 1406 schloß er ein Bündniß mit denen von Hardenberg gegen Herzog Otto, im J. 1407 mit den Herzogen Bernhard und Heinrich einen Vertrag wegen Beschützung der Leute in den gegenseitigen Territorien, trat 1408 dem Landfrieden bei, und ging wegen der Streitigkeit über die Herrschaft Homburg, welche Herzog Bernhard sich 1409 vom letzten Besitzer Heinrich hatte zusichern lassen, worauf indeß das Stift Lehnsansprüche machen durfte, 1410 ein Compromiß ein. Zehn Städte sollten mit Rath des Bischofs

von Halberstadt entscheiden. Im J. 1414 kam indeß eine Einigung zu Stande, worin der Bischof das Wittthum der Schonetta von Nassau, der Witwe jenes Heinrichs und 12,000 Gulden erhielt. Das Wittthum bestand in der Grafschaft Hohenbüchen und den Schlössern Grene und Luthardessen; 1421 wurde Schonetta mit 4000 Gulden abgesunden, indeß diese Güter der Kirche noch nicht vollständig erworben. Über die Erwerbung ergrimmte der zweite Gemahl jener Schonetta Otto Herzog von Grubenhagen, und nun brach von allen Seiten das Unwetter über das Stift herein. Gegen die Erzbischöfe von Köln und Magdeburg, gegen die Herzoge von Braunschweig und Schleswig, gegen viele geringere Verbündete konnte Johann, unterstützt von dem Bischofe von Münster und den Grafen von Hoya, Hohenstein und Spiegelberg nur unglücklich kämpfen. Bei Affenburg, Osterwick (1421) und Grohnde (1422), wurden die Bischöflichen geschlagen. Ein durchaus verwüstetes Stift und der Verlust von Burgdorf, vielleicht auch von Dissen und Grene, waren die Folgen jener Niederlagen. Die Geistlichkeit suchte sich durch Einigungen (1404, 1421, 1423) gegen Unterdrückung und Vergewaltigung zu schützen, konnte indeß weder durch ihre Kirchenstrafen die allgemeine Verwüstung von sich entfernen, noch trotz Gesandtschaft und Appellation, von der vom Kaiser geforderten Decima sich befreien. Ungeachtet es an der Kirche geneigten Männern nicht fehlte, worunter vorzüglich Lippold von Steinberg, Propst zu St. Moriz, zu nennen ist, welcher 1411 von denen von Schwichelde Zoll und Geleit zu Hildesheim für 160 Mark einlösete, und sie für unveräußerliches Tafelgut erklären ließ, und ungeachtet 1413 eine allgemeine Schagung zur Einlösung der Schlösser ausgeschrieben wurde: so war dennoch nach dem unglücklichen Kriege die Lage des Bischofs so hilflos, daß kaum noch eine Rettung möglich schien. Nur wenn dem Bischof ein begüterter und mächtiger Nachfolger gegeben wurde, war sie zu hoffen. Johann entschloß sich zu resigniren, und er sowohl als das Domkapitel und der hildesheimische Rath verwendeten sich bringend bei Martin V., daß er das Bisthum Magnus, Bischof zu Camin übertragen möge. Dieß geschah 1424; er zahlte sofort 14,000 Gulden; mit 8811 Gulb. wurde Steuerwald von den Brüdern Moriz und Heinrich und des erstern Sohne Rudolf, Grafen von Spiegelberg, eingelöst, damit der Bischof wenigstens einen Wohnsitz erhielt, und beide Bischöfe schlossen 1424 einen Vertrag mit den Städten Hildesheim, Braunschweig und Hannover zu Abstellung aller Feindseligkeiten und gegenseitigem Schutze auf 5 Jahre. Johann starb noch in demselben Jahre am 12. Mai. Die Bürgerschaft erwartete unter ihm 1418 ein privilegium do non evocando.

40) Magnus, Herzogs Erichs Sohn von Sachsen, beschwor am 26. Dec. 1425 eine erweiterte Capitulation, worin die von Gerhard und Johann besonders beschworenen Punkte aufgenommen sind, außerdem aber auch für Übernahme der durch den letzten Krieg herbeigeführten Schulden und möglichste Abwendung der Nachtheile desselben gesorgt ist. Kriegsschulden trug er 1426



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



trat zurück; indes postulirten nun seine Anhänger Balthasar, Herzog von Mecklenburg und Administrator von Schwerin. Sein Versuch, Steuerwald zu entsezen, mißlang, er zog ab, das Schloß wurde eingenommen, und nach dreijährigen Kämpfen war Henning im ruhigen Besitze seiner Würde. Er belohnte die treue hildesheimische Bürgerschaft durch Zollfreiheit im ganzen Stifte, Belassen bei alter Accise und Verstellen aller Fragen über Recht und Gewohnheit der Stadt auf die eidliche Aussage von drei Rathmannen. Seine Regierung war keines Weges eine glückliche. Schon 1474 war Koldingen gegen die Herzoge Wilhelm und Friedrich, die das Schloß brechen wollten, zu vertheidigen; die Stadt half auch hier den Angriff abtreiben. Am 2. Dec. 1475 wurde freilich Friede geschlossen, indes die meisten freistigen Punkte auf einen künftigen Tag ausgesetzt, und es ergibt das unter Vermittelung von 8 Städten geschlossene Abkommen, wie sehr die öffentliche Sicherheit gefährdet war. Im J. 1476 mußten die Alfelder, welche den bischöflichen Vogt erschlagen hatten, geächtigt werden; 1476, wo übrigens ein allgemeiner Landfriede geschlossen wurde, brach wieder eine Fehde mit Herzog Friedrich aus; und 1479 sagte schon wieder Herzog Wilhelm der jüngere wegen feindlicher Überfälle von Seiten des Bischofs diesem ab, so daß Henning beschloß, seine Würde niederzulegen. Er sowohl als die Stadt verwandten sich beim Papste dafür, den bischöflichen Stuhl dem folgenden Bischofe zu verleihen, Henning bekam die Marienburg zum Unterhalte, und starb am 15. April 1488.

44) Berthold II., von Landsberg, Bischof zu Verden, erhielt beim Antritte seiner Regierung 1481 eine Landbede von 12,605 Gulden, bewirkte indes, daß das Domkapitel ihm eine Accise von 3 Lab. Schillingen von jedem Fasse Bier übergab, und die Ritterschaft und die kleinen Städte dem beitraten, wogegen dann das Gemäß verkleinert wurde. Die Stadt Hildesheim weigerte die Entrichtung nicht nur, sondern verhinderte auch die Entrichtung im Lande, und nahm im Februar 1482 bischöfliche Vasallen gefangen. Die benachbarten Städte bewogen den Bischof, trotz Bann und Interdict, zur Nachgiebigkeit; die Accise wurde abgeschafft, das alte Maß hergestellt und versprochen; eine ähnliche Abgabe nicht wieder einzuführen. Neue Streitigkeiten erhoben sich über die von den Bürgern geschehene Ausdehnung der Festungswerke der Stadt nach Westen hin; der Bischof verbündete sich 1488 mit den Herzogen Heinrich und Wilhelm, die Stadt nahm Herzog Friedrich zu ihrem Beschützer an, Herzog Heinrich von Grubenhagen führte ihre Truppen, und das 1486 mit vielen benachbarten Fürsten und Städten geschlossene Bündniß gab ihr die zum Widerstande erforderliche Kraft. Es ist geradezu gegen den Bischof und die Herzoge gerichtet, und als Ursache des Absagens angegeben, daß Herzog Friedrich eingesperrt, seiner Gemahlinn das Wittthum entzogen, der Graf von Stettberg gefangen, der Stadt Hildesheim die Zufuhr genommen, und die übrigen Städte beeinträchtigt würden. Die Zufuhr hatten Her-

zog Wilhelm und der Bischof untersagt, und gebräuchte jener als Vorwand außer der Widerspänstigkeit der Hildesheimer gegen ihren Landesfürsten auch einen Rechtsstreit, worin die Stadt mit denen von Hardenberg und von Haus wegen des Schlosses Lutten verwickelt war. Vergeblich war der kaiserliche Befehl, die Thätlichkeiten einzustellen, vergeblich aber auch die dreimalige Veremung von Hildesheim, während die Städter glückliche Streifzüge machten, und von den Braunschweigern mit Lebensmitteln versehen wurden. Der Krieg bietet ein widerliches Bild beständigen Raubens und Brennens dar; die Göttinger waren vorzüglich thätig und glücklich, die Goslarer erlitten eine empfindliche Niederlage von Herzog Heinrich. Am 29. Aug. 1486 wurde zwischen den kriegführenden Fürsten Friede geschlossen; am 15. Dec. erst mit den Städten. Sie retteten ihre alten Freiheiten und Gerechtigkeiten; das Geschehene sollte vergessen, und der Streit wegen des Hauses Lutten beendet seyn. Im J. 1487 wurde die Hamelscheburg gebrochen; im J. 1488 sahen sich die Städte wegen Überfalls und Gewalt schon wieder veranlaßt, ein Schutzbündniß einzugehn; im J. 1489 beschäftigte sich der Bischof mit Wiederherstellung der verfallenen Klöster Ringelheim und Georgenberg; im J. 1492 unterstützte die Stadt Hildesheim Braunschweig gegen seinen Herzog; im J. 1491 und 1493 verpfändete Berthold Grohnde und Lauenstein, und hatte in den letzten Jahren seines Lebens den Versuchen, die homburg-obersteinschen Güter einzulösen, zu begegnen, welches ihn auch wohl bewog, sich 1492 und 1493 mit den Städten zu verbünden. Im J. 1501 schloß er mit den benachbarten Städten und Fürsten einen Vertrag über die Münze, welcher in der Stadt Hildesheim indes nicht zur Ausführung kam, und starb 1502 zu Rothenburg im Bisthume Verden.

45) Erich, Herzog von Sachsen-Lauenburg, Domherr zu Eöln, wurde Pfingsten 1503 erwählt, kam auf Weihnachten in seine Hauptstadt, und resignirte nach Empfangnahme ansehnlicher Geschenke das Stift seinem Bruder Johann (1504). Im J. 1507 wurde er Bischof zu Münster, und starb 1522.

Der Bischof hat sich im Verlaufe der 3 Jahrhunderte aus einem mit mancherlei Gerechtigkeiten versehenen Grundeigentümer fast ganz zum Landesherrn hinauf gebildet, beschränkt durch das *sede vacante* oder *impedita* sogar regirende Domkapitel, und in der Verwilligung von Landessteuern durchaus, in manchen andern Gegenständen einiger Maßen abhängig von den außer dem Domkapitel in die Curien der Sieben Stifter, der Ritterschaft und der Städte zerfallenden Landstände. Sie bildeten die natürlichen Rathgeber des Fürsten; indes hatte er sich schon Einzelne als Räte zugesellt. Steuern sollten auch jetzt noch etwas Vorübergehendes seyn, obgleich sie immer häufiger wiederkehrten, und dennoch der Geldnoth nicht abhelfen. Man hatte außer den Beden nun auch die Accise erfunden. Die Volksgerichte und die Gerichte der Unfreien dauerten fort; doch sah man sich schon veranlaßt, für die Erhaltung der Sodinge be-



sonders zu sorgen, und man dachte auf Einsetzung eines Hofgerichts.

Es that sich das Streben kund, der schwelgenden Klostergeistlichkeit Mönchsorden von alter Einfachheit und Armuth entgegen zu setzen, unter Konrad II., und die Klöster von weniger strenger Regel zu reformiren, unter Magnus. So viel für die Ruhe der Selen geopfert wurde, mochten Abgaben, Gewalt und schlechte Wirthschaften wieder hinweg nehmen. Das Recht, Schule zu halten, wurde Gegenstand des Streits unter geistlichen Corporationen.

Dynastien gab es nicht mehr. Die Grafen von Peine, Schladeu, Dassel, Bolderberg hatten mit ihren Söhnen die Kirche bereichert. Die Ministerialität war verschwunden in der Ritterschaft. Kräftig waren die Städte aufgeblüht; Hildesheim fast selbstständig, sein Beitritt zur einen oder andern Seite von größtem Gewichte. Es war längere Zeit im Besitze des Zolls, des Geleits und der Münze; es erfreute sich der Zollfreiheit im Lande, und trug zu den Landessteuern nur nach Belieben bei. Auch seine Gerichtsbarkeit bildete sich, Anfangs wohl als compromissarische, aus, womit der bischöfliche Bogt unbedeutender wurde.

Im J. 1290 wird der Kergel erwähnt. — Um 1383 schnitzten die Laienbrüder Elfen einen höchst kunstreichen Altar für die Michaeliskirche.

III. Geschichte der Zerreißung des Stifts und von da an bis zur Restitution (1504 — 1648). Reformation.

46) Johann IV., Herzog von Sachsen-Lauenburg, wurde am 13. Jul. 1504 postulirt und dem Mitbewerber Franz Herzog von Braunschweig vorgezogen, erhielt 1506 in Rom die Confirmation, und wurde 1511 zu Marienrode consecrirt. Er fand allenthalben Eigennacht und Gewalthandlungen, daneben eine Schuldenmasse von 280,000 Goldgulden, 24 Amtshäuser verpfändet und nur das Haus Steuerwald noch frei. Des Bischofs sparsame Haushaltung, sein kräftiges Verfolgen der Uebelthäter erregten Verachtung und Haß. Im J. 1514 lösete der Bischof Bokenem von Johann von Salbern; dieser rächte sich durch Brand und Feindseligkeit, starb aber im demselben Jahre. Im J. 1515 kündigte der Bischof den auf Lauenstein stehenden Pfandschilling den Gebrüthern von Salbern, welche, da die Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, mit den Herzogen Heinrich und Wilhelm von Braunschweig und 55. Edeln sich verbündeten, der im J. 1517 von der Landschaft abgegebene Entscheidung nicht nachkamen, und im J. 1518 das Stift durch Brand verwüsten ließen. Am 8. Febr. wählte das Domkapitel Franz, des Herzogs von Lüneburg Sohn zum Coadjutor, und am 14. Febr. schlossen der Herzog, der Bischof und die Grafen von Schaumburg und Lippe, Diepholz und Hoya ein Bündniß gegen Bischof Franz von Minden, welcher sich der Feinde des Stifts annahm. Binnen 14 Tagen war das Bisthum Minden erobert; dann wandte man die Waffen gegen Herzog Erich von Calenberg; inzwischen hatten sich die

braunschweigischen Herzoge vereinigt und plünderten das Stift Hildesheim. Die Befehle des Reichsverwesers und der zur Kaiserwahl versammelten Fürsten stellten die Ruhe nicht her. Die Schlacht bei Soltau brachte die braunschweigischen Herzoge in die Gewalt der Verbündeten und gab diesen das entschiedenste Übergewicht. Von kaiserl. Abgeordneten wurde Einstellung der Feindseligkeiten geboten, mehrfache Unterhandlungen waren vergeblich, und erst ein Tag zu Zerbst unter Leitung der Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg im J. 1520 gab vorläufig Ruhe. Am 26. Aug. erfolgte darauf ein dem Herzoge von Lüneburg und dem Bischofe durchaus widriges Mandat Kaiser Karls V.; die Handlung vor den Compromissrichtern wurde gänzlich eingestellt, und vom Kaiser die Entscheidung an sich genommen, welche am 27. Mai 1521 dahin erfolgte, daß die Eroberungen und Gefangenen zu Händen des Kaisers gestellt, und die Streitpunkte durch 3 Bevollmächtigte entschieden werden sollten, und zwar bei Strafe der Reichsacht. Im Rathe des Bischofs überwog die Meinung, sich nicht zu fügen; auf alle Vorstellungen wurde schon am 24. Jul. die Reichsacht verhängt, und mit der Ausführung Christian, König von Dänemark, und die Herzoge Heinrich und Erich von Braunschweig beauftragt. Johann verzagte nicht; doch konnte sein Widerstand unmöglich Erfolg haben. Das ganze Land gerieth in der Herzoge Gewalt; nur das auf's Ruhmvollste vertheidigte Peine, Steuerwald, Marienburg und Hildesheim, wo besonders die Bürgerschaft die treueste Anhänglichkeit an den Bischof bewies, widerstanden. Das Domkapitel sah das Vergebliche des Kampfes und schloß nebst dem hildesheimischen Rathe am Abend der Himmelfahrt Christi im J. 1523 zu Quedlinburg einen Vertrag, wonach der Kirche nur die Ämter Peine, Steuerwald und Marienburg verblieben, das von den Herzogen Eroberte aber mit der That nicht ferner sollte angegriffen werden. Papst und Kaiser bestätigten den Vertrag. Bischof Johann resignirte 1527 und starb 1547.

47) Balthasar, Merklin, kaiserl. Kanzler, zur Wiederherstellung des Stifts erwählt, verweilte 3 Tage zu Steuerwald, um 8000 Gulden zu empfangen, that Nichts, und starb am 28. Mai 1531.

48) Otto III., Graf von Schaumburg, wurde auf das Fürwort des Kaisers postulirt, suchte indeß die Confirmation nicht nach, weshalb er 1537 von Paul III. entsetzt, und eine neue Wahl vorgeschrieben wurde.

49) Valentin, von Zeteleben, Doktor der Theologie, Propst zu Frankfurt, Kanonikus zu Mainz, Magdeburg und Hildesheim, 1537 erwählt, nahm sich des verwüsten und zerrissenen Stiftes, dessen noch übrige 3 Ämter sämmtlich verpfändet waren, zuerst wieder kräftig an. Er ließ 1539 Synodalstatute entwerfen und erwirkte schon 1540 die päpstliche Sentenz, welche die Restitution des größern Stifts aufgab; Karl V. weigerte sich indeß, ungeachtet seines anfänglichen Versprechens, sie zu ersequiren, weil der Papst nicht über die kaiserl. Acht habe urtheilen können. Im J. 1538 unterwarf



sich das Kloster Marienrode Herzog Erich bis dahin, daß etwa das größere Stift wieder heraus gegeben würde, und 1542 trat die Stadt Hildesheim zur neuen Lehre über, erließ 1544 eine Kirchenordnung, und reformirte auch das Amt Peine, in dessen Pfanbeseße sie war. Valentin starb am 19. April 1551.

50) Friedrich, Herzog zu Holstein, Kanonikus zu Eöln, am 3. Okt. 1551 postulirt, nicht consecrirt. Er löste Steuerwald und Peine aus eigenen Mitteln ein, und überließ der Stadt gegen Restitution der übrigen geistlichen Güter 7 Kirchen für ihren Kultus. Die Verwüstungen des Grafen von Mansfeld und Albrechts von Brandenburg kamen zu der Verschwendung des Bischofs und der Willkür seiner beiden Räte Blecker und Möller, um das äußerste Elend zu verbreiten. Der Bischof starb am 27. Sept. 1556.

51) Burchard, von Oberg, Dechant, von Heinrich dem Jüngern besonders begünstigt, am 31. März 1557 erwählt, hatte mit Kapitel und Stadt manche Streitigkeiten zu bestehen, und lebte auf dem ihm von jenem Herzoge eingeräumten Woldenberge, bis er vom 7. auf den 8. Jul. 1559 dem Domkapitel die Marienburg mit Hilfe des Herzogs wegnahm. Er verglich sich mit dem Kapitel 1562 und erkannte dasselbe in der Wahlcapitulation von diesem Jahre als Eigenthümer der Marienburg an, wogegen er 1563 Peine und 1564 Steuerwald, welche Schlösser Graf Adolph von Holstein als Allodialerbe seines Bruders, des vorigen Bischofs, besaß, letzteres für 36,000 Rthlr. einlöste, Peine jedoch am 23. Dec. 1563 dem Domkapitel und der Stadt einantwortete. Die Verhandlungen mit den braunschweigischen Herzogen wegen theilweiser Restitution des großen Stifts führten zu keinem Resultate, und die Streitigkeiten mit der Stadt dauerten fort, namentlich wegen der Bieraccise und des Schesselschages; indeß scheinen sie die Ruhe nicht gestört, und den Bischof in seinen Beschlüssen auch nicht irre gemacht zu haben. Er starb den 23. Febr. 1573. Herzog Adolph hat für die von ihm besessenen Ämter eine Kirchenordnung, 1561 eine Verordnung gegen die Unzucht und gegen das Steigern der Meierzinse erlassen, und Bischof Burchard 1562, jedoch nur als Inhaber des Schlosses Marienburg, eine Ordnung, welche das umfaßte, was später die Polizeiordnungen begriffen, publicirt.

52) Ernst II., Herzog Alberts von Baiern Sohn, Bischof zu Freisingen, wurde am 7. März 1573 zum hildesheimischen Bischofe erwählt, und erhielt 1581 das Bisthum Lüttich, 1588 das Erzbisthum Eöln und 1585 das Bisthum Münster. Ein solcher Bischof mußte nach Außen ganz anders wirken können als ein von niederem Adel stammender und auf das jetzt so unbedeutende Bisthum beschränkter. Im Innern sollten aber tüchtige Prediger und die Jesuiten, denen die Einnahmen der Propstei zum Moritzberg beigelegt wurden, dem Verfall des Katholicismus entgegen wirken. Der Bischof löste Peine mit einem Aufwande von 60,000 Rthlr. ein, und hatte übrigens vorzüglich mit der Stadt zu kämpfen.

Wenn gleich dieselbe 1577 und 1598 gegen Herabsetzung ihres Beitrags zu den Reichsanlagen auf den dritten Theil des auf das Bisthum Gelegten nicht anstand, sich für eine landsässige Stadt zu erklären; so entstanden dennoch 1578, weil die Hildesheimer einen Bewohner des Hauses Marienburg, welcher einen hildesheimischen Bürger zu Tode verwundet, hingerichtet hatten, weit aussehende Streitigkeiten, deren Ausgang nicht bekannt ist. Die Vereinigung der Alt- und der Neustadt zu einer Stadt am 15. Aug. 1588 mußte die Macht jenet ansehnlich erhöhen, wenn gleich die Neustadt fortbauend unter der Hoheit des Dompropstes blieb, welcher am 15. Dec. 1600 für dieselbe und die Dompropstei eine Polizeiordnung publicirte. Der Bischof, welcher am 9. Jun. 1609 eine Reformation, wie mit der Administration der Justiz verfahren werden soll, erließ, starb am 7. Febr. 1612 zu Arnberg.

53) Ferdinand, gleichfalls aus dem bairnischen Hause, Kurfürst von Eöln, betrieb den Rechtsstreit gegen die Herzöge von Braunschweig eifrig und erwirkte das Urtheil vom 7. December 1629, welches diesen die Zurückgabe alles dem Bischof Johann Abgenommenen mit gezogenen und zu ziehen gewesenen Früchten, auch Erstattung des Schadens auferlegte, und in einer für die katholische Partei so günstigen Zeit gesprochen wurde, daß mit Lilly's Hilfe die Bevollmächtigten des Domkapitels 1629 und 30 Besitz der zuerkannten Ämter ergreifen konnten. Reactionen gegen die im Glauben eingetretenen Veränderungen blieben nun nicht aus; doch gab es unter dem katholischen Theile selbst Zwist. So hatte der Kaiser die Klöster Dorstadt und Heimingen den Jesuiten geschenkt; die Nonnen wollten sich dem aber nicht fügen. Am 16. Okt. 1632 nahm Pappenheim die Stadt Hildesheim. Sie mußte freilich 150,000 Rthlr. zahlen, erhielt indeß Zusicherung der freien Religionsübung. Am 12. Jul. 1634 wurde Hildesheim indeß schon wieder von der protestantischen Partei eingenommen, und wenn gleich den katholischen Geistlichen, mit Ausnahme der Jesuiten, der Aufenthalt gestattet blieb, so wurde doch, während Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg zu Hildesheim residirte, selbst im Dom der luther'sche Gottesdienst gehalten. Nach vielfachen Verhandlungen, und nachdem am 16. Jan. und resp. 7. April 1642 zwischen dem Kaiser und Braunschweig ein Friedensschluß zu Stande gekommen war, worin dieses Herausgabe des kleinern Stifts und der Stadt angelobt hatte, - auch der Stadt Hildesheim und dem Amte Peine freie Religionsübung zugesichert war, wurde am 17. April 1643 zwischen dem Kurfürsten und den Herzogen zu Braunschweig die Frage wegen der Restitution in der Hauptsache definitiv erledigt. Bis auf gewisse Exemenda, wegen welcher weiter gehandelt werden sollte, wurde das größere Stift zurück gegeben, und bedungen, daß in die Klöster diejenigen Ordenspersonen, die dazu befugt, wieder eingesetzt, der Adel 70 Jahre, die kleinen Städte und Dörfer 40 Jahre lang bei der augsbürgischen Confession geschützt, dann ihnen freier Abzug gestattet, mit den Ämtern Lutter, Westerhof und Koldingen, auch der



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



57) **Clemens August**, Herzog zu Baiern, Erzbischof zu Köln und Bischof zu Paderborn und Münster, wurde am 8. Febr. 1724 postulirt, und ließ durch den Freiherrn von Plettenberg die Capitulation, welche die Klausel wegen Ausschließung der Protestanten von den Regierungsstellen und der Dienerschaft ungeachtet des Religionsrecesses gleichfalls enthält, und das Domkapitel zuerst als Erbgrundherrn in der ganzen Diocese bezeichnet, unterschreiben. Er ordnete das geheime Rath-Collegium an, erließ die Hofgerichts-, Feuer- und Dienstordnung, auch eine Schulordnung für den katholischen Religionstheil, die Amts- und Untergerichtsordnung, und starb am 6. Febr. 1761.

58) **Friedrich Wilhelm**, von Westfalen, Domherr zu Hildesheim, trat am 29. April 1763 die Regierung an, lebte in seiner Hauptstadt mit dem seinen Verhältnissen angemessenen Aufwande, suchte die Folgen des 7jährigen Krieges zu lindern, und strebte überhaupt eifrig durch Gesetze und nützliche Institute das Beste des Landes zu befördern. Im J. 1763 erging eine Verordnung wegen des Schulwesens, 1765 wegen Errichtung einer Brandversicherungs-Gesellschaft, 1766, 1773 und 1780 wegen der Feldbesichtigungen, 1770 wegen Errichtung einer Witwenkasse und wegen der Depositen, 1774 wegen der Dienste zu den unter seiner Regierung fast neu geschaffenen Heerstraßen, 1780 wegen der Dienstboten und wegen der Vormundschaften, 1781 wegen der Ablagen und Leibzuchten, welche Verordnung die so lange bestrittene Erblichkeit des Meierrechts voraussetzt, und fast das einzige Gesetz über die Meierverhältnisse überhaupt ist, 1782 eine Medicinalordnung, welche auch den von diesem Fürsten begründeten Unterricht der Hebammen und deren Anstellung umfaßt, 1784 eine Verordnung wegen Verminderung der Festtage, wegen Errichtung eines Leibhauses, 1787 wegen Einführung eines neuen Gesangbuches und neuer Schulbücher, welche Gesetze noch jetzt die bedeutendsten Grundlagen des Provinzialrechts und der Provinzialverfassung sind. Am 7. Junius 1777 erteilte Pius VI. die Erlaubniß, das Karthäuserkloster aufzuheben, und seine Güter für das Seminarium zu verwenden. Der Fürst starb den 6. Jan. 1789.

59) **Franz Egon**, Reichsfreiherr von Fürstenberg, seit 1786 Coadjutor des vorigen Bischofs, zugleich Bischof zu Paderborn, Biskarius im Norden, Neuerungen und gesetzgeberischer Thätigkeit abgeneigt, einfachen Sinnes und Wandels, in der Freigebigkeit gegen Arme fürstlich. Das bedeutendste Ereigniß unter seiner Regierung war der so genannte Bauernprozeß. Unter Leitung des Canonikus Goffaux brachte eine große Anzahl Bauern Beschwerden über Regierung und Landstände an die Reichsgerichte. Mochten manche verkehrt aufgestellt, manche unbegründet seyn, mochten die Wortführer nicht immer redlich zu Werke gehen, das erhobene Geschrei hintertrieb die Anschläge kameralistischer Plasmacher, wirkte auf Ordnung des Staatshaushalts ein, und führte den Vergleich vom 26. März 1793 herbei, wodurch Landes-

herr, Geistlichkeit und Ritterschaft von den vorhandenen Schulden 30,000 Rthlr. und außerdem ein Drittel der Schulden übernahmen. — Den Genuß der von den Reichsverhandlungen zu erwartenden Entschädigung anticipirend rückten preussische Truppen am 1. Aug. 1802 in das Amt Schladeben und besetzten am 3. d. M. die Stadt Hildesheim. Der Reichsdeputationsabschied vom 25. Febr. 1803 §. 3. erhob den Besitz zu einem rechtmäßigen, wies dem abtretenden Fürsten eine Pension von 50,000 Rthlr. an, und wollte (§. 60.) die Aufrechterhaltung der politischen Verfassung des Landes.

Verfassung und Verwaltung war folgende. Der Wahlfürst, wesentlich beschränkt durch das Domkapitel, war hinsichtlich der öffentlichen Abgaben an die Bewilligung der Stände gebunden, und holte hinsichtlich der Gesetzgebung ihr rathames Gutachten ein. Die Stände vertheilten sich in die 4 Curien des Domkapitels, der Sieben Stifter, der Ritterschaft und der Städte. Die neun Feldklöster deputirten zum Ausschusse und zum Schatz-Collegium. Die beiden ersten Curien waren katholischen, die beiden letztern in der Majorität oder resp. ganz protestantischen Glaubens. Die höchsten Behörden waren das geheime Rath-Collegium, die Hofkammer, die Regierung, das Hofgericht, das Officialatgericht, das Consistorium Augsb. Conf., das Medicinal- und Sanitäts-Collegium. Das Fürstenthum zerfiel in 12 fürstliche, in 3 domkapitulariße Ämter und 37 Patrimonialgerichte. Daneben wurden Frei-, Meier- und Hager-, auch Holtzdinge als Volksgerichte gehalten. Es bestanden 61 katholische Pfarren und 144 protestantische. Die Einnahmen der Kammerkasse wurden auf 110,000, die des Domkapitels auf 137,000 Rthlr. angegeben, die der katholischen Geistlichkeit überhaupt auf  $\frac{1}{2}$  Million angeschlagen. Die Abgaben waren gering und hoch nach den Zeitumständen, zu einer gleichmäßigen Vertheilung im J. 1793 der erheblichste Schritt gethan; wenigstens hatte der Bauer nicht damals, wie jetzt, das zu versteuern, was er an den Gutsherrn abgibt. In der Verwaltung war der Ausschluß der Protestanten von allen Ämtern, wozu sie nicht genommen werden mußten, und das Lebtaginteresse zu tadeln, welches namentlich die Verfolgung der Rechte gegen das braunschweigische Haus vernachlässigte.

Die Verwaltung der Stadt Hildesheim stand zwei Stühlen oder Collegien zu, dem Rathsstuhle, worin 2 Bürgermeister, 10 Rathsherrn, worunter 2 Riebersmeister, und 2 Syndici, und dem Ständestuhle, gebildet durch 6 Alterleute von der Gemeinde, 8 von den Ämtern und 8 von den Gilden unter der Direction des Seggers. Auf den Landtagen erschien die Stadt nur, um die Propositionen wegen der Reichsanlagen anzuhören und erhielt sich auch in Gesetzgebung, in Bestenrung, in administrativer und geistlicher Beziehung sehr unabhängig; indes gingen die Appellationen an die bischöflichen Obergerichte, und die Rescripte der Regierung hatten eben so wenig wie die des Schutzfürsten die, einer selbstständigen Corporation gebührende Fassung.



V. Neueste Zeit. Umsturz des Alten, Organisation als Provinz.

Preußen bemühte sich, die Verwaltung des neu erworbenen Landes der in seinen übrigen Besitzungen bestehenden Ordnung der Dinge näher zu bringen; daher fing man an zu organisiren, Gesetze zu erlassen, und zur Handhabung derselben eine Menge Beamte aus andern Provinzen anzustellen. Im Febr. 1803 wurden die Mannsklöster aufgehoben; vom 1. Jun. 1803 die Prozeßordnung und vom 1. Jun. 1804 das allgemeine Landrecht eingeführt, und eine Regierung-Deputation als Obergericht constituirt, während die halberstädtische Kriegs- und Domänenkammer die Administration wahrnahm. Am 10. Jul. 1803 erfolgte die feierliche Erbhuldigung. Kraft des Dekrets Napoleons vom 23. Oktober 1806 nahm der Intendant der Fürstenthümer Halberstadt und Hildesheim Daru für Jenen Besitz auch von dem Fürstenthume Hildesheim; am 9. Jul. 1807 erfolgte im Frieden von Tilsit die Abtretung und Übernahme der auf den abgetretenen Provinzen haftenden Schulden. Das kaiserl. Dekret vom 18. Aug. d. J. machte Hildesheim zu einem Theile des Königreichs Westfalen. Die Nonnenklöster und das Domkapitel wurden aufgehoben, die Stadt wurde Sitz einer Unterpräfector und eines Civiltribunals; ein großer Theil der Domänen wurde veräußert, das Schicksal der Bauern durch die Gesetzgebung zum ersten Mal erleichtert.

Der Pariser Friede vom 30. Mai 1814 vernichtete den Friedensschluß von Tilsit; die Wiener Schlußacte vom 8. Jun. 1815 überwies das Fürstenthum Hildesheim mit allen Rechten und allen Lasten, mit welchen dasselbe unter die preussische Herrschaft gekommen war, an den König von Hannover, welcher dasselbe schon seit dem 2. Nov. 1813 besaß. Eine milde transitorische Gesetzgebung vom 14. April 1814 leitete in den alten Rechtszustand über; Ämter, Stadtgerichte und Magistrate, später auch adelige Patrimonialgerichte, die Justizkanzlei und zwei Consistorien beider Confessionen wurden die gerichtlichen Provinzialbehörden; das Consistorium Augsb. Conf. später mit dem zu Hannover vereinigt. Die Districtscommission zu Hildesheim, die Provinzial-Regierung zu Hannover, seit 1823 die Landdrostei zu Hildesheim nahm die Administration wahr. Es erschien die Declaration vom 26. Aug. 1816, wodurch sich die Regierung das Recht beilegte, die von der westfälischen Regierung veräußerten Domänen und abgelassenen Zehnten, Dienste und Grundabgaben binnen Jahresfrist zu revidiren; übrigens wurden die Ablösungen bestätigt, die Befugniß aber, sie für die Folge zu verlangen, versagt. Schulen und Pfarren sind bedeutend verbessert und aus dem überreichen geistlichen Gute dieser Provinz das Georgstift gegründet. Am 24. Okt. 1818 erhielt dieselbe durch die aus der ritterschaftlichen Curie, worin eventuell auch Bischof und Kapitel eintreten wird, und der städtischen, worin die freien Bauern erscheinen, zusammen gesetzten Provinzialstände eine wünschenswerthe Vertretung. Die Bürgerschaften erhielten Mitwirkung

durch Repräsentanten bei Verwaltung des städtischen Vermögens; die Städte Constitutionen, Hildesheim Stadtgericht und Magistrat, Peine, Bolenem, Alfeld, Elze Magistrate mit Gerichtsbarkeit, Gronau, Garstedt, Dassel ohne dieselbe. Der Hildesheim für verlorene hoheitliche Einnahmen zugesicherte Zuschuß von 9000 Rthlr. ist nachher auf 6000 Rthlr. herab gesetzt. — Am 11. Aug. 1826 starb der letzte Fürst, Bischof Franz Egon, nachdem die Bulle Impensa Romanorum pontificum vom 20. März 1824 bereits die Diöcesen bestimmt, und ein neues Kapitel geschaffen hatte. Dasselbe wählte am 26. März 1829.

60) Godehard Joseph, Osthaus, bis dahin Dombachant, welcher am 4. Okt. d. J. consecrirt wurde, und an demselben Tage einen Hirtenbrief erließ.

## B. Statistik.

I. Das Fürstenthum Hildesheim. Lage von 51° 40' bis 52° 25' Br. und 27° 15' bis 28° 15' L. Es bildet bis auf das getrennte Amt Hunnebrück ein Ganzes mit den hanoverschen Enclaven Marienrode und Eddighausen und dem braunschweigischen Bodenburg. Der Haupttheil liegt am nordwestlichen Abhange des Harzes, welches den Lauf des Hauptflusses, der Innerste, bestimmt. Diese tritt zwischen Langelsheim und Bredelem in's Fürstenthum, nimmt südlich die Reile, Netta und Lamme, von D. her den Bruchgraben auf, und ergießt sich bei Ruthe in die Leine. Der Puchsand, welchen sie vom Harze herab führt, verwüßt die schönsten Wiesen und die Überschwemmungen nehmen oft das übrige hinweg. Dägend wirken die Überschwemmungen der Fufe, welche bei Klachsföckheim entspringt, und sich bei Welle in die Aller ergießt. Die östliche und westliche Gränze berühren und bilden zum Theil die Leine und Oder mit ganz nördlichem Laufe. Das Amt Hunnebrück und der südliche Theil des Fürstenthums ist gebirgig, ohne daß sich jedoch Berge über 6 — 600 Fuß erheben möchten; der nördliche ist flach. Jener hat einen großen Holzreichtum und nicht unergiebigem Getreidebau, dieser ist theils von größter Fruchtbarkeit, theils geht die Dammerbe schon in Sand und Bruch über. Bei Walle finden sich nicht benutzte Steinkohlen, Torf im Amte Peine; Kergel; Kalk- und Sandsteine genügend, bei Hildesheim Chalcedone; Salzquellen zu Salzgitter, Salzbedfurt und Heiersen; einige schwach-mineralische Quellen zu Ihum, Hahnde.

Auf den 82 □ Meil. des Fürstenthums wohnen 186,600 Einw. protestantischer, katholischer, reformirter und jüdischer Religion in 8 Städten, 4 Flecken, 186 Pfarren, 105 geringern Dörfern und 43 Borwerken. Einschließlich der Stadt Goslar wurden im J. 1828 geboren 5240, confirmirt 2905, 1188 Ehen geschlossen und starben 3450. Die Bevölkerung ist vorzugsweise ackerbauend, die Viehzucht bis auf die Schäfereien nicht bedeutend, von Fabriken keine Rede; dennoch der Ackerbau durch Fesseln und Lasten aller Art auf's Äußerste gedrückt. Die, keine Privatlasten berücksichtigende Grundsteuer beträgt 160,277 Rthlr. 17 Gr. 6 Pf., wovon



jezt  $\frac{1}{3}$  der Ackersteuer abgeht. Ein wichtiges Hilfsmittel für den Bauer ist Spinnen und im südlichen Theile der Provinz Weben von Feinwand. Der Grund und Boden, 376,736 Morgen Ackerland und 32,538 M. Wiesen, ist unter 18 Domänen, 10 Klostersgütern, 66 adelige Güter und die Bauern vertheilt, welche theils, jedoch nur zum kleinen Theile, persönlich und dinglich frei, theils, zum größten Theile, Erbpächter, Meier, theils Lehnbesitzer, theils aus ehemaligen Unfreien hervorgegangen sind. Auch die Städte und Flecken mit Ausnahme von Hildesheim, Peine, Alfeld, Salzgitter und Salzdetfurt leben nur vom Ackerbau. Der Werth der assicurirten Gebäude beträgt 18. bis 19 Millionen.

Für geistige Bildung sorgen das Priesterseminar zu Hildesheim und das Seminar protestantischer Schullehrer zu Alfeld, das Josephinische und Andreanische Gymnasium zu Hildesheim, Volksschulen in Städten und Dörfern. Die Bildung wird der in den benachbarten Ländern gleich seyn. Für das wichtigste Gewerbe soll die Leggeanstalt zu Alfeld wirken.

Die Provinzial-Landstände (ritterschaftliche und städtische Curie) werden über die Interessen des Fürstenthums, Provinzial-Verordnungen u. s. w. gehört, und besetzen eine Stelle im Oberappellationsgerichte und eine in der Justizkanzlei.

Die Provinz gehört zur Diocese Hildesheim und unter das Consistorium kath. Conf. zu Hildesheim; die geistlichen Sachen der Protestanten unter das Consistorium Augsb. Conf. zu Hanover und den General-Superintendenten zu Alfeld. In administrativer Beziehung ist die Landdrostei zu Hildesheim, in gerichtlicher die Justizkanzlei daselbst Provinzial-Oberbehörde. Nach protestantisch-geistlicher Eintheilung zerfällt die Provinz in die Inspectionen Alfeld, Bolenem, Elze, Markoldendorf, Nettlingen, im Dderthale, Peine, Salzgitter, Sarstedt, Gr. Solschen und Wrisbergholzen; nach administrativer und gerichtlicher in die Ämter Silberlabe (1716 Familien 13,115 Einw.), Gronau-Poppenburg (1095 Fam. 8404 Einw.), Hildesheim (897 Fam. 5288 Einw.), Hunnebrück, Liebenburg (1413 Fam. 12,829 Einw.), Peine (2169 Fam. 14,483 Einw.), Ruthe (932 Fam. 6253 Einw.), Schladen (463 Fam. 3891 Einw.), Steinbrück (1321 Fam. 8587 Einw.), Steuerwald-Marienburg (1573 Fam. 11,058 Einw.), Wienenburg (640 Fam. 5348 Einw.), Wolzenberg (1396 Fam. 11,124 Einw.); die Städte Alfeld (362 Fam. 2370 Einw.), Bolenem (318 Fam. 2311 Einw.), Elze (192 Fam. 1760 Einw.), Hildesheim (1815 Fam. 13,643 Einw.), Peine (400 Fam. 2600 Einw.) und die adeligen Patrimonialgerichte Almstedt, Brügggen, Derneburg, Flachstöckheim, Gadenstedt, Henneckenrode, Kl. Ilsebe, Oberg, Rheden, Ringelheim, Sad, Salzdetfurt, Söder, Alt-Ballmoden und Wrisbergholzen.

II. Die Stadt Hildesheim. Die Lage  $52^{\circ} 27' 36''$  Br. und  $23^{\circ} 0' 15''$  L., 324 Fuß über das Meer erhaben auf einer Fläche von fast 58,269 □ Ruthen, welche von W. nach D. mit manchen Unebenheiten ansteigt. Die Stadt, aus Alt- und Neustadt bestehend;

mit 1815 Häusern liegt, wo die letzten Vorberge des Harzes in die große norddeutsche Ebene verlaufen, in anmuthiger Umgebung an der Innerste, worüber 4 Brücken führen, ist, jezt noch zum Theil, mit bedeutenden, nun bepflanzten Wällen umgeben, und hat 7 Haupt- und 2 Nebenthore. Die Straßen sind, besonders in der Altstadt, äußerst unregelmäßig, die ansehnlichen Gebäude, woran es nicht ganz fehlt, versteckt; das Pflaster sehr schlecht und unreinlich. Der Dombhof und die Märkte der Alt- und Neustadt sind der Erwähnung werth, unter den Gebäuden der Dom mit manchen Merkwürdigkeiten, besonders der Säule, der Krone und den metallenen Thüren, die Andreaskirche und die Godehardikirche, wie auch einige alterthümliche Privathäuser. Bevölkerungs- und Religions-Verhältniß war 1815 Lutheraner: 6693. Katholiken: 4038. Reformirte: 31. Israeliten: 397, also 11,159; woron 4906 männliche und 6253 weibliche Personen. 1830 dagegen: 8506 Luth., 4637 Kathol., 16 Reform. und 464 Juden, also zusammen 13,643, wovon 6346 männliche und 7297 weibliche Personen. Die Einwohner sind in 4 katholische und 4 luthersche Pfarren vertheilt. Handel unbedeutend, nur Garnhandel; von Gewerben eine Segeltuch- und eine Tabakfabrik, Damast- und Drellwebereien, Seifensiedereien, Goldschmiede; 4 Jahrmärkte, worunter zum Theil bedeutende Viehmärkte. An Vergnügungen das Johannisfest auf der Steingrube und das Freischießen, ein von wandernden Schauspielern benutztes Theater. Behörden: Versammlungsort der Landschaft des Fürstenthums Hildesheim, Sitz des Bischofs der Diocese Hildesheim und Administrators der Diocese Danabrück und seines Generalvikariats, des Domkapitels, der Landdrostei der Fürstenthümer Göttingen, Grubenhagen und Hildesheim, der Justizkanzlei und des Pausillencollegium für das Fürstenthum Hildesheim und die Stadt Goslar, des Consistorium kath. Conf., des Stadtgerichts und des verwaltenden Magistrats, der Ämter Steuerwald-Marienburg und Hildesheim, des Klostersamts, der Lehncommission, der Kreisasse. Garnison des 8ten Infanterie-Regiments und 2 Schwadronen der Garde du Corps, in Casernen. 15 Ärzte und 58 Absolaten. Institute: Provinzialarchiv, Archiv des vormaligen Domkapitels und Stadtarchiv; beverinische Bibliothek (ein Institut zur Vereinigung der zerstreuten Kunstsachen und Merkwürdigkeiten fehlt); Priesterseminar, Andreanisches und Josephinisches Gymnasium, Taubstummenanstalt, Hebammenschule; psychische Heilanstalt der Geisteskranken in den vormaligen Michaelis- und Maria-Magdalenenklöstern; Staatsgefängniß; Georgsstift; Priesterinstitut für alte Geistliche kath. Confession und Disciplinaranstalt; Armenanstalt, sechs Stiftungen und 14 Hospitäler.

III. Das Amt Hildesheim, liegt im N. der Stadt, ist die ehemalige Dompropstei mit den Gerichten Harsum und Kl. Algermissen, enthält 11 Dörfer, 897 Familien, 5288 Einw. und den fruchtbarsten Boden der Provinz auf einer nach N. B. geneigten Fläche.

(Lüntzel.)



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



starb aber bald darauf, ums Jahr 842. Auf Befehl des Kaisers Ludwig<sup>1)</sup>, verfaßte er um 886, mit einer Aufschrift an diesen Kaiser, die berühmten *Areopagica*<sup>2)</sup>, d. i. das Leben des Pseudoareopagiten Dionys, worin er (ohne Zweifel um den Franzosen Ehre zu machen) zu beweisen suchte, daß der von dem Apostel Paulus bekehrte Dionys der Areopagit, mit dem Bischof Dionys von Paris, der ums Jahr 250 nach Gallien kam, eine und dieselbe Person gewesen sei. Jahrhunderte lang blieb diese Verwechslung zweier ganz verschiedener Personen unbeachtet und ungerügt, und es folgte daraus eine historische Täuschung über die andere, bis endlich unbefangene Untersucher<sup>3)</sup> die Wahrheit ans Licht brachten<sup>4)</sup>. (Baur.)

**HILDULF, HIDOLPH**, Erzbischof und Kurfürst zu Köln, war von geringer Abkunft, erlangte aber durch wissenschaftliche Bildung die Stelle eines Stiftsherrn zu Goslar, und eines Kaplans K. Heinrich III. Sein Einfluß nahm am Hofe K. Heinrichs IV. so zu, daß er schon von dem Erzbischof Anno als dessen Nachfolger bezeichnet war. Nach dessen Tode wurde er in Goslar vom K. Heinrich IV. im März 1076 zum Erzbischofe von Köln bestimmt; allein weder die Geistlichkeit, noch das Volk nahm ihn auf, obschon es der Kaiser in einem Schreiben aus Erfurt befahl. Dieser selbst begleitete ihn daher nach Köln, und ließ ihn durch den Bischof Wilhelm von Utrecht einsetzen und einsegnen. Einige Einweihungen von Kapellen, die Veranstaltung einer Kirchenversammlung 1077 zu Köln, und unerschütterliche Anhänglichkeit an K. Heinrich IV. ohne Rücksicht auf den vom P. Gregor VII. ausgesprochenen Bann, sind die einzigen sicheren Nachrichten, welche sich vom Erzb. Hidolph erhielten. Ob er eines natürlichen Todes starb, ist ungewiß; man weiß nur, daß er 3 Jahre, 4 Monate und einige Tage regierte. Er starb im Jul. 1079, und wurde in die Domkirche zum heil. Peter in Köln begraben<sup>5)</sup>. (Jäck.)

**HILDUR, HILDR, HILDVR, HILDA**, 1) eine Valkyre, hat vom Kriege oder der Schlacht (*Hialdr*, Geräusch, Schlachtgetöse) ihren Namen<sup>1)</sup>, und wird von nordischen Dichtern als Kriegsgöttin, Bellona bezeichnet<sup>2)</sup>. Sie reitet in die Schlacht mit den übrigen Valkyren<sup>3)</sup>, und reicht den Helden in Walhal den Labe-

trank<sup>4)</sup>. Wahrscheinlich kommt der noch jetzt gewöhnliche Name Brynhilda von ihr her; denn mit demselben wird sie bei spätern Dichtern als Odins Dienerin bezeichnet. Wie der Ursprung der Valkyren überhaupt und ihre Bestimmung sich in das kaum entthüllbare Alterthum verliert, so verhält es sich auch mit einzelnen derselben. Bei den Angelsachsen war Hildur (*Hilda*) auch Göttin der Gesundheit. 2) heißt so des Königs Hogni oder Hogni Tochter, welche Hedin, Königs Hjarandi's Sohn geraubt hatte. Das Nähere darüber s. unter dem Art. Hedin<sup>5)</sup>. Diese Sage ist unstreitig später entstanden, als die allgemeine Idee von einer kriegliebenden Valkyrie; sie scheint physischen Ursprungs zu seyn. Tag und Nacht, Licht und Finsterniß kämpfen, so lange die Erde steht; die Einheriar kämpfen, wie im Leben, täglich zu gewissen Stunden auch in Walhal, sie sind des Himmels leuchtende Sterne, verschwinden und kehren zur gelehten Stunde zurück mit ihrem Scheine. 3) Ist Hildur der ursprüngliche Name von Brynhildur, bis Sigurd sie aus dem Zauberschlaf weckte<sup>6)</sup>. (Schincke.)

Hildvr, s. den vorherg. Artikel.

Hileia, s. Eleia.

**HILEN**, genauer nach dem hebr. Chilon (*חילון*), wird 1 Chron. 6, 48. zwischen Eschemoa und Debir als eine im Stamme Juda befindliche Levitenstadt angeführt, deren Lage sich jedoch nicht genauer bestimmen läßt. (A. G. Hoffmann.)

**HILESION** (*Ἠλισιον*), ist ein alter, von Homer (*Ilias* II, 499.) erwähnter Ort in Bbötien, welcher nach Strabo IX, 406. von der sumpfigen Gegend (*Ἠλος*) den Namen führte, wahrscheinlich auf der Südseite des Sees *Hylila* gelegen. Plinius erwähnt zwar IV, 12. den Ort, bestimmt ihn aber nicht genauer. (Kanngiesser.)

Hilfarme, s. Helfarme.

**HILFBITTE**, an sich gleichbedeutend mit Hilfsge such, bezeichnet aber besonders eine Nebenbitte eines Klägers an den Richter, auf den Fall, daß er einem gestellten Antrage nicht nachkommen könnte. (R.)

**HILFE**. Die Thätigkeit oder Handlung, (oder überhaupt die Kraftäußerung,) durch deren Mitwirkung irgend ein beabsichtigter Erfolg hervorgebracht wird, oder werden soll, (oder auch dieser Erfolg selbst). Vom Beistande unterscheidet sich die Hilfe, theils darin, daß letztere zuvörderst nur auf die hervorbringende Wirkung, ersterer auf die Person, deren Kräfte nicht hinreichen, sich bezieht (daher „helfen“ auch schlechtweg gebraucht wird, „beistehen“ aber nur in Verbindung mit dem, welchem geholfen wird), theils darin, daß „beistehen“ immer Handlung durch absichtsvolle Thätigkeit voraussetzt, mithin nur von vernünftigen Wesen als mitwirkenden Ursachen gebraucht wird, (die

1) Man sehe dessen Schreiben an ihn in den Vit. SS. Oct. d. IX. und in den *Areopagica*. 2) *Areopagica*, ed. *Mast. Galenus*. Colon. 1563. Par. 1565. 8. — ed. *Sarius* ad IX. Oct. 3) *J. Lauray* diss. de discrimine Dionysii *Areopagita* et *Parisiensis*. cap. IV. p. 18. Tom. II. P. I. opp. Acta SS. Oct. d. IX. 4) *Sigebert Combiacensis* de script. ecc. cap. 82. *Hist. lit. de la France* T. IV, 603. *Vossius* de *hist. lat.* 286. *Cave* scriptor. eccles. Vol. II, 15. *Fabricii* bibl. lat. med. T. III, 269. *Saxii* *Onomast.* P. II, 109. *Schröder's* Kirchengesch. 23r Bd. 113.

5) *Moerckens* *const. chron. ad catal. archiep.* Colon. 1745. 4. p. 98. *Morsanus* de *successione archiep.* Col. 1736. 8. p. 59. *Godenus*'s *Kirchengesch.* Th. XVII, 96. *Hartzheim* *concilia Germaniae*. T. III, 182.

1) *Finn Magnussen* *Glossar*. I et II. unt. d. B. Hildur. 2) *Hölgauquida* *Handingsbana* III, 6, 21. 3) *Voluspa*. 28.

4) *Grimm's* *Mal.* 36. 5) Vgl. *Finn Magnussen* *Lex. Myth.* unt. d. Worte *Hildur* p. 157. *Büsching's* wöchentl. Nachrichten 1816, 2r Bd. S. 174. 6) *Regis* *Handgruben*. Th. 2. S. 183. 184.



Pfeiler eines Gebäudes helfen alle die Last desselben tragen, aber sie stehen sich nicht bei; ein Pferd hilft dem andern ziehen, aber nur die Fuhrleute stehen einander bei, wenn sie einander helfen); deswegen kann „Beistehen“ nur bei Noth und Gefahren Statt finden, „Helfen“ auch außerdem (denn nur für vernünftige Wesen kann fremde Noth ein Motiv zur eignen Thätigkeit seyn). Besondere Bedeutungen sind folgende: 1) Im Gerichtsstil ist Hilfe die Handlung, wodurch der Verurtheilte genöthigt wird, dem Urtheil Folge zu leisten, die Hilfspollstreckung, der Hilfspwang (die Execution); daher Jemanden die Hilfe thun (ihn exsequiren), Jemanden in die Hilfe verurtheilen, die Hilfe erkennen, s. den folgenden Artikel. 2) In der Reitkunst versteht man unter Hilfe die Mittel, welche ein Reiter anwendet, um dem Pferde seinen Willen bekannt zu machen, und es in der gehörigen Stellung zu erhalten, oder in einen gewissen Gang zu bringen; man theilt diese Hilfe in die gelinden oder feinen (festeres Zusammendrücken der Schenkel, Druck der Kniee, Anlegen der Baden, Treten auf den Bügel, Berühren der Schultern mit der Fußspitze, Rückwärts-senken oder Vorbiegen des Oberleibs, Vorhalten, Hören-laffen und sanftes Berühren mit der Reitgerte) und in die starken (stärkeres Anschlagen der Baden oder Weine an den Bauch des Pferdes, Fallenlassen der Gerte auf die Schultern, Croupe oder Flanken des Pferdes, Gebrauch der Sporen und Zungenschlag). Das Nähere s. in dem Art. Hilfen. Auf ähnliche Weise heißt es in der Jägersprache: „dem Leithund die Hilfe thun“ (ihm den Willen des Jägers bekannt machen). 3) Figürlich wird das Wort Hilfe gebraucht in folgenden Redensarten: mit Hilfe der Nacht entweichen, dem Gedächtniß zu Hilfe kommen. 4) Eben so metonymisch statt der helfenden Person oder Sache: Jemanden Hilfe schicken, eine Geldhilfe u. d. m. (In der Bedeutung einer helfenden Person war ehemals auch das Mascul. der Hilfe, und das Fem. die Hilfinn üblich, was jetzt durch Gehilfe und Gehilfinn ausgedrückt wird). Häufig schreibt man Hülfe statt Hilfe, wogegen aber die Ableitung von Helfen spricht (Hilfe ist was hilft), und die alte Schreib- und Sprachform. Ehilpe bei den alten Franken, Helta und Helta beim Aero, Helta beim Dittfried, Helta beim Notker; ferner im Angelsächs. und Engl. help, im Dänisch. hiälp. — Aus dem Hauptbegriff Hilfe lassen sich leicht verstehen die Zusammensetzungen Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit, Hilfsrede (Ausrede, Behelf, Entschuldigung), Hilfsbrief (Schreiben eines Gerichts an das andere, worin um Vollstreckung der gerichtlichen Hilfe angesucht wird, *litterae exsecutoriales*. Vergl. den Art. Hilfschreiben). Hilfsgehd a) In dem Gerichtsstile Executionengebühren, s. den Art. Hilfsgehd. b) In der Diplomatie: Geldsummen, welche ein Staat einem andern zur Führung eines Kriegs oder dgl. m. auszahlt (Subsidien s. den Art.) Hilshypothese, s. Hypothese. Hilfskrieg (zur Unterstützung eines andern Staates, im Gegensatz gegen den eigenen Krieg), Hilfsmit-

tel, Hilfsnote (in der Musik, welche den Hilfsston (s. d. B.) im Gegensatz der Hauptnote bezeichnet). Hilfsquell, Hilfsstollen (im Bergbau, ein Stollen, welcher aus einem andern (s. g. Haupt-) Stollen das Wasser abführt, oder in denselben einen Zugang eröffnet). Hilfsston (in d. Musik der höhere Ton eines Trillers, im Gegensatz des Haupttons). Hilfsstruppen (s. den Art.). Hilsvölker, Hilswissenschaft (s. den Art.). Hilswort (Hilfszeitwort, *verbum auxiliare*), das Zeitwort, durch dessen Hilfe alle andere ihre Tempora bilden; von welcher Art die Worte seyn und haben sind, denen im uneigentlichen Sinn auch wohl werden, wollen, sollen, können, mögen beigefügt werden. (Auch versteht man manchmal unter Hilswort dasjenige, welches den Sinn eines andern vollständiger zu machen, oder die Periode zu runden (Füllwort, im verächtlichen Sinne: Flickwort) dient. Hilspwang, die gerichtliche Hilfe (Execution).

(Dr. K. H. Scheidler.)

HILFE (grosso und kleine). Nach mehreren, besonders sächsischen, Landes-Prozess-Ordnungen geben der notwendigen Immobilien-Subpensation die Besitzergreifung der als Hilfsobject angegebenen Grundstücke und des Gläubigers Einsetzung in den Besitz derselben, als zwei selbstständige, getrennte gerichtliche Handlungen voran; von denen die erstere, sonst auch die Execution im engsten Sinne des Wortes genannt, in manchen Gegenden, z. B. der Oberlausitz, unter dem Namen der kleinen, die letztere aber unter dem Namen der großen Hilfe vorkommt\*). Die Vollziehung jener besteht darin, daß das nöthige Gerichtspersonal auf Antrag des Gläubigers an Ort und Stelle sich versüßt, und zum Zeichen der Besitzergreifung die herkömmlichen symbolischen Besitzhandlungen daselbst vornimmt; bei Gebäuden also z. B. einen Spahn ausschneidet, oder Feuer auf dem Herde anzündet, bei Feldern, Gärten und Gehölzen aber, ein Stück Rasen aussticht, oder einen Baumast abschneidet u. s. w., allenfalls mit ausdrücklicher Bezeichnung der Grundstücke als solcher; in welche die Hilfe vollstreckt werde. Über die ganze Verhandlung wird ein Protokoll aufgenommen, und die Besitzzeichen werden bei den Acten aufbewahrt. Sofort mit der Vornahme dieses Actes erlangt der Gläubiger ein dingliches Recht, (Hilfspfandrecht) an den verholenen Gegenständen. Gleiche rechtliche Wirkung hat indessen auch die mit minderem Kostenaufwande und wenigerem Aufsehen verknüpfte gerichtliche Erklärung des Schuldners, wie er die Hilfe für vollstreckt annehme, d. h. wie er die zur Hilfe bestimmten Grundstücke zur Befriedigung des Gläubigers überlasse. Nur nach einigen ältern Prozessordnungen z. B. der ältern kursächsischen soll in einem solchen Falle wirkliche Übergabe der Grundstücke an den Gläubiger hinzutreten. Zu der Vollziehung der so genannten großen Hilfe wird auf Ansuchen des Gläubigers geschritten, wenn der Schuldner innerhalb sächsischer Frist von Zeit

\*) Pfothenhauer, Doctr. Process. ed. Diedemann. S. 380.



der vollstreckten kleinen Hilfe an gerechnet, denselben nicht befriediget. Der Act der feierlichen Beschlagnahme der verholtenen Güter wird dabei zu dem Ende wiederholt, damit entweder der Gläubiger selbst, um sie bis zur künftigen Subhastation gegen Rechnungsablage zu verwalten und die Rukungen an Zahlungsstatt mit anzunehmen, in den förmlichen Besitz derselben gelange, oder damit dieselben unter gerichtliche Sequestration gestellt werden. In beiden Fällen behält der Schuldner bis zur Subhastation noch die nothwendige Wohnung in den dazu gehörigen Gebäuden. Jeder dieser Acte kann nur von dem Gericht der belegenden Sache vorgenommen werden. Neuere Gesetze<sup>\*)</sup> haben bald eine Verbindung der actualen Besitzergreifung mit der Immission des Gläubigers verordnet; bald die erstere ganz für aufgehoben erklärt, und den Beginn des Pfandrechts an den Tag des Anschlags des Versteigerungspatents, oder an den des Ausrufs der Versteigerung geknüpft.

(B. Emminghaus.)

**HILFEN** (Reitkunst), nennt man alle die Mittel, deren der Reiter (Bereiter, Stallmeister etc.) sich bedient, um ein Pferd thätig zu machen, d. h. so abzurichten, daß es für den Reitgebrauch vollkommen geeignet und im Stande ist, allen Forderungen der Reitkunst in so weit zu genügen, als seine Bestimmung es verlangt und seine Körper- und Temperamentsfähigkeit es gestattet. — Die Hilfen zerfallen: in unmittelbare und mittelbare (auch eigentliche und uneigentliche genannt).

Unmittelbare Hilfen sind solche, die vom Reiter selbst ausgehen und gerade zu von ihm auf das Pferd wirken. Man theilt sie am einfachsten in Schenkel-, Faust- und Gertenhilfen.

Mittelbare Hilfen sind diejenigen, mit welchen nicht der Reiter selbst, sondern entweder ein Anderer, eine Maschine, oder sonst eine Vorrichtung auf das Pferd wirkt. Sie theilen sich in Zügel-, Longe- und Peitschenhilfen.

### I. Unmittelbare Hilfen und zwar:

a) Schenkelhilfen. Sie bestehen in einem Anlegen der Unterschenkel mit beibehaltener Richtung des Vorfußes und mit unveränderter Lage der Oberschenkel bis zum Knie; wobei auch der Sitz (s. den Art. und den Art. Reitkunst) unverrückt bleiben muß. Das Anlegen der Schenkel darf nicht anders als allmählig geschehen, also kein plötzliches Anschlagen oder Stoßen Statt finden. Der anzuwendende Druck wird durch den Grad der Folgsamkeit des Pferdes bestimmt, und hiernach stärker oder schwächer eingerichtet. Der geringste Grad desselben ist das Verwahren mit den Schenkeln, wodurch man das Ausfallen der Kruppe (s. den Art.) im Voraus verhindert.

Die Schenkelhilfen werden entweder mit einem oder mit beiden Schenkeln gegeben, wobei die Schenkel entweder senkrecht am Gurt oder eine Quershand hinter

demselben, niemals aber vor dem Gurt oder in den Flanken (s. den Art.) angelegt werden. Dabei sind die Absätze stets herunter gedrückt und ist das Knie mit den Sporen sorgfältig zu vermeiden. Die stärkste Schenkelhilfe besteht im Gebrauche der Sporen. Diese werden nur bei trägen Pferden, die den Schenkeldruck nicht beachten, oder in Augenblicken der höchsten Kraftanstrengung, oder als Strafe in Anwendung gebracht. Beim Gebrauche derselben darf der Reiter nie die Haltung seines obern und mittlern Körpertheils verlieren; auch sollen die Unterschenkel nicht erst vom Pferd abwärts gebracht werden und gleichsam zum Stoß ausholen.

b) Fausthilfen. Sie werden auf doppelte Weise gegeben, und zwar je nachdem auf Trense (Kingenzaum) oder Kantare (Stangenzaum) geritten wird, obgleich beide Arten gleichmäßig auf das Pferd wirken.

a) Auf der Trense. Die Fäuste werden bei der Trensenführung auf zweierlei Art gestellt (erste und zweite Stellung). Allgemein gültig ist, daß der Reiter die Zügel der Trense mit beiden Händen unverdreht zwischen dem kleinen und Ringfingern ergreift, die Nasenseite des Leders nach Außen; die Enden der Zügel hängen über die Zeigefinger weg, auf beiden Seiten auswärts; die Fäuste sind geschlossen, die Daumen gerade ohne gestreckt zu seyn, drücken die gleich langen Zügel an die Zeigefinger. Wird auf der Doppeltrense geritten, so faßt der Reiter die Zügel der kleinen Trense zwischen den Mittel- und Ringfingern, so daß sie am Pferdhalfe innerhalb der Zügel der großen Trense und unter diese zu liegen kommen. Die Daumen werden auf beide in obiger Art aufgesetzt. Bei der ersten Stellung ist die Fausthaltung (die Unterarme bilden stets mit dem gerade herab hängenden Oberarmen rechte Winkel nach vorwärts, und liegen mit den mittlern Theilen ihrer innern Flächen sanft am Unterleibe) so, daß die Mittelgelenke der Finger gegen einander gekehrt sind, die Fäuste selbst 4 Quersfinger von einander, eine Quershand vom Unterleibe und 2 Hände hoch über dem Widerrist (s. den Art.) des Pferdes stehen. Die Zügel sind gleich lang ergriffen, und zwar so, daß der Reiter bei einer versammelten<sup>1)</sup> Haltung des Pferdes stets ein leichtes Gefühl von der Anlehnung des Mundstücks auf dessen Kinntaden habe, ohne daß das Pferd zurück zu treten strebt. Beim Anfangsunterricht wird stets mit der ersten Stellung geritten und die große Trense allein geführt.

Bei der zweiten Stellung, — welche eintritt, sobald der Sitz des angehenden Reiters so weit fest ist, daß vom Übergange zur eigentlichen Führung, zur guten Stellung des Pferdes und zu den Wendungen die Rede seyn kann, — ist Zügelhaltung und Fausthaltung dieselbe wie bei der ersten; die inwendige<sup>2)</sup> Faust aber

1) Versammeln heißt in der Reitkunstssprache, die Vorhand (das Vordertheil) des Pferdes verhalten und die Hinterhand (das Hinterteil) nachtreiben. 2) Inwendige Faust, Zügel oder Settle heißt diejenige, welche dem Innern des Reitplatzes oder Kreises zuge-

\*) Novl Theor. des schs. bürgerl. Proj. §. 202. Not. 2. §. 201. a. G.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



**Einwenden.** Gleichfalls in zwei Abschnitten. Beim ersten wird das Faustgelenk dergestalt gedreht, daß der kleine Finger sich dem Leibe des Reiters nähert und der Daumen gegen die linke Schulter des Pferdes sich abwärts neigt. Dadurch wird der linke Zügel verkürzt und das Pferd zur Stellung und Wendung links bewogen. Beim zweiten setzt die Faust mit scharf gerundetem Gelenke das angefangene Drehen fort, so daß der kleine Finger, bei stetem Annähern gegen den Leib des Reiters, nach dessen linker Brust aufwärts steigt, ein Druck auf die rechte Kinnlade des Pferdes entsteht und dasselbe zum Vollenden der Wendung zwingt.

Alle diese Drehungen gehen von der ursprünglichen Fauststellung (s. oben) aus, die nach deren Vollendung wieder eintritt. Hauptregeln bei diesen Hilfen sind: sanftes Beginnen, allmähliges Steigern des Nachdrucks bis zum Erfolge, Wechseln mit Annehmen und Nachgeben, wo Widerstand eintritt; ruhige Lage des Unterarms (jedoch ungeklemmt und beweglich) am Leibe, wodurch die Ruhe, Stetigkeit und Leichtigkeit der Faust bewirkt wird. So lange man die Trensenzügel zu Hilfe nimmt, wirken diese hauptsächlich auf Kopfstellung und Wendung, und die Stange unterstützt und vollendet nur.

Aus der Vereinigung und Übereinstimmung der Faust- und Schenkelhilfen geht allein die richtige Haltung und leichte Folgsamkeit des Pferdes in allen Gangarten hervor. Richtig anwenden kann sie nur der Reiter, welcher einen festen und schulgerechten Sitz hat; erlernt wird ihre Anwendung durch Beobachten der richtigen Grundsätze und durch Übung. Es können hier nur Beispiele davon für die Hauptverrichtungen des Reiters gegeben werden.

**Beim Sammeln und Aufrichten des Pferdes.** Sammeln heißt, das Pferd in diejenige Stellung und Haltung bringen, wo es seine natürliche Länge verkürzt, d. h. den Hals vom Widerrist an erhebt, das Genick abwärts biegt, den Kopf gegen die Brust heran nimmt, die Hanten (Hanches, Gegend der Hinterbacken zwischen Becken und Kniegelenk; uneigentl. Hintertheil) etwas einbiegt und die Hinterfüße näher gegen die Vorderfüße heran setzt. Nicht bloß vor dem Anreiten, sondern auch in allen Gangarten — den gestreckten Trab, den gestreckten Galop und das Auslaufen (Carrière) ausgenommen, — soll der Reiter sein Pferd gesammelt haben. Er bewirkt dieß durch gleichmäßiges Annehmen beider Zügel und Anlegen beider Schenkel hinter dem Gurt, bis das Pferd — verhältnißmäßig nach dem Bau und der Bedingung des freien Vortretens der Vorderfüße — obige Stellung annimmt. Erfolgt dieß auf den ersten Anzug nicht, so muß ein wechselndes Nachgeben und Wiederanhalten mit gleichzeitigen Schenkelhilfen folgen, überhaupt die Anwendung beider Hilfarten im Einklange verstärkt werden. Bei allen Gangarten soll der Reiter sein Pferd durch gleichmäßiges Anstehen <sup>3)</sup> der Zügel

und Bewahren <sup>4)</sup> mit den Schenkeln zwischen Zügel und Schenkel haben. Auf gerittenen Pferden, die sich von selbst am Mundstück abstoßen, werden die Fäuste im Gehen stets ruhig gehalten, bei solchen aber, die sich während des Gehens auf das Mundstück legen, und mit steifem Genick dagegen andrängen, müssen von Zeit zu Zeit beide Zügel gleichmäßig etwas nachgegeben werden, indes man das Pferd mit beiden Schenkeln vorbrückt und zugleich mit beiden Füßen wieder heran nimmt.

**Beim Aufrichten <sup>5)</sup>** auf der Stelle wechseln die nach Maßgabe der Länge, Gestalt und Richtung des Pferdhalbes und Kopfes hoch gehaltenen Fäuste mit wiederholtem, nach Umständen anhaltendem, gleichmäßigem Annehmen in erhabener Richtung, und mit verhältnißmäßigem Nachlassen ab, während die Schenkel flach hinter dem Gurt angelegt werden, um das Zurücktreten oder Zurücklegen des Pferdes zu verhüten und zur Biegung der Hanten mitzuwirken. Im Gange, wo das Pferd mit aufgerichtetem Halse, freier Schulterbewegung und kräftigem Folgen der Hinterhand im gesammelten und entschlossenen Schritt und Trabe vorgehen soll, müssen obige Schenkelhilfen noch nachdrücklicher angewendet werden, zugleich auch — um das Überreiten zu verhindern — die gehörig gestellten und erhaltenen Fäuste das Vordertheil kräftig heran nehmen. Bei rohen Pferden ist mit Sanftmuth zu beginnen, mit Nachsicht vorzuschreiten und erst, wenn Wille und Fähigkeit sich dem Gleichgewichte nähern, die volle Kraft der Hilfen anzuwenden.

**Bei Paraden <sup>6)</sup>** (Anhalten) kommt es darauf an, ob das Pferd bloß für den Augenblick verhalten oder in eine kürzere Gangart versetzt (halbe Parade) oder zum gänzlichen Stillstehen gebracht werden soll (ganze Parade). Die Hilfen dabei sind nur hinsichtlich der anzuwendenden Kraft verschieden. Beim Sammeln und Versetzen in eine kürzere Gangart drücken die Schenkel nach eingetretener Wirkung der Zügel das Pferd sogleich wieder vorwärts und der Übergang in die kürzere Gangart geschieht allmählig. Bei ganzen Paraden hingegen tritt die Wirkung der Zügel vorherrschender und plötzlicher ein, und mit selbiger hört auch die Wirkung der Schenkel auf. Ganze Paraden aus schnellen Gangarten müssen mit Vorsicht und Berücksichtigung der Kräfte wie des Baues der Pferde ausgeführt werden.

**Beim Zurücknehmen,** wo das Pferd in gesammelter Stellung Schritt vor Schritt auf gerader Linie rückwärts treten soll, sind die Hilfen wie bei den Paraden; das Pferd wird gesammelt, die Fäuste setzen das Anziehen der Zügel auf die vorgeschriebene Weise so lange fort, bis das Pferd einen Vorderfuß zum Rückwärtstreten aufhebt. Die Schenkel verhindern dabei

3) Anstehen, Zustand der Zügel, wenn das Pferd die gehörige Anlehnung am Mundstück hat.

4) Bewahren, mit den Schenkeln das Ausweichen der Hinterhand nach einer Seite oder das Nachschleppen derselben verhüten.  
5) Aufrichten, dem Pferd eine erhabene Stellung mit Kopf und Hals geben.  
6) Paraden oder Anhalten heißt, ein Pferd aus dem Gange mit vorherrschender Zügelwirkung sammeln.



das Ausweichen der Kruppe (verwahren dieselbe). Soll das Zurücknehmen aufhören, so treten stärkere Schenkels-hilfen ein, die Fäuste geben dem Pferd eine gesammelte Stellung. Hauptregeln beim Zurücknehmen sind: Vorhergehendes Aufrichten und Versammeln; sanftes Beginnen der Bewegung; Nachgeben nach jedem Anzuge und Vermeiden ununterbrochener Anzüge (Hauptsache); sorgsame Rücksicht auf Bau und Kräfte (Schwäche im Hintertheile sieht oft aus wie Widerspenstigkeit).

Beim Anreiten. Es geschieht in gesammelter Stellung durch den Druck der Schenkel an den Gurt mit verhältnißmäßigem Nachgeben der Faust; wobei jedoch das Pferd immer an den Zügeln bleiben muß.

Beim Verstärken der Gangart und zwar:

1) Beim Übergang aus dem Schritt in den Trab, finden dieselben Hilfen Statt. Der Reiter gibt mit beiden Schenkeln gleichzeitig und gleichstark einen Druck längs dem Gurt zugleich mit einem angemessenen Nachgeben der Zügel. Sobald das Pferd antrab, nehmen Faust und Schenkel ihre gewöhnliche Stelle wieder ein.

2) Beim Verstärken des Trabes wird ein kräftiger Druck beider Schenkel mit geringem Nachgeben der Faust angewendet.

3) Beim Übergang aus dem Schritt oder Trabe in den Galop, kommt es darauf an, ob der Reiter sein Pferd rechts (d. h. mit Vordringen der rechten Füße) oder links (d. h. mit Vordringen der linken Füße) ansprengen soll. Beim Rechtsansprengen beginnt er mit der schraubenartigen Drehung der Faust wie im ersten Abschnitte der Linkswendung (s. oben) und zwar hebend und so, daß sich die Zügel in der Richtung des linken Hinterfußes wachsend verkürzen. In dem Augenblick, wo das Fauststrunden anfängt, legt er die Schenkel sanft hinter den Gurt an, und drückt in dem Grade, wie er durch die Anzüge die Zügel stärker verkürzt, den linken Schenkel allmählig stärker an den Pferdobauch. Diese gegen einander wirkende Hilfen nöthigen das Pferd, seine Haltung aufs Hintertheil und insbesondere auf den linken Hinterfuß zu nehmen. Durch das Verhalten der Zügel in der angegebenen Richtung wird die linke Schulter des Pferdes zurück gehalten und durch des linken Schenkels Gegenwirkung dessen Hintertheil stark zusammen gedrückt. In dieser Stellung muß das Pferd sich vorne heben und mit dem rechten Vorderfuß ausgreifen, also rechts anspringen; worauf der Reiter, sobald dies geschehen ist, durch Nachlassen der Zügel ihm zu einigen Galopsprüngen Freiheit läßt, dann aber die Zügel wieder annimmt, um den Galop einzutheilen (zu cadenciren). Sitz und Faustführung müssen stät auf ihren Wirkungspunkten bleiben, sanftes Verhalten und Anwendung halber Paraden das Vordertheil aufrichten, die Schenkel des Reiters nicht unthätig seyn, sondern oft durch sanftes — bei trägen Pferden durch nachdrückliches — Wirken der anliegenden Waden das Pferd zum Senken und Nachbiegen des Hintertheils, so wie zum Regeln der Galopsprünge nöthigen. Beim Linksansprengen werden genau die entgegen gesetzten Hilfen angewendet.

Beim Halsbiegen (Abbrechen). Das Pferd muß in der Regel dahin sehen, wohin es gehen soll, deshalb zuerst bei jeder Wendung mit dem Kopfe die neue Richtung annehmen. Dazu ist Halsbiegung notwendig, und diese wird durch das regelmäßige Abbrechen, d. h. dadurch bewirkt, daß man des Pferdes Kopf nach einer oder der andern Seite hinwendet, ohne daß die übrigen Glieder daran Theil nehmen. Zuvörderst stellt man das Pferd aufrecht und versammelt, verkürzt den inwendigen Zügel ein wenig, wendet dann durch die inwendige Faust (bei der Trensenführung) mit einer Drehung im Gelenk, wie zur Wendung einwärts, in wiederholten, sanften, spielenden Anzügen den Kopf des Pferdes so weit nach der Seite zu, als es willig Folge leistet. Dabei gibt die auswendige Faust nach, der auswendige Schenkel verwahrt die Kruppe. In dieser Stellung läßt der Reiter seine inwendige Faust ruhig stehen, nimmt aber die auswendige mit erhobenem Unterarm (Oberarm und Ellenbogen bleiben unverrückt) durch wiederholte Anzüge gegen seine auswendige Schulter an, um den Pferdohals besser aufzurichten und das Genick besser zu biegen und zurück zu arbeiten. Faust und Schenkel müssen stets gemeinschaftlich — die inwendigen stärker, die auswendigen lebhafter — einwirken. Wenn das Pferd sich beim Abbrechen willig und ruhig, so wird nach einigem Verweilen der Kopf wieder gerade aus gestellt. In den verschiedenen Gangarten wird die Kopfstellung durch die zweite Stellung der Faust (s. oben) bewirkt. Sie soll niemals stärker seyn, als daß der Reiter beim Geradeausreiten, wenn er gerade vor sich hin sieht, die Nase und das Auge des Pferdes auf der inwendigen Seite in schräger Richtung ein wenig sehen kann. Der inwendige Zügel und der auswendige Schenkel geben hierbei die Hilfen.

Bei Wendungen und Volten<sup>7)</sup> stellt und führt der inwendige Zügel das Pferd in die Biegung, richtet der auswendige Zügel den Kopf auf, verhindert das Auswärtsdrücken der Ohren, bestimmt die Größe des Kreises der Wendung und wirkt mit gegen das Ausfallen der Kruppe. Beide Schenkel drücken gleichmäßig das Pferd an die Zügel; der inwendige liegt am Gurt, der auswendige hinter demselben. Des Pferdes Haltung ist gesammelt; das Drängen desselben mit der Vorhand in den Kreis und das Ausweichen der Kruppe verhindert der Reiter durch verstärkte Wirkung des Zügels und Schenkels der auswendigen Seite, den umgekehrten Fall durch die Hilfen der inwendigen. Drängen aufs Mundstück und Schleudern mit der Kruppe hindern halbe Paraden mit verstärkter Kraft der auswendigen Hilfen.

Beim Schulterpassiren (Schulter herein). Es ist dasselbe ein Seitengang, bei dem das Pferd mit Kopfstellung einwärts und Rippenbiegung um den Mittelpunkt eines Kreises oder Vierecks nach der entgegen

<sup>7)</sup> Volts, Kreis von verschiedener Größe, den der Reiter macht.



gekehrten Seite bergestalt bewegt, daß die Vorderfüße einen engeren Kreis als die Hinterfüße beschreiben und die inwendigen Füße über die auswendigen wegstreten. Das Pferd soll dadurch Biegsamkeit in den Kinnladen (Ganaches) bekommen und sich an Nachgiebigkeit gegen jede Zügelregung gewöhnen, die Schulterfreiheit ausbilden, dem einseitigen Schenkeldrucke weichen und durch vollkommene Biegung der Rippen und Hanken sein Gleichgewicht besser halten lernen. Der Reiter gibt dabei zuerst mit dem inwendigen Zügel und auswendigen Schenkel dem Pferd eine etwas gebogene Stellung, führt dann — wie zur Wendung — die Vorhand einwärts, so daß die Hinterfüße auf dem bisherigen Hufschlage (d. h. auf der Fußtapfenlinie) bleiben, die Vorderfüße aber einen Kreis beschreiben, der etwa zwei Fuß einwärts von dem Hufschlage der Hinterfüße entfernt ist. Nach vollbrachter Wendung gibt die inwendige Faust die Führung ab, sorgt bloß für Kopfstellung, Beibehaltung des Kreises, der Vorderfüße und dafür, daß die Kruppe nicht einwärts geworfen werde; wogegen die auswendige Faust verhaltend und aufrichtend durch stetes und hebendes Anziehen wirkt, und ihre Anzüge etwas abwärts vom Pferdhalfe durch Einwärtsdrehen der Faust mit dem kleinen Finger nach der auswendigen Schulter zu macht. Der inwendige Schenkel hinter dem Gurt, treibt die Hinterhand in der Richtung des Seitenganges fort; der auswendige verwahrt die Kruppe; beide Schenkel verhindern gemeinschaftlich das Zurückbleiben der Hinterhand und treiben das Pferd in die Zügel. Versammelte Haltung, erhobene Vorhand, gebogene Hanken und Rippen, dabei freier Tritt, weiter Bogen des inwendigen Vorderfußes über den auswendigen, hohe und freie Schulterbewegung sind die Ergebnisse obiger mit Sorgfalt, Übereinstimmung und Ausdauer gegebenen Hilfen.

Beim Traversiren (schrägem Seitengange), wo das Pferd mit Kopf und Kruppe dahin gestellt ist, wohin es geht, und auf zwei Hufschlägen mit den auswendigen über die inwendigen Füße tritt, stellt und führt die inwendige Faust das Pferd in die Richtung des Seitenganges, richtet die auswendige es auf und hindert die Vorhand, sich zu viel einwärts zu wenden und zu schnell seitwärts zu eilen, drückt der auswendige Schenkel die Hinterhand gleichmäßig seitwärts mit der Vorhand, verwahrt der inwendige die Kruppe. Der Grundsatz der inwendigen Hilfen ist Ruhe und Stätigkeit; die auswendigen wirken sanft und spielend; die Kruppe darf nie voran eilen.

Beim Schließen (volligem Seitengange), werden dieselben Hilfen angewendet, doch sowohl auswendig als inwendig kräftiger, weil bei dieser Bewegung das Pferd — abgesehen von seiner eignen Biegung — der Länge nach lothrecht auf die Wand gerichtet seyn soll, an welcher es seitwärts fortschreitet. Hauptsache ist, daß beide Schenkel das Pferd fortwährend am Zügel erhalten, da dasselbe bei der lothrechten Stellung gegen die Wand eine Neigung zum Zurücktrichen äußern wird.

c) Gertenhilfen. Die Gerte (Spießruthe) muß so lang seyn, daß der Reiter auf dem Pferde denselben mit ihrer Spitze eine Hilfe an dem Hinterschenkel geben kann, ohne die Faust aus ihrer Stellung zu bringen und das Pferd im Maule zu beunruhigen.

Sie wird gebraucht:

Beim Führen des Pferdes. Es wird das dicke Ende derselben mit den Enden der Zügel zugleich in der vollen linken Faust gehalten, und zwar mit der Spitze ab- und rückwärts. Will das Pferd nun nicht fortschreiten, so gibt ihm der Führer, ohne stehen zu bleiben oder sich umzusehen, von hinten eine Hilfe mit der Gertenspitze.

Beim Aufsitzen bleibt die Gerte unverändert in der linken Hand. Sitzt der Reiter im Sattel, so ergreift die rechte Hand, ehe sie ihren Zügel nimmt, über den linken weg und dicht hinter dieser die Gerte mit zwei Fingern, bringt sie mit der Spitze vorsichtig nach hinten in die Höhe, um sein Pferd nicht zu erschrecken, auf die rechte Seite, dreht sie hier zwischen den Fingern mit der Spitze ab- und rückwärts, faßt dann das dicke Ende in die volle Faust und ergreift nun den rechten Zügel.

Beim Fertigmachen zum Absitzen legt die rechte Hand den Zügel in die linke, wie oben, bringt — obige Bewegungen zurück machend — die Gerte auf die linke Seite und von unten in die linke Hand. Das Pferd darf durchaus nicht beunruhigt werden.

Beim Reiten selbst wird die Gerte stets in der inwendigen Hand (im Freien die rechte), die Spitze derselben ab- und rückwärts geführt.

Die Hilfen zum Vor- und Rückwärtsgehen werden mit der Gertenspitze an die inwendigen Hinterschenkel nach dem Grade der Empfindlichkeit des Pferdes gegeben. Bleibt bei einem Seitengange die Vorhand zurück, so gibt man die Hilfe sanft, an Schulter und Vorderarm. Hauptsache ist, daß die Fäuste dabei nie ihre Stellung verlieren dürfen, damit keine Beunruhigung des Pferdemaules Statt finde.

Beim Wechseln (Changiren) von einer Seite zur andern wird die Gerte — in obgedachter Art — gewechselt. Die abgebende Hand gibt während dessen den Zügel in die andere und ergreift ihn sogleich wieder; was Alles unmerklich geschehen und beendigt seyn muß, ehe die bisher inwendige Seite zur auswendigen wird.

Als Strafe wird die Gerte bei Pferden gebraucht, welche die Schenkelhilfen nicht achten oder denselben sich widersetzen. Der Reiter nimmt dann beide Zügel in die linke Faust (bei Trensenführung) und gibt mit der Gertenspitze durch die rechte Faust dem Pferde von oben herab einen kräftigen Hieb unter den Bauch, indeß er dessen Kopf hoch nimmt und sich fest in den Sattel setzt, um Ausschlagen und Boden zu verhüten. Regel ist überall, daß vom dicken Gertenende außerhalb der Faust Nichts zu sehen seyn darf.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



nichsfach; letztere — genau aus den erstern berechnet — werden entweder durch das Einschnallen der Longe an verschiedenen Stellen (Kinnstück, Nasenriemen, oder Kappzaumring, Trensenringe, sind die Hauptstellen) oder durch die eigenthümliche Handhabung der Longe erreicht.

Dem Kappzaum — oder der oben beschriebenen Sprunghalfter gebührt der Vorzug beim Bearbeiten des Pferdes an der Longe in den meisten Fällen, weil:

1) Das Maul des Pferdes von Mißhandlungen frei bleibt;

2) die Zügelwirkung (gleich viel ob die Zügel ausgehunden oder in des Reiters Händen sind) durch die Longenhilfen nicht gestört, auch nicht augenblicklich aufgehoben wird, wie es der Fall ist, wenn die Longe am Kinnstück oder im Ringe der Trense zugleich mit den Zügeln sich befindet.

3) Die Vorderfläche der Pferdenase sich besser als die Kinnseite zum Einschnallen der Longe eignet und zwar zum Vorziehen (wobei dem Pferde Stellung bleiben soll), zum Biegen des Halses und Genicks und zum Verhalten und Zurücknehmen.

Dagegen ist das Einschnallen der Longe ins Kinnstück vorzüglicher:

1) Bei Pferden, welche den Kappzaum oder den mehr erwähnten Nasenriemen nicht vertragen und durch sein Festschnallen zur Widerseßlichkeit gereizt werden;

2) zum Herabziehen beim Steigen,

3) zum Aufrichten des Pferdes.

Das Einschnallen in den Trensenring gewährt nur dann Vortheil, wenn durch die Longenhilfe des einen oder des andern Zügels Wirkung verstärkt werden soll.

Die Haupthilfen bei der Longenarbeit gibt der Longenführer. Bevor er die Longe einschnallt, legt er sie zusammen, indem er mit der linken Hand in die Schlinge des einen Endes greift, von hier an mit der rechten Hand die Longe gerade ausstreckt so weit der Arm reicht, die ergriffene Stelle in die Linke legt und so fortfährt, bis die ganze Longe bis auf die letzte Klafterlänge gleichmäßig in derselben über einander liegt; worauf er die linke Hand schließt, die Longe einschnallen läßt, den freien Theil — mehr oder minder weit vom Schnallenende — mit der rechten Hand so ergreift, daß selbiger auf dem Zeigefinger ruht und der Daumen fest aufliegt. Allgemeine Regel ist, daß der Longentheil zwischen Faust und Pferd fortwährend gelinde ansteht, um die Hilfen schneller wirken zu lassen, und der Longentheil zwischen den Händen nie tiefer als bis zum Knie des Führers herab hängen darf, um das Verwickeln in denselben zu vermeiden.

Stellung des Longenführers. Alzeit vorwärts vom Pferde, nach Möglichkeit Front gegen dasselbe (auf der Stelle ganz, im Gange halbfront). Er führt die Longe stets mit der inwendigen Hand und hält das zusammen gelegte Ende in der auswendigen.

Fauststellung. Wenigstens in gleicher Höhe mit dem Pferdmaule, oder der eignen Schulter, denn die Hilfen sollen in der Regel aufwärts wirken und der

Arm muß kräftig widerstehen und anziehen können. Höhere Stellung ist mitunter, tiefere nur selten nöthig. Ellenbogen- und Faustgelenk sind mäßig gekrümmt, die Spitze des Daumens der führenden Hand ist dem Pferdekopf möglichst zugerichtet. Die auswendige Hand mit dem zusammen liegenden Ende der Longe hängt entweder natürlich am Leibe herab, oder liegt auf dem Rücken und wird dort nach Umständen ins Kreuz gestemmt.

Longenführung. Sie soll regelrecht und abgemessen seyn, erfordert im Allgemeinen dieselben Eigenschaften als die Faustführung des Reiters. Die Anzüge mit der Longe sind entweder sanft anfangend, nach Umständen gesteigert und allmählig gemildert, oder kurz und rißartig (Saccaden). Die Haupthilfen werden, wie folgt, gegeben.

Beim Verlängern oder Verkürzen der Longe, was Beides oft nöthig ist, schnell und genau geschehen und meist so eingerichtet werden muß, daß dem Pferde — falls es nicht widerspenstig ist — jede unangenehme Empfindung auf der Nase oder im Maul erspart wird, läßt für den ersten Fall der Führer die Longe nur durch die erweiterte Öffnung der Finger der führenden Hand über den Handteller hin gleiten, während die andre einen Umschlag nach dem andern abwickelt; für den zweiten Fall wird die führende Hand gleichfalls ein wenig geöffnet, indeß der andre Arm sich rückwärts ausstreckt, die Longe durchzieht, wieder vorgreift und sie aufwickelt.

Beim Halten, sobald das Pferd von der Stelle zurück oder im Kreisgang auswärts drängt, macht der Longenführer möglichst Front gegen dasselbe, stemmt sich fest rückwärts, setzt die nicht führende Hand in den Hohlrücken ein und hält mit der führenden kräftig und in der dem Streben des Pferdes entgegen gesetzten Richtung ausdauernd gegen.

Beim Vorziehen aus einer falschen Stellung hinter den Zügeln nimmt er das Faust- und Ellenbogengelenk — nach Umständen den ganzen Arm — allmählig und bis zur Erreichung seines Zweckes ausdauernd an und zwar, indem er möglichst scharf Front gegen das Pferd macht.

Beim Hereinziehen, wenn das Pferd im Gange sich mit Gewalt in die Longe legt, nimmt er in ähnlicher Weise, doch anhaltender und bei Widerseßlichkeit wiederholt die Faust gegen die Schulter zurück und sucht durch Frontstellung seine Hilfe auf Erfordern noch nachdrücklicher wirken zu lassen.

Beim Herabziehen, wenn das Pferd steigt, wird eben so verfahren, als beim Vorziehen und Halten.

Beim Aufrichten auf gerader Linie wird ein hebender Anzug vorwärts gegeben, wodurch die Strippe der Longe, wenn diese in das Kinnstück geschnallt ist, das Pferd von unten an das Kinn trifft. Auf der Kreisbahn nimmt man vorher erst die Longe mit dem Faustgelenk ein wenig, und macht dann von dieser Fauststellung aus eine rasche Bewegung auf- und aufwärts.

Beim Hinausweisen, sobald das Pferd in die Kreisbahn hinein drängt, kann der Longenführer nur



dadurch die Hilfe geben, daß er — ohne große Verklärung der Lunge — die führende Faust höher hebt, dem Pferd etwas entgegen tritt und durch ein Schütteln der Faust eine Schlangensbewegung der Lunge hervorbringt, welche er gegen das innwendige Auge des Pferdes richtet. Kommt er damit nicht aus, so nimmt er die erhobene Faust mit gebogenem Arme gegen die andre Schulter an und macht von da aus eine rasche Kreisbewegung mit dem ganzen Arme ab- und auswärts; wodurch die schlaffe Lunge einen kräftigen Schwung erhält und das Schnalende so nach Außen geworfen wird, daß das Pferd seine Richtung dahin nehmen muß.

Beim Verhalten sind Abstufungen nöthig. Zuerst wiederholtes sanftes Annehmen und Nachgeben, dann Schütteln der Lunge, um Spielen mit dem Mundstück oder dem Kappzaum auf Lade oder Nase hervorzubringen, wobei ein gelinder Anzug einwärts wiederholt eingreift. Letztes Mittel sind kräftige Anzüge, worauf jenes Schütteln verstärkt folgt und ein nachdrückliches Schnellen mit der Lunge schießt, und zwar mit der Bewegung des Aufrichtens (beim Kinnstück) oder des Annehmens (beim Kappzaum). Hereingerissen darf das Pferd niemals dabei werden.

Beim Pariren tritt das verstärkte Verhalten unterstützt durch die Stimme (Halt! Parirt! Parez! basta!) und die Peitsche ein.

Beim Zurücknehmen tritt ein öfters wiederholtes, nachdrückliches Anziehen mit kurz angefaßter Lunge ein; und zwar beim Kinnstück von unten nach oben, beim Kappzaum aber von oben nach unten.

Um zu strafen, werden plötzliche, kurze und rissartige Anzüge (saccades) gethan, wenn die Hilfen nicht fruchten wollen. Die Stärke derselben richtet der Lungenführer nach Maßgabe der Empfindlichkeit des Pferdes ein.

Peitschenführung. Das Geschäft des Peitschenführers — der seine Peitsche am untersten Ende mit voller Faust so anfaßt, daß nur der Knopf außerhalb derselben ist und sie stets mit der auswendigen Hand führt, weil diese dem Pferd am nächsten steht — bei der Lungenarbeit ist: das Vortreiben des Pferdes in Ermangelung der Schenkel des Reiters. Bei diesem Treiben wird der Peitschenarm von der Schulter aus erhoben und mit dem Peitschenstiele wagerecht gegen das Pferd so ausgestreckt, daß die Schnur am Boden fortzuschleppt. Er selbst hält sich bei der Arbeit auf gerader Linie so seit- und rückwärts des Lungenführers, daß er seine Hilfen zwar von hinten anbringen, aber bei einer plötzlichen Kruppenwendung des Pferdes nicht von ihm getrennt werden kann; auf der Kreisbahn dagegen hält er sich stets auf der auswendigen Seite des Lungenführers zwischen diesem und dem Pferde, von dem seine Entfernung durch die Umstände bestimmt wird (beim tragen und widersehligen Pferde nahe, beim willigen und empfindlichen entfernter). Seine Haupthilfen sind: Schwingen der Peitsche von hinten nach vorn; Treffen des Pferdes, dem Zweck und der Empfindlichkeit desselben angemessen, an rechter Stelle (zwischen den Keulen, am Bauche, ausnahms-

weise bis zur Schulter). Von oben herab und von vorn darf ein Pferd weder gehauen noch geschreckt werden. Drohen muß er mit erhobenem Peitschenstiele, unter ernstem Anrufen. Knallen darf er nie. Gestraft wird erst, wenn die Hilfen fruchtlos sind. Die Kunst ist hier: Zeit, Ort und Maß zu treffen.

Des Gehilfen Dienstleistung bei der Lungenarbeit besteht im Hin- und Wegführen des Pferdes, im Ausbinden der Zügel, im Einschnallen der Lunge, im Anführen des Pferdes auf dem gegebenen Hufschlage und in der befohlenen Gangart, im Nachlassen der Zügel und Hasserreichen beim Rasten. Seine Verrichtungen — vom Befehle des Lungenführers abhängig — müssen ruhig, gelassen, pünktlich und richtig geschehen; er geht nie hinter dem Pferde weg, kriecht nicht unter der Lunge hin und her, darf das Pferd beim Anführen weder schleppen noch ansehen, greift nie in die Lunge, läßt das Pferd unmerklich aus, hält sich, wenn es auf der Kreisbahn läuft, allzeit hinterwärts desselben, und sucht — eben wie der Peitschenführer — immer mit dem Lungenführer im strengsten Einklange zu handeln.

Eine bedeutende Hilfe bei der Lungenarbeit ist die Stimme. Nur der Lungenführer darf sich ihrer bedienen. Hauptsache dabei ist das Treffen der richtigen Betonung; das Pferd lernt sehr leicht die Bedeutung derselben auffassen, wenn sie die — einsylbigen — Worte: „komm, fort, Trab, Schritt, Halt u.“ so gibt, daß in dem Tone zugleich die Andeutung von Lob, Tadel, Sänftigung und Antreiben liegt. (Benicken.)

Hilfsrecht, s. Hilfsrechte u. Hauptrecht.

Hilfskette (im Bergwerksmaschinen), s. Kette.

Hilskreuz (im Maschinenbau), s. Helfarme und Krenz.

Hilflasche, s. Lasche.

Hilfsleistung, s. Hilfe u. Hilfsleistung.

Hilfsrede, s. Einrede.

Hilfsactus, s. Hilfe u. Hilfsvollstreckung.

Hilfsadresse, s. Nothadresse u. Wechsel.

Hilfsarme, s. Helfarme.

HILFSAUFLAGE, HILFSPRÄCEPT (praeceptum executivum), heißen richterliche Befehle, worin der in einem rechtskräftigen Urtheil zu einer Leistung Verurtheilte zur Befolgung des Urtheils und Leistung dessen, was er darnach thun und leisten soll, binnen einer bestimmten Frist bei Vermeidung der Execution angewiesen wird. Ein solcher Befehl erfolgt nur auf Anzeige des siegenden Theiles, daß das Urtheil rechtskräftig geworden, aber vom Verurtheilten noch nicht erfüllt sei und auf das damit zu verbindende ausdrückliche Ansuchen das Hilfspräcept zu erlassen. Um die Hilfsvollstreckung wird nach der gemeinen Praxis nicht zugleich nachgesucht, sondern erst nach abgelaufener Frist. Oft ist schon in dem Endurtheil ein Termin zur Befolgung des Urtheils und Leistung des Auferlegten bestimmt. S. das Weitere unter d. Artikel Hilfsvollstreckung. (R.)

Hilfsbänder, s. Knochen u. Muskeln.

Hilfsbrief, s. Hilfsschreiben.



Hilfsclauseln, f. Exsecutivclauseln u. Hilsvollstreckung.

Hilfscommissarien, f. Exsecutionscommission u. Hilsvollstreckung.

Hilfsflagge, f. Flagge.

Hilfsfrist, f. Frist.

Hilfsgebot (Mandatum de exsequendo), f. Hilfsauflage.

**HILFSGEBÜHREN**, nennt man die für die Exsecution (Hilfe) an das dabei thätig gewesene Gerichtspersonal zu zahlenden Kosten; zu tragen hat sie ausschließlich derjenige, gegen welchen die Exsecution verfügt wurde und es ändert darin nichts, wenn auch die Prozeßkosten compensirt seyn sollten. Verschieden davon ist das so genannte Hilfgeld (f. d. Art.) (R.)

Hilfsgegenstand, f. Hilfe u. Hilsvollstreckung.

Hilfgeld, f. Subsidien.

**HILFSGELD** \*), heißt diejenige Geldabgabe, welche der obsiegende Theil in einer Schuldklage in einigen Gegenden Deutschlands neben den taxmäßigen Gerichtsporteln dann an die Gerichtsbehörde zu entrichten hat, wenn der Verurtheilte es zur Hilsvollstreckung gegen sich kommen läßt. Das Hilfs- oder Helfegeld kommt als Gerichtsnutzung schon in Urkunden der ersten Hälfte des 15ten Jahrh. so vor, daß der Gerichtseigenthümer es da, wo es hergebracht ist, zu beziehen befugt seyn soll; gleichwohl geschieht desselben in den Rechtsbüchern des Mittelalters keine Erwähnung, und seine Entstehung wird eben deshalb wohl mit Recht ungefähr in das zweite Viertel des 14ten Jahrh. gesetzt. Ohne Zweifel hat es historisch gleichen Ursprung mit dem teutschen Laudemium. Die Hilsvollstreckung in liegende Güter wegen Geldschulden war schon nach älterer germanischer Sitte mit einer feierlichen Einweisung des Gläubigers in den Besitz der verholenen Grundstücke, Behufs vorerstiger Sicherstellung seiner Forderung halber, verbunden. Wie der neue Gutserwerber dem Gutsherrn bei der Investitur ein gewisses Bezeigungsquantum zu entrichten pflegte, so mochte auch derjenige, welcher einen, mit gewisser Maßen ähnlichen rechtlichen Wirkungen begleiteten, Akt der vorhin erwähnten Art veranlaßte, leicht sich bereit finden lassen, dem Gerichtsherrn, unter dessen Auctorität die Handlung erfolgte, eine außerordentliche Spende zu reichen, und es mochte, was anfänglich der gute Wille nicht verweigert hatte, später als rechtliche Anforderung geltend gemacht werden. Ausgemacht ist, daß der Anspruch auf Hilfgeld überall, wo er vorkommt, zunächst und hauptsächlich auf dem Herkommen beruht, und daß die Gesetze denselben ungleich seltener in der erweislich hergebrachten Weise bestätigen, als auf diese, oder jene Weise limitiren; besonders, wo sie die, von manchen Rechtslehrern vertheidigte, Ansicht festhielten, daß das Hilfgeld, seiner

wahren und ursprünglichen Bedeutung nach, von dem Verurtheilten als Strafe des Ungehorsams, dessen er, durch Säumniß in der freiwilligen Befolgung des richterlichen Ausspruchs, sich schuldig mache, zu entrichten sei. Eben deshalb lassen sich auch nur wenige allgemeine Grundsätze darüber aufstellen; vielmehr treten die Bedingungen und einzelnen Fälle der Entrichtung, in Folge der verschiedenen Lokalobservanzen und Gesetze, in den verschiedenartigsten Abweichungen hervor. Man bemerke Folgendes: Das Hilfgeld findet nur Statt, wenn das Urtheil auf bare Zahlung gerichtet ist, und fällt mit hin hinweg, so oft das Hilfsobject unmittelbar selbst Streitgegenstand war. Gewöhnlich kommt dasselbe nur bei der Hilsvollstreckung in Immobilien vor; selten, wie ehemals wenigstens, z. B. im Altenburgschen, auch bei der Exsecution in bewegliches Vermögen des Schuldners. Regelmäßig besteht das Hilfgeld in gewissen Procenten, bald, vom Betrage des ganzen Liquidum, bald, wie z. B. in Kursachsen, von der Hauptforderung allein. Namentlich beträgt dasselbe in den sächsischen, schwarzburgschen und reuß'schen Ländern, 5 pCt., in der Oberlausitz 10 pCt., in Braunschweig 2 pCt., in Mecklenburg 1 pCt. Erst wenn der Sieger das Hilfgeld erlegt hat, ist der Richter mit der Hilsvollstreckung vorzuschreiten verpflichtet. Indessen wird die bezahlte Summe gleich anderem, der Ersatzverbindlichkeit unterliegenden, dem obsiegenden Theil durch den Rechtsstreit verursachten Aufwande, aus den verholenen Gütern wiederum mit beigebracht; und nach kursächsischen Verordnungen soll das Hilfgeld erst vom Ertrage der aus den letzteren gezogenen Früchte, oder aus dem Subhastationserlös erhoben werden. Der Umstand, daß der Schuldner die Hilfe für vollstreckt annimmt, ist gemeinlich ohne einigen Einfluß auf die Verbindlichkeit, Hilfgeld zu bezahlen. Jedoch fällt dieselbe zuweilen, z. B. in Kursachsen, nicht nur in einem solchen Falle überhaupt, sondern auch dann hinweg, wenn es bloß zum ersten Hilfsakte (der so genannten Exsecution im engsten Sinne) kommt. Wo die eigentlichen Gerichtsporteln und die übrigen Gerichtsnutzungen in verschiedene Klassen fließen, ist das Hilfgeld im Zweifel Reservat des Gerichtsherrn. Am richtigsten, besonders aus dem staatswirtschaftlichen Gesichtspunkte, ist diese Abgabe wohl von den Gesetzen gewürdigt worden, welche dieselbe gänzlich aufgehoben haben. So ein Anhalt-Röthensches Mandat v. J. 1793, eine Weimar. Verordnung v. J. 1815\*\*), eine Koburg. bergleichen v. J. 1821. Nach einem Meining. Reskript v. J. 1806 soll aus billigen Rücksichten davon dispensirt werden.

(B. Emminghaus.)

**HILFSGESUCH**, heißt in der juristischen Sprache das Nachsuchen um die so genannte Hilfe f. d. Art. u. Hilsvollstreckung. (R.)

\*) Vergl. Seb. ab Eckards D. de origine et causa pecun. execut., germanice, Hilfgeld. Jan. 1792. Norl. Theorie des sächs. bürgerl. Proz. f. 222.

\*\*) Ist unerwähnt geblieben von Norl a. a. D., auch in von Odeke's Samml. d.-weimar. Ges. etc. ausgelassen.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Hilfsmuskeln, f. Muskeln.

Hilfsnote, f. Hilfe (sprachl.) u. Hauptnote.

Hilfspfandrecht, f. Hilfe (Rechtsw.) u. Pfandrecht.

Hilfspräcept, f. Hilfsauflage.

Hilfsprediger, f. Prediger.

Hilfsprozess, f. Hilfe u. Exsecutionsprozess.

**HILFSRECHTE**, sind Rechte fremder Völker und Staaten, welche in einem State dann zur Anwendung kommen, wenn die einheimischen Rechtsquellen des States keine oder keine ausreichenden Vorschriften enthalten. Ihre Giltigkeit in dem State, in welchem sie zur Ergänzung der Lücken der einheimischen Gesetzgebung gebraucht werden, beruht auf der Reception, welche sowohl durch ausdrückliche Anerkennung fremder Rechte in der Eigenschaft der Gesetze durch die gesetzgebende Gewalt, als dadurch geschehen kann, daß ein fremdes Recht ohne Widerspruch und mit Vorwissen der gesetzgebenden Gewalt allmählig in einem State zur Anwendung gebracht und als Gewohnheitsrecht geltend wird. In Deutschland sind seit dem 12ten Jahrh. das römisch-justinianische Recht im Corpus Juris Civilis, das kanonische Recht im Corpus Juris Canonici und das longobardische Lehnrecht in den libri Feudorum, Anfangs nicht ohne Widerspruch, in Anwendung gekommen und stillschweigend recipirt worden<sup>1)</sup>. Erst lange, nachdem man über ihre Giltigkeit längst außer Zweifel war, sind die höchsten Reichsgerichte, Reichskammergericht und Reichshofrath nach des Reiches gemeinen Rechten (so heißen diese fremden recipirten Rechte in der Sprache der Reichsgesetze), darnach bei ihren Entscheidungen sich zu richten angewiesen worden<sup>2)</sup>. In den neuern Zeiten ist die Giltigkeit des fremden gemeinen Rechtes in den beiden größten teutschen Staaten abgeschafft und an dessen Stelle sind einheimische Gesetzbücher gesetzt worden, in Preußen das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten seit 1794, in Oestreich das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesammten teutschen Erbländer der östreichischen Monarchie seit 1811. In andern teutschen Ländern hat auch die franz. Gesetzgebung im Code Napoleon Giltigkeit erhalten. I. Das römisch-justinianische Recht ist in Deutschland nur in der Gestalt und so weit recipirt, als die Glossatoren es gekannt und glossirt haben (*quicquid glossa non agnoscit, nec agnoscit curia*), daher sind alle von den neuern Herausgebern der Justinianischen Rechtsammlung erst aus andern Quellen restituirte Stellen ohne gesetzliche Kraft. Von den glossirten Stellen können nur die als Gesetze zur Anwendung gebracht werden, welche wirklich eine gesetzliche Vorschrift enthalten, nicht die Definitionen, Eintheilungen, Worterklärungen, historischen Nachrichten und die Stellen, welche eine Empfehlung einer gesetz-

lichen Vorschrift als billig und zweckmäßig enthalten. Verordnungen, welche römische in Deutschland ganz unbekannt Sitten und Institute betreffen oder auf eigenthümlichen römischen, in Deutschland nie anerkannten Ansichten beruhen, können nicht zur Anwendung kommen. Auf ursprünglich teutsche, den Römern ganz unbekannt gewesene Gegenstände und Einrichtungen läßt sich das römische Recht gar nicht oder nur mit großer Vorsicht anwenden. Unter diesen Beschränkungen kommt aber das römische Recht, wenn nicht das kanonische Recht oder einheimische teutsche, noch geltende Rechtsquellen abweichende Grundsätze aufstellen, allerdings zur Anwendung und hat die Vermuthung der Gesetzeskraft für sich, weil es im Ganzen, nicht bloß stellenweise, recipirt worden ist. Das römische Recht vor Justinian und dessen sämtliche noch vorhandene Quellen, so weit sie nicht in die justinianeische Rechtsammlung übergegangen sind, und das Recht nach Justinian haben in Deutschland keine Giltigkeit. Desto größer ist der wissenschaftliche Werth sämtlicher vorjustinianeischer Rechtsquellen zur Erklärung des justinianeischen Rechtes. Auch von den Rechtsquellen nach Justinian können einige, besonders die Basiliken und ihre Scholien, bei der Kritik des Textes der justinianeischen Rechtsbücher gar nicht entbehrt werden. II. Das kanonische Recht, im Corpus Juris Canonici enthalten, hat ebenfalls in Deutschland Giltigkeit und Gesetzeskraft, nicht bloß in rein geistlichen und kirchlichen Sachen, sondern auch in andern, dem Zwecke der Kirche ursprünglich fremden, welche im Mittelalter durch die Päpste als kirchliche und geistliche Sachen betrachtet, und in welchen von den Päpsten Entscheidungen gegeben und Verordnungen erlassen worden sind, welche vor der Reformation als rechtmäßig und allgemein verbindlich gegolten haben. Selbst durch die Reformation hat das kanonische Recht seine Giltigkeit für die Protestanten in Deutschland nur in so weit verloren, als es Bestimmungen enthält, welche der innern Verfassung und den Glaubenslehren der protestantischen Kirche entgegen sind<sup>3)</sup>. Denn Luthers Bemühungen, das kanonische Recht in den protestantischen Ländern abzuschaffen, blieben ohne Erfolg. Selbst für die Katholiken ist die Giltigkeit des Corpus Juris Canonici theils durch neuere Kirchengesetze, besonders die Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung, theils durch Reichsgesetze, namentlich den westphälischen Frieden von 1648 beschränkt worden. Wenn die Vorschriften des römischen und kanonischen Rechtes von einander abweichen, so hat das kanonische Recht als das neuere, oft absichtliche Abänderungen und Verbesserungen des römischen Rechtes enthaltende und den teutschen Sitten und Gewohnheiten näher verwandte, in der Regel bei der Anwendung den Vorzug vor dem römischen Rechte. Doch hat sich bisweilen der Gerichtsgebrauch in manchen Lehren für den Vorzug des römi-

1) über die Gründe der Reception des römischen und kanonischen Rechtes vergl. Pütter Beiträge zum teutschen Staats- und Fürstenrechte. Bd. 2. Nr. 23. S. 30 ff. und Nr. 25. S. 53 ff.  
2) Reichskammergerichts-Ordnung von 1495. §. 3. von 1555. Th. I. Zlt. 57. Reichshofrathsurda. von 1654. Zlt. 7. S. 24. Reichsabschied von 1654. §. 105.

3) Just. Henning. Böhmers diss. de praxi juris canonici in terris protestantium, Hal. 1712. Ejusdem Exercitationes ad Pandectas. T. I. p. 344. Christ. Frieder. Glück Praecognita Jurisprudentiae ecclesasticae. p. 382 sqq.



sehen Rechtes entschieden <sup>4)</sup>. III. Das longobardische Lehnrecht, in den libri Feudorum enthalten, ist die Quelle des gemeinen in Deutschland geltenden Lehnrechts und hat in der Regel selbst vor den einheimischen Lehnrechtsbüchern des Mittelalters den Vorzug. IV. Das franz. Civilrecht im Code Napoléon ist in den teutschen mit Frankreich nach und nach vereinten Ländern und in mehreren Rheinbundsstaaten, im ehemaligen Königreich Westphalen und den Großherzogthümern Berg und Frankfurt, und im Herzogthum Anhalt-Köthen eingeführt; für das Großherzogthum Baden als Landrecht mit Beibehaltung mehrerer teutschen Institute teutsch bearbeitet worden <sup>5)</sup> und gilt gegenwärtig noch daselbst; in den übrigen teutschen Ländern hat es seit dem Sturz der Herrschaft Napoleons seine Giltigkeit durch neuere Gesetze wieder verloren, mit Ausschluß des linken Rheinufers und des ehemaligen berg'schen Gebietes <sup>6)</sup>.

(C. W. E. Heimbach.)

**HILFSRECHT, HILFERECHT**, in einem andern Sinne s. unt. d. Art. Hauptrecht. (R.)

Hilfsrode, s. Einrode.

Hilfsrufung, s. Hilfsgesuch.

**HILFSSCHEIN**, pflegt man die nach einigen sächs. Prozeßordnungen, z. E. der kurs. erläut., der alten burg., der gotha'schen, dem Gläubiger über die erfolgte judicielle Besitzergreifung der als Hilfsgegenstand angegebenen Liegenschaften des Schuldners vom Gericht der belegenen Sache auszufertigende Urkunde zu nennen, sei es nun, daß der Hilfsakt wirklich Statt gehabt hat (executio vera), oder, was von gleicher Wirkung ist, daß die Hilfe vom Schuldner durch seine vor Gericht abgegebene Erklärung freiwillig für vollstreckt angenommen worden ist (executio ficta). Erwähnt wird in dem Hilfscheine gewöhnlich, daß dem Gläubiger in Folge der actualen, oder für geschehen angenommenen Hilfe ein dingliches Recht (Hilfspfandrecht) an den verholenen Grundstücken eingeräumt und daß darüber, vorschristmäßig, das Nöthige im Consensbuche angemerkelt worden sei. Bedingung der rechtlichen Existenz dieses Hilfspfandrechts ist aber die Ausfertigung des Hilfscheines, der richtigen Meinung nach, keines Wegs; da dieselbe vielmehr bloß den Zweck hat, zum Beweise dieses Pfandrechts zu dienen. Dieß gilt auch dann, wenn das Hilfsobject unter der Gerichtsbarkeit eines andern Gerichts, als des Prozeßgerichts gelegen ist, der Schuldner aber seine Erklärung, die Hilfe für vollstreckt annehmen zu wollen, lediglich vor dem letzteren abgegeben hat, wenn gleich in einem solchen Falle das Hilfspfandrecht allerdings erst von dem Zeitpunkte anhebt, wo das Gericht der belegenen Sache durch das Prozeß-

gericht von jener Erklärung in Kenntniß gesetzt worden ist <sup>7)</sup>. (B. Emminghaus.)

**HILFSSCHREIBEN** oder Ersuchschreiben, Requisitionsschreiben — kommen bei Geschäftshandlungen zwischen verschiedenen Gerichten und andern Staatsbehörden, die zu einander in keinem Subordinationsverhältnisse stehen, und zwar sowohl im bürgerlichen als peinlichen Prozesse vor. Der Weg nämlich, durch welchen ein Gericht ein anderes ihm coordinirtes (gleichstehendes) zur Thätigkeit auffordert, ist der durch Requisitionsschreiben <sup>1)</sup>.

Der Grund aller Requisitionsschreiben beruht auf der allgemein anerkannten Nothwendigkeit, die Wahrheit, die oft nur durch Zusammenwirken mehrerer Gerichte aufgeheilt werden kann, auszumitteln. Eine gute Rechtspflege wäre nicht zu erreichen, unterstützten sich nicht wechselseitig die Gerichte, insbesondere, wenn es auf Handlungen ankommt, die nur in einem andern Gerichtsbezirke <sup>2)</sup> vorgenommen werden sollen. Daher sind alle coordinirte Gerichte so berechtigt, als verpflichtet, auf rechtmäßiges Begehren jedes ihnen auch nur gleichstehenden Gerichts desselben Stats, zur Beförderung der Rechtspflege Alles zu thun, wozu sie ihrem Amte nach befugt und im Stande sind; mithin, wenn sie nur ersehen können, daß kein Eingriff in ihre Gerichtsbarkeit vorgehe, das Gebetene, welches die Grenzen richterlicher Befugniß nicht überschreitet, dann untersucht ist, ob es gerecht oder ungerecht sei, zu verfügen.

Alle Requisitionsschreiben, sie mögen Insinuationen, Zeugenabhörungen, Eidesabnahmen, Kosteneinziehungen, Affixion erlassener Edictalcitationen und Subhastationspatente, oder die Verhaftnehmung und Auslieferung der Verbrecher und verbrecherischer Gegenstände betreffen, werden in Briefform abgefaßt. Die Form der Protokollauszüge ist unnatürlich <sup>3)</sup>. Sie müssen zweckmäßig eingerichtet seyn, und so viel enthalten, daß der ersuchte Richter sich von dem Rechtsbestande der Er-

<sup>1)</sup> S. Kori Theorie des sächs. bürgerl. Prozeßes. §. 205. Gottschalk Disceptat. forens. T. I. c. 24. ed. 2. p. 259 sqq.

<sup>2)</sup> Vergl. A. was den bürgerlichen Prozeß betrifft: J. Henr. Rothschild D. de literis mutui compassus. Argent. 1676. Brath de requisitione judiciali. Brunavia. 1747. Christ. Jac. Zwiernlein Diss. 1 et 2. de liter. requisitorialis etc. Göttingae 1758. Theod. Konr. Partleben Erläuterung der Rechtsmaterie von Requisitionen. Weßlar 1792. Merius III. d. 145. Ditzze Anleitung zur gerichtlichen Praxis. §. 90. Martin Lehrbuch des teutschen gemeinen bürgerlichen Prozeßes. Heidelberg 1826. §. 66 u. 114. B. was den peinlichen Prozeß betrifft: Littmanns Handbuch der Strafrechtswissenschaft und der teutschen Strafgesetzkunde. III. S. 228. Strübel Criminalverfahren in den teutschen Gerichten. §. 1517 — 1524. §. 1612. Martin Lehrbuch des Criminalprozeßes. §. 62. Kleinschrod Abhandl. aus dem peiml. Rechte. II. S. 334 u. 384. Wittermaier Handbuch des peinlichen Prozeßes. II. S. 73 — 76. <sup>3)</sup> Ein Richter kann nämlich, in den unstreitig auch vor ihm gehörenden Rechtsachen, keinen Jurisdictionact außerhalb seines Gerichtspringels verrichten. Er muß zu dem Ende die Hilfe des auswärtigen Richters, in dessen Gerichtsbezirke die gerichtliche Handlung vorzunehmen ist, nachsuchen. <sup>3)</sup> s. Füsser nova epit. process. imper. ed. 4. §. 299. fol.

<sup>4)</sup> Vergl. über diese Ausnahmen Dalkorps Beiträge zur Erläuterung verschiedener Rechtsmaterien. St. 18. Nr. VIII. S. 124 ff. <sup>5)</sup> Code Napoléon mit Zusätzen und Handelsgesetzen als Landrecht des Großherzogthums Baden. Carlstraße 1809. 8. <sup>6)</sup> Eichhorn's Einleitung in das deutsche Privatrecht. S. 21.



suchung überzeugen könne. Er muß von dem requirirenden gehörig über das Detail instruiert werden, und so weit es nöthig ist, auch Auszüge aus den Acten erhalten, damit er die Gesichtspunkte genau kenne; nach welchen die Handlung zweckmäßig vorzunehmen ist. Der Gerichtsgebrauch fordert am Schlusse des Hilfsschreibens das Erbieten zu gleicher Rechtshilfe nach der hergebrachten Formel „zur Hilfe Rechts“ (in subsidium juris). Diese ist bei einer Requisition an auswärtige, einer fremden Landeshoheit unterworfenen Gerichte nicht zu umgehen. Überflüssig aber erscheint dieses Erbieten des Requirenten zu einer gleichmäßigen Willfährigkeit in ähnlichen Fällen bei Gerichtsstellen eines und desselben Landes, bei denen nicht die stillschweigende Übereinkunft der verschiedenen Landesregierungen und die Rücksicht auf Convenienz und nachbarliche Dienstgefälligkeit, sondern die pure Pflicht, der Requisition Folge zu leisten, entscheidet. Diese darf weder von einem landesherrlichen, noch Patrimonialgerichte, ohne ein Vergehen gegen die allgemeine Landes-Justizverfassung verweigert werden. Sehr treffend bemerkt von Pufendorf \*): „Si eidem Domino territoriali subjecti iudices sunt, ad faciendum id, de quo rogati sunt, obstringuntur.“

Ein um Ausführung einer Verfügung oder eines Erkenntnisses ersuchter Richter, hat, vorausgesetzt, daß die Gerichtsbarkeit des ersuchenden in der Sache begründet, und die Requisition gehörig geschehen ist, nichts mit der Entscheidung der Sache selbst zu thun, er soll nur das Werkzeug der Vollstreckung eines vom competenten Richter ertheilten richterlichen Ausspruches seyn. Hieraus folgt, daß er sich über die Sachverdienste (merita causae) und darüber, ob das zu vollstreckende Erkenntniß der Beschaffenheit der Sache und den Rechten der Parteien angemessen ist, weder angerufen, noch von Amts wegen, die geringste Cognition anmaßen darf. Er ist vielmehr jeden rechtskräftig gewordenen Richterspruch im Requisitionswege zu vollstrecken verbunden, und hielte er ihn auch nach seiner Überzeugung für noch so hart und ungerecht †). Dagegen gehört vor den requirirten Richter, es mag dieser ein inländischer oder auswärtiger seyn, die Beurtheilung jener Einreden, welche auf die Art und Weise der Vollziehung des Richterspruches Beziehung haben ‡).

Da übrigens jede in die Augen fallende unheilbare Nichtigkeit eines vorgeblichen Rechtspruches allen Begriff und alle Wirkung eines rechtlichen Erkenntnisses ausschließt §), und eine solche Nichtigkeit dann auch eintritt, wenn die Unzuständigkeit des ersuchenden Richters in der Sache ersichtlich ist, so versteht es sich von selbst, daß, ist das Eine oder das Andere bei dem zu voll-

streckenden Erkenntniß der Fall; der darum ersuchte Richter nicht allein befugt, sondern auch verpflichtet ist, der Requisition die gewünschte Folge zu verweigern. Dieses muß auch dann geschehen, wenn in der Requisition ein Eingriff in die eigene Gerichtsbarkeit des requirirten Gerichts zu erblicken wäre, oder durch die angeforderte Vollstreckung dessen, was der ersuchende Richter begehrt, die durch besondere Landesgesetze geregelten Amtsverhältnisse und Dienstpflichten des ersuchten Richters verletzt würden. Streitig ist es, ob ein Commissär oder judex delegatus an auswärtige, seinen Committenten nicht unterworfenen Gerichte dergleichen Hilfsschreiben unmittelbar erlassen könne. Daß er überhaupt zu keiner Requisition befähigt ist, wenn sein Commissorium nur auf eine einzelne Handlung, und nicht auf die ganze Sache, nämlich auf Untersuchung oder Verhandlung, Entscheidung und Hilfsvollstreckung gerichtet ist, unterliegt keinem Zweifel. Es fragt sich nur, ob ein Commissarius mit der Befugniß zur Verhandlung und Entscheidung der Sache auch seine Requisitionsbefugniß unmittelbar geltend machen dürfe. Einige Rechtsgelehrte bestreiten diese Befugniß gänzlich †); andere bejahen die Frage unbedingt ‡); und wieder andere §) machen einen Unterschied: ob dem Commissarius in seinem Commissorium die Befugniß sei ertheilt worden, Hilfsschreiben an auswärtige Gerichte zu erlassen oder nicht. Nur im ersten Falle, aber nicht im letzten Falle wollen sie dem Commissarius eine solche Befugniß beigelegt wissen. Diese letztere Meinung verdient unstreitig den Vorzug; denn der Grund, warum der fremde oder auswärtige Richter einer an ihn erlassenen Requisition Statt gibt, ist eigentlich das Erbieten zur gleichmäßigen Willfährigkeit, welches in keinem Ersuchungsschreiben an auswärtige fehlen darf. Ist nun im Commissorium die Requisitionsbefugniß ausdrücklich enthalten, so hat auch das committirende Gericht den Commissarius berechtigt, dieses Erbieten in seinem, des Committenten Namen, dem auswärtigen Richter zu machen. Ist hingegen diese Befugniß dem Commissarius nicht besonders ertheilt worden, so kann der requirirte auswärtige Richter nicht wissen, welche Meinung das committirende Gericht bei dieser zweifelhaften Rechtsfrage angenommen hat, und ob er Willens ist, in ähnlichen Fällen das Gleiche zu beobachten. Die richterliche Gewalt eines Commissarius ist auf die ihm zur Entscheidung übertragene Sache beschränkt. Als judex delegatus stellt er zwar die Person desjenigen vor, von welchem er Auftrag empfing, auch kann er ohne specielle Anführung im Auftragschreiben Alles dasjenige verrichten, was zur Ausrichtung und Vollendung des aufgetragenen Geschäfts durchaus erforderlich ist; nur kann daraus die Befugniß, einem auswärtigen Richter jene Willfährigkeit zu zusichern, ohne noch besonderen Auftrag dazu, nicht gefolgert werden; vielmehr muß ein dazu nicht beauftragter

4) In Tract. de Jurisdic. German. P. 1. Cap. 4. §. 27. 5) Arg. L. 8. Cod. de Execut. rei judic. L. 6. Cod. eodem. Gail L. 1. observ. 113. Nro. 8. Novius P. 1. Dec. 143 et 285. Noverlein Diss. 1 de liter. requisit. pag. 43. 6) L. 15. §. 4. et 6. Dig. de re judic. Carpzov Lib. 2. Resp. 1. Nro. 5 seq. Heilich P. 1. Concl. 79. Nro. 47. Brunnomann Jus Eccl. L. 3. C. 11. §. 3. et Proc. civ. C. 29. Nro. 12. Pufendorf Proc. civ. P. 5. Cap. 1. §. 6. 7) L. 4. §. 6. Dig. de re judic. . .

8) §. Schulz de citatione subsidiaria. cap. 2. §. 44. 9) §. Ruland de comraisa. Lib. 5. Cap. 4. Nro. 20. 10) Muller de citat. subsidiaria. Cap. 2. §. 21.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



seine Vertrag zwischen den beiden Staaten. Eine Prüfung der Bedingungen der Zulässigkeit auch bei inländischen Requisitionen ist immer nothwendig<sup>18)</sup>. Im Zweifel bedarf es der Anfrage beim Obergericht<sup>19)</sup>. Da, wo das requirirte Gericht bemerkt, daß durch Vollziehung der auf einem Irrthum beruhenden Requisition ein Unrecht gegen eine Person verübt würde, kann auch die Vollziehung verweigert, und, so weit es nöthig ist, um schleunig den Irrthum zu entdecken und die Verletzung abzuwenden, eine Untersuchung angestellt werden<sup>20)</sup>.

Was der Untersuchungsrichter selbst thun kann, dazu soll er keine andere Behörde um ihre Hilfe ersuchen; denn dieser können nicht leicht alle Umstände so genau mitgetheilt werden, als sie der Inquirent kennt. Man liefert aber mangelhafte Prozeduren, weiß man nicht ganz genau, worauf es ankommt.

Endlich ist noch der Pflicht einer jeden Criminalbehörde zu gedenken, ein an sie von einer anderen Behörde einlangendes Ersuchungsschreiben, welches aus Irrthum an sie gelangt ist, oder überhaupt bei ihr nicht einschlägt, statt es an die requirirende Behörde zurück zu senden, und dadurch zum Nachtheil der Sache Verzögerung zu veranlassen, sogleich, und erforderlichen Falles per Expressum an jene Behörde zu senden, von welcher sie weiß, daß sie im Stande ist, dem gestellten Ansuchen zu entsprechen. (Alexander Müller.)

**HILFSSOOLE**, heißt bei Salzwerken diejenige Soole, welche den wirklich arbeitenden Trägern, sobald über 8 Tage Kaltlager gewesen, beim Beginnen der Arbeit gegeben wird, um dafür Gehilfen anzunehmen, durch deren Mitwirkung das Schöpfen schneller gefördert werde. (R.)

Hilfssperrrad, f. Uhr.

Hilfspreitzen (in Masch.), f. Spreitzen.

Hilfsstimme (Nebestimme), f. Begleitung u. Hauptstimme, und im Orgelbau f. Orgel.

Hilfssteuer, f. Hilfsgeld u. Steuer.

Hilfsstollen, f. im Art. Hille (sprachl.) u. Stollen.

Hilfston, f. im Art. Hille (sprachl.) u. Hauptton.

**HILFSTHOR** (Kriegsw.), das nach dem freien Felde führende Thor der Citadellen, welche bei einer Stadt liegen; f. Festungswerke. (R.)

Hilfsthürstöcke (Bergb. u. Minirk.), f. Thürstöcke.

**HILFSTRUPPEN** (Hilfsvölker), sind, im militärisch-diplomatischen Sinne, zur Unterscheidung von Bundes- oder alliirten Truppen, solche, deren Aufgabe es ist, entweder für Sold oder sonstige, dem State, dem sie angehören, von Seiten einer kriegführenden Macht bewilligte Vortheile, dieser für einen bestimmten Krieg oder Kriegszweck zu dienen. So waren die Hessen im amerikanischen Kriege, die Schweizer oft und fast auf

allen Plätzen Europa's, wo Weltfragen durch das Schwert entschieden wurden, Hilfstruppen kriegführender Mächte. Ein Stat kann indeß Bundesstruppen und Hilfstruppen zugleich stellen, wenn er nämlich, außer seinem vertragmäßigen Contingente, noch eine Anzahl von Truppen gegen Subsidien einer verbündeten Macht gewährt. Charakterzeichen der Hilfstruppen sind: zuerst die vollständige militärische Abhängigkeit von dem, der sie bezahlt, oder gegen andre Vortheile als Hilfleister von einem State geworben hat, mit dem er entweder nicht im Bundesvertrage steht oder dessen Leistung als Verbündeter bereits erfüllt ist; ferner, der Mangel an Befugniß zur Theilnahme an den Friedensunterhandlungen, wie an dem Kriegsgewinne außer der von ihnen selbst gemachten Beute, die ihnen vergütet wird, wenn die kriegführende Macht, der sie dienen, es nicht für geeignet hält, dieselbe ihnen in natura zu überlassen.

(Benicken.)

Hilfsursache, f. Ursache.

Hilfsverbum, f. Conjugation.

**HILFSVOCAL**, heißt ein Vocal dann, wenn er streng genommen nach den Gesetzen der Formation oder Flexion irgendeiner Sprache nicht durchaus erforderlich ist, also nur zur Erleichterung der Aussprache mit helfen soll. Natürlicher Weise kann dieß im Allgemeinen von jedem Vocale gelten; vor allem aber von den kurzen, welche man als Hilfsvocale anwenden wird, wo diese erforderlich sind und die etwanige Sylbenbildung nach den in der Sprache geltenden Grundsätzen keinen langen Vocal erheischt. Hieher gehören die Bindevocale, deren sich z. B. die Hebräer bedienen, um einen Bildungsbuchstaben, Bildungsfaß, eine abgekürzte Pronominalform am Ende eines Wortes anzufügen; ferner der ganz kurze A-laut (Patach furtivum), welcher vor Gutturalen am Ende eines Wortes ertönt, die so genannten, aus einem möglichst kurzen Vocale bestehenden Chateß oder zusammen gesetzten Schwa's, welche da, wo nach der Regel ein Kehllaut vokallos erscheinen sollte, im Hebr. angewendet werden, um die sonst zu harte Pronuntiation zu erleichtern. (A. G. Hoffmann.)

Hilfsvölker, f. Hilfstruppen.

**HILFSVOLLSTRECKUNG** \*), in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten besteht in der Anwendung hoheitlichen Zwangs, zum Behufe der Realisirung einer rechtlichen End-Entscheidung gegen einen Verurtheilten, welcher derselben freiwillig nicht Folge leistet. Zu diesem Ende wird eine Reihe von Handlungen erforderlich, für deren Leitung in manchen Staaten besondere öffentliche Beamtete aufgestellt sind (in Frankreich z. B. die

\*) Ein Verzeichniß der gemeinrechtlichen Quellen und die Literatur über die Hilfsvollstreckung f. bei Klade, im Lehrbuch des teutsch. gem. Proz. vor S. 333. Über das Geschichtliche dabei, vergl. Hester's Institut. des Civilproz. S. 547 — 554. Eine Kritik und Vergleichung der gemeinrechtlichen Theorie mit den Landesgesetzen, auch dem franz. Executionsverfahren f. bei Rittermaier: der gem. teutsche bürgerl. Prozeß in Vergleichung u. f. w. 3r. Bd. S. 118 — 169.

18) f. Littmann Handbuch, III. Th. S. 228. 19) f. Preussische Criminal-Ordn. §. 69. 20) f. Littmann a. a. O. Kleinschrod Abhandl. aus dem princ. R. II. S. 384. Etüdel Criminalverf. §. 1520.



huissiers). Die Amtsverrichtung des Richters endigt also hier (wie die Function des römischen *judex pedaneus* oder die eines Schiedrichters,) mit dem Aussprüche des Definitivurtheils. In andern, selbst teutschen Staaten ist die Hilfsvollstreckung Beamteten übertragen, welche in der Eigenschaft von *Gerichtskommissarien* handeln. So nach den rheinpreussischen Gesetzen den Friedensrichtern, nach rheinbairischen den Notarien, nach württembergischen den Gemeindeobrigkeiten. Anders nach Deutschlands gemeinen Rechten. Nach dem Vorgange der Praxis bei den geistlichen Gerichten betrachten sie das Executionsverfahren als eine Fortsetzung des Rechtsstreits; die Befugniß zu ersequiren, als einen regelmäßigen Ausfluß des öffentlichen Richteramts. Der Regel nach wird daher die Hilfsvollstreckung vor demselben Richter verhandelt, von welchem, oder in dessen Auftrage, das zu vollstreckende Urtheil gefällt wurde. Ihm allein gebührt besonders die Entscheidung darüber, ob und wann die Hilfsvollstreckung Statt finde, so wie über die Gränzen und Bedingungen derselben. Nur wenn ihm die Executionsbefugniß; wie dieß namentlich bei manchen Gerichten höherer Instanzen der Fall ist, ausnahmeweise mangelt, ingleichen, wenn der Gegenstand der Hilfsvollstreckung außerhalb des Bereichs seiner amtlichen Gewalt sich befindet, hat er diejenige Behörde um die Vollziehung anzugehen, welcher dieselbe solchen Falls zusteht. Diese vollzieht nun zwar das bei dem requirirenden Richter gefällte Urtheil, und zwar nach den Gesetzen, welche ihres Orts dafür geordnet sind; ohne gleichwohl zu irgend einer Cognition in der Sache selbst befugt zu seyn. Namentlich müssen daher auch alle etwanige, die Hauptsache berührende, Incidentpunkte von dem requirirten Richter an den Committenten oder Requirenten zur Erledigung verwiesen werden. Wesentliche Voraussetzung bei der Hilfsvollstreckung ist, regelmäßig, Rechtskraft des Erkenntnisses, dessen Vollziehung begehrt wird; da der Stat wenigstens von der formellen Gerechtigkeit der gerichtlich verfolgten Ansprüche überzeugt seyn will, ehe er seinen Arm zur zwangsweisen Verwirklichung derselben leihen mag. Ausnahmen von dem Grundprincip des Civilprocesses: daß kein Rechtsstreit mit der Execution anfangen dürfe, finden nur, gewisser Maßen, bei manchen summarischen Processen Statt; auch werden provisorische Verfügungen durch jene Regel nicht ausgeschlossen. Ubrigens entscheidet vorzüglich die obige Voraussetzung auch dann gewöhnlich, wenn in dem einen State der Rechtsstreit verhandelt worden ist, in einem andern aber das Urtheil vollstreckt werden soll; daneben wird aber auch hier besonders die Frage wichtig, ob in dem State, welcher um die Hilfsvollstreckung angesprochen wird, das Recht, selbige aus einem rechtskräftigen Urtheile zu verlangen, an eine bestimmte Zeit (wie in Preußen z. B. an Jahresfrist, nach deren Ablauf aus Neue Klage erhoben werden muß, *Ger. Ord. Tit. XXIV. §. 3.*) gebunden ist, oder, wie nach gem. teutsch. Rechte, zu jeder Zeit gesucht werden kann. Weiter ergibt jene Voraussetzung, von welchen (physischen oder

moralischen) Personen, und gegen welche, die Hilfsvollstreckung nachgesucht werden kann. Es sind dieß in der ersteren Beziehung diejenigen, welche aus der rechtskräftigen Entscheidung ein ihnen selbst zuständiges Recht herzuleiten vermögen; in der letzteren die, welche eine solche Entscheidung in ihren Folgen gegen sich anerkennen müssen. Auf beiden Seiten können daher zwar Nachfolger, dort im Recht, hier in der Verbindlichkeit, vorkommen; nie aber können in privatrechtlicher Hinsicht wahrhaft dritte Personen ein Recht auf die Hilfsvollstreckung, oder eine Verbindlichkeit haben, selbige gegen sich vollziehen zu lassen. Im einzelnen Falle reicht ferner die Rechtskraft der Entscheidung zu des Siegers Befähigung zum Antrag auf die Hilfsvollstreckung häufig noch nicht hin; dann nämlich nicht, wenn die Condemnation das, was zu leisten ist, der Qualität, oder Quantität nach speciell noch nicht bestimmte, oder noch nicht bestimmen konnte. Auch vollständige Liquidität der Ansprüche, wegen welcher Execution erfolgen soll, ist erforderlich. Theils die Verzeichnung der noch streitigen Gegenstände, sei es, wie z. B. bei Zinsen und Kosten, durch den obsiegenden Theil, sei es, wie z. B. bei der schuldigen Vorlegung eines Inventars, einer eiblichen Specification über eine heraus zu gebende Erbschaft, einer Rechnung über zu ersehende gezogene Früchte, u. s. w. durch den unterliegenden Theil, theils aber die vollständige Erörterung und Feststellung dieser Objecte, bildet dann den Vorwurf einer der Hilfsvollstreckung vorangehenden Liquidationsinstanz. Das Verfahren ist hier gewöhnlich summarisch; allein es können nicht nur neue Sachlegitimationen, sondern auch besondere Beweisführungen, Subicats und Rechtsmittel, auch mit Suspensivkraft, dabei vorkommen. Nur gilt die Regel, daß die Vertreibung eines Anspruchs, so weit derselbe bereits liquid vorliegt, durch den Umstand, daß ein anderer Theil davon zur Zeit noch illiquid ist, nicht aufgehalten wird.

Streng nach dem Grundsätze der Verhandlungsmaxime, erfolgt die Hilfsvollstreckung nie von Amts wegen, lediglich vielmehr auf Antrag des Siegers. Dieser Antrag ist durch Bezugnahme auf eine rechtskräftige Sentenz und ein bereits festgestelltes Liquidum zu motiviren, auch kann das Gesuch vorerst nur darauf gerichtet werden, dem Verurtheilten die Befolgung des Urtheils innerhalb bestimmter Frist und bei Vermeidung einer anzuführenden bestimmten Executionsart aufzugeben. Stellt sich der Antrag als statthaft dar, so folgt darauf der erbetene richterliche Befehl, Fristbestimmung und Commination. Denn, ungeachtet nach neuern teutschen Reichsgesetzen die so genannte Executorialklauseel sogleich dem Urtheil selbst angehängt werden sollte, so hat doch die teutsche Praxis die besondern Hilfspraecepte beinahe allgemein beibehalten, und betrachtet dieselben als etwas so Unerläßliches, daß die, vor Ablauf der Partitionsfrist vollzogene, Hilfsvollstreckung, auf Antrag des Gegners, als nichtig wieder würde aufgehoben werden müssen. Erst bei fortwährendem Ungehorsam des Verurtheilten und, regelmäßig auf weiteres desfalliges



Ansuchen des Siegers, wird die wirkliche Hilfsvollstreckung vom Gericht beschlossen; denn nur nach Landesgesetzen (z. B. in Mecklenburg) hat der Executor nach Ablauf der Verwarnungsfrist, ohne weiteres Anrufen des Gläubigers und ohne weiteren richterlichen Befehl, gegen den Schuldner, der Partion zu dociren nicht vermag, mit der Execution einzurücken. Zugleich mit jenem, beiden Theilen zu eröffnenden, Beschlusse, erfolgt, nach Verschiedenheit der anzuwendenden Zwangsmittel, die geeignete Zwangsverfügung selbst; sei es durch das erkennende Gericht, sei es durch die nunmehr von diesem zu requirirende Behörde.

Erlaubt sind nur gewisse, theils durch ausdrückliche Gesetze, theils durch den Gerichtsgebrauch eingeführte, Executionsmittel. Im Allgemeinen gehören dahin, nach gemeinem Rechte: 1) mäßige Geld- und bürgerliche Gefängnißstrafen, 2) Exmission und Immission, 3) Auspfändung, 4) Auction, Sequestration und Subhastation, 4) Beschlagnahme außenstehender Forderungen, 5) Einlegung von Wache und 6) Zwang zum Abarbeiten. Beim Gebrauch eines jeden dieser Executionsmittel soll der Richter, um sich nicht eigener Verantwortlichkeit aussetzen, mit der nöthigen Strenge die möglichste Schonung gegen den Verurtheilten verbinden. Diese Bestimmung ist es, auf deren Grunde sie in ordentliche und außerordentliche getheilt werden; indem man zu jenen gewöhnlich die 5 ersten der so eben aufgezählten rechnet, das zuletzt genannte aber, wiewohl neben diesem zuweilen auch die Einlegung der Wache, als außerordentliches aufführt. Demnächst ist von diesen Mitteln im einzelnen Falle weder jedes geeignet, noch gesetzlich zulässig. Mehrere, im Mittelalter übliche, jetzt meist veraltete, Klauseln und Verträge, z. B. die Verpflichtung zur Strafe des Schelmenscheltens, die Unterwerfung zu Hand und Halfter, der Einlagervertrag u. s. w., konnten zwar den prozessualischen Vortheil bringen, daß jede Urtheilsvollstreckung die Richtung gegen die Person des Schuldners erhielt. Heutiges Tags und im Allgemeinen, richtet sich aber die Anwendbarkeit der verschiedenen Executionsmittel vorzüglich nach den verschiedenen Gattungen der Streitobjecte, auch wohl so, daß die Zwangsmittel, besonders nach gemeinrechtlichen Bestimmungen, nur in einer gewissen Stufenfolge zur Anwendung gebracht werden können. Lautet nämlich die rechtliche Entscheidung

A. auf Bezahlung einer Geldsumme, oder auf die Entrichtung einer Quantität anderer fungibler Gegenstände, und ergeben die Umstände, daß es dem Verurtheilten weniger an Mitteln, als an gutem Willen zur Befriedigung des Gläubigers mangelt; so pflegt die Hilfsvollstreckung ausnahmsweise wohl a) mit Einlegung von Wache begonnen zu werden. Militär- oder andere zu solchen Geschäften gebräuchliche Personen erhalten hier die Befugniß, bis zur Bezahlung der Schuld gewisse Tagegelder von dem Schuldner zu fordern. Das regelmäßige und zugleich, wie bei minder

beträchtlichen Schuldbeständen, so auch dann, wenn es dem Schuldner mehr an Mitteln, als an gutem Willen, zu bezahlen, gebietet, das zweckmäßigere Executionsmittel, ist hier dagegen b) die Auspfändung. Sie besteht darin, daß dem Schuldner von seinen entbehrlichsten Mobilien durch abgesendete Gerichtsunterbediente so viele, als zur Deckung der Schuld hinreichen, abgenommen und in gerichtliche Verwahrung gebracht werden. Der Gläubiger erhält an den abgepfändeten Stücken vorerst ein Pfandrecht. Werden sie aber von dem, durch das Gericht dazu aufzufordernden, Schuldner durch Bezahlung der ganzen Schuld innerhalb bestimmter Zeit, nach gemeinem Rechte in 2 Monaten, nach Landesgesetzen häufig in viel kürzerer Frist, nicht eingelöst; so erfolgt nun der gerichtliche Verkauf derselben, durch Auction, um die Schuld vom Erlöse zu decken. Möglich ist es indessen, daß bei dem Auspfändungsakte keine hinreichende, oder doch bloß solche Mobilien vorgefunden werden, welche entweder, wie nach gemeinem Rechte, das zur Ausübung des Gewerbes, wodurch sich der Schuldner seinen Unterhalt erwirbt, gehörige Geräth, nur im alleräußersten Falle Gegenstand der Execution werden sollen, oder solche, welche, wie zuweilen nach Partikulargesetzen die nothdürftigen Betten und Kleidungsstücke, auch die Ackergeräthschaften, gänzlich davon ausgenommen sind. Trifft in einem solchen Falle den Schuldner kein Verdacht der Verheimlichung oder Verschleppung, welcher den Gläubiger berechtigen würde, zuvörderst die Ableistung eines Offenbarungseids (Manifestationseids) von demselben zu verlangen, und ist auch die Einlegung der Wache entweder erfolglos geblieben, oder unanwendbar; so befugt dieß den chirographarischen Gläubiger nunmehr c) auf Immission in zureichendes Immobilienvermögen des Schuldners, um vorerst ein (so genanntes prätorisches) Pfandrecht daran zu erlangen, oder, wenn diese Immobilien selbst, aus besondern Gründen, z. E. wegen ihrer Lebensqualität, oder als Familiensfideicommiss nicht angegriffen werden dürfen, auf Sequestration derselben, um aus den Früchten Befriedigung zu erhalten, anzutragen, im ersteren Falle aber auch demnächst, gleich jedem andern hypothekarischen Gläubiger, den gerichtlichen Verkauf jener Güter (die nothwendige Subhastation) zu beantragen. Findet sich hierbei ein annehmlicher Käufer; so erfolgt seine Befriedigung aus den Kaufgeldern: im Gegentheil ist er berechtigt, das Eigenthum an den Gütern, in welche er immittirt wurde, an Zahlungsstatt sich anzusprechen zu lassen. Wenigstens nach römischem Rechte, sollen nämlich d) Rechte und Forderungen großjähriger Schuldner erst nach den Immobilien zum Gegenstande der Hilfsvollstreckung gemacht werden können; wenn schon das Umgekehrte, was das römische Recht ausnahmsweise nur bei minderjährigen Schuldnern verordnet, durch die Praxis zur Regel geworden ist, welche denn auch, wegen der mit der Subhastation verknüpften ungleich größeren Weiterungen, offenbar die Zweckmäßigkeit für sich hat. Der Modus bei der Hilfsvollstreckung in Activforderungen ist übrigens der, daß dieselben mit



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



wird (s. g. Hauptcollegia, vulgo Brotwissenschaften), z. B. Dogmatik, Moral für Theologie, römisches, deutsches, Kriminal-Recht für die Jurisprudenz; unter einer Hilfswissenschaft dagegen diejenige, ohne welche die Hauptwissenschaft entweder gar nicht, oder nicht vollständig verstanden werden kann, wie z. B. die Philologie, Geschichte und Philosophie Hilfswissenschaften sind für die Theologie und Jurisprudenz, die Naturgeschichte, Chemie, Physik und Psychologie für die Medicin, die Mathematik für die sämtlichen Naturwissenschaften, die Mathematik, Geschichte und Geographie für die Kriegswissenschaft; die Philologie, Geschichte, Naturwissenschaft (besonders die Astronomie) für die Philosophie u. d. m. (S. die einzelnen Wissenschaften.) Auch für Künste gibt es Hilfswissenschaften, so z. B. die Mathematik, Chemie, Physik, Mineralogie für die Architectur, die Anatomie, Optik u. s. w. für die Malerei, die Musik, der so genannte Generalbaß für die Musik, u. s. w. Man theilt ferner in der subjectiven (hedegetischen) Beziehung die Hilfswissenschaften in die formalen und materialen ein, je nachdem sie der allgemeinen Geistesbildung überhaupt dienen, indem sie die Erkenntnißkraft schärfen, (z. B. Mathematik, Logik, Metaphysik), oder je nachdem sie für einzelne Fächer vorbereiten, indem sie Kenntnisse, die in diesen angewendet werden, mittheilen, (z. B. die Naturwissenschaft für die Medicin, die Archäologie und Erregese für Theologie und Jurisprudenz). Vgl. übrigens den Art. Wissenschaft und die einzelnen Disciplinen.

(Dr. K. H. Scheidler.)

**HILFSWORT**, würde genau genommen jedes Wort heißen, durch dessen Anwendung entweder die Flexion anderer Wörter bewirkt oder der Begriff eines andern Wortes vervollständigt oder ein Satz abgerundet wird; allein gemeinlich nimmt man Hilfswort für gleichbedeutend mit Hilfsverbum oder Hilfszeitwort. (S. d. Art. Hilfe.) Über die Anwendung der Hilfsverba vgl. man den Art. Conjugation. (A. G. Hoffmann.)

**HILFSWURZ**, ist im gewöhnlichen Leben ein allgemeiner Name für verschiedene heilsame Pflanzen, besonders des Sibisches (s. *Althaea officinalis*, 1ste Sect. III. S. 261.) und des Allermannsharnisches. (s. *Allium victorialis*, das. S. 170.) (R.)

Hilfszeitwort, s. Conjugation.

Hilfszwang, s. Hilfe (Jurispr.)

**HILIARCH** (*χιλιάρχος* oder *χιλιάρχης*), welche Aussprache für Chiliarch, bei den Griechen ein Oberst, welcher ein Regiment von 1000 Mann unter seinem Befehl hat. Dieser Titel war schon bei den alten Griechen gewöhnlich, wie bei den neuern \*). Auch den alten Persern und Makedoniern werden Chiliarchen beigelegt.

(Dr. Carl Iken.)

**HILJAT**, (حلب) d. i. Schmutz findet man öfters

in Titeln arabischer Schriften, z. B. in der Schrift

\*) Briefe eines Augenzeugen der griech. Revolution, S. 33, 145—160. Ein solcher Chiliarch war z. B. im Jahr 1821 der Griech. Katavia.

hiljat el abrar u schiar el achjar (Schmutz der Gerechten und Kennzeichen der Vorzüglichsten), eine Gebetsammlung von Nevai (s. d. Art.), bestimmt für die Andächtigen<sup>1)</sup>; ferner hiljat el kumeit (Schmutz des Weins), eine von Schemsbeddin Muhammed ben Bedreddin Hassan el Kadhi verfertigte Lobrede auf den Wein, welche bei den Moslimen zu den verbotenen Schriften gerechnet wird<sup>2)</sup>, und ein Buch des Abu Naim Achmed ben Abdallah el Isfahani Hiljat el ewlija, d. i. Schmutz der Freunde (nämlich Gottes, d. i. der Heiligen)<sup>3)</sup>.

(A. G. Hoffmann.)

Hilicanum (alte Geogr.), s. Alicanum.

**HILKIA, HILKIAS**, genauer nach dem Hebräischen (חלקיה) Chilkijja, d. i. Theil Jehova's (in Septuag. *χελκίας*, in Vulg. Helcias und Hechelias) ist Name einiger, historisch aber wenig bedeutender Hebräer. Es hieß so: 1) der Vater Nehemia's (Neh. 1, 1.); 2) der Vater des Jeremias (Jer. 1, 1.), welchen Einige nach Clemens Alex. Vorgänge mit dem Hohenpriester Hilkiab identificiren; 3) der Vater des Palastpräfecten Eljakim (2 König. 18, 18. 26. Jes. 22, 20. 36, 8.); 4) nach 1 Chron. 6, 29. der Sohn des Leviten Amasia aus der Familie Merari; 5) der Vater der Susanne, (Gesch. von der Susanne v. 2. od. Dan. 13, 2. in der Vulg.); 6) der Hohenpriester H., zu dessen Zeit das Gesezbuch im Tempel gefunden wurde (2 König. 22, 4 ff.), welcher Umstand mit den religiösen Reformen des Königs Josia in genauem Zusammenhange steht<sup>4)</sup>. Ob der Bar. 1, 7 erwähnte Helchia, dessen Sohn Jojakim als Priester bezeichnet wird, damit einerlei sei, ist nicht zu bestimmen. Endlich 7) wird Bar. 1, 1. ein Hilkiab oder Helchia unter Baruch's Vorfahren namhaft gemacht.

(A. G. Hoffmann.)

**HILL** (حبل), d. i. erlaubt, Name eines Ortes

in der Nähe des Heiligthums von Mekka, so benannt von dem Umstande, daß die Mekkaner, welche die Wallfahrt mitmachen, erst von dort an mit dem Ihram sich bekleiden<sup>5)</sup>. Vgl. d. Art. Hadsch. 2te Sect. I, 875.

(A. G. Hoffmann.)

**HILL**, 1) Nebenfluß des Nelson, auch Hai oder Hay genannt; bildet den Abfluß des Pathapoom-Binipegsee's, kommt aus dem Kneesee, hat eine nordöstliche Richtung, nimmt den Steelefluß auf und wirft sich in die Mündung des Nelson<sup>1)</sup>. 2) Eine Stadt im nord-amerikan. Freist. Virginien am Rappahannock, 17 engl. Meil. von Urbanna<sup>2)</sup>. (R.)

1) *d'Herbelot Orient. Bibloth.* unt. d. Art. Adhkar al Naui, Heliat u. Nauai. 2) *d'Herbelot a. a. D.* unt. d. Art. Heliat u. Nauangi. 3) *d'Herbelot a. a. D.* unt. den Art. Heliat u. Esfahani.

4) Calmet (Bibl. Wörterb. 2e Bd. S. 517 nach der deutsch. Übers.) hält ihn für eine und dieselbe Person mit dem Hohenpriester Jojakim, dessen Jud. 15, 8 gedenkt.

5) *Meninski lex. Arab. Persia. Turc.* II, 497.

1) *Beim. Handb.* 5te Abth. S. 224 u. 314. 2) *Rees Cyclop.* XVIII. u. d. B.



HILL, 1) Aaron, geb. zu London am 10. Febr. 1685, gehört zu denjenigen Dichtern, die in seltsamer Beschränktheit des Geistes, durch glückliche Nebenumstände begünstigt, sich, wenn auch keinen dauernden, doch einen für ihre Zeit, ziemlich weit verbreiteten Ruhm erworben haben. Er zeichnete sich als Kind durch geistige Fähigkeiten aus, hatte aber im 14ten Jahre das Mißgeschick, seinen Vater und mit diesem alle Aussicht auf Vermögen zu verlieren. Gezwungen die Schule zu Westminster, welche er bis dahin besucht hatte, zu verlassen, entschloß er sich zu einer Reise nach Konstantinopel, wo sein Vetter Lord Paget, engländischer Gesandter war. Obwohl Beide sich persönlich nicht kannten, empfing ihn doch der Lord äußerst wohlwollend, ließ ihm eine vortreffliche Erziehung geben, und sandte ihn dann unter der Aufsicht eines gelehrten Geistlichen auf Reisen. Sie besuchten Aegypten, Palästina und einen beträchtlichen Theil des Orients und begaben sich wieder in Konstantinopel angelangt, mit dem Lord zu Lande nach England zurück. Hier aber traf den jungen Hill das Unglück, daß sein Beschützer starb, noch ehe dieser für ihn hatte sorgen können und er sah sich deshalb genöthigt, um ein Unterkommen zu finden, den Sir William Wentworth als Hofmeister auf einer Reise durch Europa zu begleiten. Nach seiner Rückkehr im J. 1709 trat er zuerst als Schriftsteller mit der Beschreibung seiner eigenen Reise durch das Morgenland auf, die ihm jedoch, als sie fertig war, nicht genügte. Auch verfaßte er um dieselbe Zeit ein Lobgedicht auf den General Grafen Peterborough, welches unter dem Titel *Camillus* anonym erschien. Der Besungene ernannte den Dichter zu seinem Secretär. Doch verließ Hill diese Stelle schon im folgenden Jahre, vermählte sich mit der einzigen Tochter des Edmund Morris Esq. und wurde durch Vermittelung seiner Freunde, Direktor des Drury Lane Theaters. Für diese Bühne schrieb er binnen 8 Tagen ein Trauerspiel *Elfrid or the fair Inconstant*, das mit großem Applaus aufgenommen, jedoch von ihm 20 Jahr nachher wieder umgearbeitet wurde und unter dem Titel *Athelwold* erschien. Eben so verfaßte er für die Oper zu Haymarket, die erste von Handel in England componirte Oper *Rinaldo*. Differenzen mit dem Herzog von Kent, der damals Lord Chamberlain war, bewogen den Dichter, die Leitung des Theaters, das er zu großer Zufriedenheit des Publikums geführt, wieder abzugeben. Ein eifriger Freund von Projecten, verschaffte er sich jetzt ein Patent für die Unternehmung, Öl aus Buchenrüssen zu pressen und verband sich zu diesem Zwecke mit einer Gesellschaft von Actionärs. Nach dreijährigen höchst kostspieligen und fruchtlosen Versuchen mußte er endlich die Nichtigkeit dieses Projectes einsehen und versiel nun auf mehrere andere Unternehmungen, die jedoch sämmtlich gleich der ersten scheiterten, eine einzige ausgenommen, welche nicht unvortheilhaft für England war, die Verbesserung der inländischen Potasche nämlich. Während dieser ganzen Zeit war er als Schriftsteller nicht unfruchtbar und entwarf bald Poesien, bald Pläne. So verfaßte er 1718 ein Lobgedicht auf Peter den Großen

unter dem Titel *The Northern Star*, empfing dafür eine goldene Medaille von russischer Seite und schrieb nun aus Dankbarkeit das Leben jenes Monarchen, wozu ihm Materialien aus Rußland geliefert wurden. An Pope, der ihn in der *Dunciad* angegriffen hatte, rächte er sich durch ein Gedicht *the Progress of Wit* betitelt \*). Der Tod seiner Gattin, mit welcher er eine 20jährige glückliche Ehe geführt, war für ihn ein harter Schlag. Er zog sich auf das Land zurück, schrieb hier einige epische und didaktische Gedichte, und verfaßte oder übersezte mehrere Tragödien, unter andern Voltaire's *Merope*. Um dieses Stück in London aufzuführen zu lassen, begab er sich selbst dahin, versiel jedoch dort in eine chronische Krankheit, starb am 8. Febr. 1749, im 64sten Jahre seines Alters und wurde in der Westminsterabtei beigesetzt.

Aaron Hill war von Charakter ein redlicher, gutmüthiger, jedoch etwas leichtsinniger Mensch. Als Dichter verdient er einer Seits Lob hinsichtlich seines Strebens und Eifers für die Sittlichkeit in der Dichtkunst; seine Ansichten über die Poesie waren aber sehr beschränkt, was sich besonders in seinem didaktischen Gedichte über die Schauspielkunst (*the Art of Acting*) offenbart. Seine Iyrischen Gedichte sind geschroben und manierirt und durchaus ohne Begeisterung, ein Fehler, der auch seine Lobgedichte peinlich trifft. In seinen dramatischen Werken vertritt hohler Pomp die Stelle des Gefühls und Wahrheit und Natur werden kümmerlich durch Glanz der Diction ersetzt. Daß er geschmacklos wäre, kann man gerade nicht behaupten, aber er ist eigentlich nur ein prosaischer Reimer. Er war ein eben so fruchtbarer Projectmacher als Poet, jedoch erwarb er als Ersterer nie Reichthum und erhob sich als Zweiter nie über die Mittelmaßigkeit, urtheilt ein engländischer Kritiker streng, aber gerecht von ihm. Hier noch ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke: *Accounts of the present State of the Ottoman Empire in all its branches*. London 1709. Fol. u. 1733. Fol. *Camillus, a Poem*. 1709. — *Rinaldo, an Opera*. London 1711. — *Essays on Beech Oil* 1714. 1715. 8. *Account of the Rise and Progress of Beech-Oil Inventions*. London 1715. 8. — *Essays on Reducing the Price of Coals; on Repairing Dagenham Breach; on English Grape-Wines*. London 1718. 8. — *King Henry the Fifth, a tragedy*. London 1723. 8. *The Northern Star, a Poem*. London 1725. 8. — *Advice to the Poets*. Lond. 1731. 4. — *The Judgment-Day; a Poem*. Lond. s. a. F. — *The Art of Acting, a Poem*. Lond. 1746. Fol. — *Merope, a Tragedy, Translated from Voltaire with alterations*. Lond. 1749. 8. — *The Insolvent, a Tragedy*. Lond. 1758. 8. — *The Franciad, a Heroic Poem*. — *The Impartial, a Poem*. *The Progress of Wit; a Caveat*,

\*) Hierdurch wird Bousterweck's irrige Behauptung, daß er sich Pope's Freundschaft zu erwerben gewünscht, und dieser Umstand zur Erhaltung seines Ruhms beigetragen, widerlegt. S. dessen Gesch. d. Poesie und Beredsamkeit. Bd. 8. S. 101 u. 102.



for the Use of an eminent Writer. — Works. Lond. 1758. 4. — Dramatic Works with a Life of the Author. Lond. 1759. 2 Bde. 8.

(O. L. B. Wolff.)

2) John, ein engländischer Apotheker, Sohn eines Geistlichen, um 1716 geboren. Nachdem er einige Zeit die Apothekerkunst in einem kleinen Laden zu Westminster getrieben hatte, verwickelte er sich durch eine unbedachtsame Heirath in Nahrungssorgen, und suchte seine Umstände dadurch zu verbessern, daß er die Aufsicht über die Pflanzengärten des Herzogs von Richmond und des Lord Peter übernahm, die ihn mehrere engländische Provinzen durchreisen ließen, um seltene Gewächse aufzusuchen. Aus unbekannten Ursachen entsagte er diesem Berufe und wurde Schauspieler, allein weil er auf der Bühne kein Glück hatte, kehrte er wieder zu seiner Apotheke und zur Botanik zurück. Er fing an, über die letztere Wissenschaft Schriften heraus zu geben, welche Beifall fanden, allein das Glück verdarb seinen Charakter. Vorher furchtsam und bescheiden, wurde er jetzt stolz, streitsüchtig und machte einen Aufwand, den er nicht bestreiten konnte. Da ihm sein Bemühen, in die königl. Societät aufgenommen zu werden, mißlang, so rächte er sich durch Satiren und Pasquille, die ihm viele Spottschriften, und einmal sogar Stockschläge zuzogen<sup>1)</sup>. Er fuhr indessen fort, allerlei Bücher heraus zu geben, allein da der Beifall abnahm und es ihm an Mitteln fehlte, seinen Aufwand zu bestreiten, nahm er seine Zuflucht zur Quacksalberei, und verkaufte Lincturen und Wunderessenzen, die ihm viel Geld einbrachten. Sein literarischer Ruf stieg jetzt auch wieder, besonders da Lord Bute sein Gönner wurde; und der König von Schweden, dem er eine schöne Sammlung seiner bedeutendsten Werke sandte, ertheilte ihm sogar den Wasaorden. Er nannte sich jetzt Sir John Hill, und starb den 22. Nov. 1775. Gründliche Gelehrsamkeit besaß er nicht, aber viel Talent, mancherlei schätzbare Kenntnisse, eine ungemeine Leichtigkeit im Schreiben, und eine besondere Geschicklichkeit, fremde Beobachtungen und Erfahrungen sich anzueignen und zu mancherlei Zwecken zu benutzen. Ob man gleich in den meisten seiner Schriften, in denen er sehr mannichfaltige Gegenstände behandelt, auf unverkennbare Beweise von Flüchtigkeit und Ungenauigkeit stößt, so enthalten sie doch auch viel Gutes und Brauchbares. Die bedeutendsten unter der großen Zahl sind: Theophrastus history of Stones; with an english version, and crit. and philos. notes. Lond. 1746; auct. 1774. 8.; die Anmerkungen franz. Par. 1754. 12. Deutsch: bei der Übersetzung von Baumgärtner, Nürnberg. 1770. 8. Hill hat den Text sehr berichtigt; aber nicht nach Handschriften, sondern nach Conjecturen; seine Anmerkungen bilden einen lehrreichen Commentar. General natural history, or a new and accurate description of the animals, vegetab-

les and minerals of the different parts of the world. Lond. 1748 — 52. Vol. III. fol. m. Kupf. ed. II. (bloß ein neuer Titel) 1773. Nur die Exemplare mit illuminierten Kupfern werden einiger Maßen geschätzt; von dem ganzen Werke sagt Haller in seinem Method. p. 1017: infiniti laboris et parum utilitatis opus. — Essays on natural history and philosophy, containing a series of discoveries made with the microscope. Lond. 1762. 8. uit het engels. vertaalt door P. le Clerq. Harlem 1763. 8.; eine der besten Schriften Hills. Thoughts concerning God and Nature. Lond. 1755. 4.<sup>2)</sup>. British herbal: an history of plants and trees natives of Britain, cultivated for use or raised for beauty. Ib. 1756. fol. mit 75 illum. Kupf. Eden, or a compleat body of gardening. Ib. 1747; ed. II. corrected 1773. fol. mit 1 Portr. u. 80 Kupf.<sup>3)</sup>. Valerian, or the virtues of that root in nervous disorders etc. Ibid. 1768; 1772. 8. Deutsch, Nürnberg. 1765. 8. mit 2 Kupf. Vegetable system or a series of experiments and observations tending to explain the internal structure and the life of plants etc. Lond. 1759 — 75. Vol. XXVI. in 13 Bänden mit 1642 Kupf. Aus diesem kostbaren, aber nicht geschätzten Prachtwerke, wovon nach Heinsius Bücherlexikon XXI Vol. 250 Thaler kosten, erschien deutsch: Hills Beschreibung der äußerlichen Theile der Pflanzen oder allgemeine Einleitung in die Botanik. Leipzig. 1781. 8. 6 Bogen mit 49 (schlecht) illum. Kupf. The naval history of Britain from the earliest periods to the year 1756 compiled from the papers of Ge. Berkeley. Lond. 1756. fol.; ein brauchbares, mit Fleiß zusammen getragenes Werk. History of the materia medica. Lond. 1751. 4.<sup>4)</sup>. Exotic botany illustrated in 35 fig. of elegant chinese and american shrubs and plants. Ib. 1769; ed. II. 1772. fol. (35 fremde Gewächse, davon einige in England geblühet haben). Management of the gout, with the virtues of Burdock root first used in the authors own case. Ib. 1753. 8. oft<sup>5)</sup>. Herbarium britannicum, exhibens plantas Britanniae indigenas. Ib. 1769. Vol. II. 8. mit 195 Kpf. Constitution of timber explained by the microscope. Ib. 1770. fol. mit 48 illum. Kpf.<sup>6)</sup>. Decade of cu-

2) „Dieses Buch sagt die besten und gründlichsten Antworten zu sich, welche man des Lord Bellingbrooke's Einwürfen gegen die Religion entgegen setzen kann. Der Hauptzweck des Verfassers geht dahin, die Leser zu überzeugen, es sei ein Gott, und die heilige Schrift habe einen göttlichen Ursprung.“ So die Lößinger Berichte von gel. Sachen 1757. S. 11. Das Buch ist 8 Alphab. 9 B. in gr. 4. stark. 3) Eine Art Gartentalender, nach den Wochen und Monaten eingetheilt, in welchen die Gewächse blühen und Früchte tragen. S. Hedemann's ökon. physikal. Bibl. 5r Bd. 510. 4) Vastum opus; analyses omnium plantarum medicatarum his reperias, bonas notas, vires medicas, has parcius, plantas descriptionem — sagt Haller Bibl. botan. T. II. 356. 5) Die achte Auflage erschien 1771. über den Inhalt s. die Götting. gel. Anz. 1759. St. 143. und daraus die Erl. gel. Anmerk. 1760 in den Pelstrügen S. 36. 6) Hill hat in diesem Werke an welchem Schönheit und Kostbarkeit des Papiers, des Drucks und der Kupfer

1) Blankenburgs Zusätze zu Sulzers Theorie. 5r Bd. 626. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern 1r Bd. 48.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Beide Stellen verwaltete er bis zu seinem 1770 erfolgtem Tode mit ausgezeichnete Thätigkeit. Schriften hat er wenige geliefert, wovon folgende hervor zu heben sind: *de liberarum S. R. G. I. Civitatum judicio amabili.* 1719. (Auch in Moser's Syntagma Dissert. select. jus publ. illustr. N. 17.); *Diss. II. de abusibus, qui in Germania in Collegiis vigent opificum, deque medelis contra eosdem.* 1725. *Recus. auct.* 1729. *Deßgl.* 1741 \*). (Ad. Martin.)

2) Friedrich, s. unter Nr. 5.

3) Gottlieb, geb. am 21. Okt. 1778 zu Landsberg bei Leipzig, der Sohn eines dortigen Fuhrmanns, erhielt schon in seinem zweiten Lebensjahre einen Tagelöhner im Anhalt-Köthenschen zum Stiefvater. Als er etwas herangewachsen war, mußte er seinen Altern bei der Feldarbeit behilflich seyn, im Sommer Ähren lesen und im Winter Holz spalten. Diese Beschäftigungen setzten zwar seiner lebhaften Wißbegierde überall Schranken; allein sie war in ihm so mächtig, daß er, als er kaum Lesen und Schreiben gelernt und sich einige Religionskenntnisse erworben hatte, jede von den groben Arbeiten seines Standes befreite Stunde zum eifrigen Lesen benutzte. Durch einen natürlichen Verstand, eine lebhafteste Beobachtungsgabe und mäßige Phantasie unterstützt, versuchte er seine Einfälle in Reime zu fassen und verschaffte sich bald dadurch einigen Erwerb. In seinem 19ten Jahre ward er an einen Fuhrmann verbunden, dem er ein Jahr lang als Knecht auf Reisen diente. Bald aber nöthigte ihn die dürstige Lage seiner Altern in seiner Heimath zu bleiben. Im Winter Laubennester flechtend, im Sommer Lehmsteine streichend, nutzte er die Morgen- und Abendstunden, so wie die Sonntage, zum Lesen ausgewählter Bücher, vorzüglich mehrerer Schriften von Wieland, mit welchen ihn ein gebildeter Bürger in Köthen versah. So entwickelte sich allmählig sein poetisches Talent, und sein erstes Gedicht im J. 1801 „auf eine grüne Schote, die er noch den Spätherbst erblickte,“ erwarb ihm, als es in Köthen bekannt wurde, den Beifall und die Empfehlung mehrerer dortigen Gelehrten. Ungeachtet er seitdem mehrere Aufforderungen erhielt, Verse zu machen, und selten eine Gelegenheit dazu vorüber gehen ließ, versäumte er darüber nicht seine Geschäfte, Laubennester flechtend, ersann er Gedichte, die er in Stunden der Ruhe niederschrieb. Dem größern Publikum ward er indeß erst bekannt, als der Kabinetsecretär Bantsch in Köthen einige Poesien Hillers, als Proben seiner Art zu dichten, drucken ließ. Der Herausgabe seiner Gedichte, welche Hiller beabsichtigte, und deshalb im Sommer 1803 nach Berlin gereist war, um dort Subscribenten zu sammeln, lag eine löbliche Absicht zum Grunde. Mit dem Gelde, das er dadurch zu erwerben hoffte, wollte er die Schulden seiner armen

Altern tilgen. Durch die reichliche Unterstützung; die er in Berlin und an andern Orten fand, gelang es ihm, diesen Plan auszuführen, und außerdem ein kleines Grundstück zu kaufen, auf welchem er ein einsames, aber zufriedenes Leben führte. Er starb zu Bernau bei Berlin den 2. Jan. 1826.

Sein poetisches Talent wäre, bei einem planmäßiger Unterricht, einer höhern Ausbildung wohl fähig gewesen. Früher hinderten ihn indeß die Beschäftigungen daran, welche seine Lage mit sich brachte, und späterhin berauschte ihn das übertriebene Lob seiner Freunde und Gönner, welche seine poetischen Versuche und die Leichtigkeit, womit er sie unter seinen prosaischen Umgebungen niederschrieb, als eine Seltenheit anstaunten, oft auch wohl nur dem wackern Menschen und dessen schlichtem und treuherzigem Thun und Wesen Beifall und Unterstützung zollten. So glaubte Hiller ein tieferes Studium entbehren zu können, und sank darüber in zu schnelle, obgleich nicht ganz unverdiente Vergessenheit. Denn die Sammlung seiner Gedichte (Köthen 1805. 8.), welcher er späterhin (1808) als zweiten Theil noch eine „Reise durch einen Theil von Sachsen, Böhmen, Osterreich und Ungarn“ beifügte, zeichnet sich weder durch Gediegenheit der Darstellung, noch durch Fülle des poetischen Ausdrucks oder Leichtigkeit in der Versifikation aus. Auch die Phantasie hat an Hillers Gedichten nur einen mäßigen Antheil. Verzeihlich, wenn gleich dem wahren Wesen der Poesie zuwider, ist die Eitelkeit, womit er die von vielen Großen ihm gewordenen Auszeichnungen in seinen Gedichten und noch mehr in der ihnen vorgeschickten Selbstbiographie erwähnt †).

(Heinr. Döring.)

4) Johann, Freiherr von H., geb. zu Wienerisch-Neustadt, am 10. Jun. 1754, trat im Jahre 1770 in die Osterreich'sche Artillerie, diente in derselben von unten auf durch alle Grade bis zum Generalmajor, wohnte dem bairischen Erbfolgekriege gegen Preußen (1778 — 1779), dem Kriege gegen die Pforte (1788 — 1791), den Feldzügen gegen Frankreich (von 1792 — 1797, von 1799 — 1801) in den Niederlanden, Italien und Deutschland als solcher bei, ward beim Ausbruche des Krieges 1805 gegen Napoleon Feldmarschall-Lieutenant, zeichnete sich in allen diesen Verhältnissen durch Einsicht und Kühnheit aus, begann aber seine eigentliche Feldherrnlaufbahn erst 1809, wo er zuerst das 6te Armee-corp im Heere des Erzherzogs Karl, später das 3te Corp des linken Flügels befehligte. Dieß Kommando übernahm er am 20. April unter mißlichen Umständen (44 Bat. 38 Schwadr., die über 3 Meilen weit auseinander gezerrt waren, indeß Napoleon ihnen mit Uebermacht bei Abensberg im Gesichte stand), ward an demselben Tage von den Marschällen Massena, Lannes, LeFebvre und Bessières angegriffen, nach rühmlicher Gegen-

\*) Vergl. Weidlich Geschichte der jetzt lebenden Rechtsgel. Th. 1. S. 371 u. f. Dessen Lex. od. kurzgef. Lebensbesch. aller jetzt leb. Rechtsgel. S. 81. Moser Lex. der Rechtsgel. Progr. Janobro 1770. Bül Gesch. d. Untv. zu Tübingen. S. 157 u. f. Meusel Lex. verst. deutsch. Schriftst. Bd. V. S. 511.

†) Vergl. außer dieser Selbstbiographie, den neuen Retolog der Deutschen, Jahrg. 4. Th. 1. S. 14 u. f. Rafmanns Pantheon deutscher, jetzt lebender Dichter. S. 142. Schmidt Anhalt'sches Schriftstellerlex. S. 156, 57. und die dort angef. Schriften.



wehr, doch ehe er seine zerstreuten Truppen sammeln konnte, auf Rohr, Rothenburg an der Laber und Pfaffenhofen zurück geworfen, und von dort am 21sten über Landshut hinaus, mit großem Verluste gedrängt. Dagegen warf er am 24sten bei Neumarkt an der Rott die vereinten Corps der Marschälle Lannes und Bessières, nebst den Baiern unter Brede durch einen höchst kühnen und raschen Angriff bis Wils-Biburg zurück, setzte seinen Rückzug gegen die Donau mit musterhafter Ordnung und Festigkeit fort, und bestand auf demselben am 3. Mai siegreich das blutige Treffen von Ebersberg. Bei Mautern überschritt er den Strom, vereinigte sich (am 16. Mai am Bisamberge) mit dem Erzherzoge Karl, und bildete dessen rechten Flügel. Am 21. Mai, als dem ersten Tage der ruhmvollen Schlacht von Aspern und Eslingen, ward Hiller zum Angriff auf Aspern befehligt, das, obgleich tüchtig verteidigt von dem Marschall Massena, nach mehrmaligen Stürmen in die Hände der Östreicher fiel; worauf Hiller die Mauern des Kirchhofs niederreißen ließ, den nochmals stürmenden Franzosen das Ersteigen der Trümmer dadurch sehr erschwerte, und als er ihnen am Morgen des 22sten wieder dieselben überlassen mußte, sie im Bereich seines ringsher fortgesetzten Feuers unbedeckt und daher in großem Nachtheil erhielt. Erst nachdem im Laufe dieses blutigen Tages Aspern neunmal erstürmt und wieder genommen worden, die Lobaubrücken nicht herzustellen und Napoleons Truppen ganz erschöpft waren, neigte sich der Sieg auf die Seite der Östreicher. Hiller wollte die Lobauinsel sofort angreifen, den Sieg vollständig machen; doch der Erzherzog verbot diese allerdings gewagte, doch sicher entscheidende Fortsetzung des Kampfes. In der brav geschlagenen doch unglücklichen Schlacht von Wagram (am 5. u. 6. Jun.) war Hiller mit dem rechten Flügel der Armee am ersten Tage siegreich, hielt am zweiten den Feind wenigstens zurück, da er nicht unterstützt wurde; sein durch die Erfolge der Franzosen gegen das Centrum und den linken Flügel der Östreicher erzwungener Rückzug geschah in größter Ordnung.

Im J. 1813 befehligte Hiller — damals Feldzeugmeister — das Heer, welches Östreich an den Grenzen Süpriens aufstellte, um diese zunächst liegende franz. Provinz zu erobern und zugleich gegen das Königreich Italien vorzubringen (Armee von Innerösterreich, später Armee von Italien 50,000 Mann stark). Er rückte mit derselben von Klagenfurt aus vor, trieb den Feind am 8. Oktober aus seiner festen Stellung von Tarvis, drückte ihn fortwährend zurück bis nach Verona, während sein Hauptquartier (Nov. 12.) zu Vicenza blieb. Im December ward er zur großen Armee berufen, wirkte dort thätig zur Beendigung des Krieges, ward bei der Heimkehr nach dem ersten Pariser Frieden kommandirender General von Gallizien und starb zu Lemberg am 5. Julius 1819. (Benicken.)

5) Johann Adam (nach Gerber's Bemerkung eigentlich Hüller), geb. 1728 am 25. Dec. in dem Dorfe der Oberlausitz Wendischhoffig bei Görlitz. Die Schulmeisterstelle seines Vaters ernährte die Familie nur

kümmerlich; schon 1734 verlor sie ihren Ernährer durch den Tod und gerieth in die größte Dürftigkeit. Doch nahm sich der amtliche Nachfolger des armen Knaben an und lehrte ihn etwas vom Klavier- und Violinspiel, so gut es gehen wollte. In seinen Freistunden unterbielt sich der kleine Adam am liebsten mit Absingen geistlicher Lieder aus dem Gesangbuche. Vorzüglich sagten seiner niedergebeugten Seele Passions- und Sterbelieder zu, von denen er gewöhnlich die längsten wählte. Die Natur hatte ihm eine schöne Discantstimme verliehen, die ihm den Vortheil brachte, daß er in das Singschor zu Görlitz aufgenommen wurde, wo er sich durch seinen Gesang manche freundliche Gemüther gewann, die ihn von Zeit zu Zeit unterstützten, als er in seinem 18ten Jahre 1740 von seiner Mutter auf das dortige Gymnasium geschickt wurde, weil er immer große Liebe zum Studiren gezeigt hatte und weil die arme Frau nichts Besseres mit ihm anzufangen wußte. Hier hatte er Gelegenheit durch die Bekanntschaft mit dem Sohne eines Stadtpfeifers die Flöte, Oboe und Trompete zu lernen, später auch das Violoncell, um in das collegium musicum der Schüler aufgenommen zu werden, was der damalige Rektor eben eingerichtet hatte. Zu diesem Behufe kaufte er sich eine alte Bassgeige für 18 Groschen. Hier versuchte er auch bereits Einiges für seine Mitschüler zu componiren, was diesen recht hübsch erschien, ob er gleich noch so gut wie Nichts von der Sektunst verstand und auch sonst, wie er selbst sagte, noch nicht die geringste Anlage zur Dichtkunst irgend einer Art in sich spürte. Fünf Jahre war er daselbst fleißig gewesen, als ihn seine Armut zwang, sich eine Nahrung zu suchen. Er nahm in Görlitz eine Schreiberstelle an, konnte es aber bei seinem überaus wunderlichen Herrn nicht lange aushalten und ging daher gleichfalls als Schreiber zu einem Civilbeamten nach Wurzen, der aber bald starb. Er entschloß sich nun aus Liebe zur Kunst und Wissenschaft nach Dresden auf die Kreuzschule zu gehen, wo ihm seine musikalischen Fertigkeiten forthalfen (1747). Hier hatte er das Glück, von dem damaligen Organisten an der Frauenkirche, dem berühmten Homilius Unterrecht im Clavierspiel und im Generalbass zu erhalten; auch vervollkommnete er sich bei dem Kammermusikus Schmidt im Flötenspieler. Nichts wirkte aber bedeutender auf die Entwicklung seiner geistigen Richtung, als des dortigen hochgerühmten Kapellmeisters Haffe große Opern- und Kirchencompositionen, die in jener Zeit von einem ganz außerlesenen trefflichen Personale sehr glänzend aufgeführt wurden. Dieß regte ihn so gewaltig auf, daß er alle Zeit, die er seinem Studium und dem Schlafe nur entziehen konnte, zu näherer Einsicht in Haffe's Werke benutzte. Sein Eifer war so groß, daß er in 3 Monaten meist in der Nacht sich sieben Opernpartituren seines vergötterten Meisters abschrieb. Dadurch gelangte er allerdings zu höheren, sehnlich gewünschten Einsichten, allein er legte auch den Grund, wie Fr. Rochlig in der Lebensbeschreibung seines Lehrers und nachmaligen Freundes im 1sten Bande „für Freunde der Tonkunst“ bemerkt, zu der Kränklichkeit und Ver-



düsterung des Gemüths, die ihn einen großen Theil seines männlichen Lebens so beklagenswerth quälten und im spätern Alter mit aufreibender Gewalt zu ihm zurückkehrten. In der damaligen, für ihn so glücklichen Zeit seines so lebhaft aufgeregten Innern lernte er auch Graun's Werke kennen und nicht minder enthusiastisch als die Haffe'schen verehren. Diese beiden Männer blieben auch seine Lieblinge, die er über alle, selbst über die größten Geister, erhob, so viel Gerechtigkeit und Bewunderung er auch für jeden Tüchtigen hegte und äußerte. Daß ihm bei so anstrengenden Beschäftigungen mit den großen Erzeugnissen seiner beiden Hochmeister sehr wenig Zeit zu eigenen Compositionen übrig blieb, so wenig, daß er nur einige Chorarien und Lieder für seine Mitschüler zu setzen im Stande war, würde einleuchten, wenn er es auch weniger ernst mit den Wissenschaften genommen hätte, als es der Fall war. Er hatte sich nämlich fest entschlossen, sich der Jurisprudenz zu widmen, in welcher Absicht er auch 1751 die Universität zu Leipzig bezog. In diesem Vorhaben hatte ihn der berühmte Philolog Schöttgen vorzüglich bestärkt. Hiller hatte deshalb sich bereits in den alten Sprachen große Mühe gegeben und setzte hier nicht nur die Beschäftigung mit denselben fort, sondern er fügte auch neue Sprachen hinzu. Gellerts Vorbild und die Bekanntschaft mit dem Guten wendeten ihn auch der Dichtkunst zu, was die Freundlichkeit Gottscheds noch vermehrte, da dieser Letzte nicht allein mit seinem Rathe, sondern auch für sein bürgerliches Fortkommen nützlich wurde. Ubrigens fand er hier auch bald Gelegenheit, sich seinen Unterhalt durch Musikunterricht und durch Instrumentenspiel in Concerten u. dergl. zu erwerben. Am meisten machte er sich als guter Bassänger beliebt und gerühmt. Während seiner Studentenjahre componirte er mehrere Lieder, Kirchenkantaten, sechs Symphonien (nach damaliger Art, also so viel als Ouverturen) und Gellerts Orakel. Bei allen seinen Compositionen, auch den kleinsten, ging er gründlich zu Werke und sah darauf, sich von seinem Thun jederzeit Rechenschaft geben zu können. So gelangte er nothwendig zu immer besserer ästhetischer und theoretischer Erkenntniß, wovon er auch in mehreren öffentlichen Blättern Zeugniß ablegte, namentlich durch seine Abhandlung: „Über die Nachahmung der Natur in der Musik.“ 1755 erhielt er durch Gellerts Vermittelung das Amt eines Hofmeisters oder Führers des jüngsten Grafen Brühl. In dem Hause des damals mächtigen, Künste und Wissenschaften liebenden und fördernden Ministers war auch die Tonkunst kein Fremdling. Hiller fand also daselbst Gelegenheit, sich auch als Künstler zu zeigen. Zu den häufigen häuslichen Festen dieses höchst angesehenen, einflussreichen Mannes componirte er nicht Weniges. Was ihm aber das größte Vergnügen gewährte, war die Gelegenheit, allen großen Musikaufführungen Dresdens beiwohnen zu können, das sich in jener Zeit über die größten Städte Deutschlands in musikalischen Leistungen erhob. Das Unglück des 7jährigen Krieges zerstörte alle diese Genüsse und brachte in Hiller eine bejammernswerthe Niedergeschlagenheit

hervor, welche ihn selbst in der Kunst keine Freude finden ließ. 1758 hatte er mit seinem gräflichen Jüngerling die Universität Leipzig wieder bezogen: aber auch hier hielt ihn der Dämon der Hypochondrie so tief nieder, daß er den Tod dem Leben vorzuziehen geneigt war. In dieser betrübten Zeit würde er nicht das Geringsste componirt haben, wenn er nicht aus Liebe zu Gellert und dem Bürgermeister Müller es unternommen hätte, einige gellertsche geistliche Lieder und einige Kirchenkantaten in Musik zu setzen. 1760, immer noch in demselben traurigen Zustande, schlug er eine ihm angetragene Professorstelle in Petersburg aus und gab auch sogar die Führung des jungen Grafen auf, wobei er auf die ihm zugesicherte Pension, die ihm auch in dem gedrückten Zustande der Brühl'schen Familie ausgezahlt worden war, gänzlich verzichtete. Fast menschenscheu lebte er nun fast allein vom Übersetzen, das man ihm für den gedruckten Bogen mit einem Thaler lohnte. Noch gab er in jenen Tagen der Verschlossenheit auf sein Studirzimmer die erste praktisch-musikalische Zeitschrift Deutschlands heraus „der musikalische Zeitvertreib,“ auf welches Blatt bald in Leipzig und Berlin mehrere ähnliche folgten. Da während der Kriegsunruhen das schon gewöhnliche Leipziger Concert eingegangen war, errichtete H. 1762 ein anderes und besseres, das sich schon im zweiten Jahre vor allen damals bestehenden rühmlichst auszeichnete. Mehrere Musiker aus der aufgelöseten Brühl'schen Kapelle waren hierbei mit in Thätigkeit. Damals gehörte noch eine Gambe und eine Laute (und diese ganz vorzüglich) zu einem Orchester. Die Einrichtung seiner Concerte war schon dieselbe, die noch jetzt in dem Leipziger großen Concerte Statt hat. Die musikalische Abendunterhaltung zerfiel in 2 Theile. Eine Symphonie leitete ein, ihr folgte eine Arie, dieser ein Concert für irgend ein Instrument, nach welchem ein Divertimento für das Orchester, oder ein Quartett, oder ein Chor aus einer Oper gehört wurde. Nach der Pause, die der geselligen Unterhaltung freien Raum ließ, wurde abermals mit einer Symphonie begonnen, darauf eine Arie und den Schlußsatz führte das gesammte Orchester aus. Gedruckte Textblätter wurden auch schon an die Theilnehmer ausgegeben. In der Fastenzeit wurden große Oratorien, meist von Haffe, gegeben. Im Sommer hörte man im Theater die neuesten Haffe'schen Opern vollständig, nur ohne Action. Die Musik hob sich durch Hillers redliche und angestrenzte Thätigkeit sichtbar und gelangte hier auch im galanten Stile zu einem Ansehn, das sie sonst nur im Kirchenstile behauptet hatte. Namentlich gingen aus Hillers Schule zwei Sängeriinnen hervor, die jeden Kunstsinigen in Entzücken versetzten und stets mit Ehren genannt werden: Corona Schröter und Gertrud Schmäbling, die nachmalige Mara, welche lebte als ein armes Mädchen von ihrem alten, etwas murrfinnigen Vater aus Kassel zu unserm Meister gebracht wurde 1766. Hiller behielt die talentvolle Jungfrau unentgeltlich in seinem Hause, obgleich er selbst arm war und förderte sie in Kurzem so weit, daß sie der Liebling eines Publikums wurde, bef-



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Concert im Gewandhaussaale noch nicht gebildet hatte, und dennoch fühlte er sich gezwungen, von der Ausführung der Symphonien Gutes zu sagen und es nur den wenigen Proben beizumessen, wenn die Begleitung der Concerte weniger gelänge. Dennoch wird die Schröter als eine sehr gute, empfindungsvolle Sängerin gerühmt, Ebbelin, als Componist und Clavierspieler, Tromlitz als Flötrist, die beiden Berger, Violin- und Violoncellspieler, Hertel als braver Violinist, endlich Neese, der öfter in Leipzig sich aufhielt und bei öffentlichen Aufführungen als thätiges Mitglied sich zeigte. Durch den Ruhm der Leipziger Musikanstalten, durch Hillers unablässige Thätigkeit, namentlich durch seine unentgeltlichen Singschulen, durch das Stundengeben der genannten Virtuosen mußte sich wohl der Sinn für die Tonkunst von einem Jahre zum andern außerordentlich heben bis zu einem Grade von Vollkommenheit, von welchem an überall und in allen Dingen die Fortschritte nur langsam, von Vielen sogar unbemerkt vorwärts gehen. So weit war man gekommen, als das Abonnement-Concert im Saale des Gewandhauses sich bildete, dem das Publikum mit dem feierlichsten Anstande beiwohnte und in der Fastenzeit, wenn geistliche Oratorien gegeben wurden, nicht anders als in schwarzer Festkleidung erschien. Das von Reichardt getadelte Plaudern während der Musik war gänzlich aus Achtung für die Sache weggefallen. Der Sinn für Kunst im Allgemeinen hob sich sichtbar und einige Greise versicherten uns, daß damals unter den Hörern nichts weniger als die verkehrte Sucht geherrscht habe, durch unberufene Kritik sich und Andern den Genuß zu verkümmern. Hiller selbst stand vom Anfange seiner Bemühungen an in der größten Achtung seiner Mitbürger, so daß wir, den glaubwürdigsten Erzählungen zu Folge, in Reichards Äußerung zum Schlusse seines zweiten Briefes aus Leipzig (2 Th. S. 108) nur eine grundlose Übereilung lesen: „Ich wünschte diesem braven, verdienstvollen Manne ein vortheilhafteres Glück an einem Orte, wo man seine Verdienste besser erkennete und belohnte.“ Nur die äußerliche Belohnung fehlte; sie fand sich später. Mit lebhaftem Bedauern sah man 1784, daß Hiller Anstatt zur Abreise machte. Er war vom Herzoge Kurlands mit 600 Thaler Gehalt zum Kapellmeister in Mitau, seine beiden Töchter zu Kammerfrauen und sein ältester Sohn (H. hatte 4 Kinder) zum Kammermusikus ernannt worden. Schon war Alles in Ordnung gebracht, schon befand sich die Familie auf der Reise nach Mitau, als die bekannten Mißhelligkeiten der Stände mit dem Herzog ausbrachen und durch die Eingriffe der Kaiserin Katharina das Land zu einer russischen Provinz gemacht wurde. Hiller, obwohl vom Herzoge eine Zeit lang unterstützt, sah sich nun genöthigt, mit seiner Familie herum zu reisen und große geistliche Concerte zu geben. Er hielt sich abwechselnd in Breslau, Berlin, Hamburg und Leipzig auf. Unter Anderm führte er in Berlin 1786 Händels Messias mit 800 Tonkünstlern auf und im folgenden Jahre in Leipzig, wodurch Deutschland zuerst mit Händels Meisterwerken bekannt wurde. 1789 kam Hiller wieder

nach Leipzig und zwar für seine ganze Lebenszeit. In diesem Jahre hatte der bekannte Doles, Kantor der Leipziger Thomasschule, sein rühmlich verwaltetes Amt niedergelegt. Auf des für Leipzig unvergeßlichen Müllers Anregung kam Hiller an jenes Stelle, die ihm nun allerdings ein sorgenfreies Leben sicherte, was Nahrung und Kleidung betrifft, ihn aber keines Weges zu der Zufriedenheit und Ruhe kommen ließ, die Gerber in seinem alt. Zer. den folgenden Tagen des geehrten Mannes beizumessen sich wohlwollend beeifert. Diese fehlten ihm oft, bis an sein Ende. Die Ursachen dieses Mangels lagen theils in ihm selbst, theils in seiner Stellung. Durch seine frühen, nicht selten übermäßigen Anstrengungen hatte sich seiner eine Reizbarkeit bemächtigt, die allein schon jene Ruhe ihn nicht hätte finden lassen, wenn auch die heftigen Reibungen nicht dazu gekommen wären, die zwischen ihm und dem als Philologen berühmten und höchst achtbaren, als Menschen überaus harten und der Musik ganz abgesagten Rektor Fischer nur zu oft vorfielen. Der leicht erregte Mann hatte also auch von jetzt an wenig ungetrübte Tage. Trotz dieser Hindernisse wirkte H.'s Thätigkeit doch fortwährend zum größten Nutzen der berühmten Anstalt durch Unterricht und Composition; ja man darf sagen, daß er eben in seiner Berufserfüllung allein glückliche Stunden zählte, weil er sich selbst darin vergaß. Fortwährend war er darauf bedacht, seine Schüler und die Stadt mit den berühmtesten Werken älterer und neuerer Zeit bekannt zu machen. Unermüdet legte er bald einen neuen deutschen Text unter, bald instrumentirte er ältere Werke der Zeit angemessen, bald verfertigte er eigne Compositionen, vorzüglich mehrere Motetten und den hundertsten Psalm. Seiner Vorliebe für Haffe's und Grauns Lieder war er zwar treu geblieben, doch nicht so ausschließlich, daß er sich nicht auch zu dem Trefflichen anderer, auch neuerer Meister begeistert gefühlt hätte. Haydn's und Mozarts Verdienste um die Tonkunst erfüllten ihn mit Bewunderung und namentlich erkannte er als das höchste Werk Mozarts dessen Requiem, zu welchem er auch bekanntlich eine deutsche Übersetzung fertigte, die freilich jetzt bei Weitem übertroffen worden ist. Man liest sie vor der Breitkopf und Härtel'schen Ausgabe des Requiem von Mozart mit der gereimten vom Prof. Globius vorgegedruckt. Er hatte sich aus Achtung für Mozart das Werk eigenhändig abgeschrieben, ob er gleich wußte, daß die Partitur bald gedruckt erscheinen würde. Auf dem Titel, so wie auf die 4te der gedruckten Messen Haydn's hatte er mit großen Buchstaben geschrieben: *Opus summum viri summi, W. A. Mozart; Opus summum viri summi, J. Haydn.* 1797 hatte er sich einen ausführlichen Plan zu einer musikalischen Encyclopädie entworfen, in welcher namentlich einige Aufsätze über mancherlei musikalische Instrumente merkwürdig sind. Wie viel der überaus thätige Mann, noch außer seinen vielen, durch den Druck bekannt gemachten Werken schrieb, wird man bewundern, wenn man erfährt, welche große Zahl fremder Werke er abschrieb und im Abschreiben umarbeitete, so daß es ihm Gewohnheit geworden war, fast



an jedem, nur mit Ausnahme des allergeachtetsten Etwas zu ändern und daß er von jeher keine anderen als selbstgeschriebene Stimmen aufzulegen pflegte. Und dennoch vermochte er noch in den spätesten Jahren auch den kleinsten Druck ohne Brille zu lesen! Im Ubrigen aber melbete sich das Alter mit allen seinen Schwächen so plötzlich und seine alte-Hypochondrie kehrte so heftig wieder, daß er sich entschloß, sein Amt niederzulegen, das A. E. Müller erhielt. Die Einkünfte seines Amtes waren ihm vom Stadtmagistrate lebenslänglich gelassen worden, ja es wurde ihm seine neue Wohnung in der Vorstadt aus der öffentlichen Kasse bezahlt. Nichts betrübte ihn mehr, als daß er seinen letzten vertrauten Freund, den achtbaren, wohlverdienten Bürgermeister und geheimen Kriegsrath Müller vor sich sterben sahe. Von jetzt an vegetirte er nur. Sein Tod erfolgte am 16. Junius 1804 in seinem 76sten Lebensjahre. Er wollte im Stillen begraben seyn: aber viele seiner Schüler und Andere schlossen sich freiwillig dem Leichenzuge an. Vor dem Grabe wurde seine Composition „Alles Fleisch ist wie Gras“ angemessen gesungen.

Als Orchester-Componist leistete er weniger, als für den Gesang, besonders in echt deutschen Liedern, worin ihm Gräfe vorangegangen war, Schulz und Reichardt (die Volkslieder-Tonsetzer) ihm folgten. Seine Operetten bildeten das Volk und ergöhten es. Wenn er in seinem Choralbuche zu schlicht verfuhr, so hat er sich doch auch dadurch das Verdienst erworben, mehrere Melodien von Verschönerungen zu befreien. Am meisten wirkte er durch seine schriftstellerischen Arbeiten über musikalische Gegenstände, so daß er mit Recht der Vater der ästhetisch musikalischen Kritik genannt wird. Auch durch seine vielfachen Ausgaben fremder bedeutender Werke hat er sich sehr nützlich gemacht. Als Mensch gehörte er, anerkannt von Allen, unter die trefflichsten. Man vergleiche die Leipziger musikal. Zeitung, den 6ten Jahrg. S. 845 u. 861 ff.; Gerbers alt. und neues Lex. der Tonkünstler; Kochlitz „Für Freunde der Tonkunst.“ 1r Bd. u. Reichardts Briefe. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner theoretischen und praktischen Werke gibt Gerber. Gerade Hillers 100ster Psalm, der für seine beste Kirchencomposition gehalten wird, ist nicht gedruckt worden. Zu den von unserm fleißigen Gerber angezeigten Werken und Ausgaben H.'s, haben wir nur das so genannte Dottinger Te Deum von Händel zu dem! Utrechter hinzu zu fügen, das H. ebenfalls 1780 im Schwicker'schen Verlage besorgte. Doch bewies H. hierin seine Neigung, in den Werken Anderer Änderungen vorzunehmen, wohl zu sehr, oder er gab ihr wenigstens, .veranlaßt durch die Unterlegung des lateinischen Textes, zu viel nach. Man findet ausgestrichene und eingeschaltete Takte, sogar veränderte Rhythmen, so daß eine neue Ausgabe eben dieses Dottinger Te Deum sehr wünschenswerth ist.

Sein Sohn, Friedrich Hiller, that sich am Meisten in musikalischer Geschicklichkeit hervor, wurde 1780 Sängert auf dem Rostocker Theater, 1790 Musik-

Direktor in Schwerin und 1796 zu Altona für das neu errichtete National-Theater. Seine Compositionen waren gefällig, leicht und zeitgemäß. Unter Andern ist die Operette „Adelstan und Röschen“ von ihm. Sein Todesjahr ist uns nicht bekannt. (G. W. Fink.)

6) Johann Friedrich, Professor der Beredsamkeit zu Wittenberg, geboren zu Dyringen im Hohenlohe'schen den 21. März 1718. Sein Vater war fürstlich Schillingsfürst'scher und Wedelbach'scher Kammer-rath und Amtmann. Er studirte auf dem vaterstädtischen Gymnasium und auf der Hochschule zu Wittenberg, wurde daselbst 1745 Rektor der Stadtschule, 1750 Professor des Natur- und Völkerrechts, 1757 der Dichtkunst, 1767 der Redekunst, und starb den 24. Julius 1790. Alte Literatur, Wolff'sche Philosophie und Baumgartensche Theologie waren die Fächer, in denen er umfassende gründliche Kenntnisse besaß, und die er mit ungemeinem Beifall lehrte, denn sein mündlicher Vortrag war eben so angenehm als gründlich und deutlich. Besonders stifteten seine Examinatoria und Disputatoria, zu denen man sich immer herbei drängte, 89 Jahre hindurch sehr großen Nutzen. Auch in vielen andern Fächern ertheilte er einen lehrreichen Unterricht, und es gab Zeiten, da er täglich 9 Stunden docirte. Die alten Sprachen besonders trieb er mit solchem Eifer, daß er seine Muttersprache darüber vergaß, und z. B. griechische Auctoren weit besser ins Lateinische, als römische Auctoren ins Deutsche übersezte. Weniger leistete er als Schriftsteller, denn außer einem unvollendet gebliebenen Curriculum philosophiae. Part. III. Vitemb. 1760—68. 4. hat er nur Dissertationen, Programme, Reden und Gedächtnißschriften, zu denen ihn sein Amt veranlaßte, drucken lassen \*). (Baur.)

7) Martin, Consistorialassessor und Propst zu Olß in Schlesien, war zu Strigau den 28. Sept. 1575 geboren, studirte zu Wittenberg, war seit 1601 in mehreren schlesischen Dörfern Prediger, erhielt 1638 die angezeigte Stelle, und starb 1651. Viele Drangsale und Verfolgungen erduldet er von den Katholiken während des 30jährigen Kriegs. Er schrieb Passionsbetrachtungen und andere zu ihrer Zeit beliebte und öfters gedruckte asketische und homiletische Schriften. (Baur.)

8) Matthäus, Abt zu Königsbrunn im ehemaligen Herzogthum Württemberg, geboren zu Stuttgart, wo sein Vater Regierungsekretär war, den 15. Februar 1646. Er studirte in den Klöstern Hirsau, Bebenhausen und im theologischen Stift zu Tübingen, wurde daselbst 1673 Repetent, und kam 1677 als Diakonus nach Herrenberg. Das Amt eines Predigers und Professors im Kloster Bebenhausen wurde ihm 1685 übertragen; 1692 erhielt er wider sein Vermuthen einen Ruf nach Tübingen als Professor der Logik und Metaphysik, und 1698 wurde er daselbst ordentlicher Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen und außerordentlicher Professor der Theologie, auch Ephorus des theologischen

\*) Belg. gel. Sachsen 111. Schlichtegroll's Metrol. 1790. 2r Bd. 362. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 5r Bd.



Stifts und Pädagogarh. Diese Ämter legte er 1716 nieder, ging als Abt nach Königsbrunn, und starb daselbst den 11. Febr. 1725. Hiller war zu seiner Zeit wegen seiner orientalischen Sprachgelehrsamkeit sehr berühmt, und selbst das Ausland ehrte und schätzte seine Schriften und seine Verdienste um die exegetische Theologie. Eine rühmliche Anerkennung fanden seine etymologischen Forschungen über die eigenthümlichen Namen, welche im A. T. vorkommen: *Onomasticum sacrum*. Tüb. 1706. 4.; und von seinem Tr. de arcano Keri et Kethib. Ib. 1692. 8., welcher sinnreiche Hypothesen von den Varianten der hebr. Bibel enthält, sagte der sprachgelehrte Professor Wagenseil in Altdorf: „es hätten deren Autori dergleichen Gedanken ohne Gottes besondern Beistand nicht einfallen können, und er habe in diesem einigen Buche aller Rasgretzen Arbeit übertriffen.“ Was er zuletzt über die im A. T. vorkommenden Bäume und Pflanzen in seinem Hierophyticon (P. I. de arboribus. P. II. de herbis). 1. 5. ad Rhen. 1725. 4. mittheilte, ist aus den Händen der Gelehrten verschwunden, seitdem M. Gellius 1745 sein Hierobotanicon herausgab. Seine Dissertationen ließ er 1711 unter dem Titel *Syntagmata hermeneutica, quibus loca s. script. plurima ex hebraico textu novo explicantur*, in 4. zusammen drucken, auch schrieb er *Institutiones linguae sanctae*, die oft gedruckt wurden, zuletzt Tüb. 1760. 8. und ein *Lexicon hebraico-talmudicum* 1685 \*). (Baur.)

9) Philipp Friedrich, Pfarrer zu Steinheim bei Heidenheim im Württembergischen, Sohn eines Pfarrers zu Mühlhausen an der Enz, geboren daselbst den 6. Januar 1699. Er studirte zu Tübingen, wurde 1732 Pfarrer zu Redargröningen, nach 4 Jahren zu Mühlhausen, kam 1748 nach Steinheim, und starb daselbst den 24. April 1769. Seit 1751 mußte er sein Amt durch Vikarien versehen lassen, weil er seine Stimme verlor, die ihm keine Kunst der Ärzte wieder geben konnte. Zur geistlichen Poesie besaß dieser fromme Mann beachtenswerthe Talente, und viele seiner Lieder sind, mit Verbesserungen von Diterich, Küster, Paulmann u. A., in neuere Gesangbücher aufgenommen worden. Die Fruchtbarkeit seines Talents erhellet aus der großen Zahl seiner poetischen Arbeiten: *Arabs Paradies-Gärtlein* geistreicher Gebeter, in Liedern. 4te Ausg. Tüb. 1785. 8. *Gedächtniß-Reimen der erangel. Geschichten*. Eb. das. 1752. 8. *Leben Jesu in gebundener Schreibart*. Eben das. 2 Th. 1752. 8. *Gedächtniß-Reimen der Bücher des neuen Test.* Eben das. 1753. 8. *Geistliches Liederkästlein*. Stuttg. 2te Aufl. 1775. 16. *Beiträge zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahr-*

heit, oder Morgen- und Abendandachten zc. in gebundener Schreibart. Eben das. 1785. 8. u. a. m. †) (Baur.)

HILLEROED, eine offene Stadt des Amtes Frederiksborg im königl. dän. Stifte Seeland; sie liegt an einem kleinen Landsee und ist vorzüglich bekannt durch das dort befindliche königl. Schloß, die Frederiksborg und die Kapelle desselben, worin die dänischen Könige bisher gekrönt worden sind. Sonst ist hier noch das große königl. Gestüte bemerkenswerth. Die Stadt hat 170 Häuser, gegen 1200 Einw., ein Krankenhaus, ein Hospital, und ein Gymnasium \*). (R.)

HILLERSLEV, ein Herreder des Amtes Abisted im königl. dän. Stifte Aalborg am teutschen Meere 5½ Meile groß und 3500 Einwohner in 14 Kirchspielen \*\*). (R.)

Hillosen, alter Name für Hilbesheim, s. d. Art.

HILLESHEIM, ein seit Anfang des 18ten Jahrh. in den Grafenstand erhobenes, edles Geschlecht, hat seinen Ursprung von den alten Freiherrn von Meerscheidt oder Meschedt, am Niederrhein und in den Niederlanden. Anton von Meerscheidt genannt von Hillesheim, der 1440 lebte, ist der erste, welcher diesen Beinamen nach dem Schloß Hillesheim führte. Mit seinen Urenkeln theilte sich das Geschlecht in vier Linien; Anton II. v. H. führte die Linie zu Hillesheim, Heinrich II. die zu Bertum, Martin die zu Wippe, und Heinrich III. die zu Dehl fort. Wilhelm v. H., der Sohn von Martin, zeichnete sich im 30jährigen Kriege so aus, daß er vom Kaiser Ferdinand die freiherrliche Würde erhielt. Er trat darauf in die Dienste des Herzogs Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg als dessen geheimer Rath, Kammerer und Amtmann zu Bindeck und Breisig im Herzogthum Berg. Das im Kriege erworbene Vermögen setzte ihn in den Stand, die Herrschaften Arendel, Franken und Niederbach zu kaufen. Seine einzige Schwester Gertrude v. H., Stiftsdame zu Schaken starb 1669 in einem Alter von 101 Jahren. Mit seiner Gemahlin Katharina, erzeugte er einen Sohn und 4 Töchter, welche Stiftsdamen zu Kellinghausen, Billich, Dickirchen und Etze wurden. Franz Friedrich Freih. v. H. (geb. 1640, † 1681), herzogl. pfalzneuburg. Kammerer und Oberhofmeister hatte mit Anna Maria von Cortenbach 2 Söhne: Johann Kaspar Frh. v. H. (geb. 1679) teutscher Ritter und Komthur zu Romersdorf in der Ballei Alten Biesen und kurpfälzischer Oberst eines Regiments und Franz Kaspar Frh. v. H. (geb. 1675), welcher vom Kaiser Leopold in den Grafenstand d. h. röm. Reichs erhoben wurde. Der Letztere stand in einem großen Ansehen bei dem Kurfürsten von der Pfalz, bei welchem er die Stelle eines geheimen Rathes und Regirungspräsidenten bekleidete; zugleich war er Komthur und Kanzler des heil. Hubertusordens. Später erhielt er zur

\*) Sein Leben, von seinem Tochtermann S. Pfister, bei dem Hierophyt.; ausgezogen in der Leipz. gel. Zeit. 1726. S. 110. vergl. die teutschen Acta erudit. T. CX. Fabricii hist. biblioth. T. VI, 44. Böls Gesch. der Univ. Tüb. 186. Halleri bibl. botan. T. II, 195. Eichhorn's Gesch. d. Sprachk. 1ste Abth. 481. 532.

†) Meerwagen Literat. d. Aachenlicher 135. Richters Ber. d. Liederd. 137. Meusel's Ber. verst. Schriftst. 5r Bd.

\*) Weim. Handb. 3te Abth. 1r Bd. S. 79.

\*\*\*) Das. S. 119.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



**HILLIGER**, 1) Johann Wilhelm, geb. am 3. August 1643 zu Chemnitz, zuerst Adjunkt der philos. Fakultät zu Wittenberg, dann Superintendent in seiner Vaterstadt und starb im Sept. 1705. Er hat sehr viele Dissertationen geschrieben, meist exegetisch-antiquarischen Inhalts, deren Mehrzahl sich auf das N. T. bezieht, aber den heutigen Anforderungen an gelehrte Bibelklärung wenig entspricht †). (A. G. Hoffmann.)

2) Johann Zacharias, Superintendent zu Seyda im sächsischen Kurkreise, geboren den 7. Januar 1698 zu Chemnitz, wo sein Vater, Johann Wilhelm, Superintendent war. Dieser schrieb: *Summarium linguae sanctae; summarium linguae Aramaeae*, verschiedene philologische Dissertationen und Leichenpredigten und starb den 9. Sept. 1705 \*). Der Sohn kam vom Gymnasium seiner Vaterstadt 1710 auf die Hochschule zu Leipzig, begab sich von da 1714 nach Wittenberg, hielt Vorlesungen und wurde 1724 außerordentlicher Professor der Philosophie. Im folgenden Jahre folgte er einem Rufe als Pastor und Superintendent zu Seyda, und starb daselbst den 16. Januar 1770. Unter seinen Schriften sind die bemerkenswertheften: *Diss. de vita, fama et scriptis Valent. Weigelii*. Vitob. 1721. 4. *Institutiones logicae eclecticicae*. Ib. 1724. 8. *Tentamina poetica*. Ib. 1725. 12. *Institutiones pneumaticae eclecticicae*. Lips. 1726. 8. *Rhetorica ecclesiastica*. Ib. 1728. 8. *Institutiones isagogicae in universam theologiam*. Ib. 1734. 8. \*\*). (Haur.)

3) Oswald, ein deutscher Rechtsgelehrter, Professor an der Universität Jena, geb. den 20. Dec. 1588 zu Freiberg und gest. den 15. März 1619. Studirt hat er zu Leipzig, Wittenberg und Jena, stiftete auch auf letzterer Universität späterhin ein Legat. Er gehört der Periode an, wo die französische civilistische Schule abnahm, und die deutsche juristisch-philosophische entstand. Sein Buch über *Donellus* †) ist überschätzt worden \*). (Alex. Müller.)

4) Siegmund Gottlieb, geb. den 20. Okt. 1686 zu Dresden, studirt zu Leipzig, wo er auch seine ganze übrige Lebenszeit zubrachte; nachdem er 1712 die juristische Doktorwürde erlangt hatte, wurde ihm 1715 die Professur des Lehrechts übertragen und 1717 eine Beisitzerstelle bei dem dortigen Schöppenstuhl zu Theil, welchen Ämtern er bis an seinen Tod (24. Febr. 1748)

mit großem Eifer sich widmete. Seine Schriften bestehen nur aus Dissertationen und Programmen und beziehen sich fast durchgehends auf das Lehrecht. Angeführt zu werden verdienen: *de jure et modis testem reitentem compellendi*, 1711; *de foro clerici delinquentis*, 1715; *de necessitate consensus vasalli in expectantiam feudi a domino concedendam*, 1717; *de poena pecuniaria in delictis carnis*, 1717; *de vasallo contra dominum feudi propria auctoritate jus sibi dicente*, 1716, 1717; *de termino fatali defensionibus reorum concedendo*, 1718. — Vgl. Jöch. her gel. Lex. Bd. II. S. 1607. *Lipsell bibl. real. jur.* (Ad. Martin.)

Hilliger (heiliger) Leichnamstag, s. Frohnleichnamstag.

Hilligersberg s. Hillogersberg.

**HILLNER** (Christoph), geb. 1745 zu Breslau, ein Maler. Da sein Vater königl. Gärtner zu Sanssouci bei Potsdam war, so hatte er Gelegenheit, die dortigen schönen Gemälde und Statuen täglich zu sehen. Dadurch erwachte in ihm Liebe zur Kunst. Er kam daher im J. 1768 zu Kode nach Berlin, studirt bei diesem 2 Jahre lang, ging aber dann nach Sanssouci zurück und fuhr fort, sich nach den Meisterwerken zu bilden. So vorbereitet reiste er 1773 nach Rom um unter Pompeo Battoni in der Kunst fortzuschreiten; hier äußerten denn auch die Werke im Vatikan und in der Farnese'schen Galerie großen Einfluß auf seine fernere künstlerische Entwicklung. Er copirte die Schlacht zwischen Constantin und Maxentius nach Raphael von Julio Romano ausgeführt, verließ 1777 Rom, um die übrigen Städte Italiens zu besuchen, ging dann über Turin nach Paris, durch die Niederlande über Antwerpen, um dort die Werke Rubens und anderer großen Meister kennen zu lernen, und lehrte über Holland nach Potsdam zurück \*). (A. Weise.)

**HILLSBOROUGH**, 1) s. Highland, Kanton im State Ohio, der nordamerikan. vereinigten Staaten. 2) Kanton an der südlichen Seite des Staats Newhampshire (vereinigte Staaten von Nordamerika), stößt im Süden an den Stat Massachusetts; ein von den Windhöhen durchschnittenes, hohes Land, im Osten von dem südlich fließenden Merrimack (atlantisches Meer, Nordamerika's Ostseite) durchströmt, und überhaupt von vielen Flüssen und kleinen Seen bewässert. Weizen-, Mais- und Obstbau, starke Viehzucht. 62 □ Meilen, 40 Ortschaften, 1820 mit 55,246 Einwohnern, Hauptort Amherst, 10 deutsche Meilen nordwestlich von Boston. 3) Hauptort des Kantons Orange (Stat Nordcarolina der vereinigten Staaten von Nordamerika) am Ono, einem Zufluß des Neuse (atlantisches Meer, Nordamerika's Ostseite), mit dem Gerichtshause und Kantongefängniß, einer Akademie, 90 Häusern, fruchtbare, gut angebaute Umgegend, wo sich auch Gold findet, 7½ deutsche Meile nordwestlich von Raleigh, Nordcarolina's Haupt-

†) Jöch. her Gelehrtenlexikon 2r Bd. 1607 führt mehrere derselben an.

\*) *Dan. Mulleri programmata III. de vita Hill. Chemn. 1724 — 27. fol.* \*\*) Beiträge zur Hist. der Gel. (von Strodtmann) 2 Th. 225 — 238. Dietmann's kursächs. Priestersche 4r Bd. 691. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 5r Bd.

1) *Osw. Hilligeri Donellus enucleatus*. Tom. I. Jen. 1611. Tom. II. ibid. 1613. 4. rec. Lugd. 1620 und Antw. 1642. fol. 2) s. Hugo Lehrbuch eines civilistischen Cursus. 6r Bd. zweiter Versuch. Berlin 1818. S. 235. s. 290. Vergl. noch überhaupt über ihn: Historischer Schauplatz vornehmer und berühmter Stats- und Rechtsgelehrten. Nr. 17. p. 165. Nettelbladt's halische Beiträge zu der juristischen Gelehrten-Historie. B. I. S. 737. Jöch. her allgem. Gelehrtenl. unt. d. B.

\*) Meusel's Lex. d. Kunstlerlexikon. T. I. S. 598.



Stadt und 28½ deutsche Meil. nordwestlich vom Haupt-  
hafen Wilmington. 4) Hauptort der Insel Carlacou,  
der größten der westindischen Grenadilleninseln (britisches  
Gouvernement Grenada), 1825 mit 500 Einwohnern,  
worunter 420 Farbige und Schwarze. 5) Ortschaft im  
Kanton Somerset, (Stat New-Hersey, vereinigte Sta-  
ten von Nordamerika,) 1820 mit 2896 Einwohnern, west-  
lich von Millstonefluß, Hauptarm des Karitan. Frucht-  
bare Gegend, 1½ deutsche Meile westl. von New-Brun-  
swick, und 8 deutsche Meilen südwestlich von New-York.  
6) Kirchspiel am Flusse gleiches Namens in der Mitte  
der Prince-Edward-Insel, im Kanton Queens (britisches  
Nordamerika im S. Lorenz-Golf), 82,520 Acres ent-  
haltend mit der Ortschaft Margborough, einer der an-  
sehnlichsten dieses Eilandes, 46° 25' n. Br. südwestlich  
vom Hauptorte Charlottetown. (C. N. Röding.) 7)  
Trischer Burgflecken, im Kanale von Laghan, Provinz  
Ulster, County Down, mit 800 Einw., Musselinweberei.  
(Benicken.) 8) Eine Insel vor der Unity Bai, auf  
der östlichen Küste des Wüstlandes Labrador, unweit der  
dortigen Missionsanstalt der Brüderunität Main (57°  
10' n. Br.), gehört zum britischen Nordamerika.

(C. N. Röding.)

**HILLSBOROUGH EINFAHRT**, eine Flußmün-  
dung an der Ostseite von Ost-Florida, 26° 15' 28" n.  
Br. mit trefflichen Ankerplätzen, welche vielleicht eine  
Durchfahrt durch die ganze Halbinsel darbietet, 9½ deut-  
sche Meile nördlich vom Kap Florida, und 36 deutsche  
Meilen nordöstlich von Key West. (C. N. Röding.)

**HILLSDALE**, zweiter Hauptort des Kantons Co-  
lumbia (Stat New-York, der vereinigt. Staaten Nord-  
amerika's), liegt am Fuße des Tadenaghgebirges, hart  
an der Gränze des Staats Massachusetts unweit Pitts-  
field, Sitz des Untersheriffs des Kantons, 6 Kirchen,  
1 Postamt, 1830 mit 4396 Einw., schöne fruchtbare  
Gegend, Wollen- und Leinenweberei. 4 deutsche Meilen  
nordöstlich von Hudson City am Hudsonstrom und 27  
deutsche Meilen nordnordwestlich von der Stadt New-  
York. In der Nähe von Hillsdale liegt der Gesundbrun-  
nen New-Libanon, und das Dorf der Shakers, einer  
schwärmerischen Religionssekte. (C. N. Röding.)

**HILLTOWN**, Ortschaft am Perkiomys (Schuyler-  
Fluß, Delawarestrom, atlantisches Meer) in dem Kanton  
Bucks (Stat Pennsylvanien, der vereinigt. Staaten Nord-  
amerika's), 1820 mit 1345 Einw., angenehme, frucht-  
bare Gegend, 5½ Meilen nördlich von Philadelphia.

(C. N. Röding.)

**HILME**, nach Olen's Eintheilung eine Sippschaft  
der Muscheln, welche concholepos, eburna, purpura  
und buccinum in sich begreift. (R.)

Hilmend, s. Afghanistan (1ste Sect. II, 146.)

**HILMERSDORF**, Dorf im Amte Wolfenstein des  
erzgebirgischen Kreises im Königreich Sachsen, hat Rit-  
tergut, gegen 600 Einw., viel Leinweberei und Strumpf-  
weberei. (G. F. Winkler.)

Hilo, s. Falkenjagd.

**HILO RETORCIDO**, heißt im spanischen Landel  
mit Frankreich das Fil retors, oder das Garn von

Rennes im ehemaligen Bretagne, jetzigem franz. Depart.  
ter Ille und Vilaine. (F. Thon.)

Hilpen, s. Systematik der Pflanzen im Art. Pflan-  
zenkunde.

**HILPERICH**, 1) fränkische Könige, s. Chilperich.  
2) H. zu Genf, König der Burgundionen s. im Artikel  
Burgund (1ste Sect. XIV, 88.). (R.)

Hilpert, s. Hildebert.

**HILPERT** (Johann Georg), geb. 1742 zu Ro-  
burg, lebte als geschickter Steinschneider und Zinngießer  
zu Nürnberg, und legte dort eine Fabrik an, in welcher  
Figuren und Basreliefs in Zinn gegossen wurden. Die  
in Schiefer gearbeiteten Formen, und die Werkzeuge  
dazu, verfertigte er selbst, und gelangte darin zu einer  
solchen Vollkommenheit, daß seine Werke als Zierde in  
mehrere Kabinette aufgenommen wurden. Er lieferte  
das Bildniß Friedrichs II., des Feldmarschall Laschy's \*)  
in Medaillons, verfertigte Bauernstücke im niederländi-  
schen Geschmack u. s. w., und starb zu Nürnberg 1795.  
(A. Weiss.)

Hilpertshausen, s. Hildburghausen.

**HILPOLD**, hohe Bergspitze in Tirol, im Ballen-  
thal, an der Gränze von Tyrol. (Rumy.)

**HILPOLTSTEIN**, eine Stadt auf dem Gebirge  
am Flüßchen Roth im bairischen Rezatkreise, 5 Meilen  
von Nürnberg, hat 273 Häuser mit 328 Familien, einen  
Magistrat 1ste Klasse, eine Schranne, und ist der Sitz  
eines Landgerichts über 3 Municipal- und 42 Rural-  
gemeinden mit 2693 Familien = 12,363 Seelen, eines  
Rentamts, eines Forstamts und eines katholischen De-  
kanats. In der Kirche ist das Grabmal des Hilpolt  
von Stein, von welchem die Stadt den Namen trägt.  
Das Schloß der H. von Stein, welche die Grundherren  
waren, stand auf dem Berge, wo man noch die Ruine  
eines alten Thurms sieht. Das Schloßlein in der Stadt  
wurde erst später erbaut, und von mehreren neuburgschen  
und sülzbachschen Prinzen und Prinzessinnen bewohnt.  
Vor Alters gehörte die Stadt den Herzogen von Baiern,  
von welchen sie die Familie der Hilpoltsteiner zu Lehn  
getragen hat; 1353 wurde sie an die Krone Böhmen  
verkauft, und endlich, nach mehreren vorher gegangenen  
andern Verpfändungen, 1509 an die ehemalige Reichs-  
stadt Nürnberg verpfändet, von Bertha von Niesenberg.  
(Klenkohl.)

**HILPRECHTSHAUSEN**, ein zu Hefenbed eingep-  
farrtes Dorf im Harzdistrikte des Herzogthums Braun-  
schweig im Kreisamte Gandersheim belegen, mit einem  
der Familie von Baldensels gehörigen Ritterstue, 11 Häu-  
sern und 120 Einwohnern. (Bode.)

**HILS**, ein bewaldeter Bergzug des Herzogthums  
Braunschweig, gebildet durch Vorberge des Harzes und  
zusammenhängend mit dem Thdt, Lhedingberg und El-  
sas †). (R.)

\*) Meusel's art. Miscellen. St. 1. S. 64. Ferner Jährl.  
T. 2. S. 584.

†) Beim. Handb. 1ste Abth. 5r Bd. S. 429.



**HILSBACH.** 1) Städtchen im Hügellande zwischen dem Obenwalde und Schwarzwalde, fast 4 Meilen südlich von Heidelberg und eben so weit südwestlich von Mosbach, unfern der Burg Steinsberg, dem alten Sitze der rheinpfälzischen Bögte über diese Gegend (s. Steinsberg), in einer angenehmen, sanft bergigen, gesunden und fruchtbaren Lage. Einst das alte Hileresbach im rheinfränkischen Gaue Elsenzgowe, wo 798 Erholt und seine Gemahlinn Odelrat, und 806 Regimbrecht und seine Gemahlinn Richlind Grundstücke und Leibeigene dem Kloster Lorsch zum Geschenke machten<sup>1)</sup>. Schon im Anfange des 14ten Jahrh. als eine Stadt unter dem Namen Hillespach, Hilderesbach und Hileresbach, und als eine alte Zugehör der Pfalzgrafschaft am Rheine bekannt<sup>2)</sup>, die Kaiser Ludwig der Baier 1325 dem edeln Manne Kraften von Hohenlohe verpfändete<sup>3)</sup>, die aber durch den Davischen Vertrag 1329 wieder an dieses Kaisers verstorbenen Bruders Söhne, die rheinischen Pfalzgrafen, zurück kam<sup>4)</sup>. Im J. 1525 wurde der Ort, so wie auch Eppingen und Einsheim von Anton Eisenhut, einem Eppinger Priester, der sich zum Hauptmanne eines Bauernhaufens von 1200 Mann aufgeworfen hatte, eingenommen, und sammt der Umgegend eine kurze Zeit beherrscht<sup>5)</sup>. Als Ellyp. 1622 Alles um Heidelberg her verwüsten ließ, um dieses durch Hunger und Mangel zu zwingen, wurde auch H. durch seine Haufen mit stürmender Hand erobert, und fast alle Bewohner erwürgt<sup>6)</sup>. Indessen blühte Hilsbach nach wie vor diesem schrecklichen Ereignisse, und war von alten Zeiten her auch der Sitz verschiedener Edelleute<sup>7)</sup>. Ritter Weyprecht II. von Helmstatt (s. d. Art.) führte von Oberwesheim und Hilsbach seinen Namen<sup>8)</sup>. Auch die jetzt allein noch blühende Hilsbacher Linie des uralten Ritterhauses der Wenningen leitet ihren Ursprung von hier ab, und hatte daselbst Güter, bis sie 1518 von den Gebrüdern Hans Hypolitus und Ludwig, nebst einem Lehen auf dem Zolle zu Germersheim, an Kurfürsten Ludwig V. gegen das Schloß Steinsberg und Zugehör vertauscht wurde<sup>9)</sup>. Das Wenningensche Stammhaus wurde in der Folge in ein Amtshaus verwandelt, und

besteht noch als die Wohnung des jetzigen fürstl. leiningenschen Rentbeamten. Die Junker Bollmar von Remchingen und Birch von Gemmingen werden noch 1602 auf ihren Rittersitzen zu H. erwähnt<sup>10)</sup>. Im 16ten Jahrh. wurde H. auch der Sitz der kurpfälz. Beamten, die sonst die Burg Steinsberg bewohnten, und von ihm wurde das ganze Unteramt, das zum kurpfälz. Oberamt Mosbach gehörte, die Kellerei Hilsbach genannt. Am Ende des 17ten Jahrh. ließen sich zu H. viele reformirte französische Flüchtlinge unter einer besondern Concession des Pfalzgrafen, Kurfürsten Johann Wilhelm, nieder, wodurch die Bevölkerung desselben sehr gewann<sup>11)</sup>. Die Pfarrkirche, dem Michael geweiht, wird frühzeitig erwähnt, und wurde von den Patronen, den Pfalzgrafen Kurfürsten 1360 dem deutschen Orden incorporirt<sup>12)</sup>; eine besondere, darin befindliche Altarpsünde zum h. Nikolaus gehörte dem Hause Wenningen als kurpfälz. Lehen<sup>13)</sup>. Bei der Kirchtheilung fiel den Katholischen der Chor, den Reformirten das Langhaus der Kirche zu; doch gebrauchen beide bis heute gemeinschaftlich das Ganze. Es gehören zu ihr für beide Parteien, besonders die katholische, viele Filiale. Die Lutherischen haben schon seit Mitte des 18ten Jahrh. eine eigne Kirche. Durch die großen Staatsveränderungen unserer Zeit kam H. an den Fürsten von Leiningen, hierauf mit seinen meisten Besitzungen an das Großherz. Baden, und ist als ein standesherrl. fürstl. leiningenscher Ort dem großherzogl. Bezirksamte Eppingen zugetheilt. 1774 hatte es 695 Einw., jetzt aber mit Einschluß des Jungboses 1162, wovon 658 Evangel., 451 Kathol., 8 Mennon. und 45 Juden, welche Gewerbe und Handwerke treiben; Apotheke, eigentliche Gastwirthe und Kaufleute gibt es dort nicht, dafür jährlich 3 Krämermärkte. Hauptnahrungsquelle ist der Getreidebau. Die Gemarkung enthält über 6000 Morgen Landes, wovon über  $\frac{1}{4}$  dem Getreidebau, Weniges dem Wein-, Wiesen- und Gartenbau gewidmet ist. Gegen  $\frac{1}{2}$  besteht aus Waldung, die aber größten Theils herrschaftlich. Das kleine Wasser Hilsbach, das im städtischen Wald unten am Eichelberge entspringt, fließt im W. der Stadt durch 3 kleine Seen, treibt unterhalb derselben einige Mühlen, und fällt bei Eppingen in die Elsenz: Der Eichelberg ist ganz mit herrschaftlicher Waldung bedeckt; auf ihm befand sich einst eine Burg, von der noch Überbleibsel ausgegraben werden.

2) H. auch WALDHILSBACH, zum Unterschiede von dem Städtchen H., ein kleines Dorf und liegt nur etwas über  $\frac{1}{2}$  M. nördl. von jenem und kaum 1 M. südl. von Heidelberg an der äußersten Südgränze des Obenwaldes. Es kam 1296 von Konrad von Falkenstein durch Kauf Kurfürsten Rudolphs I. an Kur-

1) Actum in monast. Laurisham die nonas Augusti anno XXX. Karoli regis: In Cod. Lauresh. carta MMDCII; Actum in mon. Laurish. die XIII. kalend. Januarii anno XXXVIII. Karoli regis: In eod. Cod. cart. MMDCX. 2) Altes kurpfälz. Binsbuch: Auszug der hierher gehör. Stelle bei Widder in geogr. histor. Besch. der Kurpfalz. II Tble. S. 145. 3) Bestallungsbrief für Kraften v. Hohenlohe: Der geben ist zu Ulme an dem Montag vor unser Frauen Tag je Plechtmesse ic. ic. In specim. diplomatarii Bojorici ap. Oeselum in Her. Boie. SS. T. II. p. 150. 4) Vertrag von Pavia: ost in unsern Artikeln angezeigt. 5) F. P. Wund in Beschreibung des Bauernkrieges in der Rheinpfalz aus handschriftlichen Nachrichten seines Vaters Jakob Wund. 6) Theatrum Europ. Tom. I., p. 714; Latomus in relation. Francofurtens. autumnal. an. 1621, p. 112. 7) Ruprecht der Ältere in Urkunde: Dat. Heidelberg an dem Abend des heil. Auffsartstag, 1380. Angef. v. Widder, II, 140. 8) S. den Art. Helmstatt in unserer Encyclopädie Zweiter Section Vtem Tble. Seite 194. Not. 33. 9) S. den Art. Steinsberg.

10) Widder in geogr. histor. Besch. der Kurpf. II, 147. 11) F. P. Wund in topograph. pfälz. Biblioth. Item Stücke, S. 132. 12) Altes kurpfälz. Binsbuch v. J. 1369: die hierher gehörige Stelle bei Widder, II, 148. 13) Urkundliche Nachricht bei Widder ebend.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Evangel., etwa 324, sind nach Leutershausen und Schriesheim, und die Kathol. nach Leutershausen eingepfarrt. Diese 4 Weiler mit den fast an ihnen hängenden mit 52 Evangel. und 20 Kathol. bewohnten Ritschweiler und Oberlungenbach, der alten Berghöhe Sunnerbach, welche 795 als ein Grenzort der Heppenheimer Waldmark und des Lobdengau's bestimmt wird, und heut' zu Tage die Großherzogthümer Baden und Hessen scheidet, liegen in einer sehr rauhen Gegend, und sind ohne Zweifel das alte Wilare, wo die Slaven wohnten, und wo 877 Lintber (religiosus et spectabilis vir), der die Villa Weinheim mit eben diesem Orte, wo die Slaven wohnten, und mit noch andern von der Abtei Lorsch zu Lehen trug, derselben Abtei drei dienstbare Hubengüter vermacht<sup>1)</sup>. Zum ersten Male hören wir die späteren Namen dieses Wilare in einer Urkunde v. J. 1599, wo „Atzmosweiler, Ribenweiler, Reppenweiler und Holzhan“ als ein Zugehör von Weinheim oder vielmehr der dortigen Burg Winded genannt werden<sup>2)</sup>, welche die Abte von Lorsch zu ihrem Schutze erbaut hatten<sup>3)</sup>. Ungeachtet der rauhen Lage hat der Fleiß der Einwohner in der ersten Gemeinde 456 und in der andern Gemeinde 312 Morgen Acker urbar gemacht; außerdem besitzt die erste Gemeinde an Wiesen 158 und an Waldung 440 Morgen, die andere an Wiesen 82 und an Waldung 118 Morgen. Der Viehstand ist bedeutend: in der ersten Gemeinde außer Pferden und Ziegen über 200 Stück Rindvieh und gegen 60 Schweine, und in der andern 60 Stück Rindvieh und 30 Schweine, für die bestehende Bevölkerung merkwürdige Zahlen. Den ganzen Gewerbestand machen in beiden Gemeinden gegen 80 Leinenwebermeister aus.

(Thomas Alfred Leger.)

Hilsey s. Hildealey (Mark).

Hilskrabben s. Ilex aquifol.

Hilster s. Salix pentandr.

HILTBOLT von SWANEGOEI, deutscher Dichter, aus adeligem Geschlechte, in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Seine in der Ranessischen Sammlung (Th. 1. S. 143—146.) enthaltenen Minnelieder, die sich vortheilhaft auszeichnen, sind, wie Docea vermuthet, hier und da unvollständig<sup>4)</sup>. (H. Döring.)

Hilte s. Capra.

Hiltebrand, Hiltebrandslied s. im Art. Heldebuch (2. Sect. V, 61.); Hiltebrandston s. Hildebrandston.

HILTEBRANDT (Jodocus Andreas), Archidiaconus zu Stargard, geboren zu Bahu in Pommern 1657, gestorben den 20. October 1746, war zu seiner Zeit ein beliebter abletischer und homiletischer Schriftsteller: Katechismus. Predigten. Frankf. 1703. 2 Th. 4. Deutsche Theologie, 7 Jahrgänge. Evangelische Lebenspflichten auf 6 Jahrgänge im Eingange erklärt. Heilige Weihnachtssandachten. Schediasma de vocatione interna ad studium theolog. Berol. 1721. 4. mit einer Fortsetzung, u. v. d.<sup>5)</sup>. (Baur.)

HILTEGUND, von Hilde, Kampf, Krieg, und Gund, Mädchen, Kampffungfrau, heißt in der deutschen Heldensage des Königs Herrich von Burgund Erbtöchter. Noch vor ihrer Geburt hatte ihr Vater und König Alpher von Aquitanien sich eidlich gelobt, ihre Kinder mit einander zu vermählen. Aber bei Attila's Einbruch mußte Hiltegund sowohl, als Alpher's Sohn Walthere den Hunnen zu Geiseln gegeben werden. Sie wurden an Attila's Hofe erzogen, und um den erwachsenen Helden Walthere zu fesseln, wollte ihn der König dort verheirathen. Aber Walthere blieb seiner verlobten Hiltegund treu, setzte sich mit ihr in Einverständnis, floh mit ihr in seine Heimath und heirathete sie<sup>6)</sup>. Im altteutschen Heldengedichte Bitterolf und Dietlieb<sup>7)</sup> erscheint Hiltegund mit ihrem Gemahle zu Worms von König Günther zu einem Ritterspielfeste eingeladen.

(Ferdinand Wächter.)

HILTEN (Johann), ein deutscher Franziskanermonch in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrh., als freimüthiger Tadler päpstlicher Anmaßungen, kirchlicher Gebrechen und besonders der im Mönchthum herrschenden Mißbräuche bekannt. Er wurde deswegen in Eifer nach in harte Gefangenschaft gesetzt, und starb in denselben 1502. Er soll bestimmt versichert haben, „daß wenn es ihm auch nicht glückte, das Mönchswesen zu stürzen, doch im J. 1516 ein Anderer auftreten werde, der es stürzen werde, und dem man weder widerstehen, noch Fesseln werde anlegen können.“ (Baur.)

HILTENBRANDT (Anton) geb. 1721 zu Wien, seit 1754 Professor der Geschichte und Geographie am Theresianum in seiner Vaterstadt, seit 1785 der Theologie, Naturgeschichte und Landwirthschaft zu Lemberg in Galizien, wurde durch die ihm übertragenen verschiedenen Fächer zu einer auffallenden Mannichfaltigkeit in

<sup>1)</sup> Beiträge zu den Acta hist. eccles. 2. Bd. 248. Abtheilung 8. Auf. 1. Fächer.

<sup>2)</sup> Das lateinische Heldengedicht Historia Waltharii, bei Wolter, Beiträge zur Gesch. S. 213 u. f., bei Fischer de prima expeditione Attilae S. 4. Abtheilung 8. 7048. B. d. Sagen's Ausg. von 1816. S. 184. <sup>3)</sup> In v. d. Hagen's und Prümisse's Heldenbuche in der Ursprache. S. 64—69.

<sup>4)</sup> Apologia Augustanae confess. de votis monast. Adam vitas theolog. germ. p. 2. G. H. Goetzii observatt. hist. theol. de Hiltenio. Labac. 1736; 1717. 4. Seckendorffii comment. de Luther. lib. 1. sect. 8. p. 20. col. 2. Arnoldi Kirchen- und Regere histor. 1 Bd. 572. 917. Tres veteres epistolae, monachi cujusdam Salzensis, Fr. Myconi et J. Cornerii, de J. Hiltenio, nunc primum editae a C. A. Heumanno, in den Parerga Goetting. T. I. lib. III. p. 1—16.

1) Testamentum Lutheri: Actum publice in monaster. Laureham an. Dominicae incarnat. DCCCLXXII, regni Ludovici regis II, sub die kalendas Octobris etc. etc. Codicis Lauresh. diplom. carta XL. 2) Erneuerung des Schlosses Winded Gefallen: Urkundenauszug bei Wigger I, 285, a). 3) S. den Art. Weinheim.

<sup>4)</sup> S. Koch's Compendium der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 2. S. 55. Fr. Adelungs Nachrichten von altteutschen Gedichten. Th. 1. S. 119. Museum für altteutsche Literatur und Kunst von v. d. Hagen, Docea und Büsching. Bd. 1. St. 1. S. 177.



seiner literarischen Betriebsamkeit veranlaßt. Naturwissenschaftlichen Inhalts sind: Schreiben eines Geißl. von Wien . . . von dem immerwäh. Electrophor, übers. mit Anmerk. (Wien 1776. 8.); Anleit. zur richt. Kenntniß der am meisten in die Augen fallenden Dinge 1 Th. (das. 1779. 1782. 8.); Historia physica (ib. 1780. 8.). Oekonomischen dagegen: Osterreichischer Weinbaukatechismus (Leipz. 1777. 8. 2te Aufl. 1782; neue Aufl. Wien 1796.). Erste Anfangsgründe der zur Landwirthsch. nöthigen Mechanik (Wien 1779. 8.; mit neuem Titel 1783). Die theologischen Schriften sind zum großen Theil von geringem Umfange; zu bemerken sind etwa: Kirchenpolicey (Wien 1781. 8.); das erschaffene Unendliche oder die ewige und unermessliche Welt (das. 1783. 8.); Versuch eines Katechismus der natürl. Religion (das. 1784. 8.). Er schrieb ferner eine Planimetrie und Stereometrie für die Normalschule (das. 1776. 8.) und übersetzte einiges aus dem Franz. und Lat.\*). (R.)

HILTER, ansehnliches Dorf und Hauptort einer Vogtei des Amts Iburg im südlichen Obnabrück, an der Straße von Obnabrück nach Rothenselde und Bockhorst, am Fuße des zum Osning gehörigen Hulsberges, 1 M. südöstlich von Iburg, 106 H., 901 Einw., nebst einer Försterei. Dieß Dorf ist merkwürdig durch die Lage am westlichen Eingange des geognostisch interessanten Thales zwischen dem Osning und den Höhen von Laer und durch sein Alter, weshalb es in der Provinzial-Geschichte oft erwähnt wird; die Pfarre wurde 1248 gestiftet. Der Name (Hilter für Hiltrup d. h. Hilsdorf) bezeichnet eine Ortschaft am Hügel. (Sonne.)

Hilteroed s. Hilleroed.

HILTERS, HILDERS, Marktflecken am Flüsschen Ulster auf der Rhön des bairnischen Untermainkreises und im Landgerichte gl. Namens, 7 Stunden von Melrichstadt und 9 Stunden von Reustadt an der Saal entfernt. Er umfaßt über 1000 Einw., die Sitz eines Landgerichts, Rentamtes und Pfarr-Amtes im Dekanate Bischofsheim vor der Rhön, bedeutende Strumpf- und Feinwandwebereien, und vorzüglichen Flachsbau. Über die Ulster, in welche sich am Ende des Marktfl. ein heller Bach von bestem Quellwasser ergießt, führt eine steinerne Brücke. Auf dem Berge, an dessen Fuße Hilters liegt, sind die Ruinen des Schlosses Auersberg zu sehen. Hilters ist auch der Name eines bairnischen Landgerichtes im Untermainkreise, welches einen Flächenraum von 5½ □ M. enthält. (Eisenmann.)

HILTON. 1) John, Organist an der St. Margarethkirche zu Westminster und Baccalaureus der Musik, wird von Hawkins als ein Componist gelobt, welcher zu Cromwells Zeiten gestorben sei und sich außer mehreren ungedruckten Kirchenkompositionen durch Madrigals in 5 parts in den triumphs of Oriana bekannt gemacht habe; ferner durch a choice Collection of Catches, Rounds and Canons for 3 or 4 voyces, die zu den besten der Art gezählt werden. Seine Fa La's for 3 voyces bestehen in lustigen Liedern, deren

Strophen nach Gerber sich immer mit den Selben Fa lala enden. (G. W. Fink.)

2) Walter, ein englischer Karthäuser-Mönch, der unter Heinrich VI., ums Jahr 1440, in der Kartause Wetlesham an der Themse, welche Heinrich V. gestiftet hatte, lebte. Er zeichnete sich unter seinen Zeitgenossen eben so sehr durch die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, als durch die Reinheit seines frommen Lebens aus. Das erstere beweisen seine größten Theils handschriftlich in verschiedenen Bibliotheken verwahrten Schriften: Liber doctrinae contra tribulationes et carnis tentationes. Scala spiritualis. Scala perfectionis sive de vita contemplativa lib. II. De utilitate religionis. De communi vita. De origine religionis et ejus praerogativa u. m. a. Mehrmals gedruckt wurde seine Abhandlung: de musica ecclesiastica lib. I. Engländisch: A short introduction into the science of musick, Lond. 1564 u. 1577; sie war den ersten Ausgaben eines engländischen Psalmbuchs mit Melodien vorgelegt, wurde aber bei den späteren Abdrücken weggelassen. Einige Bibliographen haben ihn (wahrscheinlich irrig) zum Verfasser des berühmten Buchs de imitatione Christi machen wollen, für dessen eigentlichen Verfasser Thomas von Kempen gehalten wird. Man sehe Desbillons disp. qua libror. de imit. Chr. auctorem esse Thom. e Kemp. ostenditur, vor dessen Ausgabe, Mannh. 1780, und Gerberti hist. silv. nigr. T. II. 106\*). (Baur.)

HILTON, Insel und Cap. Dünen-Insel auf der Südgränze des Stats Süd-Carolina, nördlich von der Mündung des Savannah-Stroms, gehört zum Canton Beaufort. Hilton Head, das Cap, liegt 32° 17' 5" n. Br. und bildet den südlichen Einsahrtspunkt vom Port Royal, 10 deutsche Meilen südwestlich von Charleston. (C. N. Rüdiger.)

Hiltorf s. Hittorf.

HILTROP (Virich oder Friedrich) aus Essen, war 1590 zu Köln Magister, dann Syndikus zu Essen, und starb nach 1629. Man hat von ihm: Protribunalium fori moderni lib. IV. s. processus judicarius ad celebriorum hujus saeculi tribunalium practicum observationem accommodatus. Colon. 1629; öfter 1739. 4. (Baur.)

Hiltrup, s. Hilter.

Hiltchalcken s. Hildsassen im Art. Hulda.

Hilum (bot. Terminol.), s. Samen.

HILVARENBECK, ein wichtiges niederländisches Dorf, Provinz Nordbrabant, Distrikt Einhoven, mit einem ansehnlichen Glockenthurme, einem großen Markte, worauf fünf Jahrmärkte gehalten werden, und 1900 Einwohner. Von hier war der bekannte Johann Goropius, nach seinem Geburtsorte Becanus genannt, der die niederländische Sprache unmittelbar aus der Arche Noahs herleiten wollte. (van Kampen.)

\*) Balaeus de scriptor. Britannico. Pitsaeus de Mastr. Angliae scriptor. Mocozzi theatrum chronolog. Hawkins history of Mus. T. III, 508. Forkels lit. d. Mus. 145, Biogr. univ. T. XX. (von Genes.)



HILVERSUM, ein niederländisches Dorf, Provinz Holland, Distrikt Amsterdam, und ostwärts von dieser Hauptstadt im so genannten Groiland, und in der Heide, die sich fast ununterbrochen (außer durch einzelne Flüsse) von der Elbe bis hierher erstreckt. Die abwechselnden Höhen und Tiefen, die Baumgruppen und die bebauten Partien, welche der Fleiß der Bewohner dem öden Sande abgewonnen hat, sehen der Gegend jedoch etwas Beschagliches bei. Hilversum hat Fabriken von gestreiften baumwollenen Tüchern, nach diesem Dorfe genannt, und groben Tapeten, eine reform., eine kathol. und eine Jansenistenkirche, eine Synagoge und 8600 Einw. Im J. 1766 brannte das Dorf fast ganz ab, doch erholte es sich in fast unglaublicher Schnelle wieder. (van Kampen.)

HILWARTSHAUSEN, Kloster-Amt im händv. Fürstenthum Göttingen unter dem Kriminal-Amt Münsden, eine Stunde nördlich von dieser Stadt in einer sehr schönen Gegend am linken Ufer der Weser. Das noch jetzt so genannte Kloster Hilwartshausen, welches vom Pfarrdorse dieses Namens im Amte Erichsburg-Sunnesrück zu unterscheiden ist, ist die Wohnung des Pächters und einiger Arbeitsleute; am südlichen Ende des Gartens liegt eine kleine Kapelle, in welcher der Prediger des D. Simte alle 14 Tage Gottesdienst hält; bei dieser Wohnung ist eine Fähre über die Weser, in dem der größte Theil des fruchtbaren Pachtlandes und ein Theil der Ökonomie-Gebäude am rechten Weserufer liegt. Von dem ehemaligen Kloster ist nichts mehr übrig, als ein haufälliger Theil der Wirtschaftsgebäude am linken Ufer: man nennt diesen von der ehemaligen Bestimmung die Domina. Das uralte Nonnen-Kloster Helwardeshusen wurde schon 970 vom Kaiser Otto gestiftet: es erhielt große Besitzungen in der umliegenden Gegend und verarmte seit dem 15ten Jahrh., wiewohl noch im 16ten sich die Dransfelder zu Vasallen des Klosters bekannten: noch mehr litt es, wie alle göttin-genschen Klöster, unter den Erichen, bis Heinrich Julius den Resten der Güter einen Verwalter vorsehte. Das Pachtgeld kommt der Kloster-Kammer zu und machte daher seit der Stiftung der Universität Göttingen einen Theil der Einkünfte der letztern aus. (Sonne.)

HILZA nennt man im holländischen Handel eine Sorte weißer ostindischer Bastas (s. d. Art. Baffetas), 36 Cobidos lang und  $1\frac{1}{2}$  dergl. breit. (F. Thon.)

HILZINGEN, Herrschaft und Marktlecken im Hegau, am westlichen Fuße der Bergfestung Hohentwiel, mit einer Posthalterei auf der Straße von Engen nach Schaffhausen, fast-1 t. R. nordöstlich von letzterem und  $\frac{1}{2}$  M. südlich von ersterem entfernt, in einer angenehmen und fruchtbaren Lage. Der Ort wird zuerst in einer Urkunde v. J. 1005 erwähnt, kraft welcher König Heinrich der Heilige das aus Duellium, dem heutigen Hohentwiel, nach Stein am Rheine verlegte Benedictiner-Kloster St. Georg unter andern mit seinem Erbgute zu Hiltessinga ausstattete\*). Der Hof an der Kirche

zu H. und die untere Mühle in dieser Villa, welche König Rudolph, der Habsburger, mit mehreren andern Gütern von der Kirche Bamberg zu Lehen hatte, wurden von diesem Könige 1277 dem Bischofe Berthold von Bamberg zurück gestellt, der sie dem edeln Herrn, Grafen Manegold von Nellenburg, wie es die Kirche Bamberg besessen hatte, als Eigenthum übergab; wogegen dieser sein Schloß Wicks mit allem Zugehör dem Erstern zustellte. Der Bischof belehnte aber damit den König und dieser wieder den Grafen Manegold\*\*). In der Folge erscheint ein Theil von H. als östreichisches Lehen in den Händen der Herren von Hornburg. Dieser wurde 1433 von Hans v. Hornburg an Heinrich v. Mandegg, 1528 von Georg v. Mandegg an Hans v. Schellenberg verkauft, und kam nach kinderlosem Hingange des Letzteren 1612 als ein erledigtes Lehen an Zacharias Geitzkoster, dessen Kinder es 1621 zum letzten Male durch Ferdinand Fieger als Lehenträger empfangen ließen. Der dem Kloster St. Georg zu Stein gehörige Theil kam mit der Pfarrei zu Hülzingen 1597 durch Vereinigung des Klosters mit der Reichsabtei Petershausen an letztere, und bald darauf sehen wir auch ganz H. als eine Herrschaft im Besitze derselben. Der Reichsprälat nannte sich in seinem Titel Herr von H. und hatte einen Statthalter daselbst. In den Stiftslanden bildete H. ein Obervogteiamt, und der Ort selbst steuerte zum Canton Hegau. Durch den Luneviller Frieden 1801 kam H. mit den Landen der Reichsabtei Petershausen als Entschädigung an Friedrich und Ludwig, Markgrafen zu Baden, und bildete in der mit dem neuen Kurfürstenthume Baden vereinigten Grafschaft Petershausen ebenfalls ein Obervogteiamt, zu welchem die Petershausener Herrschaften H., Staufen und Riedheim gezogen waren. Nach der Organisation des Großherzogthums Baden 1809 gab H. einem Amte im Seckreise Sig und Namen, wurde aber bald hernach dem Bezirksamte Blumenfeld einverleibt, mit dem es noch vereinigt ist, und gehört zur privativen Standesherrschaft des jetzt regierenden Großherzogs, hat 930 kathol. Einw., 165 bürgerl. Häuser, ein herrschaftliches Schloß, in welchem sonst der Petershausener Statthalter wohnte, ein Amtshaus, eine Kirche, ein Schulhaus, ein Jägerhaus, mehrere herrschaftliche Ökonomiegebäude und ein herrschaftliches Hofgut, der Kellhof genannt. Die Nahrungszweige der Einwohner sind hauptsächlich bedeutender Wein- und Getreidebau und gute Obstzucht, der Boden ist fruchtbar.

(Thomas Alfred Leger.)

HIMA, حَمَا, heißt eigentlich eine Hürde oder ein geschlossener Weideort; wird dann als Nom. propr. gebraucht. 1) Hima Dharijet, ein Dorf auf dem Wege

diplomat. Alemann. carta DCCCXVIII. \*\*) Acta sunt haec apud Wiennam in domo Praedicatorum anno Domini MCLXXVII. Kal. Augusti, Indict. V: Ap. Hergott in Cod. Probationum Genealogiae Habsburg. Carta DLXXII.

\*) Dat. Kl. Oct. indict. III. an. Unico incarnat. IV (MV) an. domini regis Heiorici III. Act. Ulma etc. etc. etc. In Cod.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



verpesten die Luft und machen dadurch aus dieser Zone eine unbewohnbare, selten und nur rasch von Reisenden durchzogene Wüste. Die Anwohner derselben, ein elender, verkrüppelter, armseliger Menschenschlag, sind der Kropfkrankheit und dem Kretinismus unterworfen, der überall von Buremputer bis Hurdwar am Ganges vorherrscht. Diese Wüste, Jagdrevier der Radscha's oder Gebirgsfürsten, ist stets für die Eroberer, welche in die indischen Ebenen hinab stiegen, Verderben bringend gewesen. Die absolute Erhabenheit dieser Stufe mag im Mittel 1000 Fuß betragen, denn am Rande des Gebirges liegen das Kantonement Kurnal am Kanal von Delhi 1027', das Jagdschloß Badschaher-Muhub am Eintritt des Jumna in die Ebene, 1276', die Stadt Hurdwar am Eintritt des Ganges in die Ebene, 1024', der Ort Chilkien am Eintritt der Kosila in die Ebene, 1076', das Dorf Sapur an der Straße von Scharunpur nach Rahun 1228', die Stadt Mueumajwa am Eingange des Thals von Piegor 1220' über dem Meere.

Die zweite Stufe oder das Land der Vorhöhen, ist mit dichten Waldungen aus den mannichfaltigsten Bäumen bewachsen (worunter besonders viele Mimosen und höher hinauf die breitblättrigen Nadelholzarten,) und belebt durch unzählige Vogelscharen. Nur die Längenthäler sind hier kultivirt, die Querthäler durchaus waldige Einöden.

Die dritte Stufe besteht aus dem erhabenen Gebirgslande zwischen diesen Vorhöhen und der nördlichen und höchsten Kette des Himalaya. Sie bildet einen breiten Gürtel von vielfach verzweigten Bergketten und Gebirgsthälern, mit den mannichfaltigsten Abstufungen von der Höhe zu den Tiefen, ein Alpenland im größten Stile, überall mit Alpengebirgs-scenen, ja mit einer Cordillerennatur erfüllt. Im Allgemeinen streichen die verschiedenen Gebirgsketten dieser Zone im Parallelismus mit der Hauptmasse von NW. gegen SO., an verschiedenen Stellen hat man deren 6 — 7 unterschieden. Sie steigen von der südlichsten Kette, welche etwa 6000' mittlere absolute Höhe erreicht, allmählig zu der höchsten empor, welche wir in der vierten Stufe kennen lernen. Sie sind beschattet mit Wäldern von ungeheuern Cedern, Birken, Kastanien, Haselsträuchen und andern dem Auge eines Europäers bekannten Baumarten. Die Thäler dieser Zone liegen in einer mittleren absoluten Höhe von 8000 — 6000 Fuß. Die Gipfel der höheren Ketten sind im Winter mit Schnee bedeckt, während die Thäler durch Regengüsse befruchtet werden. Der Winter beginnt hier im November und hält 6 Monate an, mit einer in den europäischen Klimaten gleicher Breite unbekanntem Strenge. Im Mai aber kehrt der Frühling wieder, und entwickelt schnell ein unvergleichlich schönes Grün, obgleich der Winter kaum vorüber ist; denn auf den Bergen schneit es bis in die Mitte des Junius.

Die vierte Stufe bildet die hinterste und höchste Kette des Himalaya, das erhabenste Schneegebirge der Erde, welches mit seinem Nordfuße auf tibetanischen Hochflächen ruht. Sie zog von jeher die Aufmerksamkeit der einheimischen Bewohner auf sich, durch deren

Mythologie sie nach Würde verherrlicht wird; denn selbst in einer Ferne von 30 — 40 geogr. Meilen, von Beagalien und vom iranischen Plateau aus, sieht man den Kranz ihrer silberreinen Schneegipfel sich aufthürmen über die heißen Ebenen des Ganges und Indus. Daher sind sie den Hindus die reinen Quellhöhen ihrer heiligen Ströme, der Wohnsitz Brahma's, des Urvaters und seiner ihm untergeordneten Götter. An den sichtbaren Ursprüngen jener Ströme haben die Hindus ihre Opferstellen, ihre Tempel, Badeplätze und Wallfahrtsörter errichtet, zu denen jährlich viele Tausende wallen. Sehr spät indes zogen diese Riesengestalten die Aufmerksamkeit der europäischen Eroberer auf sich, erst seit dem letzten Jahrzehnden, besonders seit 1815, wo die Kapitäne Hodgson, Herbert, Roger, Webb und Andere ihre trigonometrischen Messungen und ihre Reisen unternahmen. Wenn der Montblanc 14,760 Fuß, der Nevado de Sorata, der höchste Gipfel der Anden, 23,664 Fuß über dem Meere und 3564 Pariser Fuß höher als der Chimborasso ist, so streckt dagegen der Dhawalagiri sein Haupt bis zu einer Höhe von 26,340 Pariser Fuß in den blauen Himmel empor. Stellte man den Pré des Marmiers (den höchsten Juragipfel) auf den Montblanc, so hätte man die Höhe des Chimborasso, stellte man den Brocken auf den Chimborasso, so hätte man die Höhe des Nevado de Sorata, und stellte man endlich den Astenberg (im westphälischen Sauerlande) auf den Nevado de Sorata: so hätte man erst die Höhe des Dhawalagiri. Beinahe in seiner ganzen Höhe erblickt man diesen prachtvollen Koloss von der Ebene von Ghorokpur im NW. der Stadt Aude, einer Station britischer Truppen, die nur 400' über dem Meere liegt, und von wo aus, bei der Stadt Banser, Kapitän Black diese Höhe nach wiederholten Messungen bestimmt hat. Die Riesenhöhe des Dhawalagiri steht aber im Himalaya nicht vereinzelt da; er ist nur der höchste von vielen ihm sehr nahe kommenden Gesellen, die man zum Theil, wenn ihre Namen unbekannt sind, mit den großen Buchstaben des Alphabets oder mit römischen Ziffern auf den Karten verzeichnet hat. Folgende Übersicht der Höhen der vorzüglichsten Berge der Hauptkette, im W. des Dhawalagiri, die Gruppe, zu welcher er gehört, mit eingeschlossen, wird diese Thatsache anschaulich machen.

#### 1) Gruppe des Dhawalagiri.

A. Ein namenloser Gipfel . . . . .	20,206	Par. Fuß.
B. Ischandra-Giri (d. i. Mondberg) . . . . .	21,212	„ „
C. Dhawala-Giri . . . . .	26,340	„ „
D. Swela-Giri (d. i. weißer Thurn) . . . . .	23,327	„ „
E. Ein namenloser Gipfel . . . . .	22,245	„ „

#### 2) Alpenstock in den Hochthälern des Mundagni, Wischnu, Doolce, Bindur u. Kalee.

Der Dschawahir . . . . .	24,156	Par. Fuß.
Gipfel G. südwestlich vom Ganges- schneefeld . . . . .	21,118	„ „
Gipfel H. südlich vom vorigen . . . . .	20,526	„ „
Gipfel VI. südöstlich vom vorigen . . . . .	21,304	„ „
Badrineth-Pik, östlich vom vorigen . . . . .	21,976	„ „



Außerdem erreichen noch mehr Gipfel dieser Gruppe dieselbe Höhe und viele derselben sind immer noch 18—19,000 Fuß hoch.

### 3) Gruppe der Alpenhörner um die Gangesquellen.

Keiner der eifigen Alpenhörner, welche 15 an der Zahl die gleichsam kesselartige Einsenkung um die Gangesquellen in einem geschlossenen Kranze umgeben, sinkt unter 18,000 Pariser Fuß hinab. Wir führen davon folgende auf:

Surga Kooer . . . . .	21,475	Par. Fuß.
Koodroo Himalab . . . . .	20,990	" "

Der erhabene dreiköpfige Schneeberg, mit einer benachbarten Spitze die 4 Heiligen genannt:

Gipfel St. George	21,238	" "
Gipfel St. Patrick	21,373	" "
Gipfel St. Andreas	20,428	" "
Mount-Moira . . . . .	21,885	" "
Kedarnath Nil . . . . .	21,621	" "

Eine ähnliche Gruppe kolossaler Gebirgsthürme blickt auf die Quellen des Jumna und Tonse herab, und dieselbe Höhe der Gebirgsgipfel scheint östlich und westlich fortzusetzen, denn der Schumulari in Butan, nördlich von Lassisudon wird auf 26,266 Pariser Fuß und selbst der Coond der höchste Gipfel des Hindukho auf 19,228' Höhe geschätzt.

Um ein richtiges Bild von einem Gebirge zu erhalten, darf man sich nicht beschränken, dessen Hochgipfel allein zu betrachten, man muß auch sein Augenmerk auf die Höhe des Gebirgskammes richten. Die Vergleiche zwischen der Höhe der Gebirgskämme und der Berggipfel sind sehr dazu geeignet, einen klaren Begriff von den Hauptverhältnissen zwischen den größeren Gebirgen der Erde zu geben. Die mittlere Höhe der Gebirgskämme ist zwar eine abstrakte Größe, die selbst, wenn man keine zusammenhängenden Ketten, sondern nur einzelne Berggruppen betrachtet, etwas Schwankendes zu haben scheint; wenn man indes die Gebirgspässe als lokale Ausschnitte der Kämme, als ein Minimum, und die Schneegränze als ein Maximum der Höhe des Kammes ansieht, so bekommt man für dieselben einen mittleren Werth, welcher im Verhältniß der Höhe der Gipfel eben so charakteristisch für die Physiognomie der Gebirge, als bedeutend für die Kräfte ist, durch welche dieselben aufgethürmt wurden. Auf diese Art erhält man für das Himalayagebirge

Mittlere Höhe des Kammes 14,592'

Höchster Gipfel . . . . . 26,340'

folglich das Verhältniß zwischen beiden = 1 : 1,8.

Im Kaukasus beträgt die mittlere Höhe des Kammes 7980'; der höchste Gipfel mißt 16,698', folglich ist das Verhältniß zwischen beiden = 1 : 2.

In den Anden ist die mittlere Höhe des Kammes 11,100'; der höchste Gipfel mißt 23,664', folglich ist das Verhältniß zwischen beiden = 1 : 2,1.

In den europäischen Alpen ist die mittlere Kammehöhe 7200'; der größte Gipfel mißt 14,764', folglich ist das Verhältniß zwischen beiden = 1 : 2.

Die verschiedenen Vegetationsstufen für die Südseite der höchsten Himalayakette stellen sich wie folgt: bis 6800' herrscht noch Reisbau, bis 8770' wachsen hoch Wälder von Eichen und Kastanien, bis 8900' steigt der letzte Weinbau auf, auf 10,696' Höhe liegt das letzte Dorf mit Ackerbau; bis 11,479' wachsen noch Wacholder- und Johannesbeeren, bis 12,198' wächst noch Gesträuch, hier und da gedeihen selbst Birken; bei 12,000' beginnt in der Regel die untere Gränze des ewigen Schnees. An der Nordseite der Kette steigen diese verschiedenen Regionen zu weit höheren Stufen auf: bis 10,000' sind noch Wälder von Aprikosen- und Walnußbäumen; bis 11,210' noch Pappeln, bis 12,500' (bei dem sinesischen Dorfe Changrezhing) noch Ackerbau, in 14,637' liegt noch das Dorf Zumsiri, in 15,140' ein sinesisches Truppenlager zu Zinchin, selbst bis 15,950' reicht die Vegetationsgränze, denn in dieser Höhe fand Gerard noch eine geruchlose Art Salbei und holziges Strauchwerk zur Feuerung, bei 15,660 Fuß fängt in der Regel erst die ewige Schneegränze an. Die Schneegränze und die Vegetationsgränzen steigen also an der Nordseite des Gebirges 2—3000 Fuß höher auf als an dessen Südabhänge, beide aber im Himalaya höher als in anderen Gebirgen unter gleicher Breite, als z. B. im Atlasgebirge, und die untere Schneegränze ist hier unter etwa 31° nördl. Breite, 3300 Fuß höher, als sie der Regel nach seyn müßte. Selbst unter dem Äquator ist in dieser Höhe Alles mit ewigem Schnee bedeckt, während Webb die 300 Fuß über den Nitipass (im Himalaya) hervor ragenden Spitzen davon entblößt fand. Ein so außerordentliches Phänomen, wobei besonders die höhere Schneegränze an der Nordseite sehr auffallend ist, hat die Aufmerksamkeit der größten Naturforscher erregt, und Alexander von Humboldt ist diesem Gegenstand in einer ausführlichen Untersuchung nachgegangen, welche in den *Anuales de Chemie et de Physique*, XIV. p. 1 sq. enthalten ist. Als Ursache gibt er die Wärmestrahlung der mittelasiatischen Hochebenen an. Professor Runkle widerlegt dieß in seiner Abhandlung über die Temperatur der Erde, welche in Gehler's physikalischem Wörterbuche, neuer Auflage S. 970—1068 enthalten ist, und glaubt, die Ursache liege darin, daß über der ausgedehnten Hochebene Asiens durch die Einwirkung der Sonne mehr Wärme entbunden wird, welche die Temperatur der darauf ruhenden Luftschicht erhöht, und dadurch bewirkt, daß die nördlichen Winde eine wärmere Luft hinzu führen, mithin ungleich weniger abkühlen, als sonst der Fall zu seyn pflegt.

Aus Mangel an geognostischen Untersuchungen sind wir noch nicht im Stande, etwas Ausführlicheres über den inneren Bau des Himalaya beizubringen; in den bis jetzt durchforschten Gegenden wechseln Granit, Gneiß, Schiefer, Quarz und Kalkstein regelmäßig mit einander ab, Granit und Kalkstein scheinen aber durchaus auf den höchsten Spitzen vorherrschend zu seyn.



Der Parallelismus der verschiedenen Himalayaketten bedingt die Hauptrichtung der Längenthäler, die in derselben Richtung ziehen und der Querthäler, durch welche diese verschiedenen Ketten entweder ganz oder zum Theil durchbrochen werden. Die ausgedehntesten Längenthäler sind: das Thal des obern Setledge, welches an der Nordseite des Himalaya auf tibetanischem Gebiete liegt, das Thal des oberen Burempooter, unter gleichen geographischen und politischen Verhältnissen, und das berühmte Thal von Kaschmir im Innern des Himalaya. Ganz durchbrechende Querthäler bilden der Indus von der Stadt Leh bis zur Mündung des Kabulstroms, der Setledge von Sipte bis Ludiana, der Burempooter aus Tibet durch Assam; halbdurchbrechende Querthäler bilden fast alle Zuflüsse des Ganges, welche durch die wildesten, furchtbarsten Gebirgsschluchten den tief liegenden Gegenden Hindostans zustürzen. Wir wollen die Beschreibung der wichtigsten Thäler mit der Hydrographie verbinden, und hier zugleich bemerken, daß sämtliche fließende Wasser des Himalaya den Stromsystemen des Indus und des Ganges angehören.

#### A. Indusgebiet.

Der Indus, nächst dem Nil der berühmteste Strom des Alterthums, bildet mit seinem Querthale die Westgränze des Himalaya; bis 1818 waren seine Quellen fabelhaft, wie die des Nil. Er entspringt auf der Nordseite der Kailasakette, also ganz außerhalb des Himalaya, und strömt Anfangs von SO. gegen NW. durch das breite Hochthal von Kleintibet (das im N. der Mustang oder die Kette Karakorum begränzt) bis zu dessen Hauptstadt Leh oder Ladak. Hier wird sein Lauf plötzlich südwestlich, das Längenthal dadurch zum Querthale, welches nun das ganze Himalayagebirge durchbricht, um in das Pendschab oder das Land seiner fünf östlichen Zuflüsse einzutreten. In der obern Strecke dieses durchbrechenden Querthals von Dras bis Mullaun strömt der Indus mehr westwärts durch ein ganz unbekanntes Gebirgsland, nimmt bei letztem Orte eine südliche Richtung und durchschneidet nun 3 Stufenthäler mit Engpässen, ehe er unter 33° 7' n. Br. aus den Felsengen der Salzkette von Calabagh in 4 großen Armen in die Ebene von Hindostan tritt. Jene 3 Engpässe liegen bei Torbela, bei Attak und Calabagh, das zwischen sind ehemalige Seeböden. An der Mündung des von Westen her kommenden Kabulstromes bei Attak, machen die Gewässer beider ein Gebrause wie das Meer, und zur Zeit der Schneeschmelze bildet sich hier ein gewaltiger Wirbel, dessen Getöse weithin gehört wird, der oft die Barken hinab reißt und wider die senkrechten Felsen schmettert. Bei Calabagh ist das Stromthal nur 350 Yards breit, die Bergwände auf beiden Seiten sind sehr schroff, längs ihrem Fuß ist ein Pfad 2 Meilen weit aufwärts in dem Felsen ausgehauen. Dieser Engpaß ist so schmal, und die Felsen über ihm sind so steil, daß schwer beladene Kamele nicht hindurch können. Über dem Eingange dieses Passes hängt die Stadt Calabagh, die sehr sonderbar auf dem Abhange des Berges erbaut

ist. Eine Straße erhebt sich immer über die vorbegehende und ist nur auf 1. n. flachen Dächern der unteren Häuser zu erreichen, eine Lage, ähnlich der der Stadt Thiers in der Auvergne und der der Stadt Mardin am Abhange des Dschudi-dagh im Paschalik Diarbekt. Der Pfad ist in Steinsalz ausgehauen, an vielen Stellen erhebt er sich mehr denn 100' über die Wasserfläche des Indus. Das Salz ist wie Krystall, weiß und nur hin und wieder gestreift und mit Roth gefärbt. An einigen Stellen sprudeln Salzquellen am Fuße der Felsen hervor und überziehen den Boden mit einer blendend weißen Rinde. Die Erde um die Stadt ist blutroth, und alle diese genannten Örtlichkeiten bieten in Verbindung mit einander eine wahre Gruppe von Wundern dar. Oberhalb Attak ist der Indus noch zu durchsetzen, wie es Schah Schuba im J. 1809 mit seinem Heere that; bei Attak geschieht die Überfahrt in Barken. Die Landesbewohner schiffen häufig mit aufgeblasenen Ochsenschläuchen statt der Barken den Strom hinab, wie auf dem Euphrat und dem großen Sab. Attak, am Eingange von Persien und Indien, obgleich jetzt verfallen, verdient mit Recht der Schlüssel von Indien genannt zu werden; hier setzte Alexander von Makedonien auf einer Schiffbrücke über den Strom, hier hatte sich Dschingis-Khan gelagert, ohne jedoch über den Strom zu gehen, hier erbaute Timur eine Schiffbrücke, setzte auf selbiger am 11. Okt. 1398 über den Strom und brachte Krieg und Verheerung an die Ufer des Ganges, aus denen die Stiftung des mongolischen Reichs hervorging; hier endlich ging Schah Nadir 1738 über den Indus, um die Macht des Thrones von Delhi zu vernichten.

Aus dem Alpenlande Kaschmir brechen mehrere Bergströme wie Radien von NO. gegen SW. durch enge Thäler und durch den Gränzgebirgsaum in Engpässen zum linken Ufer des Indus hervor. Sie sammeln sich in die 5 Hauptthäler des Setledge oder Suttuludge, Beyah, Rawi, Chinab und Dschilum, vereinigen sich dann zu je 3 und 2, erst in 2 Hauptkanälen, welche bei Multan und Buhawulpur vorüber ziehen, dann aber bei Utsch in einem einzigen Arme, dem Punjund, welcher sich bei Mittenkot im Flachlande Indiens in den Indus ergießt. Dieß sind die berühmten 5 Ströme, deren Gebiet den Namen Penjab oder Pendschab, d. i. Fünfstromland führt. Bis in dieses reiche Land und zwar bis an den Beyah (Hyphasis der Alten) drang der makedonische Alexander vor, seine Flotte schiffte von hier an den Indus hinab. Wir wollen die Fünfströme mit ihren Thälern nach einander durchgehen

a) Der Dschilum oder Jelum, der Hydaspes der Griechen, entspringt unter den Namen Behusda, Bidusta oder Behut, im hohen Himalaya; er fließt in seinem oberen Laufe in einem sehr merkwürdigen Parallelismus mit dem Indus. Nach Ausnahme des Rischer-Ganga, fließt er durch die Engpässe von Mozufferabad und Zellalpur und mündet nach einem Laufe von 90 geographischen Meilen in den Chinab. Sein oberstes Thal, ein von SO. gegen NW. gerichtetes Längenthal, ist das berühmte Thal von Kaschmir; seine



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



etwa in 14,000' absoluter Höhe; dem letzten entfließt der Satadru; dieser eilt im sanft sich senkenden Thale mit Steilufem glatt aber mit raschem Laufe 40 Meilen weit nördl. nach Shipke, wo sein Spiegel noch 8100' über dem Meere liegt; bis hierher hat er also schon 6000' Gefälle. Der Ort Shipke, ein sinesischer Grenzort, liegt mit seinen höchsten Bergbüten 9948' an einem Berge hinauf gebaut; hier beginnt das Querthal des Setledge, der sich hier plötzlich gegen SW. wendet und nun in Wasserstürzen den Querwall des Himalaya, in furchtbaren Engschluchten und Tiefthälern mit pittoresker Alpennatur, durchbricht. Bei der Stadt Belaspur beginnen die großen Durchbruchströmungen des Flusses durch die letzte Gebirgsstufe, hier liegt sein Spiegel 1310' über dem Meere, und von Shipke bis hierher hat er ein Gefälle von 6800 Fuß. Bei Kopur tritt er ganz in die Ebene Hindostans und vereinigt sich bei Ferappur mit dem Beyah. Beide vereinigte Ströme nehmen den Namen Gurrah an und ergießen sich bei Utsch in den Chinab, der nun den Namen Punjund annimmt.

### B. Gangesgebiet.

Der Ganges entsteht aus dem Zusammenflusse des Bhagiretti- und Alacananda- oder Aluknunda-Ganga, welche beide den ewigen Schneefeldern der höchsten Himalayakette entquellen, um sich noch innerhalb des Hochgebirgs zu einem gemeinsamen Strome zu vereinigen, der nun den Namen Ganges annimmt.

1) Der Bhagiretti-Ganga, der eigentliche Quellstrom des Ganges, entspringt oberhalb Gangotri aus einem mächtigen Schneefelde, das sich zwischen dem Berge Noira und den 4 heiligen Bergen herab senkt. Dieses Schneelager aus unzähligen, seit Jahrhunderten über einander gethürmten und zusammen gefrorenen Schneeschichten zu einem mächtigen Eiswalle angehäuft, bricht hier in Spalten auf, die dunkeln Gewölbe und Eisgrotten desselben sind vom täglichen Thau und Froste, von ihren Decken hinab bis zur Tiefe des Stromes, mit einem Walde kolossaler Eiszapfen behangen, unter dem der wasserreiche Ganges hervor rauscht. Diese Eiszapfen hält der Brahmine für Mahadevas Haar, aus dem das heilige Wasser hervor ströme. Aus weiter Ferne rauscht der Ganges unstreitig schon unter dem Schneefelde hervor, aber sein erster sichtbarer Durchbruch liegt 12,948 Pariser Fuß über dem Meere, unter 30° 55' 45" nördl. Br. und 79° 3' 20" östl. L. von Greenwich. Auf diese Art entstehen die meisten Flüsse des Himalaya, an dem Abfalle der höchsten Kette desselben; alle brechen mit beträchtlicher Wassermasse unter dicken Schneelagern hervor, und unterscheiden sich vom Ganges nur in so fern, als ihr Mutterschnee, und mithin auch ihre Wassermasse geringer ist. In einer Breite von 28 und einer Tiefe von 14 Fuß stürzt nun der jugendliche Ganges bis zum Tempel Gangotri (den Göttinnen Ganga-Mai und Bhagiretti geweiht) unter 4 Eisgewölben, und dann durch einen 100' tiefen Felsenriß hindurch. Bei Gangotri liegt der 40' breite Wasserspiegel 9648' über dem Meere, der

Tempel liegt auf einem Felsenstüde 20' über dem Flusse. Das Flussbett erweitert sich hier ein wenig; an dieser Stelle ist das Brahmaeud oder die heilige Badestelle, der Südnort der büßenden Hindupilger. In der Nähe befindet sich auch ein hölzernes Gebäude, das zur Aufnahme der Reisenden bestimmt ist. Am Flusse hin sieht man einige mit Erdreich bedeckte Plätze, auf welchen Cedern wachsen; doch im Allgemeinen liegen überall herab gestürzte Felsenblöcke umher. Dem Kapitän Hodgson, dem wir die Erforschung dieser Gegend verdanken, überraschte hier in der Nacht vom 26. Mai 1817 ein furchtbares Erdbeben, das zu gleicher Zeit auch das ganze Gebirge durchbebte und bis in die hindostan'schen Ebenen hinab bemerkt wurde. Bei dem zweiten gewaltsamen Stoße brach eine Menge Felsblöcke von den Granitwänden los, welche sich unmittelbar über Gangotri bis 2745' erheben, ein dritter hätte den Spalt vielleicht zugedeckt. Als in der grauenvollen Nacht im hellen Mondschein die bange Stille in der Nähe zurück gekehrt war, hörten die Reisenden das Krachen und Donnern mit seinem Nachhall noch aus weiter Ferne her; sie dankten Gott für ihre Errettung. Vom Gangotri fließt der Strom durch grauenvolle Abgründe, die nur auf saulen Brettern und morschen Leitern überseht werden, zum Schauerorte Bhairoghati, wo die Felsklust des Stroms bis auf 45' eingeengt, wie ein furchtbarer Erdschlucht zu beiden Seiten von 3000' hohen Felsen überragt wird, die den Anblick kolossaler gotischer Burgen und Thürme geben, und von Erdbeben und Donnerkeilen zerspalten und zerschmettert in wilder Verwirrung empor starren. An dieser gefährvollen Stelle, wo Gewitterschauer, Schneelawinen und Bergstürze sehr häufig sind, welche zugleich hoch oben prangende Cedernbäume zersplittert in die Tiefe schleudern, bildet die Schlucht eine Gabelung, und von der nördlichen Seite her stürzt sich aus den Schneefeldern von Neifang her der größere, 100' breite, wasserreichere Strom, Jahneoi, herab: der kleinere, Bhagiretti, ist es aber, der als der gefeierte, berühmtere Strom für den wahren Ganges gehalten wird. Bei Bhairoghati führt die gefahrvollste Sangha \*) über den Bhagiretti, 60' über dem Flusse; man steigt zu ihr von einer sehr steilen Wand zum Theil mittels einer Leiter hinab. Von hier bis Derali, einem verlassenem Bergsdorfe, ist der Thalschlund nicht weniger wild, mehr unterhalb aber wird er zu einem weiteren Thale, das, nach Art der Allée blanche am Fuße des Mont blanc, das hohe Schneegebirge durchzieht und bis zu den nahe bei einander liegenden Dörfern Thala und Sukhi anhält. Thala (etwa 9000' über dem Meere) mit nur 5 Häusern, ist das letzte bewohnte Dorf dieses Thals, um seine Hütten wachsen noch Cedern; bei Sukhi liegt der Gangespiegel 7132' über dem Meere. Hier ist es, wo dem Ganges zu beiden Seiten die höchsten Schneekolosse seine Gränzen stecken, hier bricht er durch die höchste Kette der Himalaya in niedere Terrassen ein. Der fernere Lauf des Stroms geht immer noch durch

\*) Gängebrücke von Holt.



furchtbare Abfälle, man überschreitet ihn fortwährend auf gefährlichen Sangha's. Bei Kohari-Naig windet er sich durch die furchtbarsten Felsenlabyrinthe, die  $\frac{1}{2}$  engl. Meilen weit sein Bett bedecken, mit einem Geräusche und einer Festigkeit, die Hodgson für das Gewaltigste in dieser Art hielt, gelangt neben heißen Quellen vorbei nach dem Dorfe Keital (6514' über dem Meere, hoch über dem Gangespiegel), und endlich durch niedere Stufen der buntesten Alpenlandschaft bis zum Devas Prayaga (Gottesbade), oder zu seinem Zusammenflusse mit dem Aluknunda-Ganga, der in 1206' Meereshöhe statt findet. Der ganze Fall des Baghiretti-Ganga beträgt also 11,742 Fuß.

2) Der Aluknunda-Ganga. Er entsteht aus dem Zusammenflusse des westlichen Duli und des Vishnu, welche wie der Baghiretti aus den Schneefeldern des Himalaya hervor treten. Der Vishnu entsteht bei Basdrinath, einem Tempel, in einem Kessel gelegen, der voller heiliger Stellen für die Hindupilger ist. In diesen stürzen sich viele Schneewasser in den schönsten bis 400' hohen Kaskaden herab. Der Tempel liegt in 9650' absoluter Höhe, der Vishnu-Ganga hat hier nur 20' Breite und ist, wie diese ganze Quellgegend, dem Vishnu geweiht; über 10 bis 60' hohen Kaskaden stürzt er in einem wilden Thale fort bis zum Vishnu-Prayaga oder seinem Zusammenflusse mit dem westlichen Duli bei Josphermuth, welcher Ort in 5798' absoluter Höhe liegt. Der westliche Duli entspringt unter  $30^{\circ} 55'$  n. Br. und  $79^{\circ} 50' 30''$  östl. L. von Greenwich, in 13,635' Meereshöhe, am Abhange des Niti-Ghato, seine Quelle liegt also höher als der Hervortritt des Baghiretti. Der Aluknunda nimmt in seinem Laufe die Flüsse Pindur, Mundagni und andere auf, und vereinigt sich bei dem Devas-Prayaga mit dem Baghiretti. Prayaga werden im Himalaya alle Zusammenströmungen genannt. An ihnen stehen meistens geweihte Tempel, und Devas-Prayaga ist eine der 5 heiligsten Prayaga's. Im Winkel dieses Zusammenflusses steht eine gleichnamige Stadt, dabei die berühmten Tempel der Götter Ramashanda und Mahadeva. Von hier an hat der Ganges nur noch einen kurzen Lauf durch den Himalaya; bei der Stadt Hurdwar bricht er in die Ebene ein, hier liegt sein Spiegel 1024' über dem Meere. Dieser Eintritt wird von den Hindu heilig gehalten und ist ein berühmter Badeplatz und Wallfahrtsort für viele hundert tausend Pilger.

Die wichtigsten Zuflüsse des Ganges im Himalaya sind:

I. auf dem rechten Ufer:

1) Der Jumna oder Yamuna. Er entspringt in einer tiefen und engen Granitkluft, welche der große Jumnotripil verschließt, auf eine sehr eigenthümliche Art. Vom Jumnotripil hängen nämlich große Schneelager bis zur Thalsohle herab, und bilden eine gewaltige Schneebrücke über dasselbe. Aus der Thalsohle selbst brechen heiße Quellen (von  $194^{\circ}$  F.) hervor, deren Dampf den Schnee schmilzt, so daß also Schneewasser

und heiße Quellen aus dem Erdboden die Quelle des Jumna bilden. Durch die Dämpfe werden in der Schneebrücke große Löcher gebildet; durch eine dieser Spalten stieg Hodgson auf eingehauenen Eisstufen in die dunkeln Schneegewölbe hinab, die durch Fackeln erleuchtet den Anblick weitläufiger Marmorhallen gaben, von deren Gewölben der geschmolzene Schnee in Regenschauern herab rieselt. Diese Quelle des Jumna liegt 10,179' über dem Meere unter  $30^{\circ} 59' 18''$  n. Br. und unter  $78^{\circ} 26' 7''$  östl. L. von Greenwich; dabei liegt der heilige Pilgerort Jumnotri. Das Thal des Jumna ist noch wilder, tiefer und enger als das Gangesthal; an mehreren Stellen bilden herabgestürzte Schneelawinen Brücken über den Strom, der in Kaskaden darunter hinweg stürzt; die Richtung des Thals ist SSW. quer durch das ganze Himalayagebirg. Bis zur Vereinigung mit dem Tonse (1580 Fuß über dem Meere) hat der Strom 8599' Gefälle; bei dem Dorfe Fezjabad tritt er in die Ebene ein; hier liegt sein Spiegel 1196' über dem Meere, und sein ganzes Gefälle im Himalaya beträgt 8923 Fuß. Oberhalb der Tonsemündung ist der Jumna an vielen Stellen durchgangbar; bis zum Dorfe Galki. Vier engl. Meilen oberhalb jener Tonsemündung kann man im Thale noch Lastthiere benutzen, höher hinauf muß jeder Transport durch Menschen bewirkt werden. Die merkwürdigsten Nebenflüsse des Jumna im Himalaya, alle auf seinem rechten Ufer, sind folgende:

a) Der Tonse. Er entspringt aus einem Schneefeld zwischen den Jumnotripil im andern der höchsten Himalayagipfel, unter  $31^{\circ} 2' 30''$  n. Br. und  $78^{\circ} 29' 15''$  östl. L. von Greenwich, in einer absoluten Höhe von 11,985 Fuß. Das Thal gibt an Wildheit dem des Jumna nichts nach, der Fluß ist bei seiner Mündung in den Jumna dreimal stärker als letzter, doch verliert er seinen Namen. Sein Gefälle beträgt 10,405 Fuß. Auf dem rechten Ufer nimmt er den beträchtlichen Daburfluß auf. Dieser entspringt zwischen dem Baranda- und Goomaspas in 12,106' absoluter Höhe und durchfließt eine dem Tonsethale ähnliche Schlucht. Bei Jumaley liegt der Spiegel des Dabur 7948 Fuß, an der Mündung des Andreiti 5132', bei Kuru 4624' über dem Meere.

b) Der Giriganga, ein großer Fluß, dessen mittlerer und unterer Lauf in einem begünstigteren Längenthale des Himalaya liegt, mündet am Fuße des Kangra-Pil in den Jumna.

Von der Mündung des Tonse abwärts führt das erweiterte Kulturthal des Jumna den Namen Debra-Dun, darin liegt die Stadt Dehra in 2221 Fuß absoluter Höhe.

II. Auf dem linken Ufer.

2) Der Sani entspringt an einer der mittleren Ketten des Gebirgs, am Pässe Punjok-Kbul etwa in 6000' absoluter Höhe; sein Thal bildet also ein halb durchbrechendes Quertal des Himalaya, ein reizendes Alpenthal, worin die Dörfer Kunion am S. Fuße des



Passes Punjol-Kbul in 5884', Murohi 5853', Puffoli 3018', Bbeladi 2628', Guli 1669', Bhutkola 1776', über dem Meere und mehr oder weniger über der Thalsohle erhöht liegen. Bei Bhutkola nimmt der Sani den Fluß Chipul-Ghat auf, der ein ähnliches Thal durchfließt und dessen Spiegel bei dem Dorfe Bunga 3366', bei Kola 2914', bei Mason 2447' über dem Meere liegt. Nach Aufnahme des Chipulghat nimmt der Sani den Namen Npar an und mündet unterhalb des Dorfes Nyon (1511' über dem Meere) in den Ganges. Diese Mündung hat eine absolute Höhe von 1252'.

3) Die Ramgunga. Dieser große Fluß entsteht ebenfalls an einer der mittleren Ketten des Himalaya, in der Landschaft Kumaon, aus dem Zusammenflusse der östlichen und westlichen Ramgunga; sein Thal bildet eines der schönsten Alpenthäler des Himalaya. In dem Thale der östlichen Ramgunga liegt das Dorf Litki 5466' über dem Meere; der Spiegel der vereinigten Ramgunga bei Bhengulia, 5 geogr. Meilen südl. von Litki 2553', bei Buderla 2532' über dem Meere. Bald nachher tritt die schiffbare Ramgunga in die Ebene und mündet unterhalb Burumnagur in den Ganges. Der bedeutendste Nebenfluß der Ramgunga und zwar auf dem linken Ufer ist

die Kosila, ein bedeutender Fluß, der aus mehreren Quellbächen zusammen fließt, deren einer bei Naigurbh in 5128' absoluter Höhe entspringt. Ihr Spiegel liegt bei Munur 3025', beim Tempel Bujan 2754', bei Chukum 1687', beim Fort Dhekulo-Guard 1145' über dem Meere. Beim letzten Ort tritt sie in die Ebene und erreicht darin die Ramgunga. Sie ist zur Regenzeit schiffbar.

4) Die Goggra. Sie hat 2 Quellflüsse, einen westlichen, den Gori und einen östlichen, den Kali, welche beide an der höchsten Kette des Himalaya entspringen.

a) Der Gori entspringt aus einem Gletscher, über dem Dorfe Milum in 10,822' absoluter Höhe; sein Thal bildet eines der höchsten des Himalaya, denn es liegen darin der Tempel bei Milum im höchsten Theile des Thales 11,062', die Dörfer Panchao 10,513', Birju 10,607', Bhurpah 10,160', Murtoli 9857', Tola 10,408', Nilakot 9988' über dem Meere.

b) Der Kali fließt ebenfalls in einem der höchsten und wildesten Thäler des Gebirgs. Er entspringt am südl. Fuße des nach Tibet führenden Taklakotpasses und durchbricht die verschiedenen Gebirgsketten in südlicher Richtung. In dem obersten Thale liegt der Spiegel des Flusses bei Changreo 10,700', in dem unteren aber beim Tbul-Ghat nur noch 1677', beim Dhurm-Ghat 1208' über dem Meere. Unterhalb des letzten Orts vereinigen sich der Gori und Kali zur Goggra, diese führt fort den Himalaya zu durchbrechen, bildet den berühmten Katarakt von Kanar, tritt dann in mehreren Armen in die Ebene, schwillt durch Aufnahme vieler Flüsse zu einem bedeutenden Strome an und mündet bei Mangi in den Ganges. Der bedeutendste Nebenfluß der Goggra ist der Garanali, der von N. nach

S. beinahe den ganzen Querwall des Himalaya durchbricht, und sich auf der Gränze von Nepal und des Königreichs Dode in das linke Ufer der Goggra mündet.

5) Der Gandaki Ganga. Ein großer Fluß, entspringt unter dem Namen Salagrana in der höchsten Kette des Himalaya und zwar in den schneereichen Hohlthälern des Dhawala-Giri. Mit großer Wasserfülle durchbricht er den ganzen Himalaya von N. gegen S., tritt bei Sirapur in die Ebene, nimmt nun den Namen Gandaki-Ganga an und mündet bei Hajipur, der großen Stadt Patna gegenüber, in den Ganges aus. Das Gebirgthal dieses Flusses ist schon bis zu dem hohen Alpendorfe Multinab hinauf besucht; bei diesem steht die berühmte Felswand, von der die tosende Salagrana die bekannten Schiefersteine mit versteinerten Ammoniten, welche den Namen Salagrana oder Narayani führen, losreißt und dann in seinem Bette fortwälzt. Die mythische Lehre der Brahminen läßt in den seltsamen Spiralswindungen und Concamerationen dieser urältesten zu den vorsündfluthigen Petrefakten eine Spur der Gegenwart des Gottes Wischnu erkennen; daher sind diese Ammonitshörner dem Wischnu geweiht und vorzüglich durch ganz Bengalen der gewöhnlichste Gegenstand der Volksanbetung. Der größte Nebenfluß des Gandaki-Ganga ist der Trisul-Ganga, der aus den Schneefeldern der höchsten Himalayakette entspringt, das Gebirge von N. gegen SW. durchbricht und noch innerhalb desselben in den Gandaki-Ganga ausmündet.

b) Der Bagmutty, entsteht in der Nähe der Stadt Katmandu aus vielen Bächen, durchbricht die südlich dieser Stadt liegenden Himalayaketten, tritt dann in die Ebene, und mündet Monabir gegenüber in den Ganges. Sein oberes Thal bildet eines der schönsten des ganzen Gebirgs und das weiteste in der ganzen Alpenlandschaft Nepal. Auf der Thalebene liegt hier die nepalesische Hauptstadt Katmandu in 4484 Par. Fuß absoluter Höhe mit 6000 Häusern und 50,000 Einwohnern. Der Oberste Kirkpatril gibt der ganzen Ebene, welche von zahlreichen Ortschaften bedeckt ist, 22,000 Häuser und  $\frac{1}{2}$  Million Einwohner. Unter diesen Ortschaften sind auch noch bedeutende Städte enthalten, z. B. Nayakot, nördl. von Katmandu, wo der Radscha von Nepal seine Winterresidenz aufgeschlagen hat. Der Fuß der Berge ist voller Tempel und Wallfahrtsörter. Diese Thalebene ist ein trocken gelegter Seeboden, der, wie das Kaschmirthal von einem Patriarchen trocken gelegt seyn soll, indem er die Bergwand zur Seite spaltete. Auch in seiner ganzen Natur hat das Katmanduthal viele Ähnlichkeit mit dem Kaschmirthale; wie letztes, vereinigt es in sich die Wintererscheinungen eines Hochgebirgs mit der Sommerwärme eines Tropenklima's; es hat die schönste Kultur und Überfluß an Reis, Mais, Baumwolle, Zuckerrohr, Wein, Pfeffer, Cardamomen, Drangen, Alpenblumen und an den schönsten europäischen und indischen Baumarten.

7) Die Cosa, ein bedeutender Fluß, entspringt hoch im Gebirge, durchbricht es Anfangs in einem Quers-thale von N. gegen SW., bildet dann ein Längens-



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Defa. Der Paß liegt am Westabhange des Dschawahir; seine absolute Höhe beträgt 15,774', dennoch ist er einer der gangbarsten.

9) Der Lebug-Paß, führt am Ostabhange des Dschawahir vorüber in das Setledgethal; seine Höhe beträgt 17,706'. Dieser Paß und der vorige sind die besuchtesten, um zum heiligen See Manasarowar zu gelangen.

10) Der Takkaloth-Paß, führt aus dem Thale des Kali zum See Hrawan-Grad, aus dem der Setledgethal entspringt. Die Paßhöhe beträgt etwa 15,500 Fuß.

11) Der Paß Sumunang, führt aus Butan am Abhang des Tschumulari vorüber, in das Hochthal des Tsanpu. Turner überschritt diesen Paß auf seiner Reise aus Hindostan nach Plassa, der Hauptstadt von Groß Tibet. Seine Höhe beträgt wenigstens 14,000 Fuß. (Benicken.)

Himalayagerste, s. Himmelsgerste u. Hordeum.

Himaleh, Himalih, s. Himalaya.

Himantalia Lyngb. — S. *Fucus* L. (*Coreus* L.)

HIMANTIA Pers. (Syn. fung.). Eine Gattung aus der Gruppe der Faserpilze der natürlichen Familie der Pilze, deren Charakter gegeben wird durch sehr ästige, weitschweifige, von einander geschiedene, gleichförmige Fasern, von denen die jüngeren mitunter zu einer Haut verwachsen. A. Verschieden gefärbte Himantiae: 1) *H. rubiginosa* Pers. Mycol. europ., sehr weich, rothbraun, zottig, mit ausgebreiteten, von einander getrennten, ziemlich dicken, drehrunden Fasern. In Turin (wahrscheinlich an Mauern) von Balbis gefunden. 2) *H. domestica* Pers. Syn. fung., sehr groß, violett braunroth, weich, und zu einer Haut vereinigt. Diese Art findet sich in Häusern am Gebälk, welches sie zerstört, oft in großer Ausbreitung. 3) *H. cellaris* Pers. Myc. eur., groß, sehr ästig, zottig, schwärzlich-umberfarben. An gemauerten Wänden in Stuben, bisweilen zwei Fuß lang. 4) *H. umbrina* Pers. Syn. fung., dicht, und weniger weitschweifig, umberfarben, mit gegitterten Fasern. Findet sich an der Rinde der Bäume in Deutschland, aber selten. 5) *H. flabellata* Pers. Myc. eur., sehr ästig, zottig-steißbehaart, umberfarben, mit fächerförmigen, an der Spitze zu einer Haut verwachsenen Fasern. In England an Baumstämmen, hat zwei bis drei Fuß im Durchmesser. (*Fibrillaria ramosissima* Sowerb. Engl. fung. t. 387. f. 2.). 6) *H. rosea* Pers. Myc. eur., strahlenförmig-ästig, rosenroth, mit ziemlich dicken Fasern. In Schweden auf der Rinde der Fichten und Wacholdersträucher. (*Himantia Rosae* Fries. Obs. myc.). 7) *H. holvola* Pers. Myc. eur., kriechend, fast angewachsen, ziemlich unbehaart, zimmetfarben, mit gleichen, nach verschiedenen Richtungen laufenden Ästchen, von denen einige büschelförmig sind. Auf Holz in Deutschland von Fund gefunden. 8) *H. dendritica* Pers. Myc. eur., flachgedrückt, angewachsen, ziemlich unbehaart, weißlich, mit einzelnen, nach verschiedenen Richtungen gehenden Ästchen. An Baumstämmen in Deutschland von Vlees ge-

fundem. — B. Weiße, auf Blättern wachsende Himantiae: 9) *H. plumosa* Pers. Myc. eur., kriechend, niedergedrückt, gleichförmig, glänzend weiß, mit an der Spitze ausgebreiteten, federigen Fasern. Kommt häufig auf abgefallenen Blättern, namentlich auf Eichenblättern vor. (*H. candida* a. Pers. Syn. fung., *Byssocladium candidum* Link. Berl. Mag.). 10) *H. radians* Pers. Champ. comest., mit aufsteigenden, ziemlich unbehaarten, einfachen, zuletzt weißlichen Fasern. Kommt in kleinen, zusammen stehenden Häufchen auf trocknen abgefallenen Blättern vor, auf welcher es mit einer zottig-strahlenförmigen Basis haftet. (*H. farinacea* Albert et Schwein. Consp. fung., *Chordostylum hispidulum* Tod. fung. megapol.?) 11) *H. Tela* Pers. Myc. eur., sehr ästig und zart, kriechend, wie mit Mehl bestreut, mit sehr zarten, weißlichen, ziemlich unbehaarten Fasern. Diese Art gleicht, von Ferne gesehen, einem Spinnengewebe, und kommt auf abgefallenen Blättern vor, welche sie gewöhnlich zur Hälfte bedeckt. 12) *H. nitens* Pers. Myc. eur., weißglänzend, fast krustenartig, mit schwer zu unterscheidenden Fasern. Findet sich im Spätherbst auf Haufen abgefallener Blätter. 13) *H. pulchella* Pers. Myc. eur., sehr zart, glänzend weiß, angebrückt, mit von einander getrennten, strahlenförmig nach verschiedenen Richtungen laufenden Fasern. Kommt hin und wieder auf noch grünenden Blättern der *Rosa gallica* bei Paris vor. (Ist nach Persoons Meinung vielleicht die Unterlage — stroma — einer Erysibe.) — C. Weiße, auf Holz wachsende Himantiae: 14) *H. simbricata* Pers. Myc. eur., groß, ästig, mit langen, fast silberfarbenen, an der Basis in Büschel vereinigten, an der Spitze weitschweifigen, abgeplatteten, federigen Fasern. Zwischen Rinde und Holz der Bäume, und in hohlen Baumstämmen in Dänemark. (*H. plumosa* Schum. Saell.). 15) *H. subcorticalis* Pers. Myc. eur., Anfangs zottig, mit strahlenförmig nach verschiedenen Richtungen laufenden Fasern, welche aber später zu einer breiten, glatten Haut verwachsen. Zwischen Holz und Rinde faulender Zweige, welche an feuchten Orten liegen. 16) *H. Ornithogala* Pers. l. c., mit ziemlich breiter, krustenartiger, wie mit Mehl bestreuter Unterlage, aus welcher einige freie Fasern entspringen. Auf Haufen abgefallener Blätter an Bäumen. — S. Pers. Mycol. europ. I. 88. (Sprengel.)

HIMANTOGLOSSUM Spr. Syst. (*Loroglossum* Rich. in den Mém. du Mus., ein hybrides Wort). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen und der ersten Ordnung der 20sten Linnéschen Klasse, deren Charakter folgender ist: Die Kelchblättchen sind mit kleinen Gewölben versehen; das Korollenlippchen ist verlängert, linienförmig-dreigetheilt, an der Basis sackförmig-höckerig, mit zweigespaltenen Mittelsehen; beide Pollenmassen haben einen gemeinschaftlichen Saft, und sind unter einem Köppchen verborgen. 1) *H. hircinum* Spr. Syst., mit dreigetheiltem Korollenlippchen mit einer silzigen Mittellinie an der Basis, linienförmig-sichelförmigen seitlichen Fäden, sehr langem, zweigespaltenem Mittelsehen, und deutlichem Zwillingshöcker



an der Basis. In Europa. (*Orchis hircina* Scop. carn., *N. Sp. pl.*; *Satyrinum hircinum* L. *Sp. pl.*, *Jacqu. anat.* t. 367.) 2) *H. caprinum* Spr. *Syst.*, mit dreigetheiltem Korollenlippchen, mit fein behaarten Mittellinien an der Basis, sonst wie *H. hircinum*. In Laurien. (*Orchis hircina* M. B. *taur. cauc., caprina* E. *Suppl.*, *Satyrinum hircinum* *Pall. ind. taur.*) 3) *H. anthropophorum* Spr. *Syst.*, mit dreigetheiltem Korollenlippchen, verlängertem, zweigespaltenem Mittelfeßen, dessen kleinere Abschnitte limbensförmig sind, stumpfen, monchsflappenförmigen Kelchblättchen, und undeutlichem Höcker. In England und im südlichen Europa. (*Ophrys anthropophora* L. *Sp. pl.*, *Engl. bot.* t. 29., *Aceras anthropophora* R. Br. *Hort. Kew. ed. 2.* — *Ophrys anthropomorpha* Link *Mus., W. Sp. pl.*; scheint eine Abart zu seyn.) 4) *H. parviflorum* Spr. *Syst.*, mit dreigetheiltem Korollenlippchen, limbensförmigen Feßen, verlängertem, zweigespaltenem Mittelfeßen, deutlichem Zwillingshöcker an der Basis, und stumpfen, zusammenstoßenden Kelchblättchen. Auf den piemontesischen Alpen. (*Orchis parviflora* W. *Sp. pl.*) 5) *H. satyrioides* Spr. *Syst.*, mit überhängendem, dreigespaltenem, fein behaartem Korollenlippchen, ablangen, stumpfen, seitlichen Feßen, verlängertem, spathelförmigem Mittelfeßen, deutlichem Zwillingshöcker an der Basis, verwachsenen äußeren Kelchblättchen, und sehr kurzen Bracteen. In Imitere (Iberia). (*Orchis satyrioides* Stev. *Mem. Soc. nat. cur. Mosk.* II. t. 11. f. 6.) — *S. Spr. Syst.* III, 694.

(Sprengel.)

**HIMANTOMA** (*ἡμάντωμα*) oder **HIMANTOSIS** (*ἡμάντωσις*), die Verlängerung des Zäpfchens; s. unter Zäpfchen. (Wiegand.)

**HIMANTOPODES** (*ἡμάντοποδες*), nach Plinius (Hist. Nat. V, 8.) ein krummbeiniges Volk im Innern Afrika's (loripedes), welche angeblich kriechend einhergingen. (R.)

**HIMANTOPUS** (Zoophyta), eine von Müller begründete Infusorien-Gattung, welche Borg de St. Vincent (Diction. class. d'hist. nat. Art: Korone) zur Gattung Kerona rechnet. Die hierher gehörigen Thiere sind mikroskopisch, durchscheinend und auf einem Theile ihrer Oberfläche mit Wimpern besetzt. Die Arten sind, wie bei vielen dieser Thiere, noch sehr zweifelhaft. Vgl. Kerona und Infusoria. (D. Thon.)

**HIMANTOPUS**, Brisson (Aves), Strandreiter. Eine Gattung der Sumpfvögel, von Cuvier regno animal (éd. 2. I. 532) zu der Familie Congirostres von Boie (Isis XIX. 979) unter die Familie Charadriadas Leach's gerechnet. Das Hauptkennzeichen dieser Vögel, welches ihnen den Gattungsnamen verschafft hat, besteht in sehr hohen und dabei außerordentlich dünnen, am lebenden Vogel sogar biegsamen Füßen, welche gewisser Maßen einem dünnen Streifen starken Leders ähnlich sind. — Der Schnabel ist lang, dünn, spitzig; die Furche der Nasenlöcher geht nur bis auf die Hälfte des Schnabels und die limbensförmigen Nasenlöcher nehmen sie fast ganz ein. Die Füße sind, wie bemerkt, sehr schlank, über der Fußbeuge (häufig Knie genannt)

am Schienbein (meist Schenkel) zwei Drittel, bis drei Viertel unbefiedert. Die Fehen etwas kurz, die äußere und mittlere durch eine größere, die letztere mit der innern durch eine sehr kleine Haut verbunden. Die Flügel sind sehr lang, äußerst spitzig und von den steifen Schwungfedern steht die erste weit über die andere vor. Der kurze Schwanz ist zwölfederig.

Man kennt von dieser Gattung erst wenige Arten und auch von diesen ist es noch nicht gewiß, ob sie nicht klimatische Varietäten sind. Sie finden sich überall nicht häufig, ja selten, und sind Zugvögel, die sich meistens an den Seeküsten, doch auch im Innern des Landes in Brüchen und Sümpfen, an Teichen, Seen und Flüssen, in denen sie bis zum Schwimmen herumwaden, aufhalten. Ihr Gang ist schnell, obgleich schwankend; der Flug ist sehr schnell, sie strecken dabei die langen Beine nach hinten hinaus, wahrscheinlich um das durch den kurzen Schwanz schwierige Steuern zu ersetzen. Von ihrer Fortpflanzung ist wenig bekannt. Sie sollen ihre wenigen Eier auf ein kunstloses, in einer Erdovertiefung angebrachtes Nest legen. Es sind stille, misstrauische Vögel, die sich nur schwer beschleichen lassen. Sie mausern sich wahrscheinlich zweimal im Jahre, leben parweise und sind dem Geschlechte nach wenig, dem Alter nach sehr verschieden.

Man hat früher in Europa nur eine Art gekannt, indessen führt Brehm (Lehrbuch der Naturgeschichte aller europäischen Vögel. II. 504) noch eine zweite an, die aber vielleicht auch nur Altersverschiedenheit ist.

1) *H. rufipes*, Bechstein (Brehm *Charadrius himantopus* L. *Him. melanopterus* Meyer, *Temminck*, *H. mexicanus*, *leucurus*, *Brisson*. *L'Ecluse Buffon* Pl. enl. 878. *Deutsche Ornithologie* IV. t. 5. junges Männchen XIII. t. 5. altes Männchen.) Der gemeine, rothfüßige, schwarzflügelige Strandreiter, der Riemenfuß, das Langbein, Dünnbein, Riemenbein, der langbeinige Regenpfeifer, die hochbeinige Schnepfe. — Nach Bechstein (*Naturgeschichte Deutschlands* ed. 2. IV. p. 446) ist dieser Vogel 16 Zoll lang, 2½ Fuß (altes Pariser Maß) breit, nach Brehm nur 81 bis 81½ Zoll breit. Der Schwanz ist 3½ Zoll lang und die zusammengelegten Flügel reichen 2 Zoll darüber hinaus. — Am Männchen ist die Stirn weiß, Scheitel und Hinterkopf schwarzlich; die Wangen grau, der Obertheil des Halses ist weiß, mit schwarzlichen Federn gemischt, nahe am Rücken fast weiß, der Rücken, die Schwung- und deren Deckfedern sind glänzend schwarz, mit schwachem, grünem Glanze, erstere auf der einen Seite mit einem breiten, weißen Saume; der Unterrücken und Steiß sind weiß, der Schwanz graulichweiß, die äußersten Enden fast ganz weiß, der ganze Unterleib rein weiß, nach Brehm am Vorderkörper mit schwachem, rosigem Schimmer; der Schnabel schwarz, der Augenfleck carmoisinroth, die Füße blutroth, die Nägel schwarzlich, die nackte Stelle über der Fußbeuge 4 Zoll, die Mittelzehe nach Brehm über 18 Linien; nach Bechstein 2 Zoll lang. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen, die Farbe des Mantels nicht so dunkel und



glänzend, der Kopf und Hals (nach Bechstein) weiß, der Unterleib (nach Brehm) mit wenigem, rothem Schimmer.

Ein im Herbst geschossener junger Vogel war, nach Bechstein, nur 14½ Zoll lang, die Füße schmutz fleischfarben, und unter der Fußbeuge unförmlich breit und dick, Scheitel und Hinterkopf grau, der ganze Oberleib lichtgrau, Rücken und Deckfedern der Flügel lichtbraun, mit schmutzigweißen Federsäumen, die längsten Schwungfedern einfarbig schwarz, die folgenden weißgesäumt, die großen Deckfedern der Flügel nach vorne zu dunkelbraun, glänzend und die vordersten, untersten breit weißgesäumt; Unterseite und Schwanz wie bei den Alten. Nach Brehm haben die Jungen einen gelbbraunen Augenfleck, orangefarbene Füße, erdschwarzgrauen Hinterkopf und Oberhals wie auf dem braunen Mantel und an den Flügelspitzen weiße Federkanten.

Dieser Vogel bewohnt die Meeresküsten und Seeufer Asiens und des östlichen Europa, soll in Ungarn in den großen Brüchen nicht selten seyn, wo er, so wie in andern südeuropäischen Ländern regelmäßig auf seinem Zuge erscheint, dagegen an der Ostsee und im Innern von Deutschland nur zuweilen und nicht alle Jahre bemerkt wird. — Seine Züge fallen in die Monate April bis Mitte Mai und zu Ende des Julius. — Die Lockstimme soll nach Banmann ein heiseres Kecken und helles Pfeifen seyn. Seine Nahrung besteht in sehr kleinen Wasserinsekten und ihren Larven, nach Bechstein auch in Fliegen, Mücken und in Froschlurven (Kaulquappen). Er soll im südlichen Rußland, in der Türkei, zuweilen in Ungarn und Frankreich nisten; das Nest nur aus wenig trocknen Kräutern (Gras?) bestehen, die 5—6 Eier, gelblichweiß, mit rothen Punkten bespritzt, und so groß wie Rebhühner-Eier seyn. Das Fleisch ist wohlwärmend und die jungen Vögel werden in Wien zur Herbstzeit häufig auf den Markt gebracht. Das der Alten ist mager und zähe. Sie werden auf dem Wasserherde gefangen und auch geschossen.

2) *H. longipes*, Brehm (l. c. p. 506), der langfüßige Strandreiter. Nach Brehm weicht er von dem vorigen, mit dem er immer für einerlei gehalten wurde, in wesentlichen Stücken ab. Als Kennzeichen gilt Folgendes. Die Füße sind 10½ Zoll weit nackt, die Mittelzehe 20½ Linie lang; das Nackte an den Füßen ist also über 6 Mal so lang als die Mittelzehe (beim vorigen nur 5 Mal). Die Abweichungen sind im Einzelnen folgende. 1) Ist der langfüßige Strandreiter am Körper größer, an allen Gliedern stärker, etwas länger, aber schmaler als der vorige. Die Länge beträgt 16 bis 16½ Zoll, die Breite 29½ bis 30 Zoll. 2) Haben Schnabel, Kopf, Flügel und Schwanz eine etwas andere Gestalt. Der Schnabel ist stärker, besonders breiter, und hat hinten einen viel breiteren Rücken; der Kopf ist bedeutend größer, über den Augen höher und an den Ohren auffallend breiter; die Flügel sind stärker und kürzer, die erste steht über die zweite und diese über die dritte sieben, bei der vorigen Art zehn, Linten vor, der Schwanz ist bei diesem unmerklich, beim vorigen stark

ausgeschnitten. 3) Sind die Füße bei beiden Arten auffallend verschieden. Bei dem langfüßigen beträgt ihre ganze Länge 12½, bei dem rothfüßigen 9½ Zoll, das Nackte bei jenem zehn, bei diesem 7½ Zoll, und außer dem oben angegebenen Verhältniß der Länge der Mittelzehe ohne Nagel zur Länge des Nackten an der Fußwurzel findet noch ein auffallender Unterschied in Hinsicht der Befiederung des Schienbeins beider Vögel statt. Bei beiden nämlich beträgt die befiederte Stelle am Schienbein (über der Fußbeuge) wenig über 2 Zoll, die unbefiederte aber beim langfüßigen 4½, beim rothfüßigen nur 2½ Zoll. 4) Hat der langfüßige im Alter einen weißlichen Kopf, und viel stärkeren rosigen Schimmer am Unterkörper. In der Farbe stimmen beide Vögel völlig überein, nur ist beim langfüßigen der Hinterkopf rein weiß, oder weiß, grauschwarz bespritzt, der Glanz auf dem Mantel lebhafter und der rosige Schimmer am Unterkörper so stark, daß dieser in einem gewissen Lichte sehr blasrosenfarben erscheint. Die beiden Geschlechter, sagt Brehm, seien wenig verschieden und die Jungen seien ihm unbekannt. Nach ihm soll der langfüßige Strandreiter Afrika, besonders Aegypten bewohnen, sich an der See Küste und in Nordosten aufhalten und auf seinen Wanderungen die südlichsten Theile von Europa nur zuweilen und vielleicht nur zufällig berühren. Nach Deutschland scheine er nicht zu kommen. Näheres ist von ihm nicht bekannt.

Von den andern aufgeführten Arten scheint Vieillot's *H. leucurus* aus Südamerika nur Varietät von *H. rufipes*, dagegen Wilsons (*American Ornithology*. VII. pl. 58. f. 2. *Vieillot* *Gallerie des Oiseaux* pl. 229) *H. nigricollis* eigene Art zu seyn. (D. Thon.)

Himantosis, f. Himantoma.

Himas, so viel wie caestus, f. Pugiles

HIMAS (*ἡμάς*), d. i. Seil, Riemen, gebraucht man zur Bezeichnung des Säpfsens (Uvula), besonders des verlängerten. (Wiegand.)

Himbeerapfel, f. Apfelbaum.

Himbeere, (bot.) f. *Rubus idaeus*.

HIMBEEREN, *fructus rubi idaei*, sind die aus fleischigen, um einen pyramidalischen Fruchtboden gesammelten Früchten zusammen gesetzten Beeren von *Rubus idaeus*. Sie finden sich durch ganz Deutschland in Wäldern, Gebüschern etc., und werden bei uns im Julius oder auch noch früher reif. Reif haben sie einen eigenen, erquickenden Wohlgeruch und säuerlich süßen Wohlgeschmack. Sie enthalten Zitronen- und Apfelsäure mit Zuckerstoff und etwas Arom.

Die besten Arten und Abarten sind: 1) unsere wild wachsende, im Julius und August reife rothe Himbeere, welche leicht kleine Maden bekommt; 2) die weniger riechende, aber süß und wohl schmeckende weiße, eine Spielart von voriger; 3) die der unserigen gleichende, aber zweimal im Jahre tragende englische rothe; 4) die weiße, eine auch das zweite Mal im September tragende Spielart von Nr. 3; 5) die noch einmal so große, wohl schmeckende Riesenhimbeere aus Chili, ohne Würmer; 6) die in Schweden wild wach-



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



lich nimmt man Kirschen, Schlehen, Stachel-, Erd- und Himbeeren zu gleichen Theilen, weil die bloßen Himbeeren nicht kräftig genug schmecken, und setzt letztere erst gegen Ende der Gährung zu, damit der Niesstoff derselben durch die starke Fermentation nicht zerstört werde. Als zweckmäßig empfehlen sich aber vorzüglich folgende Vorschriften bei Benutzung der Himbeeren in Verbindung mit Wein.

Die Himbeeren werden gestoßen, mit gutem Wein übergossen und bleiben in dieser Mischung 3 Tage lang bedeckt stehen; hierauf wird das Ganze ausgepreßt, das Zurückgebliebene abermals mit Wein übergossen und nach einigen Tagen wieder durchgepreßt. Wiederholt sich dieß Verfahren noch einige Male, so gewinnt man eine Tinktur oder einen Himbeerenextract, welcher sich zu jeder Zeit mit anderm Weine nach Belieben verdünnen läßt.

Oder man nimmt 20 Pfund recht reife Himbeeren und 3 Pfund Johannesbeeren, reinigt sie von ihren Kammern und Stielen, zerdrückt beide in einem Mörser mit der Keule, gießt die Mischung in ein irdenes Gefäß, läßt sie 24 Stunden ruhig stehen und preßt sie sodann durch leinene Tücher. Der auf solche Weise gewonnene Flüssigkeit ist Wasser und Spiritus beizumischen, ersteres in gleicher Masse mit derselben, von letzterem aber nur halb so viel. Alles ist wohl unter einander zu rühren, und muß, wie der Johannesbeerenwein, auf einem Fäßchen abgähren.

Die Engländer zerdrücken, um ihren Raspberrywine zu erhalten, die Himbeeren und filtriren sie durch Flanell in ein steinernes Gefäß. Zu jedem Quart Saft thun sie ein Pfund feinen Zucker, rühren die Masse gut um und lassen sie 3 Tage gut bedeckt stehen, worauf sie klar abgegossen wird. Jedem Quart Saft setzen sie dann 2 Quart weißen Wein zu und ziehen die Mischung auf Bouteillen.

Himbeerenwein erhält man auch, wenn man 6 Gallonen Himbeeren und 3 Gallonen andere Beeren mit 4 Gallonen Cyder und 6 Gallonen Wasser gähren läßt, 18 — 20 Pfund Zucker, 3 Unzen rothen Weinstein, 2 Unzen trockne und 4 Unzen frische Drangen- oder Zitronenschalen und 8 Quart Branntwein hinzusetzt<sup>\*)</sup>. Vgl. auch den Art. Himbeermeth. (Fr. Thon.)

Himber, Himbrin, Imber, s. Eudytes immer.

HIMBERG, ein österreichischer Marktort im Viertel Unter Wiener Wald des Landes unter der Enns mit 128 Häusern, etwa 1100 Einw., bedeutend durch seine Gattendruckerien, Farbe- und Crappmühlen<sup>\*\*</sup>). (R.)

Himbrenen, s. Himbeeren u. Rubus idaeus.

HIMELLA, kleiner Fluß in Sabinium, der oberhalb Casperia auf der Wasserscheide des Tolenus und des Liberstroms entspringt und unterhalb Aqua viva in letzteren ausmündet. Die heutige Aja im Kirchenstate. (Benicken.)

HIMERA. 1) Name zweier Flüsse auf Sicilien (gegenwärtig Fiume grande und fiume salso), welche auf dem Berge Nebrodes (Mte Arasino) aus zwei gesonderten Quellen entspringen und, nordwärts und westwärts fließend, die Insel in zwei fast gleiche Theile scheiden. (Vgl. Liv. XXIV, 6. Mela II, 7. Sil. Ital. XIV, 237.)

2) Stadt am linken Ufer des nordwärts strömenden Himerassusses, von den Bewohnern Messana's (Zancle, Messina) erbaut, berühmt in der Geschichte durch den Sieg, den Gelo, König von Syrakusá, 480 v. Chr. daselbst über die Karthager an demselben Tage erfocht, an welchem Leonidas in den Thermopylen für Griechenlands Rettung von der Perser-Herrschaft fiel. (Vgl. Diod. Sic. XI, 20—24. XIII, 62. Thucyd. IV, 5.) (Benicken.)

HIMERA (Schlacht bei). Zu Anfange des ersten Perserkrieges gegen Griechenland (500—460 v. Chr.) schloß Karthago mit dem Könige Jerres einen Bund wider die Griechenkolonien auf Sicilien, und rüstete unter dem Befehle des Heerführers (Βασίλευς beim Herodot) Hamillkar, (Hanno's — wahrscheinlich des Küsten-Entdeckers in West-Afrika — Sohn) ein Landheer von Soldnern aus Phönicien, Libyen, Iberien, dem liginischen Kettenlande, Sardo und Kyrnos — 300,000 Mann stark —, das auf einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Lastschiffen nach Sicilien übergesetzt und — nach manchem Verluste durch Sturm — zu Panormus gelandet wurde. Hamillkar rückte rasch gegen Himera vor, bezog dort zwei Lager, ließ seine Schiffe — zu besserer Beschützung und Erhaltung nach alterthümlicher Kriegsart — aufs Land bringen und die Stadt allseitig angreifen. Von Ibero, dem Könige von Agrigenti und Gebieter Himera's herbeigerufen, unternahm Gelo, Beherrscher von Syrakusá, den Entsatz der Stadt mit 50,000 Mann Fußvolk und 6000 Pferden, erfuhr während des Heranmarsches durch ein aufgefangenes Schreiben, daß Hamillkar am folgenden Tage ein Opfer veranstalten und zugleich die erwarteten Hilfstruppen von Selinus in das Lager rücken lassen wolle, und baute hierauf eine entscheidende Kriegslift. Er ließ nämlich einen Theil seiner Reiterei, als Vorhut des noch einen Tagemarsch entfernten Hauptcorps der Selinuntier, vor dem Feindeslager erscheinen, und zwar gerade um die Opferzeit. Hamillkar gewährte sorglos den angeblichen Bundesgenossen Einlaß, welche, kaum bei den Lagerwachen vorbei, sich dem Opferplatze näherten, wo der Heerführer sammt dem für diesen Tag dienstlosen Heere waffenlos des Götterdienstes waltete, als sie ihn überfielen, seine Umgebung niederhieben und die Schiffreihen anzündeten. Gleichzeitig griff Gelo die Lager an, wo die überraschten Karthager sich Anfangs tüchtig wehrten, endlich aber — beim Anblick des Brandes im Schiffslager und bei der Nachricht von Hamillkar's Tode — die Flucht ergriffen. Auf dieser fielen — im Gedränge der ungeheuren Massen — die Meisten, der Rest gewann eine Höhenstellung, mußte sich aber — vom Feinde um-

<sup>\*)</sup> Vgl. meine Kunst, aus Obst, Beeren, Blüthen, Eästen und andern schätlichen Stoffen einen vortrefflichen Wein zu verfertigen u. Sittenau, 1828. 8, wo noch mehrere Recepte befindlich sind.

<sup>\*\*</sup>) Weim. Handb. 1. Abth. 2. Bd. S. 182.



riegt und vom Hunger bedrängt — bald ergeben. (Vgl. Herod. VII, 165 — 167. Diodor. Sic. XI, 20 — 22.)

(Benicken.)

**HIMERENSES THERMAE**, Stadt mit warmen Bädern an der Nordküste von Sicilien, auf oder neben den Trümmern der von den Karthagern zerstörten (s. Diod. Sic. XIII, 62) alten Stadt Himera, am Flusse gleiches Namens (Fiume di Termini, auch St. Leonardo) erbaut, jetzt Termini genannt.

(Benicken.)

**HIMERIUS**, der Sohn des Aminias, eines Redners zu Prusias in Bithynien, ein Sophist, hatte schon zur Zeit des Kaisers Constantius in Athen Ruhm erworben, wurde jedoch daselbst noch von dem beredten und geistreichen Proäresius verdunkelt. Da er dem Heidenthume anhing, berief ihn Julian, als dieser die Regierung angetreten hatte, zu sich, und behielt ihn eine Zeit lang in seiner Nähe. H. hinterließ zum Andenken daran ein in Philippi gehaltenes Gespräch und eine zu Constanti-nopel auf den Kaiser und diese Stadt vorgetragene Rede, desgleichen seine Abschiedsrede. Nach dem Tode seines Gönners reifete er herum, um nach damaliger Sitte Prunkreden, Lobreden, gelehrte Disputationen zu halten, bis Proäresius gestorben war und ihm Platz gemacht hatte. Seitdem nahm er dessen Lehrstuhl in Athen ein und starb in einem hohen Alter. Photius gibt eine Übersicht von dem Inhalte und der Bedeutung der 70 Reden, welche von ihm hinterlassen und zu dessen Zeit noch vorhanden waren. Biblioth. CLXVI. p. 355 ed. Hoeschel. et Antwerp. Fabricius Bibl. Gr. IV. p. 414 ed. prim. zählt 75 Prunkreden auf, welche erwähnt werden. Photius hat auch an einer andern Stelle (Biblioth. CCXLIII. p. 1075 sq.) Auszüge aus 35 Reden und Dialogen des H. aufbewahrt, welche auch von H. Stephanus 1567 besonders heraus gegeben sind. Diese Fragmente, unter welchen manche von ziemlicher Ausdehnung, andere desto kürzer sind, verstaten, das Urtheil des Photius über des H. Leistungen zu prüfen. Nach ihm bleibt er sich in Stil und Haltung immer gleich. Seine Einkleidung gefällt, der Schmuck der Rede, der Wechsel im Ausdruck und die mit Einsicht richtig angewendeten Redefiguren, entfernt, Überdruß zu erwecken, gereichen zum Vergnügen. Er ist unerschöpflich an Beispielen aus der Geschichte und der unendlichen Menge von Mythen, um einen Satz historisch zu erklären, oder zu einer Vergleichung zu gebrauchen, oder auch einen Gedanken zu verschönern. Oft werden die Eingänge mit solchen geschichtlichen Anführungen eröffnet, oder die Reden zur Erhöhung der Wirkung damit beschloffen. Photius setzt hinzu: allein bei diesen guten Eigenschaften ist er doch hinsichtlich der Religion ein Ungläubiger, er bellt, gleich den schleichenden Hunden, uns an. Nach Photius hatte er sich Demosthenes, nach Eunapius den Redner Aristides zum Muster genommen, wenigstens in deren Manier gearbeitet. Im Ganzen wird man diesen Urtheilen beipflichten, doch ist das Prunkten mit Gelehrsamkeit und die Häufung historischer Anführungen in den Bruchstücken des H. mehr geeignet, die Phantasie zu zerstreuen und das Erinnerungsvermögen zu beschäftigen,

als wahrhaft zu rühren oder gründlich zu belehren. Man vergleiche noch über ihn Eunapius de vit. Philosophor. et Sophist. in Proaeresio p. 119 und in Himerio p. 127. ed. Commel.

(Pet. Fr. Kannegiesser.)

Himerobios Perla, s. Himerobius. (2. Sect. V, 261 — 2.)

**HIMEROS**, (*Ἴμερος*), das süße Verlangen, die Sehnsucht, war, wie alle Empfindungen, in der ältesten Dichtung nicht personificirt<sup>1)</sup>. Nachmals sehen wir bei den Dichtern bisweilen Eros und Himeros vereinigt, so daß Himeros mit dem Anteros, der Gegenliebe (s. den Art. Eros), einerlei erscheint; bisweilen aber begleitet er in den dichterischen Darstellungen die Aphrodite, und Anteros folgt ihr<sup>2)</sup>, bisweilen gesellt sich auch Pothos (der Liebe Verlangen) zu Eros<sup>3)</sup>. Himeros hieß auch der Vater des Flußgottes Asopos, den er mit Kleodike zeugte.

(Schincke.)

Himerto; s. Lesbos.

Himham, s. Buchdruckerkunst (1. Sect. XIV, 222.)

**HIMJAR**, *حيمر*, angeblicher Stammvater der

Himjariten, einer der größten und edelsten Abtheilung des arabischen Volkes; der Name Himjariten wird gemeinlich davon abgeleitet, doch ist diese Angabe nicht historisch sicher, und es hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß man erst zur Erklärung des Namens einen Stammvater Himjar geschaffen hat, eine Erscheinung, welche sich bei Namen von Völkern und Stämmen oft wiederholt.

(A. G. Hoffmann.)

**HIMJARI** (Seid el), *الحيمري*, ein berühmter

mohammedanischer Lehrer und Dichter; sein vollständiger Name war Ismail ben Mohammed ben Jesid ben Rebia ben Mosrig<sup>1)</sup>. Als eifriger Anhänger der Aliden, namentlich auch des Mohammed ben Hanafijet, eines Sohnes von Ali und der Hanafijet, auf welchen nach allgemeiner Meinung das Imamath nicht übergegangen seyn sollte, hat er sein poetisches Talent zur Verherrlichung derselben angewendet, aber es zugleich benützt, um ihre Gegner zu verspotten. Vorzüglich traf seine Satire die Ajescha, Muhammeds Lieblingsgattin, weil sie vor allen Ali und seine Nachkommen verfolgte. Einige Proben hat Abulfeda<sup>2)</sup> aufbewahrt. So heißt es von dem Kriegerzuge der Ajescha gegen Basra und Ali:

In ihrem Thun ist sie der Schlange gleich,  
Die ihre eigne Brut verschlingen will.

1) Gemisch. leitet es von *ἴω, ἴω, ἴω* Perla. Pass. *εἴω* ab. Schneiders Wörterbuch unter *ἴω*. — 2) Homer gebraucht das Wort von dem Verlangen der Liebenden nach dem Beischlase. II. XIV, 328, verbindet es mit *φλόρη* II. III, 446. XIV, 163 Pindar. Olymp. 1, 65 anstatt *ἔω*. — 3) Hes. Theog. 201. — 4) Molesgr. Epigr. 97. Manso Versuche S. 840. — Vgl. auch Diet's Archäolog. Bilderbuch 2. Pest. S. 221.

1) Nach Cod. Lugd. der Anal. Abulf. *Μοκρο*, s. Ausgabe des Abulf. T. II. p. 74. not. a. — 2) X. a. D. p. 70.



und wiederum gegen sie und Haffa, eine andre Gattin Muhammeds:

Eine von beiden verflucht ihm (dem Ali) seine Worte, Ungezügelten Uebermuth zeigt ihm die Andre \*).

Wie die schittische Partei der Kaisanen glaubte auch Himjari, daß Ibn Hanafijet noch lebe und einstens wieder kommen werde<sup>3)</sup>; daß er aber Stifter dieser Secte gewesen, wie d'Herbelot<sup>4)</sup> behauptet, sagt weder Elmacin noch Abulfeda. Gestorben ist er im J. 179, d. H. (795)<sup>5)</sup>.

(A. G. Hoffmann.)

Himjariten, s. Hamjariten (2te Sect. 2r Bd. S. 25).

HIMILCO, Name einiger ausgezeichneten Karthager.

1) eines Heersfürsten in den Kriegen mit den Syrakusern unter Dionys I. (405—368 v. Chr.). Er gewann Agrigenti und Gela, zerstörte Messana, nahm mehrere Städte mit Sturm und durch Übergabe und belagerte sogar Syrakusá, wo eine verheerende Seuche unter den Truppen ihn zwang, die Belagerung aufzuheben und sich nach Afrika zurück zu ziehen; was ihm, nachdem gleichzeitig die Karthager eine Seeschlacht verloren hatten, nur schwer durch Unterhandlung gelang. (Vergl. Diod. Sic. XIII, 80, 90, 91. XIV, 59—63, 70—76.).

2) eines Heersfürsten von der Partei der Barciden (des Geschlechts Hannibal's). Er verteidigte eifrig das System der Fortsetzung des Kriegs wider die Römer nach der Schlacht von Canná (vergl. Liv. XXIII, 12), wurde zum Entsatz der durch M. Marcellus hart bedrängten Stadt Syrakusá — nach Umständen zur Wiederoberung von Sicilien — mit einer Flotte und Landungstruppen dorthin abgesendet, landete bei Heraclea Minoa, nahm Agrigenti und mehrere andere Städte den Römern weg, traf jedoch zu spät vor Syrakusá ein und konnte sich nicht mehr in die Stadt werfen. Indes that er — im Verein mit dem Syrakuser Feldherrn Hippokratés — sein Möglichstes, um des Marcellus Fortschritte zu hemmen, bestand mehrere Treffen, verlor jedoch mitten unter seinen Anstrengungen zur Rettung von Syrakusá sein Leben durch eine Seuche (vergl. Liv. XXIV, 35—39; XXV, 23—26).

3) eines Seefahrers, der gleichzeitig mit dem Hanno (s. d. Art. vergl. Plin. h. n. II, 67) wie dieser nach dem Süden so nach dem Norden des Okeanus zur Untersuchung der Küsten abgeschickt wurde. Von seiner Fahrt sind nur kleine Bruchstücke uns aufbehalten, und zwar in des Avienus Gedichte: „Ora maritima,“ wo (v. 90 et sqq.) neben den Inseln der Hibernier und Albionen von einem Vorlande Strymnis (Cornwall) und den Strymnischen Inseln (Scilly-Inseln) die Rede ist und gesagt wird, daß von den Tartessiern (Anwohnern der Küste Hispaniens, von Cadix bis Sevilla), welche

dorthin handelten, bis zu beiden Punkten der Punier Himilco die Entfernung auf eine viermonatliche Seefahrt nach eigener Erfahrung berechnet habe. Diese allerdings übertriebene Angabe, verbunden mit der Aufzählung der bei mehreren Seefahrern der Alten, namentlich beim Pytheas, vorkommenden Schreckmittel für die Okeanuseinfahrt, als: düstere Luft bei steter Windstille, seichtes Schlammwasser, hemmende Seegewächse, Ungeheuer etc. sprechen um so mehr für die Wirklichkeit der Reise Himilco's, als bekannt ist, daß die ersten und eifrigsten den Seehandel treibenden Nationen des Alterthums, die Phönizier und Karthager, von den wahren Ergebnissen ihrer Entdeckungswandlungen Nichts, dagegen des Irreführenden Viel zur Hinderung fremder Betriebsamkeit, laut werden ließen. (Benicken.)

4) H. Phamaeas, s. Carthago (1. Sect. XXI, 87.)

HIMINBIÖRG oder HIMINBIAURG, Himmelsburg, bewohnt vom Gotte Heimdall, ist die achte Station, in welche die Sonne in ihrem Laufe am Himmel in der Periode der Sommer Sonnenwende vom 21. Junius bis 21. Julius dem Nordländer zu verweilen scheint, und drückt eben das aus, was in unserm Kalender das Zeichen des Krebses andeutet. Sie wird auf einem Berge liegend gedacht, weil die Sonne hier ihren höchsten Punkt erreicht hat \*).

Himmelburg die achte heißt,

Wo Heimdall sich

Welchstatt's Hut erwählte;

Auf der Wonne Gipfel

Der Götter Wort

Froh mündet sein köstlich Weith. Studach.

Schon steigt die Sonne in dieser Periode vom Gipfel herab. Vergl. auch den Art. Himmel. (Schincke.)

HIMIN-BRIOTER, größter Stier des Riesen Omir (Zmir); s. d. Art. (R.)

HIMINGLAEFA bezeichnet in der nord. Mythologie den Zustand des Meeres, wenn seine Wellen hoch geben; eigentlich die himmelan drohende Woge. Personifizirt erscheint H. als Tochter des Meergottes Aegei und der Rana \*\*).

(Schincke.)

Himmaleh, Himmalih, s. Himalaya.

HIMMEL. I. Physik und Astronomie. Himmel heißt das scheinbare Gewölbe, welches sich über unserm Horizonte befindet und an welchem sich Sonne, Mond und Sterne oder auch die Wolken fort zu bewegen scheinen. Ältere Astronomen nahmen dem Augenschein gemäß ein solches festes Gewölbe an, bis endlich in der Folge durch Copernicus System und Newtons Untersuchungen die Unhaltbarkeit dieser Ansicht erwiesen wurde, und in den neuesten Zeiten durch Kant's Speculationen und noch mehr durch Herschel's direkte Messungen und Beobachtungen die vollkommenste Bestätigung erhielt.

3) Vergl. auch Annotatt. zu d. St. des Abulf. p. 647. R. 70, wo unter andern ein artiges Distichon des Himjari aus Riha'n gebracht ist. 4) Elmacia. hist. Sarac. ed. Erpen. p. 65. Vergl. Annot. zu Abulf. Annal. T. I. p. 103—4. 5) Orient. Bibl. 2r Th. S. 716. unt. d. W. Hemiar. Vergl. 3r Th. S. 453. unt. d. Art. Mohammed ben Hannefiab. 6) Abulf. Annal. T. II. p. 70.

\* Grimois - Mal. 13.

\*\* Finn - Magaussen Lex. Myth. p. 715.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Übergangsstufen von Blau erhält, welche dann auf das Cyanometer aufgetragen werden<sup>3)</sup>).

Xrigo endlich hat zu dieser Messung die Benutzung des polarisirten Lichtes vorgeschlagen. Wird eine Platte von Bergkry stall senkrecht auf die Aze geschnitten und sodann ein paralleler Bündel polarisirter Strahlen durch diese hindurch gelassen, so erscheint die Platte bei einer passenden Dide vollkommen dunkelblau, wenn die durch sie hindurch gegangnen Strahlen von einem geschwärzten Glaspiegel dergestalt ins Auge reflektirt werden, daß sie mit dem Spiegel einen Winkel von  $85^{\circ} 25'$  machen. War der in die Platte von Bergkry stall gelangende Strahl vollkommen unpolarisirt, so erscheint sie unter diesen Umständen weiß. Werden nun polarisirte und nicht polarisirte Strahlen in beliebigen Verhältnissen gemischt, so gelangen zugleich blaue und weiße Strahlen ins Auge und die Platte erscheint desto heller blau, je größer die Anzahl nicht polarisirter Strahlen ist. Wenn man daher an einem gewöhnlichen Polarisationsapparate den vordern Spiegel beweglich macht, so kann man eine größere oder geringere Anzahl der reflektirten Strahlen polarisiren und auf diese Art ein Blau erhalten, welches dem an einer beliebigen Stelle des Himmels entspricht. Wenn dann der Winkel bestimmt wird, welchen der reflektirte Strahl mit dem Spiegel macht, so läßt sich das Blau stets durch fixe Zahlen angeben<sup>4)</sup>. So sinnreich diese Idee ist, so möchten ihrer Ausführung doch manche Schwierigkeiten im Wege stehen. Schon Xrigo bemerkt, daß es sehr schwer sei, vollkommen weißes Licht zu diesen Versuchen zu erhalten; wollte man auch auf den ersten Spiegel Licht fallen lassen, welches von weißem Papiere reflektirt ist, so bleibt hiebei stets die Frage, ob dieses Papier selbst nicht zum Theile das Licht polarisirt; wenn wir nun erwägen, daß das vom blauen Himmel reflektirte Licht mehr oder weniger polarisirt ist (s. nachher), so wird es sogar sehr schwierig, unpolarisirtes Licht zu erhalten.

Es ist bereits erwähnt, daß der Himmel desto dunkler erscheint, je höher wir auf Berge steigen. Saussure stellte im J. 1788 die ersten Messungen hierüber an. Er beobachtete das Cyanometer im Zenith auf dem Gipfel des Col du Géant, während eben dieses Senebier und Pictet zu Genf und Levesque in Chamouni thaten. Um Mittag waren die Grade des Cyanometers auf dem Col du Géant  $31^{\circ},0$ , in Chamouni  $18^{\circ},9$  und in Genf  $22^{\circ},5$ <sup>5)</sup>. Noch tiefer war das Blau auf dem Gipfel des Montblanc, nämlich  $39^{\circ}$ <sup>6)</sup>. Eben dieses Verhalten bemerkte Humboldt auf den Gebirgen von Südamerika<sup>7)</sup>.

Es scheint ferner nach den wenigen bisher angestellten Untersuchungen sehr wahrscheinlich, daß das Blau im Zenith und im Niveau des Meeres nicht in allen

Breiten gleich sei. Humboldt wenigstens fand, daß auf dem Wege von Spanien bis Amerika die Himmelsbläue von  $18^{\circ}$  bis  $23^{\circ}$  stieg<sup>8)</sup>. Und im Allgemeinen dürfen wir annehmen, daß das Blau desto dunkler werde, je näher wir dem Aequator kommen. Um Mittag fand Humboldt in Cumana gewöhnlich  $22^{\circ}$  bis  $24^{\circ}$ , während er in Paris zu dieser Zeit nur  $16^{\circ}$  erhielt<sup>9)</sup>; auch scheint es nach den Erfahrungen Humboldt's höchst wahrscheinlich, daß der Himmel auf dem Meere und an den Küsten blässer sei, als im Innern der Continente.

Die Tageszeiten haben auf die größere oder geringere Bläue ebenfalls einen bedeutenden Einfluß. Schon der bloße Anblick des Himmels zeigt uns, daß der Himmel im Zenith am Morgen und Abende weit heller sei, als einige Stunden nach der Culmination der Sonne. Um jedoch die Gesetze dieser Änderungen genauer auszumitteln, stellte Saussure auf dem Col du Géant, sowohl im Zenith als am Horizonte, directe Messungen an, während seine Gehilfen eben dieses in Genf und Chamouni thaten. Dadurch ergaben sich folgende Größen<sup>10)</sup>.

Zeit.	Zenith.			Horizont.	
	Col du Géant	Chamouni	Genf	Col du Géant	Chamouni
4 Uhr	15 <sup>o</sup> ,6	14 <sup>o</sup> ,7	—	4 <sup>o</sup> ,7	5 <sup>o</sup> ,5
6 "	27,0	15,1	14 <sup>o</sup> ,7	7,5	7,0
8 "	29,2	17,2	21,0	8,4	8,3
10 "	31,0	18,1	22,6	9,7	8,6
Mittag	31,0	18,9	22,5	11,5	9,1
2 Uhr	30,6	19,9	20,6	7,6	9,3
4 "	24,0	19,9	20,4	5,5	8,8
6 "	18,0	19,8	16,3	4,7	8,4
8 "	5,5	16,4	—	0,0	5,0

Eben diese Messungen stellte Humboldt in der Folge auf dem atlantischen Meere<sup>11)</sup> und in Cumana an<sup>12)</sup>; die von ihm gefundenen Größen bestätigen das Gesagte vollkommen.

Endlich ist die Farbe nicht an allen Stellen gleich dunkel. Vom Zenith bis zum Horizonte findet ein allmählicher Übergang statt. In Genf fand Saussure am 21. April folgende Größen<sup>13)</sup>:

1 <sup>o</sup> Höhe	4 <sup>o</sup> Cyan.
10 "	9 "
20 "	13 "
30 "	15,5 "
40 "	17,5 "
50 "	19,0 "
60 "	20 "

3) Parrot Physik der Erde. S. 278. S. 402. 4) Annales de Chemie IV, 98. 5) Mém. de Turin. IV, 418. 6) Mém. de Turin. IV, 420. 7) Humboldt's Voyage II, 118. (Octavausgabe).

8) Humboldt Voyage II, 121. 9) Du même Voyage XI, 14. 10) Mémoires de Turin. IV, 418 und 421. 11) Humboldt's Voyage II, 123. 12) Ibid. XI, 13. 13) Mém. de Turin. IV, 423.



und von hier hatte der Himmel bis zum Zenith fast ein-  
nerlei Ansehen. Eben dieses bestätigen die Messungen,  
welche Humboldt am 4. Jul. 1799 in 16° 19' N.  
anstellte. Darnach betrug die Bläue des Himmels in <sup>14)</sup>

1° Höhe	3° Cyan.
10	6
20	10
30	16,5
40	18,0
60	22,0
80	23,5

Über die Ursache dieser Färbung sind verschiedene  
Hypothesen aufgestellt worden. Eine der ältesten ist die-  
jenige, welche Leonardo da Vinci zuerst andeutete  
und welche namentlich Fromondus und Otto von  
Guericke <sup>15)</sup> in der Folge weiter ausführten. Darnach  
soll diese Farbe aus einer Mischung von dem Weiß der  
Rebelbläschen und dem Schwarz des Himmelsraumes  
jenseits der Atmosphäre entstehen, und Guericke fügt  
hinzu, daß schwarze und weiße Pulver in verschiedenen  
Mengen gemischt, ein Blau geben; wogegen Priestley  
jedoch mit Recht bemerkt, daß diese Grau, nie aber  
Blau geben <sup>16)</sup>.

Nabe verwandt mit der gedachten Hypothese ist die-  
jenige, welche von Goethe seiner Farbentheorie gemäß  
aufstellte. Wenn hiernach das Licht durch ein trübes  
Mittel gesehen wird, so erscheint es gelb oder je nach  
dem stärkeren Grade der Trübung roth; sehen wir da-  
gegen die Finsterniß durch ein trübes Mittel, so er-  
scheint diese je nach den verschiedenen Graden der Trü-  
bung heller oder dunkler blau. Die Atmosphäre nun  
ist ein solches trübes Mittel, durch welches wir den  
dunkeln Himmelsraum sehen, und daher muß dieser blau  
erscheinen und zwar desto dunkler, je geringer die Trü-  
bung ist, also auf hohen Bergen weit mehr als in der  
Tiefe. Da diese Hypothese zu innig mit der ganzen  
Entstehungsart der Farben nach Goethe's Meinung  
zusammen hängt, so muß ich auf den Artikel Farben  
verweisen; hier genüge die Bemerkung, daß Alles, was  
Goethe über die Natur des trüben Mittels sagt, so  
dunkel ist, daß es sehr schwer wird, sich von demselben  
einen richtigen Begriff zu machen.

Eine andere Hypothese ist die von Wundt <sup>17)</sup>,  
nach welcher die blaue Farbe der Atmosphäre bloß sub-  
jectiv ist, wie die der gefärbten Schatten. Unter den  
vielen Arten der Entstehung blauer Schatten dient zur  
Erläuterung der Himmelsbläue insbesondere folgende.  
Wenn im Winter bei niedrig stehender Sonne der Schat-  
ten der Bäume auf den Schnee fällt, so nimmt er die  
ganz eigenthümliche und sehr leicht kenntliche himmels-  
blaue Farbe an. Das wenige vom beschatteten Schnee  
reflektirte Licht erzeugt im Gegensatz des stärkeren vom

beleuchteten Schnee reflectirten diese Farbe vom hellsten  
bis zum tiefsten Himmelblau. Auf gleiche Weise erhält  
das Auge von der höchst durchsichtigen, wegen des  
schwarzen Hintergrundes ungefärbten Luft so viel weni-  
ger Licht, je geringer die Menge der Dünste und der  
heterogenen Bestandtheile in derselben ist und um so  
dunkler muß daher die dem Schatten wie der Atmos-  
phäre eigenthümliche himmelblaue Farbe seyn. Am reins-  
ten, schönsten und für Ort und Höhe ungewöhnlich tief  
erscheint sie daher zwischen den einzelnen weißen Wolken.  
Ich glaube jedoch, daß auch diese Erklärung der Natur  
wenig entspricht. Entweder wir nennen diese Farbe im  
engern Sinne subjectiv, oder wir stellen sie mit den ge-  
färbten Schatten zusammen; im erstern Falle, wo das  
Blau durch einen vorübergehenden Eindruck hervor ge-  
rufen wird (gerade so wie z. B. das weiße Papier eines  
Buches mit grünem Schnitt mehr oder weniger röth-  
lich erscheint, wenn wir darin blättern, so wie wir nach  
anhaltender Fixirung eines gelben Kreises auf weißem  
Papier auf einem zweiten weißen Blatte einen blauen  
Kreis zu sehen glauben), sieht man nicht ein, worin  
dieser frühere Eindruck bestehe. Aber auch gefärbte  
Schatten dürfen wir hier nicht annehmen. Lassen wir  
das Licht einer Kerze durch rothes Glas, das einer zwei-  
ten durch grünes Glas hindurch gehen und stellen Ker-  
zen und Glaskäse dergestalt, daß die durch letztere roth  
oder grün gefärbten Strahlen einen rechten Winkel mit  
einander bilden, so können wir hier die einfachste Ent-  
stehungsart gefärbter Schatten mit Leichtigkeit beobach-  
ten. Ein zwischen beiden Käse befindlicher Stab wirft  
natürlich vermöge eines jeden Lichtes einen Schatten,  
der Schatten des rothen aber erscheint grün, der Schat-  
ten des grünen erscheint roth. Die Fläche, auf welche  
beide Schatten projecirt werden, hat eine Farbe, welche  
zugleich durch die auffallenden rothen und grünen Strah-  
len bedingt wird. Nach der Stelle aber, wohin das  
rothe Licht den Schatten wirft, gelangen nur grüne  
Strahlen, es muß dieser Schatten also grün erscheinen  
(s. Schatten, gefärbte). Und ganz etwas Ähnliches  
findet bei dem Schatten Statt, welchen ein Körper auf  
eine von der Sonne beschienene Schneefläche wirft. Diese  
Fläche wird ebenfalls von zwei Lichtern beschienen, dem  
blauen Himmelslichte und dem weißen Lichte der Sonne.  
Hiernach würde die Schneefläche mehr oder weniger blau  
erscheinen, sie sieht aber weiß aus, weil das Licht der  
Sonne unendlich viel stärker ist. Wenn dagegen die  
Sonne nach einer Stelle nicht scheinen kann, so muß  
der bloß vom blauen Himmelslichte erleuchtete Raum  
blau erscheinen <sup>18)</sup>.

Hiernach also scheint gerade der Versuch, auf den  
sich Wundt bei seiner Hypothese stützt, zu beweisen,  
daß wirklich blaue Lichtstrahlen vom dem Himmel zu

14) Humboldt's Voyage II, 122. 15) Experimenta nova  
Magdeburgica. p. 142. 16) Priestley's Geschichte der Optik  
von Klügel. S. 328. 17) Schweigger's Jahrbuch XXX,  
83. und Ehler's Wörterbuch n. A. I, 504.

18) Wundt hatte in seiner früheren Abhandlung noch den  
Versuch erwähnt, daß der Himmel durch ein schwarzes Rohr weiß  
erscheine, dagegen bemerkt Brandes (in Ehler's Wörterbuch  
n. A. I, 11.) nach Wundt (ib. I, 504.) richtig; daß eben dieses  
auch erfolge, wenn man eine blaue Wand anhaltend durch eine  
solche Röhre betrachte.



uns gelangen; zu läugnen aber ist es nicht, daß dieselben Ursachen, welche die Entstehung der subjectiven Farben im engern Sinne bedingen, die gewöhnliche Färbung des Himmels abändern können. Hierher gehört zuerst der von Wundt erwähnte Fall, wornach der Himmel zwischen weißen Wolken (meinen Erfahrungen zu Folge zwischen scharf begränzten und silberglänzenden Cumulis des Howard'schen Systemes) weit dunkler erscheint; durch den Contrast wird hier das Blau eben so hervor gehoben, wie eine schwarze Fläche neben einer weißen weit dunkler erscheint als neben einer grauen.

Wirksamer dagegen wird dieser Umstand dann, wenn gefärbte Wolken am Himmel stehen. Wenn namentlich im Herbst und Winter tief rothe Wolken am Horizonte sind, so erscheint der reine Himmel meistens mehr oder weniger grün. Eine große Zahl von Beobachtern hat dieses Phänomen, welches sich auch in der Nähe von Gletschern zeigt, die von der untergehenden Sonne beschienen werden, bemerkt und es ist keinesweges eine so große Seltenheit, als wohl öfter geglaubt worden ist. Es ist dieses Grün weiter nichts als die geforderte Farbe des Roth, welches wir in den Wolken bemerken, also rein subjectiv. (s. Farben).

Die Ansicht von Newton scheint diejenige zu seyn, welche der Natur am meisten entspricht<sup>19)</sup>. Darnach sind die Theilchen der Luft zwar sehr durchsichtig und lassen einen großen Theil der Lichtstrahlen hindurch; wenn aber weißes Licht ankommt, so verschlucken sie einen Theil der Strahlen, während sie einen andern reflektiren. Aber wie die meisten nicht vollkommen durchsichtigen Körper wirken die Lufttheile nicht auf alle farbigen Strahlen mit gleicher Stärke, sie reflektiren vorzugsweise die blauen Strahlen, während sie die rothen hindurch lassen. Daher ist der dunstfreie Himmel blau, statt daß er weiß seyn würde, wenn alle Farbenstrahlen gleich gut zurück geworfen würden, und wir schließen daher mit Recht, daß die durchgelassenen Lichtstrahlen ein eben solches Übergewicht an Feuerroth zeigen müssen, wie es die zurück geworfenen an Blau zeigen<sup>20)</sup>. Wenn uns aber das Sonnenlicht bei höherem Stande der Sonne nicht röthlich erscheint, so liegt der Grund darin, daß nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Lichtstrahlen verloren gegangen ist und daß die Mischung der noch übrigen Strahlen eine dem Weiß nahe kommende Farbe gibt. Wenn dagegen die Sonne niedrig steht, wenn also der Weg des Lichtes durch die Atmosphäre sehr lang ist, dann wird die Zahl der verloren gegangenen blauen Strahlen bedeutender, die Sonne erscheint mehr oder weniger roth. Versuche, welche Hassensfratz über die Beschaffenheit des prismatischen Spectrums anstellte, bestätigen dieses vollkommen<sup>21)</sup>. Die niedriger stehende Sonne gab nämlich allemal ein Farbenbild, in welchem die blauen Strahlen mehr oder weniger fehlten. Das Spectrum hatte unter übrigens

gleichen Umständen bei hohem Stande der Sonne eine Länge von 185 Millimetern, verkürzte sich aber immer mehr, je tiefer die Sonne sank, so, daß die Länge zur Zeit des Unterganges nur etwa 70 Millimeter betrug. Diese Verkürzung aber entstand aus Mangel der blauen Strahlen, die bei der letzten Messung so sehr fehlten, daß das Spectrum fast nur rothe, orange und grüne Strahlen enthielt; ein Beweis, daß die blauen und violetten durch Reflexion verloren gegangen waren.

Daß aber das von der Atmosphäre zu uns gelangende Licht wirklich reflectirtes sei, geht besonders aus dem Umstande hervor, daß dieses Licht mehr oder weniger vollständig polarisirt ist. Wenn wir durch eine Platte von Bergkrysal, welche senkrecht auf die Are geschnitten ist, einen Strahl hindurch gehen lassen, welcher von irgend einem Theile des Himmels kommt und sodann diesen Strahl von einem geschwärzten Glaspiegel unter dem Polarisationwinkel ins Auge reflektiren lassen, so zeigen sich fast stets gefärbte Ringe. Ich stelle den Versuch meistens dergestalt an, daß ich ein achromatisirtes Prisma von Kalkspath zunächst ans Auge halte, und unmittelbar hinter dasselbe die Bergkrysalplatte lege. In diesem Falle läßt sich der Zustand des Himmels in Beziehung auf diesen Punkt mit Leichtigkeit untersuchen. Nimmt man irgend einen größten Kreis der Himmelkugel, welcher durch die Sonne hindurch geht, so sind die Ringe in der Nähe der Sonne sehr matt und kaum wahrnehmbar; je weiter man sich aber in diesem Kreise von der Sonne entfernt, desto zahlreicher und lebhafter werden die Ringe, bis der Farbenglanz bei einem Abstände von etwa 90° von der Sonne sein Maximum erreicht. Je größer hierauf der Abstand wird, desto mehr nimmt die Lebhaftigkeit der Ringe ab. Daß hier aber reflectirtes Licht die Hauptrolle spielt, geht besonders aus dem Umstande hervor, daß es in einem Abstände von 90° von der Sonne, also dann vollständig polarisirt ist, wenn der einfallende und reflectirte Strahl mit der Reflexionsebene einen Winkel von etwa 45° bilden; in diesem Fall aber steht der reflectirte Strahl senkrecht auf dem geradlinig seinen Weg fortsetzenden, ganz so wie es nach dem allgemeinen von Brewster gefundenen Gesetze der Fall seyn muß<sup>22)</sup>. Man kann nach einer mündlichen Mittheilung von Duetschet in Brüssel das Gesetz für die Polarisation des Himmelslichtes auf folgende einfache Art ausdrücken: In einem größten Kreise der Himmelkugel, dessen Pole die Sonne und der 180° von ihr entfernte Punkt bilden, ist das Licht vollständig polarisirt, gehen wir aber von diesem Kreise gegen die beiden Pole; so nimmt die Menge polarisirter Strahlen immer mehr ab, bis sie in beiden Polen ganz verschwinden. Schon Brewster folgerte aus dieser Eigenschaft mit Recht, daß das von der Luft zu uns gelangende Licht wirklich reflectirtes sei<sup>23)</sup>.

19) Newton Optice L. II. prop. 7. p. 197. 20) Brantes in Schler's Wörterbuch. I, 4. 21) Annales de chimie LXVI, 60.

22) Brewster in Philos. Transact. 1815. p. 127. 23) Ejuod. Treatise on new philos. Instr. p. 350.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Es ist noch eine andere Hypothese aufgestellt worden, um das Blau des Himmels zu erklären. Nach L. Euler, welcher dieselbe ausführlicher entwickelt hat<sup>26)</sup>, sind die Lufttheilchen selbst schwach blau gefärbt; wir bemerken diese Färbung aber erst dann, wenn wir große Luftmassen sehen, gerade so wie wenige Tropfen einer schwachen Indigosolution kaum blau erscheinen, während ein großes Gefäß eben dieser Lösung mehr oder weniger dunkelblau ausieht. Im Grunde fällt diese Erklärung, welche sehr viele Anhänger gefunden hat, mit der obigen zusammen. Gefärbte Körper erscheinen uns nur deshalb gefärbt, weil ihre Oberfläche so beschaffen ist, daß sie einige Strahlen vorzugsweise reflektiren, während sie die übrigen entweder durchlassen oder absorbiren. Ein blaues Papier ist also blau, weil es die blaue Strahlen in größerer Menge reflektirt, als die rothen und da dieses auch bei der Luft der Fall ist, so ist offenbar die Hypothese Newtons identisch mit der von Euler und nur der Ausdruck weicht von einander ab.

Wenn wir den Himmel betrachten, so zeigt der Augenschein schon, daß auch abgesehen von der Färbung die Helligkeit des reflektirten Lichtes nicht allenthalben gleich groß ist. In der Nähe der Sonne ist das von der Luft reflektirte Licht so hell und blendend, daß wir es kaum anzusehen vermögen; im Zenith ist es meistens nicht so hell, als am Horizonte. Wären hiebei nur die direkten Strahlen der Sonne wirksam, dann ließe sich das Gesetz, nach welchem die Stärke des reflektirten Lichtes in einem Kreise, welcher durch die Sonne geht und mit dem Horizonte parallel ist, sehr leicht bestimmen. Da nämlich von dem ankommenden Lichte eine desto größere Menge von Strahlen reflektirt wird, je größer der Einfallswinkel wird<sup>27)</sup>, so muß die Stärke des reflektirten Lichtes desto geringer werden, je weiter wir uns von der Sonne entfernen. In der Nähe von dieser werden die meisten Strahlen reflektirt und daher erscheint dieser Theil des Himmels so hell; dagegen mußte der Punkt, welcher 180° von der Sonne entfernt ist, am dunkelsten seyn. Wenn wir jedoch erwägen, daß die von einem Lufttheilchen zu einem andern reflektirten Lichtstrahlen die Helligkeit des letzteren vergrößern, so wird begreiflich, daß die eben erwähnte Vertheilung des Lichtes dadurch abgeändert wird; da alle auf die Atmosphäre fallenden Sonnenstrahlen als parallel angesehen werden können, so werden sie von den Lufttheilchen vorzugsweise nach dem Punkte reflektirt, welcher 180° von der Sonne entfernt ist und daher muß dieser heller erscheinen, als es nach dem vorher Gesagten der Fall seyn sollte. Direkte Messungen von Bouguer bestätigen dieses vollkommen. Bei einer Höhe der Sonne von 25° war die Helligkeit einer Stelle, welche 8 oder 9° von der Sonne entfernt war, viermal stärker als an einer Stelle, die von der Sonne einen Abstand von 31 oder

32° hatte. Hatte die Sonne eine Höhe von 15 bis 20°, so nahm die Stärke des Lichtes mit der Entfernung von der Sonne in einem durch diese hindurch gehenden Horizontalkreise immer mehr ab, und späterhin wieder zu, so daß wir darin zwei Maxima und zwei Minima der Erleuchtung haben; die ersten lagen in der Sonne und dem ihr gegenüber liegenden Punkte; die beiden letzteren schienen einen Abstand von 110 bis 120° von der Sonne zu haben<sup>28)</sup>.

So wünschenswerth es auch wäre, eine größere Zahl von Messungen dieser Art zu besitzen, so steht die von Bouguer doch noch völlig isolirt. Eine häufige Wiederholung derselben von einem Beobachter, der mit Leichtigkeit auf einem vollkommen freien Horizonte beobachten kann, würde uns interessante Aufschlüsse über das optische Verhalten der Atmosphäre geben. Eben dieses gilt von einigen Untersuchungen, welche Hassenfratz über gefärbte Schatten angestellt hat. Wenn wir erwägen, daß der Himmel bald heller bald dunkler blau ist, daß die Luftmassen neben der Sonne bald vollkommen weiß, bald gelblich oder röthlich sind, so wird begreiflich, daß die gefärbten Schatten im Freien nicht zu allen Zeiten einerlei Ansehen haben können. Während uns das Cyanometer die Farbe von einer Stelle des Himmels zeigt, so gibt uns der farbige Schatten die Summe der Farbe und Stärke aller vom Himmel kommenden Lichtstrahlen an. Darnach hängt die Farbe des Schattens ab vom Zustande der Atmosphäre, von der Breite des Ortes und von der Declination und Höhe der Sonne. So ändert sich derselbe in Paris beim Aufgange der Sonne in verschiedenen Jahreszeiten von schwach grünlich blau bis zu violettblau, erstere Farbe findet im Winter, diese im Sommer Statt. Zur Zeit der Aquinoctien ist der Schatten beim Aufgange blau, dieses Blau ändert sich so wie die Sonne höher steigt, wird indigo, später violett und bei der Culmination schwärzlich violett<sup>29)</sup>.

Wäre die Atmosphäre nicht vorhanden, so würde der Himmel die Gestalt einer Halbkugel haben. Die Erfahrung zeigt, daß dieses nicht der Fall ist. Bestehen wir uns auf einer Ebene, so hat er die Gestalt eines eingedrückten Gewölbes. Es scheint der im Zenith liegende Punkt weit näher an uns zu liegen, als ein im Horizont befindlicher. Diese Gestalt aber ist nicht zu allen Zeiten gleich. Wenn der Himmel heiter ist und eine tiefe Farbe hat, so hat mir das Zenith verhältnißmäßig stets weiter geschienen, als bei blassem Ansehen desselben, namentlich dann, wenn feine Cirri gleichförmig über den ganzen Himmel verbreitet waren und diesem ein mehr oder weniger milchartiges Ansehen gaben. In letzterem Falle schien mir der Himmel das Ansehen einer fast flachen Scheibe zu haben, welche sich gegen den Horizont hin plötzlich mit starker Krümmung in die Tiefe senkte; im ersten Falle schien die Gestalt der eines

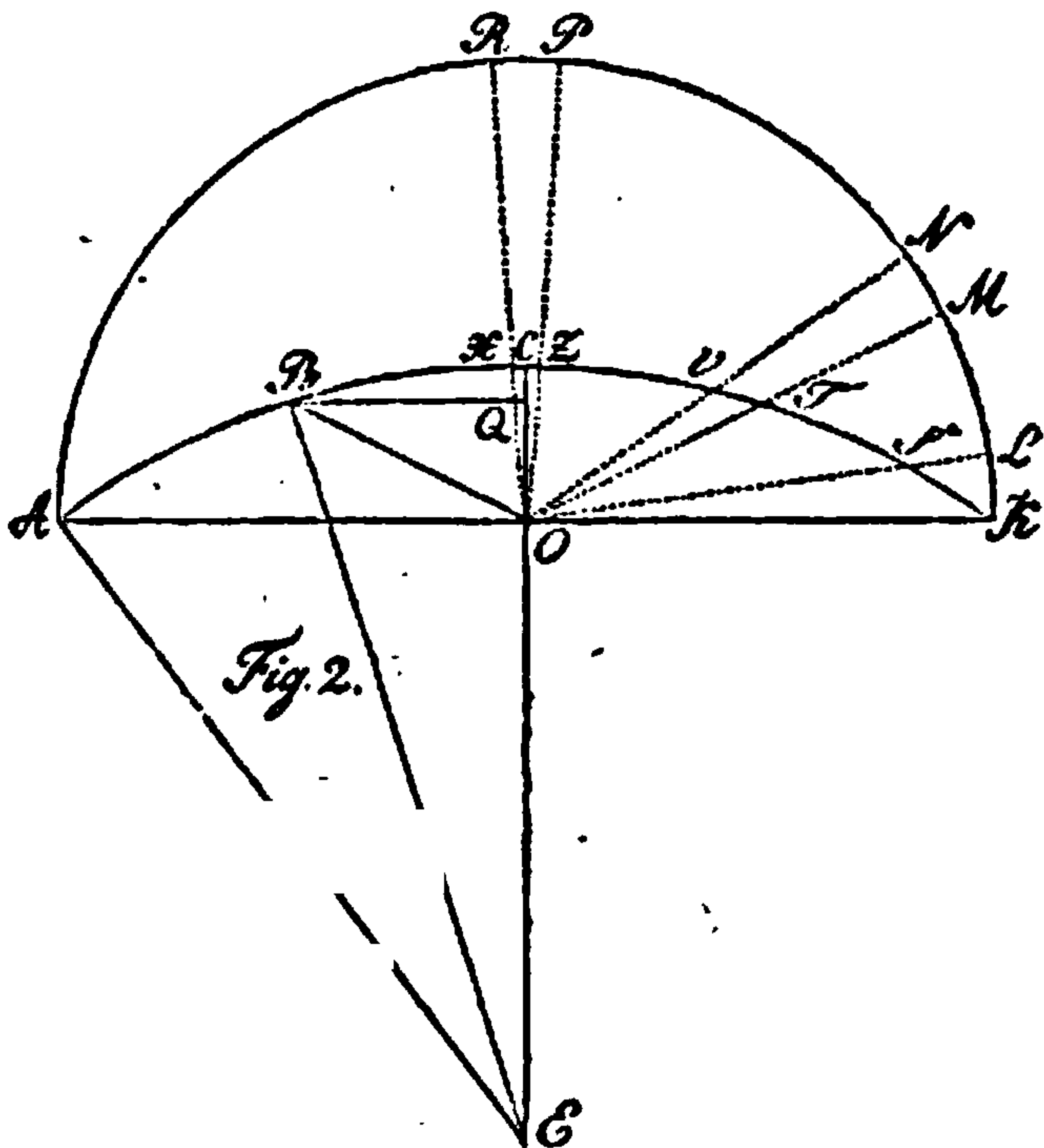
26) L. Euler Briefe an eine teutsche Prinzessin von Ales. Bd. I. S. 177. 27) Lambert photometria p. 192. Bougueri Optica. p. 59.

28) Bougueri Optica. p. 34. 29) Journal de l'école polytechnique. T. IV. p. 273.



Kugelsegmentes näher zu kommen. Wenn man den Himmel in der Nacht ansieht, so hat die Schwächung des Sternlichtes an dieser Täuschung den größten Antheil. Die Sterne scheinen an dem scheinbaren Himmelsgewölbe befestigt zu seyn; wenn diese aber tiefer stehen, so geht ihr Licht durch eine größere Luftmasse, es wird dadurch mehr geschwächt und da wir alle Gegenstände für desto entfernter halten, je undeutlicher sie erscheinen, so glauben wir, daß die tieferen Sterne und mithin die Theile des Himmels, an denen sie stehen, weiter entfernt seien, als in der Nähe des Zenithes. Dieser von L. Euler<sup>30)</sup> angegebene Grund ist jedoch am Tage unwirksam. Dann scheint die ungleiche Farbe des Himmels in verschiedenen Höhen die Hauptrolle hierbei zu spielen. Wir sind es gewohnt, gefärbte Körper für desto entfernter zu halten, je matter die Farbe wird; da nun das Blau des Himmels desto mehr getrübt wird, je näher der Punkt am Horizonte liegt, so scheint der Himmel desto entfernter, je näher wir an den Horizont kommen. Da die Grade des Cyanometers bei weißlichem Ansehen des Himmels weit schneller abzunehmen scheinen als bei sehr heiterer Luft, so glauben wir, daß das Gewölbe dann weit mehr eingedrückt sei.

Aus dieser ersten Vorstellung folgen noch mehrere andere Täuschungen, welche wir an dem Himmel wahrnehmen. Suchen wir in Fig. 2.



den Punkt B auf, welcher in der Mitte zwischen dem Zenith und Horizonte liegt, so sollte dieser eine Höhe

von 45° haben. Da wir aber diesen Punkt dadurch finden, daß wir die Gegend bestimmen, welche so liegt, daß die Bogen AB und BC gleich sind, so wird begreiflich, daß die Winkel AOB und BOC nicht gleich seyn werden, da wir uns nicht im Mittelpunkte dieses scheinbaren Kugelsegmentes befinden. Smith hat gefunden, daß der Bogen BC stets kleiner schien als der Bogen AB, wenn die Sonne eine Höhe von 30° hatte; hatte die Sonne eine Höhe von 28°, so schien AB = BC zu seyn; betrug die Höhe nur 18 bis 20°, so war AB kleiner als BC<sup>31)</sup>.

Hierin liegt auch der Grund der bekannten Erscheinung, daß die Sonne und der Mond im Horizonte weit größer erscheinen, als dann, wenn sie einen hohen Stand haben. Es bezeichne zu dem Behufe AK den Horizont, in dessen Mitte O sich der Beobachter befindet, ACK das scheinbare Himmelsgewölbe und ARK die über dem Horizonte befindliche Halbkugel des Himmels, deren Mittelpunkt wir in O annehmen können. Die gleichen Bogen LK, NM, RP mögen den Durchmesser des Mondes bezeichnen. Fällt der untere Rand des Mondes mit dem Horizonte in K zusammen, so schneidet der vom oberen Rande L kommende Lichtstrahl LO den Bogen SK auf dem Himmelsgewölbe ab; ist der Mond bis NM gelangt, so ist der vom Monde abgeschnittene Bogen VT, im Zenith wird dieser Bogen XZ. Aus der Zeichnung aber sieht man bereits, daß der Bogen SK weit größer ist als VT oder XZ und daß wir mithin urtheilen, daß der Mond im Horizonte weit größer sei, als wenn er einen höheren Stand hat.

Nehmen wir an, es sei ein durchs Zenith gehender Durchschnitt des scheinbaren Himmelsgewölbes im Kreissegment ACK, dessen Mittelpunkt unter dem Horizonte in E liegt, so können wir bestimmen, wie groß der Halbmesser des Kreises sei, in welchem die Bogen AB und BC gleichen Centriwinkeln entsprechen. Smith hat an der angeführten Stelle diese Rechnung angedeutet und Kästner weiter ausgeführt.

Es sei nämlich OB = e, der Halbmesser des Kreises BE = x, sin. BOA = s und sin. BOC = c; dann wird

$$\begin{aligned}
 BQ &= BO \cdot \sin. BOC = e \cdot c, \quad OQ = BO \cos. \\
 BOC &= e \cdot s \sin. BEC = \frac{BQ}{BE} = \frac{ce}{x} \\
 \sin. AEC &= \sin. 2BEC = \frac{2ce}{x} \sqrt{1 - \frac{c^2 e^2}{x^2}} \\
 &= \frac{2ce}{x^2} \sqrt{x^2 - c^2 e^2} \\
 AO &= x \sin. AEC = \frac{2ce}{x} \sqrt{x^2 - c^2 e^2} \\
 AO^2 &= \frac{4c^2 e^2}{x^2} (x^2 - c^2 e^2)
 \end{aligned}$$

30) L. Euler Briefe über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre I, 516 fg.

31) Smith's Optik von Kästner. S. 56.



In dem rechtwinkligen Dreiecke A E O ist

$$EO^2 = AE^2 - AO^2 = x^2 - \frac{4c^2 e^2}{x^2} (x^2 - c^2 e^2) \\ = x^2 - 4c^2 e^2 + \frac{4c^4 e^4}{x^2}$$

$$EO = x - \frac{2c^2 e^2}{x}, \text{ mithin}$$

$$CO = CE - EO = \frac{2c^2 e^2}{x}$$

$$\text{Eben so ist } CO = CQ + OQ = x - \sqrt{x^2 - c^2 e^2} + es$$

Sehen wir die beiden Werthe von C O einander gleich, so wird

$$\frac{2c^2 e^2}{x} = x - \sqrt{x^2 - c^2 e^2} + es$$

$$\sqrt{x^2 - c^2 e^2} = x + es - \frac{2c^2 e^2}{x}$$

$$-c^2 e^2 = 2esx + e^2 s^2 - 4c^2 e^2 - \frac{4c^2 e^3 s}{x}$$

$$+ \frac{4c^4 e^4}{x^2}$$

$$0 = 2esx + e^2 s^2 - 3c^2 e^2 - \frac{4c^2 e^3 s}{x} + \frac{4c^4 e^4}{x^2}$$

$$0 = x^2 + \frac{es^2 - 3c^2 e}{25} x^2 - 2c^2 e^2 x + \frac{2c^4 e^3 s^2}{8}$$

Sehen wir hier  $e = 1$  und beachten ferner, daß in Smith's Beispiel  $\angle AOB = 23^\circ$ ,  $\angle BOC = 67^\circ$  war, so wird  $c = \sin. 67^\circ$ ,  $s = \sin. 23^\circ$ , so wird  $0 = x^2 - 3,058 x^2 - 1,695 x + 8,675$

Eine der Wurzeln dieser Gleichung ist  $x = 3,23$  und diese ist die für unser Beispiel gehörige, da eine den beiden andern nahe + 1, die zweite aber negativ ist. Es ist mithin der Halbmesser  $EC = 3 OB$ . Hieraus können wir nun mit Leichtigkeit das Verhältniß zwischen den Größen O C und A O herleiten.

Sehen wir nämlich in den Ausdruck  $CO = \frac{2c^2 e^2}{x}$

die eben gefundenen Größen, so wird  $OC = 0,52$  für  $e = 1$ ; ferner ist  $BQ = e \cdot c = 0,9205$ ; daraus wird

$$\sin. BEC = \frac{BQ}{BE} = \sin. 16^\circ 34', \text{ mithin } AEC$$

$= \sin. 33^\circ 8'$  und  $AO = AE \cdot \sin. 33^\circ 8' = 1,7655$ ; es verhält sich mithin  $CO : AO = 0,52 : 1,7655 = 1 : 3,4$ . So also erscheint uns das Himmelsgewölbe, daß der im Horizonte liegende Punkt 3,4 Mal weiter von uns zu seyn scheint, als der im Zenith liegende.

Da uns jetzt diese Verhältnisse bekannt sind, so können wir für jede Höhe M O K berechnen, wie groß

der Bogen V T am scheinbaren Himmelsgewölbe ist, welchen die Linien N O und O M abschneiden, wenn der Winkel dieser beiden Linien stets derselbe bleibt, wie es beim Durchmesser des Mondes der Fall ist. Smith hat diese Rechnung vorgenommen. Wird die scheinbare Größe des aufgehenden Mondes mit 100 bezeichnet, so ist dieselbe nur 68 in einer Höhe von  $15^\circ$ , 40 in einer Höhe von  $45^\circ$  und 30, wenn sich der Mond im Zenith befindet.

Die Bestimmung dieser Verhältnisse setzt voraus, daß das Himmelsgewölbe wirklich die Gestalt eines Kugelsegmentes habe. Zwar bemerkt Smith, diese Vorstellung sei seinen Beobachtungen völlig naturgemäß; er habe nämlich zu verschiedenen Zeiten in der Nähe des Horizontes und Zenithes je zwei Sterne aufgesucht, deren scheinbare Weiten gleich waren und wenn er dann diese scheinbaren Abstände mit den wahren verglich, so zeigte sich stets, daß die Hypothese richtig sei. Jedoch bemerkt Brandes mit Recht, daß man in diesem Falle sehr viele Vergleichen anstellen müsse, um ein brauchbares Mittel zu erhalten<sup>32)</sup>.

Da es sich hier um eine bloße Täuschung handelt, so ist begreiflich, daß nicht alle Beobachter eine vollkommen gleiche Gestalt finden werden, ja es möchte diese wohl bei jenem Zustande der Atmosphäre eine andere seyn. Was mich betrifft, so scheint mir ein Durchschnitt des Himmelsgewölbes weniger ein Kreissegment als eine Ellipse zu seyn, deren kleine Axe durchs Zenith, deren große durch den Horizont ginge. Legen wir dann Smith's Beobachtung, daß die Gesichtslinie von einer Höhe von  $23^\circ$  den Bogen zwischen Zenith und Horizont halbirt, zu Grunde, so läßt sich das Verhältniß zwischen beiden Axen und die scheinbare Größe des Mondes in verschiedenen Höhen bestimmen. Die Durchführung dieser Rechnung muß hier unterbleiben, zumal da die Axen dieser Ellipsen gewiß zum großen Theile vom Zustande der Atmosphäre abhängen, was Smith auch schon von dem scheinbaren Durchmesser des Mondes behauptet<sup>34)</sup>. Da diese ganze Täuschung von der ungleichen Erleuchtung des Himmelsgewölbes abhängt, so wird begreiflich die Gestalt nicht immer dieselbe seyn können. Wenn an heiteren Abenden nach dem Untergange der Sonne der Erdschatten am östlichen Horizonte (s. Dämmerung) eine Höhe von etwa 5 bis  $10^\circ$  hatte, so schien es mir häufig, als ob das Gewölbe hier plötzlich eine andere Gestalt annehme. War zu eben dieser Zeit der Erdschatten bis über das Zenith gegangen, dann schien mir der östliche Horizont viel weiter entfernt als der westliche. Und hieraus scheint auch zu folgen, weshalb gerade der aufgehende Vollmond so ungewöhnlich groß erscheint, während der Mond in den übrigen Phasen nach der Bemerkung von Klügel<sup>35)</sup> dieses Phänomen nicht zeigt. Da der Vollmond meistens zur Zeit der Dämmerung aufgeht, so wird die weitere Entfernung

32) Kästner gibt für den Coefficienten von  $x^2$  die Größe  $\frac{e s^2 - 4 c^2 e}{25}$ , aber offenbar ist durch einen mehrmals wiederkehrenden Druckfehler der Coefficient  $c^2 e$  4 statt 3 genommen, da das Resultat richtig ist.

33) Gelehr's Wörterb. n. X. V, 261. 34) Smith Optik. S. 416. 35) Priestley's Geschichte der Optik. S. 510.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



die Pluralforn  $\alpha\gamma\omega\upsilon$ <sup>1)</sup>, betrachtet ihn als ein über der Erdscheibe ausgebreitetes rundes<sup>2)</sup>, festes Gewölbe ( $\alpha\gamma\omega\upsilon$  1. Mos. 1, 14. 15. 17.; *Vulgat.* hat firmamentum und Luther daher Firmament<sup>3)</sup>); über welchem nach Gen. 1, 7. ein oberes Meer, ein Himmelsocceän, sich ausbreitet<sup>4)</sup>. Die vermeintlichen Öffnungen des Himmels, aus welchen sich der Regen ergießt, werden bald Thüren (Ps. 78, 23.), bald Fenstergitter (1. Mos. 7, 11. 2. Kön. 7, 2. 19.) genannt. Die sinnliche Anschauung mußte sich das Himmelsgewölbe fest gegründet denken; daher läßt es der Hebräer auf Säulen ( $\alpha\gamma\omega\upsilon$  Job 26, 11. Nah. 1, 5.) wie auf sichern Grundfesten ruhen. Die Himmelskörper, welche am Himmel schweben und von ihm herab leuchten (1. Mos. 1, 14—17.) machen ihn so hell und klar wie Krystall (Ezech. 1, 22.  $\alpha\gamma\omega\upsilon$ <sup>5)</sup>). Dichter vergleichen wohl auch den Himmel mit einem Teppich, mit einem Zelte, welche des Schöpfers Macht ausspannt (Jes. 40, 22. 44, 24. Ps. 104, 2). Sie reden von 4 Winden und Enden des Himmels, und wollen nur sagen, daß er am Horizonte allenthalben auf der Erde zu liegen scheine (Jes. 49, 36.). Befremden muß es, daß schon Job 26, 7. die richtige Ansicht vom freien Schweben der Erde und also wohl auch des Himmels in der freien Luft gefunden wird, die auch Cicero<sup>6)</sup> bestätigt.

Wenn Himmel und Erde alles Sichtbare, das Weltall, die Welt umfaßt, 1. Mos. 1, 1. 2, 1. 14, 19. 22. so deutet die erweiterte Redensart: die Himmel und die Himmel der Himmel 5. Mos. 10, 14. 1. Kön. 8, 27. 2. Chron. 2, 5. den höchsten, erhabensten Himmel oder Gegenstand an, wo Gott seinen Thron gesetzt und von wo aus er die ganze Welt überschauet und regirt, 2. Mos. 20, 22. Ps. 2, 4. 11, 4. Diese Ansicht theilen auch die Verfasser der Apokryphen, Weisb. 8, 10. Job. 5, 16. 2. Makk. 15, 4. Sir. 1, 8. und die neutestamentlichen Schriftsteller erweitern sie, wie überhaupt die alttestamentliche Vorstellung nach der unter ihren Zeitgenossen gewöhnlichen Modification. Man dachte sich drei Himmel, einen Lusthimmel, aëream, mit drei Luftschichten, einer oberen, mittleren und unteren, die Atmosphäre mit den Wolken umfassend, einen Sternenhimmel, an welchem Sonne, Mond und Sterne glänzen, das ganze Erdenrund erleuchtend, einen dritten als Gottes Sitz und Aufenthalt der Engel und Seligen<sup>7)</sup>.

Mit dem Worte  $\alpha\gamma\omega\upsilon$ , oder dem Hebräischen analog mit  $\alpha\gamma\omega\upsilon$ <sup>8)</sup> bezeichnen die neutestamentlichen Schriftsteller Alles, was am Himmel sichtbar ist (Hebr. 1, 10. 12, 25. Act. 2, 5. 4, 12. 10, 2.) und gebrauchen für das ganze Weltall, Universum  $\delta\ \alpha\gamma\omega\upsilon$   $\kappa\alpha\iota\ \eta\ \gamma\eta$  oder  $\delta\ \alpha\gamma\omega\upsilon$   $\kappa\alpha\iota\ \eta\ \gamma\eta$   $\kappa\alpha\iota\ \eta\ \theta\alpha\lambda\alpha\sigma\sigma\alpha$  (Matth. 6, 18. 11, 25. 28, 18. Act. 4, 24.) für alle Himmelserscheinungen: Wind, Regen, Donner, Bliß als Erzeugnisse der oder aus den Wolken (Matth. 3, 16. 17. Job. 12, 28. 29. Mark. 1, 10. Luk. 5, 25.) und Sterne  $\tau\alpha\ \alpha\sigma\tau\epsilon\pi\alpha\ \tau\omicron\upsilon\ \alpha\gamma\omega\upsilon$  (Mark. 13, 25. 30. Hebr. 11, 12.) und die Wohnung Gottes, den Aufenthalt der Engel und aller von der Erde geschiedenen Frommen, die bei Gott sind. (Matth. 5, 34. Jak. 5, 12. Matth. 16, 19. 22, 30. Röm. 10, 6. 2. Kor. 5, 1. 2. — 2. Kor. 12, 2.  $\kappa\omega\varsigma\ \tau\omicron\upsilon\ \alpha\gamma\omega\upsilon$ .) Später haben die Rabbinen von sieben Himmeln gesprochen. Ihre Namen zählt Wetstein zu 2. Kor. 12, 2. auf, und noch andere Eintheilungen des Himmels führt Schöttgen in Hor. hebr. Tom. I. p. 718. an. Eine ausführliche Beschreibung enthält das Testament der zwölf Patriarchen<sup>9)</sup>: Der erste Himmel ist der Raum zwischen Erde und Wolken; der zweite der Sitz der Wolken und des Wassers, des Hagels und der bösen Geister; der dritte ist glänzender und unendlich höher und Sitz der himmlischen Heerscharen, der Engel, denen die Bestrafung der bösen Geister am Gerichtstage übertragen ist; im vierten sind die Heiligen; im fünften die höheren Engelsordnungen, welche für die Sünden der Gerechten fürbitten; im sechsten die Engel, die den Engeln des Angesichts die Antwort auf ihre Fürbitten überbringen; im siebenten die Engel, welche Gott ohne Unterlaß in Hymnen preisen<sup>10)</sup>.

Der kindlich sinnlichen Vorstellung der Hebräer vom Himmel und seinen Stützen schließt sich 2) die der ältesten Griechen an, welche ihn für ein festes, am Rande des flachen Erdkreises auf Bergsäulen ruhendes, ehernes oder eisernes Gewölbe hielten<sup>11)</sup>. So stellte sich ihn Homer und sein Zeitalter und nach ihm Hesiod vor<sup>12)</sup>:

Aber die Erde zuerst erzeugete, ähnlich ihr selber,  
Ihn, den sternigen Himmel, daß er ganz umher sie bedeckte.

Hesiod will aber nicht, wie Theon<sup>13)</sup> erklärt, damit den Himmel als kugelförmig bezeichnen, sondern als an gerundetem Umfange der Erde gleich<sup>14)</sup>. Dieses Gewölbe ruhte auf Bergsäulen. Denn vor der Wohnung der Nacht trägt Iapetos Sohn, Atlas, das Gewölbe des Himmels, hoch dastehend, mit Haupt und

1) Gesenius Wörterbuch unter  $\alpha\gamma\omega\upsilon$  — 2)  $\alpha\gamma\omega\upsilon$   $\epsilon\upsilon\ \kappa\iota\upsilon\lambda\alpha\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$  Sirach 43, 12. Cf. Bretschneider zu 24, 5.  $\gamma\upsilon\phi\omicron\varsigma\ \alpha\gamma\omega\upsilon$   $\kappa\omicron\epsilon\lambda\omicron\mu$  rotundum, quod in circuli forma apparet, unde saepius cum tentorio comparatur, quod expanditur eademque de causa h. l. dicitur  $\kappa\iota\upsilon\lambda\alpha\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$  i. e. expandi in circulum. — 3) LXX:  $\sigma\tau\epsilon\phi\omega\mu\alpha$ , Fest, Sirach 43, 1. 9. — 4) Ps. 104, 3. 148, 4. Pott Moses und David, keine Geologen. S. 215. — 5)  $\kappa\upsilon\pi\iota\omicron\sigma\alpha\lambda\lambda\omicron\varsigma$  und  $\kappa\iota\upsilon\lambda\omicron\varsigma$  bezeichnen das helle und klare Eis, 1. Mos. 31, 40. Jer. 36, 30 und a. a. D., aber auch den Edelstein, wie hier. Dasselbe Bild in der Apokalypse 4, 6.  $\alpha\varsigma\ \theta\alpha\lambda\alpha\sigma\sigma\alpha\ \nu\alpha\lambda\delta\eta$ ,  $\theta\upsilon\mu\omicron\varsigma\ \kappa\upsilon\pi\iota\omicron\sigma\alpha\lambda\lambda\omicron\varsigma$ . Rosenmüller Schol. in Ezech. 1, 22.; Dan. 12, 3. — 6) Tuscul. V, 24. Rosenmüller Schol. in Job. l. l. schreibt: sed haec velut vacuum et nihilum niti, hemisphaerium, quod a nobis conspicitur, velut super inanaq. extensum esse, tertiam autem appensam super nihilum, quia ponderibus liberata suis, veluti nihilo nititur, quasi seipso fulciat, quam in centro mundi posita coelum undique circumfusum habens aërem, in medio mundi sine ullo fulcro pendeat. 7) Fuller Miscell. sacr. 1, 13. —

8) Schleusner Lex. s. v.  $\alpha\gamma\omega\upsilon$ . Fischer de vitis Lex. Prolus. VI. p. 161. — 9) Fabricius Cod. pseudepigr. vet. Test. Tom. 1. p. 545 ff. — 10) Bretschneider Handb. Bd. 2. S. 473. Doch soll diese Stelle eingeschoben sein. 11) Bölder (über Homerische Geographie und Weltkunde. Hannover 1830. S. 4 ff.) verzeichnet alle Stellen Homers, in welchen  $\alpha\gamma\omega\upsilon$  genannt wird  $\alpha\sigma\tau\epsilon\pi\omicron\varsigma$ ,  $\epsilon\pi\theta\omicron\varsigma$ ,  $\chi\alpha\lambda\alpha\sigma\omicron\varsigma$ ,  $\alpha\iota\theta\eta\pi\omicron\varsigma$ . Chera und els fern kann nur das unvergängliche und ewige Werk der Götter andeuten. Nach einer alten Sage war  $\alpha\gamma\omega\upsilon$ , Atlas, der Vater des Himmels. Etimolog. W. u. d. B.  $\alpha\gamma\omega\upsilon$ . 12) Theog. 126. — 13) Arati Phaenomen. 22. — 14) Ulex Geographie d. Gr. u. Röm. Th. 1. Abth. 2. S. 14. —



unermüdeten Armen<sup>15)</sup>. Näher bestimmt schon Homer die Gegend, wo der Himmel aufsteigt und wie<sup>16)</sup>. Am Westende der Welt, wo das Mittelmeer begrenzt ist und der Okean anfängt, also in dem an Fabeln und Wundern so reichen und dem Griechen dunkeln Abendlande, wohin man Alles versetzte oder dachte, was man nicht genau kannte, soll das Himmelsgewölbe auf Säulen ruhen, die Atlas nach beiden Seiten, d. h. aus einander hält (*ἀντὶς ἕκαστος*<sup>17)</sup>). Vergl. den Art. Atlas (1ste Sect. VI, 198 ff.). Atlas tritt also im ältesten Mythos nicht als Bergsäule auf, wiewohl er ihn auch eine Säule nennt, Aeschylus<sup>18)</sup> den Himmel ihn tragen läßt, Hesiod<sup>19)</sup> ihn zur Säule macht und Herodot<sup>20)</sup> ihn eine Himmelssäule von den Anwohnern nennen hörte, sondern als Mensch, der die Säulen des Himmels aus einander hält. Die ältesten Dichter lassen es unentschieden, ob aus dem Himmeltragenden Gebirge Atlas — der Tragende, Duldenbe — der Sternforschende, und weil Sternkunde die Schiffahrt bedingt, der kundige Seefahrer<sup>21)</sup> geworden, oder ob der Dichter einen Naturgegenstand in eine Menschengestalt umgebildet. Wir finden unbedenklich, mag die innigere Poesie und Mythographie die Ansicht noch so sehr verunstaltet haben, darin oft die Vorstellung, daß das Himmelsgewölbe im Abendlande von Säulen getragen werde. Nach der Volkssage, wie sie Pindar<sup>22)</sup> aufbewahrt, ist auch der Aina eine Himmelssäule, die Anfangs nahe am Erdrande stand, später weiter zurück wich. Als östliche Säulen nennt man den kolchischen Kaukasos, den höchsten der Berge mit den fernnahen Gipfeln<sup>23)</sup>. Apollonios von Rhodus singt<sup>24)</sup>:

..... zweien Pfeller erheben es, stolze Säulen  
hoch aufragender Berge, des Erdreichs Gipfel, wo steigend  
Peltos blüht sich zuerst mit den jungen Strahlen daher gleißt.

Auch über die Beschaffenheit dieses ehernen Himmelsgewölbes wissen die Dichter zu berichten. Der Götterberg Olympos ragt hoch empor bis in den Himmel, über ihm ist in demselben eine Öffnung, durch welche die Götter in den Himmel steigen. Außer dieser sollen noch zwei Thore in denselben führen, welche die Horen öffnen und schließen<sup>25)</sup>. So scheint es aber nur; denn nicht in den Himmel, sondern in die Götterburg auf dem Olympos öffnen sie den Eintritt. Dem Bewohner der Bergthäler ist auch beim heitersten Wetter der Gipfel hoher Berge durch Nebel und Wolken verhüllt; zertheilen sich bisweilen die Wolken, so öffnet sich ihm ein Thor,

durch welches er die Spitze sieht. Die auf dem Berge wohnen, wie die Götter auf dem Olymp, können auf das Thun und Treiben der Thalbewohner achten und ihre Umgebungen, wie in die Ferne, schauen<sup>26)</sup>.

Nicht in dem Himmel, sondern auf dem Olympos, wohnten die Götter, und Dichter sprechen nur von den himmlischen Wohnungen derselben, weil der Berggipfel in die Wolken hinein ragte<sup>27)</sup>. Wie hoch der Himmel oder wie weit er von der Erde entfernt sei, geben Dichter verschieden an. Hesiod<sup>28)</sup> läßt einen Ambos bis zur Erde 9 Tage und Nächte fallen und am zehnten sie erreichen. Hephästos wird von Zeus auf die Erde herab geworfen, und kommt auf ihr nach einem ganzen Tage an<sup>29)</sup>. Die Atliden wollen die Himmelsburg erstürmen, und meinen, wenn sie den Ossa und Pelion auf dem Olympos setzten, den Himmel wohl zu erreichen<sup>30)</sup>. Vergl. den Art. Olympos.

Als die frühesten und rohesten Vorstellungen dürften diese zu betrachten seyn, und von den Philosophen war zu erwarten, daß sie durch Forschen und Denken richtigere Kenntniß des Himmels verbreiteten<sup>31)</sup>. Thales von Milet, welcher die Kugelgestalt der Erde zuerst lehrte<sup>32)</sup>, dachte sich den Himmel gleich der Schale eines Eies, welche die Erde einschließt<sup>33)</sup>, Anaximander, dessen Schüler, hielt ihn für ein Gemisch von Warmem und Kaltem, das in Form einer Kugel die Erde umringe<sup>34)</sup>. An Thales schlossen sich die meisten Philosophen der Griechen und Römer an; die spätern theilten den Himmel in Kreise und durch einen Gleicher in zwei Hälften. Eine genauere Entwicklung der verschiedenen Ansichten der ältern Zeit findet man bei Ukert in der Geographie der Griechen und Römer 1. Th. 2. Abth. S. 8 ff. Vergl. auch die Art. Uranos und Erde. (Schincke.)

3) Vorstellungen des alten Nordens. In der Urzeit fand sich nicht Erde noch Himmel<sup>35)</sup>, sondern an ihrer Stelle war Ginnungagap (gähnender Abgrund). Doch gab es südlich das von Surtur beherrschte Muspellheim, die Welt des Feuers, des Lichtes und der Wärme, und viele Jahrhunderte, ehe die Erde geschaffen ward, entstand im Norden Niflheim (Nebelwelt), die Welt des Frostes. Die aus ihm strömenden Eilivagar (Bogen des kalten Sturmes) verhärteten sich in Ginnungagap zu Eis, und eine Lage desselben schob sich über die andre. Die aus Muspellheim herüber fliegenden Funken gaben dem Reife Leben, und es entstand aus ihm der Urriese Ymir. Aus dem zerschmolzenen Eise erhielt auch die Kuh Audumbla, deren Milchströme

15) Hesiod. Theog. 739. — 16) Odys. I, 54. — 17) Zug Unters. über d. Myth. S. 215. „Homer sah wohl, daß der Mensch in Bergesgestalt aus allen Verhältnissen der andern lebenden Wesen heraus trat, und machte Atlas nicht zur Stütze selbst, sondern bestimmte ihn, die Stütze zu halten.“ Siehe Mitsch Anmerk. zu d. St. 18) Aeschyl. Prometh. 337. 349. — 19) Theog. 517. — 20) IV, 184. — 21) Des Himmels Gewölbe scheint auf dem Meere zu ruhen und dem Steuerer seinen Lauf zu schließen. Atlas hat beide getrennt, hält Erde und Himmel aus einander bis dahin, wo der Himmel sich an den Okean anzuschließen scheint. Bilder Mythel. d. Javet. S. 60. — 22) Pyth. 1, 36. — 23) Aeschyl. Prometh. 718. — 24) III, 159. — 25) II, V, 749 — 754. VII, 393 — 396.

26) Bilder homer. Geographie S. 16. — 27) Ebendas. S. 9. 17. 19. — 28) Theog. 715. — 29) II, 1, 591 — 593. — 30) Odys. XI, 315. — 31) Cic. de nat. deor. I, 4. Tuscul. quaest. V, 4. 32) Aristot. de coel. 11, 12. 13. Met. I, 3. Senec. Quaest. nat. III, 3. VI, 6. — 33) Galen. c. XXI, §. 2. Varro apud Prob. ad Virgil. Eclog. VI, 31. Macrobi. Saturn. VII, 17. — 34) Stob. Eclog. phys. I, 24.

\*) Die merkwürdige Uebereinstimmung des Besobrunner Götetes 1 — 3 mit der Voluspá III — IV zeigt, daß auch die Teutischen (in engerem gewöhnlichem Sinne) mit den Nordmannen gleiche Schöpfungsfage hatten.



den Riesen nährten, ihr Daseyn. Sie legte die mit Reif belegten Salzsteine, und es entstand aus ihnen Burn, Bór's Vater. Bór's und Bestla's Söhne Odin, Vili und Ve tödteten Ymir, brachten ihn mitten hinaus nach Ginnungagap, und schufen aus seinem Fleische die Erde, aus den Gebeinen die Felsen, aus den Haaren die Gewächse, aus dem Blute das Meer, aus den Augenbraunen Midgard für die Menschen, aus dem Gehirn die Wolken, und aus dem Schädel den Himmel, und erhoben ihn über die Erde an vier Ecken. Unter jede Ecke setzen sie einen Zwerg, Nordri (Nord), Sudri (Süd), Austri (Ost), Vestri (West). Die vom Muspellheim ausgeworfenen Funken setzten sie als Sterne an den Himmel, und wiesen ihnen ihren Lauf an, so wie sie auch aus Muspellheims Funken den Sonnenwagen gebildet hatten. Von der Erde zum Himmel schufen sie die Brücke Bifrost, von den Menschen Regenbogen genannt. Das Rothe in ihr ist Feuer, damit die Bergriesen den Himmel nicht erstürmen. Über diese „Asenbrücke“ reiten täglich die Götter (aus Asgaard, der Götterburg auf Erden) an die vornehmste und heiligste-Stelle des Himmels bei der Esche Yggdrasil, die (ein Bild des Weltalls) über den Himmel hinauf reicht. Bei Bifrost am Anfang des Himmels ist Himinborg (Himmelsburg) des Götterwächters Heimdall. Dem Land der Asen und Alfen benachbart liegt Thrudheim, Thor's Wohnung. Himmlische Wohnungen sind ferner Ydalir, Uller's Sitz, Vala-skialf, wo der Ehrensitz Odin's, Hlibskialf, ist, von dem aus er die ganze Welt überschaut, Saucquabed, wo Odin und Saga froh zusammen trinken, Gladsheim, wo Walhall weit sich erhebt, Breidablik, die sauberste Wohnung, Baldur'n gebörend, Folloang, wo Freya waltet, Glitnir, wo Forseti die Streite schlichtet, Noatun, Niord's hochgehimertes Heiligthum, und Vidar's mit hohem Grafe bewachsenes Land. Am Ende des Himmels sitzt der Riese Hrásvelgr (Reichenschwelger) in Adlergestalt, und aus seinen Schwingen wehen' alle Winde über die Menschen. Beim Untergange der jetzigen Welt, wenn Muspell's Söhne zum Kampfe mit den Göttern reiten, geht Bifrost, die Asenbrücke, unter ihnen in Trümmer, der Himmel selbst auch berstet, und aus ihm verschwinden die heiteren Sterne. Doch südlich und oberhalb von diesem Himmel gibt es noch einen andern, der Anblang (der weit Athmende) heißt, und in Anblang befindet sich der Himmel Vidbláinn (Weitblau), wo Gémlí ist. (Völuspá, Grimnismál, Vafthrudismál, Edda Suorra). Ein altes Lied zählt neun Himmel auf. Der uns nächste ist Vindbláinn (der Windblau, Luftblau), auch Heythyrnir (der Heiterthürmige) und Hreggmimir (Regen-Mimir, Regengeist) genannt, der zweite Anblangr (der Weitathmende), der dritte Vidbláinn (der Weitblau), der vierte Vilsedmi (der Weitbusige), der fünfte Krióthr (der Kalte), der sechste Hlyrni (der Warme), der siebente Gyr (der Gähnende), der achte Vodmimir (Wetter-Mimir, Wettergeist), der neunte über den Wolken stehende und alle Welten umgebend Ská-tyrnir (Wolkenthürmer). Unter

den Synonymen wird im Alvismal aufgeführt, daß der Himmel bei den Menschen Himinn (Himmel), bei den Göttern Hlyrnir (Wärmer), bei den Wanen Vindlofnir (Windweber), bei den Tolen Uppheimr (Obenwelt), bei den Alfen Fagri Ralfir (gähnende Decke), bei den Zwergen driupr salr (Erdaufelsaal) heiße. — Auf den Einsturz des Himmels bei der Götterdämmerung oder dem Untergange der jetzigen Welt bezog sich auch wohl der keltische (germanische) Gesandtschaft Erwiederung auf die Frage des damals an der Donau stehenden Alexanders des Großen, was sie am meisten fürchteten, „daß einmal der Himmel auf sie herab stürze“ (Arrianus Expedit. Alexandri). — Nach der Darstellung der Finnen entstand der Himmel aus dem oberen Theile des Eies, welches die Wasserhenne in Väinämöinen's Schoß gelegt, und das, als dieser sich regte, zerbrach, während aus dem untern Theile die Erde, und aus andern Eierstücken die Sterne wurden (Lied bei Topelius, Suomen Hanjan Vanhoja Runa, I, S. 25).  
(Ferdinand Wachter.)

4) Nach den Angaben des Korans breitet sich der Himmel wie ein Dach über die Erde, ruht aber nicht auf der Erde, sondern wird, damit die Erde fest stehe, fast schwebend gehalten. Sur. XXXI. Sieben Himmel erheben sich über einander, wie Geschosse eines Hauses. Sur. II. Arabische Astronomen sprechen von neun Himmeln nach dem Planetensystem des Ptolemäos, von einer Sphäre des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn, der Fixsterne, des Thierkreises, von einem Feuer- und Krystallhimmel. Der Koran begreift mit dem siebenten zugleich den achten und neunten der Astronomen. (Wahl zum Koran Sur. XXIII. S. 299.) Diese sieben Himmel sind auch mit sieben Erdkörpern verbunden. Man scheint zu glauben, daß die Erde aus sieben Gestoden oder Schichten bestehe, die stufenweise über einander sich thürmen, und dann mußte jede einen besondern Himmel haben, wie man von sieben Meeren fabelt. (Sur. LXV. Wahl S. 608.) Wolken bilden den Himmel, von Regen schwanger. Sie gießen ihn auf die Erde herab, daß sie befruchtet werde und Menschen nähre. Sur. LXXI. und LXXVIII. Der Himmel ist schwer, eine Feste (στερεώμα) Sur. LXXVIII, ruht aber nicht auf sichtbaren Pfeilern oder Säulen. Sur. XXXI. und XIII. Thore hat er und Pforten Sur. VII, unter welchen man die 12 Thierzeichen verstehen will (Wahl z. Koran. S. 206). In die Höhe gebauet wandeln an ihm die Sterne, denen ihre Bahnen, Sternkreise (Wolkenstriche) angewiesen sind (Sur. LI.). Jeder der sieben Himmel erfüllt seinen Zweck. Der Himmel für die Erde ist mit Sonne, Mond und Sternen geziert, zu erleuchten die Erde (Sur. XLI.).  
(Schlncke.)

III. Dogmatik und Religionsgeschichte. Himmel, welches eigentlich jede über einen Gegenstand in größerer oder geringerer Entfernung von ihm ausgebreitete Decke bedeutet, woher noch jetzt die Ausdrücke Thronhimmel, Traghimmel, Bettzimmer u. s. w., wird insbesondere Alles das genannt, was hoch über dem



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Geister darin ihren Sitz haben; so wie es auch insbesondere zu den christlichen Ideen gehört, daß der Messias vor seiner Erscheinung auf der Erde in dem Himmel gewesen sei. Für die Bewohner der Erde dachte man sich dagegen, bis auf die Zeiten Jesu, auch nach ihrem Tode den Himmel unzugänglich. Für die Abgeschiedenen war der Hades oder die Unterwelt bestimmt, wo es zwar einen glücklichen und einen unglücklichen Aufenthalt für sie gab, das Paradies und die Hölle; wo sie doch aber nur ein unvollkommenes Leben führten. Erst durch den Messias, der vom Himmel gekommen war und dahin zurück kehrte, wurde seinen Getreuen auch der Zugang zu dem Himmel geöffnet, so daß von nun an sich ihre Blicke und Hoffnungen auf den Himmel richteten. Nabe dachte man sich in den ersten Zeiten nach der Rückkehr des Messias in den Himmel seine Wiederkunft zum Gericht und zur Einführung der Gerechten in den Himmel. Da würden dann, dachte man sich, die Leiber der noch Lebenden verwandelt und für den Himmel verklärt. Die aber bereits gestorben und in die Unterwelt hinab gestiegen wären, würden wieder auferstehen und mit verklärten Leibern in den Himmel aufgenommen werden. 1. Thess. 4, 13—18.

Von allen frühern Ideen, die Beschaffenheit des Himmels betreffend, ist hier wenigstens so viel geblieben, daß man sich den Himmel als irgend einen hoch über der Erde liegenden räumlichen Ort dachte, wo Gott und neben ihm der Messias mit den Engeln ihren Sitz hatten, und wohin sich einst alle Gläubigen in Christus zu ihnen versammeln, und mit ihnen in ewiger Gemeinschaft selig seyn würden. Lange blieb diese Vorstellung die geltende; auch noch jetzt halten sich Viele an sie, und für eine gewisse Bildungsstufe scheint sie unentbehrlich, wenn der Gedanke an das zukünftige Höhere einen lebhaften Eindruck auf das Herz machen soll.

Die Erweiterung des Gesichtskreises im Gebiete der Körperwelt, die deutlichere Erkenntniß des Wesens Gottes, richtigere Begriffe von dem Übersinnlichen und von dem Zustande, welcher für unsern Geist ein seliger seyn soll, so wie auch von der immerwährenden stufenweisen Fortschreitung in unsrer sittlichen Veredelung und also auch in der Seligkeit, haben bedeutende Veränderungen in jenen Ideen herbei geführt. Nicht als ob wir jetzt Alles verwürfen, was in jenen Ideen vom Himmel und von unsrer Hoffnung auf denselben lag; das Wesentliche, was in jenen Ideen eingehüllt liegt, bleibt uns immer wichtig und wahr; aber wir enthalten uns aller sinnlichen Gestaltung jener Ideen, malen uns nicht mehr den Himmel aus mit sinnlicher Phantasie, sondern bleiben dabei, uns unter dem Himmel den vollkommenen Zustand nach Ablegung unsrer irdischen Hülle überhaupt zu denken; in diesem Zustande denken wir dann insbesondere ein immer weiteres Fortschreiten in unserer Veredelung; daher eine immer fortschreitende Annäherung an eine vollkommene Seligkeit; eben daher auch eine immer genauere geistige Vereinigung mit Gott und mit dem, der einst als eine in der Geschichte einzige Erscheinung durch dieses Erdenleben ging, um uns zu dieser

Vereinigung zu führen; und so wie mit ihm, so hoffen wir auch eine künftige Gemeinschaft mit andern Geistesverwandten, und insbesondere mit denen, die hier schon unserm Herzen angehörten.

Ist gleich auf solche Weise der Tod auch des Besten unter uns, da er immer noch einer höhern Veredelung bedarf, nicht sogleich Übergang zu vollkommener Seligkeit, so beginnt doch wenigstens mit unserm Tode ein vollkommener Zustand, gleichsam der Anfang des Himmels, und daher begreift das Wort Himmel den ganzen sich immer steigenden Zustand jenes Lebens bis in die Ewigkeit hinaus. Eine eigne Frage ist es aber noch, in wie fern Alle an diesem Zustande des Fortschreitens zum Höhern Theil nehmen; s. darüber den Art. Usterblichkeit.

Da der Begriff Himmel den Begriff Seligkeit in sich faßt, so wird auch ein außerordentlich glücklicher Zustand schon in diesem Leben ein Himmel genannt. Man redet von einem Himmel auf Erden bei sehr glücklichen äußerlichen Verhältnissen. Besonders aber auch von einem Himmel in unserm Innern, wenn man die Seligkeit eines frohen Gewissens genießt.

Von der Vorstellung, daß Gott seinen Sitz im Himmel habe, rührt auch der tropische Ausdruck her, daß man zuweilen unter Himmel Gott versteht, z. B. in dem Wunsche, der Himmel geleite dich, der Himmel gebe, daß es geschieht! Diese Art des Ausdrucks ist zwar von einigen neuern Eiferern sehr verdammt, weil sie dahinter eine naturalistische Ansicht versteckt glauben; allein eine solche folgt aus dem Gebrauche solcher Ausdrücke, als Tropen, keines Weges †).

Übrigens nennt man auch noch jetzt das über der Erde erhabne Sichtbare den Himmel, und redet selbst in der Wissenschaft von Himmelskörpern, Himmelsgehenden, Meteoren am Himmel und dergleichen.

Man hat auch in der heil. Schrift den Ausdruck Himmel in der Bedeutung Judenthum (dem Heidenthume entgegen gesetzt) und Christenthum finden wollen; z. B. im N. T. Jes. 65, 17. als Judenthum, und eben dieß im N. T. Eph. 1, 10. Kol. 1, 16. Das Christenthum aber soll Himmel bedeuten in Luk. 10, 20. 1. Pet. 3, 22. Hebr. 8, 1. 9, 24. 10, 34. 12, 28. Möglich wäre dieser Gebrauch des Wortes Himmel, da es auch einen glücklichen Zustand bedeutet, und so der Jude und der Christ seine Verfassung Himmel nennen konnte, aber öfter beruht die Behauptung solcher Bedeutung auch auf einer gezwungenen Auslegung, welche die Zeitideen nicht anerkennen will. (Märtens.)

Nicht bloß die christliche Welt betrachtet den Himmel als den Ort der höchsten Glückseligkeit und daher als Wohnsitz der Gottheit, der vorzüglichern geistigen Wesen und der frommen Dahingegangenen unter den Menschen, sondern wir treffen auch in den meisten andern Religionsystemen ähnliche und verwandte Vorstel-

†) Es ist vielmehr ein ähnlicher Ausdruck wie die Juden ihrer mehrere haben (z. B. *Qan* der Name), um Gottes erhabenen Namen nicht überall anzuwenden. (R.)



lungen, oder doch Anklänge derselben. Und wo durch eigenthümliche nationale Gestaltung die Ansichten über den Zustand nach diesem Leben eine andere Richtung einschlugen, wo also der Himmel nicht, wie bei uns, der Complex aller frohen und tröstlichen Hoffnungen des Menschen nach dem Tode, der Ausdruck des höchsten uns erreichbaren Glückes ist, da ist wenigstens der Wohnsitz des höchsten Wesens in den Himmel verlegt. Man erinnere sich nur an die religiösen Ansichten von Griechen und Römern, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Vergl. die Art. Elysium, Olymp und Uranos. Es ist hier nicht der Ort, die mannichfaltigen Meinungen der verschiedenen Völker darüber im Einzelnen zu verfolgen, da die Art. Auferstehung, Seligkeit und Unsterblichkeit sich darauf beziehen. Es genügt, an einige Beispiele zu erinnern, da der menschliche Geist auch in dieser Beziehung fast überall auf ähnliche Weise sich kund gethan hat.

Die Zendbücher lehren eine Auferstehung, wo Einer den Andern wieder erkennt; wo die Gerechten von den Sündern geschieden, jene zum Himmel geführt, diese aber in den Duzahl gestürzt werden<sup>\*)</sup>. Aus verzehrender, läuternder Flamme geht herrlich hervor die neue Schöpfung, wie sie Anfangs war, ehe das Böse in die Welt kam. Auf der neuen Erde lebt alles Neue wieder. Ormuzd, Ahriman, die Amshaspands und die Erzdevs werden mit heiligen Kleidern angethan Zervane Akereue verehren, und mit allen Tzeds und Menschen in unendlich ewiger Glückseligkeit fortleben<sup>\*\*</sup>). Hier ist allerdings der Himmel selbst, als Ort gedacht, in den Hintergrund getreten, aber die Grundvorstellung der Beseligung liegt doch darin, wie in den christlichen Hoffnungen.

Nach dem Buddhismus hat Buddha das Geschäft, die Geister zu belohnen und aufsteigen zu lassen; denn er ist König und Beherrscher des Himmels, der Tavateinza. In der Mitte dieses Himmels, gerade auf dem Meru, liegt die große Stadt Maha-Sudassana, deren Straßen mit Gold und Silber gepflastert, mit goldenen Mauern umgeben und die Thore mit den köstlichsten Metallen und Edelsteinen geziert sind. Gräben, Marmorssäulen und Palmen, kleine Seen, mit goldenen und silbernen Booten gleichsam übersät, machen die Gegend überaus angenehm, und der Gesang der Vögel lebendig. Ein Wunderbaum, welcher statt der Früchte Kleider, Schmuck und köstliche Speisen trägt, wächst überall. Nach allen Weltgegenden hin dehnen sich Gärten aus, in welchen die herrlichsten Früchte wachsen und zur Nahrung dienen. Die Rats versammeln sich hier in Haufen, singen, tanzen und sind, wenn sie Früchte gegessen haben, vier Monate berauscht. Nordöstlich von dieser Hauptstadt ist eine große Halle, deren Dach, Mauern, Treppen und Säulen von Golde glänzen und deren Boden mit Krystall gepflastert ist. In der Mitte erhebt sich ein Herrschertron, um diesen 32 andere für die Fürsten der Rats, Buddha's Gehülfen. Von der

Hauptstadt nach dieser Halle führt ein auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzter Pfad, der, wenn der große Herrscher ihn passiert, von den Blüten und Blättern der Bäume dicht bestreuet wird. Hier verehren die Tavateinza ihren Beherrscher durch Musik und Gesang. Die vier Schutzgötter der Erde, vier Fürsten der Zabamarit, senden die unter ihnen stehenden Rats auf die Erde, zu erforschen, welche von den Bewohnern die heiligen Tage und das Gesetz beobachten und Menschenliebe üben. Sie durchwandern so schnell, wie der Wind, alle Länder und schreiben die guten und bösen Thaten in ein goldenes Buch. Das Buch kommt in die Hände Buddha's, welcher seinen Inhalt mit lauter, über alle Himmel der Tavateinza schallender Stimme verliest. Wenn die Rats nun hören, daß viele Menschen das Gesetz beobachten, gute Werke üben und Almosen geben, rufen sie aus: O nun werden die Höllen leer stehen und die obern Wohnungen sich füllen! Findet aber das Gegentheil Statt, so sagen sie lächelnd: O unglückliche Menschen! Thoren, welche schwelgen für ein kurzes Leben und Sünden auf sich häufen, um welcher willen sie in der Zukunft unglücklich seyn werden! Dann sagt der große Beherrscher, um die Menschen zu einem tugendhaften, gerechten und liebevollen Leben aufzumuntern: Wahrlich, wenn Menschen das Gesetz erfüllen, sie werden, was ich bin! Zuletzt kehrt er mit einem Gefolge von 36 Millionen Rats unter Musik nach der Hauptstadt zurück †).

Auch der Prophet der Araber hat den Himmel weniger geistig aufgefaßt, als der erhabene Stifter der christlichen Lehre. Ihm gilt er ein Werk des Allmächtigen, geschaffen zugleich mit der Erde; schwebend wird er in der Höhe von Gott gehalten, auf daß er nicht über die Erde falle (Koran Sur. 22). Über Gottes Thron breitet sich das Himmelsgewölbe aus; Allah herrscht über dasselbe und die an demselben leuchtenden Gestirne unumschränkt (Sur. 13). Die Sterne sind die Wächter gegen die abtrünnigen Teufel, welche sie zurück halten, damit sie die Gespräche der erhabenen Fürsten nicht hören (Sur. 51 u. 37). Wahrscheinlich entstand diese Ansicht aus Vermischung der beiden Begriffe der Sterne und ihrer Bewohner, so daß unter den Wächtern wohl Engel zu verstehen sind (vergl. Sur. 57). Nach den Gesetzen des Ewigen wandeln die Himmelskörper nach einem bestimmten Ziele, schnell und unwiderstehlich (Sur. 13 u. 21). Dieser Himmel und diese Erde verschwinden am jüngsten Tage, der Himmel wird zusammen gerollt, wie ein beschriebenes Pergamentblatt (Sur. 21), aber dann herrlich verwandelt in Gold und die Erde in Silber (Babl's Übers. des Korans S. 204). Im siebenten Himmel ist der erhabene Himmelsaal el ghurke, wo die beharrlich Frommen sich versammeln und ewig freuen (Sur. 25). Das ist der Himmel der Himmel, das Paradies. Die Freuden, welche die Gläubigen einst genießen sollen, werden hier und da im Koran geschildert; vergl. darüber den Art. Paradies.

\*) Bus-Dohsch. XXXI. S. 470.

\*\*) Rhode Zendfage. S. 466.

†) Rhode über relig. Bildung, Mythol. u. Philos. der Hindus I. Th. S. 426 ff.



Über den Himmel überhaupt, in so fern darunter der Zustand der Frommen nach dem Tode verstanden wird, hat Meiners (Krit. Gesch. aller Religionen 2r Th. S. 758 ff.) Vieles gesammelt. (Schincke.)

HIMMEL, bezeichnet 1) in der Sprache der Malerei denjenigen Theil eines Gemäldes, welcher den Himmel darstellen soll; von der größern oder geringern Geschicklichkeit, welche der Künstler in dieser Partie seines Kunstwerks entwickelt, hängt für den Eindruck des Ganzen sehr viel ab. Es kommt hierbei nicht bloß auf das Colorit, oder auf Verdeckung durch Gewölke, sondern zugleich auch hauptsächlich auf die Verbindung des vorzustellenden Gegenstandes mit dem Himmel an. Denn es würde fehlerhaft seyn und die Illusion gänzlich stören, wenn der Himmel mit den Gegenständen, welche einen Theil desselben verbergen, zusammen zu hängen und nicht vielmehr hinter demselben gleichsam zurück zu weichen schien. 2) Kennt man so die beweglichen Decken, welche bei Feierlichkeiten über vorzüglich heiligen Gegenständen oder vornehmen Personen getragen werden oder über ihrem Plaze angebracht sind; genauer daher Traghimmel, Thronhimmel, Prachthimmel, oder Baldachin; hieraus erklärt sich der bekannte Ausdruck: den Himmel herum tragen von selbst. Man sieht einen solchen Himmel am häufigsten bei Processionen der Katholiken über der Monstranz, über den Thronen der Regenten, über dem Sarge fürstlicher Leichen, und bei der Gedächtnißfeier über den Büsten fürstlicher Personen. Natürlich wählt man zu einem solchen Himmel in der Regel kostbare Stoffe. Die dazu gehörigen Vorhänge sind, wenn nicht besondere Gründe obwalten, ausgezogen. Wenn es zukommt, die Stangen, auf denen der Himmel ruht oder die an den Vorhängen befindlichen Schnüre zu tragen, ist durch das Cerimoniale der Kirche und des Hofes bestimmt; überall aber ist's die Person von höchstem Range, welcher die Schnüre anvertraut werden. 3) Beim Vogelsteller werden gewisse Netze mit dem Namen Himmel belegt, welche bloß zum Abhalten, nicht aber zum Fangen bestimmt sind z. B. beim Lerchenfange, ferner an den Treibzeugen und an der Schneehaube bei dem Hühnerfange. 4) In Salzbergwerken ist der Himmel die Decke der Kammern, in welchen das Salz ausgelaugt wird. Die Sicherheit oder Festigkeit dieses Himmels hängt von der Beschaffenheit der Seiten jener Kammern ab; er muß stets wagerecht erhalten werden, weil sonst Brüche entstehen würden. (R.)

HIMMEL (froid), findet bei einem Steinbruche dann Statt, wenn die oberste Öffnung eben so breit ist, als der Grund desselben. Hat also ein Steinbruch freien Himmel, so ist nicht leicht ein Einsturz zu besorgen. (R.)

HIMMEL, 1) Friedrich Heinrich, geb. den 20. Nov. 1765 zu Treuenbriegen im Brandenburg'schen, der beliebte Musiker. Von seinen Jugendjahren ist nichts Merkwürdiges bekannt. Auf der Universität Halle, wo er bereits 2 Jahre Theologie studirt hatte, hörte ihn der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II. Fortepiano

spielen und setzte ihm zur weitem Ausbildung seines musikalischen Talentes einen Jahrgehalt aus. Auf Anrathen seiner Freunde erlernte H. daher bei Naumann in Dresden einige Jahre lang die Harmonie, ging dann 1792 nach Berlin, von seinen erlangten Kenntnissen Rechenschaft abzulegen. Dort wurde sogleich sein in Dresden unter der Leitung seines Lehrers geschriebenes Oratorium von Metastasio „Isaak“ von der königl. Kapelle aufgeführt und so günstig aufgenommen, daß ihn der König mit 100 Friedrichsdor beschenkte, ihn zum Kammercomponisten ernannte und 2 Jahre nach Italien sandte. Vor seiner Abreise wurde noch in Berlin seine Kantate „la Danza“ im Concerte gegeben, gleichfalls mit Beifall. In Italien schrieb er 1794 für das Theater la Fenice in Venedig „il primo Navigatore“, und die Königin von Neapel beauftragte ihn zum Geburtsfeste ihres Gemahls mit der Composition der ersten Oper „Semiramide“ zum 12. Jan. 1795. Als der Kapellmeister Reichardt von Berlin abging, übertrug ihm der König die Stelle desselben, in welcher er bald Gelegenheit fand, sich thätig zu beweisen. Zu den Vermählungsfeierlichkeiten der königl. preussischen Prinzessin mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel wurde seine Semiramide in höchster Pracht gegeben; auch seine neuen Kantaten „Hessens Söhne und Preußens Töchter“ und „das Vertrauen auf Gott“ wurden mit großem Beifalle aufgeführt, wozu die Schönheit der Compositionen und der herrliche Vortrag der Kapelle gleich viel beigetragen haben sollen. Mehrere damalige Kunstrichter sprachen von einer zu rauschenden Instrumentirung, was sie jetzt gewiß nicht mehr thun würden. In demselben Jahre hatte er noch auf das Ableben seines Königs eine Trauerkantate zu setzen, die am 11. Dec. in der Domkirche von einem starken Orchester äußerst gehalten ausgeführt wurde. Das Werk (dessen Text von Herklotz) ist 1799 in Hamburg in Partitur gestochen worden. Das Jahr darauf im August 1798 wurde im Opernhaus zur Ordnung Friedrich Wilhelms III. ein Te Deum seiner Composition gegeben, worauf ihm der König auf einige Monate eine Kunstreise nach Stockholm und Petersburg bewilligte. In der Kaiserstadt des Nordens wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, für den folgenden Winter eine neue Oper zu setzen, was ihm von seinem Könige nicht versagt wurde. Er schrieb dort die ungedruckt gebliebene Oper Alessandro, reiste über Moskau und hielt sich den Sommer 1799 in Riga auf, wo er unter den angenehmsten Verhältnissen mehrere Concerte gab. Über Stockholm und Kopenhagen reiste er dann nach Berlin zurück. 1801 brachte er auf Befehl seines Hofes die erste Oper Vasco de Gama auf das große Theater, und ein Liederspiel „Fröhlichkeit und Schwärmerie“ nach Herklotz Dichtung wurde auf dem Nationaltheater gegeben; aber alle diese Compositionen sind, mit Ausnahme der Trauerkantate, ungedruckt geblieben. Gegen den Mai 1801 reiste er nach Frankreich, England und Wien und kehrte erst 1802 wieder heim. Nichts von seinen Werken machte so großes Aufsehen, als sein Liederspiel „Fanchon, das Leiermädchen“



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Himmelblaumesser, Cyanometer, Kyanometer, f. unt. d. Art. Himmel.

Himmelbrand (Wollkraut), f. Verbascum.

Himmelbrome, f. Himbeere u. Rubus idaeus.

HIMMELBROT, ist Bezeichnung 1) des Manna (f. den Art.); 2) des Schwadengrases, Festuca stultans (f. Fostuca) und 3) des Wiesenklees, Trifolium pratense (f. den Art.) (R.)

Himmeldill (Haarstrang), f. Peucedanum.

HIMMELERZ, nennt man solches Erz, welches zu Tage oder unter der Dammerde gebrochen wird im Gegensatz des in der Zeuse (Tiefe) gebrochenen. (R.)

Himmelfaden, f. fliegender Sommer.

HIMMELFAHRT, bedeutet die Erhebung eines Menschen mit seinem Körper durch die Luft in den Himmel. Die Idee einer solchen Erhebung hängt mit den ehemaligen finnischen Begriffen von einem räumlichen Himmel zusammen. (f. Himmel). Man findet im Alterthume mehrere Erzählungen von einer solchen Aufahrt ausgezeichneter Menschen. Schon unter heidnischen Völkern findet man sie. Vom Romulus wird behauptet, daß er sichtbar in den Olymp übergegangen sei. In der Bibel 2 Kön. 2, 11. heißt es vom Elias ausdrücklich, er sei im Wetter gen Himmel gefahren und 1 Mos. 5, 24. von Henoch: Diweil er ein göttliches Leben führte, nahm ihn Gott hinweg, und ward nicht mehr gesehen; auch dieß wird als eine Ausnahme in den Himmel betrachtet. (Vgl. den Art. Henoch, 2te Sect. V, 399.). Es lag hierin eine Auszeichnung solcher Menschen, weil nach der ehemaligen Vorstellung die Menschen mit dem Tode nur in die Unterwelt hinab stiegen; jene aber auf solche Weise unter die Götter in den Olymp, oder in den Wohnsitz Gottes und der höhern Geister aufgenommen wurden. Später wurde auch von Mose behauptet, er sei gleichfalls gen Himmel gefahren.

Über die Wahrheit solcher Erzählungen kann unter Geschichtsforschern, welche den Ursprung früherer Berichte zu berücksichtigen verstehen, kein Streit mehr seyn. Eine mythische Wahrheit kann man ihnen in sofern zuschreiben, als sie zu den ehemaligen Begriffen von Himmel und Unterwelt sehr genau passen. Doch ist auch schon früh unter den Juden Streit darüber gewesen. Die Himmelfahrt des Mose wurde größten Theils geläugnet; die des Henoch und Elias modificirt; auch dachte man sich letztere beiden nicht allgemein in dem wirklichen Himmel, sondern nur in dem Theile der Unterwelt, welcher Paradies genannt wurde, doch mit vollem Leben, das den übrigen fehlte; denn nach dem Evangelium Nicodemi findet Jesus sie Beide in der Unterwelt.

Von der Himmelfahrt Christi f. den besondern darauf bezüglichen Artikel.

Außerdem wird in der katholischen Kirche auch noch eine Himmelfahrt der Maria angenommen, zu deren Feier ein besonderes Fest angelegt ist. Die Sage davon hat sich erst später genauer ausgebildet, und die in der römischen Kirche stimmt mit der in der griechi-

sehen nicht ganz überein. Darin treffen beide zusammen, daß Maria nicht unmittelbar aus dem Leben, sondern erst einige Tage nach ihrem Tode in den Himmel erhoben sei. Nach der römischen Sage schloß man auf ihre Himmelfahrt, weil ihre Kleider im Grabgewölbe leer gefunden wurden. Nach der griechischen Sage erschien die heilige Jungfrau nach ihrem Tode von Engeln begleitet den Aposteln unter einem Lichtglanze, welcher das ganze Versammlungszimmer erfüllte, und verhiess ihnen ihren Beistand; sie war also im Himmel. (Vgl. den Art. Maria.) (Märtens.)

Der Islam berichtet auch von einer Himmelfahrt seines Stifters, aber sie unterscheidet sich von den hier erwähnten darin wesentlich, daß Muhammed sie bei Leibes Leben unternahm und vom Himmel auf die Erde zurück lehrte (f. den Art. Muhammed). Man hat sie also in Parallele zu setzen mit ähnlichen Himmelfahrten der Heroen und anderer ausgezeichneten Personen, von denen die Religionsfage verschiedener Völker zu erzählen weiß, oder auch mit den Visionen, in welchen sich Begeisterte zum Himmel erhoben glaubten oder in dichterischen Darstellungen erhoben geschildert werden, z. B. wie das Buch Henoch Kap. 17 ff. vom Patriarchen dieses Namens berichtet (vgl. 2te Sect. V, 401 ff.) und um ein noch näher liegendes Beispiel anzuführen, wie Daniel nach der seinen Namen tragenden Schrift Kap. 7. sich zum Himmel entrückt sieht.

(A. G. Hoffmann.)

HIMMELFAHRT CHRISTI, heißt die Apostelgesch. 1. erzählte eigenthümliche Begebenheit der Entfernung Jesu von dem Schauplatz seiner bisherigen verdienstlichen Thätigkeit. Jesus erschien, sagt Lukas a. a. D., nach seiner Auferstehung noch 40 Tage lang unter seinen Jüngern, und redete mit ihnen vom Reiche Gottes, dann versammelte er sie und verhiess ihnen nochmals die Kraft des heiligen Geistes. Endlich heißt es nach Luthers richtiger Übersetzung: „da er solches gesagt, ward er aufgehoben zusehend, und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als sie ihm nachsahen gen Himmel fahrend, siehe, da standen bei ihnen zweien Männer in weißen Kleidern, welche auch sagten: Ihr Männer von Galiläa, was sehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren.“

Diese Begebenheit war ganz den damaligen Begriffen vom Himmel angemessen (f. Himmel). Denn der Himmel war nach diesen Begriffen ein räumlicher Ort über den Wolken, in welchem nur Gott und höhere Geister, aber auch der Messias, ehe er auf die Erde kam, ihren Sitz hatten. Die Menschen gingen nach ihrem Abschiede von der Erde durch den Tod in die Unterwelt, den Hades, über. Erst der Messias bahnte auch ihnen den Weg zum Himmel, in welchen sie von ihm geführt werden sollten; die in den Hades hinab gestiegenen Todten nach einer Auferstehung, die zu der Zeit dieser Hinüberführung noch Lebenden nach einer Verwandlung ihrer sterblichen Leiber. Jesus selbst starb



zuerst gleich den Menschen, und ging so in den Hades über, wo ihm auch noch ein wohlthätiges Wirken beigelegt wird (1 Petr. 3, 19.) unter denen, die bereits abgestorben waren; (damit auch sie Theil an der vereinstigen Auferstehung und der himmlischen Herrlichkeit nehmen könnten). Nun erstand er unter Allen zuerst aus dem Hades (1 Kor. 15, 20.), kehrte nicht wieder durch einen abermaligen Tod in denselben zurück, sondern erhob sich nun in den Himmel, wohin Alle, die an ihn glaubten, einst ihm nachfolgen sollten.

Es sind, besonders in neuern Zeiten, gegen diese Begebenheit vielfach Zweifel erhoben, und diese beruhen nicht etwa nur auf der Schwierigkeit, dieselbe mit den bekannten Naturgesetzen zu vereinigen; denn wir sind jetzt dahin gekommen, uns zu bescheiden, daß unsre Bekanntschaft mit den Naturgesetzen noch sehr beschränkt ist; und Umstände, die uns nicht berichtet sind, können eine Erscheinung möglich gemacht haben, die uns unmöglich vorkommt. Der Hauptgrund unserer Zweifel sind unsre völlig veränderten Begriffe vom Himmel und von der Fortsetzung unseres Daseyns nach dem Tode. So wenig wir uns jetzt den Himmel als einen eigenthümlichen räumlichen Ort über Wolken und Sternen denken können, eben so wenig auch eine räumliche Auffahrt Jesu zu diesem Orte; wir könnten also die Himmelfahrt desselben, wie sie die Erzählung gibt, doch nur als eine Erscheinung ansehen, die an sich zu dem wahren Übergange Jesu in den Himmel (woran wir nicht zweifeln), gar nicht gehört hätte, sondern nur bewirkt wäre, um an die damaligen Begriffe die Überzeugung des wahren Überganges zu knüpfen; und da dünkt uns diese Erscheinung nicht die einzige, auch nicht die den höhern Zwecken der christlichen Erleuchtung angemessenste, Weise zu seyn, wie solche Überzeugung hätte bewirkt werden können.

Merkwürdig bleibt es ferner hierbei, daß weder Matthäus noch Johannes, welche Augenzeugen dieser Begebenheit seyn mußten, derselben erwähnen, so sehr es auch ihren Zwecken entsprochen haben würde. In den Evangelien berühren sie nur Markus und Lukas. Ersterer sagt aber weiter Nichts, als: Jesus ward aufgehoben gen Himmel und sitzt zur Rechten Gottes. (Mark. 16, 19.). Letzterer: Es geschah, indem er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel. (Luk. 24, 51.). Es ist dabei nicht aus der Acht zu lassen, daß Lukas ihn erst von den Jüngern scheidet, und dann in den Himmel übergeben läßt; und erst später in einer anderweitigen Geschichtsabfassung erzählt er den Hergang, wie oben berichtet ist. Es muß also früher nur von einem Übergange Jesu in den Himmel überhaupt die Rede gewesen seyn, und so wird auch nur dieses Übergangs im Allgemeinen, ohne einer sichtbaren Auffahrt zu erwähnen, in den übrigen Schriften des N. T. gedacht, wobei keines Weges geläugnet werden soll, daß darin noch immer die Vorstellung eines Aufenthalts Jesu in einem räumlichen Himmel begriffen war.

So viel scheint gewiß, wäre Jesus von seinen

Jüngern nach 40 Tagen auf eine Art geschieden, wie Menschen im Zustande der Schwachheit auf dem Krankenbette sterben, hätten sie ihn so abermals sterben sehen: so würde gewiß der Eindruck, welchen seine Auferstehung auf sie gemacht hatte, dadurch, wo nicht ganz aufgehoben, doch sehr vermindert worden seyn. Von der Auferstehung an mußten sie ihren Meister nur lebend sehen und denken, und nicht der leiseste Schatten des Todes durfte wieder auf dieses Bild fallen. Die Sterbenden waren nach damaligen Begriffen auf dem Wege zum Hades; auf diesem Wege durften sie ihn nicht wieder sehen; sie mußten ihn nur sehen auf dem Wege zum Himmel, um so mehr, da sie eine die damaligen Begriffe so sehr überfliegende Hoffnung eigener Nachfolge darauf gründen sollten. Es muß daher die letzte Abschiedsscene eine eigenthümliche, feierliche Scene gewesen seyn, bei welcher nur Übergang in den Himmel den Jüngern gleichsam vor Augen schwebte. Wer aber von uns vermag diese Scene, eine Scene gleichsam im geschlossenen Familienkreise, zu ermitteln, da sie selbst Nichts weiter davon verlauten lassen, als das Resultat: er ist in den Himmel übergegangen? Wohl konnten die Augenzeugen davon schweigen, weil sie, wie ihnen ward, die Art, wie sie zu der festen Überzeugung des Übergangs Jesu in den Himmel gelangten, Andern nicht begreiflich machen konnten. Es gibt Scenen, von denen wir schweigen, weil wir fürchten, sie werden Keinem durch unsre Beschreibung werden, was sie uns waren. Ist dieß vielleicht der Grund, warum besonders der tief fühlende Johannes ganz davon schwieg; so wie er auch von der Verklärungsscene schweigt (Matth. 17.), von der er selbst Zeuge gewesen war, und über welche auch nur Nichtzeugen berichten?

War nun die Scene von der Art, daß die Jünger sagen konnten, wir waren Augenzeugen des Hinwegganges Jesu von der Erde in den Himmel: so war Nichts natürlicher, als daß sich daraus für solche, welche nicht Zeugen gewesen waren, die Vorstellung bildete, die in der Apostelgeschichte enthalten ist, und welcher die Jünger wenigstens nicht widersprechen durften, weil sie das Eigentliche mitzutheilen und gleichsam fühlbar zu machen nicht vermochten, und daher das wahre Resultat vernichtet haben würden. Nur eine sichtbare Auffahrt war begreiflich, weil man mit einer solchen schon durch die Erzählungen von der Himmelfahrt des Henoch und Elias vertrauter war. Die Lehrweisheit fordert es, gleich ihnen, vor Menschen, deren Begriffe einer körperlichen Himmelfahrt Jesu entsprechen, nicht gegen dieselbe zu reden; jedoch immer nur, auch gleich ihnen, den Übergang Jesu in den Himmel im Allgemeinen auszusprechen.

Übrigens hat die Lehre von der räumlichen Himmelfahrt Jesu nicht allein stete Geltung in der christlichen Kirche behalten, und hat sie bei vielen sonst erleuchteten Lehrern noch immer fort; sondern sie ist auch hin und wieder durch manche Zufüge erweitert. So behaupteten die Socinianer, Jesus sei zweimal, nämlich das erste Mal vor Antritt seines Lehramts gen Himmel gefahren,



und der Engländer *Whiston* nimmt noch viel mehrere Auffahrten Jesu nach seiner Auferstehung an.

Immer behält die Lehre etwas Dunkles; ihr geistiger Kern aber ist eine klare, erhabene und wahre Idee. Wohl dürfte es immer eine Menschenklasse geben, für welche ihre Hülle nie ganz entbehrlich wird. (*Mariens.*)

Unstreitig war es schon frühzeitig in der christlichen Kirche gewöhnlich, das Andenken an diese Begebenheit festlich zu begehen, weil man in derselben nicht bloß das Ende des thatenreichen Lebens Jesu, sondern auch den Schlussstein des von ihm gegründeten geistigen Baues erblickte<sup>1)</sup>. Sind uns gleich aus den ersten 3 Jahrhunderten keine sichern Nachrichten über eine besondere Feier dieses Tages erhalten, so folgt doch daraus keines Weges, daß gar keine Statt gefunden habe; denn dieser festliche Tag wurde zunächst zu der großen Quinquagesimalfeier gerechnet und ist wahrscheinlich deshalb bei den ältesten kirchlichen Schriftstellern nicht besonders erwähnt und hervorgehoben worden<sup>2)</sup>. Als das älteste zuverlässige Zeugniß für die Feier der Himmelfahrt Jesu ist die Angabe der apostolischen Constitutionen (VIII, 33.), welche am Ende des 3ten, oder im Anfange des 4ten Jahrh. verfaßt wurden, zu betrachten; *Augustinus*<sup>3)</sup> erklärt diesen Festtag eben so, wie die Feier der Leiden, der Auferstehung Jesu und der Ausgießung des heil. Geistes als zu seiner Zeit allgemein angenommen, aber über den Ursprung dieser Feste wagt er Nichts zu bestimmen; er rechnet ihre Einsetzung zu den *vel ab ipsis apostolis vel plenariis conciliis — commendata atque statuta*. Wir besitzen mehrere Homilien der Kirchenväter, welche an diesem Feste gehalten sind<sup>4)</sup>; einige derselben hat *Augusti* ins Deutsche übersetzt und dadurch bekannter zu machen gesucht<sup>5)</sup>. Bevor das Himmelfahrtsfest ein allgemeines geworden, was im 4ten Jahrh. geschehen zu seyn scheint<sup>6)</sup>, mag man es erst an einzelnen Orten eingeführt haben. Bei den griechischen Schriftstellern heißt es *ἀνάληψις Χριστοῦ*, weshalb *Theodorus Studita* die ganze Woche, in welche es fällt, *ἀναλήψιμον* nennt. In Kappadokien war dagegen der Name *ἐπιωζουμένη* (bei *Chrysostomus* homil. 19. ad pop. Antioch. *σωζουμένη*) dafür gebräuchlich<sup>7)</sup>.

Das Himmelfahrtsfest gehört zu den beweglichen Festen und fällt immer auf den 40sten Tag nach Ostern. Während des Mittelalters hatten sich allmählig allerlei lächerliche oder doch wenigstens der Würde des Festes nicht angemessene Gebräuche eingeschlichen, welche *Thomas Raogeorgus* (*Kirchmaier*), Zeitgenosse *Luthers* und *Melanchthons*, in seinem *Regnum papisticum* anführt. Die katholische Kirche hat diese Gebräuche zwar niemals förmlich gebilligt, aber doch ehemals nachgesehen. Bei feierlichen und prächtigen Mahlzeiten, welche an dem Tage angestellt wurden, mußte jeder Gast einen ganzen Vogel verzehren (nach Einigen Hindeutung auf die Taube des Pfingstfestes<sup>8)</sup>; nach Andern darauf, daß Christus die Seelen der Menschen dem Teufel mit der Schnelligkeit eines Vogels entrisen habe<sup>9)</sup>; in der Kirche zog man zur Versinnlichung der Sache ein geschnitztes Bild Christi in die Höhe und warf dagegen eine scheußliche Frage, welche den Teufel vorstellte, und angezündet war, von oben zur Erde nieder (Sieg Christi und Sturz des Satans). An diesem Tage vermaßte sich auch der Doge zu Venedig alljährlich bis zur Auflösung der Republik (im Jahre 1798) mit dem adriatischen Meere<sup>10)</sup>. Bei dem an diesem Tage gehaltenen Hochsamte wird in der katholischen Kirche, nachdem das Evangelium abgesungen worden, die Osterkerze ausgelöscht, weil Jesus an diesem Tage die Erde verließ. Der Papst hat an dem Feste einen feierlichen Segen zu sprechen; ehemals geschah auch an demselben die Excommunication der Ketzer, bis sie auf den grünen Donnerstag verlegt wurde.

Die Protestanten feiern das Fest durchgängig als einen ganzen Feiertag; unter dem Könige *Friedrich II.* wurde es in Preußen abgeschafft, aber unter seinem Nachfolger *Friedrich Wilhelm II.* wieder eingeführt<sup>11)</sup>.

(*A. G. Hoffmann.*)

Himmelfahrtsblume (Kreuzblume), s. *Polygala vulgaris* Linn.

Himmelfahrts-Insel, s. *Ascension* (St.)

Himmelfahrtsnonnen, s. *Haudryetten*.

Himmelgalle, Himmeldill, s. *Peucedanum*.

Himmelgerste, s. *Hummelgerste* u. *Hordeum*.

Himmelgucker, s. *Uranoscopus*.

HIMMELHAUT (Technol.), heißt der leberne Überzug des Himmels (der Decke des Kastens) an einer Kutsche oder Chaise. Wenn der Kutschenhimmel gespannt, d. h. mit dünnen, kaum  $\frac{1}{2}$  Zoll dicken Spänen von Holz benagelt und mit Leinwand behautet (übers

1) Constitutt. Apostol. VIII, 33. *Chrysost.* Homil. in Ascens. Christi *Bernard* clarevall. Term. 2 u. 4. Ascens. Dom. vgl. *Binghami* origg. eccles. XX, 6. §. 5. und *Augusti* Denkwürdigk. aus der christl. Archäologie. 2r Bd. S. 856 ff. 2) *Jonch.* *Hildebrand* de diebus festis. p. 82. *Baumgarten's* christl. Alterth. S. 298. Vgl. *Augusti* a. a. D. S. 951. 3) *Epiat.* CXVIII. ad Januar. c. 1. (geschrieben nach dem J. 400). 4) So von *Gregorius* von *Nissa*, *Chrysostomus*, *Epiphanius*, *Augustin.* 5) a. a. D. S. 358 ff. 6) *Augusti* a. a. D. S. 345 u. 353. 7) *Gregor.* *Nyssen.* Homilie in Christi ascensionem (Opp. T. II. p. 873. ed. Par. 1615.). *Leo Allat.* de dominia. et hebdom. Graecorum. §. 28. Man ist über die Deutung des Wortes nicht ganz einig; vergl. *Bingham* a. a. D. T. IX. p. 127. *Baumgarten* a. a. D. S. 299 u. *Augusti* a. a. D. 1r Th. S. 169. 70. Anmerk. \*\*) u. 2r Th. S. 355 ff. Am wahrscheinlichsten soll es heißen der besellgende (Tag), in sofern durch den an ihm erfolgten Hingang Christi zum Vater die Seligkeit der Menschen gewiß geworden.

8) So *Augusti* a. a. D. 2r Th. S. 957. 9) *Mg.* *Pit.* *Bell.* 1819. S. 287 u. *Fuhrmann's* Handwörterb. der christl. Relig. u. Kirchengesch. 2r Bd. S. 807. 10) *Augusti* a. a. D. u. *Fuhrmann* a. a. D. S. 307. 8. 11) Vgl. außer den bereits angeführten Christen Horn über das Alter des Himmelfahrtsfestes Christi in *Wagnitz* liturg. Journ. 5r Bd. S. 305 ff. *Schmid's* histor. festor. p. 139 ff. *Schöne's* Geschichtsforsch. 3r Th. S. 283 ff. *Eisenschmid's* Geschichte der Sonn- u. Fest. der Christ. S. 125 ff. *Wöhme* Unterricht über Urspr. . . der Sonn- u. Fest. S. 117 ff. u. *Abelwald* kirchl. Archäol. S. 204. 5.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Himmelsbreite, f. Breite.

**HIMMELSBROT**, wird an mehreren Orten der luther. Bibelübersetzung (Ps. 105, 40. Hebr. 9, 4.) das *Manna* genannt, weil es nach dem Berichte des A. T. vom Himmel fiel und den Israeliten in der Wüste 40 Jahre lang als Speise (Brot) diente. Viele Pflanzen aber, namentlich: *Citrus Aurantium*, *Juglans regia*, *Morus nigra*, *Ceratonia Siliqua*, *Ficus bengalensis*, *Phoenix dactylifera*, *Tilia europaea*, *Cistus ladaniferus* u. a. m., wachsen in heißen Ländern, theils freiwillig, theils in Folge geschehener Verwundungen, eine zuckerartige, durch die Sonnenhitze und Luft sich nach und nach verdickende Substanz aus; vorzüglich aber geben einige Gattungen der Esche (*Fraxinus*), und unter diesen *F. rotundifolia* et *Ornus*, das meiste und beste *Manna*. Nach gewöhnlicher Annahme soll das *Manna* der Israeliten vom türkischen *Hahnenskopfe* abstammen. S. den Art. *Hedysarum alhagi* (2te Sect. IV, 42.). Ehrenreich und Hemprich fanden auf ihren Reisen in Asien und Afrika auf der *Tomarix mannifer.*, einem Strauche auf dem Berge Sinai, ein kleines Insekt, *Coccus mannifer.*, welches nach ihrer Meinung Ausschwigung bewirkt. Der *Chermes mannifer.* bringt auch auf Bombay und Surate auf einer Gattung *Sabmin* *Manna* hervor, und auf der *Asclepias procera* wird ebenfalls, durch den Stich eines Insekts, *Manna* erzeugt. Eben so liefert, außer dem *Alhagi*, eine *Zamariakengattung* in Syrien und Arabien, *Manna*. Von europäischen Pflanzen führen nicht allein der essbare Schwingel, auch *Schwasden* und *Mannagrass* genannt (*Festuca fluitans*), sondern auch der *Wiesenklee* (*Trifolium pratense*) u. a. m., in einigen Gegenden den Namen *Himmelsbrot*. Vergl. die Art. *Hummelsthan*, *Manna*, *Mannit* und *Schwingel*. (Fr. Thon.)

Himmelscharten, f. Himmelskarten.

Himmelschlüssel, f. Himmelschlüssel und *Primala ver.*

Himmelschreiende Sünden, f. Sünde.

Himmelsdiener, f. Himmelsverehrer.

Himmelsfernrohr, f. Fernrohr.

Himmelsfeste (die), f. Himmel.

Himmelsfürst, f. Freiberg.

**HIMMELSGEGENDEN, WELTGEGENDEN.**

1) Bei den neueren Völkern. Um die Lage verschiedener Punkte des Horizontes gegen den Beobachter anzugeben, hat man die Peripherie des wahren Horizontes in eine bestimmte Anzahl von Bogen getheilt; die Punkte, wo die verschiedenen Theile zusammen kommen, bestimmen die Himmelsgegenden; diese Punkte bilden die Mitte einer jeden Himmelsgegend; es ist Sitte, den ganzen Bogen von der Mitte je zweier solcher Theilungspunkte zu der zunächst liegenden Weltgegend zu rechnen.

Bei derjenigen Eintheilung des Horizontes, welche nach dem Vorgange der holländischen Seefahrer fast allgemein angenommen ist, liegt der Meridian zu Grunde.

Der eine Punkt der Mittaglinie heißt Süden<sup>1)</sup> (Mittag), der andere Norden (Mitternacht). Zieht man in der Ebene des Horizontes eine Linie, welche auf der Mittaglinie senkrecht steht, so heißt der Punkt, welcher gegen den Ausgang der Sonne gerichtet ist, Osten (Morgen), der entgegen gesetzte Westen (Abend). Diese vier Weltgegenden werden gewöhnlich mit den Anfangsbuchstaben N, O, S, W bezeichnet; jeder Punkt hat von dem folgenden einen Abstand von 90°. Man nennt diese vier Weltgegenden häufig die *Cardinalpunkte*, *Hauptweltgegenden*.

Wenn man einen jeden der obigen Bogen halbirt, so erhält man dadurch vier neue Bezeichnungen für Weltgegenden, von denen jede von der zunächst liegenden Hauptweltgegend um 45° entfernt ist. Die dadurch erhaltenen vier Punkte heißen die ersten Nebengegenden; ihre Namen sind aus denen der beiden zunächst liegenden Gegenden zusammen gesetzt, jedoch muß hier, nach dem eingeführten Gebrauche der Seeleute, stets der Name des zunächst liegenden Punktes im Meridian vorsehen. Es heißt also der zwischen N und O liegende Punkt Nord-Ost oder abgekürzt NO; eben so der zwischen O und S liegende SO; der zwischen S und W liegende SW, der zwischen W und N liegende NW. So häufig man namentlich bei Deutschen eine entgegen gesetzte Stellung der Buchstaben, also Bezeichnungen wie ON für NO findet, so scheint es mir doch am zweckmäßigsten, den Gebrauch der Schiffer beizubehalten; und aus eigener Erfahrung weiß ich, wie leicht man sich irren kann, wenn die Ordnung der Buchstaben nicht gehörig in den Beobachtungen des Windes beachtet worden ist.

Bei den Aufzeichnungen des Windes begnügt man sich gewöhnlich mit diesen acht Weltgegenden; viele Beobachter halbiren jedoch einen jeden der obigen Bogen, dann steht jeder von dem folgenden nur 22½° entfernt. Diese Weltgegenden heißen die zweiten Nebengegenden. Ihre Namen sind zusammen gesetzt aus denen der zunächst liegenden Cardinal- und ersten Nebengegend; eingeführte Sitte der Schiffer ist es auch hier, den Namen der Cardinalgegend vorzusetzen. Es heißt also der zwischen N und NO liegende Punkt NNO, nicht NON; der zwischen NO und O liegende ONO; die übrigen sechs Punkte sind nach der Reihe OSO, SSO, SSW, WSW, WNW und NNW.

Die Schiffer pflegen bei den Angaben der Winde jeden dieser Bogen noch zu halbiren, dadurch erhalten sie 16 dritte Nebengegenden, von denen jede von der folgenden um 11½° absteht. Es werden diese Weltgegenden dadurch bezeichnet, daß man den Namen der zunächst liegenden Hauptgegend und ersten Cardinalgegend durch die Sylbe *ge* verbindet und hier stets den Namen der zunächst liegenden von beiden vorseht, nur die den Hauptgegenden zunächst liegenden werden

1) Wahrscheinlich ist der Name Süden arabischen Ursprungs; *Arabfeda* bezeichnet mit dem Namen *Belad*: *Sudan* das *Sudanland*. G. Ritter *Erdfunde* I, 972.



durch diese bezeichnet, wobei stets der Name der nächsten Hauptgegend vorangesetzt wird. Es heißt also der Punkt zwischen N und NNO Nord gen Ost oder abgekürzt NgO; der zwischen NNO und NO liegende NOgN; dann folgen nach der Reihe NOgO, UgN, OgS, SOgO, SOgS, SgO, SgW, SWgS, SWgW, WgS, WgN, NWgW, NWgN, NgW.

Will man den Horizont noch in kleinere Abschnitte theilen, so bedient man sich der gewöhnlichen Gradeintheilung, aber hier herrscht durchaus keine Übereinstimmung in der Bezeichnung. Bei mehreren meteorologischen Untersuchungen werden häufig die Punkte des Horizontes dergestalt gerechnet, daß man N mit O bezeichnet und sodann in der Richtung O, S und W bis 360° zählt. Andere rechnen diese Grade in derselben Richtung, aber zählen nur stets bis 90°, also ein Punkt, welcher um 80° von N gegen O entfernt ist, wird mit N 80° O bezeichnet; läge derselbe zwischen O und S und stände von letzterem um 10°, also 80° von O ab, so hieße er O 80° S oder S 10° O. Ich stelle hier gewöhnlich die im Meridiane liegenden Punkte vor und zähle von diesen bis 90°, also Punkte, welche zwischen S und W oder S und O liegen und 1° von O oder W absehen, bezeichne ich durch S 89° W oder S 89° O.<sup>2)</sup>

Die Richtung des Windes wird dadurch angegeben, daß man ihn mit derjenigen Gegend des Horizontes bezeichnet, aus welcher er kommt; ein aus der Nähe von NO kommender Wind heißt also NOwind. Es hängt von der Willkür des Beobachters ab, wie viele solcher Punkte er unterscheiden will, jedoch dürften 4 jedenfalls zu wenig seyn. Am zweckmäßigsten scheint es mir 16 Windrichtungen zu beobachten, dann aber diese auf 8 zu reduciren. Dieses muß dadurch geschehen, daß man die Zahl der Winde aus jeder zweiten Nebengegend halbt und den Quotienten zu der zunächst liegenden Cardinal- und ersten Hauptgegend addirt<sup>3)</sup>. Macht also während einer Zeit N 26, NNO 20, NO 17 und ONO 10 Mal, so erhalten wir für N  $26 + 10 = 36$ , für NO  $17 + 10 + 5 = 32$ .

Meeresströmungen werden gewöhnlich nach der Richtung benannt, nach welcher sie gehen; also ein NOstrom ist nach eingeführtem Gebrauche der Schiffer ein solcher, welcher sich nach NO bewegt. Jedoch herrscht hier keine allgemeine Übereinstimmung, und manche Schiffer sagen daher zur Vermeidung von Zweideutigkeiten, der Strom geht nach NO oder kommt aus SW.

Die meisten Europäer haben die erwähnten Bezeichnungen für die Theile des Horizontes angenommen; da indessen die Franzosen Est und Ouest für Ost und West sagen, so muß man in französischen Schriften für die Abkürzungen E und O stets die deutschen O und W

nehmen<sup>4)</sup>. Eben so bezeichnen die Engländer den Ostpunkt (Est) mit E, während der Westpunkt bei ihnen dasselbe Zeichen hat als im Deutschen. Nur italienische Meteorologen haben eine abweichende Bezeichnungsbart. Sie gebrauchen für N die Benennung Tramontane d. h. jenseits der Alpen. Eben so haben sie für die andern sieben Gegenden besondere, aus der Lage der Sonne hergeleitete Benennungen. Es ist nämlich Greco = NO, Levante = O, Sirocco = SO, Ostro = S, Garbinu = SW, Ponente = W, Mastro = NW. Eben diese Benennungen habe ich auch in mehreren von Spaniern herrührenden Aufsätzen in den Annales de ciencias gefunden.

Die Bergleute theilen den Horizont gewöhnlich in 24 Theile und nennen diese Stunden; s. Gänge.

In der Astronomie ist es gewöhnlich, den Abstand des Punktes, in welchem ein Stern auf- oder untergeht, von dem wahren Ost- oder Westpunkte mit dem Namen Morgenweite (Amplitudo ortiva) oder Abendweite (Amplitudo occidua) zu bezeichnen; man unterscheidet die südliche Morgen- oder Abendweite von der nördlichen; bei jener geht der Stern zwischen O und S oder W und S auf oder unter, bei dieser zwischen N und O oder N und W. Nur Sterne, welche im Aequator liegen, gehen genau in O oder W auf oder unter, alle diejenigen, deren Declination nördlich ist, haben eine nördliche Morgen- und Abendweite, bei Sternen, deren Declination südlich ist, wird diese südlich.

Die Morgenweite läßt sich vermittels der im Art. Himmel benutzten Formel leicht berechnen. Ist nämlich  $\delta$  die Declination des Sternes,  $h$  seine Höhe,  $\varphi$  die Polhöhe des Ortes und  $t$  der Stundenwinkel, so ist

$$\sin. \delta = \sin. h \sin. \varphi - \cos. h \cos. \varphi \cos. t$$

In unserem Falle ist  $h = 0$ , der Stundenwinkel  $t$  gleich  $90^\circ +$  Morgenweite  $= 90^\circ + a$ ; setzen wir daher diese Werthe in diesen Ausdruck, so wird

$$\sin. \delta = \cos. \varphi \cos. (90^\circ + a) = \cos. \varphi \sin. a,$$

daraus ergibt sich

$$\sin. a = \frac{\sin. \delta}{\cos. \varphi}$$

Bei südlicher Declination ist  $\delta$  negativ, also wird auch  $a$  negativ, es liegt der Aufgangspunkt zwischen S und O. Sind die absoluten Werthe der nördlichen und südlichen Declination gleich, so stehen die Punkte, in denen die Sterne auf- oder untergehen, gleich weit von O oder W ab.

Die Morgen- und Abendweite sind wegen des Nenners  $\cos. \varphi$  nicht allenthalben gleich. Da es wegen der folgenden Untersuchungen von Wichtigkeit ist, die Morgenweite der Sonne an den Tagen der Solstitien zu kennen, so gebe ich diese für Polhöhen von 10 zu 10 Grad.

<sup>2)</sup> Schmidt, Meteorologie. (Halle 1831, 2.) Bd. I S. 165 und S. 216 fig. <sup>3)</sup> s. Méthode Meteorologie I, 153.

<sup>4)</sup> Es gibt wohl wenig Punkte, in denen die Übersetzer von Reisebeschreibungen so häufig fehlen, als in diesen.



Polhöhe.	Morgenweite.
0'	23° 30'
10	23 53
20	25 7
30	27 25
40	31 22
50	38 15
60	52 54
66 30'	90 0
70	} nicht mehr auf- oder untergehend.
80	
90	

Die Anwendung dieser Tafel ist sehr leicht. Beim Wintersolstitium liegt der Punkt, wo die Sonne aufgeht, in einer Breite von 60° um einen Bogen von 52° 54' von Osten gegen Süden, beim Sommersolstitium um dieselbe Größe gegen Norden. In der Breite von 67° 30' würde die Sonne bei Ueberhebung der Refraction am Tage des Wintersolstitiums nicht mehr aufgehen, am Tage des Sommersolstitiums nicht mehr untergehen.

Dieselbe Berechnung kann man für jeden Ort und jeden Stern vornehmen. Will man allgemein wissen, welche Declination ein Stern haben müsse, wenn er an einem Orte stets über dem Horizonte bleiben soll, so darf man nur  $\sin. \alpha = 1$  setzen, dann wird  $\sin. \delta = \frac{1}{\cos. \varphi}$ ; Sterne, welche eine größere Declination haben, gehen nie unter; ist  $\delta$  negativ, so wird  $\sin. \alpha$  negativ, und der Stern erscheint nie über dem Horizonte wenn  $-\sin. \delta = \frac{1}{\cos. \varphi}$  ist. (L. F. Kämtz.)

Will man die Lage eines Himmelskörpers oder eines Meteors durch die Himmelsgegend, nach welcher der Gegenstand erscheint, angeben, so muß man, wenn selbiger nicht im Horizont sich befindet, durch das Zenith und die angegebenen Punkte des Horizonts größte Kreise gelegt sich denken, und dann die Lage des Gegenstandes durch diejenige Himmelsgegend bestimmen, deren Verticalkreis derselben am nächsten liegt. In der Astronomie wird jedoch die Lage der Himmelskörper meistens Theils durch das Azimuth derselben angegeben, welches gewöhnlich von der Südseite des Meridians aus nach beiden Seiten bis 180 Grad östlich oder westlich fort gezählt wird, aus welchem, wenn man will, die Himmelsgegend leicht abgeleitet werden kann, nach welcher der Gegenstand erscheint. Denn gesetzt man wüßte, ein Gegenstand habe zu einer Zeit 130 Grad östliches Azimuth, so folgt hieraus sogleich, daß der durch ihn gelegte Verticalkreis den Horizont in einem Punkte schneidet, welcher  $130 - 90 = 40$  Grad vom Ostpunkt nach Norden zu liegt; je zwei auf einander folgende Punkte haben  $11\frac{1}{2}$  Grad Abstand, folglich wird der besagte Verticalkreis dem vierten Theilungspunkte zwischen Osten und Norden am nächsten liegen, und die gesuchte Himmelsgegend wird Nordost seyn. Zuweilen wird auch der Name Himmelsgegend mit Himmelsstrich oder Klima als gleich bedeutend gebraucht. (D. Eduard Schmidt.)

2) Bei älteren Völkern. Nach dem natürlichen Erscheinen der Sonne über der Oberfläche der Erde und ihrem Verschwinden von derselben richteten sich die ältesten Völker bei Bestimmung der Himmelsgegenden. Der Morgenländer wendete seinen Blick gegen den Ort des Sonnenaufganges und nannte diese Richtung vorn ( $\alpha\gamma\tau$ ); was in seinem Rücken lag, nannte er hinten (Hiob 32, 8. 9.). Rechts war ihm daher das, was wir Mittag, links, was wir Mitternacht nennen<sup>1)</sup>. Die biblischen Schriftsteller begreifen oft alle Himmelsgegenden, wenn sie nur einige, z. B. Morgen und Abend<sup>2)</sup>, oder Mittag und Mitternacht<sup>3)</sup> angeben. Erd- und Himmelsgegenden bezeichnen sie durch die Ausdrücke: vier Ecken der Erde<sup>4)</sup>, vier Säume, Enden der Erde<sup>5)</sup>, Enden<sup>6)</sup> oder auch Winde des Himmels<sup>7)</sup>. Sonst heißt der Morgen auch Aufgang der Sonne, vollständiger Ort des Sonnenaufgangs<sup>8)</sup>. Eben so auch wohl Untergang der Sonne für Abendgegend. Die Mittagsseite hieß auch die sonnige, helle Gegend ( $\alpha\gamma\tau$ ) oder nach dem Einfluß der Sonne auf den Erdboden die trockene ( $\alpha\alpha$ ); Mitternacht dagegen das Verborgene, Verhüllte, Dunkle ( $\eta\delta\alpha$ ).

Die Griechen gingen bei Feststellung und Benennung der Himmelsgegenden ebenfalls von dem Auf- und Untergange der Sonne aus, wie der Name der Morgengegend  $\pi\rho\delta\varsigma \eta\omega \tau' \eta\epsilon\lambda\iota\omicron\nu\tau\epsilon$  und der Abendgegend  $\pi\rho\delta\varsigma \zeta\omicron\varphi\omicron\nu$  beweiset. Jene ist die Licht-, diese die Schattenseite<sup>9)</sup>. Der Bedeutung dieser Ausdrücke fremd ist Strabons und J. H. Voss Behauptung, daß  $\pi\rho\delta\varsigma \eta\omega \tau' \eta\epsilon\lambda\iota\omicron\nu\tau\epsilon$  den Süden und  $\pi\rho\delta\varsigma \zeta\omicron\varphi\omicron\nu$  den Norden bezeichne. Versührt durch 3 Stellen in Homers Gedichten<sup>10)</sup>, glaubte man, daß Helios zur Mittagszeit dem Süden näher sei, und  $\pi\rho\delta\varsigma \zeta\omicron\varphi\omicron\nu$  mußte den Gegensatz bilden. Homer selbst oder sein Zeitalter sahe und bezeichnete richtiger. Eos und Helios richteten sich alle Mal nach Morgen,  $\pi\rho\delta\varsigma \zeta\omicron\varphi\omicron\nu$  zeigt immer nach Abend<sup>11)</sup>. Die andern Gegenden werden durch die Beisätze deutlich, z. B. zur Rechten, zur Linken<sup>12)</sup> oder  $\mu\epsilon\tau\omicron\pi\iota\sigma\theta\epsilon$ , hinten<sup>13)</sup>. Bisweilen wird nur Morgen und Abend genannt und auch die Gegenden nach Mittag und Mitternacht darunter mit umfaßt<sup>14)</sup>. Diese Benennungen behielten auch die spätern Dichter und Prosaisler bei, welche  $\pi\rho\delta\varsigma \eta\omega \tau\epsilon \kappa\alpha\iota \eta\epsilon\lambda\iota\omicron\nu\tau\epsilon \alpha\nu\alpha\tau\omicron\lambda\alpha\varsigma$  im Gegensatz von  $\tau\alpha \pi\rho\delta\varsigma \epsilon\sigma\pi\epsilon\rho\eta\nu$ <sup>15)</sup> schreiben.

1) Nach Wilford (Asiat. Research. Vol. VIII. p. 275) bezeichnen die Hindus die Himmelsgegenden auf ähnliche Weise, nämlich die Morgengegend Para oder Purra (vorn), Abend Apara und Paschina (hinten), Mittag Daschina (rechts), und Mitternacht Vama (links). — 2) Jes. 45, 6. Mal. 1, 11. Ps. 50, 1. 75, 7. 113, 8. — 3) Jes. 64, 3. Sachar. 8, 7. 12, 6. Ps. 89, 15. — 4) Krolal. 7, 1. 20, 8.  $\alpha\lambda \tau\iota\sigma\omicron\upsilon\pi\epsilon\varsigma \gamma\omega\upsilon\lambda\alpha\iota \epsilon\eta\varsigma \gamma\eta\varsigma$ . — 5) Jes. 11, 12. — 6) Jes. 49, 86. 1. Chron. 9, 24. Sachar. 2, 6. — 7) Sachar. 6, 5. Matth. 24, 31. Mark. 13, 27. — 8) 1. Mos. 25, 19. 1. Sam. 15, 7. 9) Der Kürze wegen verweisen wir auf Bilder der homer. Geographie S. 20—30. — 10) Il. VIII, 68. XVI, 777. Odyss. IV, 400. — 11)  $\zeta\omicron\varphi\omicron\nu$  erinnert an  $\eta\delta\alpha$  und ist in der Bedeutung gleich. Rosenwälder bibl. Geogr. I, 1. S. 159. — 12) Il. XII, 239 sqq. — 13) Od. XIII, 241. 14) Il. XII, 239. 15) Herodot. VII, 58. I, 142. 201. II, 8: 17. 158. IV, 18. 22. VI, 129.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



stimmung bis auf die Genauigkeit eines halben Grades treiben, welche in Zeit sich auf zwei Minuten beläuft, während der Stundenring kaum die Genauigkeit einer Viertelstunde, bei dem Halbmesser, der ihnen gewöhnlich gegeben wird, zuläßt. Der eingetheilte Meridianring gibt zu gleicher Zeit die Declination oder die Polardistanz des Sternes, je nachdem die Theilung vom Aequator oder vom Pole aus angefangen wird. Um dem Globus eine Stellung geben zu können, die mit der des Himmels an einem bestimmten Orte übereinkommt, wird selbiger in ein Gestell gesetzt, das von einem hölzernen oder messingenen Ringe geschlossen wird, der den Horizont vorstellt; der Globus muß daher in dem Gestell immer eine solche Lage annehmen können, daß genau die eine Hälfte desselben über dem Horizontringe, die andere unter demselben sich befindet, wodurch die sichtbare und die unsichtbare Hälfte der Himmelkugel von einander unterschieden werden. Will man den Globus für einen gewissen Ort und eine bestimmte Zeit so stellen, daß die Lage der auf selbigem verzeichneten Sterne mit der Lage, welche sie für die gegebenen Bestimmungsstücke am Himmel besitzen, in Übereinstimmung sei, so bewege man den Meridianring in dem Horizontringe, bis die von letzterem auf ersterem abgeschnittene Anzahl Grade, vom Pole aus gerechnet, der Polhöhe des gegebenen Ortes gleich kommt. Geht die Theilung vom Pol aus; so braucht man daher den Meridian bloß auf die der Polhöhe entsprechende Anzahl Grade zu stellen; wenn aber die Theilung vom Aequator ausgeht, so stellt man den Meridian auf das Complement der Polhöhe oder die Aequatorhöhe des Orts. Hierauf bringt man den Meridianring so viel als möglich genau in die Ebene des Meridians, deren Lage man leicht finden kann. Dann sehe man in einer astronomischen Ephemeride nach, welche Sternzeit im Mittag des gegebenen Tages Statt findet, verwandelt den Zeitraum, um welchen man vor oder nach Mittag die Stellung des Globus sucht, in Sternzeit, und zieht dieselbe von der Sternzeit im Mittag ab, oder addirt sie dazu. Verwandelt man dann diese gefundene Zeit in Grade des Aequators, und bringt den dieser Anzahl correspondirenden Punkt des auf dem Globus verzeichneten Aequators unter den Meridianring, so hat man die gesuchte Lage des Himmelsglobus, die mit der des Himmels selbst übereinstimmt. Gewöhnlich befindet sich bei dem Globus noch ein in 90 Grad getheilte Messingstreifen, der sich an dem Meridianring bewegen läßt, und befestigt man denselben an derjenigen Stelle des Ringes, die dem Zenith des Ortes an der Himmelkugel entspricht, so kann man sich desselben bedienen, um die Höhe der Sterne über dem Horizonte zu messen, und wenn zugleich der Horizonttring gehörig in Grade eingetheilt ist, so erhält man auch das Azimuth des Sternes. Diese Art, die Höhe eines Sternes auszumitteln, ist dann genau genug, wenn man dieselbe etwa zur Bestimmung der Höhenparallaxe eines Kometen oder andern Himmelskörpers, welcher hinreichend weit entfernt ist, daß ein Fehler von einem halben oder ganzen Grade in der Höhenbestimmung nur

einen Fehler vom Theilen einer Secunde in der Berechnung der Höhenparallaxe hervorbringen kann, anwenden will, indem man sich auf diese Weise die Mühe erspart, die Höhe des Himmelskörpers durch Hilfe der sphärischen Trigonometrie zu berechnen. Im Ganzen ist der Himmelsglobus das beste Mittel, die Sternbilder kennen zu lernen, und sich die Bewegung des Himmels zu verdeutlichen, in welcher Rücksicht er den übrigen Hilfsmitteln, als Sternheften und Sternkarten, bei Weitem vorzuziehen seyn wird. (D. Eduard Schmidt.)

Jede massive, völlig runde und glatte Kugel, der man einen weißen Überzug gegeben, und darauf Alles an Kreisen, Sternen und Sternbildern eben so fleißig als richtig aus freier Hand gezeichnet hat, kann dazu dienen, eine bildliche Vorstellung vom Himmel zu geben; allein solche massive Kugeln sind theils schwer und nicht gut zu behandeln, theils wegen der Zeichnung des Himmelsgewölbes äußerst mühsam zu versfertigen, daher man sie gewöhnlich hohl macht und die runde Fläche mit einer Karte, die aus lauter Streifen oder Kugelschnitten besteht, worauf das Sternengewölbe richtig abgedruckt ist, überziehet. Unter den mannichfaltigen Methoden, solche runde entweder massive oder hohle Kugeln zu versfertigen, führen folgende am sichersten zum Ziele.

1) Um massive künstliche Himmelkugeln zu versfertigen, lasse man sich von gutem, reinem, ganz ausgetrocknetem Holze eine vollkommen runde Kugel drehen, und schlage in die beiden entgegen gesetzten Eindrücke, welche die Stacheln des Futters auf der Drehbank in der Kugel hinterlassen haben, runde messingene Stifte dergestalt senkrecht ein, daß solche noch einige Linie über der Oberfläche hervorragen. Dieses Einschlagen der Stifte ist deshalb schon jetzt nothwendig, damit die Kugel nicht später durch große Erschütterung leide. Nun kommt es darauf an, der Kugel ihre äußere Einrichtung zu geben, entweder durch Zeichnung aus freier Hand, oder durch Belegung mit Kugelschnitten, worauf die Sterne und Sternbilder richtig abgedruckt sind. Um Wiederholung zu vermeiden, soll hier nur das erste Verfahren, dagegen bei Betrachtung der hohlen Kugeln das andere genauer geschildert werden; natürlich aber beschränkt sich weder das erstere auf die massive, noch das letztere auf die hohle Kugel, sondern man kann bei beiderlei Arten von Kugeln jede der beiden Methoden anwenden. Zuerst wird die runde, aus Holz gedrehte Kugel, auf welcher das Himmelsgewölbe mit den Sternen aus freier Hand nach richtigen Verhältnissen aufgezeichnet werden soll, grundirt. Zu dem Ende wird das Holz mit einem Leime getränkt, den man entweder aus den Abschnitten und Abgängen des weißen Pergaments, oder aus einem englischen Hornleime, oder aus gutem kölnischen Tischlerleime auf bekannte Art versfertigt hat<sup>1)</sup>. Leim von Hausenblase ist aber zu hart, und springt daher oft ab. Je nachdem das Holz weich

1) Vergl. Christ. F. G. Thon, die Kunst Bücher zu binden u. 2te Aufl. (Wilmkau 1826, 8.) S. 83 ff.



und grobwarbig ist, gibt man demselben mehrere Anstriche mit Leimwasser, bis nichts mehr eindringt und alle Poren wohl verschlossen sind; doch darf sich keine Leimrinde bilden. Das Leimwasser wird Anfangs sehr dünn und warm aufgetragen, damit es besser in das Holz einzieht und der Leim, wenn er trocknet, nicht wieder abspringt; dann wird das Leimwasser etwas verstärkt, um das Holz völlig zu sättigen. Auf diesem Leimgrund, wenn er völlig abgetrocknet und zuerst mit Schasthalm oder Bimsstein, dann mit einem reinen Tuche gut abgerieben und polirt worden ist, wird nun ein weißer oder Kreidegrund<sup>2)</sup>, und zwar 6, 8 bis 10 Mal mit einem feinen, doch etwas großen Borstenpinsel warm, dünn und gleich aufgetragen; ist jeder Auftrag gehörig trocken, so wird er mit Schasthalm, welchen man vor dem Gebrauche in warmes Wasser getaucht und wieder abgetrocknet hat, damit er die zu große Sprödigkeit verliere, geschmeidiger werde und weniger stark angreife, oder mit ganz fein pulverisirtem Bimssteine, den man vorher wohl ausgeglüht hat, abgerieben und geglättet. Man kann auch, statt der weißen Kreide, engländisches Bleiweiß oder, noch besser, Schieferweiß nehmen, solches mit Wasser fein abreiben, auf einer Glastafel, in Häuschen gesetzt, trocknen, dann wieder trocken abreiben, und mit Pergamentleim, der durch lauliches Wasser temperirt worden ist, vermischen und damit wie mit dem Kreidetrunk verfahren. Verschiedene Künstler tränken die natürliche Holzfläche der Kugel nicht mit Leim, sondern reiben eine Farbe, welche zur Grundfarbe dienen soll, sogleich mit einem gut trocknenden Ölfirnisse ab und grundiren damit; oder sie tränken die Holzfläche zwar auch, aber nicht mit Leim, sondern mit kochend heißem Ölfirnisse, bereiten die Grundfarbe mit dergleichen Ölfirnisse, die Hauptfarbe aber mit einem Lackfirnisse. Jede dieser Behandlungen führt zum Zwecke; denn sowohl das Tränken mit Leimwasser, als auch mit Ölfirnisse, verschließt die Zwischenräume des Holzes und bewirkt, daß der Lackfirnisse, der sonst auf dem Hirnholze oder auf überspannigen Stellen einen Abstich machen würde, besser deckt. Wenn aber Manche sogleich mit der Hauptfarbe anfangen, um dadurch Zeit, Mühe und Kosten zu ersparen, so ist ein solches Verfahren aus leicht zu begreifenden Ursachen nicht zu billigen. Wie aber auch die Kugel behandelt wird, so ist nach jedem Anstriche ein besonderes Schleifen nothwendig, weil bei aller Mühe und Sorgfalt, die beim Auftragen, sowohl der Grundfarbe, als auch der Hauptfarbe, angewendet wird, sich nur selten alle Erhöhungen ganz ver-

meiden lassen. Das Schleifen der Grundfarbe geschieht mit Bimsstein, Schasthalm, Fischhaut, Trippel, geschlämmter Kreide oder weißem präparirten Hirschhorne. Den Bimsstein glüht man im Feuer wohl aus, stößt ihn zu einem recht feinen Pulver und beutelt ihn durch ein sehr feines Haarsieb; den Schasthalm behandelt man beschriebener Maße. Nun spannt man die Kugel mit ihren beiden Stiften in eine Drehbank, taucht in die Schleifmasse von Bimsstein, statt dessen man auch zu gleichen Theilen ganz feines Ziegelmehl und pulverisirtes, weißes, präparirtes Hirschhorn, mit einander vermischt, nehmen kann, ein Stück weißen festen Filz und schleift damit die umlaufende Kugel entweder trocken, wenn mit Leim grundirt worden, oder mit Wasser, wenn ein Öl zum Bindemittel gedient hat, bis zur Glasglätte, während man den Abschiff mit einer weichen Bürste in dem ersten, oder mit einem nassen Schwamme für den zweiten Fall, fleißig hinweg nimmt. Um der geschliffenen Fläche die möglichste Feinheit zu geben, nimmt man ein Stück festgewalkten, reinen, weißen Filz, drückt solchen in unvermishtes, weißes, fein pulverisirtes, präparirtes Hirschhorn und polirt damit die geschliffene Fläche so lange, bis sie glatt und glänzend geworden ist. Zuletzt polirt man mit feinem Haarpuder oder pulverisirtem und geschlämmtem Trippel mittels eines alten seidnen Tuchs die Arbeit nach, wodurch der höchste Grad von Feinheit hervorgebracht wird. Ist die Grundfarbe gehörig glatt und eben, dergestalt, daß sich nichts Rauhes mehr, weder durch das Gesicht noch durch das Gefühl wahrnehmen läßt, so wird die Hauptfarbe, welche mit einem Lackfirnisse zubereitet worden ist, aufgetragen, und auch diese geschliffen. Zu diesem Schleifen stößt man ausgeglühten Bimsstein recht fein, reibt ihn auf dem Reibsteine, thut sodann die geriebene Masse in ein Geschirr, gießt Wasser dazu, schlämmt sie ab, nimmt das Feine oben weg, bringt es in ein besonderes, mehr flaches Gefäß, rollt hierauf ein Stück gut gewalkten Filzes fest zusammen, umwickelt ihn einige Male mit Bindfaden, damit er sich während der Arbeit nicht aufrollen kann, und schleift mit diesem und dem Bimssteinwasser die schnell auf der Drehbank umlaufende Kugel auf dieselbe Art, als das erste Mal bei der Grundfarbe. Auch hier wird die Arbeit von Zeit zu Zeit mit einem Schwamme und Wasser wohl gereinigt und mit einem feinen Tuche abgetrocknet, um zu sehen, ob ein weiteres Schleifen nothwendig ist. Zeigt sich die geschliffene Farbe nach der Reinigung mit dem nassen Schwamme glatt wie ein reines Glas und läßt sich durch das Gefühl nichts Rauhes mehr wahrnehmen, so kann die Politur oder die völlige Glättung vorgenommen werden. Hierzu gebraucht man präparirtes, weißes Hirschhorn, ein Stück ganz reinen Filz, der aber nicht zusammen gerollt wird, und hinlängliches Wasser, verfährt, wie schon gemeldet, reiniget nach dem Schleifen den Farbengrund zuerst mit dem nassen Schwamme, dann mit einem weichen, leinenen, trockenen Tuche und zuletzt mit einem ebenfalls trockenen, weichen Stücke Hirsch- oder Kehlleder, wo dann die Fläche wie ein geschliffenes Spiegelglas erscheinen wird.

2) Um diesen zu erhalten, nimmt man feine, weiße Kreide, stößt sie zu Pulver, reibt dieses auf einem Reibsteine trocken und so zart wie möglich ab, läßt das Kreidepulver durch ein feines Haarsieb oder Beuteltuch laufen, kocht das Durchgelaufene mit reinem, weichem Flußwasser und selbet die Brühe durch ein feines Tuch. Diese Brühe bleibt nun bedeckt so lange ruhig stehen, bis sich die Kreide völlig auf den Boden des Gefäßes gesetzt hat, worauf man das darauf stehende helle Wasser behutsam abgießt und dem Bodensatz so viel Pergamentleimwasser beimischt, als zur hinlänglichen Verdünnung erforderlich ist.



Bei diesem Abtrocknen muß man ja recht genau darauf sehen, daß nichts von dem Abgeschliffenen zurück bleibt, weil es sich sonst, wenn die Linien, Kreise, Sterne und Sternbilder mit Lackfirniß aufgetragen werden, darunter ziehen und die ganze Arbeit verderben würde. Jetzt erst kann das Erforderliche aufgezeichnet und mit einem farbigen Lackfirnisse ausgemalt oder illuminirt werden. Eine gute und richtige Himmelkarte kann hierbei zum Muster dienen. Die ganz vollendete Himmelkugel ist mit einem lichten Kopallackfirnisse zu überziehen<sup>3)</sup>.

2) Benützung hohler Kugeln zum Himmelsglobus. Sie werden auf folgende Weise zu Stande gebracht.

a) Über ein Gerippe. Man mache aus dünnen hölzernen Reifen, oder aus Ringen, welche von runden Schachteln abgeschnitten worden, oder aus steifen, gut mit Leimwasser getränkten Papierstreifen über einen dünnen hölzernen Cylinder, der an seinen beiden Hirnenden mit einer angemessenen Wölbung versehen und wegen des nachherigen Auftragens verhältnißmäßig kürzer ist, als die Ase oder der Durchmesser der Kugel werden soll, auch in der Mitte ein doppeltes Kreuz und einige andere Seitenarme hat, die sich genau nach der abfallenden Dicke der inwendigen Kugel richten, ein Gerippe, welches so ziemlich die Gestalt einer Kugel besitzt, überziehe es rund herum mit Tuch und schlage in die Mitte der beiden Hirnflächen des Cylinders messingene Stifte ein, die einige Zolle weit hervorragen. Hierauf bereite man eine steife, zähe Masse aus klar geschabter Kreide und Kleister oder Leimwasser, mische Kälberhaare darunter, belege damit die ganze Tuchfläche und drehe die an den beiden Stiften eingespannte Kugel so lange herum, bis der Beschlag trocken geworden ist; wenigstens nicht mehr abfließt. Statt der Kreide kann man auch weißen Thon oder gebrannten Gyps anwenden, den man mit Leimwasser zu einem steifen Breie anrührt. Oder man kocht 4 Loth Tischlerleim in 1 Pfund Wasser; mischt, sobald Alles zergangen ist, 6 Loth Roggenmehl nebst 1 Fingershut voll Alaun darunter, und rührt Alles wohl zusammen, zuletzt bringt man kleine Stücke von etlichen Bogen grauen Löschpapiers nebst einer hinlänglichen Quantität durchgeseibter Sägespäne in den Leimkleister und knetet Alles in einer geräumigen Schüssel zu einer konsistenten Masse, womit man das Tuch überlegt. Mehlkleister, Kohlenpulver, Kälberhaare und Leimwasser gibt ebenfalls eine brauchbare Masse, die, wie überhaupt auch jede andere, mit Roskastanienspulver, Bermuth, Aloe oder Koloquinten, gegen das Angehen der Würmer, versehen seyn muß. Sobald der Beschlag ganz trocken ist, untersucht man die Rundung der Kugel in jeder Richtung entweder mit dem so genannten Tasterzirkel, oder besser durch einen aus Wappe oder Blech geschnittenen Model, der eine vollkommen zirkelförmige Öffnung hat, und füllt alle Vertiefungen mit der Masse gehörig aus, bis die Kugel die gewünschte Größe und Rundung

erreicht hat. Es versteht sich aber von selbst, daß jede Lage erst völlig trocken werden muß, bevor eine neue aufgetragen wird. Zuletzt ist die ganze Kugel mittels eines zarten Pinsels mehrmals mit starkem Leimwasser oder dünnem Kleister zu überstreichen, und wenn auch dieser Grund gänzlich ausgetrocknet ist, die Fläche hinlänglich zu ebnen, fein abzureiben und auf allen Punkten vollkommen zu runden. Das Ebnen geschieht mit einer Feile, das Abreiben mit Politpapier, Fischhaut, Bimsstein oder Schafthalm. Zum Abwischen des losgeschliffenen Unrathes dient eine zarte Bürste. Das Abreiben der Kugelfläche läßt sich auch mit einer Mischung von sehr zartem Siegelmehl und pulverisirtem Hirschhorn mittelst eines Stück weißen, festen Filzes bewerkstelligen. Erst wenn die Fläche der Kugel ganz eben, rund und glatt ist, kann sie mit einer Himmelkarte überzogen werden.

Eine andere Anweisung zur Verfertigung hohler Himmelsgloben von 1 Pariser Fuß im Durchmesser, und zwar über ein Gerippe, hat der Astronom Schröter in Bode's astronom. Jahrbuche für d. J. 1786 ertheilt; das Wesentliche davon ist Folgendes. Man lasse sich eine Ase von gehöriger Länge, viereckig,  $\frac{7}{8}$  Zoll dick, von Messing, nebst einer dazu gehörigen etwas kürzeren, viereckigen, messingenen Scheide verfertigen, worin die Ase genau hin und her geschoben werden kann, und welche den ersten Grund des Kugelgerippes darstellt. An jedes Ende dieser Scheide wird ein rundes messingenes, 2 Pariser Zolle im Durchmesser haltendes Blech gelöthet, welches an seiner Peripherie 12 Löcher hat. In diese Löcher werden, oben und unten, 12 halbrunde Bügel von Eisendraht dergestalt befestigt, daß diese erste Anlage des Skelets im Durchmesser nur etwas über 10 Zolle hält. Durch diese 12 Bügel, welche man sich als Meridiane des Gerippes vorstellen kann, wird feiner Eisendraht, 1 Zoll weit von einander so eingeflochten, daß daraus gleichsam der Aequator des Gerippes mit seinen Parallelen entsteht. Hierauf wird durch die zwischen dem Drahte befindlichen Quadrate Heede oder grober Flach eingeflochten, hier und dort an den Draht angenäht und durch und durch mit ziemlich dickem Leimwasser zum öftern nach einander benetzt. Auf diese erste kugelförmige Rinde, wenn sie trocken geworden ist, werden frische Lagen von Heede oder Flach gebracht und ebenfalls mit Leimwasser getränkt, bis die Kugel etwa  $10\frac{1}{2}$  Par. Zolle im Durchmesser hat. Nunmehr wird ein dicker Kitt, den man aus gebrannter, ganz fein gestoßener Kreide mit gekochtem, etwas dickem Leimwasser verfertigt hat, mit einem starken Pinsel lagenweise und so lange aufgetragen, bis die Kugel, welche während dieser Operationen auf einer Maschine beständig um ihre Ase gedreht wird, an allen Punkten ihrer Fläche genau 1 Par. Fuß im Durchmesser beträgt und eine zähe, zugleich feinharte, Rinde erhalten hat. Um das Spalten oder Reißen des Kittes zu verhüten, muß man jede Lage immer erst ganz trocken und hart werden lassen, bevor eine frische aufgetragen wird. Da ferner die Kantentheile, wenn sie für eine Kugel von 1 Fuß Durch-

3) Vergl. hierüber meine vollständige Anleitung zur Lackkunst u. d. d. Aufl. Jena 1825, 8.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Halbkugel in derselben Form aus der Teigmasse gestaltet, und sind beide Halbkugeln vollkommen ausgetrocknet, so nimmt man ihre ungleichen Ränder auf der Drehbank so weit ab, daß durch Zusammensetzung derselben eine zirkelrunde Kugel entsteht, in deren Höhlung, wie vorher beschrieben worden, ein Cylinder eingepaßt und auf jedem seiner Stirnenden mit einem runden hervorstehenden Stifte versehen wird.

d) Statt einer Teigmasse kann man, sowohl über convexe, als auch in concaven Formen ebenfalls Kugeln aus ganzen Druckbogen, oder aus Streifen von präparirter Pappe verfertigen. Wenn man ganze Druckbogen anwendet, müssen diese durch ein warmes Leimwasser gezogen und blattweise auf oder in der Form über einander aufgelegt werden. Die Form bestreicht man zuvor, wie immer, mit Öl oder Seife, und den ersten Bogen zieht man durch kein Leimwasser, sondern durch ein lauwarmes reines Wasser; die übrigen Bogen müssen aber alle in warmer Leimbrühe etwas erweichen, damit sie sich kugelförmig biegen lassen, ohne viele Runzeln zu machen. Jeder aufgezojene Bogen wird dann mit einem trockenen Luche an allen Orten gut angebrückt. Je nachdem der Überzug dick werden soll, werden viele oder wenige solcher Bogen über einander aufgeleimt, und, um die Festigkeit zu erhöhen, kann jedes Mal, so oft 6 oder 8 Papierbogen aufgeleimt sind, ein Stück zarte, dünne, alte Leinwand dazwischen aufgeleimt werden. Ist die Kugel innerhalb mit einer Welle versehen, zusammen gesetzt und ganz trocken, so wird ihre äußere Fläche auf der Drehbank vollkommen abgerundet und glatt gemacht. Soll dagegen eine künstliche Kugel mittels einer Form aus Pappe gebildet werden, so ist letztere erst so zuzubereiten, daß sie nicht allein fest, sondern auch glatt wird; also mit einer gewöhnlichen Zieh- oder Schabeklinge auf beiden Seiten abzuführen, damit die auf der Oberfläche befindlichen Erhabenheiten wegsfallen, dann mit einem ziemlich großen ebenen Stück Bimsstein auf beiden Seiten so lange ab zu reiben, bis die Oberfläche hinlänglich geebnet ist. Haben sich aber Erhöhungen aus der Pappe heraus gearbeitet, so füllt man die Löcher mit einer Masse von Kreide und Leim aus. Hierauf überstreicht man mit einem großen Pinsel die beiden Seiten der Pappe mit einem heißen Leimwasser, das wenigstens noch einmal so stark seyn muß, wie zum Papierleimen oder Planiren, und reibt es, die Pappe auf ein ebenes glattes Bret gelegt, mit dem Pappenreiber oder Falzbeine verb ein, wodurch nach dem Trocknen eine besondere Festigkeit und Glätte entsteht. Sind die geleimten Pappen trocken, so schlägt man sie auf dem Steine, um eine gleichförmige Stärke zu erzielen, und überzieht beide Seiten mit dünnem Conceptpapiere. Hiebei wird nicht die Pappe, sondern der Aufzug egal und nicht zu dick mit Kleister überfahren; man streicht diesen mit dem Falzbeine überall gut und scharf an, um alle Falten, Luftblasen und allen überflüssigen Kleister heraus zu bringen, welches am sichersten dadurch erreicht wird, wenn man einen trockenen Bogen überbreitet und auf demselben die Striche führt, denn sonst kann das aufge-

zojene Papier leicht vom Falzbeine zerrissen werden. Hierauf muß man die Pappe — um das Geschäft zu beschleunigen mehrere — zwischen ebenen Brettern von gleicher Größe in die Presse stellen, aber nach einigen Minuten wieder heraus nehmen, auf einer Ebene zum Trocknen ausbreiten, und wenn sie noch etwas feucht sind, auf dem Schlagsteine auf beiden Seiten schlagen. Auch nach dem Schlagen stellt man die Pappen noch einige Zeit in die Presse und wendet sie einige Male, damit der Druck auf alle Seiten gleichförmig wirkt. Wenn dies zu umständlich ist, kann die Pappen bloß mit Bimsstein abreiben, schlagen, mit dem Glättkolben oder einem Glättglaste gehörig poliren und dann abpressen. Statt eigentlicher Pappe kann man auch aus festem Schreibpapier, welches auch beschrieben seyn kann, nur nicht mit Strensand belegt bleiben darf, sich selber eben so zweckmäßiges Material schaffen<sup>5)</sup>. Um nun aus Pappe eine hohle Kugel zu bilden, mißt man mit einem Faden oder Pergamentstreifen den größten Umfang der als Form dienenden Kugel ab, bringt dieses Maß, dem man etwas zugibt, in einer geraden Linie auf eine Pappentafel, zeichnet darauf das Netz der Kugel ab, schneidet die Zeichnung aus und leimt das pappene Netz, welches aus lauter Kugelschnitten besteht, die in der Mitte mit einander zusammen hängen und vereinigt eine ganz runde Figur bilden, auf der Form zu einem Ganzen zusammen<sup>6)</sup>. Zu dem Ende wird der erste Kugelschnitt

5) Man bestreicht nämlich einen Bogen dünn und gleich mit Meißel, legt auf denselben einen zweiten unbefruchten, reibt solchen mit der Hand oder mit dem Falzbeine überall gut an, bestreicht einen dritten Bogen wieder mit Meißel, legt ihn auf den zweiten, reibt ihn ebenfalls wohl an und fährt hiermit so lange fort, bis das Papier die erwünschte Stärke hat und zur Pappe geworden ist, welche unter einem trockenen Bogen gehörig ausgestrichen, hierauf in die Presse gestellt und nach kurzer Zeit heraus genommen, getrocknet, geschlagen, abgepreßt und auf beiden Seiten geglättet wird. 6) Um das Netz der Kugel zu zeichnen, theilt man eine gerade Linie, welche drei Mal so lang als der größte Umkreis der Kugel ist, in ungefähr 86 gleiche Theile und numerirt sie mit fortlaufenden Zahlen, setzt dann den Zirkel in die Zahl 1 ein, eröffnet ihn bis zur Zahl 11 und macht durch diesen Theilungspunkt 11 einen Bogen, setzt den Zirkel mit gleicher Weite in die Zahl 2 und beschreibt durch den zwölften Theilungspunkt ebenfalls einen Bogen und so weiter, bis zwölf solcher Bogen beschrieben sind. Dann setzt man den unverrückten Zirkel in die Zahl 20 und macht einen Bogen, der den ersten in Nr. 11 durchschneidet, dann von der Zahl 21 einen dergleichen und so weiter, bis alle 12 Bogen in gleicher Entfernung von der geraden Linie durchschnitten sind. Ist die Zeichnung richtig, so muß die Länge eines solchen Doppelbogens, von einem Durchschnittpunkte bis zum andern, mit der Länge von 6 Theilen der geraden Linie des Netzes gleich seyn, weil diese die Hälfte eines größten Kreises der werdenden Kugel geben. Ist die Zeichnung des Netzes fertig, so werden die Kreisbogen von der geraden Linie an, bis zu den Durchschnittpunkten, mit einem scharfen, an der Spitze etwas zurück gebogenen Messer oder Schnitzer auf einem glatten ebenen Schneidebrette von Lindens oder Birnbaumholz recht vertikal ausgeschnitten, damit die Kanten gleich werden, weshalb die Schneide des Messers weder einwärts noch auswärts, sondern immer ganz gerade aus geführt werden muß. Die Reinheit des Schnitts hängt übrigens größten Theils vom Winkel ab, welchen die Klinge des Messers beim Schneiden mit der Fläche der Pappe macht; denn hält man das Messer zu steil, so wird der Schnitt gewöhnlich unrein. Die Zeichnung des Netzes für eine Kugelgestalt ist an sich leicht, das Aus-



auf die hölzerne Form mit kleinen Zwecken an mehreren Punkten so aufgenagelt, daß die beiden Spizen in die beiden Pole genau zusammen treffen; an diesen wird der zweite Kugelschnitt, dessen Rand oder Kante man mit gutem, nicht zu dünnem Leime bestrichen hat, genau angestoßen und ebenfalls mit kleinen Nägeln angeheftet; an diesen reihet sich der dritte Kugelschnitt u. s. w., bis alle Kugelschnitte mit ihren mit Leim bestrichenen Rändern an einander gelegt und angeheftet worden sind, wodurch denn, nach der Form der Kugel, ein geschlossenes Ganzes entsteht, dessen Fugen zu größerer Festigkeit noch ausgekittet werden. Will der letzte Kugelschnitt nicht gehörig schließen, weil er zu lang oder zu kurz, zu schmal oder zu breit u. s. f. ist, so kann leicht nach der Figur ein anderer geschnitten und eingesetzt werden. Ist dieser erste Überzug von Pappe dann ganz trocken, und sind alle Nägel heraus gezogen; so wird nach dem Umfange der Kugel ein zweites Netz auf Pappe gezeichnet, ausgeschnitten und eben so aufgeleimt, nur ist dann nicht bloß der Seitenrand, sondern auch die eine Fläche, welche auf die Kugel zu liegen kommt, mit Leim zu bestreichen und so aufzulegen, daß jeder obere Kugelschnitt die Fuge des untern zur Hälfte überdeckt. Je nachdem der Überzug von Pappe dick werden soll, ist dieß mehr oder weniger oft zu wiederholen, wobei man nicht unterlassen darf, das Aufgetragene trocken werden zu lassen, ehe man die Arbeit fortsetzt, dann erst die Kinde auf der hohen Kante, welche den Äquator macht, mit einem scharfen Messer von einander zu schneiden, und die hölzerne Form heraus zu nehmen. Die beiden Halbkugeln werden innerhalb mit Papier oder Leinwand ausgefüllt, mit einer passenden armigen Walze und zwei Stiften versehen, gut zusammen gefügt, verklebt, außerhalb mit Papier überzogen, auf der Drehbank vollkommen abgerundet und polirt, bevor die Himmelkarte glatt und eben ausgezogen werden kann, sofern man der Kugel nicht einen weißen Kreidegrund geben und darauf aus freier Hand die Sternbilder, Sterne und was sonst noch erforderlich ist, abbilden will.

schneiden und die Zusammensetzung desselben aber schwierig, weil alle Spizen, welche durch die zusammen laufenden Kreisbogen auf beiden Seiten der geraden, den Äquator vorstellenden Linie, gebildet worden sind, sich in die beiden Pole scharf und genau vereinigen müssen, es aber mißlich bleibt, den Schnitt ganz gerade zu führen und diese Spizen gegen die Pole hin gehörig und so gut mit einander zu verbinden, daß der Schluß eine vollkommen runde Kugel darstellt. Überdies dürfen die Kreisbogen, wo sie den Äquator schneiden, nur in einem Punkte mit einander zusammen hängen, wenn das Netz richtig gezeichnet und ausgeschnitten seyn soll, mithin ist kaum zu verhüten, daß das Netz, wo es so locker zusammen hängt, bei der geringsten Gewalt in diesem schwachen Punkte von einander reißt. Bei einiger Größe der Kugel sind auch gewöhnliche Papierbogen oder Pappen zu einem solchen Netze nicht groß genug; denn eine Kugel von nur 7 Zoll im Durchmesser hat schon einen Umfang von wenigstens 22 Zoll und erfordert zur Aufzeichnung des Netzes eine fast drei Mal größere Länge. Es kann daher eine nur mäßig große Kugel von Pappe auf keine andere Art gebildet werden, als daß die Kugelschnitte, welche man durch die Zeichnung des Netzes erhält, auf der hölzernen, mit Seife bestrichenen Form einzeln zusammen gefügt und mit einander zu einem Ganzen fest verbunden werden.

Mit Übergabung anderer Verfertigungsarten massiver und hohler Kugeln bleibt nur noch zu erörtern übrig, wie die Himmelkarte, welche aus Segmenten oder Kugelschnitten besteht, aufzuziehen ist. Es ist dabei vor Allem auf einen recht guten, völlig knollenfreien Kleister von der besten holländischen Weizenstärke, dem man etwas fein gestoßenen Alaun beigemischt hat, von der rechten Konsistenz, oder auch guten Leim von gleichen Eigenschaften zu sehen. Sind die Segmente gefüttert, oder ist das Papier stark und steif, so kann man Kleister nehmen; ist aber das Papier dünn, und soll es sich weniger ausdehnen, auch geschwinder anziehen und trocknen, so ist Leim besser<sup>7)</sup>. Mit dem einen oder dem andern Bindemittel werden nun die Segmente oder Kugelschnitte, die man verkehrt auf reine Pappe oder ein erwärmtes Bret legt, weder zu fett noch zu mager, und recht gleichförmig mittels eines guten und weichen, am Spizende etwas rund zugeschnittenen Pinsels, der keine Haare oder Borsten fahren läßt, bestrichen, wobei man Verrückung des Gegenstandes sorgfältig vermeiden muß, weil sonst das Untertheil schmutzig wird, daher man denselben mit zwei ausgespreizten Fingern der linken Hand gut fest zu halten hat. Bei dem Bestreichen muß der Leim gehörig warm und flüssig seyn, und der Arbeitende sowohl im Anstreichen, als auch im Auslegen und Anreiben rasch zu Werke gehen<sup>8)</sup>. Um das mit Leim oder Kleister gehörig bestrichene Segment aufzuziehen, hebt man es mit einem biegsamen, an der Spitze abgerundeten Messer vom Kleisterbret in die Höhe, faßt es behutsam an der einen Spitze an, legt es so auf die Kugel, daß beide Spizen genau in den Punkt der Pole zusammen treffen, und drückt es mit einem reinen, weichen, trockenen Tuche gut an. Erst wenn der Kugelschnitt etwas angezogen hat, nimmt man das glatte Falzbein oder einen gefaßten Agatstein und reibt ihn auch damit überall an. Bei diesem Anreiben muß man aber niemals vergessen, ein reines Blatt Papier aufzulegen, theils um bei Anwendung des Kleisters, welcher das Papier sehr durchnäßt, das Durchreiben zu verhüten, theils um das aufgeklebte Papier nicht zu beschmutzen und theils um Streifen zu vermeiden, welche außerdem bei einem mit Farben bedruckten Papiere leicht da entstehen, wo man das Falzbein etwas scharf anwendet. Ist der erste Kugelschnitt aufgeleimt und gut angerieben, so wird mit dem zweiten und allen folgenden eben so verfahren, wobei nächstbemerkt genau darauf zu sehen ist, daß die Linien, Kreise und Sternbilder genau an einander passen, welches leicht durch das mehrere oder wenigere Ausdehnen des mit Leim oder Kleister angefeuch-

7) Vieles Papier, das mit Farben bedruckt ist, verträgt auch keinen Kleister, und jedes verliert damit mehr oder weniger von seinem Glanze, deshalb verdient der Leim bei dem Aufziehen der Kugeln theils in der Regel den Vorzug. 8) Viele Erleichterung bei dieser Art Arbeit verschafft ein Zimmer, welches einen gewissen Grad von Wärme hat und nicht so kalt ist, daß der Leim bald gerinnt, bevor man mit dem Anreiben fertig ist, denn sonst verliert er seine Bindkraft; auch muß derselbe nicht über Kohlen, sondern in einem Wasserbade in seiner rechten Wärme erhalten werden.



teten Papiers zu bewerkstelligen ist. Überhaupt ist es gut, die Kugel vor dem Aufziehen in so viele Theile genau einzutheilen, als man Segmente der Karte zur vollständigen Bekleidung nöthig hat, wodurch der große Vortheil entsteht, daß kein Kugelschnitt mehr als sich gebietet, ausgedehnt wird. Ist die Kugel mit den Kartentheilen überzogen, welche ein genau passendes und geschlossenes Ganzes darstellen müssen, als wäre Alles, wie aus einem einzigen Stücke gegossen: so erfolgt die Lackirung.

Viele Künstler haben sich durch die Verfertigung großer und künstlicher Globen verdient gemacht; für den Handel liefern Nürnberg, nächstdem auch Augsburg, Wien, Berlin und andere Orte, Himmelkugeln in bedeutender Menge, welche sich durch Genauigkeit, Vollständigkeit und Schönheit des Sticks vortheilhaft auszeichnen. Insonderheit zu erwähnen sind die von Bode besorgten Globen, welche seit 1792 zu Nürnberg (in der Schneider- und Weigelschen Buch- und Kunsthandlung) erscheinen; ferner die der dortigen geschickten Künstler Bauer und Wehringer, des Kunstinstituts von J. G. Franz jun. Man macht in dieser gewerbsfleißigen Stadt sowohl kleine Globen von 1 bis 2 Zoll Dicke, als auch größere bis zu 1½ Fuß und drüber im Durchschnitt, welche 1 bis 60 und mehr Gulden das Stück kosten. In Wien verfertigt vorzüglich die Taspetenfabrik von Spöhrlein und Rahn gute und brauchbare Himmelkugeln von 1 Fuß Durchmesser zu mäßigen Preisen, und in Frankfurt a. M. hat J. B. Albert folgende Preisbestimmungen: Erd- und Himmelkugeln, 1 Schuh im Durchmesser groß, in allen Stücken sehr fleißig und schön gearbeitet und das Gestelle von geschliffenem Mahagoniholze, das Par zu 110 fl., mit geringerem Gestelle 100 fl., mit geringerem Gestelle und die messingene Arbeit nicht so fein geschliffen zu 66 fl.; Erd- und Himmelkugeln von 9 Zoll Durchmesser von D. F. Sotzmann in Berlin, mit neuen geographischen und astronomischen Entdeckungen, Kompaß, Höhenquadrant, Meridian, Stundenring u. s., vortrefflich von Messing gearbeitet, das Par mit allem Zubehör, 45 fl.; Erd- und Himmelkugeln von 12 Zoll Durchmesser nebst Höhenquadranten, Kompaß und Beschreibung zum Unterrichte, 48 fl.; verschiedene kleinere Erd- und Himmelkugeln, das Par von 5 fl. 30 kr. bis zu 25 Gulden. (Fr. Thon.)

Himmelsgürtel, s. Zone.

Himmelshäuser, s. Nativitätstellen.

Himmelsheer, s. den Art. Heer (2te Sect. IV, 380.)

HIMMELSHERZ, heißt bei den Sternkundigen der Grad der Ekliptik, welcher zu einer gegebenen Zeit im Meridian steht. (R.)

Himmelshöhe, 1) s. Himmel. 2) s. Breite.

HIMMELSKARTEN oder STERNKARTEN, sind die Abbildungen der gegenseitigen Lage der Fixsterne in einer Ebene, und verhalten sich zum Himmelsglobus eben so, wie die Landkarten zum Erdglobus. Sie werden meistens theils so gezeichnet, daß sie die hohle Seite

der Himmelkugel vorstellen; will man daher die darauf verzeichneten Sternbilder, mit denen am Himmel rücksichtlich ihrer gegenseitigen Lage in Übereinstimmung bringen, so muß man diese Himmelkarten sich über den Kopf gehalten denken, und sie kugelförmig krümmen, so daß die bezeichnete Seite des Papiers die Höhlung bildet. So wie man Abbildungen der Erdoberfläche hat, welche die halbe Erdkugel vorstellen, und andere, die sich bloß auf einzelne Theile dieser Oberfläche beziehen, so gibt es auch Himmelkarten, welche theils die ganze sichtbare Himmelszone, theils nur einzelne Sternbilder derselben darstellen. Für die Karten, welche den ganzen sichtbaren Theil des Himmels auf einer Ebene darstellen sollen, wählt man die Projection gewöhnlich so, daß der Nordpol in die Mitte der Karte fällt, und dehnt dieselbe über den Aequator hinaus noch so weit aus, daß alle Sternbilder, welche in unsern Gegenden über den Horizont sich erheben, auf der Karte verzeichnet werden können. Unter den ältern Sternkarten sind zu bemerken, der Atlas von Bayer, Hamsted, Doppelmayr; ersterer führte die Bezeichnung der einzelnen Sterne in jedem Sternbild durch griechische Buchstaben ein, welche Methode auch seitdem von allen Astronomen beibehalten worden ist. Jetzt gebrauchen die Astronomen meistens theils Harding's Sternkarten; jedoch wird von den berühmtesten Sternkundigen jetzt eine noch vollständigere Darstellung des Himmels bearbeitet.

(Dr. Eduard Schmidt.)

HIMMELSKEGEL oder STERNKEGEL. Dieses Hilfsmittel die Sterne kennen zu lernen, besteht in zwei ziemlich stumpfen hohlen Kegeln, auf deren innerer Fläche die Gestirne abgebildet werden, so daß ein jeder einzelne Kegel die Himmelkugel vom Pol bis zum Aequator darstellt. Sie enthalten eben so wie die Himmelkugeln nur die vorzüglichsten Sterne, da ihre Ausdehnung nicht erlaubt, die kleinern Sterne mit aufzuzeichnen, und sind daher für den Astronomen, welcher die Bestimmung der Lage von so viel Sternen als möglich haben muß, und der sich daher bloß der Specialkarten zu bedienen genöthigt wird, von geringem Gebrauch. Auch selbst, um die Sterne erst kennen zu lernen, ist der Globus bei Weitem vorzuziehen, da auf diesem die Verzeichnung der Kreise, welche zur nähern Bestimmung der Lage der Sterne dienen, so wie auch die tägliche Bewegung des Himmels am natürlichsten nachgewiesen werden kann. (D. Eduard Schmidt.)

Himmelskerze, die gemeine Königskerze, s. Verbascum Thapsus.

Himmelskönigin, s. Maria,

Himmelskorn, s. Himmelsgerste u. Hordeum.

Himmelskörper, s. Weltkörper.

HIMMELSKREISE. Zur nähern Bestimmung der Lage der Gestirne an der scheinbaren Himmelkugel, in deren Mittelpunkt die Erde angenommen wird, ist es nöthig, durch diesen Mittelpunkt, welchen der Beobachter einnimmt, Ebenen zu legen, die bekanntlich die Himmelkugel in größten Kreisen schneiden müssen. Hierher gehören der Horizont, der Aequator, der Meridian, die



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



im Stande ist, angefüllt seyn. Die Anhänger der Meinung, daß der Raum völlig leer sei, bringen zur Bestätigung dieser Annahme den Umstand vor, daß alle Beobachtungen über den Stand der Planeten ihren Ort so angeben, wie ihn der Calcul, bei welchem kein widerstehendes Mittel als Element der Rechnung aufgenommen ist, zeigt. Allein hiergegen könnte man sehr füglich einwenden, daß die Reihe von Beobachtungen, denen in der Rücksicht auf ihre Genauigkeit ein besonderes Vertrauen geschenkt werden darf, noch keinen so großen Zeitraum umfassen, daß die geringe Veränderung der Bewegung, die durch den Widerstand einer im Raume verbreiteten Materie hervorgebracht werden könnte, unsern Sinnen merklich geworden wäre, ohne daß man jedoch die Möglichkeit läugnen könne, im Laufe der Zeiten werde sich die Wirkung dieser widerstehenden Kraft endlich noch bis zur Bemerkbarwerdung anhäufen. Außerdem scheinen neuere Beobachtungen wirklich ein widerstehendes Mittel im Raume nachzuweisen, indem z. B. bei dem Enke'schen Kometen sich Veränderungen in der Bahn gezeigt haben, die auf keine Art durch die gewöhnlichen störenden Kräfte, die aus den Anziehungen der Planeten entstehen, genügend erklärt werden konnten, sondern auf ein widerstehendes Mittel, in welchem der Komet sich bewegt, hin deuten. Die Wirkung des Widerstandes muß sich übrigens bei der Bewegung eines Kometen viel schneller und stärker zeigen, als bei der eines Planeten, weil der erstere Himmelskörper bei einer bedeutenden Ausdehnung viel weniger Masse besitzt als letzterer, indem man bis jetzt noch bei keinem Kometen eine merkliche Masse hat nachweisen können. Da der Enke'sche Komet bei seiner kurzen Umlaufzeit sehr oft wiederkehrt, so werden künftige Beobachtungen uns in den Stand setzen, genauer über das Daseyn eines widerstehenden Mittels urtheilen zu können.

Versteht man unter dem Himmelsraum nicht den absoluten Raum, sondern bloß denjenigen, dessen Dimensionen sich zwischen den Gestirnen befinden, so drängt sich die Frage auf, ob dieser Himmelsraum unendlich sei oder nicht. Schon Lambert und Kant haben sich für die Unendlichkeit der sichtbaren Welt erklärt, allein ohne daß sie durch wirkliche Beobachtungen ihre Meinung unterstützen konnten. Erst Herschel konnte es wagen, durch Hilfe seiner ausgezeichneten optischen Instrumente die Ausdehnung des Himmelsraumes näher zu untersuchen, und aus der Erfahrung entnommene Gesetze über die Vertheilung der Gestirne in demselben aufzustellen; und obgleich wohl unser Auge, selbst wenn es am besten bewaffnet ist, verhältnißmäßig nur auf geringe Tiefen in den Raum einzubringen im Stande ist, so darf man dennoch diesen Beobachtungen zu Folge mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Raum nach allen Seiten zu ins Unendliche hin mit Weltkörpern angefüllt seyn muß, da lichtstärkere Fernrohre an Stellen neue Gegenstände zeigten, von denen durch schwächere Instrumente keine Spur zu bemerken war. So glaubte man in ältern Zeiten, daß an denjenigen Stellen des Himmels, wo die Milchstraße sich

in ihrem schwachen Schimmer zeigt, die Sterne in unendlichen Reihen hinter einander lägen, weil man damals auch durch die besten Fernrohre zwischen den Sternen einen schwachen Schimmer sah, bis es endlich Herschel gelang, vermittels seiner großen Teleskope auch diese schwachen Schimmer in Sterne aufzulösen, und auf diese Weise den Himmelsraum jenseits der Milchstraße zu erreichen. (Dr. Eduard Schmidt.)

Himmelsrose, f. *Agrostemma coeli rosa*.

HIMMELSSCHLÜSSEL, FRÜHLINGSSCHLÜSSELBLUME, BATHENGEN u. s. f. (*Primula veris officinalis*), eine bekannte Pflanze aus der 5ten Klasse, welche bei uns häufig auf Wiesen, in Gebüsch und Hecken wild wächst, aber auch in Gärten mit vieler Liebhaberei gezogen, und wegen ihrer vielen Blumen und dauerhaften Natur geschätzt wird. — Die schwefelgelben, wohlriechenden, einen schleimig-süßlichen Geschmack besitzenden Blumenkronen (*Flores paralyseos seu primulas veris*), geben im frischen Zustande einen angenehmen, gelinde schweißtreibenden Thee, verlieren aber unter dem Trocknen fast allen Geruch und Geschmack. Als ein Mittel wider Krämpfe und Lähmungen, wofür sie sonst gehalten wurden, sind sie gewiß sehr unwirksam. Das Kraut (*Herba paralyseos*), und die zusammenziehende, etwas anisartig riechende Wurzel (*Rad. paralyseos*) waren ehemals auch officinell. — Man darf diese Pflanze nicht mit einer andern ihr sehr ähnlichen, der *Primula veris elatior*, verwechseln, die man sonst für eine Varietät von jener betrachtete, jetzt aber für eine eigene Gattung hält, da sie sich durch größere Blätter, einen höhern Blumenschaf und geruchlose Blumen hinlänglich unterscheidet. (Fr. Thon.)

Himmelschwertel, Schwertlilie, f. *Iris germanica*.

HIMMELSSEXTANT, ist ein neueres, von Hevel an dem Himmel eingeführtes Sternbild, welches nur kleine Sterne an der Zahl 54 enthält. Es befindet sich unter dem Vordertheil des Löwen über der Wasserschlange. (Dr. Eduard Schmidt.)

Himmelsphäre, f. Himmelskugel u. Himmelsglobus.

Himmelspur, f. Himmelspur.

HIMMELSTADT, vormals ein Kloster, jetzt eine Domäne des Landsberger Kreises im königl. preuß. Reg. Bez. Frankfurt der Provinz Brandenburg. (R.)

Himmelsstängel, f. Herbstenzian u. *Gentiana*.

HIMMELSTEINE (*Palacont.*), eine ältere Benennung solcher Steine, worauf man Himmelskörpern ähnliche Zeichnungen fand, wie von Sonne, Mond, Sternen, Wolken u. dgl. (H. G. Bronn.)

Himmelsstrich, f. Klima u. Zone.

HIMMELSTÜRME. Als solche werden bei den Alten die Giganten bezeichnet. S. die Artikel Gigant und Riese. (St.)

Himmelstadt, f. Himmelsstadt.

HIMMELSTHAU, HIMMELTHAU, MANNASCHWINGEL, ESSBARER SCHWINGEL, SCHWADENGRAS, eine grasartige, 3, 4 bis 6 Fuß hohe,



mehrbährige Pflanze der 3ten Linne'schen Klasse, welche im nördlichen Europa auf niedrigen sehr feuchten Wiesen, in tiefen Sümpfen, an den Rändern der Seen und Moräste, in nassen Gräben u. s. f. wild wächst, aber auch häufig in Polen, in der Mark Brandenburg, bei Grätz in Steiermark u. s. f. mit Vortheil angebaut wird. (Über das Botan. s. Festuca fluitans). In den langen, ästigen, aufrecht stehenden, ährenförmigen Rispen befinden sich längliche, etwas zusammen gedrückte, auf der einen Seite erhobene, auf der andern in der Mitte etwas ausgekehlte, glatte Samenkörner, welche von einer dünnen, braunen, sich leicht ablösenden Schale umschlossen sind, und unter derselben eine weißgelbe mehligte Masse enthalten, welche einen süßlichen angenehmen Geschmack besitzt. An vielen Orten, namentlich in Pommern, Preußen, Polen, Schweden und Dänemark, in der Provinz Brandenburg, in Schlesien u. a. Gegenden, sammeln die Landleute den Samen von Johannis bis in den Herbst auf eine sehr beschwerliche Weise mit Haarsieben, über welche sie die Halme biegen und abklopfen. Da aber der Same in den Ähren nicht auf einmal reif wird, und nach seiner völligen Reife bei der geringsten Erschütterung sogleich ausfällt; so benützt man zur Einsammlung desselben am besten den frühen Morgen, ehe noch die Sonne den Thau abgetrocknet hat, weil zu dieser Zeit die Körner fester sitzen; dieß Einsammeln der Frucht im Thau hat den Namen: Himmelsbau, der in mehrern Gegenden gewöhnlich ist, veranlaßt. Nach dem Einsammeln wird der Same zuerst auf einem Tuche ausgebreitet und an der Sonne getrocknet; dann schüttet man ihn, mit etwas angefeuchtetem Stroh oder Schilf vermischt in einen hölzernen Trog und stampft ihn mit einer hölzernen Keule, bis die Schalen abgegangen sind, worauf das Ganze geworfen oder gesiebt wird. Ein auf diese Art enthülseter und gereinigter Same liefert die bekannte Schwaden oder Mannagrütze, auch polnische Manna (Grana Mannae), welche ein eben so angenehmes, als gesundes und nahrhaftes Nahrungsmittel gibt, selbst zur Erholung für Wiedergenesende angewendet werden kann, doch mehr zu Suppen und breiartigen Speisen, als zu Backwerk dient, weil sie nicht gut gährt. Wegen dieser vorzüglichen Brauchbarkeit ist die Manna oder Schwadengrütze, die man auch zuweilen Himmelsbrot nennt, ein gangbarer Handelsartikel, welcher aus Polen, Lithauen, Preußen, Schlesien u. s. f. über Frankfurt a. d. Oder in Säden stark versandt und zum Hausgebrauche in aufgehängten leinenen Beuteln verwahrt wird. Rob dient der Same zum Futter für Anten, Gänse u. a. Wasservögel; auch lieben ihn die Fische, besonders die Forellen, und die Halme mit ihren Blättern können als ein gutes Futterkraut für Pferde und Rindvieh benützt werden. (Fr. Thon.)

HIMMELSTHÜR, katholisches Pfarrdorf im Amte Stenerwald, ½ Stunde NB. von Hildesheim, in einer fruchtbaren Gegend am Fuße des Krela, woselbst Hildesheimer Bürger viele Landstücke haben, 54 Häuser und 447. Einw. Dieser alte Ort wird in der Provinzial-

geschichte oft erwähnt. Bischof Bernward schenkte dieß sein Familiengut, Himbisburi, dem Stifte; 1022 erscheint dasselbe als Eigenthum des Klosters Michaelis; nachher war hier ein Landhaus des Bischofs Jodocus Edmund. Der jetzige Name ist bloß durch Späbenamklang ohne Gleichheit der Bedeutung aus dem alten Namen hervor gegangen. (Sonne.)

Himmelsstrich, s. Klima u. Zone.

HIMMELSVEREHRER, coelicolae, werden in einem Gesetze des Kaisers Honorius im J. 408 als eine religiöse Partei erwähnt, welche gleich den Donatisten und andern Ketzern ihre gottesdienstlichen Versammlungshäuser verlieren sollte<sup>1)</sup>. Ihr Glaube wird in jenem Gesetze nicht näher bestimmt, sondern nur als Neuerung bezeichnet; sie erhielten daher den Befehl, binnen Jahresfrist den wahren christlichen Glauben anzunehmen und werden für den Fall des Ungehorsams mit den Strafen der Ketzerei bedroht. Es wurde ihnen hauptsächlich zur Last gelegt, daß sie einige Christen zum Judenthum verleitet hätten. Nach Augustinus<sup>2)</sup> traf man die Anhänger dieser Partei, welche auch eine eigene Taufe hatte, vorzüglich in Afrika. Gothofredus<sup>3)</sup> unterswarf diesen sonst nicht weiter angeführten religiösen Verein einer scharfsinnigen Untersuchung; Johann Andreas Schmidt<sup>4)</sup> zeigte wenigstens, was man sich nicht darunter denken müsse<sup>5)</sup>. Da von den Himmelsanbetern Christen zum Judaismus vermocht wurden, so waren jene gewiß selber Juden, hatten aber vielleicht manches Christliche recipirt, so daß sie als Mischlinge gewissermaßen zwischen dem Christenthume und Judenthume zu stehen schienen; Himmelsdienst wird ihnen gewiß mit Unrecht zugeschrieben, denn sie mochten nur, wie die Juden überhaupt, den Gebrauch des Namens Gottes vermeiden und dafür *Deo* Himmel anwenden<sup>6)</sup>, wie ja auch bei uns nicht selten geschieht. Bei der Unzulänglichkeit der Nachrichten ist es sehr natürlich, daß sich sehr verschiedene Ansichten über diese Partei bildeten. Einige hielten sie für abtrünnige Christen, welche sich wieder zum Judenthum gewandt hätten, Andre für eine Abtheilung der Essener, noch Andre für solche Juden, welche sich auf Astrologie legten oder sich der Kabbala beflissen. (A. G. Hoffmann.)

1) Cod. Theodos. L. XVI. tit. 5. de Haeret. L. 43. Omnia, quae in Donatistas -- decreta sunt -- in executionem plenissimam -- deducti, ita ut aedificia quoque vel horum, vel Coelicolarum etiam (quae nescio cujus dogmata novi conventus habent) ecclesiis vindicentur. Vgl. tit. 8. l. 19. de Jud. Coelic. et Samaritanis: Coelicolarum nomen inauditum quodammodo novum crimen superstitionis vindicavit. Hi nisi infra anni terminos ad Deum cultum venerationemque christianam conversi fuerint, his legibus, quibus praecipimus haereticos adstringi, et quoque noverint attinendos. -- Cod. Justin. l. 12. tit. eod. 2) Epist. 44. (al. 163.) in Opp. Tom. II. p. 80. ed. Bened. Antwerp. 3) Commentar. ad l. 19. Cod. Theod. de Judaicis Coel. et Samaritanis. 4) Historia coelicolarum. Helmst. 1704. 4. 5) Christian Wilhelm Franz Walch (Histor. Patriarch. Judaicor. p. 7 ff.) führt mehrere andere Schriftsteller an, welche den Gegenstand behandelt haben. 6) Schröckh's Christl. Archengech. 7c Bd. S. 416. 2te Aufg.



Himmelsvogel, s. *Paradisea apoda*.

Himmelswagen, s. Bär.

Himmelswohnungen, s. Himmel (Dogmat. und Religionsgesch.)

**HIMMELSZEICHEN**, 1) *Astronomie*. Ist der zwölfte Theil der Ekliptik, oder ein Bogen von 30 Grad dieses größten Kreises. Der Anfang der Theilung nach Himmelszeichen befindet sich immer im Durchschnittspunkte der Ekliptik mit dem Äquator, und zwar in demjenigen, bei welchem die Sonne über den Äquator steigend sich dem Nordpol nähert, d. h. im Frühlingsäquinoctialpunkt. Von hier aus zählt man immer östlich die 12 Himmelszeichen in der Ekliptik fort, deren Namen mit den 12 Sternbildern des Thierkreises in Übereinstimmung stehen; sie sind der Reihe nach folgende: Widder ( $\varLambda$ ), Stier ( $\varrho$ ), Zwillinge ( $\var�$ ), Krebs ( $\var�$ ), Löwe ( $\var�$ ), Jungfrau ( $\var�$ ), Waage ( $\var�$ ), Skorpion ( $\var�$ ), Schütze ( $\var�$ ), Steinbock ( $\var�$ ), Wassermann ( $\var�$ ), Fische ( $\var�$ ). Die 6 erstern dieser Zeichen heißen die nördlichen, die 6 letztern die südlichen, indem die erstern in dem Theil der Ekliptik sich befinden, der zwischen dem Äquator und dem Nordpol liegt, die letztern hingegen in demjenigen, der nach dem Südpol hin sich neigt. Man theilt sie auch der Bewegung der Sonne zu Folge in aufsteigende und niedersteigende, indem die Sonne in den ersten sich dem Nordpol nähert, in den letzten hingegen sich von demselben entfernt. Die aufsteigenden Zeichen sind: Steinbock, Wassermann, Fische, Widder, Stier, Zwillinge; die niedersteigenden: Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze. Durch den Eintritt der Sonne in den Anfangspunkt oder Nullpunkt des Widbers, des Krebses, der Waage und des Steinbocks, wird der Anfang der astronomischen Jahreszeiten bedingt. So gibt der Eintritt der Sonne in den Nullpunkt des Widbers (Frühlingsäquinoctialpunkt) den Anfang des Frühlings, in den Nullpunkt des Krebses (Sommerföstitialpunkt) den Anfang des Sommers, in den Nullpunkt der Waage (Herbstäquinoctialpunkt) den Anfang des Herbstes, in den Nullpunkt des Steinbocks (Winterföstitialpunkt) den Anfang des Winters. Um die Reihenfolge dieser Zeiten besser zu behalten, hat man die lateinischen Benennungen derselben in folgende Verse gebracht:

Sunt Arius, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo

Libraque, Scorpius, Arcitenens, Caper, Amphora, Pisces.

In frühern Zeiten bedienten sich die Astronomen bei der Angabe der Länge eines Himmelskörpers gemeinlich dieser Zeichen; war z. B. die Länge eines Sternes  $68^{\circ} 20'$  so schrieb man dieselbe so,  $\Pi 8^{\circ} 20'$ , oder auch  $2^{\circ} 8^{\circ} 20'$ ; jetzt pflegt man aber gewöhnlich bei Angaben von Längen die 360 Grad in der Ekliptik, eben so wie bei der geraden Aufsteigung die Bogen des Äquators vom Frühlingsäquinoctialpunkt an fort zu zählen. Eine jede Bewegung, welche von Westen nach Osten nach der angegebenen Ordnung der Zeichen vor sich geht, heißt eine rechtläufige oder directe; bewegt sich der Himmelskörper hingegen von Osten nach Westen gegen diese Ordnung fort, so heißt er rückläufig oder retrograd. Da der

Durchschnittspunkt des Äquators mit der Ekliptik selbst eine rückgängige Bewegung auf der Ekliptik besitzt, die ziemlich gleichförmig jedes Jahr  $50\frac{1}{2}$  beträgt, die so genannte Präcession, so folgt hieraus, daß die Himmelszeichen sich nach und nach immer mehr von den gleichnamigen Sternbildern des Thierkreises, mit denen sie zu Hipparch's Zeiten am nächsten zusammen fielen, entfernen müssen. (Dr. Eduard Schmidt.)

2) *Jagdsprache*. Das Himmelszeichen macht der Hirsch mit seinem Gehörne, wenn er zu Holze zieht. Er streicht dann mit demselben oben an die Äste junger Laubbölzer, so daß das Laub sich umkehrt, und umgewendet hängt, bricht auch wohl kleine Reiser mit dem Gehörn ab. (Benicken.)

Himmelsziege, Heerschnepe, s. *Scolopax galinago*.

Himmelthau, s. Himmelsthan.

**HIMMELWITZ**, polnisch *Jemiolnica* (sprich. *Jemielnica*), säkularisirtes Cisterzienserkloster und Dorf in der königl. preuß. Provinz Schlesien, dem Reg. Bez. Oppeln, und von der Kreisstadt Großstrehlitz  $1\frac{1}{2}$  Meile im D.; am Himmelwitzer Wasser. Im Dorfe sind 103 H., 1 herrschaftliches Schloß, 1 Vorwerk mit Schäferei, 656 Einw., fast sämmtlich katholisch, 1 kathol. Pfarrs. sonst Klosterkirche und 1 Begräbniskirche; 1 katholische Schule, 1 Brennerei, 5 Wassermühlen, 1 mit Bretschneide, 1 Ölmühle, 1 Lederwalke, 1 Kalkofen, 1 Ziegelei, 1 Theerofen, 1 königl. Unterförsterei der Inspection Rybnik, indem der 4000 Morgen große Himmelwitzer und Gonschiorowitzer Forst, bei der 1817 vom Fiscus vorgenommenen Dismembration und Veräußerung des Vorwerks, Statseigenthum geblieben ist. In ihm werden die so genannten Hamburger Balken geschlagen. — Das Cisterzienserkloster Himmelwitz wurde 1282 (Zimmermann schreibt 1280) durch Herzog Boleslaus zu Oppeln auf 20 Ordensbrüder gestiftet; von den Hussiten 1425 — 28 zerstört; durch Brand 1617, und durch die Schweden im 30jährigen Kriege hart verwüstet, 1783 abermals ein Raub der Flammen, und hierauf, besonders aber die Kirche erweitert aufgebaut (Es stand auf der Stelle des jetzigen Thurms eine ganz abgesonderte Kapelle. In ihr wurde ein Götzenbild des Tyrus aufbewahrt, was man beim Schlemmen des Leiches gefunden. Man vergleiche Dr. Büsching's Abhandlung hierüber); 1810 aber den 24. Nov. säkularisirt. Das eigentliche Kloster ist verfallen und wird abgetragen werden. Im Prälaturgebäude sind jetzt das königl. Domänen-Justizamt, und seit 1828 auch der Pfarrer. Das Kloster hat 40 Äbte gehabt. Bei der Stiftung schenkte ihm Herzog Boleslaus die Dörfer Himmelwitz, Kionslas, Kosniontau, Gostenia, Dttmuth, Kadlubiez bei Krappitz, Gogolin und Malne. Die ersten 5 gingen in den ersten 40 Jahren, man weiß nicht wie, verloren. Zum Ersatz schenkte 1325 sein Sohn Albert Herr zu Strehlitz, das Dorf Lasiska, später Dombrowka und Bierchlesie. Diese 3, von den Hussiten zerstört, wur-



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Altenhemmeroth, die anrainende Bauerngemeinde in Letztlich ein bedeutendes Beholzungs- und Weiderecht aus ihrem Walde, Heinrich, der Herr von Kerpen und Manderscheid, sammt seinen Genossen, Robin von Esch und Theoderich von Malberg, ein noch ungleich ausgedehnteres Weide- und Beholzungsrecht auf den Wald Hönnscheid, und Papst Eugen III. konnte, als er am 27. Mai 1152 das neue Kloster mit allen seinen Besitzungen in Schutz nahm, deren bereits eine gute Zahl aufführen. Ranulf starb im J. 1167, in dem nämlichen Jahre, in dem er von Adalbero's Nachfolger, von dem Erzbischofe Hilin für sein Kloster die dem Erzstifte von dem Grafen Albert von Mosberg anheim gefallenen Weinberge in Kaimt erhalten hatte. Ranulfs Nachfolger, Giselbert, vollendete des Vorfahrers Schöpfung, ließ am 1. Junius 1178 vom Erzbischof Arnold I., der zu dem Ende ein ganzes Jahr in Himmeroth zubrachte, die neu erbaute Kirche zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit und der jungfräulichen Mutter Gottes, und nach und nach auch ihre 27 Altäre einweihen, erhielt von dem nämlichen Erzbischofe, unter andern, durch Urkunde vom J. 1181, das Allodium Langscheid, früheres Besitztum der Herren von Isenburg, schickte eine Colonie unter dem seligen Hermann aus, die das neue Kloster Stromberg, später Heisterbach, bevölkerte, und starb in hohem Alter, um das J. 1189. Er war es, der, wie uns Casarius von Heisterbach berichtet, einen Bruder, der vor der ihm angefahrenen Stunde verschieden war, durch die Macht des Gehorsams in das Leben zurückrief, und sodann in Frieden entließ, auch einem Besucher, der seine Bewunderung äußerte, daß Männer, die in der Welt das äppigste Leben geführt hatten, wie Ulrich Flaß, Gerhard Waschart, und andere Ritter, jetzt, als Klosterbrüder in Himmeroth, ein so armseliges Leben führen, mit ungekochten Kräutern, mit Erbsen und Linsen sich begnügen könnten, die merkwürdige Antwort gab: „ich füge diesen groben Speisen stets drei Pfefferkörner bei, die sie dergestalt würzen, daß niemals das Geringsste in dem Teller übrig bleibt. Das erste Körnlein ist ein durch lange Matten gebrochener Schlaf, das zweite ermüdende Handarbeit, das dritte die Gewißheit, daß keine bessere Kost gereicht werde.“ Der vierte Abt, eben der fromme und hochbegabte Seher Hermann, der zuerst dem Kloster Stromberg vorgestanden, wurde von Erzbischof Johann I. von Trier nach Rom gesendet, um für ihn, aus des Papstes Clemens III. Händen, das Pallium zu empfangen (1190), und rief in dem Augenblicke der feierlichen Übergabe, gleichsam dem ihn umgebenden Kreise entrückt: „Gebenedeiet sei der Herr, heute ist die Handschrift unseres Fluches zerrissen worden!“ Als nun der Papst die Deutung dieser Worte von ihm begehrte, entgegnete er, die heil. Hildegard habe vorhergesagt, die Krone der Herrlichkeit von Trier würde 7 Jahre lang zu Boden liegen, und der heutige Tag erscheine ihm als der letzte dieser 7 unglücklichen Jahre, in denen Volmar und Rudolf, sich um die trier'sche Inful streitend, die trier'sche Kirche und Landschaft mehr denn einmal an den Rand des Verderbens geführt hätten. Hermann,

der nach der Wichtigkeit des ihm gewordenen Auftrags zu schließen, zu den besondern Freunden des neuen Erzbischofs gehörte, erhielt von ihm das römische Amphitheater zu Trier, den so genannten Kasteller (1211), von Kaiser Heinrich VI. im J. 1191 die Kirche zu Altrip, bei Speier, von Albero von Senheim, um 1204, ein Allodium, Haus und Weinberge zu Senheim, von den Samtherrn des Dorfes Metternich, bei Coblenz, von den Grafen Heinrich und Walram von Nassau, von Anselm von Nollberg und von dem Pfalzgrafen Rudolf von Lützingen, auch von der Dorfgemeinde zu Metternich, einen oben Distrikt Kore genannt (1206), der aber bald, unter den Händen der fleißigen Brüder von Himmeroth, sich in einen prachtvollen Hof verwandelte, ernährte, während einer grimmigen Hungersnoth viele tausend Menschen, und starb, voll der Verdienste, im J. 1223, nachdem er bereits 1215 die Regierung der Abtei niedergelegt, um für die neue Abtei Marienstatt, die zugleich mit seinen Schülern besetzt wurde, das, was Ranulfus für Himmeroth gewesen, zu werden. Dem zwölften Abte, Heinrich III. schenkte Graf Hermann von Birnenburg am 26. Nov. 1238 Güter in Ehr und Roos, und Erzbischof Theoderich von Trier am 30. Dec. 1239 ein von Bonifacius, einem trier'schen Bürger, erkauftes Allodium in Kesten. Heinrich's Nachfolger, der Abt Konrad, erkaufte im März 1245, um 314 Mark kölnischer Pfennige, von dem Grafen Simon von Sponheim die Güter, Häuser, Lehnten und Weinberge in Urzig und Rachtig, die früher des St. Georgenstiftes in Köln gewesen. Eine noch wichtigere Erwerbung machte der 15te Abt, Theoderich II., indem er der Abtei St. Trond sehr bedeutende Güter zu Briedel, Pommern u. s. w. im J. 1263 um 1150 Mark Sterlinge erkaufte, wogegen aber sein unmittelbarer Nachfolger, der Abt Paganus, mit Heinrich von Binstingen, dem trier'schen Erzbischofe, wegen der Privilegien des Klosters in sehr weit aussehende Streitigkeiten gerieth, in deren Laufe Himmeroth sogar von seinen Bewohnern verlassen werden mußte. Später wurde Paganus jedoch mit dem Erzbischofe ausgesöhnt, und Heinrich begab sich in einer Urkunde vom 18. Okt. 1274 aller an das Kloster gemachten Ansprüche. Der 40ste Abt, Wilhelm, aus Hillesheim, erhielt von Papst Leo X. am 27. Febr. 1519, für sich und seine Nachfolger, das Recht, sich der Inful, Sandalen und anderer bischöflichen Insignien zu bedienen, gerieth aber, sammt seinem Kloster, durch schlechte Haushaltung und des Erzbischofs Richard unablässige Forderungen, in solche Armuth, daß zuletzt gar der Messenwein in Wirklich geborgt werden mußte. Der 42ste Abt, Johann VIII. von Briedel, erw. den 27. Okt. 1558, gest. 1571, den 25. Julius, ein trefflicher Vorfahrer seines Klosters, ein ausgezeichneter Redner, betrieb nicht nur für seine Person die Wissenschaften mit Eifer und Glück, sondern war auch bedacht, sie Andern zugänglich zu machen: so zog er den nachmals so berühmten gewordenen trier'schen Weihbischof Peter Binsfeld aus dem Stalle, um ihn studiren zu lassen. Der letzte Abt, Hubert Anselm von Piboll, starb, 94 Jahre alt, den



3. Mai 1827. Außer diesen Äbten hatte Himmeroth auch manchen andern berühmten Mann aufzuweisen, wie Peter von Coblenz, der nach Liefland versendet wurde, um daselbst das Evangelium zu verkündigen, und der demnach mit Recht als einer der Apostel dieses fernen Landes betrachtet wird, wie den Bundertvater Jordan, den Bischof Salomon u. s. w. Am berühmtesten ist indessen David, von Geburt ein Florentiner, † den 11. Dec. 1179, geworden. Sein Andenken wird am 11. Dec. mit einer eigenen Collecta Secreta und Post-communio begangen, und Heefius hat seiner Lebensbeschreibung 11 Foliosseiten gewidmet, während er von Agritius in einem eigenen Gedichte besungen worden. Unter den Reliquien der Kirche befand sich ein kostbares, aus dem Orient herkommendes Kreuz, auch die Stola und der Manipulus des heil. Bernhard, unter den Grabmonumenten waren die der trier'schen Erzbischofe Johann I. und Boëmund, der Grafen von Sponheim und Manderscheid, auch des Dichters und Geschichtschreibers Matthias Agritius († am Frohnleichnamsabend 1613) zu bemerken. Töchter von Himmeroth waren die Abteien Heisterbach und Marienstatt, außer welchen auch die Frauenklöster St. Thomas bei Kyllburg, St. Helena auf der Löwenbrücke bei Trier, Nachern, Rosenthal, St. Katharina bei Linz, Niederwerth, Wallersheim, Allerheiligen zu Oberwesel, Ramedy (doch vorlängst eingegangen) dem hiesigen Prälaten, als ihrem geistlichen Vater, unterworfen waren. Ubrigens dürfen wir, da Himmeroth dem Cisterzienserorden angehörte, kaum erinnern, daß solches ein in allen Dingen wohlgeordnetes und zugleich sehr reiches Kloster gewesen: es galt unter allen, in dem Umfange des Erzstiftes Trier begüterten Klöstern für das reichste (d. h. in Ansehung der im Lande selbst gelegenen Güter, denn die Abtei St. Maximin, die auch in den benachbarten Provinzen große Besitzungen hatte, war überhaupt reicher) und gab bereits im J. 1600 ein jährliches Einkommen von 519 Malter Korn, 4½ Malter Gerste, 164 Malter Hafer, 25 Malter Weizen, 6 Malter Erbsen, 80 Malter Spelt, 78 Fuder Wein (im J. 1599 aber 174 Fuder) und 105 Gulden in Geld an; Alles nach einem 10jährigen Durchschnitt berechnet, wobei jedoch die von dem Kloster selbst bewirthschafteten Güter, und diese waren die wichtigsten, nur zur Hälfte in Anschlag gebracht. Unter den Besitzungen der Abtei verdienen die Propsteien Siebenborn, Pommern und Andernach, die Höfe Bailisch, bei Wittlich, wo sie ihren besten Weinwachs hatte, Harth, Wormersdorf und Klein-Altendorf, bei Bonn, besondere Erwähnung. Merkwürdig ist noch, daß in den dem Kloster anstoßenden Gebüschern beinahe niemals eine Nachtigall vorkam, und des anmuthigen Sängers Erscheinung daher immer als Bote eines nahen Unglücks, besonders eines Sterbefalles, weshalb auch der gesammte Convent sich sogleich zum Tode bereitete, angesehen wurde; wie man glaubte, sollte der heil. Bernhard, den eine Nachtigall hier eines Tages in seinen Betrachtungen gestört, zur Strafe das ganze Geschlecht ausgewiesen haben. Seit mehreren Jahren ist das Klo-

ster, gleichwie die moderne und schöne Kirche abgetragen, ein Nebengebäude wird als Pachthof benutzt \*).

(v. Sramberg.)

Himmeroth, s. Himmerod.

Himmerthal (St.), s. Immerthal (St.)

Himmerveldun, s. Hemmerfeld.

Himmlische Heerscharen, s. Heer (2te Sect. IV, 380.).

Himmlische Hierarchie, s. Dionysius Areopag. u. Hierarchie.

HIMMLISCHE PHILOSOPHIE, philosophia coelestis, ἡ ἀνω φιλοσοφία, θεία φιλοσοφία, hieß bei den Kirchenvätern und Scholastikern vorzugsweise die christliche Lehre oder christliche Wissenschaft im Gegensatz gegen die natürliche Philosophie, welche die irdische oder weltliche Philosophie, philosophia saecularis, phil. mundana, genannt wurde. Dieß hing mit der Ansicht der Kirchenväter und Scholastiker von dem Verhältniß der Philosophie zu dem Christenthum zusammen. Die Philosophie schlechtweg, worunter sie zunächst nur die heidnische verstehen konnten, weil in der christlichen Kirche noch keine selbstständige Philosophie war, dachten sich die Theologen der ersten christlichen Jahrhunderte immer in demselben Gegensatz gegen die christliche Lehre, wie Heidenthum und Christenthum. Daher, wie sie das Heidenthum bald als Erzeugniß der Welt, bald des Teufels vorstellten, das Christenthum als Werk Gottes, so leiteten sie auch die Philosophie bald von dem irdischen, weltlichen, natürlichen Denken und Forschen des Menschen, bald von dem Satan und dessen bösen Einwirkungen ab, im Gegensatz gegen den von Gott offenbarten christlichen Glauben. So herrschte unter den griechischen Vätern mehr die mildere Ansicht von dem Ursprung der heidnischen Philosophie aus der Welt, man gab hier sogar einen, nur dem Grad nach geringern Einfluß des göttlichen Geistes, des Logos, auf die heidnische Philosophie zu, oder man behauptete eine historische Abhängigkeit derselben von den Schriften des A. T., so wie z. B. Clemens von Alexandrien öfters von der „gestohlenen“ griechischen Philosophie spricht. Die lateinischen Kirchenväter dagegen, wie Tertullian, hegten mehr die strengere Ansicht von dem Ursprung der Philosophie aus der Hölle. Dieser heidnischen Philosophie entgegen verstand man noch in engerem Sinne unter christlicher Philosophie oder auch Philosophie schlechtbin, auch ohne das Beiwort „himmlisch“ oder ein ähnliches: den einfachen christlichen Glauben, als praktische Gemüthsbeschaffenheit, daher der Ausdruck: ὁ διὰ πίστεως φιλοσοφῶν eine gewöhnliche Benennung eines Christen war,

\*) Vgl. außer der äußerst seltenen Schrift von Heefius (s. Anmerk. 1.), Robertus Rootz (abbas in Himmeroth) series abbatum claustrii B. Mar. Virg. in Himmeroth, ac memorabilium sub ipsis gestororum. 1695. fol. ein Msskt., welches sich gegenwärtig in der trier'schen Stadtbibliothek befindet. Ein anderes Msskt., Monasterii Hemmerodensis antiquitatum monumenta, auct. Matth. Agritio, nach Hontheim's Ausdruck ein Opus insignis et amplum, scheint mit der Aufhebung des Klosters verloren gegangen zu seyn.



und Clemens von Alexandrien die *φιλοσοφία* immer dem jüdischen Gesetz sowohl, als der christlichen *γνώσις* entgegen setzt. Ferner verstand man darunter in noch engerer Bedeutung das strengere asketisch-christliche Leben, später ausdrücklich das Mönchsleben. So gebraucht Eusebius den Ausdruck *φιλόσοφος βίος καὶ ἀσκησις* für gleichbedeutend, und bei den Lateinern wurde öfter *philosophia*, *philosophari* u. a. geradezu für das Mönchsleben gebraucht. Es hatte daher sowohl eine theoretische, als eine praktische Bedeutung, es bedeutete sowohl die Lehre der Weisheit als das Leben nach der Weisheit, so wie auch schon bei den Griechen nicht allein Platons Lehre, sondern auch des Diogenes Lebensweise philosophisch genannt wurden. (Heinr. Schmid.)

Himmliche Propheten, s. Wiedertäufer.

**HIMMLISCHER SINN**, eine in der christlichen Moral gewöhnliche Bezeichnung derjenigen Gesinnung, nach welcher der Mensch in allen Verhältnissen und Anlässen des Lebens seiner höhern Bestimmung eingedenk zu bleiben und derselben gemäß zu handeln sich gewöhnt hat. Der Ausdruck ist aus einigen biblischen Stellen abgeleitet, welche wie Kol. 3, 1. 2. den Christen auffordern, das zu suchen, was droben (im Himmel) ist (*τὰ ἄνω*) oder wie Phil. 3, 20. das fromme, tugendhafte Leben einen Wandel im Himmel nennen im Gegensatz des irdischen Sinnes oder der Weltlichkeit. Jene Sinnesweise aber, welche überall und immer auf das künftige Leben, auf die einstige nähere Verbindung mit dem Urquell alles Guten, oder wie die Bibel sich gewöhnlich ausdrückt, auf den Himmel den Blick richtet, gibt unserm irdischen Daseyn erst seine wahre Weihe, den höchsten sittlichen und religiösen Charakter, und ertheilt auch den äußern Erscheinungen desselben eine gewisse Würde. Sie setzt natürlich eine feste und lebhafteste Überzeugung von unsrer Unsterblichkeit und dem innigen Zusammenhange des gegenwärtigen und künftigen Lebens voraus, so daß es nicht erst des Reflektirens bedarf, um sie hervor zu rufen; sie dringt sich vielmehr dem Geiste eben so unwillkürlich und unabweislich auf, als die sinnliche Erscheinung unserm äußern Sinne. Man würde aber die Anforderung des Christenthums ganz verkennen, wenn man sich unter dem himmlischen Sinne ein gänzlich zurückziehen von den irdischen Anlässen, eine Verachtung der Freuden dieses Lebens u. s. w. denken wollte, (Asketen und Mönche haben irriger Weise das wahre Christenthum in ein beschauliches Leben gesetzt); nur das Übermaß der Anhänglichkeit an das Irdische und Vergängliche wird getadelt, und wie Jeder sieht, mit vollem Rechte. Denn durch vorherrschende und unverhältnißmäßige Hinneigung zu dem Sichtbaren ermattet und erstirbt gar zu leicht das Streben nach dem Unsichtbaren und der Mensch versinkt in das Niedere und Gemeine; wer aber nur in Dingen des gewöhnlichen Lebens etwas Höheres dem Geringeren aufopfert, setzt sich gerechtem Tadel aus; um wie viel mehr da, wo der Tausch ungleich nachtheiliger und verderblicher ist. Wer sich also den himmlischen Sinn angeeignet hat, schädigt allerdings den Werth der Güter die-

ses Lebens, aber sie stehen ihm nicht so hoch, daß er darüber das für ihn Wichtigere hintansetzen und versäumen sollte, das Trachten nämlich nach dem, was allein bleibt und was an ihm einstens soll offenbar werden. Jede Handlung und jeden Genuß, der damit unvereinbar scheint, unterläßt er; was zu seiner Selbstveredlung dienen kann, gilt ihm mehr, als die vergänglichem Schätze dieser Erde, welche er nicht in ein anderes Leben mit hinüber zu nehmen vermag. Es erhellt demnach, von welcher Bedeutung eine solche Gesinnung für die Sittlichkeit des Christen sei; belebt und erhöht wird sie durch wiederholte Erinnerung an die von Gott uns verliehenen geistigen und sittlichen Anlagen, und die dadurch bedingte Bestimmung, so wie an die kurze und uns unbekanntere Dauer der Wallfahrt auf der Erde, durch den Gedanken an ein künftiges Leben und Beschäftigung des Geistes mit dem Höchsten im Gebet \*).

(A. G. Hoffmann.)

Himmliches Reich, s. China, Himmel (Dogm.) u. Reich Gottes, Wiedertäufer.

Himmliche Zeichen, s. Himmelszeichen.

Himpe, s. Himten.

**HIMPEL** (Abraham ter), Zeichner und Maler in Flandern, blühte im 17ten Jahrh. Sein Talent im Zeichnen wurde vorzüglich zu Delft benutzt, wo seine Arbeiten zu Fliesen von weißer und blauer Farbe angewendet wurden, auch besitzen seine Zeichnungen gegenwärtig noch solchen Werth, daß sie einzeln mit 20 und 30 Gulden bezahlt werden. Hellmanns hat nach ihm sechs Blätter gestochen, und mit 1684 datirt, welche die Reitkunst und verschiedene Stellungen von Pferden zum Gegenstande haben †).

(A. Weise.)

Himpelbeeren, s. Himbeeren u. *Rubus idaeus*.

Himpham, Himphamp, s. im Art. Buchdruckerkunst. (2te Sect. XIV, 222.)

Himpte, Himpten, s. Himten.

Himss, s. Hemss.

**HINTEN**, der, (Landwirthschaft) ein Gemäß für trockne Dinge im Niedersächsischen; im Braunschweigischen machen 40 Himten einen Wispel (s. den Art. Wispel) im Hanoverschen 48 Himten, in Hamburg und Lübeck 40; in Hessen machen 4 Himten ein Viertel (s. d. Art. Viertel).

(Friedr. Heusinger.)

**HIMUETACA**, ein indianischer Stamm Amerika's, der am obern Marañon und in der Provinz Mainos hauset. (R.)

**HIN** (הין), ein Maß der Hebräer für flüssige Dinge, beträgt den 6ten Theil des Bath, also 12 Log und ist nach Josephus Angabe \*) gleich 2 attischen *Νόες* d. i. 12 Sextarien (4 Mos. 15, 4 ff. 28; 6. 7. 14. Ezech. 4, 11.)

(A. G. Hoffmann.)

Hinabscheren, bei den Webern, s. Scheren.

\*) Berol. vorzüglich Reinhard's Syst. der christl. Moral. 2r B. S. 236. (S. 481 ff. der 4ten Aufl.)

†) Fussli, T. 2. S. 548.

1) Antiquitt. Judd. III, 9. §. 4.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Hincmar, Hincmarus, s. Hinkmar.

HIND, (هند, Indien, bei den Persern z. B. Mirchond هندستان Hindostan) hat bei muslimischen Schriftstellern einen weit umfassendern Begriff, als bei uns, indem die Völkerschaften des ganzen südlichen Lichtlandes des bewohnten Viertels (الربع المسكون) ihrer nach 7 Klima's eingetheilten Welttafel im Allgemeinen ارض ب. i. Indier, heißen. Deshalb müssen sich selbst die Äthiopier gefallen lassen, zum Theil noch jetzt bei den Persern unter dem Namen schwarze Indier (سياه هندی) begrüßt zu werden. Daher kommt es auch, daß die Orientalen, wenn sie überhaupt eine weit entfernte Gegend erwähnen wollen, wie im Norden die Länder des Gog und Magog, so im Süden بلان الهند وبلان السند das Ländergebiet von Indien und Sindh nennen. Dort am entlegensten Ende dachte sich die Fabelwelt die berühmten Ameisen, die größer und gefährlicher als die Hunde wären. Man sagte sich allgemein, daß diese bei dem höchsten Stande der Sonne sich in ihre Löcher zurück zögen, und die Indier dann blysschnell aus Furcht vor dieser Brut mit Lastthieren den in jener Gegend befindlichen Goldsand herbei holten<sup>1)</sup>.

Doch führten die orientalischen Geographen allerdings auch die Bedeutung des Wortes Hind sehr bald auf einen bestimmtern Begriff zurück, und bezeichneten, obwohl unter abweichenden Gränzbestimmungen im Norden, durch dasselbe das alte Indien. Als unzertrennlich rechnete man die بلان السند (das Ländergebiet am Indus) dazu, obwohl beide Reiche dem Namen nach verschieden sind. Auch in ihrer Mythologie wird ihnen verwandter Ursprung beigelegt; denn von Hause aus sind nach ihnen beide Worte Eigennamen zweier Söhne Shams, Hind und Sind, deren Nachkommen sich in jenen Gegenden (bei den Franzosen les Indes Orientales) niedergelassen haben sollen. Andere dagegen, wie Bakui<sup>2)</sup>, setzen ihren Ursprung tiefer herab, und weisen beiden Brüdern in der Geschlechtstafel der Nachkommen Rahtans ihren Platz an. Unter Sind aber denken sie sich denjenigen Theil der Vorländer Indiens, welche vom Indus, den die Alten<sup>3)</sup> selbst Sind (sanscrit. Sindhu, b. i. Fluß) nannten, quer durchschnitten werden, b. i. heut' zu Tage das Gebiet der Seik's, so daß Sind und Hind im ersten, zweiten und dritten Klima zu liegen kommen. Kommt es auf die Bestimmung der Gränzen beider Länder an, so weicht Hadschi Chalsa<sup>4)</sup> in seiner Angabe von früheren Geographen<sup>5)</sup> Etwas ab. Indien, von ihm Indisches Klima (اقلیم هند)

genannt, läßt er durch den Fluß Hind im Westen, im Norden durch den Berg Taurus, im Osten durch den orientalischen Ocean, und im Süden endlich vom indischen Weltmeere begränzt seyn. Anders dagegen Ibn-el-Wardi<sup>6)</sup>. Überhaupt aber wird man durch die Angaben der Geographen und Geschichtschreiber auf eine doppelte Eintheilung des großen Ländergebiets hingewiesen, jedoch so, daß es nach Beiden in drei große Districte zerfällt. Für die erste Eintheilung dient der freilich in Osten und Westen in Ungnade gefallene Ibn-el-Wardi als Gewährsmann. Nach ihm umfaßt der nördliche Theil Sindhien und Multan; der mittlere oder das eigentliche Indien die Länderstrecke von der südwestlichen Landschaft Guzerate bis quer durch die Halbinsel über den Ganges hinaus, und endlich das mittägliche oder das Reich Komar (قمار), das man fälschlich vom Vorgebirge Comorin (arab. Comhorin

رأس کومہری) hat benannt wissen wollen. Bei Abulfeda<sup>7)</sup> dagegen liegt, abgesehen von den Vorländern Indiens, folgende Eintheilung zu Grunde: Das westliche Guzerate, Monibar (منیبار) im Osten und

Süden dieses Districts, und endlich der östliche Theil, genannt Mabar (مبار Durchfahrt). Hier nun hat man vorzüglich auf den Unterschied der beiden letzten Benennungen zu achten<sup>8)</sup>. Das, was wir Malabar, b. i. die Westküste der Halbinsel nennen, heißt bei den arabischen Geographen Monibar oder das Pfefferland (بلان الفلفل); Bakui setzt noch ähnlicher Melibar<sup>9)</sup>, da hingegen Mabar erst 4 Tagereisen östlich von Monibar beim Cap Comorin beginnt. Mabar (b. i. Durchfahrt zwischen diesem Vorgebirge und der Insel Ceylan) ist demnach die Coromandalküste von jener Meerenge an vielleicht bis zur Mündung des Ganges hinauf<sup>10)</sup>. Marco Polo nennt Mabar Großindien, im Gegensatz der Küste von Malabar (Kleinindien), und es befinden sich dort nach ihm 5 Königreiche. Ibn-el-Wardi setzt dagegen die Zahl derselben auf der ganzen Halbinsel auf ungefähr zwölf. Unter den Waren aber, welche man von dort in die Khalifenreiche und Sultanate einfuhrte, ertheilte man vorzüglich den Schwertern<sup>11)</sup> und Kleidern den höchsten Werth; außerdem kamen aber von dort Eisenbein, Räucherwerk, Gewürze, Edelsteine u. s. w. Auch die Apotheken bezogen von daher Dend<sup>12)</sup>, Cassius<sup>13)</sup> und Bananen<sup>14)</sup>.

1) Bakui in Notic. et Extr. Tom. II. p. 420. 2) Vergl. l. I. S. 413. — 3) Plin. VI, 20. — Peripl. mar. Erythr. p. 163. — 4) Dschihannama und nach ihm Hist. prior. reg. Persar. Viennae 1782. p. 160. — 5) Abulf. Dresdner MS. N. 379 und Ibn-el-Wardi Not. et Extr. Tom. II, 45 sq. und Edit. Hyland. p. 220 —

6) Siehe die beiden angezogenen Stellen. 7) X. a. D. — 8) Abd-allatif par Silv. de Sacy S. 111 flg. — 9) a. a. D. S. 418. — 10) Abd-allat. a. a. D. S. 112. — Ubrigens besieht das Dresdner MS. des Abulf. durchaus Monibar, nicht Vanibar zu schreiben. — 11) Nicht sowohl im Indischen Eisen, als in der Kunst der Anfertigung dieser Schwerter lag dieser Vorzug. Vergl. Ibn-el-Wardi ed. Hyl. p. 174. — 12) Abd-allat. S. 75 flg. — 13) Eben das. S. 99. — 14) Eben das. S. 26 —



Vor allen am mächtigsten war der Herrscher von Kannubsch (قنوج), dessen Reich nur nach einer Reise von drei Monaten in der Länge und zweien in der Breite (nach damaliger Reiseumier) durchschnitten werden konnte. Er war vorzüglich reich an Soldaten und Elephanten, und die Ausführung der mannichfachsten Waren brachte ihm ungemessene Summen<sup>15)</sup>. Doch läßt sich die Lage der Residenz, wie Abulfeda ausdrücklich bemerkt, nicht bestimmt angeben. — Das Reich Komar (قمار) mit der Hauptstadt gleiches Namens, im zweiten Klima gelegen, lieferte das theure komarische Holz (العون القماري), eine Art Aloe. Auch das Gebiet von Mandel (مندل) fuhr eine sehr kostbare Gattung desselben (kurzweg المندلي genannt) in die entferntesten Länder aus. Faissur (فانصور) dagegen war durch seinen Kampfer (الفنصوري), Kelba (كلبا), das auf einer schwer zugänglichen Anhöhe lag, durch die beste Gattung Schwerter berühmt. Kulem (كولم)<sup>16)</sup>, die entlegenste Stadt im Pfefferlande (في احر بلاد الفلفل) hatte ausgezeichnete Ärzte und vortreffliches Porzellan. — Sumenät (سومناط) am Meere gelegen und vom Sohne des Sebuktelin erbaut, war reizend durch seine reich geschmückten und prachtvollen Tempel, eben so Saimar (صيمور) am Sind; und später erhob sich die große Stadt Manssura (منصوره), vom zweiten abbasidischen Khalifen erbaut und benannt. Andere Städte sind noch Multan, Manfir, Lahawar (لهاور), Banars (بنارس) u. s. w. — Auch Cabulistan mit seiner Hauptstadt (كابول), und sogar die so genannten Türkenländer (بلاد الأتراك) rechnen Einige zu Hind.

So der geographische Abriss Indiens, vorzüglich nach arabischen Schriftstellern. Über das Geschichtliche s. d. Art. Indien. Hier werde nur erwähnt, daß der sechste ommajjadische Khalif, Belid, in die Vorländer Indiens drang, der Gauride Schehab-ed-din dort und tiefer hinein große Verwüstungen anrichtete, und Mahmud, Sohn Sebuktelins dasselbe bis zum Ganges hin eroberte. Handelsverbindungen aber unterhielten vorzüglich Ägyptens Mamluken-Fürsten, worüber die viel zu wenig gekannten Mémoires géographiques et historiques von Et. Quatremère, Tom. II, p. 284 bis 295 sich verbreiten. (G. Flügel.)

HIND, (هند), arabischer Frauennamen. Ihn führte unter andern die Mutter des Anir, der ein heftiger Feind der Darimiden war und öfters feindliche Züge nach Semama unternahm. Die Hamasa ge-

denkt seiner wiederholt. Ferner hieß so die Tochter des Rachmiden und Beherrschers des Reiches von Hira, Mondhar Ben Mai' ssemä, der vom Chosroen Cobades auf einige Zeit seines Thrones entsetzt ward. Ueberhaupt beweisen die Beinamen mehrerer Prinzen dieses Regentenstammes, daß der Name Hind in ihm fast erblich war. Auch Amru, der Steinfresser, hatte eine Hind zur Mutter. Vor Allen aber verdient ruhmvolle Auszeichnung

Hind, die geistreiche und fromme Tochter des Roman, Königs von Hira, der den Zunamen Abu Kabus führte und Christ ward. Sie war Gemahlinn des berühmten Dichters Adi, eines Sohnes des Reid, der zugleich Dolmetsch und Secretär des Chosru Perwis war. Aus zärtlicher Liebe für ihre Freundin, die Schöne von Semama, genannt Anz (Gazelle) oder Berka (die blauäugige) ward Hind, wie der Bericht sagt, als sie das tragische Ende derselben — sie war geblendet worden — erfahren hatte, Nonne, und baute ein Kloster, das ihren Namen trug, und wo sie bis an ihren Tod verweilte. Als unter dem Khalifate des Noawija der Statthalter von Kusa und Sohn des Schaba, Mogaira, sie daselbst aufsuchte, um ihr seine Hand anzubieten — Hira, so wie das Kloster, lagen ganz in der Nähe von Kusa — erkannte sie nur zu wohl die Hauptabsicht, die dieser Werbung zum Grunde lag, indem Mogaira durch diese Verbindung sich ein Besitzrecht auf das Gebiet ihres Vaters Roman verschaffen wollte. Da sie weder durch Jugend noch Schönheit ihm Liebe einflößen konnte, nöthigte sie ihn, ihre Abnung durch sein eigenes Geständniß zu bestätigen. Das Gesuch lief mithin unglücklich ab, und dem Werber blieb Nichts übrig, als den Scharfsinn der Hind und ihre Erhabenheit über eitle Wünsche im Stillen zu bewundern<sup>\*)</sup>. Das von ihr erbaute Kloster ward überdies eine Begräbnißstätte syrischer Bischöfe<sup>\*\*)</sup>. — Endlich ist noch zu erwähnen die kriegerische

Hind, Gattinn des Abu Sofjan, welcher als Oberhaupt der Koreischiden das Treffen bei Diod gegen Mohammed gewann. Als diese Krieger von Mekka auszogen, begleiteten sie mit musikalischen Instrumenten 15 Frauen, unter denen jene Hind, die Tochter des Diba, durch wilden Muth und rohe Grausamkeit sich vorzüglich bemerkbar machte. Als die Koreischiden schon zu fliehen im Begriff waren, wußte sie durch ergreifenden Zuruf, indem nur die Wahl zwischen Schande und Tod frei stehe, ihre Kampflust von Neuem anzufeuern. Muthig zogen sie vorwärts und der Sieg war gewonnen. Auch war es diese Hind, die dem tapfern Dheim des Propheten, Hamza, als er gefallen, die Leber aus dem Leibe riß, in den Mund nahm und zu zerkauen versuchte, als sie aber die Unmöglichkeit hiervon einsah, sie wieder von sich warf<sup>\*\*\*)</sup>. (G. Flügel.)

15) Vergl. hic und da Abulf. und Ibn-el-Wardi a. a. D. S. 220. — 16) كوكم bei Bakul S. 416 ist Fehler des MS.

\*) De Saoy Christ. Ar. Tom. II. p. 448. — \*\*) Assem. Bibl. Or. Clem. Vatic. Tom. III. p. 108 et 109. — \*\*\*) Abulf. Ann. Moal. I, 94 sq.



**HIND**, Herred des königl. dän. Amtes Ringlööbing im Stifte Ribe, hat  $7\frac{1}{2}$  □M. mit 12 Kirchspielen mit den Inseln Holm, Hinosøe, Stabeløe im Stavningfiord †). (R.)

**HINDARFIALL**, (nord. Myth.), von hind, Hindinn, und fiall, Gebirge, Gebirge der Hindinn (nach Andern von hindri, posterus, Hintergebirge), in Frankenland, der Sitz der Brynhildur, wo sie von dem Valf-logi (der schlagenden Flamme) umgeben und von Dhin in Schlaf gesenkt lag, bis Sigurd sie weckte<sup>1)</sup>. In der Nornageits-Saga 5. heißt der Sitz der Brynhildur Hendarhoidi, Heide der Hindinn. Hirsch und Hindinn waren ehrende Gleichnisse und Beinamen, so daß man durch Hindinn, wahrscheinlich vorzugsweise, die Brynhildur bezeichnete, ähnlich wie Thora von Gothland Borgarhiortur (Hirsch der Burg) genannt ward, „weil sie so alle Frauen übertraf, wie der Hirsch alle Thiere<sup>2)</sup>.“ Wahrscheinlich ist das Gebirge Hendarfiall rein mythisch. Subm jedoch nimmt es für den Hundsrück, und leitet dieses von Hunnen ab. Von der Hagen<sup>3)</sup> und Andere halten das Hendarfiall für einerlei mit dem Feldberge auf der Spitze des Taunus, wegen des auf ihm befindlichen Brunhilden-Bettes, Brunhilden-Steines, Lectulus Brunnehilde, Brunhildenstein in den Urkunden von 1043 und 1221 und anderwärts<sup>4)</sup>. (Ferdinand Wachter.)

Hindau, s. Gartaas.

Hindbeere, s. Himbeere u. Rubus idaeus.

**HINDBORG**, Herred des königl. dän. Stiftes Wiborg auf Jütland, nur  $1\frac{1}{2}$  □M. u. 2260 Einw. in 9 Kirchspielen †). (R.)

**HINDELANG**, ein kleiner Marktflecken an der Dstrach, zwischen hohen Bergen in einem engen Thale des Landgerichts Sonthofen im Königreiche Baiern, 4 St. von Immenstadt. Er enthält 1 königl. Schloß, welches von den ehemaligen Fürstbischöfen zu Augsburg als Jagdschloß benutzt wurde, 14 Häuser, 1 Weizollstation, 560 Einw. und hat vortreffliche Viehzucht. In der Nähe gibt es Eisengruben, und das dort bestehende Hüttenwerk liefert jährlich 20 Zent. Stabeisen (à 14 Fl. 35 Kr.) und 1660 Zent. Prägeleisen (à 13 $\frac{1}{2}$  Fl.). (Eisenmann.)

**HINDELBANK**, ein Pfarrdorf und bis zur schweizerischen Statsumwälzung (1798) Guts Herrschaft der bernerschen Familie von Erlach,  $2\frac{1}{2}$  Stunde von Bern. Das Dorf ist zu bemerken wegen des von dem berühmten Bildhauer Stahl verfertigten Grabmahls der Gattin des Pfarrers Langhans, welche mit ihrem Kinde im

Wochenbette starb. Gedanke und Ausführung sind gleich schön. Ein geborstener Grabstein läßt die äußerst zart dargestellte Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme erblicken, wie sie am großen Auferstehungstage aus ihrem Grabe hervor schwebt. Die schöne Einfachheit des Werkes macht den überladenen Prunk des nahen erlach'schen Denkmahls desto widriger. Schade, daß das herrliche Werk nur in weichem Sandsteine ausgeführt wurde: es hat jetzt schon ungeachtet aller Sorgfalt gelitten; besonders wurde 1820 durch einen übermüthigen Engländer das liebliche Gesicht der Mutter verlegt. (Escher.)

**HINDELOPEN**, ein niederländisches Dorf in Friesland, District Sneek, unweit der Südersee, mit einem hohen Thurme. Den Namen soll der Ort von dem Jagdrevier erhalten haben, welches früher, ehe die Südersee durchbrach, hier gewesen seyn soll: (Hinde lopen oder laufen). Wenigstens war dieß jetzt im Boden der See versenkte Land früher sehr waldbreich. Hindelopen und das benachbarte Molqueren unterscheiden sich von den übrigen friesischen Dörfern durch eine ganz besondere Kleidung und Sprache, die dem Altfriesischen näher zu stehen scheint als das jetzige so genannte Bauerfriesische. Doch diese Eigenthümlichkeiten werden immer mehr abgeschleift, ohne daß der Wohlstand des Ortes durch mehreren Umgang mit Fremden gewonnen hätte. Im Gegentheil sinkt dieser immer mehr. Den Namen einer Stadt, den Hindelopen früher trug, kann es jetzt wohl nicht mehr führen, seine Bevölkerung ist bis auf 200 Selen herab gesunken, und die vorher ziemlich blühende Schiffahrt ist ganz dahin: der Ort hat kein einziges Schiff mehr, da sich die Bewohner dürftig vom Landbau ernähren. Überhaupt hat die friesische Seelüste, Harlingen bloß ausgenommen, seit dem Emporkommen von Amsterdam ungemein viel verloren, das Binnenland hingegen hat sehr viel gewonnen. (van Kampen.)

**HINDENBURG** (Karl Friedrich), geb. am 13. Jul. 1741 in Dresden, gest. als ordentl. Professor der Physik, Collegiat des großen Fürstencollegiums, Mitglied der fürstl. Jablonowski'schen Gesellsch. u. m. a. in Leipzig am 17. März 1808. Sein Vater, ein achtbarer Kaufmann, ließ den Sohn Anfangs durch Hauslehrer in den ersten Elementen unterrichten, brachte ihn hernach auf das damals sehr blühende Gymnasium zu Freiberg, wo Hs erste gelehrte Bildung befördert wurde. Im J. 1757 kam er auf die Leipziger Universität um sich der Arzneiwissenschaft zu widmen, hörte deshalb bei J. E. Hebenstreit, Ludwig Janke, Bose u. A., studirte daneben Philosophie, Physik und Mathematik unter J. H. Winkler, Heinsius und Rudolph, und wohnte den Vorlesungen J. A. Ernesti's und Gellerts über alte Literatur und schöne Wissenschaften bei. Nach vollendeter akademischer Laufbahn 1763 kam er durch Gellerts Empfehlung als Erzieher zu dem damals schon als außerordentliches mathematisches Genie sich auszeichnenden Hrn von Schönberg, begleitete späterhin seinen Zögling auf die Leipziger Hochschule, wo er sich vorzugsweise mit Mathematik und Physik zu

†) Belm. Handb. 3. Abth. 1. Bd. S. 139.

1) Sigundar - Quida Fálvisbana II. 42. Jüngere Edda X. Daemesaga 73. Volsunga-Saga 29. 2) Ragnar Lodbroks Saga 1. S. 123. Helga - Quida Handingsbana en Sidari 36. S. 108. Wachter, Forum der Kritik II. B. I. X. S. 133. 3) Nord. Heldenromane V. S. 144. 4) Wend, heft. Landesk. II. S. 639. Gudenus, Cod. diplom. I. p. 479. Johannis, rer. Mogunt. T. II. p. 514. Neuhof, Alterthümer bei Domburg vor der Höhe. S. 6-8.

\*) Belm. Handb. 3. Abth. 1. Bd. S. 123.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



pfählen umgebener Raum, gleichviel, ob er in den eingehenden Waffenplätzen oder im Innern eines andern Werkes liege, wird *Lambour* genannt. Die Schanzpfähle werden 1½ bis 2 Ellen tief mit dem starken Ende in die Erde eingegraben und so dicht an einander gesetzt, daß man kaum einen Gewehrlauf durch die Zwischenräume stecken kann. Zu besserer Verbindung wird noch oft 6 Zoll von dem untern Ende der Spitze eine Latte inwendig quer angenagelt (Fig. I.). Schanzpfähle in wagerechter oder noch tieferer Linie, z. B. auf der obern Grabenbreite zwischen der äußern Böschung des Hauptwalles und der Escarpe eingesetzt, heißen *Sturmpfähle* (*fraises*), s. c. Fig. II.

b) *Spanische Reiter* (*chevaux de frise*), vgl. Fig. IV. Es bestehen solche aus 4-, 6- oder 8seitigen, 6, 7 bis 8 Ellen langen und 6 bis 8 Zoll starken Balken (*corps*), welche von 6 zu 6 oder von 12 zu 12 Zollen über Kreuz durchbohrt werden, worauf in diese Löcher 2 bis 3 Ellen lange, 3 bis 4 Zoll starke, zugespitzte und an den Spitzen mit Eisen beschlagene Pfähle (*Federn, lances*,) eingetrieben und so mit dem Balken vereint werden, daß stets 2 Spitzen in dem Boden fest stehen, während die andern beiden eine Wehre bilden. Man verschließt mit diesen spanischen Reitern einzelne zugängliche Stellen der Werke.

c) *Verhaue* (*Abattis*), vgl. Fig. V—VII. Sie werden dadurch gebildet, daß man Bäume fällt, das Laub und die Zweige entfernt und die übrig gebliebenen Äste zugspitzt, dann sie so zubereitet dergestalt unter einander legt, daß die Äste dem Feinde zu gerichtet sind, die Stammenden aber über und neben einander zu liegen kommen, und — um das Aufräumen nach Möglichkeit zu erschweren — durch Pfähle, Stricke und Ketten mit einander verbunden werden. Bleiben die Bäume am Fällorte als Verhaue liegen, so heißt dieser ein natürlicher (Fig. V.), falls sie aber an einen andern Ort gebracht sind, ein künstlicher oder geschleppter Verhaue (Fig. VI. und VII.). Man schließt mit ihnen zugängliche Stellen, Breschen &c.

Diese künstlichen Hindernisse müssen dem feindlichen Geschützfeuer nach Möglichkeit entzogen und stets durch Gewehrfeuer vertheidigt werden, weshalb sie auch ihre Plätze, wie eben gesagt, nur an zugänglichen Orten, d. h. hinter dem Glacis, im bedeckten Wege, im trocknen Graben, in den Grabengängen, in den Abschnitten der Waffenplätze &c. erhalten. In den nassen Gräben, wo durch das Wasser schon der Zugang schwieriger ist, dem Feind aber dennoch die Übergangsanstalten erschwert werden müssen, gelten für Haupthindernisse:

d) Die *Bäre* (*atardeaux*), vgl. d. d. Fig. II. Dieß sind steinerne, eine kleine Öffnung (*Schleuse, écluse*, vgl. e. Fig. II.) enthaltende Dämme, welche mit einem Schuttbrette (*palo, vanne*) versehen, die Besatzung in den Stand setzen, das Wasser im Graben nach Willkür anzuspannen, abzulassen und eine Strömung zu erregen (*Wasser-Manöver*). Man legt sie im Hauptgraben auf solchen Punkten an, wo sie, der Vertheidigung am wenigsten hinderlich, dem Geschützfeuer

des Feindes von Weitem nicht ausgesetzt und überall ihm unvorthelhaft sind. Hat man durch dieß oder sonst ein von der Ortslage abhängiges Kunstmittel das Austreten eines Flusses aus seinen Ufern dergestalt bewirkt, daß dadurch der Zugang zu den Werken einer Festung verhindert wird, so tritt dieß Verfahren unter dem Namen *Überschwemmung* (*inondation*) in die Reihe der künstlichen Hindernisse.

Die künstlichen Hindernisse durch Schanzpfähle, spanische Reiter und Verhaue sind auch bei der Feldbefestigung (*fortification passagère*) anwendbar. (*Benicken.*)

HINDERNISSE (im Bergbau), s. unter den einzelnen Gegenständen, welche als Hindernisse des Bergbaues betrachtet werden können. (R.)

Hindernisslast (Maschinenw.), s. Last.

HINDI (der Indier). Unter diesem Namen sind mehrere große Schriftsteller der Araber bekannt. Obenan steht Schehab-ed-din Ahmed Ben Schems-ed-din Ben Omar aus Dewletabad, der noch vor dem 8ten Jahrh. der Hidschret außer andern Werken eine grammatikalische Anleitung unter dem Titel *Irschad fi en-nahw* (*ارشاد في النحو*) schrieb, die wegen der Tiefe ihrer Gedanken und um ihrer geschickten Anordnung willen allgemein geschätzt ward, und an Abu-l-fahdl El-Chatib El-Kazruni (*الكازروني*) einen sehr gewandten Ausleger fand. Auch commentirte El-Hindi die bekannte Grammatik *Kafije*, welche Arbeit wiederum von mehreren Gelehrten näher erläutert und vielfach vermehrt ward. Ein anderer

Hindi ist Seradsch-ed-din Abu Hafss Omar Ben Ishak, der 773 der Hid. (1374 n. Chr. G.) starb, nachdem er als ein warmer Vertheidiger des im Keizersgeruch stehenden Dichters Ibn-el-faredh (gest. 576 der Hid. 1180 n. Chr. G.) in einem Commentare aufgetreten war, den er zu dieses Mystikers Gedicht mit der Aufschrift *Taife* (*تأية* das auf Ta ausgehende) geschrieben hatte\*). — Über Kenke (*كنكة*) El-Hindi, Temtem (*ططم*) El-Hindi, Naufeschal (*نوفشال*) El-Hindi und Andere s. unter ihren Eigennamen. (G. Flügel.)

Hindi, Hindi-Sprache, s. indische Sprachen.

HINDIA, HINDIAH, 1) ein in Rhandesch (*Cambes*) gelegener Distrikt des Rahrattensfürsten Sindia, gränzt in N. an Bopal, in D. an Kerleh, in S. an den Fluß Taptée und in W. an Bejapour, ist gebirgig, hat südöstlich Zweige des Caligonggebirges, wird von der Nerubudda und ihren Nebenflüssen bewässert. 2) Hauptort dieses Distrikts auf der Südseite der Nerubudda, der Stadt Newawur gegenüber und mit derselben durch eine Brücke verbunden, wichtig durch seinen Paß über die Nerubudda schützendes Fort †). (R.)

\* G. Sadisch Challisa's Bibl. unter Taife.

†) Belim. Handb. 4te Abth. 3r Bd. S. 318. Rees Cyclop. Vol. XVII.



Hindinn, Hirschkuh, s. Hirsch.

Hindinn (die kerynitische), s. Herakles (2te Sect. 6r Bd. S. 17).

Hindischan, s. Hindaian.

Hindi-Sprache, s. indische Sprachen.

HINDLÄUFTE (Confectio Cichorii), nennt man die frischen Cichorienwurzeln, welche in lange dicke Stücke zerschnitten und mit Zucker überzogen sind nach Art des überzuckerten Kalmus. Wenn diese Confitur gut seyn soll, so müssen dazu starke, schöne, gesunde Wurzeln genommen, diese nicht bloß mit weißem Zucker durchaus überzogen, sondern auch von demselben ganz durchdrungen, auch trocken seyn, ohne jedoch die gehörige Geschmeidigkeit zu verlieren. (Fr. Thon.)

Hindmend, s. Hilmend.

HINDÖ, eine fast 9 Meilen lange und über 4 Meilen breite Insel, an der Küste des norwegischen Stiftes Nordland, die größte der norwegischen Inseln. (Dr. v. Schubert.)

HINDOLE, ein im Distrikt Cuttal der Provinz Drissa belegenes, den Engländern tributäres Fürstenthum, dessen Semindar 176 Rupien Tribut zahlt; die Bevölkerung nährt sich meist durch Verfertigen von Pa-lankinen \*). (R.)

HINDON, Burgfleden in England, in Wiltshire, mit 600 Einw. und dem Wahlrechte für 2 Parlamentsglieder. Episkopbistum. (Benicken.)

HINDOSTAN, HINDUSTAN, s. am Ende dies. Bandes.

Hindostani, s. Indische Sprachen.

Hindostanisch, s. Indisch.

Hindostanische Menschenrace, s. Menschenrassen.

Hindowan, Hindowani, s. Hinduwan.

HINDS, Canton im Mittelpunkt des Stats Missis-sippi, 6½ teut. Meile lang und breit, am Quell des schiffbaren Pearlflusses (merikanischer Meerbusen, Nordamerika's Südseite), ein ziemlich fruchtbares, noch wenig angebautes Ländchen, von den Choctow-Indianern 1801 der Union überlassen. 1825 5 Ortschaften, 1698 Einwohner, worunter 368 Farbige und Sklaven. Hauptort Jackson, 18½ Meile nordöstlich von Natchez, Haupt-hafen des Stats am Mississippi und 35 teut. Meilen nördlich von New Orleans. (C. N. Röding.)

Hindschkraut, s. Solanum Dulcamara L.

HINDSIAN, HINDISCHAN oder ANGAR, eine Insel im persischen Meerbusen, dicht unter der Insel Dschesirei Diras oder Kischm †). (R.)

HINDSTEDT, Herred des Amtes Aalborg im Königl. dänischen Stifte gleiches Namens, 9 □ Meilen groß mit 6000 Einw. in 14 Kirchspielen, unter welchen Wive nebst dem Herrenhose Dalsgaard am Mariagerfi-orden mit 4 Landungsplätzen und Fischerei †). (R.)

Hindu, Geographie, Geschichte, Literatur u. s. w., s. unter Indien.

Hindugebirge, s. Himalaya u. Salomonsgebirge (Soliman Koh.).

HINDUGHE, ein bei dem Sultan Babur ben Baisankor vielgeltender Magnat, s. über ihn 1ste Sect. VII. Bd. S. 18; er wurde sammt seinen Kindern auf Befehl des Abu Said Mirza 865 oder 866 der Hidsch. hingerichtet, nachdem er sich mehrfache Beweise der Un-treue gegen diesen Herrscher hatte zu Schulden kommen lassen \*). (A. G. Hoffmann.)

HINDUKHO } s. am Ende dieses Bandes.  
HINDUKUSCH }

HINDUSCHAH BEN SENDSCHER (هندو شاه)

(بن سنجر), arabischer Schriftsteller. Er verfaßte für Nassr ed-din Ahmed (Ben) El-Fadhlewi das Geschichtswerk Tedscharib es-selaf (تجارب السلف) „Erfahrungen der Vorfahren“. Sein Todes-jahr fällt um 700 der Hid. oder 1387 n. Chr. Geb.; s. Hadschi Chalifa im Asami el-kotob. (G. Flügel.)

Hinduschah (Mohammed Kasim), s. Firische.

Hind u Sind, s. Hind.

HINDUSTAN, s. Hindostan am Ende dies. Bdes.

HINDUWAN (هندوان), ist Name eines Stadt-

viertels von Balkh, der Hauptstadt in Khorasan, aus welchem der Gelehrte el Hindowani (الهندواني)

gebürtig war †). Sein vollständiger Name ist Abu Dschafar Mohammed ben Abdallah ben Dmar †). Er erlangte einen so hohen Ruf bei seiner Sekte, daß ihm die Würde eines Mufti nicht nur zu Balkh, sondern auch für ganz Transoxanien erteilt und der Ehrenname Abu-Hanife der Jüngere beigelegt wurde. Wunderlich ist die Sage, daß an seinem Todestage wegen seiner Frömmigkeit und Enthaltbarkeit eine große Anzahl Juden und Anhänger des Parsismus zum Islam übergetreten wären. Er starb zu Bokhara im J. 362 d. H. (973 n. Chr. Geb.) †). (A. G. Hoffmann.)

Sein gründliches Wissen bewies Hindowani unter andern durch den Commentar, den er zu dem Werke: Verhaltensregeln des Richters nach der Ansicht des Abu Hanifa (ابن القاضى علي) (مذهب أبي حنيفة) schrieb, welches fast kanonisch gewordene Compendium den eifrigen Cadhi Abu Jusuf

\* Wenn d'Herbelot unt. d. B. Hendoghe erzählt, daß er sich gegen Babur emvört habe und von Ali Behadie getödtet worden sei, so ist das eine Verwechslung, welche schon Aelste s. d. St. berichtigt hat; vgl. d'Herbelot selbst unt. d. Artikel Abu Said Mirza.

1) Firuzabadi Camus ed. Calcutt. p. 433. 2) d'Herbelot Orient. Biblioth. 2r Bd. S. 720. 3) d'Herbelot a. a. D. unt. d. B. Hindowan.

\*) Beim. Handb. 4te Abth. 3r Bd. S. 369.

†) Beim. Handb. 4te Abth. 2r Bd. S. 658.

1) Das. 3te Abth. 1r Bd. S. 118.



Jacob Ben Ibrahim, der 182 b. J. (798 n. Chr. Geb.) starb, zum Verfasser hatte; s. Hadschi Chalifa im Asami el-kotob. (G. Flügel.)

Hinduwan, s. Hinduwan.

**HINEINBRECHEN**, sagen die Bergleute statt wieder ins Gestein hinein arbeiten; Hineinbruch oder Reinbruch ist in ihrer Ausdrucksweise das erste auf Herausschlagung des Gesteins verwendete Tagewerk, womit in der Mitte des feigern Ortstoßes begonnen wird. (R.)

**HINESBOROUGH**, Ortschaft im Kanton Chittenden, Stat Vermont der vereinigten Staaten von Nordamerika, am Lewis Creel, der westlich in den Champlainsee abfließt, 1820 mit 1380 Einwohn., in fruchtbarer Gegend, 5½ Meilen von Montpelier, der Hauptstadt des Stats. (C. N. Röding.)

**HINESDALE**, 1) Ortschaft im Kanton Berks, Stat Massachusetts der vereinigten Staaten von Nordamerika, mit 822 Einw., hart an der Gränze des Stats New-York. 2) Ortschaft im Kanton Essexshire, Stat New-Hampshire der vereinigten Staaten von Nordamerika, auf der Ostseite des schiffbaren Connecticut-Stroms, Brattleborough im State Vermont gegenüber, 940 Einwohner, Holzhandel, 7½ teut. Meilen von Northampton im State Massachusetts. (C. N. Röding.)

**HINESTROSA** oder **HINESTROJA** (Ludovicus Venegas de), hat 1557 zu Alcala de Henarez herausgegeben Tratado de Cifra nueva para Tecla, Harpa y Vigneta, Canto llamo, de Organo y Contrapunto. in fol., nach Forkel und Gerber. Auch Dr. Pietro Lichtenthal, der jene beiden Männer benutzte und Nachträge des Neuern und Altern lieferte, hat in seinem Dizionario e bibliografia della musica (Mil. 1826) nichts weiter von ihm. Nach einigen kurzen Andeutungen scheint das Werk der Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher der Tonkunst werth zu seyn. (G. W. Fink.)

Hinfahrt, Hinfährte, Hingang, s. Fährte.

Hinfällige Haut des Eies, s. Ei.

Hinführende Blutgefäße, s. Venen.

Hinfuss, s. Aegopodium.

Hingang, s. Fährte.

**HINGANSTSCHEU**, eine chinesische Stadt 2ten Ranges am Hanliang in der Provinz Schensi unter 82° 31' 20" der Br. und 127° 0' 41" der Länge \*). (R.)

**HINGEGOSSEN**, nennt der Maler eine liegende Figur, wenn ihre Stellung natürlich, ungezwungen und schön ist. (R.)

**HINGFUHIEN**, chinesische Stadt dritten Ranges in der Provinz Setchuen †). (R.)

**HINGHAM**, 70° 52' 54" w. L. üb. Br. 42° 15' 25" n. Br. Hafen am Einflusse des Wareflusses in die Südseite der Bostonbucht (Massachusetts Bai, atlantisches Meer, Nordamerik's Ostküste, Kanton Boston (nicht Plymouth), Stat Massachusetts, vereinigte Staaten

von Nordamerika, 4 Kirchen, 1 Akademie, Postamt, 3764 Einw., 3 Säge- und 1 Walkmühle, bedeutender Stocffisch- und Makrelenfang. Der Ort liegt 2½ t. Meil. südöstlich von Boston und steht mit diesem Haupthafen in täglichem Verkehr (1828 wurden von dort 54 Fahrzeuge, jedes mit 8 Mann auf diesen Fang ausgeschickt und es wurden 33,313 Faß gepackt. Von 1818 bis 1828, dieß Jahr eingeschlossen, wurden 225,331 Faß Makrelen gepackt und dabei 45,559 Tonnen Salz verbraucht). Es erscheint dort eine Zeitung: Hingham-Gazette. (C. N. Röding.)

**HINGHER** (Johann Christoph), angesehener Geistlicher des 17ten Jahrhunderts, ist geb. den 2. Januar 1604 in dem württemberg'schen Dorfe Wittershausen, wo sein Vater Prediger war. Nachdem er seine Studien in Tübingen vollendet hatte und einige Zeit Vikar gewesen war, lernte ihn der berühmte schwedische Feldmarschall, Graf Gustav Horn, der mit Gustav Adolph nach Deutschland gekommen war, kennen, und ernannte ihn zu seinem Feldprediger und zum Vorstand des Feldconsistoriums. Als Horn in der Nördlinger Schlacht 1634 in kais. Gefangenschaft gerieth, kam Hingher nach Stockholm, und war daselbst Prediger, bis ihn, nach 19 Jahren, Herzog Eberhard nach Stuttgart rief. Er war daselbst Consistorialrath, Hof- und Stiftsprediger, zuletzt Prälat und Generalsuperintendent, und starb den 15. Mai 1678. Gedruckt sind von ihm meistens Predigten, deren er 5851 eigenhändig zu Papiere brachte \*). (Baur.)

**HINGHIEN**, chinesische Stadt dritten Ranges am Yufuenbo in der Provinz Schensi \*). (R.)

**HINGHUFU**, ein Busen des chinesischen Meeres an der See Provinz Fokien \*). (R.)

**HINGKU TSCHEU**, eine chinesische Stadt zweiten Ranges in der Provinz Su-lang \*). (R.)

**HINGLAISGHUR**, eine auf einer Anhöhe liegende, mit Mauern und tiefen Gräben umgebene Stadt der vorderindischen Provinz Malwa, und zwar in dem Holkar zugehörigen Distrikte Mundeffor, bemerkenswerth wegen seiner sehr festen Citadelle \*). (R.)

**HINGLATZ**, **HINGLAZ**, 1) einer der beiden Pässe, welche aus der von Bergen umgebenen Provinz Luß in Beludschistan nach der Provinz Makran führen; 2) berühmte Hindupagode, zu welcher viele Wallfahrten geschehen; sie liegt auf einer Anhöhe am Agbor mit dem Brunnen Unil \*). (R.)

Hing-pu, s. China (1ste Sect. XXI. Bd. S. 166).

**HING - SCHAN - HIEN**, chinesische Stadt dritten Ranges in der Provinz Sulang \*). (R.)

\*) Fischlini memor. theolog. württemberg. Jöcher's Gel. Kritik.

1) Belm. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 160.

2) a. a. D. S. 152.

3) a. a. D. S. 168.

4) a. a. D. 4te Abth. 3r Bd. S. 308.

5) a. a. D. 4te Abth. 2r Bd. S. 825 u. 827.

6) a. a. D. 4r Bd. 4te Abth. S. 168.

\*) Belm. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 225.

†) a. a. D. S. 220.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



erheirathet hatte, diente indeß auch hier noch mehreren Reichsständen, vorzüglich dem Landgrafen Adolf von Hessen-Philippsthal zu Barchfeld als Consulent, und starb daselbst 1805 in seinem 85sten Jahre. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit religiösen Gegenständen; so entwarf er 467 Fragen, und ihre Beantwortung aus Stellen vieler geistlichen Schriften und ließ diese Zusammenstellung unter dem Titel: „Gottselige Betrachtungen, bestehend in lehrreichen und vorzüglich erbaulichen Stellen aus gedruckten Predigten und Schriften in Fragen und Antworten gebracht,“ (Coburg 1804) auf eigne Kosten drucken. Unter seinen zwölf Kindern waren drei Söhne: 1) Christian Reinhard v. S., königl. franz. Hauptmann, unter dem Regiment Royal Anhalt, der in Straßburg 1775 ermordet wurde; 2) Carl v. S., kurfürstl. hessischer geheimer Regierungsrath; und 3) August Heinrich v. S., welcher als großherzogl. badenscher Landesdirektions-Präsident in Mannheim starb. Die beiden Letztern haben Kinder hinterlassen, und ihr Geschlecht in 2 Linien fortgesetzt. — Das Wappen: im goldnen Felde ein Palmbaum, woran ein Einhorn sich lehnt; auf dem Helm das nämliche Wappen<sup>2)</sup>.

(Albert Frh. v. Hoyneburg-Lengsfeld.)

Hinkelmann, s. Hinckelmann.

HINKEN (Claudicatio, Coxalgia), ist Folge einer Verletzung, Quetschung, Verrenkung, eines Bruchs des Schenkelknochens oder eines Austritts des Kopfes des Schenkelbeins aus seiner Pfanne. Bei Kindern kann es angeboren werden und selbst der Schenkelkopf fehlen. Das Bein wird kürzer, die Ferse berührt im Gehen nicht mehr den Erdboden, das Knie dreht sich einwärts, das ganze Bein wird mager und zehrt zuweilen ab.

Borelli und Benette (tableau de l'amour conjugal. p. 363) haben das Hinken erblich beobachtet. (Schneider.)

Das Hinken ist demnach keine besondere Krankheit, sondern die Wirkung einer Menge von Krankheiten oder Zufällen. Denn es kann von fehlerhafter Bildung eines Beines, von der Verkürzung oder Verlängerung desselben, oder von fehlerhafter Bildung beider Beine oder des Beckens herrühren, dergleichen von Affectionen der Knochen, von Affectionen oder Wunden der weichen Theile des Beins, von großem Substanzverluste, von Lähmung, von Schmerzen, von chronischem Rheumatismus in einem Bein. Ein verkrümmtes Becken verursacht Hinken, wenn die Pfannen (cavitates cotyloideae) einander nicht genau entsprechen, wenn die eine höher oder tiefer liegt als die andere. Die widernatürlichen Gelenke, die Anchylosen bringen auch das Hinken hervor<sup>3)</sup>.

Es erhellt hieraus, daß auch die Mittel, das Hinken zu beseitigen, sehr verschieden seyn müssen.

Mit dem Ausbruche Hinken der Kinder hat Fider eine besondere Krankheit bezeichnet, welche von Andern mit sehr verschiedenen Namen belegt worden ist. Synonym damit sind unter andern die luxatio spontanea, coxarthrocace etc. Obgleich sie nicht in die Klasse der Algien gehört, so hat man sie doch unter dem Namen Coxalgie beschrieben, auch wohl mit der Krankheit verwechselt, welche sciatica, ischias, dolor ischiaticus, ischiagra, malum ischiaticum, dolor coxendicus, morbus coxarius heißt, und in einer Affection des nervus ischiaticus besteht, während die Coxalgie mit einer Entzündung in den Knorpeln des Hüftgelenkes beginnt<sup>†)</sup>.

Nach Ford, Cooper und Monteggia werden die Kinder und nach Albers und Fider wird das männliche Geschlecht häufiger von dieser Krankheit befallen; Volpi hat sie am häufigsten bei Erwachsenen beobachtet, behauptet aber, daß kein Lebensalter davon frei sei. Das stadium invasionis derselben gibt sich durch weiter nichts zu erkennen, als durch ein fast unmerkliches Hinken, nebst geringer Schwäche des Glieds und geringem Schmerz bei den Bewegungen desselben, weshalb die Kranken häufig gar nicht darauf achten. Offenbaren sich die Zeichen der Coxalgie zuerst an dem äußeren Theile des Knies, indem dort Schmerz und Geschwulst entsteht, so ist es schwer, den wahren Sitz der Krankheit zu erkennen; geschieht es aber am Hüftgelenk, so zeigt zwar ein fixer Schmerz hinter dem großen Trochanter sogleich den Sitz der Krankheit an, aber es wird dieser Schmerz, wenn er bei jungen Personen ohne Geschwulst und ohne Veränderung der Hautfarbe vorkommt, gemeinlich für unbedeutend, und bei alten Personen für einfachen Rheumatismus oder eine arthritische Affection gehalten. Fängt der Schmerz an heftiger zu werden, und zieht er sich längs dem musc. vastus externus nach den Knien zu, und von da längs dem äußeren Theile der tibia bis zum malleolus internus, so kann der aufmerksame und erfahrene Chirurg die Krankheit gar nicht verkennen. Sobald der Kranke ein wenig zu hinken beginnt, so findet man bei Untersuchung des Schenkels und des Unterschenkels der leidenden Seite, und Vergleichung derselben mit denen der gesunden Seite, daß die ersteren ein wenig geschwunden sind; das Hüftgelenk ist, weil es tief liegt, schwerer zu untersuchen als die anderen Gelenke. Am besten kann man sich aber von dieser Krankheit des Hüftgelenkes überzeugen, wenn man sanft auf die äußere Seite der arteria femoralis drückt und zwar da, wo sie aus dem Becken heraus kommt. Denn hier wird dieses große Gelenk von vorn gedrückt, auf einer Stelle, wo es am wenigsten bedeckt ist, und wenn es afficirt ist, so verursacht der Druck einen bedeutenden Schmerz (Cooper).

2) Benutzt sind außer Welschlag's Beiträgen zur nordlingenschen Geschlechtshistorie, auch handschriftliche Nachrichten.

3) Vergl. Camper (Pet.), over de oorzaken van het mankgaan der kinderen, 1782. Dyllo (Dan.), de claudicatione; D. Lugd. Bat. 1798. 4. Fider (Wilh. Ant.), Beantw. der

Preisfrage: Worin besteht eigentlich die unter dem Namen Hinken der Kinder bekannte Krankheit etc. Wien 1807. 4. Krauss (Ado. Gott. Ferd.), de claudicatione Comment. med. chir. Lipsiae 1809. 4.

†) Da der Art. Coxalgia, Coxalgie zufällig übersetzt worden, so wird hier das Nöthige darüber nachgetragen. (R.)



Wenn das hinkende Glied etwas geschwunden ist, und der Schmerz durch den Druck auf den vorderen Theil des Gelenks sich vermehrt, so ist die Coxalgie mit keinem anderen Uebel mehr zu verwechseln, zumal wenn das Glied im Anfange verlängert ist, was man leicht entdecken kann, wenn man die großen Trochanter, die Kniescheiben und die inneren Knöchel wechselseitig mit einander vergleicht. Die Ursache der Verlängerung des Glieds bis auf 2 bis 3 Zoll, eines wichtigen und beständigen Begleiters der Coxalgie, ist zur Zeit unbekannt, und bleibt noch immer ein Gegenstand der Nachforschung. Falconer ist der Meinung, daß durch die Anschwellung der Knorpel und der Beinhaut des oberen Theils des Schenkelbeinkopfs und der Gelenkhöhle der Schenkelbeinkopf aus derselben heraus getrieben werde. Diese Meinung ist aber falsch, weil der Durchmesser des acetabulum nicht so groß ist, als die Verlängerung und weil bei der Verlängerung des Gliedes der Schenkelbeinkopf das acetabulum fast noch gänzlich ausfüllt, folglich der Schenkelbeinkopf, so lange die Gelenkhöhle noch nicht zerstört ist, nur wenig in perpendicularer Richtung nach unten getrieben werden kann. Von der Erschlaffung der Ligamente kann man diese Erscheinung ebenfalls nicht herleiten; denn wenn sie auch Statt findet, so kann doch im gesunden Zustande des Hüftgelenks kein anderes Ligament, als das ligamentum transversum, welches über die incisura acetabuli wegläuft, die Austreibung des Schenkelbeinkopfs nach unten verhindern. Das ligamentum triangulare verhindert höchstens, daß der Schenkelbeinkopf nicht nach oben luxirt wird, indem es nach Valletta bloß dazu bestimmt ist, die natürlichen Bewegungen des Schenkelbeinkopfs innerhalb des acetabulum zu beschränken, nicht aber die Ausweichung desselben nach unten zu verhindern. Das ligamentum orbiculare, welches von Natur schlaff ist, so wie alle andere Kapselbänder, muß als ein Sacl betrachtet werden, der mehr als zur Verstärkung des Gelenks, zur Einschließung der synovia bestimmt ist. Eben so ist auch Petit's und Camper's Erklärung dieser Erscheinung durch eine Anhäufung von synovia in der Gelenkhöhle falsch \*\*). Denn wenn auch eine solche Anhäufung Statt findet, so senkt sich diese Feuchtigkeit zwischen den Schenkelbeinkopf und die Falten des ligament. orbicularis, welches denselben umgibt, und welches hierdurch wohl ausgedehnt wird, und wodurch hydrops articuli — Boyer — entsteht; nicht aber ist diese Feuchtigkeit im Stande, einen harten und nicht nachgebenden Theil auszutreiben. Und wenn auch diese zwischen dem collum femoris und dem ligamentum orbiculare angehäufte Feuchtigkeit sich verdickt, so müßte ja hierdurch der Schenkelbeinkopf noch mehr in seiner Höhle festgehalten werden. Irre ich nicht, so kann diese Erscheinung durch die Anschwellung der

Knorpel, welche das acetabulum und den Schenkelbeinkopf überziehen und durch den Übergang dieser Anschwellung auf die Knorpel des Kniegelenks \*\*\*) und des Fußgelenks, also durch Anschwellung sämtlicher Knorpel dieser drei Gelenke am besten erklärt werden. Da nun durch die Anschwellung der Knorpel des Schenkelbeinkopfs und des acetabulum der Schenkelbeinkopf nach der Richtung des Schenkelbeinhalses etwas von oben nach unten und von innen nach außen getrieben wird, so scheint uns auch hierdurch das Einwärtsstehen des Fußes sich erklären zu lassen.

Bald gewöhnen sich die an Coxalgie Leidenden daran, daß die ganze Last ihres Körpers auf dem gesunden Gliede ruht, wobei bloß die Fußzehen des kranken Gliedes den Boden berühren und der Schenkel desselben nach vorn gebeugt ist. Diese Stellung ist immer die bequemste, da hingegen die Ausstreckung des kranken Gliedes Schmerzen verursacht. Dieß sind die gewöhnlichen Kennzeichen des ersten Grades dieser Krankheit, in welchem der allgemeine Gesundheitszustand noch nicht beeinträchtigt wird. Selten sind in diesem Grade die das Gelenk umgebenden weichen Theile gespannt und schmerzhaft bei der Berührung, so wie auch die Farbe der das Gelenk bedeckenden Haut selten eine Veränderung erleidet. Wo dieses aber vorkommt, da ist es entweder dem Muthwillen des Kranken zuzuschreiben, der das Glied, statt es in der Ruhe zu erhalten, bewegt, oder den dürftigen Umständen desselben, die ihn zwingen, sich auf die Beine zu machen und herum zu gehen.

Wird die Krankheit in dem ersten Grade vernachlässigt oder nicht richtig erkannt, so verlängert sich das Glied nach und nach immer mehr und das Schwinden des Schenkels nimmt immer mehr zu. Wenn man den Hinterbacken der leidenden Seite untersucht, wobei der Kranke aufrecht stehen muß, so findet man denselben statt convex etwas eben, weil der musculus glutaeus maximus geschwunden ist, und der Rand desselben an dem oberen und hinteren Theile des Schenkels nicht mehr eine so erhabene Linie bildet. — Ford. — Die Schmerzen im Hüftgelenk werden nun auch im Kniegelenk empfunden, wenn sie nicht zuerst daselbst vorhanden waren. Heftiger werden diese Schmerzen, wenn das Hüftgelenk bewegt wird, während sie durch Beugung und Streckung des Kniegelenks, wenn der Schenkel dabei in der Ruhe erhalten wird, nicht sehr vermehrt werden. Diese Symptome bezeichnen den zweiten Grad dieser Krankheit und sind nach Verhältnis der erregenden Ursache und der Körperkonstitution des Kranken bald heftiger, bald gelinder, je nachdem die Entzündung acut oder chronisch ist. Wenn die Entzündung acut ist, so werden die das Gelenk umgebenden Theile gespannt und sehr schmerzhaft, die darüber liegenden Hautbedeckungen rosenroth gefärbt, und der Kranke bekommt ein symptomatisches Entzündungsfieber. Dabei verlängert sich das

\*\*\*) Diese Meinung stimmt fast mit dem überin, was Hippocrates (sect. sept. LIX. u. LX.) sagt: Quibuscumque a coxendicam morbo vexatis, coxa excidit et rursus incidit, his maci accedunt. Quibuscumque a coxendicam morbo diuturno vexatis, coxa excidit, his crura tabescit, si non usui fuerint.

\*\*\*) Ich verstehe hier nicht eine krankhafte Anschwellung des Kniegelenks und des Fußgelenks, sondern eine Anschwellung der Knorpel dieser Gelenke, welche durch Mangel an Übung entsteht.



Glied immer mehr, so daß es bisweilen 3 Zoll länger als das gesunde wird, je nachdem der Entzündungsprozeß und die Geschwulst immer mehr zunehmen.

Im dritten Grade entsteht mit Abnahme des örtlichen Schmerzes Horripilation, und es bildet sich in der Nähe des Gelenkes eine Geschwulst, welche bald schwappend wird. Diese Geschwulst erscheint bald früher, bald später, je nachdem die Entzündung mehr oder weniger activ ist. Häufiges, von Zeit zu Zeit während dem Schlafen wiederkehrendes und nicht lange Zeit anhaltendes Muskelhüpfen am Schenkel, ist nach Einigen (Pbilot) das sicherste Zeichen der beginnenden Eitererzeugung in der Gelenkhöhle. Das unmittelbare Resultat einer activen Entzündung des Gelenkes ist eine sehr erhabene Eitergeschwulst, welche mit heftigem, stechendem Schmerz nicht allein der tief liegenden, sondern auch der das Gelenk bedeckenden oberflächlichen Theile verbunden ist, und welche sich bald öffnet. Wenn aber die Entzündung chronisch ist, so entsteht zwar eine sehr erhabene Geschwulst, sie öffnet sich aber nicht so schnell, die Schmerzen sind nicht so heftig und erstrecken sich nicht so weit als im ersten Falle. Endlich verkürzt sich das Glied, wovon die Ursache eine von der Zerstörung der afficirten Knorpel, Ligamente und der Gelenkhöhle selbst herführende Luxation des Schenkelbeinkopfs ist. Zuweilen ist das Glied schon vor der Eitererzeugung in der Gelenkhöhle verkürzt, doch findet das Gegentheil häufiger Statt. Auch gibt es Fälle, wo der Schenkelbeinkopf luxirt und dann ankylosisch wird, ohne daß sich weder vorher noch nachher ein Absceß bildet. — Volpi. —

Zuweilen werden die Kranken vor der Eitererzeugung von allen Symptomen des hektischen Fiebers ergriffen, welche während der Eiterung den allgemeinen Gesundheitszustand des Kranken schwächen, oder nach Verhältnis der Intensität der örtlichen Krankheit denselben wohl ganz zu Grunde richten. Der Kranke verliert nämlich den Appetit, bringt die Nächte schlaflos zu, bekommt häufige Schweiß und einen häufigen Durchfall, welcher trotz der zweckmäßigsten ärztlichen Hilfe die schon geschwächten Kräfte des Kranken vollends aufreibt.

Der in der Gelenkhöhle erzeugte Eiter kommt entweder an dem oberen und äußeren Theile des Schenkels, oder in der Kreuzbeingegend — Albers — oder in der Leistenegend der leidenden Seite zum Vorschein. An einer von diesen Stellen bildet sich eine nicht sehr ausgedehnte, bei der Berührung sehr schmerzhaft, in dem Mittelpunkt am meisten erhabene, und hier und da mit rothen und schmerzhaften Streifen bedeckte Geschwulst. Aus den Öffnungen, welche an verschiedenen Stellen dieser Geschwulst von selbst entstehen, quillt gewöhnlich lange Zeit eine Menge verdorbenen Eiters hervor. Alle diese Öffnungen stehen mit dem Gelenk in Verbindung. Die Ursachen der Entzündung des Hüftgelenkes sind uns noch unbekannt.

Ähnliche Krankheiten können sich auch in anderen Gelenken zeigen, weshalb sie Ruß unter dem Namen

der Arthrocacen zusammen gestellt hat. Es ist diese Krankheit identisch mit dem tumor albus.

Die gegenwärtige Behandlung dieser Krankheit unterscheidet sich wenig von der, welche die Alten anwendeten. Sie bedienten sich sowohl allgemeiner als örtlicher Blutentziehungen, und gebrauchten das cauterium actuale und potentiale, Blasenpflaster und andere Hautreize. (W. L. Brehme.)

Hinken der Uhr, s. Uhr.

Hinkender Jambus, s. Jambus.

Hinkeutsching, s. Yantai.

HINKLEY, Marktflecken in England, in Leicestershire, mit 10,000 Einw. Strumpfwirkerei, Strumpf-, Ziegel-, Steinkohlen- und Holzhandel. (Benicken.)

HINKMAR, Erzbischof von Rheims, einer der thätigsten und gebildetsten Kleriker des 9ten Jahrh., der in einem Zeitraum von beinahe 40 Jahren, unter den mannichfaltigsten politischen, hierarchischen und dogmatischen Streitigkeiten, fast an allen einen entscheidenden Antheil genommen hatte. Er war gegen das Jahr 806 geboren, und stammte aus einer angesehenen westfränkischen Familie. Frühzeitig kam er in das Kloster St. Denys bei Paris, und machte unter der Leitung des Abtes Hilduin, dem er auch in der Folge mit der größten Anhänglichkeit ergeben blieb, sehr bald so bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften, wie in den Tugenden des Klosterlebens, daß er dadurch, bei seiner vornehmen Abkunft, die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Hofes auf sich zog. Ludwig der Fromme zog ihn daher, neben anderen Bischöfen und dem Abte Hilduin, mit zu Rathe, um die verfallene Disciplin des Klosters St. Denys wieder herzustellen. Im J. 830 verlor Hilduin, der sich in den damaligen politischen Handeln mit mehreren Großen des Reichs gegen den Kaiser verbunden hatte, seine Abteien, und Hinkmar wirkte bei seinem Bischofe sich die Erlaubniß aus, ihn in sein Exil nach Sachsen begleiten zu dürfen, brachte es aber auch bald darauf bei dem Kaiser dahin, daß Hilduin seine Abtei wieder erhielt. Nach Verlauf von ungefähr 10 Jahren übertrug König Karl der Kahle dem Hinkmar die Aufsicht über die Klöster zu Compiègne und Flair, und schenkte ihm ein Landgut; er wurde zum Priester ordinirt, und besand sich oft im Gefolge des Hofes. Auch geschah es nicht ohne Einfluß des Königs, daß er im Anfange des J. 845, unter voller Zustimmung des Klerus und der Gemeinde von Rheims, auf der Synode zu Beauvais zum Erzbischofe von Rheims erwählt, und seine Wahl von den zu Paris versammelten Bischöfen bald darauf bestätigt wurde.

Nicht allein das hohe Ansehen, welches mit dieser Würde besonders in der damaligen Periode bei dem schnellen Wachsen des Einflusses der bischöflichen und dem steten Schwanken der politischen Gewalt verbunden war, sondern auch die Gunst, in welcher er bei dem Hofe stand, seine Gewandtheit in der Führung der wichtigsten Kirchen- und Staatsangelegenheiten, der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit — verschafften und



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



wurde durch den Tod dieses Papstes geschlichtet. Kräftiger noch als in dieser Streitigkeit widersehte sich Hinkmar demselben Papste in der Angelegenheit des Bischofs Rothad von Soissons, der an den päpstlichen Stuhl appellirt hatte<sup>7)</sup>, und verteidigte die Rechte der Metropolitane im Sinne der alten Kirchenverordnungen. Dasselbe that er eben so nachdrücklich in einer anderen Schrift gegen seinen Neffen, den jüngeren Hinkmar, Bischof von Laon, und behauptete das Ansehen der älteren Synodalbeschlüsse gegen alle jene Decretalen, welche sich nicht auf diese Synodalbeschlüsse gründeten. Noch bestiger war das Schreiben<sup>8)</sup>, welches Hinkmar von Rheims im Namen Karls des Kahlen an den Papst Adrian II. in derselben Angelegenheit abfassen mußte; es werden hier die Rechte der Metropolitane über ihre Diöcesanen, das Ansehen der königl. Gewalt, die Unrechtmäßigkeit der Appellation eines in seiner Diöcese kanonisch entsetzten Geistlichen nach Rom in den bittersten Ausdrücken dargestellt; und der Papst wurde wirklich dadurch zum Nachgeben bewogen. Aber nicht bloß gegen die Anmaßungen der Päpste, denen er sich jedoch im Übrigen als den Nachfolgern Petri gehorsam erwies, eiferte Hinkmar, um die Giltigkeit der kirchlichen Gesetze aufrecht zu halten; auch gegen die weltliche Macht suchte er die Vorrechte des geistlichen Standes zu behaupten. Als König Ludwig III., nachdem die von Hinkmar im J. 881 gehaltene Synode zu Fimes den zum Bischof von Beauvais von dem Klerus und der Gemeinde gewählten Rodulf als untüchtig verworfen, dieses Bisthum ohne Weiteres seinem Hofgeistlichen Ddaker gegeben hatte, verwies Hinkmar dem Könige hart diesen Eingriff in die kirchlichen Rechte, und alle Bitten und Drohungen des letztern blieben fruchtlos; Hinkmar drohte dem Ddaker mit der Excommunication, wenn er, durch königl. Hilfe unterstützt, das Bisthum an sich zu reißen wage<sup>9)</sup>. Wenn Hinkmar in mancher Hinsicht sich über den religiösen Aberglauben seiner Zeit nicht zu erheben vermochte, ja denselben beförderte, z. B. durch seine Empfehlung der Gottesurtheile durch die Wasserprobe<sup>10)</sup>, durch Unterstützung der Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahl, durch Verbreitung abergläubiger Märchen, z. B. von der heiligen Dilsflasche zu Rheims<sup>11)</sup>, oder wunderbarer Visionen u. s. w., so verdient er deshalb in sofern Entschuldigung, als dieß seinem Zeitgeiste gemäß war, und er selbst eine klösterliche Erziehung genossen hatte. Wie sehr ihn die gelehrtesten Männer seiner Zeit ehrten, sieht man aus den Urtheilen, welche Rabanus Maurus und Lupus von Ferrières über ihn fällen. Jener nennt ihn *reuerendissimum et desideratissimum virum et merito rectae fidei et sanae professionis ab omnibus Catholicis rite venerandum*; dieser legt ihm in s. Briefen das Lob bei<sup>12)</sup>: *Nobilitatem generositatis ornat*

*eruditio salutaris; altitudinem officii commendat religio professionis.* Daß ihn selbst die Päpste nicht bloß schätzten, sondern auch fürchteten, beweist die Nachgiebigkeit, die er ihnen bisweilen abnöthigte; und Leo IV. ertheilte ihm nicht ohne Grund das erzbischöfliche Pallium, mit dem außerordentlichen Vorrechte, es täglich tragen zu dürfen<sup>13)</sup>, wiewohl Hinkmar aus Bescheidenheit nicht scheint Gebrauch davon gemacht zu haben.

Als die Normannen im J. 882 wiederum in Westfranken eindrangen, sah sich Hinkmar genöthigt, Rheims zu verlassen. Er nahm den Leichnam des heil. Remigius mit, und flüchtete in die Waldgegenden jenseits der Marne, wo er bald darauf zu Epernay starb. Er wurde nachher zu Rheims im Kloster des heiligen Remigius, neben den Gebeinen dieses Heiligen, beerdigt. Seine Schriften, theils Abhandlungen dogmatischen Inhaltes, unter denen sich die *de praedestinatione Dei et libero arbitrio* gegen den Mönch Gottschalk gerichtete besonders durch Ausführlichkeit und eine vernünftige Ansicht von dem freien Willen des Menschen auszeichnet<sup>14)</sup>; theils längere oder kürzere Briefe und Gesuchten, sammelte zuerst, jedoch unvollständig der Jesuit Joh. Busäus (Mainz 1602. 4.); dann der Kanonikus Joh. des Cordes (Paris 1615. 4.). Am vollständigsten gab sie der Jesuit Jakob Sirmont heraus (Paris 1645. 2 Bde. in Fol.). Außer den von ihm mitgetheilten finden sich noch mehrere Schreiben Hinkmars in des Vater Cillot *Council. Duziac* p. 391 sq. (Paris 1658. 4.); ferner in den *SS. Conciliis von Abbe Tom. VIII.*; in *Baluz. Capit. Tom. II.* Man vergl. überh. die *hist. littér. de la France Tom. V.* p. 573 sq. *Cave histor. script. eccles. littér. Tom. I.* p. 278 sq. Daß übrigens manche Schriften Hinkmars entweder verloren gegangen oder noch ungedruckt sind, sieht man aus dem starken Verzeichnisse seiner Schriften, welches uns Flodoardus a. a. D. mitgetheilt.

(Lobgott Lange.)

HINKMAR der Jüngere, Bischof von Laon, ein Schweftersohn des Vorhergehenden, vorzüglich bekannt durch seine Streitigkeiten mit demselben. Hinkmar von Rheims hatte sich seiner Erziehung angenommen, und nachdem sein Neffe erwachsen war, ihn an den königl. Hof durch Empfehlung gebracht, wo er in mehreren Geschäften, Gesandtschaften u. s. w. gebraucht wurde. Nachdem im J. 856 der Bischof Pardulus von Laon gestorben war, erhielt er im J. 859, besonders auf Verwendung seines Oheims, dieses Bisthum, und wurde in der Kathedrale zu Rheims ordinirt. Einige Zeit blieb er dem Erzbischof treu ergeben, und bewies dieß auf den Synoden zu Soissons in der Streitigkeit mit dem Bischofe Rothad. Nachdem er aber von dem Könige eine Hofbedienung, so wie eine außer seinem Sprengel gelegene Abtei erhalten hatte, und er sich öfters dahin ohne Einwilligung seines Metropolitane begab, was gegen die

7) S. Schrödh's Arch. Gesch. XXII. Th. S. 143 sq. 8) In s. Werken. Tom. II. S. 701—708. 9) Die darauf bezüglichen Briefe Hinkmars stehen in s. Oper. Tom. II. p. 188 sq. 10) In der Schrift *de divort. Lothari et Totbergae.* Opp. Tom. I. p. 599 sq. 11) S. Tom. I. p. 744. 12) Ep. 42. p. 82.

13) S. Flodoard. L. L. lib. III. c. 10. 14) Einen Auszug derselben gibt Schrödh a. a. D. Th. XXIV. S. 108 sq.



bestehenden Kirchengesetze war, kam er zunächst mit diesem, dann auch mit dem Könige in Zwistigkeit, welcher letztere ihm wegen seines trotigen Benehmens die Hofstelle und Abtei wieder nahm und die Einkünfte seines Bisthums einziehen ließ. Zwar nahm sich der Oheim seiner wegen dieses letzten, in die kirchliche Gerichtsbarkeit einschreitenden Verfahrens, bei dem Könige an, und Hinkmar d. J. drohte selbst auf der Ständeversammlung zu Vitres im J. 868 an den Papst zu appelliren, wenn ihm nicht Genugthuung würde. Dieß letzte geschah, nachdem er dem Könige eine schriftliche Abbitte zugeschickt hatte<sup>1)</sup>. Doch bald suchte er neue Handel mit dem Könige, gestützt auf die Hilfe des Papstes, bis ihn der König durch Soldaten abholen lassen wollte, und er sich nur durch die Flucht zu dem Altare rettete. Er wurde im J. 869 vor die Synode zu Verberie citirt, und da er hier an den Papst appellirt und im Sinne hatte, selbst nach Rom zu reisen, gefangen gesetzt, jedoch, nachdem er harte Verweise von seinem Metropolitan erhalten, wieder los gelassen. Er brach nun völlig mit seinem Oheim, erlaubte sich Angriffe auf seine Metropolitanrechte, und behauptete, daß die Streitigkeiten der Bischöfe, wenn sie es begehrten, nicht erst auf einer Provinzialsynode, sondern sofort vor den Papst gebracht und entschieden werden dürften. Wogegen der Erzbischof seine Rechte kräftig verteidigte<sup>2)</sup>. Durch die Synode zu Attigny, im J. 870, wo Hinkmar d. J. wiederholt verlangte, nach Rom reisen zu dürfen, wurde er zwar etwas nachgiebiger, doch wahrte die Unzufriedenheit mit ihm von Seiten des Königs und des Erzbischofs fort. Desto härter wurde er im folgenden Jahre auf der Synode zu Douzi bei Rousson von beiden Seiten angegriffen; er appellirte abermals an die Entscheidung des Papstes (damals Hadrian II.), wurde aber dessen ungeachtet seiner bischöflichen Würde entsetzt<sup>3)</sup>. Man fand für gut, den Papst hiervon in Kenntniß zu setzen und ihn zu bitten, falls er den Schluß der Synode nicht billigen sollte, die Sache in ihrer Provinz aufs Neue zu untersuchen, und zwar mit Hinzuziehung fränkischer Bischöfe. Der Papst aber forderte, weil Hinkmar an ihn appellirt habe, beide Parteien zu einer neuen Untersuchung nach Rom; dieß reizte die abermals zu Douzi versammelten Bischöfe und selbst den König Karl den Kahlen, der ihm durch den Hinkmar von Rheims antworten ließ, zu ernstlichen und kräftigen Gegenerklärungen, wodurch der Papst zu milderer Maßregeln gestimmt wurde. Hinkmar blieb seines bischöflichen Stuhls verlustig; er wurde aus seiner Provinz verwiesen, ins Gefängniß geworfen und selbst, des Aufruhrs verdächtig, auf Befehl des Königs geblendet. Erst nach dem Tode des Königs erlaubte ihm der Papst Johann VIII., der im J. 878 nach Frankreich gekommen war, und bei dem Hinkmar eine Klagschrift gegen seinen Oheim eingereicht hatte, die Messe lesen zu

dürfen, und einige Einkünfte aus dem Bisthum Laon zu ziehen. Er starb aber bald darauf noch vor dem J. 882, dem Todesjahre seines Oheims.

Überschaut man diesen kurzen Abriss der Schicksale Hinkmars<sup>4)</sup>, so berechtigt dieß zu der Vermuthung, daß er, getäuscht durch die falschen Grundsätze der Decretalen des Pseudoisidor, dieselben gegen die in Frankreich noch bestehenden Kirchengesetze, welche an seinem Oheim wie an dem Könige, kräftige Vertheidiger fanden, geltend zu machen suchte, aber zu wenig Klugheit besaß, um den nachtheiligen Folgen, welche dieses bei solchem Widerstande für ihn haben mußte, vorbeugen zu können. Mehrere von ihm in diesen Streitigkeiten verfaßte Briefe und andere kleine Urkunden finden sich in den Sammlungen von Sirmund und Labbe.

(Lobegott Lange.)

HINKS (W.). Ein Künstler, welcher die Malerei und Kupferstecherkunst mit gleichem Erfolg übte, von dessen Leben aber nichts Näheres bekannt ist. Nach eigener Zeichnung hat er ein Blatt roth punkirt gestochen, welches die Unschuld darstellt; ferner the Cat, mit einer Stelle aus Tristram Shandy, wie auch 12 Blätter über die Pflanzung des Flachses, und endlich eine Allegorie auf den Eid. (F üßli. Th. 2. S. 548.) (A. Weiss.)

HINLOPEN (Henlopen), 77° 32' 30" w. L. über Paris, 88° 46' 11" n. Br., südliche Einfahrtspitze der Delaware-Bai, nördlich von Kurtenort Lewistown (Stat. Delaware, verein. Stat. v. Nord-Amerika) auf Nord-Amerika's Ostseite am atlantischen Meere, 18 deut. Meilen südlich von Philadelphia. Das Cap hat einen Leuchthurm, und die die Delaware-Bai aufwärts fahrenden Schiffe nehmen hier Lootsen ein; das Fahrwasser ist dort 4 Klafter tief, wenn man dasselbe in Entfernung von  $\frac{1}{2}$  Seemeilen umsegelt. Vom Cap May, der nördlichen Einfahrtspitze ist Cap Hinlopen  $\frac{1}{2}$  deut. Meilen entfernt. (C. N. Rüding.)

Hinna (ol), f. Henna (el) u. Lawsonia inermis L.

Hinnit, Hinnita, Hinuite, f. folg. Art.

HINNITES, deutsch Hinnit, fr. Hinnite (Paleont.), ein Muschel-Geschlecht, von DeFrance<sup>1)</sup> gebildet, für einige mit Ostrea, Spondylus und Pecten verwandte fossile Arten. Gray<sup>2)</sup> hat später eine lebende Art (Lima gigantea Gr., dann Hinnita gigantea (Gr.) gefunden, und G. B. Sowerby<sup>3)</sup> noch zwei lebende hinzugefügt (H. corallinus Sow. von der Ostküste Africa's und H. pusio Sow. - Pecten pusio Lam. - Pecten distortus alior. aus dem Mittelmeere), wozu endlich noch Deshayes<sup>4)</sup> den H. sinuosus (Pecten sinuosus Lam.) von der britischen Küste gebracht hat. Der Ge-

<sup>1)</sup> Vollständig erzählt sie Schröter's Kirchl. Gesch. XXII. Thl. S. 176 ff.

<sup>2)</sup> DeFrance im Dict. d. scienc. nat. XXI. (1821) pag. 169. 170. DeFr. schreibt unrichtig H. Cortesyi. <sup>3)</sup> J. E. Gray in Annals of philosophy 1826. XII. pag. 103 - 106. <sup>4)</sup> G. B. Sowerby im Zoological Journal, Vol. III. pag. 67. <sup>5)</sup> Deshayes im Dictionnaire classique d'histoire naturelle, Art. Hinnites.

<sup>1)</sup> Die betreffenden Schreiben f. Hincmar's Rhem. Opp. Tom. II. p. 316 sq. ed. Sirmund., Labbei Concil. Tom. VIII. p. 1760 sq. <sup>2)</sup> S. den Art. Hinkmar v. Rheims. <sup>3)</sup> ER. f. Collos Concil. Duziac. (Paris 1658. 4.) und Labbe l. l.



schlechts: Charakter wurde dadurch verbessert und vervollständigt, und der Name wegen der lebenden Arten von Gray<sup>5)</sup> in *Hinnita* und endlich in *Hinnus* umzuändern vorgeschlagen. Ganz neuerlich hat *Marcel de Serres* einer lebenden Art von *Isle de France* erwähnt und zwei fossile Arten bekannt gemacht<sup>6)</sup>. — Die *Hinniten* sind anfänglich ganz wie die *Pecten*-Arten gestaltet, und auch mittels eines *Byssus* äußerlich so befestigt, daß sie sich etwas bewegen und regelmäßig wie diese ausbilden können. Etwas älter geworden verkittet sich jedoch die rechte Klappe gewöhnlich durch ein besonderes kalkiges Zement an ihrer äußern Oberfläche mit dem fremden Körper, worauf sie liegt, mit einem Steine, einer andern Muschel u. dergl., daher wird ihre Oberfläche durch jenes Zement theilweise verdeckt, die Muschel kann sich nicht mehr bewegen noch gleichmäßig entwickeln, sie wird unregelmäßig, der *Byssus* überflüssig, und die Ausrandung für dessen Austritt verliert sich oft. Daher hatte Gray die *Hinniten* anfänglich unter die *Spondyloiden* zwischen *Spondylus* und *Plicatula* gestellt, *Sowerby* jedoch sie dem Geschlechte *Pecten* wieder mehr genähert. Die neuere Diagnose des Geschlechtes ist daher: „*Testa bivalvis, inaequivalvis, subinaequilatera, adhaerens, irregularis, radiata, solubilis. Valvae auriculatae, radiatim striatae, asperae; utraque area cardinali subquadrangulari distincta; dextra adultior zonâ medianâ camento plerumque tecta. Sinus byssi parvus, sub auriculâ dextrâ. Cardo edentulus, cartilagine elasticâ, clavata in valvae utriusque sulco longitudinali profundo posita. Ligamentum marginale, lineare, rectum. Impressio muscularis magna, postica, in pallialem cum margine parallelam deorsum et antrosum continuata.*“

Die Textur und Zusammensetzung der Schale ist wie bei den *Auffern*, daher sie sich mit diesen in Gebirgsschichten erhält, wo andre *Conchylien* aufgelöst worden und verschwunden sind. Vier fossile Arten.

1) *H. crispus* nob. — *H. Cortesii*. *Desf.* tb. 61. fg. 1. 2.; *Blainv.*<sup>7)</sup> tb. 61. fg. 1. 2. *Ostrea crispata* *Brocchi*<sup>8)</sup>. *H.* testa minus crassa, oblonga, valva dextra laminis laciniatis, concentricis circularibus, sinistra aculeis linguatis radiatim dispositis. Long. 0, 140. In der Subapenninen-Formation um *Castell' arguato* im *Piacentinischen*, im blauen *Thone*, wie im gelben *Sande*.

2) *H. Dubuisoni* *Desf.* — *J. Sow.*<sup>9)</sup> tb. 601. fg. 1. — *M. de Serres.* *H.* testa crassiuscula, oblonga, valva dextra convexa, striis incrementitiis concentricis circularibus, sinistra planiore radiis elevatis,

numerosis, prope marginem imbricato-squamosis, squamis suberectis, semicylindricis. Long. 0, 110. Zu *Saint-Paul-Trois-Châteaux* und zu *la Chevrolière* in regelmäßigen Gebirgsschichten, woraus die meisten andern *Conchylien* verschwunden sind. Im *Calcaire moëllon* in Südfrankreich; dann über dem *London-Thone* im *Crag* von *Ramsholt* in England.

3) *H. Brussonii* *M. de Serres.* testa obliqua elongata, longitudinaliter costata et striata; costis inaequalibus, alternis minoribus, superne rugosis, inferneque spinis spathulatis muricatis; auriculis subinaequalibus; valva inferiore adhaerente. Long. 0, 050. Lat. 0, 068. Im *Calcaire moëllon* in Südfrankreich.

4) *H. Lenfroyi* *M. de Serres.* testa gibbosa, irregulari, oblique ovali; costis latis elevatis, scabrusculis, distantibusque; interstitiis lineis longitudinalibus, saepe vix distinctis, binis vel solitariis; lineis transversalibus concentricis, praesertim versus marginem; auriculis fere inaequalibus; valva inferiore adhaerente. Long. 0, 079; Lat. 0, 077. In Südfrankreich, am *Calcaire moëllon* der tertiären Periode<sup>10)</sup>.  
(*H. G. Bronn.*)

*Hinnom*, s. *Ge Hinnom*.

*Hinnulus Mühsfeld.* (*Insect.*) vgl. d. *X. Tanymeoa*.

*Hinnus.* 1) *Petref.* s. *Hinnites.* 2) *Zool.* s. *Maulesel*.

**HINOGAL.** Villa der spanischen Provinz *Estremadura*, Partido de *Cacenes*, unweit des *Tajo*. (*Stein.*)

**HINOJARES.** Villa der spanischen Provinz *Jaen*, auf dem linken Ufer des *Guadalquivir*. (*Stein.*)

**HINOJOS.** Villa der spanischen Provinz und *Resortia* *Sevilla*. (*Stein.*)

**HINOJOSA**, 11° 35' N., 38° 28' W. adelige Villa in der spanischen Provinz *Salamanca*, unweit des *Yeltes*, mit 4000 Einw. und einer Fabrik von groben *Lüchern* zu *Franziskanerkutten*. (*Stein.*)

*Hinpa*, s. *Hing-pu* im *Art. China* (1ste Sect. 2te Bd. S. 166).

**HINRICHS** (*Joh. Christ.*), geboren zu *Hamburg*, gehört unter die achtungswerthe Zahl erfahrener und für *Konkunst* thätiger *Dilettanten*. Sein eigentliches Fach war die *Statistik*, die er in der *Petrischule* zu *Petersburg* lehrte. Den *Konkünstlern* hat er sich nützlich gemacht durch die Herausgabe einer *Schrift* über die neue, von *Maresch* erfundene *russische Jagdmusik*. Zu diesem Werke war er nicht nur durch einen fünfjährigen Umgang mit dem Erfinder dieser neuen *Hornmusik* und durch tägliches Hören derselben völlig geschickt, sondern er konnte auch ein von *Maresch* hinterlassenes *Manuscript* zur Ausarbeitung seines Buches benutzen, welches den Titel führt: „*Entstehung, Fortgang und jetzige Beschaffenheit der russischen Jagdmusik*. *Petersburg*, 1796. 4.

5) *J. E. Gray* in *Annals of philosophy* 1826. XII. pag. 361.

6) *Marcel de Serres* *Géognosie des terrains tertiaires* (1829) pag. 134. 135.

7) *D. de Blainville*, *Manuel de Malacologie* (1825) pag. 524.

8) *Brocchi* *Conchiologia fossile subapennina* II. (1814) pag. 567. und *Aldrovandi Museum metallicum* pag. 468. fig. 1. 2.

9) *J. Sowerby* *Mineral Conchology of Great Britain*. VI. (1829) pag. 209. 210.

10) *Auffern* den in den *Noten 1—9* angeführten *Werken* sind zu vergleichen: *Sander Rang* *Manuel de l'histoire naturelle des Mollusques* (1829) pag. 278. *G. Cuvier* *le règne animal*, 2. édit. III. (1830) pag. 124.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



vielen zudringlichen Besuchen der Neugierigen ausgesetzt. Neuere Gesetzgebungen haben diese verboten<sup>18)</sup>.

An dem zur Hinrichtung bestimmten Tage wird der Verurtheilte (in feierlicher Begleitung) an einen freien Platz geführt, wo das hochnothpfeinliche Gericht gehalten wird (vergl. den Art. Halsgericht), und wo nun der Richter, der die Untersuchung führte, oder der statt dessen vom höheren Gerichte dazu beauftragt worden, das Executionsgeschäft mit einer öffentlichen Criminalgerichtssitzung eröffnet, worin der Inquisit nochmals kurz über seine Theilnahme an dem zu bestrafenden Verbrechen vernommen, dann das Todesurtheil laut vorgelesen, der Stab gebrochen<sup>19)</sup> und der Scharfrichter angewiesen wird, dasselbe zu vollstrecken<sup>20)</sup>. Dieses erfolgt dann in Gegenwart des Criminalrichters am Orte der Hinrichtung (der Richtstelle), zu welchem der Inquisit unter gehöriger Begleitung und Bedeckung geführt wird. Über den ganzen Act wird ein genaues Protocoll geführt<sup>21)</sup>. Die meisten dieser Cerimonien sind unpassend<sup>22)</sup>. Wo ein Landesgesetz die Form nicht genau vorschreibt, steht dem Richter die zweckmäßige Abänderung frei. Zweckmäßig ist es, die einmal erkannte Hinrichtung nicht zu verzögern. Die lange Vorherverkündigung ist eine Härte, und es ist ungerecht, die Todesangst eines Unglücklichen auch nur um eine Stunde zu verlängern. Je kürzer das Gesetz hier die Frist bestimmt, desto zweckmäßiger ist es. Nach dem bairischen Gesetz<sup>23)</sup> wird sie binnen 24 Stunden vollzogen, jedoch auf Verlangen des Verurtheilten ihm Aufschub von drei Tagen gewährt. Nach der preussischen Crim. D.<sup>24)</sup> heißt es, so schnell als möglich. Nach östreichischer Crim. D.<sup>25)</sup> nach drei Tagen.

Das Stabbrechen, welches noch beinahe überall in Deutschland, namentlich in Baiern<sup>26)</sup> und Würtemberg<sup>27)</sup> beibehalten ist, könnte, als eine unwesentliche Form, ganz wegfallen. Es genügt die öffentliche Ablesung des Urtheils am Hinrichtungstage auf einem öffentlichen Platze. In Preußen<sup>28)</sup> geschieht die Vorlesung am Richtplatze. In Baiern<sup>29)</sup> am öffentlichen Platze.

Die Öffentlichkeit der Vollziehung selbst, und ob diese zu den nothwendigen Eigenschaften der Todesstrafe gehöre, ist ein criminal-politisches, bei weitem noch nicht hinlänglich erörtertes Problem<sup>30)</sup>. Die Gründe

für und wider sind gewichtig, die Waagschalen schwanken, welche von beiden auch immer das Übergewicht bekommen. Die Geschichte älterer und neuerer Zeiten liefert Belege für und wider. Schon die La Kadämonier vollzogen ihre Todesurtheile bei Nacht, damit nicht dem dasselbe mit Fassung und Muth aushaltenden Übeltäter durch Äußerungen der Freude und Bewunderung der anwesenden Volksmenge Belohnung zu Theil werde, in Augenblicken, wo die Strafe ihn treffen soll<sup>31)</sup>. Erdroffelung (Laqueus), die häufigste Todesstrafe in den ältesten Zeiten des Römerstates, wurde nie anders, als im Gefängnisse vollzogen<sup>32)</sup>. Die Annalen von Frankreich und England enthalten mehrere nur zu bekannte Beispiele von Hinrichtungen im Gefängnisse, und selbst in Deutschland waren sie ehemals, vorzüglich bei Personen der höheren Stände, nicht ungebrauchlich<sup>33)</sup>. Aber solche Hinrichtungen erinnern an ein Volk, dessen Culturzustand tief unter dem unsrigen ist; ihre Zulassung gibt der Willkür nicht nur in Vollziehung, sondern selbst in Verhängung von Todesstrafen größeren Spielraum. Im Entstehen der Gesittung neuerer Zeit sind zwei Besserungspunkte des Strafsystems sichtbar geworden: die Gleichförmigkeit der Züchtigungen, und die Milderung der Strafen. Das vorurtheilsvolle Gesetz, das ein gleiches Verbrechen um der Standesverschiedenheit willen ungleich abndet, das an dem Leibeigenen oder Adligen den Mord eines Adligen oder Leibeigenen nicht mit einer und derselben Strafe und auf eine und

folvanen. Leipzig, 1792, 8. über die Publicität der Strafen; in (v. Eggers) teutich. gemeinnütz. Magazin. Bd. III. Leip. 1789, 8. S. 1—21. S. E. Püttmann, über die öffentliche Vollstreckung der peinlichen Strafen. Ein Sendschreiben an H. Benj. Rusk. Leipzig, 1792. Klein's Annalen. Th. IX. S. 190 ff. Aug. Frid. Schott D. de ignorantia populi circa poenas earum vim impediens. Lips. 1788. Ein Ungenannter im hanoverschen Magazin v. J. 1800. Nr. 75—79. Wendeborn, Zustand von Großbritannien gegen das Ende des 18ten Jahrh., Th. II. Berlin 1785. S. 42. Klein's Annalen B. IV. S. 40. Vergl. Archiv d. Crim. R. Bd. V. St. 2. S. 14. W. Bevel in den: freien Gedanken über die Verminderung der Criminalverbrechen (München 1810). Die Abhandlung von der Execution der Criminalstrafen in den Strafgefängnissen. 31) Jak. Döpler Schauspiel der Leib- und Lebensstrafen, Th. II. Leipzig, 1697, 4. S. 17. Feltr. Gfr. Scheidemann das Staatsrecht nach der Vernunft und den Sitten der vornehmsten Völker betrachtet, Th. I. Jena 1770, 8. S. 274. 32) Pet. Faber Semestrium, Liber II. (Paris, 1555, 4.) c. 7. p. 90. Ein treffliches Werk von einem Schüler des großen Cujacius, welches verdiente, von Philologen und Juristen mehr benutzt zu werden. 33) An dem nahe an der Brücke zu Braunschweig noch stehenden vieredigen Thurm wurden in älteren Zeiten nur Missethäter von vornehmerm Geschlecht hingerichtet. S. Gelehrte Beiträge zu den Braunschw. Anzeigen vom J. 1774. Nr. 53. S. 419. Vergl. noch Döpler a. a. D. S. 22. Andr. Mylius D. de jure carnicum. Lips. 1682, c. 5. §. 10. Math. Bernegger D. de judiciorum cura politica (Arg. 1624) §. 55. — Joh. Ramprad Chronik von Leisnig und Goldz. (Leisnig, 1753) S. 495. Viele Hinrichtungen sind aus höchst zweideutigen Gründen dem Auge des Publikums entzogen worden. So erzählt von rava in seinen Bemerkungen über Avignon: unter der Regierung K. Karls IX. sei daselbst ein allgemein geschäpfter Einwohner wegen des angeblichen Verbrechens des Protestantismus heimlich im Gefängnisse hingerichtet worden. Man sehe A. v. Kotzebue liter. Wochenblatt, 1813, Nr. 49.

18) Östr. Gesetz. Art. 450. Preuss. Gesetz. §. 588. Baiern. Gesetz. §. 282. 19) Geschichtliches darüber liefert Hertel de constitut. sive forma judicial. crim. sen. 1733. Walch de retrib. jud. crim. in C. C. C. abrog. sen. 1784. Stübel Crim. R. §. 341 bis 344. 20) Art. 96. C. C. C. Gerflacher a. a. D. S. 2572. 21) Martin a. a. D. §. 151. 22) Vergl. Littmann im neuen Archiv des Crim. R. S. 614. 23) §. 381. 24) §. 540. 25) §. 450. 26) Gesetz. §. 382. 27) Gesetz. §. 6. 28) Crim. D. §. 542. 29) Gesetz. Art. 582. 30) R. vergl. Mart. Hassen (Rosp. Dan. Heur. Ernesti) D. 1 et 2. de poenis occulte sumtis. Viteb. 1745. Benj. Rusk, An Enquiry into the effects of public punishments upon criminals and upon Society. London 1787, 8. Deutsch: Untersuchung der Wirkungen öffentlicher Strafen auf die Verbrecher und auf die Gesellschaft von Benj. Rusk, M. D., Professor der Chemie bei der Universität in Penn-



dieselbe Weise verblühen läßt, verletzt den naturgemäßen Gleichheitssinn; so wie die vorurtheilsvolle Gesetzgebung, die nach Gefallen Strafurtheile mehrte und erschwerte, die Folter, das Rad, den Scheiterhaufen in Schuß nahm, unstreitig den Grundsatz der Gerechtigkeit verletzt, dem gemäß die Strafe stets dem Verbrechen angemessen seyn und nie das Maß der Genugthuung überschreiten soll. Seitdem der philosophisch bessernde Menschengest auf den Ruf der Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegen jene zwei Mißbräuche der Strafgesetzgebung in die Schranken trat, und über die Gleichheit der Bestrafung für Alle und hemmendes Wirken der Strafe ohne Grausamkeit entschieden hatte; seitdem die Gesetzgeber die langwierigen Todesmartern abgeschafft, die nothwendig erachtete Strenge von aller grausamen Willkür entkleidet, und die Hinrichtungen auf den einfachen Tod zurück zu führen suchten, sieht man es als eine Art von Beruhigung für die Staatsgesellschaft an, daß ihr keines ihrer Mitglieder heimlich entzogen wird, daß selbst die Vollziehung des letzten tödtlichen Streichs mit der möglichst größten Öffentlichkeit geschieht. Eine wohl gewählte Todesstrafe darf in keinem auf Civilisation Anspruch machenden State ohne Zeugen vollzogen werden. Ob aber dazu ein zahlreich versammelter Volkshaufe erforderlich werde, oder eine Auswahl ausdrücklich hierzu eingeladener Staatsbürger genüge, ist eine zu schwierige und umständliche Frage, als daß sie hier befriedigend beantwortet werden könnte.

**Hinrichtungsarten.** Es gibt eine einfache und eine geschärfte. Eine Einteilung, wozu die lange Reihe qualvoller Todesarten Veranlassung gegeben hat, in denen sich die Barbarei des Mittelalters gefiel, und die auch noch heut' zu Tage von Einigen deshalb verteidigt werden, weil sie abschreckender seien<sup>34)</sup>. Allein schon Michael de Montaigne, dieser ehrenwerthe Veteran der allgemeinen Literatur, aus dessen Essais, wie Hugo<sup>35)</sup> bemerkt, „noch viel mehr für die Rechtsphilosophie zu nehmen ist,“ verwirft sie durchaus als Wirkungen der Racheluft. „Alles, was über den einfachen Tod geht,“ — sind seine Worte — „scheint mir grausam. Unsere Rechtsgelehrten dürfen sich nicht einbilden, daß derjenige, den das Schwert oder der Strang nicht von der Übelthat abhalten kann, sich durch den Gedanken eines langsamen Feuers, der glühenden Zangen oder des Rades werde abschrecken lassen<sup>36)</sup>.“ Alle neuere Rechtsphilosophen sprechen sich in eben diesem Sinne aus<sup>37)</sup>. Dennoch hat die Praxis beinahe aller christ-

lichen Länder von Europa bei außerordentlichen Verbrechen die Schärfungen bei der Hinrichtung bald mehr, bald weniger beibehalten.

Zu den einfachen Hinrichtungsarten rechnet man a) das Hängen (den Strang, poena suspendii), s. den Art. Henken. b) Die Enthauptung durch das Schwert, oder durch das Beil<sup>38)</sup>. c) Das Arkebüs-

den Moment verlängern und verstärken, leisten mithin — wie hinzu gesetzt wird — mehr als zur Vollziehung der Strafe nothwendig ist; sie überschreiten die Vollmacht, die der Stat von seinem Mitgliede erhielt, und sind mithin unrechtlich; sie sind unmoralisch, weil sie sich von dem Geiste der Strafe entfernen und den Stempel der Rache erhalten. Zwei ausgezeichnete Philosophen unsrer Zeit lehren dasselbe. G. Ernst Schulze (in s. Leitfaden der Entwicklung der philosophischen Principien des peinlichen und bürgerlichen Rechts. Göttingen 1813) sagt S. 294: „Vermehrung und Verlängerung der bei der Hinrichtung vorkommenden Schmerzen ist Rache, oder zu große Nachgiebigkeit gegen Volksmeinung.“ Er setzt hinzu: „es ist leicht vorherzusehen, daß, was davon in den Gesetzbüchern civilisierter Nationen noch übrig ist, nach und nach außer Gebrauch kommen werde.“ Wilhelm Traugott Krug (in s. Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte 2. B. S. 877) bemerkt: „Es muß bei der Hinrichtung alles Schaugepränge, welches daraus ein Volksspectakel macht, und noch mehr alle Barbarei und Grausamkeit vermieden werden, weil diese den Menschen entehrt und, statt Abscheu gegen das Verbrechen zu erregen, nur dazu dient, das Mitleid für den Verbrecher in Anspruch zu nehmen.“ 33) Vergl. im Allgemeinen über die verschiedenen Arten der Enthauptung: Rivinus, de poena gladii apud Romanos. Lips. 1727. Schlosser, de usu gladii in suppliciis apud Romanos. Francof. 1769. Meiners, über die Hinrichtung mit dem Schwerte (in der Berliner Monatschrift von 1784. S. 408—422). Sämmerling sur la supplice de la guillotine (im Magazin encyclopédique. Tom. III. p. 473). — Glosius, über die Enthauptung. Tübing. 1799. Die Guillotine, verglichen mit anderen zur Bewirkung der Todesstrafe gebräuchlichen Instrumenten (in Grollmann's Bibliothek für die phys. Rechtswissenschaft. Th. I. St. 1. S. 387 flg.). Klein, über die Hinrichtung der Verbrecher (im Archiv des Criminalrechts. Bd. V. St. 2 u. 4). Kleinschrod a. a. O. Th. III. S. 12—14. G. B. Böhmer in s. trefflichen Aufsatz über die Wahl der Todesstrafen (im neuen Archiv des Criminalrechts. Bd. IV. S. 56 u. f. und S. 343 u. f. S. 9.). Bei manchen durch das Schwert hingerichteten Delinquenten will man rückbleibende Spuren von Bewußtseyn und Empfindung nach der Trennung des Hauptes vom Rumpfe bemerkt haben. Das Maximum derselben soll nach einem, wahrscheinlich höchst übertriebenen, Anschläge sich auf die Dauer von einer Viertelstunde belaufen können, während sie nach den Erfahrungen, auf welche man sich beruft, kaum eine oder ein Paar Minuten ausfüllt. Auf diese Entdeckung ist man gegen die galvanischen Versuche mit den Köpfen enthaupteter Personen bedenklich geworden. Dierkwürdig bleibt in dieser Beziehung der königl. preussische Specialbefehl d. d. Berlin den 21. März 1803 u. 10. April 1803, abgedruckt in Natth's B. I. S. 202 u. 203, nach welchem auf den Grund eines Gutachtens des Ober-Collegii medici et Sanitatis, die galvanischen oder Reizungsversuche mit dem Körper enthaupteter Personen und einzelner Theile desselben ohne alle Einschränkung verboten worden sind. Vergl. Melgebauer Sammlung derjenigen Gesetze und Verordnungen, welche die preussische Criminal-Ordnung erläutern oder abändern. (Hamm 1824. S. 201.) Die hieher gehörigen Abhandlungen und Schriften findet man angezigt von Böhmer in s. Handbuch der Literatur des Criminalrechts, (Göttingen 1816. S. 704 u. flg.). Besondere Aufmerksamkeit verdienen noch folgende Schriften: J. Wendt, über die wahrscheintliche Fortdauer des Bewußtseyns in einem vom Rumpf getrennten Kopfe. Berlin 1803. A. Badig, Beweis, daß ein vom Rumpf getrennter Kopf sogleich das Bewußtseyn verliere, nebst Erklärung der an dem Kopfe des enthaupteten v. Troer wahrgenommenen

34) Vergl. Kleinschrod systemat. Entwicklung u. s. w. Th. III. S. 10 u. 11. 35) In s. Lehrbuch der civilistischen Literaturgeschichte S. 170. 36) Vergl. diese Stelle aus den Essais in ihrem Zusammenhange bei Chr. Ludw. Pualzow observationes ad jas Boruss. Fasc. I. obs. 15. p. 75 u. 76. 37) Der Verfasser in der bereits angeführten Abhandlung über die öffentlichen Hinrichtungen im hannov. Magazin v. J. 1800. S. 1430. sagt: „Da das Leben des Menschen das höchste Eigenthum desselben ist, so muß die simple Verurteilung davon auch seine höchste Strafe seyn.“ Alle Gradationen in dieser höchsten Strafe selbst, da man eine Todesstrafe wählt, die mit Qualen begleitet ist, welche



siren, d. h. das durch ein Feuegewehr vollzogene Erschießen<sup>39)</sup>. d) Das Ertränken oder Säcken<sup>40)</sup>.

Die geschärften oder qualificirten Hinrichtungskarten sind entweder innerlich qualificirt, wie das Rädern (poena rotae, d. h. das Zerschlagen und Zerstoßen der Gelenke mittels eines Rades oder einer eisernen Keule durch die Hand des Henkerknechts, was entweder von oben herab — indem die Brust zuerst zerstoßen wird — oder von unten hinauf, in diesem Falle jedoch gewöhnlich nach vorausgegangener unvermerkter Erdrosselung geschieht<sup>41)</sup>), das Verbrennen, Biertheilen, Pfählen und Lebendigbegraben (Strafen, die, mit Ausnahme des Räderns, in allen gesitteten Staaten Europens nicht mehr vollzogen werden); oder äußerlich qualificirt, bald durch ein der Hinrichtung vorausgehendes Übel, wohin das Schleifen zur Gerichtsstätte, das Kneipen mit glühenden Zangen und das Abhauen der Hand vor der Hinrichtung gehört; bald durch ein nachfolgendes Übel, z. B. durch Flechten des Leichnams auf ein Rad, Stecken des Kopfes auf einen Pfahl, Verbrennen des Körpers nach der Enthauptung u. s. w.<sup>42)</sup>. Alle diese Barbareien empören jenes naturgemäße Mitleidsgesühl, das mit dem Duldenden leidet, und der Grausamkeit zürnt. Die Gerechtigkeit und Menschlichkeit der Regierungen läßt sie nicht mehr zum Vorschein kommen. Heut' zu Tage betrachtet man diejenige Hinrichtung für die zweckmäßigste, welche sich nach dem von Böhmer<sup>43)</sup> aufgefundenen Maßstab zur Würdigung ihrer verschiedenen Arten, dem obersten Grundsatz der Humanität am innigsten anschließt, und, jedes mit dem Begriffe eines gesetzlichen Todes nicht unumgänglich verbundene Übel vermeidend, die meisten Rücksichten für den Verbrecher, für dessen Familie, für den Vollzieher des Urtheils, für die Zeugen dieser Vollziehung und für das Ganze der Staatsgesellschaft vereinigt.

In Rücksicht auf den Verbrecher muß die Hinrichtung die möglichste Sicherheit bei Ertheilung des

tödlichen Streichs gewähren. Ihre Vollziehung muß schnell und leicht erfolgen; denn langsam hinrichten heißt die Todesstrafe vervielfältigen. In Rücksicht auf die Familie des Verbrechers muß sie nicht härter in ihren Folgen gemacht werden, als unumgängliche Nothwendigkeit es erfordert. So erfordert es die Menschlichkeit, die Reste eines Hingerichteten seinen Verwandten zur anständigen Beerdigung zu übergeben. Diese Sitte ist auch in Großbritannien, Frankreich und andern Ländern durch Gesetz oder Herkommen eingeführt. In Teutschland läßt man sie hier und da jenen zum Schimpf unbegraben auf dem Rabenstein vermodern<sup>44)</sup>. In Absicht auf die Vollzieher der Hinrichtung darf nicht unerwogen bleiben, daß selbst die angestrengteste Sorgfalt desselben dem Gefühle der Natur unterliegt. Wie oft haben nicht plötzlich eintretende Krankheitsursachen, die Bitterung, das Wogen des schaulustigen Publikums, der Körperbau, der Mitleid stehende Blick, vielleicht selbst Verruchtheit des Delinquenten und ähnliche Zufälle an dem Mißlingen der Hinrichtung Antheil? Es ist unrecht, in einem solchen Falle den Strafvollzieher, der als solcher dieselbe Rücksicht verdient, wie jeder andere achtungswerthe Diener des Stats, augenblicklich mit Vorwürfen überhäufen lassen, oder ihn, wie es oft geschehen, dem Unwillen der Umstehenden Preis geben. Nur wirklich erwiesene Unachtsamkeit oder Ungeschicklichkeit ziehe ihm die verdiente Rüge auf dem gesetzlichen Wege zu. Diese kann allerdings in mehrjähriger Freiheitsstrafe und im Verlust der Scharfrichtergerechtigkeit bestehen<sup>45)</sup>. Das Mißlingen der Vollstreckung hindert übrigens die Wiederholung derselben nicht<sup>46)</sup>.

Ob man gesetzlich Verbrecher hinrichten, d. h. von Statswegen tödten dürfe, oder ob diese Thätigkeit recht oder doch nothwendig sei, ist die seit Beccaria so vielfach angeregte und erörterte Frage über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe überhaupt, welche die Philosophie unseres Jahrhunderts noch zu lösen hat. Wenig-

nen Erschießungen. Breslau 1808. 39) Diese unter dem Militär vorzüglich übliche, gegen Personen anderer Stände nur selten, immer nur gegen männliche Verbrecher, und nur in den Fällen zur Anwendung kommende Strafe, wo militärische oder aus Civils und Militärpersonen gemischte Gerichte das Todesurtheil ausgesprochen haben, wird nicht durch Henkers Hand vollzogen. Sie gilt daher in der öffentlichen Meinung nicht für eine infamirende Strafe. Ihre Vollziehung ist aber sehr unsicher. Vergl. G. W. Böhmer über die Wahl der Todesstrafen a. a. D. §. 17. 40) Mit Unrecht wurde sonst diese Hinrichtungskarte zu den qualificirten Hinrichtungskarten gerechnet. Vergl. G. W. Böhmer a. a. D. §. 17—19. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist diese Todesart in Teutschland, theils durch ausdrückliche Verordnungen der gesetzgebenden Gewalt, theils durch die Praxis außer Gebrauch gesetzt worden. Vergl. G. W. Böhmer a. a. D. §. 17. 41) S. Carpzov, pract. crim. qu. 128 und Hohmor ad Carpzov. h. l. Idem ad C. C. C. art. 192. §. 2. Meißner rechtl. Erkenntnisse. Th. 4. dec. 101. S. 457. Dommern, Beiträge zur jurist. Literatur in den preuß. Staaten. Ste Sammlang. S. 201. 42) S. darüber Dopler, theatrum poenarum et suppliciorum tom. II. Heil, judex et defensor in processu inquisitionis. Lips. 1738. Cap. 6. 43) In s. schon angeführten Abhandlung über die Wahl der Todesstrafen (im neuen Archiv des Crim. R. IV. B. 1. St. Nr. III. S. 58 u. ff.).

44) S. Littmann Handbuch III. S. 655. vergl. Wittermaier Bemerkungen über den hanoverschen Entwurf. S. 11. Code pénal. art. 14. s. jedoch Bauer Entwurf eines Strafgesetzbuchs für Hannover S. 320. 45) Vergl. Mylius zu Beyer ad art. 97 u. 98 d. P. G. D. pos. 8. Quistorp P. R. §. 796. Klein Annalen u. s. w. Th. IV. S. 35. 46) Ehedem, und noch im vorigen Jahrhunderte wollte man in einem solchen Falle die mildere außerordentliche Strafe an dem Delinquenten vollzogen haben; weil man es für inhuman hielt, durch eine wiederholte Hinrichtung diese Strafe schärfer und qualvoller zu machen, als es das Urtheil verlangte. Vergl. die bei (Blümenr) Literatur des Criminalrechts §. 169 angeführten Schriften von Balchazar und Hominga, und Salig. Electa jur. theor. pract. VII. St. Nr. 52. S. 631. Dorn pract. Commentar u. s. w. Th. II. §. 421. Besonders deutlich von Cocceji in der Streitschrift: de excessu poenarum ordinariorum (Frk. 1693) c. 2. Nr. 33. verbi: „cum repetito suspendio poena gravior fiat sententia, humanius videtur extraordinariam poenam pro re nata infligi.“ — Damit stimmt auch J. Sam. Fr. v. Böhmer (in Medit. ad C. C. C. art. 97) überein, indem er sagt: „Quis enim tam inhumanus foret, ut miserum ex mortis angustiis recollectam fato tragico de novo exponere, animum subire pateretur?“ S. noch Stäbel das Crim. R. §. 341 ff. Verflacher a. a. D. S. 2571.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Klöbe von 20 bis 24 Zolle im Durchmesser, und erhält daraus 4 Axenstücke; stärkere Klöbe sind minder tauglich, weil sie älteres und darum meist weniger zähes Holz haben. Die Axenklöbe werden dann mit den bekannten Instrumenten und Handgriffen gespalten, die Axenstücke aber zuerst mit dem Beile aus dem Groben vierkantig zugehauen, hierauf an ihren beiden Enden mit dem Schnitzmesser rund bearbeitet und zuletzt mit dem Hobel gehörig glatt und gleich gemacht. Was vierkantig bleibt, wird das Mittelfeld genannt; die beiden runden etwas abfallenden Enden heißen die Schenkel. Diese erhalten ober- und unterhalb nach ihrer ganzen Länge, so weit nämlich die Nabe des Rades um sie herum läuft, eiserne, nach der Dicke abgerundete, völlig in das Holz versenkte und mit kleinen eingelassenen Nägeln befestigte Bleche (Ober- und Unterblech), damit die Axenschenkel durch die Reibung nicht leiden; auch pflegt man wohl bei einem Reisewagen, der viel aushalten muß, den ganzen Untertheil der Achse mit einem Stabe Eisen zu belegen. An jedem Ende der Axenschenkel befindet sich ein von oben nach unten durchlochtes Schenkelring, durch dessen Öffnungen die deckelförmigen Linsen gesteckt werden, die den doppelten Zweck haben, das weder das Räderwerk ablaufen, noch in die Nabe abfallender Roth eindringen kann. Anstatt der Linsen bringt man auch wohl hinlänglich große Kapseln an, die vor das Rad geschraubt werden und so eingerichtet sind, daß sie den Eingang gehörig verschließen und gegen das Eindringen des Rothes sichern. Hinten, wo die Schenkel sich mit dem Mittelfelde vereinigen, ist endlich die Ax mit einem Tragrings und Stoßbleche versehen, wider welches die Ringe und Büchse der Nabe stoßen, um das Abschleifen der Ax zu verhindern. 2) Die eisernen Axen sind erst in neuerer Zeit erfunden worden, werden aber jetzt fast allgemein an guten Kutschen, Chaisen, Cabriolets und Reisewagen angebracht, weil sie nicht allein weniger Dicke, sondern auch mehr Haltbarkeit als die hölzernen Axen haben, vorausgesetzt, daß sie gut und richtig gearbeitet sind. Da nun, nach den Gesetzen der Mechanik, die geringere Dicke eines in Pfannen oder Büchsen laufenden Cylinders, eine geringere Reibung verursacht, weil weniger Fläche auch weniger Friction hervor bringt; so müssen nothwendig eiserne Axen von weniger Umfang auch weniger Reibung veranlassen, als stärkere hölzerne Axen, die an mehreren Punkten der Reibung ausgefetzt sind. Noch mehr wird die Friction vermindert, wenn die eisernen Axen in Naben gehen, die mit Messing ausgeblüht sind; denn Eisen und Messing reibt sich nur halb so stark, als Eisen auf Eisen; auch ist die Reibung um so schwächer, je runder der Cylinder ist. Nachst dem verhindert das Einschnüren, daß die Ungleichheiten nicht so sehr in einander eingreifen. Eisernen Axen haben also entschiedene Vorzüge vor den hölzernen, sind aber nicht allein viel theurer, als diese, sondern springen auch gern in der Kälte, weil das Eisen dadurch spröder wird, und um so mehr, je schlechter das Eisen ist und je weniger Sorgfalt auf die Verfer-

tigung der Ax selbst verwendet worden. Eine Ax, welche aus einer einzigen eisernen Stange besteht, ist nicht so gut und haltbar, als eine aus 4 und mehreren Stangen bestehende, welche man zusammen geschweißt, nachher über einander gebogen, wieder zusammen geschweißt und so lang als die Ax werden soll, geschmiebet oder gerecht hat. In England setzt man die Ax entweder aus 3 Theilen zusammen, und zwar das Mittelfeld aus Holz, und die beiden Schenkel aus Eisen; oder man macht sie aus Damastmasse, die bekanntlich aus einer gleichen Mischung von Stahl und Eisen besteht. Zu dem Ende werden gleich viel dünne, dem Eisendrahte ähnliche Stäbchen Stahl und Eisen in ungleicher Mischung zusammen gelegt und wie Stricke zusammen gedreht. Mehrere solcher zusammen gedrehter Stücke werden wieder aufs beste und schnellste zusammen geschweißt. Den so erhaltenen Stab schmiedet man wieder möglichst dünn, schweißt ihn wieder mit andern eben solchen Stäben zusammen und wiederholt diese Operation wohl acht bis zehn Mal. Aus dieser Damastmasse lassen sich nun unvergängliche Wagenaxen fabriciren. Andere Verbesserungen an Wagenaxen bestehen darin, daß man Reibungsbollen rückwärts an der Schulter der Ax anbringt, und daß das Gestell, welches dieselben enthält, an der Ax selbst festgemacht ist; ferner in der Anwendung des beweglichen Ringes, zwischen den Reibungsbollen und der Ax, wodurch der Druck und die Friction an den Schultern der Axen, diese häufige Ursache des Brechens derselben, an dieser Stelle wesentlich vermindert wird. Diese Patentaxen, welche Sicherheit mit Leichtigkeit in der Bewegung in einem höhern Grade, als irgend eine andere Art der bekannten Axen, vereinigen, sind vorzüglich für Diligencen brauchbar, welche oft sehr schwer betrachtet werden, und doch sehr schnell fahren sollen; auch für Artillerie-Fuhrwerk, bei welchem Sicherheit und Leichtigkeit eben so wichtig ist, kann diese Erfindung mit Vortheil benutzt werden \*).

(Fr. Thon.)

HINTERBACKEN (Gesäß, Arschbacken; Eersbellen, Bellen, Asterpellen, Achterbacken, Achterbellen, Clunes, Nates, Gluti, Glatia, Ephedrana, Sedilia, Ischia, Regiones natium), die beiden gewölbten, ein Paar halbkugelige Polster bildende, fleischige Erhabenheiten, welche sich an der hintern Fläche des Beckens, zu beiden Seiten des Kreuzbeins befinden. Sie verlieren sich in die Oberschenkel und die Lenden, neigen sich schief nach innen und bilden daselbst eine längliche Vertiefung (Kerbe, *Crena ani*), in welcher der Mastdarm nach außen sich öffnet. Sie werden von den Gefäßmuskeln und einer dicken Fettschicht gebildet. Ihren obern Theil nennt man *Epiglutis* (*επιγλυττις*), den untern in den Schenkel übergehenden *Hypoglutis* (*υπογλυττις*, *subaaticula*). Den Thieren fehlen die

\* Dingle's politechn. Journ. 1822, S. 3., und G. Lenz's vöerger, bewegliche Axen und andere Verbesserungen an Wagenstellen, mit Kupfern und franz. Uebersetzung. München 1819. 4.



Hinterbacken und Aristoteles (de partibus animalium IV, 10.), Buffon (histoire nat. T. II, p. 54), Galen (de usu partium XV, 8.), Haller (de corporis hum. functionibus. T. I. p. 54), so wie Blumenbach u. A. hatten diese Auszeichnung des Menschen für ein Hauptunterscheidungsmerkmal des Menschen von dem Affen \*).

(Wiegand.)

HINTERBACKEN DES GEHIRNS, die beiden hintern der Vierhügel des Gehirns. s. Gehirn.

(Wiegand.)

HINTERBACKENMUSKELN, Gefäßmuskeln, Glutäen, Ballenmuskeln, Ballenmüskeln, Musculi glutaei, s. glutei, s. glutii, Nativum auctores, die einander bedeckenden, breiten Muskeln, welche die äußere Fläche des Darmbeins einnehmen und von innen, hinten und oben, nach außen, vorn und unten zum Oberschenkel herab steigen. Sie bilden die Hinterbacken, strecken den Schenkel und rollen ihn zugleich etwas nach außen, entfernen ihn so von dem entgegen gesetzten, und tragen im Stehen zu Aufrechthaltung des Körpers bei. Man unterscheidet drei Hinterbackenmuskeln: 1) den großen (Musculus glutaeus magnus, s. major, s. maximus, M. glutio-femoralis magnus, Gloutius maximus et extimus, M. ilii-sacro-femoralis, M. sacro-femoralis); er ist fast rautenförmig, liegt unter dem dünnern Theile der Schenkelbinde, größten Theils zwischen dem Kreuzknochen und dem obern Theile des Schenkelbeins, bedeckt verschiedene Muskeln, von welchen er durch ein lockeres, mit Fett angefülltes Zellgewebe geschieden ist, Gefäße und Nerven, kommt von dem äußern Knorren des Darmbeins, von dem untern Theile der äußern Fläche des Kreuzbeins, von dem Rande des Steißknochens, dem heiligen und Sigbeinbande, so wie von dem Sigknorren mit kurzen sehnigen Fasern, läuft als ein sehr dicker, starker Muskel, dessen Fleisch in viele beträchtliche, lose neben einander liegende Bündel getheilt ist, von innen und oben nach außen und unten und heftet sich durch eine sehr starke und breite Sehne, welche sich am obern Rande mit der Schenkelbinde verbindet, an die äußere Kefze der rauhen Linie des Schenkelbeins und an den untern Theil des großen Kollhügels. Mehrere Schleimbälge liegen zwischen diesem und den nahen Muskeln. Außer der angeführten Wirkung spannt er noch die Schenkelbinde und zieht, nach unten wirkend, das Hüftbein nach unten und innen und gleich dem Steißbeine nach vorn.

2) den mittleren oder zweiten Hinterbackenmuskel, Gefäßmuskel von mittlerer Größe (M. glutaeus medius, s. secundus, Gloutius medius et secundus, M. glutio-trochantericus medius, M.

ilio-trochantericus, M. ilio-trochantericus magnus); er ist kleiner als der vorige, jedoch fester und dreieckig. Er entspringt von dem hintern Theile der äußern Fläche des Darmbeins und von der Schenkelbinde, und geht, indem seine vordern und mittleren Fleischbündel gerade, die hintern mehr schräg von hinten nach vorn absteigen, zum großen Kollhügel des Oberschenkels, an dessen äußere Fläche er sich durch eine kurze, breite, aber starke Sehne verbindet.

3) den kleinen oder dritten Gefäßmuskel (Musculus glutaeus minor, s. minimus, s. tertius, Gloutius tertius et intimus, M. glutio-trochantericus parvus, M. ilio-trochantericus, M. ilio-trochantericus parvus, M. ilio-ischii-trochantericus); er hat dieselbe Gestalt, wie der ihn bedeckende zweite, nur ist er kleiner. Er entsteht von der rauhen bogensförmigen Linie und dem vordern Theile der äußern Fläche des Darmbeins, seine Fasern haben dieselbe Richtung, wie die des vorigen, und heften sich mit einer kurzen, starken Sehne an den obern Rand und den obern Theil der innern Fläche des großen Kollhügels. Zwischen den Knieen und den Befestigungspunkten haben der zweite und dritte Gefäßmuskel einen Schleimbalg.

Auch bei den Thieren findet man diese drei Muskeln, jedoch weichen ihre Ursprungs- und Befestigungspunkte und ihre Form von denen im Menschen in mancher Beziehung ab.

(Wiegand.)

Hinterbaum, s. Sattelbaum u. Webstuhl.

HINTERBEIN, das hintere Bein bei vierfüßigen Thieren im Gegensatz vom Vorderbein.

(Wiegand.)

HINTERBILSEN, Thal in Tirol, von St. Gertraud in Ulten, wo es mit dem Kirchbach zusammen fließt, westwärts gegen den Marteller Ferner. Beide Bäche erzeugen den Falzauer Bach.

(Rumy.)

Hinterboden, s. Uhr.

HINTERBRAND, eine vorzüglich in Lähmung der Hinterfüße bestehende Krankheit der Schweine, s. den Art. Schwein.

(R.)

Hinterbug, s. Bug.

Hintercastell, s. Schanze.

HINTERCASTROL, heißt auf den Schiffen eine Erhöhung des Hintertheils, auf welcher die Wache sich befindet; ihm wird das Vordercastrol, eine ähnliche Erhöhung auf dem Vordertheile, entgegen gesetzt.

(R.)

Hinterdeich, s. Deich.

HINTER DER HAND, nennen die Seelente, welche eine Schiffsarbeit verrichten, alles, was sich hinter ihnen befindet; was vor ihnen ist, wird vor der Hand genannt. Doch bedient man sich statt hinter gewöhnlich des plattdeutschen oder holländischen Wortes agter, achter.

(L. H. Müller.)

HINTER DER HAND ARBEITEN, thut der Bergmann, wenn er mit dem Fäustel (Schlägel, schweren Hammer), statt über die rechte Achsel, über die Brust und linke Achsel ausholt und auf diese Weise einen Schlag von der Linken nach der Rechten verführt.

\*) Spiegel (de corporis humani fabrica. p. 9) weiß diesem Privilegio des Menschen auch einen physisch-theologischen Zweck abzugewinnen. Er sagt: Solus homo ex omnibus animalibus commode sedet, cui carnosae et magnae nates contingere, et pro subternaculo polvinarique, tomento repleto, inserviunt, ut citra molestiam sedendo, cogitationibus rerum divinarum animum rectius applicare possit."



Es kommt namentlich nur dann vor, wenn der Raum die gewöhnliche Führung des Häufels nicht gestattet oder wenn etwas auf die Richtung des Schlags ankommt, z. B. beim Einbauen von Buchstaben. (Freiesleben.)

**HINTERE** (der), Hinterer, After, Steiß, Würzel, Gesäß, Anus, Anulus, Podex, Sedes, Posteriora, Culus, Infernum, im Allgemeinen der hintere und unterste Theil des Stammes des Körpers, worauf sich beim Menschen im Sitzen die Last des Oberkörpers stützt und der durch die Beckenknochen und die darüber gelegenen Weichtheile gebildet wird. Im engerm Sinne begreift man unter dem Hintern den Endtheil des Mastdarms und zugleich des gesammten Darmkanals, die Mündung des Mastdarms, Ostium recti, wodurch der Rückstand der dem Darmkanal einverleibten Stoffe ausgeleert wird. (s. Darmkanal u. Mastdarm). (Wiegand.)

Hintere Abwälzung, s. Uhr.

**HINTEREBBE**, die letzte Zeit der Ebbe.

(C. H. Müller.)

Hinterer Gaumenkanäle, s. Gaumenkanäle.

Hinterer Gegend des Schädels, s. Hinterhauptsgegend.

**HINTEREISEN** (das), nennt der Landwirth die Schar am Pflug im Gegensatz gegen das Vorderisen oder das Pflugsch, welches die Erde senkrecht einschneidet, worauf die Schar wagerecht dieselbe durchschneidet und zugleich aufhebt. (s. Schar.) (Friedr. Heusinger.)

Hinterer, s. Hintere (der).

Hinterer Muskelbauch des Oberschädelmuskels, s. Hinterhauptsmuskel.

Hinteres Hauptstück, s. Hinterhauptsbein.

**HINTERFÄDEN**, heißen die senkrechten, hinterwärts ausgespannten Kettenfäden eines hochschäftigen Weberstuhls, worauf hochschäftige Tapeten (Hautelisse), oder Teppiche mit richtigen Zeichnungen, Figuren, Landschaften u. s. von natürlicher Größe und Farbe gewebt werden. Da hier die Kette perpendicular gehalten wird, so kann der Unterschied der beiden abgesonderten Fäden, welche das Fach machen und den Einschub umschlingen, nicht so, wie bei der horizontalen Lage der Kettenfäden, in Ober- und Untersprung, sondern muß in Vorder- und Hinterfäden eingetheilt werden, und man sondert letztere von den Vorderfäden mittels eines Stricks, der von der Rechten zur Linken vor derselben durchgezogen wird, ab. S. den Art. Tapeten. (Fr. Thon.)

Hinterfahrte, s. Fahrte.

Hinterfessel, s. Fesselmuskeln.

Hinterflagge, s. Flagge.

Hintersleck, s. Schuh.

**HINTERFLETH**, die hintern Masten und der hintere Theil der Takelage eines Schiffs.

(C. H. Müller.)

Hinterfries, s. Fries.

**HINTERFUSS**, 1) bei vierfüßigen Thieren der hintere Fuß, im Gegensatz vom Vorderfuß; beim Menschen versteht man unter Hinterfuß, Fußwurzel, tarsus, den hintersten, stärksten und längsten Theil des

Fußes, welcher zwischen den Knochen des Unterschenkels und dem Mittelfuße liegt und von sieben, in zwei Reihen gelagerten Knochen zusammen gesetzt ist (vgl. Fuss). (Wiegand.)

2) Bei den Räderinnen heißt so eine Kante, womit eine Entoilage eingefast wird. (R.)

**HINTERGALLERIE, BALCON**, 3 bis 4 Fuß vorspringende Altane am Hintertheil großer Schiffe, welche gewöhnlich mit einem Überbau versehen sind; s. Pl. 1. F. 7. s und F. 16. d d. — Sie werden oft mit Blei oder Kupferplatten belegt. — In neuern Zeiten hat man an Kriegsschiffen keine Hintergallerien angebracht, weil das Hintertheil der Schiffe dadurch geschwächt wird. (C. H. Müller.)

**HINTERGANG**, heißt 1) in der Sprache des Weidmannes das Gehen eines Wildes aus dem Walde ins Feld, der Ausgang; 2) im Oberdeutsch. bezeichnet man mit dem Worte einen gütlichen Vergleich zwischen zwei streitenden Parteien, auch Anlaß genannt. (R.)

Hintergebäude, s. Wohnhaus.

**HINTERGEBIRGE**, nennt der Bergmann gleich jedem andern die hintere Reihe, den hintern Theil eines Gebirges im Gegensatz des Vordergebirges, der Vordberge, aber auch ein solches Gebirge, welches sich senkt. (R.)

Hintergehäuse, s. Gehäse.

Hintergehen, s. Betrug, Dolus u. Fälschung.

**HINTERGESCHIRR**, einmal das Geschirr der beiden hintern Wagen- oder Kutschenpferde, welche an der Deichsel oder Stange gehen, im Gegensatz der Vordergeschirre, wenn nämlich der Wagen oder die Kutsche mit mehr als 2 Pferden bespannt ist; dann aber derjenige Theil eines Hintergeschirrs, welcher das Gesäß oder den Hintern der an der Deichsel gehenden Pferde umgibt, aus einem 4 bis 6 Zolle breiten, riemenartigen, starken, meistens doppelten Leder besteht, mit den Seitenblättern und Brustblatte des Geschirrs fest zusammen hängt und dazu dient, daß die Deichselpferde bergunter besser aufhalten können, ohne in Gefahr zu kommen, das Geschirr abzuschieben. Ein gewöhnliches Hintergeschirr besteht: 1) aus dem Kammedel mit seinen Theilen; 2) dem Oberblatte; 3) den Brustriemen oder Bruststrippen; 4) dem Brustblatte; 5) dem Umgange; 6) den Stößeln mit Schnallen; 7) dem Bauchgurte; 8) dem Rückenriemen; 9) der gespaltenen Gabel; 10) dem hintern Oberblatte; 11) dem hintern Unterblatte; 12) den Badenriemen; 13) den Strangschleifen; 14) den Schweifklappen; 15) den Zugsträngen und 16) den Aufhaltern. S. den Art. Pferdegeschirr. (Fr. Thon.)

**HINTERGESCHLEPP**, nennt der Landwirth die Hinterfüße und Hüften des Pferdes; man achtet vorzüglich auf die Stelle, wo der Schenkel mit dem Beine zusammen gefügt ist, welcher Theil nicht fett, sondern mager und gleichsam leer, nicht klein und schwach, sondern groß und nervig seyn muß. (Friedr. Heusinger.)

Hintergeschübe, s. Schuh.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Massenfeuer die Trupps zusammen, welche während des Angriffs der Kavalerie sich auf den entferntern Kolonnenpunkten (Tete, Mitte, Queue) sammeln dürften. Feuergewehr zum ersten Angriffe taugt nicht, es schlägt gewöhnlich zu früh Lärm und schwächt oder vereitelt dadurch den Erfolg. Bei Hinterhalten aus Kavalerie und reitender Artillerie ordnet man erstere in drei Haupttheile, deren erster (leichte Kavalerie) für die Schwärmattale, der zweite (von dem ein kleiner Theil die Zugänge verrennt) zum geschlossenen Anfall auf widerstehende Truppentheile (schwere Kavalerie), der dritte zum Rückhalt für unvorhergesehene Zufälle bestimmt ist. Die Theilung der reitenden Artillerie wird zwar mitunter von der Zahl der Ausgänge vom Hinterhaltspunkte gegen den Kampfplatz abhängen; in der Regel aber reicht man mit drei Haupttheilen aus, deren erster (der stärkste) sich gegen den Anmarschpunkt des Feindes wendet und dort theils die Queue des angegriffenen Truppentheils zur Sperrung des Rückweges (Kartätschenfeuer), theils den Ausgang des Debouchés zur Hinderung ankommender Verstärkungen beschießt, während der zweite den vorwärts liegenden Zugang gewinnt und den Feind hindert, vorstige Punkte von Wichtigkeit zu erreichen. Ein dritter Theil bleibt beim Kavalerie-Rückhalte. Bei Hinterhalten aus Kavalerie und Infanterie übernimmt letztere bei gleicher Theilung die Partie der Artillerie.

c) In Bezug auf die Disposition für das Unternehmen. Zuerst erhält jeder Führer eines nach obiger Theilung selbstständig zu wirkenden Truppentheils eine genaue Vorschrift über seinen Antheil und die Art der Ausführung desselben, wobei ihm jedoch die Freiheit nach den Umständen zu handeln für den Fall gelassen werden muß, daß entscheidende Zufälle den allgemeinen Plan verändernd eintreten sollten. Bestimmt und alle Willkür ausschließend aber wird festgesetzt: „was geschehen soll, wenn das Unternehmen gelingt; wohin der Rückzug gehen und wo das Ganze gesammelt werden soll, wenn es fehl schlägt; wann, wo und wie das Zeichen zum allseitigen Losbrechen gegeben werden soll“ (Signalraketen etc.). Während des Angriffs ist von Befehlen an Einzelne nicht die Rede. Alles arbeitet auf den Zweck hin; der Führer des Ganzen bleibt beim Rückhalte, beobachtet den Gang des Gefechts und greift ein, wo es nöthig ist.

In Bezug auf die Ausführung selbst kann — da die Hauptsache nur an Ort und Stelle zu bestimmen ist — nur Folgendes angedeutet werden. Stille vor dem Angriffsmomente; Raschheit und höchste Kühnheit beim Angriff; Ordnung und Ruhe beim etwanigen Rückzuge; heimliches Fortgehen, wenn der Feind nicht kommt oder der Anschlag verrathen ist; möglichst schneller Übergang zur Offensive, wenn man einmal entdeckt und vom unbemerkten Entkommen nicht mehr die Rede ist \*).

(Benicken.)

HINTERHALT nennt der Chemiker bei Scheidung des Silbers vom Golde auf dem so genannten nassen Wege dasjenige Silber, welches noch im Golde zurück bleibt (gleichsam im Hinterhalte liegt). Nach der Stärke des Scheidewassers ist dieser Hinterhalt größer oder kleiner; auf die Mark Gold beträgt er von einem halben bis zu einem ganzen Gran. — In den Salzlagerstätten heißt die Menge des Salzes, welche von der Salzwage beim Wiegen der Sole zu wenig angegeben wurde, ebenfalls der Hinterhalt, weil er sich gleichsam versteckt hält. (R.)

HINTERHAND, heißt 1) an Thieren, namentlich auch beim Pferde das Hintertheil im Gegensatz der Vorderhand (Vordertheil); 2) technischer Ausdruck im Spielen; s. Spiel. (R.)

HINTERHANG, ein auf der Weser gebräuchliches Fahrzeug von 117 Fuß Länge und 7 Fuß Breite, welches vorzüglich als Lichterschiff gebraucht wird. (R.)

Hinterhaupt, s. Kopf u. Hinterhauptsgegend.

Hinterhauptsgegend, s. Hinterhauptsgegend.

Hinterhauptsmuskel, s. Hinterhauptsmuskel.

Hinterhauptsadergänge, Hinterhauptsaderhöhlen, s. Hinterhauptsblutleiter.

HINTERHAUPTSARTERIE (Hinterhaupts-pulsader, oder Schlagader, Pulsader des Hinterhaupts, Occipitalarterie, Arteria occipitalis s. occipitis), die aus der hintern äußern Seite der äußern Kopfschlagader, und nur selten aus der innern Carotis, entspringende und das Hinterhaupt versorgende Schlagader. Sie steigt nach außen und hinten in die Höhe, geht zwischen dem Querfortsatz des ersten Halswirbels und dem Fingelfortsatz des Schlafbeins durch, sendet auf diesem Wege zu den nahen Theilen Äste, und gibt die stilomastoideische Arterie und eine hintere Hirnhautschlagader ab. Sobald sie den Raum zwischen den beiden Fortsätzen verlassen hat, theilt sie sich in einen tiefen und oberflächlichen Ast. Der oberflächliche Ast steigt am Hinterhaupte, unter der Haut verlaufend, bis zum Scheitel in die Höhe, verbindet sich mit dem der andern Seite, der Stirn-, Ohr- und Schlafschlagader, schießt Zweige durch die Knochen zur Diploe und der harten Hirnhaut und verflecht die Schädelhaube und die Occipitalmuskeln mit Blut. Mehrere theilen diesen Ast in einen hintern und vordern. Der tiefe Zweig der Hinterhauptschlagader steigt zwischen den Nackenmuskeln, in denen er sich zerästet, oft bis zur Mitte des Rückens herab und anastomosirt mit dem der andern Seite, der Wirbels- und den Nackenzweigen der untern Schilddrüsen-Schlagader. In der Ausbreitung dieser Gefäße treten mannichfache Abweichungen ein. (Wiegand.)

\*) Über Hinterhalt und Verstecke vergl. v. Valentini, Kleiner Krieg; v. Deder, Kleiner Krieg; Desselb., Gefechtslehre der verbundenen Waffen: Kavalerie und Artillerie; G. v. W. preuß.

russ. Campagne von 1813 (Gefecht von Hainau); Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterel. Th. II. (Gefechte von Hainau); G. v. W. zur Kriegsgesch. d. J. 1813 u. 1814 (Gefecht bei Stoges).



**HINTERHAUPTSBEIN** (Hinterhauptsknochen, Occipitalknochen, hinteres oder Hinterhauptstück des Grundbeins, Grundbein, Gebirn des Vorder Schiffes<sup>1)</sup> oder des Hinterhauptes, Schiffsnabel, Bein des Hinterhauptes, viertes Bein, Gedächtnißbein<sup>2)</sup>, Nervenbein, Occipitalbein; Occiput, Os occipitis, s. occipitii, s. occipitale, Pars occipitalis ossis basilaris, Os tertium, Os quartum, Os sextum cranii, Os basillare, s. lambdoidees, s. laudae<sup>3)</sup>, s. laude<sup>4)</sup>, s. lambdae, s. prorae, s. puppis, s. memoriae, s. pyxidis, s. pixidis, s. pyxis, s. nervosum; Inion, Inon, Opisthocranion, Conis, Os fibrosum, Os peloi-cephalicum). — Der unpaarige Knochen, welcher am hintersten Theile des Schädelgewölbes und am hintersten und mittelsten Theile des Schädelgrundes liegt, und den größten Theil des Hinterhauptes ausmacht. Gewöhnlich wird dieser Knochen getrennt vom Keilbeine beschrieben, weil beide in jungen Subjecten von einander geschieden sind und bei manchen Thierarten durch das ganze Leben getrennt bleiben. Jedoch ist es richtiger, das Keil- und Hinterhauptbein als einen Knochen (als welchen wir sie bei vollkommener, ja selbst bei noch nicht völliger Knochenentwicklung im Menschen treffen) zu betrachten. Edmerring (Knochenlehre S. 109) und dann Fr. Meckel (Hdbch. d. menschl. Anat. II. 87 u. 88. S. 527. Anmerk.) haben dieses zuerst gethan und beide Knochen als ein gemeinschaftliches Grundbein (Os basillare s. Os sphaeno-occipitale) dargestellt, das bei leichtern Übersicht wegen wieder in Keilbein- und Hinterhauptstück zerfällt<sup>5)</sup>.

Es erscheint der Hinterhauptsknochen in jeder Hinsicht als ein vergrößerter Wirbel; er stellt, wie alle Wirbel, einen Ring dar, der aus einem dickern vordern und einem dünnern hintern, (aber bei Weitem stärkeren, breiteren und höhern) Fortsätze abschickenden Theile gebildet ist (vgl. Meckel a. a. D. S. 529). Man unterscheidet an dem Occipitalknochen, nach den im Fetus vorfindlichen, leicht von einander zu trennenden Stücken desselben, den Zapfentheil, die Gelenktheile und den Hinterhauptstheil.

I. Der Zapfentheil (vordere oder Grundtheil, Grundfortsatz, Pars s. processus basillaris s. anterior ossis occipitis), der dickste, kleinste und schmalste Theil des Knochens, liegt zwischen den Gelenktheilen vor dem Hinterhauptloche und steigt im Boden der Hirnschale nach vorn in die Höhe. Er ist unregel-

mäßig sechseckig, an seinem hintern und untern Theile breiter und dünner, als an seinem vordern und obern und entspricht dem Körper der übrigen Wirbel.

Die vordere, untere oder äußere Fläche des Basilartheils ist etwas convex und krümmt sich zu beiden Seiten in die Höhe. In der Mitte derselben bemerkt man eine von vorn nach hinten über die ganze Fläche laufende liniensförmige Erhabenheit, die zuweilen nur einen kleinen Hügel vorstellt und Kamm, Stachel oder Höcker des Grundfortsatzes (Spina s. crista basillaris s. pharyngea, s. Tuberculum basillare) heißt. Es dient diese Erhöhung der bandartigen Spitze des Schlundkopfs zur Anlage. Zu beiden Seiten des Kammes sieht man zwei symmetrische, hinter einander liegende schiefe Linien und hinter der zweiten eine glatte Furche, an welche sich der kleine und große vordere, gerade Kopfmuskel anlegen; sie bildet die Gränze zwischen dem Zapfen und den Gelenktheilen.

Die hintere, obere oder innere Fläche steigt von vorn nach hinten beträchtlich abwärts und ist in der Mitte, der Länge nach, von einer Seite gegen die andere ausgehöhlt, die Grube des verlängerten Markes, die Ausbuchtung für das verlängerte Mark, (fossa medullae oblongatae, s. pro medulla oblongata). Zwischen dieser, zur Ausnahme des verlängerten Hirnmarks bestimmten Grube und dem Seitenrande bemerkt man gewöhnlich eine feichte Furche von dem hintern Felsenblutleiter (Sinus sinus petrosi posterioris).

Außer diesen Flächen unterscheidet man noch folgende Ränder: a) den hintern oder untern Rand, welcher den vordern Theil des Umfanges des großen Hinterhauptloches bildet; b) die Seitenränder (deren man auch wohl zwei hintere und zwei vordere annimmt, von denen jene von hinten und innen, nach vorn und außen verlaufen und mit den vordern Rändern der Gelenktheile zusammen fließen, während diese nach vorn convergiren) sind raub, scharf und etwas ausgeschweift, und gehen in die Ränder der Gelenktheile über; c) den vordern Rand, margo sphaenoidalis, welcher raub, breit, fast viereckig und in jüngern Subjecten durch Knorpelmasse, später aber durch Knorpelsubstanz mit dem Keilbeine verbunden ist.

II. Die Gelenktheile (Seitentheile, Jugularprozesse, Partes articulares, s. condyloideae, s. laterales, s. jugulares ossis occipitis) liegen zu beiden Seiten des Hinterhauptloches, haben nach vorn den Basilartheil zwischen sich und gehen nach hinten und unten, allmählig an Breite zunehmend und sich verdünnend, an das Hinterhauptstück. Man unterscheidet an ihnen die Flächen und die Ränder.

An der höckerigen und unebenen unteren oder äußeren Fläche bemerkt man auf jeder Seite eine längliche, schwach nach unten gewölbte, mit einer glatten, dünnen Knorpelscheibe überzogene Erhabenheit, die von hinten und außen nach vorn und innen sich einander nähern, immer dicker werden, je weiter sie nach vorn kommen und einen innern höhern und äußern niederen

1) Wegen der Ähnlichkeit des umgekehrten Schädelgewölbes mit einem Rahne oder Schiffe, womit es die Araber verglichen; daher auch die Benennung Schiffsnabel, Os prorae, Os puppis (da man das Hinterhaupt sowohl als Vorder- und auch als Hintertheil dieses Schiffes betrachten kann). 2) Ursprünglich von den arabischen Ärzten, welche diesen Theil des Hauptes für den Sitz des Gedächtnisses hielten. 3) 4) Os laudae s. laudo wahrscheinlich statt lambdae von Mundini und Vesalius corruptum. 5) über die von Spix (Cephalogenesis Monach. 1815. p. 16) gegen diese Ansicht ausgesprochenen Einwendungen s. Fr. Meckel a. a. D. S. 527. Anmerkung.



ren Rand haben. Sie nehmen den größten Theil dieser Fläche ein und heißen Gelenkknöpfe (condyloideische Prozesse des Occipitalknochens, Gelenkhügel, Gelenkfortsätze, Knopfsicht oder Knopfförmige Fortsätze, Gelenkprozesse des Hinterhauptbeins; *Processus condyloidei ossis occipitis, Condylus, Apophyses condyloideae, s. condylosae, Condylus oblongus, Capita, Appendices, Tubera, coronae ossis occipitis*). Sie ruhen in der Gelenkvertiefung des ersten Halswirbels und dienen zur Articulation des Kopfes. Neben dem äußern Rande des Gelenkknopfes sieht man eine raube Furche, und neben dem innern eine raube Grube vor der Anlage der Gelenkbänder. Über demselben nach vorn und außen liegt die äußere Öffnung des vordern, von hier schräg nach innen verlaufenden, Gelenkanals (*foramen condyloideum anterius, foramen canalis condyloidei anterioris*), durch welche der Zungenfleischnerve aus dem Schädel geht. Dicht hinter jedem Fortsatze sieht man eine rundliche Vertiefung (die hintere Gelenk- oder Knopf- oder condyloideische Grube, oder hintere Grube des Gelenkfortsatzes des Hinterhauptbeins, *fossa, s. fossula s. fovea condyloidea ossis occipitis*), bestimmt für die Aufnahme von Gelenkdrüsen. Im Boden derselben bemerkt man ein größeres oder kleineres Loch (das hintere Loch des hintern Gelenkanals, *foramen condyloideum posterius*), wodurch eine Vene geht, welche die äußeren Blutgefäße des Kopfes mit den innern verbindet. Dieses Loch, welches zuweilen auf der einen oder der andern Seite fehlt, ist die hintere Öffnung des schräg von hinten und innen nach vorn und außen verlaufenden hintern Gelenkanals (*Canalis condyloideus posterior*). Außerdem bemerkt man noch neben der stark hervor stehenden Ecke des Seitentandes einen Höcker (*tuberculum jugulare nach Hesselbach*), welcher, wie die übrigen hier vorfindlichen Ungleichheiten, den Muskeln zur Anlage dient.

Auf der obern oder innern Fläche ragt da, wo der Gelenktheil mit dem Basillartheile zusammen stößt, auf jeder Seite eine kleine, längliche, hügelartige Erhabenheit hervor, welche der ungenannte Höcker (*Processus clinoides, s. anonymus, s. medullae oblongatae, s. pro medulla oblongata, Tuberculum basilare, s. jugulare*) genannt wird und die Lage des verlängerten Markes sichert. Unter dieser verläuft der vordere condyloideische Kanal, der sich hier durch ein Loch neben dem großen Hinterhauptloche öffnet (innere Öffnung des vordern Gelenkanals, *foramen canalis condyloidei anterioris, foramen condyloideum anterius*).

Ferner bemerkt man nach außen und hinten eine breite kurze Furche (Furche des Querblutleiters *Sulcus sinus transversus*), welche schräg von außen nach innen bis zum ungenannten Höcker geht und das Ende des in einer Rinne am Schläfe- und Hinterhauptbeine liegenden Querblutleiters ist und zwischen welcher und dem Höcker die vordere Öffnung des hintern

Gelenkanals (*foramen canalis condyloidei posterioris, foramen condyloideum posterius*) sich befindet.

Am vordern Rande dieser Furche erhebt sich ein schmaler, nach innen und hinten gekrümmter, meist dreiseitiger Fortsatz, der Drosselfortsatz (*Processus jugularis*), auch Keilspitze, Jugularprozess, Drosseladerfortsatz, Drosseladerstachel, Dornfortsatz des Grundbeins, Dorn des Keilfortsatzes, (*Spina jugularis, Processus spinosus, Eminentia jugularis ossis occipitis*) genannt, dessen untere, schwach hervor stehende Ecke Drosselwinkel, *angulus jugularis*, heißt. Es nimmt diese Spitze nach innen und oben das Ende des Querblutleiters auf und stößt mit ihrer Ausbuchtung an der vordern Fläche an einen ähnlichen Ausschnitt am Felsentheile des Schläfebeins, wodurch ein gemeinschaftliches Loch (das Jugularloch, Drosseladerloch, Halsblutaderloch, zerrissenes Loch, Loch für die innern Halsnerven, *foramen jugulare, s. lacerum, s. disruptum, s. irregulare, Rima petroso-occipitalis, s. occipitali-petrosa*) gebildet wird. Dieses ist ungleich und bald durch eine knöcherne, bald durch eine membranöse Scheidewand in zwei Theile gespalten. In dem hintern größern Raume liegt der bulbos der innern Jugularvene, der sich mit den Querblutleitern vereinigt, aus dem vordern kleinern treten der herum schweifende, der Zungenschlundkopf- und der Beinerve des Willis hervor.

Die Ränder der Gelenktheile des Hinterhauptbeins sind folgende: 1) die äußeren, welche mit einer starken Ausschweifung (*Sinus jugularis*) am Ende der Furche für den Querblutleiter anfangen, hier am breitesten sind (nach Andern der vordere Rand) und in die zackigen Sitzentränder (*Margines mammillares*) übergehen; 2) die innern Ränder, welche die Seitentheile des Hinterhauptloches, das durch die von oben nach unten und innen absteigende Fläche dieser Theile hier seine größte Weite erhält, bilden.

III. Der Hinterhauptstheil (Hinterhauptstück, Nackentheil, Schuppe, Körper, Occipitaltheil, *Pars occipitalis, s. nuchae, Squama, Corpus ossis occipitis*) ist der größte und hinterste Theil des ganzen Knochens, steigt von unten und vorn nach oben und hinten empor, hat eine fast dreieckige, muschelförmige Gestalt, und bildet den hintern, untern und mittlern Theil des Schädelgewölbes. Man unterscheidet an ihm zwei Flächen und fünf Ränder.

Die äußere, hintere, gewölbte Fläche ist convex, an ihrer oberen schmaleren Hälfte glatt und an ihrer unteren breiteren (dem so genannten Nackenstücke) durch Erhabenheiten und Vertiefungen von der Anlage der Weichtheile uneben. Man bemerkt ungefähr in der Mitte dieser Fläche, da wo der glatte Theil aufhört, den äußern Hinterhauptshöcker (auch äußerer Hinterhauptstachel, Occipitaltuberositas, Hinterhauptstuberosität, Hinterhauptsgräte, Hervorragung des Hinterhauptes, Erhabenheit des Hinterkopfes, Hinterhauptserhabenheit, Budel des Hinterhauptes, Hinterhaupt-



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



tenränder der Gelenktheile; 3) mit dem Keilbeine durch den Zapfenheil und 4) mit dem ersten Halswirbel mittels der Gelenkknöpfe durch ein Gewerbgelenk.

Die Bildung des Occipitalknochens geschieht nach F. Meckel (a. a. O. S. 100—102. S. 543) aus 11 Knochenstücken. Acht bilden die Schuppe, die drei übrigen den Zapfen und die Gelenktheile. Zuerst erscheint im zweiten Monat das Rudiment der Schuppe unmittelbar hinter dem großen Loche als ein Paar getrennter, dreieckiger Knochenstücke, welche mit einander verschmelzen. Es kommen dann noch drei Mal zwei Knochenkerne parweise nach einander von unten nach oben zum Vorschein, welche sich auf dieselbe Weise vereinigen und bis im fünften Monate der Schwangerschaft die Schuppe völlig gebildet haben. Nicht selten bleiben einzelne Knochenstücke, als Zwieselbeinchen, das ganze Leben hindurch vom Hinterhauptsknochen getrennt. Etwas später als die eigentliche Schuppe, aber früher als die obere Theile derselben, erscheinen die Gelenktheile als kleine, einfache, länglichrunde Knochenkerne, noch später der mittlere Zapfenheil. In derselben Ordnung, in welcher sie entstehen, verschmelzen sie unter einander und daher trifft man die Trennung des Occipitalknochens in seine vier Theile selbst noch im reifen Fetus.

Das Hinterhauptbein des Pferdegeschlechtes zeigt auf der äußern Fläche eine große Erhabenheit, aus deren Mittelpunkt vier erhabene Linien entspringen, die ein Kreuz bilden und zwischen deren Winkeln eben so viele Gruben sich befinden, während man an der innern Fläche eine Querslinie und mehrere unregelmäßige Erhöhungen, durch welche vorzüglich drei Vertiefungen gebildet werden, bemerkt. Neben dem großen Loche sind die Knöpfe des Hinterhauptbeins, und neben diesen nach außen die geraden Griffelfortsätze. Vor den Knöpfen liegen zwei Gräten, an deren Rand man ein für den Durchgang des neunten Nervenpares bestimmtes Loch auf jeder Seite wahrnimmt.

An dem Occipitalknochen des Rindviehes sind die äußern Erhabenheiten minder beträchtlich als beim Pferde, die Knöpfe liegen mehr in die Quere, das Hinterhauptloch ist größer, die Griffelfortsätze haben mehr eine Richtung nach innen und die Löcher für das neunte Nervenpar liegen zwischen diesen und den Knöpfen.

Die Schafe und Ziegen haben ein kleines Hinterhauptbein, das im Ganzen dem des Rindviehesgeschlechtes gleichkommt und nur durch seine verhältnißmäßig größern Knöpfe sich auszeichnet.

Im Schweine besteht dieser Knochen aus zwei Theilen, die durch eine Quernaht sich verbinden, das geräumige Hinterhauptloch ist fast dreieckig, die Knopffortsätze stehen mehr auswärts und die verhältnißmäßig langen Griffelfortsätze haben eine gerade Richtung.

Bei dem Hunde und der Katze sehen wir äußerlich eine starke Hervorragung durch drei einander berührende Gräten gebildet, von denen die eine nach oben, die beiden andern seitwärts verlaufen. An derselben Stelle der innern Fläche findet sich eine dünne knöcherne Hervorragung, welche das große Hirn vom kleinen schei-

det und in der Katze stärker ist als im Hunde. Die Knöpfe sind flach und die Griffelfortsätze kurz.

Beim Geflügel besteht das Hinterhauptbein in der ersten Zeit aus vier getrennten Stücken, die später unter sich und mit dem Keilbeine und dem Felsenheile des Schlasbeins verwachsen. Der Hinterhauptstheil ist wulstförmig und bildet nach unten eine Gräte, die zu beiden Seiten eine dem Zihen- und Griffelfortsätze der Säugethiere ähnliche, bei den Schwimmvögeln am stärksten sich vorfindende Hervorragung bildet. (s. J. D. Busch's System der Thierheilkunde Bd. I. S. 108 flg. Marburg 1819.) (Wiegand.)

**HINTERHAUPTSBLUTADER** (Hinterhauptvene, Occipitalvene, oberflächliche Hinterhauptblutader, flache Nackenvene, Vena occipitalis, V. occipitis superficialis), die unter der Haut des Hinterkopfs gelegene, nehförmig mit der andern Seite, so wie mit den Stirn- und Schläfblutadern sich verbindende und das Blut vom Hinterhaupte in die äußere Drosselvene zurück führende Blutader. Meckel unterscheidet eine obere oberflächliche Hinterhauptblutader (Vena occipitalis superficialis superior) und eine untere (Vena occipitalis superficialis inferior). Jene steigt zwischen der Haut und dem Hinterhauptmuskel herab und senkt sich in geringer Entfernung unter der hintern untern Ohrblutader in die äußere Jugularvene; während letztere, hinter der obern entsprungen, zwischen dem Kappen- und den Wauschmuskeln, in einiger Entfernung hinter der äußern Drosselader nach unten herab läuft und sich am untern Theile des Halses in letztere ergießt. (Wiegand.)

Hinterhauptbluthöhlen, s. Hinterhauptblutleiter.

**HINTERHAUPTSBLUTLEITER** (Hinterhauptabergänge, Grundbeinblutleiter, Hinterhauptshöhlen, Hinterhauptbluthöhlen, Hinterhauptaberrhöhlen, Blutbehälter des Hinterkopfes, Aberrhöhlen am Hinterhaupt, Occipitalsinus, Sinus occipitales, Sinus basillares), die auf dem Grunde des Hinterhauptbeines gelegenen, zum Rückflusse des Blutes aus dem Gehirne bestimmten Kanäle der harten Hirnhaut. Man unterscheidet die vordern, hintern und den kreisförmigen Blutleiter des Hinterhauptloches.

1) Die vordern Hinterhauptblutleiter (vordere Grundbein- oder Zapfenblutleiter, vordere Hinterhauptabergänge, Sinus occipitales anteriores, s. inferiores, s. laterales inferiores, s. basillares) zerfallen in einen oberen und zwei untere.

a) Der obere vordere Hinterhauptblutleiter (oberer Zapfenblutleiter, Sinus occipitalis anterior superior, Sinus sphenoidal, S. transversus, S. transversus conciliator, S. basillaris anterior) ist ein einfacher, an der Verbindungsstelle des Hinterkopfes mit dem Keilbeine, hinter der Sattellehne, gelegener, und von dem einen hintern Felsenblutleiter quer zum andern gehender Sinus, der sich mit dem



kreisförmigen Blutbehälter des Ridley und den Zellblutleitern verbindet.

b) Die untern vordern Hinterhauptblutleiter (untere Zapfenblutleiter, Sinus occipitales anteriores inferiores, Sinus basillares, Sinus basillares anteriores) liegen auf dem Zapfen des Hinterhauptbeines vor dem großen Hinterhauptloche, also tiefer, als jener, sind unbeständig und stehen mit dem vorigen und dem Ridley'schen Sinus in Verbindung. Ihr Blut ergießen sie in den Kreisblutleiter des Hinterhauptloches.

2) Die hintern Hinterhauptblutleiter (Hinterhaupt- oder hintere Grundbeinblutleiter, Sinus occipitales posteriores, Sin. occipitales, Sin. basillares posteriores) liegen längs der Sichel des Kleinen Gehirns jeder in seinem Schenkel, steigen von der Mitte der kreuzförmigen Erhabenheit des Hinterhauptbeines nach unten zum hintern Theile des Umfangs des Hinterhauptloches und stehen mit den beiden Quersblutleitern und dem geraden, so wie mit dem Kreisblutleiter des Occipitalloches, in Verbindung. Nicht selten findet sich bloß ein hinterer Hinterhauptblutleiter vor; bisweilen ist er in seinem obern Theile doppelt, in der Mitte vereinigt, und trennt sich dann wieder.

3) Der kreisförmige Blutbehälter oder Kreisblutleiter des Hinterhauptloches (Sinus circularis foraminis magni) umgibt das foramen occipitale und kann als eine Fortsetzung des vorigen und des untern vordern Hinterhauptblutleiters angesehen werden. Er ergießt sein Blut in die Vertebralvenen.

(Wiegand.)

Hinterhauptsbuckel s. unter Hinterhauptbein.

HINTERHAUPTSDRÜSEN, Nacken- oder Occipitaldrüsen, Glandulae cervicales s. occipitales, die am Hinterhaupte gelegenen lymphatischen Drüsen (s. Lymphdrüsen).

(Wiegand.)

HINTERHAUPTSECKE DER SCHEITELBEINE, auch Hinterhauptswinkel, hinterer oberer Winkel des Scheitellknorpels, Ecke des Scheitellknorpels mitten am Hinterhaupte, Angulus occipitalis bregmatis, Angul. posterior superior ossis bregmatis u. s. w. genannt, die durch das Zusammentreffen des obern (Pfeil-) und des hintern (Hinterhaupt-) Randes des Scheitelbeines gebildete hintere und obere stumpfe Ecke dieses Knorpels.

S. Scheitelbeine.

(Wiegand.)

Hinterhauptserhabenheiten, s. unter Hinterhauptbein.

HINTERHAUPTSFONTANELLE (fontanella s. fonticulus occipitalis), auch hintere, kleinere oder dreieckige Fontanelle (s. posterior, minor, s. triangularis) genannt, — der bis zur vollendeten Knochenbildung bei Kindern vorfindliche häutig knorpelige, dreieckige Zwischenraum zwischen den noch stumpfen hintern obern Ecken der Scheitelbeine und der noch unausgebildeten Spitze des Lambdabarandes des Hinterhaupttheils des Occipitalknorpels (s. Fontanellen).

(Wiegand.)

Hinterhauptsgewurt, s. Geburt und Kopfgeburt.

HINTERHAUPTSGEGEND (Hinterhauptgegend, hintere Gegend des Schädels, Hintertheil des Hauptes, Occipitalregion, Hinterkopf, Hinterhaupt, Hinterhauptsbrevier, Nacken, Regio occipitis s. occipitalis s. occipitii s. postica capitis, Occiput, Occipitium, Cotis, Inion), derjenige Theil des Kopfes, welcher an die Schläfe, den Scheitel und Nacken gränzt und größten Theils durch das Hinterhauptbein gebildet wird. Man hat diese Region des Kopfes noch in eine obere, die eigentliche Occipitalgegend (Regio occipitalis superior) und in eine untere oder die Nackengegend (Regio occipitalis inferior, Nacha, Regio nuchae) eingetheilt, von denen jene durch die äußere Hinterhauptserhabenheit und durch die obere halbkreisförmige Linie, diese durch jenen Höcker und nach unten etwa durch die Mitte des Nackens begränzt wird. Besonders hat Rosenthal in seinem Handbuche der chirurgischen Anatomie (Berlin, 1817. S. 7 u. 8) diese, wie die übrigen Kopfgegenden genau bestimmt.

(Wiegand.)

Hinterhauptsgräthen | s. unter Hinterhauptbein.

Hinterhauptsgruben | s. unter Hinterhauptbein.

HINTERHAUPTSHAARE, auch Zopfhaare, Crines (im engern Sinne) oder Chaete (von χαιτη, juba; Thiermähne) genannt, die am hintern Theile des Kopfes hinter den Vorderhaupt- und zwischen den Seitenhaaren befindlichen Haare.

(Wiegand.)

Hinterhauptshöcker, s. unter Hinterhauptbein.

Hinterhauptshöhlen, s. Hinterhauptblutleiter.

Hinterhauptshügel, s. unter Hinterhauptbein.

Hinterhauptskamm, Hinterhauptskämme, s. unter Hinterhauptbein.

Hinterhauptsknochen, s. Hinterhauptbein.

Hinterhauptslaste, s. unter Hinterhauptbein.

HINTERHAUPTSLINIE, HINTERHAUPTSLINIEN, 1) die Leisten am Hinterhaupte, s. Hinterhauptbein. Ferner 2) versteht man unter Hinterhauptslinie, Occipitallinie, Linea occipitis, in der Anthropometrie eine vom Scheitel bis zum ersten Halswirbel herab in gerader Richtung gezogene Linie, welche den Abstand beider Punkte bestimmt und wonach man die relative Größe anderer Körpertheile angeben kann. An dem wohl proportionirten Kopfe eines Erwachsenen entspricht diese der Gesichtslinie (Gesichtslänge) und der gut gebaute und vollkommen proportionirte menschliche Körper enthält in seiner Höhe diese Linienlänge zehn Mal.

(Wiegand.)

Hinterhauptsluch, s. unter Hinterhauptbein.

Hinterhauptsmäuslein, s. folg. Art.

HINTERHAUPTSMUSKEL (Hinterhaupt- oder Occipitalmuskel, Hinterhauptsmäuslein, hinterer Muskelbauch des Oberhädel- oder Schädelhautmuskels, Musculus occipitalis, M. occipitis, M. occipitii, M. occipito-verticalis, M. supercilium retrahens) ein dünner, dreieckiger oder länglich-viereckiger Muskel, welcher von dem Zügenfortsatz des Schläfebeines und der obern halbkreisförmigen Linie des Hinterhauptbeines mit kurzen, sehnigen Fasern ent-



springt, bald fleischig wird, auf dem Hinterhauptknochen in die Höhe steigt und (mit einem wieder sehnigen, oben gewölbten Rande) an dem convexesten Theile des Hinterhauptes in die Schädelhaube übergeht. Er ist parig. Beide Muskeln ziehen die behaarte Haut des Kopfes und die Haut der Stirne nach hinten. *Columbus* (de re anatomica lib. 5. cap. 7. 1559) und *Faloppia* (observat. anatomic. in *Vesalii opera* etc. T. II. p. 709. 1561) erwähnen dieser Muskeln zuerst. (*Wiegand.*)

**HINTERHAUPTSNAHT** (*Lambdanaht* oder *Lambdasutur*, dreieckige oder *lambdasförmige Naht*, *Naht des vordern Schiffes*, *lambdasförmige Einziehung*, *Winkelnah*t, *Sutura occipitis*, s. *lambdoidea*. s. *lambdoides*, s. *lambdiformis*, s. *lambdoidalis*, s. *lambdoides*, s. *lambdalis*, *Sut. angulosa*, s. *angularis*, s. *ypsyloides*, s. *transversa posterior*, s. *prorae*, s. *lamdae*, s. *lamdii*, s. *laudae*, s. *hypsilii*), die durch die Verbindung der obern Ränder des Occipitalstückes des Hinterhauptknochens mit den hintern Rändern der beiden Scheitelbeine gebildete, saumförmige Naht, welche sich in Form eines griechischen  $\Lambda$  am hintern mittleren Theile des Hirnschädels von einer Seite zur andern erstreckt. (*Wiegand.*)

**HINTERHAUPTSNERVEN** (*Occipitalnerven*, *Nervi occipitales*), die an dem Hinterhaupte gelegenen Nervenzweige. Als solche sind aufzuführen: 1) der große Hinterhauptsnerv (*großer Hinterhauptsnerv*, *Nervus occipitalis magnus* s. *maximus*), welcher aus dem hintern Aste des zweiten Halsnerven entsteht, den zweibäuchigen Nackenmuskel durchbohrt, am Hinterhaupte, als der stärkste der Occipitalnerven, bis über die *Lambdanaht* hinaus in die Höhe steigt, sich in der Haut und in den Hinterhauptsmuskeln verzweigt und mit den folgenden anastomosirt. 2) der kleine oder vordere Hinterhauptsnerv (*Nervus occipitalis parvus* s. *anterior*), der aus dem vordern Aste des dritten Halsnerven herorkommt, mit dem Beinerven durch den Mönchskappenmuskel geht, an dem Hinterhaupte in die Höhe steigt und sich in der Haut und den Occipitalmuskeln, so wie gegen den Zihensfortsatz und den obern hintern Theil der Ohrmuschel verbreitet. 3) Der Hinterhauptast des hintern Ohrenerven vom Anflitznerven (*Ramus occipitalis nervi auricularis posterioris nervi facialis*). Er entspringt aus den tiefer liegenden Ästen des hintern Ohrenerven, steigt auf dem Zihensfortsatze empor, verbreitet sich in der diesen Fortsatz bekleidenden Haut und den Hinterhauptsmuskeln und verbindet sich mit den Zweigen der vorigen \*). (*Wiegand.*)

**Hinterhauptspulsader**, **Hinterhauptschlagader**, s. **Hinterhauptarterie**.

\*) Ältere Bergliederer nannten den ersten Halsnerven, welchen sie noch zu den Gehirnnerven zählten, den Hinterhauptsnerven oder den Nerven unter dem Hinterhaupte (*Nerv. occipitalis*, s. *infroccipitalis*, s. *infraspinalis*), weil er zwischen dem Occipitalknochen und dem ersten Halswirbel hervortritt.

**Hinterhauptsrevier**, s. **Hinterhauptsgegend**.  
**Hinterhauptschlagader**, s. **Hinterhauptarterie**.  
**Hinterhauptsstachel**, **Hinterhauptsbeinstachel**, s. **unter Hinterhauptsbein**.

**Hinterhauptsstück des Grundbeins**, s. **unter Hinterhauptsbein**.

**Hinterhauptstuberosität**, s. **unter Hinterhauptsbein**.

**Hinterhauptsvene**, s. **Hinterhauptsblutader**.

**Hinterhauptswinkel der Scheitelbeine**, s. **Hinterhauptsecke**.

**Hinterhaus**, s. **Wohnhaus**.

**Hinterhäuser Bergwein**, s. **Weine**.

**HINTERHERD** nennt der Hüttenmann denjenigen Theil des Schmelzofenherdes, welcher unter die Formmauer reicht. (*R.*)

**HINTER-HERMSDORF**, Dorf im Amte Hohnstein im Meißner Kreise des Königreichs Sachsen, fast ganz Enclave in Böhmen, hat gegen 900 Einw., Forsthaus, Zolleinnahme, Fabrikation von hölzernen Waren (Uhren), Sandsteinbrüche, ansehnliche Bleichen. (*G. F. Winkler.*)

**Hinterherschruften**, s. **Drechsler u. Schruften**.

**HINTERHIRN**, ältere Benennung des kleinen Gehirns, z. B. bei *Ambrosius Pareus* (*Wundarzneikunst*, übersetzt von *Uffenbach*. Frankfurt a. M. 1601. S. 184). (*Wiegand.*)

**Hinterhof**, s. **Hof u. Wohnhaus**.

**Hinterhof**, s. **Haß**.

**Hinter-Indien**

**Hinterindische Inseln** } s. **Indien**.

**HINTER-KAISER**, sehr hohes und rauhes Kalkgebirge in Tirol, nordöstlich von Kuffstein, im Kuffsteiner Landgericht, an der Nordseite des Kaiserthals, nicht zu verwechseln mit dem Kaiserberg, einem hohen, weitläufigen Kalkgebirge, nördlich von Elmau im Landgericht Kuffstein, welches sich gegen Osten bis in die Gegend von St. Johann erstreckt. (*Rumy.*)

**HINTERKASTELL** wird in Büchern die Schanze oder das hintere halbe Verdeck genannt, worunter sich die Kajüte befindet; s. *Pl. 1. F. 7. x. x.* und *F. 14. G. G.* (*C. H. Müller.*)

**Hinterknie**, **Hinterkniebänder**, **Hinterkniemuskeln**, s. **Knie**, **Kniebänder**, **Kniemuskeln**.

**Hinterkopf**, s. **Kopf** und **Hinterhauptsgegend**.

**Hinterkor**, s. **Hinterau**.

**Hinterlage**, s. **Depositum**.

**HINTERLASS** heißt beim Hirsche die Eigenheit des Ganges, wenn er mit den hintern Füßen nicht bis zum vordern Tritte gelangt, sondern dahinter zurück bleibt (der Hirsch hinterläßt). Je größer der Hinterlaß, für desto feister gilt der Hirsch. Erfüllung bezeichnet dasselbe, wie **Hinterlaß**. (*R.*)

**Hinterlassenschaft**, s. **Verlassenschaft**.

**HINTERLASTIG** nennt man Schiffe, die hinten tiefer wie vorn im Wasser liegen. (*C. H. Müller.*)



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Die Vaguren verbergen ihren weichen Hinterleib immer in leeren Schnecken- (Einsiedlerkrebse!), um ihn gegen Verletzungen von außen sicher zu stellen, und er verliert dadurch seine symmetrische Gestalt, indem er sich in die Windung dieser Schalen fügt. Die Anhängsel an dem Ende derselben haben eine hakenförmige Gestalt und dienen dazu, den Krebs in seiner Wohnung zu befestigen. Der Hinterleib der andern Makrouren ist immer doppelt so lang, als der vordere Körpertheil, hat an seinem Anfange die Richtung von diesem, ist aber an seinem hintern Ende nach unten umgebogen. Dieses Ende hat unten fünf einfache oder doppelte Schwimmsblättchen (vergl. die Tafeln Crustacea zur 1sten Sect. Bd. XX u. XXI.), die fächerförmig ausgebreitet sind und mittels gleichzeitiger Bewegung zum Schwimmen dienen. Die Anzahl der Segmente beläuft sich auf zehn. Ihre obere Fläche ist gewölbt, halb cylindrisch oder halb elliptisch, die untere dagegen ist flach. Sie erscheinen der Ausdehnung nach oben länger als unten und nehmen von vorn nach hinten überhaupt an Größe ab. Die Seitenränder derselben sind bald eckig, bald zugrundet. Bei manchen Gattungen sind sie der Gestalt nach unter einander sehr ähnlich, aber bei vielen (Palaeomon, Penaeus) bemerkt man, daß der zweite Ring an seinen Seiten mehr als in der Mitte entwickelt ist und daß diese Seiten in Form von Lappen den vorher gehenden und den folgenden Ring bedecken. — Diese Hinterleibringe haben an jeder Seite einen kleinen ziemlich einfachen Anhang, den man als einen Astersfuß (falscher Fuß) betrachtet und der bei dem Weibchen dazu bestimmt ist, die Eier zu halten.

Bei den Squillen sind die 6 vordern Ringe des Schwanzes platt gedrückt, länger und breiter als diejenigen, welche den eigentlichen Körper bilden. Die 6 erstern haben an jeder Seite kurze zusammen gedrückte Füße mit blattförmigen Gliedern, welche die Kiemen tragen, am sechsten stehen rechts und links eine, aus mehreren, sehr zusammen gesetzten Platten bestehende Flosse und zwischen diesen Flossen findet sich das Endglied (das siebente), welches breit, glatt und schildförmig ist, es ist auf der obern Fläche gekielt, an den Rändern mehr oder weniger gezähnt und flachelig und auf der untern Seite desselben sitzt der Aster. — Die andern Stomapoda haben einen Schwanz, der mit dem angegebenen in der Zusammensetzung ziemlich überein stimmt, nur ist er im Verhältniß zum Körper bedeutend kleiner. — Der Schwanz der Gattungen Cymothoa, Asellus, Armadillo und anderer ist kurz und besteht aus 5 bis 6 Ringen, ohne Seitenstücke, von denen die erstern kürzer sind, und welche unten blattförmige Kiemen tragen. Das letzte Glied, meist breiter, als die andern, ist mit 2 oder 4 sehr verschieden gestalteten Anhängeln versehen, welche bald kegelförmig, bald einfach oder gespalten, bald zusammen gesetzt sind, bald aus 1 oder 2, oder 3 u. s. w. Gliedern bestehen. Bei der Gattung Caprella ist der Schwanz sehr kurz oder fehlt, bei Bopyrus ist er nach der rechten oder linken Seite gebogen, bei Nebalia, Branchipus und Apus ist seine Gestalt kegelförmig,

seine Ringe sind mehr oder weniger zahlreich, und das letzte Glied trägt entweder 2 lange borstförmige Fäden, manchmal 2 am Rande gefranzte lanzettförmige Platten, manchmal auch, außer den Fäden zwischen ihnen eine kleine, kurze, am Ende abgestufte Platte. — Bei Limulus ist der eigentliche Körper mit dem Hinterleibe oder Schwanz unter den zweiten Schild des Bruststücks verwachsen, welches an seiner untern Seite runde, über einander liegende Blätter hat, zwischen denen die Kiemen liegen. Der lange, begenförmige Fortsatz am hintern Körperende ist aber als einziger Fortsatz des Schwanzes zu betrachten. — Bei Daphnia und Cypris muß man das hintere, nach unten gekrümmte Körperende, welches die beiden Borsten trägt, als den Schwanz betrachten.

3) Der Insekten. Bei den Insekten ist der Hinterleib theils deutlich gesondert vom Thorax, theils ist er mit demselben gleichförmig gebaut, so, daß ein strenger Unterschied nicht zu machen ist, wie bei den Myriapoden. Deutlich gesondert ist er bei allen den Insekten, welche nur 6 Füße haben. Er enthält den Darmkanal, die Zeugungsorgane, einen Theil der Athmenwerkzeuge und besteht aus 9 bis 10 Ringen, von welchen indessen manche mitunter sehr verborgen oder verkürzt sind. Bei den meisten Insekten liegen die Zeugungsorgane am hintern Ende, wovon jedoch die Gattungen Julus und Libellula Ausnahmen machen. Bei manchen Weibchen bilden die letzten Leibbringe einen eigenen Kanal zum Ausführen der Eier, auch zeigen sich bei mehreren Männchen besondere Anhängsel an der Umgebung des Zeugungsorgans. — Bei den Myriapoden wächst die Anzahl der Leibbringe mit dem Alter des Thieres, wodurch sie sich hauptsächlich von den andern Insekten unterscheiden, so wie dadurch, daß an jedem Leibbringe Füße stehen. Bei Mehreren dieser Insekten liegen die Geschlechtstheile am Ende des Körpers, bei einigen finden sich die männlichen Organe am sechsten oder siebenten Körperring hinter den Füßen, die weiblichen am Ursprunge des zweiten Fußpaares. — Bei der Familie Lepismenae ist der Hinterleib unten auf jeder Seite mit fußförmigen Anhängen versehen und an seinem Ende stehen gegliederte Borsten. Die Insekten der Familie Podarellae aber haben an seinem Ende eine unter den Leib gebogene Gabel, mittels der sie sich in Sprüngen in die Höhe schnellen. — Die übrigen Insekten haben den Hinterleib von der verschiedensten Form, immer aber besteht er aus 6 bis 7 Ringen, mit dem Aster und den Geschlechtstheilen am Ende, die Luftlöcher (Stigmata) an den Seiten. (D. Thon.)

Hinterlist, s. List.

Hinterlocken, s. Locken u. Perrücke.

HINTERLYK oder LECK; ein Tau, womit die hintere Seite eines Stagspriet, Gaffel u. a. Segels eingefaßt ist. — Das Lyl ist Pl. 1. II. a. a. und Fig. 13. a. a. zeigt, wo das Hinter-Lyl eines Houarisegels ist. (C. H. Müller.)



**HINTERMÄNNER**, im Gegensatz der Vormänner, heißen 1) alle Inbessenten, wie sie bei einem Wechsel, vom Remittenten bis auf den letzten Inhaber, hinter einander folgen. 2) In der Sprache der Seeleute wird ein Beisitzer oder ein solches Schiff, welches dem Flaggeschiffe als Beistand zunächst folgt, mit dem Namen Hintermann belegt. 3) Beim Militär heißen so die Soldaten im zweiten und dritten Gliede.

(Fr. Thon.)

Hintermauer, s. Meissen.

Hintermittelsporrhölzer, s. Hintersperrhölzer u. Kutsche.

**HINTERNAH**, Dorf des Kreises Schleusingen im königl. preuss. Reg. Bez. Erfurt,  $\frac{1}{2}$  Stunde östlich von Schleusingen an der Naab an der Öffnung eines Grans des freundlich gelegen mit etwa 200 Einw. in 64 Häus., mit Eisenhammer, viel Huf- und Nagelschmiede, Weinhandel.

(R.)

Hinternacht, s. Nähen u. Schub.

**HINTERNIEDERLASS**, nennt der Jäger das oblige zu Boden Treten einer Sau mit dem Hintersusse.

(R.)

**HINTERPFANNE**, heißt die Gradirpfanne, weil sie sich hinter der Siebpfanne befindet.

(R.)

**HINTERPFÄNNIGE**, sind Hölzer, welche hinter dem Geviere eines Schachtes in beide Stöße gelegt werden; zwischen ihnen und dem Geviere bleibt Raum für Pfähle von 4 Zoll Dide.

(R.)

**HINTERPFLICHT**, der hintere bedeckte Theil eines offenen Fahrzeuges.

(C. H. Müller.)

Hinterplatte, s. Eisenfrischgestelle.

**HINTERPOMMERN**. Nach Saxo Grammaticus (Anfangs des XV. Buchs) werden die Landstriche, welche die Pommern bewohnten, in inferiora et superiora eingetheilt, auf dessen Auctorität hin auch wohl Grantz (Wandalia L. III. Cap. 29.) sich so ausdrückt: *Varcislau princeps praeerat superiori Wandaliae*. Wenn wir auch mit A. G. Schwartz (Geographie des Norddeuschlands, S. 45) glauben, daß es im 12ten Jahrh. noch kein Land Pommern gab, Sell also seine Eintheilung zu dieser früheren Zeit in Ober- u. Niederpommern wohl anders hätte stellen müssen: so geht doch aus Saxo hervor, daß es Obere und Niedere Landstriche der Pommern gab. Diese Bezeichnung hat sich verloren. Statt deren ward Vor- und Hinterpommern üblich, seit wann aber, läßt sich jetzt wohl schwerlich mehr ausmitteln. Joh. Bugenhagen in seiner Pomerania bedient sich nur, z. B. S. 154. 174. 187, des Ausdrucks Pomerania superior. Th. Rantzow aber in seiner Pomerania schon häufig der Ausdrücke Vor- und Hinterpommern — ein Beweis, daß Anfangs des 16ten Jahrh. diese Benennungen im gewöhnlichen Leben schon üblich waren; jedoch in den damaligen Urkunden müßten sie sich schwerlich finden. Selbst in der jassenischen Erbvereinigung von 1569 und in den Regimentsverfassungen des letzten pommerschen Herzogs, Bogislaw XIV., wird nie Vor- und Hinterpommern erwähnt, sondern nur der wolgastischen und altstettinschen Lande

und Regirungen. Erst im osnabrückischen Friedens-Instrumente vom J. 1648 im XIII. Artikel im §. 2. steht: *Primo Totam Pomeraniam citeriorem, vulgo Vor-Pommern dictam — — Adhuc e Pomerania ulteriori Stetinum, Gartz, Dam, Golnau et Insulam Wollin — und nun heißt es in allen folgenden, ähnlichen Urkunden, Grenzrecessen u. s. w. (urkundlich also) Vor- und Hinterpommern*. Im J. 1648 rechnete man Stettin, Dam, Golnow und die Insel Wollin zu Hinterpommern. Die Lande Lauenburg und Bütow waren zu der Zeit polnisch und gehörten zu Pommerellen. Seit dem Stockholmer Friedensschlusse vom J. 1720, in welchem Schweden an Preußen Vorpommern bis an die Peene abtrat, rechnete man Stettin, Dam, Golnow und die Insel Wollin zu Vorpommern. Im J. 1777 wurden die Lande Lauenburg und Bütow als ein eigener Kreis und im J. 1816 die neumärkischen Kreise Schiefelbein und Dramburg mit Hinterpommern vereinigt. Seit nun Pommern erst in 2, seit 1815 in 3, Regirungsbezirke getheilt ist, macht unbestritten die Oder und deren einer Ausfluß, die Diwelow, wie auch schon früher im gewöhnlichen Sprachgebrauch, die Gränze zwischen Vor- und Hinterpommern. Letzteres begreift also jetzt in sich 7 Kreise des Reg. Bez. Stettin, nämlich die Kreise Greiffenhagen, Pyritz, Saatzig, Raugard, Kammin, und die 9 Kreise des Reg. Bez. Köslin, nämlich: die Kreise Schiefelbein, Dramburg, Neustettin, Belgard, Fürstenthum, Schlawe, Rummelsburg, Stolpe und Lauenburg-Bütow.

(C. D. Gustav v. d. Lancken.)

Hinterquartier, Hinterleder, s. Schuh.

**HINTERRAD**, 1) der Stellmacher, ein Rad am Hintergestelle eines Wagens oder andern vierräderigen Fuhrwerks, welches, wie das Vorderrad, aus der Nabe, den Speichen und Felgen kreisförmig zusammen gesetzt und gewöhnlich mit eisernen Reifen oder Schienen und Ringen befestiget ist. Von den vielen Gattungen der Hinterräder sind vorzüglich folgende zu bemerken: a) die hintern Kutschen- oder Chaisenräder, welche gemeinlich 5 Fuß im Durchmesser, folglich 15 Fuß  $\frac{3}{4}$  Zoll Peripherie haben, während die vordern Kutschenräder nur die halbe Höhe, ungefähr 7 Fuß  $10\frac{1}{2}$  Zoll äußern Umfang, erhalten. Sie werden in der Regel aus 7 Felgen zusammen gesetzt, wovon jede 2 Zolle dick und 5 Zolle breit ist; demnach muß das vierkantige Felgenstück 2 Zolle im Binnen stark,  $6\frac{1}{2}$  Zolle breit, und 2 Fuß und 2 Zolle lang seyn. Das erwähnte Verhältniß zwischen den Vorder- und Hinterrädern findet deshalb Statt, einmal, weil der Wagen dadurch eine Neigung von hinten nach vornehin erhält, dann aber, weil die kleinen Vorderräder ungehindert unter den Wagenbaum laufen können, und demnach das bequeme Umwenden auf einem kleinen Raume möglich machen. b) Die hintern Puffwagenräder, welche nicht mit Eisen beschlagen, und nur bei schlechten Wagen an solchen Orten, wo keine schweren und steinigten Wege angetroffen werden, üblich sind, haben 3 Fuß 3 Zolle im



Durchmesser oder 10 Fuß 2½ Zoll äußern Umfang, und bestehen aus 6 Felgen, deren jede 4 bis 4½ Zoll breit und 3 Zolle stark ist, daher das rohe gespaltene Felgenstück 7 Z. breit, 3 Z. stark und 1 F. 8 Z. lang seyn muß. c) Bei der Artillerie haben die Hinterräder zu 33 — 36 Pfundnern 4 F. 10 Z., zu 24 Pfundnern 4 F. 8 Z., zu 12 — 16 Pfundnern 4 F. 2 Z., zu 4 — 8 Pfundnern 4 F., an Progwägen 3 F. 3 Z. im Durchmesser. d) An Bauerwägen sind die Räder weniger abweichend, und die Hinterräder verhalten sich gegen die Vorderräder bald wie 3 zu 2, bald wie 4 zu 3, oder wie 5 zu 4 und es walten hierbei in verschiedenen Ländern große Verschiedenheiten ob. Über den Bau der Wagenräder und deren vielfältige Verbesserungen, s. d. Art. Rad. 2) Das Hinterrad der Seiler ist ein Rad, worauf die Seiler und Reyschläger, mit Beihilfe des Vorderrads, aus Flach oder Hanf, auch Berg, einzelne Fäden spinnen und diese zu Bindfäden, Seilen, Stricken, Tauern u. s. f. in runder Form zusammen drehen. Es besteht aus einem hölzernen, auf zwei Rollen oder Walzen gehendem Gestelle, in dessen Mitte ein senkrecht 4 Fuß großes hölzernes Rad hängt, welches über die hohe Kante eine Ruth zur Ausnahme der Schnur hat, durch eine Kurbel umgedreht werden kann und oben mit einem Hakenkopfe versehen ist, der aus zwei bogigen, mit einander verbundenen, senkrechten Hölzern besteht, welche auf der Stirne in gleich weiter Entfernung 4 Pfannen und in jeder derselben einen eisernen Haken haben, der aus zwei Theilen, einer eisernen, am vordern Ende hakenförmig gekrümmten Spille und einer hölzernen, auf der Mitte der Spille befestigten Rolle, gebildet ist. Eine Schnur vereinigt die Scheibe mit den zwischen den beiden Hölzern des Hakenkopfs liegenden vier Rollen, und das bewegliche Gestelle rückt während des Gebrauches in dem Grade fort, wie die Fäden durch das Zusammendrehen der Maschine kürzer werden. Vgl. den Art. Seiler. (Fr. Thon.)

Hinterrangen, s. Perrücke.

Hinterrangenmass, s. Perrücke u. Rangemass.

HINTERRAST, HINTERRUH, heißt bei einem Gewehrschlosse der hinterste Einschnitt in der so genannten Rast, in welchen der Stangenschnabel greift oder einsetzt, wenn der Hahn des Schloßes ganz zurückgezogen und die Schlagsfeder dadurch aufs höchste gespannt wird. Diese Hinterrast oder Hinterruh darf nicht sehr tief, sondern muß flach eingefeilt seyn, damit der Stangenschnabel durch einen mäßigen Druck aus der Rast oder Ruhe gehoben werden kann, weil ein erschwertes Abdrücken nachtheiligen Einfluß auf die Festigkeit des Schüßens und dessen Lage hat, wovon doch die Gewißheit des Schusses abhängt. (Fr. Thon.)

HINTERRAUFWOLLE, nennt der Wollkämmer diejenige brauchbare Wolle, welche nach dem Kämmen hinter der Kämmungswohle, nach dem Stiele des Kammes zu sieht; ihr Name ist davon entlehnt, daß sie hinterwärts vom Kamme abgerauft wird. (K.)

HINTERRHEIN. Der südlichste Arm des Rheines in Graubünden, der sich bei Reichenau mit dem Vorderrheine vereinigt. Er entspringt in der Alpe zur Post 6780 Fuß über der Meeresfläche aus einem prachtvollen Gletscher. Von demselben hat das Dorf Hinterrhein, auch Rheinwald genannt, seinen Namen. Doch bezeichnet letzterer Name eigentlich die ganze Gegend oder das Hochgericht (S. den Art. Hochgerichte). Das Dorf Hinterrhein liegt schon sehr hoch, so daß nur noch etwas Sommergerste und Flach gezogen wird. Fruchtbäume gibt es nicht mehr; Tannen hingegen findet man noch auf einer Höhe von 6100 Fuß. Der Ort ist sehr alt und die Kirche, die Mutterkirche des ganzen Thales, ist wegen ihrer alterthümlichen Bauart merkwürdig. Die vor einigen Jahren neu angelegte fahrbare Straße über den Bernhardinerberg nach Bellinzona und Mailand führt durch dieses Dorf. (Escher.)

HINTERRIEGEL, ist das entweder gerade oder geschweifte, oft auch mit Bildhauerarbeit oder auf andere Art verzierte Querholz, welches die beiden Hinterrastpfosten (s. d.) im Hintertheile eines Stuhls oder Kanapees mit einander gehörig verbindet und zu dem Ende mit denselben gut zusammen gezapft ist. S. den Art. Stuhl. (Fr. Thon.)

Hinterrost (Büchsenm.), s. Rost.

Hinterrücken, s. Rücken.

Hinterruh, s. Hinterrast u. Schloss (des Gewehrs).

Hinterruthen, s. Ramme.

HINTERSASSEN, heißen a) im Mittelalter, alle diejenigen Personen, welche in der bürgerlichen Gesellschaft, vermöge ihres Standes, durch einen Schutzherrn vertreten werden. So verschieden die Entstehungsgründe der Schutzherrschaft (Vogtei, advocatia) waren, und so verschiedenartig sich dieselbe im Zeitverlaufe gestaltete und ausbildete, eben so mannichfach waren auch der Ursprung, die Arten, und das Abhängigkeitsverhältniß der Hintersassen. Ins besondere kommen auch moralische Personen, namentlich Städte, als Schutzberechtigte sowohl, als in der Eigenschaft von Schutzbefohlenen oder Hintersassen vor<sup>1)</sup>. b) Im praktischen Recht bezeichnet der Ausdruck diejenige Klasse von Dorfgemeindemitgliedern, welche (auch Gärtner, Hintersiedler, oder Brinksitzer genannt) zwar Häuser und Gärten, auch wohl etwas Feld, allein von letzterem nicht so viel besitzen, um Zugvieh zu eigenem landwirthschaftlichen Bedürfnisse zu halten, oder nach Landesgesetzen oder Lokalverfassung halten zu dürfen, eben deshalb aber auch nur Handfrohe verrichten<sup>2)</sup>. Den Gegensatz von diesen bilden die so genannten Hüfner (Anspanner, Pferdner), welche vermöge der Größe und Verfassung ihrer Besizungen Zugvieh halten und Spannfrohe verrichten. Neben diesen, kommt auch zuweilen eine

1) Vergl. Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. S. 343. Von hintersassigen Städten s. Schmalz deutsch. Statist. S. 228. 2) s. Pagemann's Landwirthschaftsrecht. S. 55.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



schen den Planken, derselbe wird durch das Stempeln und mehrere gegen Steven und Kiel befestigte Ringe, auch eiserne Schleifen, welche unter dem Kiel und hinter dem Steven gelegt sind, so wie durch eiserne Bolzen befestigt; auch wohl durch Winkelleisen auf beiden Seiten gegen Steven und Ringe genagelt. Inwendig ist der Binnensteven *i i* und auf sehr großen Schiffen auswendig der Außensteven oder lose Hintersteven *k k* mit dem Hintersteven verholzt. Das untere Ende *f* wird die Kielung genannt. Der Hintersteven muß sehr stark verbunden seyn, weil alle hintern Enden der Außenplanken sich darauf endigen, auch die Heckbalken *l* und Spiegelbalken *m m m* daran befestigt sind. Zur bessern Befestigung der Außenplanken ist der Steven mit einer Sponning *h. h. h.*, auch Fig. 1. *h. h.*, Kerbe oder Vertiefung an den äußern Seiten dreieckig eingehauen, worin die Planken eingepaßt werden, versehen. Gewöhnlich ist an beiden Seiten des Hintersteven, die Fußmaße vom untern Ende des Kiels gerechnet, bemerkt, um sehen zu können, wie tief das Schiff im Wasser liegt, oder wie viel dessen Wassertracht beträgt. Diese Maße wird die Ahnung genannt. (C. H. Müller.)

Hinterstich, s. Nähen.

Hinterstrass, s. Hinterzarten.

Hinterstrich, s. Apostroph.

**HINTERSTÜCKE**, Kanonen in der Konstabellammer, ganz hinten im Schiff unter der Kajüte; um ein Schiff von hinten zu vertheidigen. — In Pl. 1. Fig. 14 u. 16, sind diese Läden oder Pforten gezeichnet. Auf Kriegsschiffen pflegen die Kajütenfenster so eingerichtet zu seyn, daß man sie auch wie Kanonenpforten gebrauchen kann, besonders auf den seit einigen Jahren gebauten Kriegsschiffen mit rundem Hinterteil. (C. H. Müller.)

**HINTERSTUDEL**, heißt bei einem franz. oder engl. Verschließ, oder Schlüsselschloße, im Gegensatz der Gewehrshloße, der starke Eisenstreifen, welcher mit dem Umschweife, oder der vordersten Seitenwand des Schloßkastens, gleiche Höhe hat, und letztern in zwei ungleiche Abtheilungen theilt. Vergl. Schloss. (Fr. Thon.)

**HINTERTAU**, ein Tau, welches dazu dient, den hintern Theil eines Schiffes am Lande, an einen Pfahl oder andern Gegenstand zu befestigen. (C. H. Müller.)

**HINTERTHEIL EINES SCHIFFS**, wird besonders der Platz hinter dem Besammast benannt; vergl. Pl. 1. Fig. 7 ss. (C. H. Müller.)

Hintertheil des Hauptes, s. Hinterhauptgegend.

**HINTERTREFFEN** (das), mit unteutschem Kunstausdruck Reserve genannt, ist — dem Namen gemäß — eine Aufstellung (ein Treffen) hinter dem in Schlachtordnung befindlichen Heere, bestimmt zu dessen Sicherung und Unterstützung im Allgemeinen, zur Vervollständigung und Benutzung des Sieges, zur Deckung des Rückzugs etc.

Lüchtige Feldherrn, die den Schlachtengrundsatz — Vernichtung des Feindes — kannten und handhabten, betrachteten stets das Hintertreffen als Hauptstück ihrer

Schlachtordnung. Bei den Römern, dem Kriegsmustervolke des Alterthums, bildeten die Triarier — der Kern der Legion — dasselbe; mehr als Einmal scheiterte der abendländische Rittermuth in den Kreuzzügen an dem stets sorgfältig gesparten Hintertreffen der Moslimheere, die — selbst nach den Zeugnissen christlicher Chronikschreiber — aus den trefflichsten berittenen und bewaffneten Reitercharen bestanden. Der 30jährige Krieg hat mehrere Beispiele von Entscheidungen durch Hintertreffen; Heinrich IV. von Frankreich, die Feldherrn Ludwigs XIV., Eugen und Marlborough kannten deren Werth, und die beiden größten Heerführer unserer Zeit — Friedrich II. und Napoléon — haben, und zwar bei ganz verschiedenen Schlachtordnungen und Feharten, sich in Anordnung, Aufstellung und Gebrauch der so genannten Reserven als Meister bewiesen.

Bei der alten Schlachtordnung in Treffen und Flügel wurde gewöhnlich ein drittes Treffen als Hintertreffen und zwar 3 — 600 Schritt hinter dem zweiten Treffen aufgestellt; das Fußvolk in die Mitte, die Reiterei — mehr leichte zum Verfolgen als schwere zum Entscheiden — auf die Flügel gebracht; von Geschütz war nicht die Rede. Augenscheinlich konnte ein solches Hintertreffen seine mannichfachen Zwecke nur mangelhaft erfüllen; noch auffallender wurde diese Mangelhaftigkeit, als das unselige Cordonsystem nach Friedrichs II. Tode aufkam, mittels dessen unfähige Feldherrn die Truppen und mit diesen die Kräfte ihrer Heere zersplitterten, eine von ihnen zum Schirm eigener Untüchtigkeit erfundene lahme Strategie mit Verläugnung aller durchgreifenden Taktik an die Spitze der Kriegführung stellten, namentlich in den Revolutionskriegen gegen Frankreich so zu sagen jede Kuh decken wollten und ihren Fürsten Land und Leute, den Heeren schwer erworbenen und zum Theil lange bewahrten Ruhm, ihre eigene Ehre, kurz Alles verloren, was nur zu verlieren war; indes bei den Gegnern allmählig ein besseres Heersystem sich herabbildete. Erst als Napoléon den Heeren der Hauptmächte des europäischen Festlandes an Ort und Stelle bewies, daß ihre Schlachtordnung, Fehart u. s. w. nichts mehr taugte, d. h. sie vernichtet hatte, reorganisirte man in der Art des Meisters, und so entstand im europäischen Heersysteme die so genannte neue Schlachtordnung auf der Grundlage des wechselseitigen Unterstützens durch selbstständige und bewegliche Truppentheile (Brigaden, Divisionen, Korps). Für die Beschreibung der Art und des Wesens dieser Schlachtordnung vergl. die Art. Heere, Heeresabtheilung und Schlachtordnung; hier nur von der Zusammenstellung und dem Gebrauch des Hintertreffens.

Es muß selbiges bestehen:

1) aus einem selbstständigen Korps, welches im Stande ist, ein Gefecht mit eigenen Kräften ohne Beihilfe zu liefern, folglich aus allen drei Waffen zusammen gesetzt seyn und unter Einem Befehlshaber stehen.

2) Aus Kerntruppen, die durch den Anblick geschlagener Abtheilungen und die übrigen Schrecken eines



Schlachtfeldes nicht leicht wankend zu machen sind, und zwar, weil es — gleich dem römischen Triariertreffen — erst gegen das Ende des Gefechts auftreten, zum Angriff über den Wahlplatz vorgehen und — selbst bei anfänglich ungünstigen Verhältnissen — einen günstigen Ausgang erzwingen soll. Napoleons Hintertreffen bestand stets aus seinen zahlreichen, altgedienten und wirklich — nicht bloß äußerlich — ausgezeichneten Gardes.

8) Hauptsächlich aus vieler Kavalerie und leichter Artillerie; denn es soll — abgesehen von der Zweckmäßigkeit größter Schonung dieser beiden kostbaren Waffen — auch entferntere Theile des Heeres möglichst schnell unterstützen, überall rasch ankommen und entscheiden können.

Ferner muß das Hintertreffen so aufgestellt seyn, daß es im Stande ist, Flankenangriffen des Feindes zu begegnen, ohne durch zu große Nähe von der Hauptaufstellung selbst in die Seite genommen zu werden, also 6 — 800 Schritt hinter dem zweiten Treffen. Obgleich vom Terrain und dem Schlachtplane abhängig, steht die Reserve meist hinter der Mitte, um allenthalben zur Hand zu seyn. Dort auch ist der gewöhnliche Platz des Oberbefehlshabers und Lenkers der Schlacht, weil sowohl sein Standpunkt als auch der des Hintertreffens nach gleichen Grundsätzen bestimmt werden, von beiden der Nachdruck in der Schlacht ausgehen muß und der Befehl zum Vorrücken dieses Truppentheiles der wichtigste und entscheidendste zu seyn pflegt, die Wahl des Augenblicks dafür überall von höchster Bedeutung ist und nie dem Zufall oder einseitiger Ansicht überlassen werden darf.

Beim ersten Anblicke scheint die Bestimmung des Hintertreffens — unerwarteten Erscheinungen zu begegnen — rein abwehrender (defensiver) Natur zu seyn. Dieser Schein wird erzeugt durch die Stillstands-Augenblicke, welche — selbst in den meisten Angriffs- (Offensiv-) Schlachten — aus den Hemmungen hartnäckiger Gefechte entstehen. Aber gerade um aus solchen Stillständen das Angriffs-Verhältniß wieder herzustellen, den unerwarteten Widerstand zu brechen, bedarf es des angreifenden Einschreitens frischer Truppen, und diese — wie das Mittel um etwaige Eigenthümlichkeit des aus dem ersten Angriff erst recht erkannten Schlachtbodens (Terrains) zu benutzen, auch der jetzt besser zu würdigenden Aufstellung des Feindes den Vortheil abzugewinnen, ohne die eingeleitete Schlacht zu stören — liefert ein äußerlich und innerlich starkes, zweckmäßig zusammen gesetztes und richtig aufgestelltes Hintertreffen. Ja, es ist ein solches — zu rechter Zeit, am rechten Ort und auf die rechte Art gebraucht — allein geeignet, den Zufall zu beherrschen, begangene Fehler des Feindes zu benutzen, eigene wieder gut zu machen, halb verlorne Schlachten noch zu gewinnen, gewonnene folgenreich zu machen, kurz eigenen Untergang zu verhindern, den feindlichen aber — das einzig rechte Ziel aller Kriegsführung — herbei zu führen.

Hieraus gehen folgende allgemeine Regeln für den Gebrauch des Hintertreffens hervor:

Das Hintertreffen darf nie früher gebraucht werden, als bis es entscheiden kann. Dieser Fall tritt ein:

1) wenn die lange Dauer eines Gefechts das Einschreiten frischer Truppen zur Entscheidung nöthig — d. h. unerlässlich — macht.

Je länger die Haupttreffen das Gefecht ohne den Beistand des Hintertreffens fortsetzen können, desto vortheilhafter; denn der Theil, der selbiges zuerst aufwendet, ist unbedingt schon dadurch im Nachtheil. Beispiele: Marengo für, Belle Alliance gegen Napoleon; am letzten Orte durfte nämlich das preuß. Heer als Hintertreffen (Reserve) Wellingtons zu betrachten seyn.

2) Wenn ohne das Auftreten des Hintertreffens man befürchten muß geschlagen zu werden: z. B. bei Seiten- und Rückenangriffen. Sind Angriffe der Art — durch diesseitige Fehler oder nicht zu ändernde Umstände — dem Feinde möglich geworden, so muß man ihm allerdings dann das Hintertreffen entgegen stellen, wenn er gleichzeitig von vorn angreift. Geschieht dieß nicht, so reicht meist eine Frontveränderung oder ein Angriff auf den entgegen gesetzten Flügel des Feindes aus — z. B. Austerlitz — und es kommt darauf an, wer zuerst Meister wird. Bei dem Angriff des Feindes auf einer Seite, kann man zum Gegenangriff auf der andern um so sicherer das Hintertreffen verwenden, als durch das Zurückziehen der Flügeldivision auf der unangegriffenen Seite leicht ein neues Hintertreffen zu bilden ist.

3) Wenn der Feldherr den Entscheidungspunkt deutlich und zugleich erkannt hat, daß auf demselben der Sieg ohne das Einschreiten frischer Truppen nicht entschieden werden kann. Letzteres muß jedoch augenscheinlich seyn; denn so lange noch die Möglichkeit da ist, die Sache ohne des Hintertreffens Dazwischenkunft günstig zu entscheiden, soll man dasselbe nicht ins Feuer bringen. Dieß war ein Hauptgrundsatz Napoleons; bei Marengo, Austerlitz, Jena, Wagram, Mosaisk und Ligny kam sein Hintertreffen nicht eher zum Gefecht, als bis die Sache schon mehrere Male schlecht gestanden hatte. Bei Belle Alliance zwang ihn die unvorhergesehene Erscheinung des Preußenheeres in seiner rechten Seite mit einem Theile des Hintertreffens dieser entgegen zu wirken, während er mit dem andern die Entscheidung gegen die Engländer übereilen mußte. Folge davon war die gänzliche Flucht und Zerstreuung seines Heeres u. s. w.

Zeigt sich dagegen beim Feind ein offenbar nachtheiliges Verhältniß, das ohne frische Truppen nicht zu benutzen ist, so muß allerdings das Hintertreffen sofort auftreten, sobald dieß Verhältniß nicht den sichtlichen Charakter des Bestehens für die wahrscheinliche Dauer der Schlacht angenommen hat. Ist aber dieß der Fall, dann ist es besser, nicht zu früh durch Losbrechen dem Feind aufmerksam zu machen. Beispiel: die Schlacht von Wagram, wo Napoleon erst mitten in der Schlacht das Corps von Davoust in die bloß gegebene linke Seite der Östreicher entsendete.

Hauptregel ist: das Hintertreffen nie für den möglichen Fall eines Rückzugs aufzusparen, sobald sich eine



Gelegenheit zum Erringen des Sieges durch dasselbe darbietet. Der Rückzug ist — wenn er einmal angetreten werden muß — durch andere Mittel zu decken. Doch ist wohl zu berücksichtigen, daß, so lange der Feind sein Hintertreffen noch ungebraucht hat, lieber die einmal ins Feuer gebrachten Truppen geopfert, als die unangetasteten des Hintertreffens angewendet werden müssen.

Die Art der Verwendung des Hintertreffens hinsichtlich der einzelnen Waffengattungen, aus welchen dasselbe besteht, hängt lediglich von den Umständen ab — gleichmäßig mit dessen Aufstellung zum Gefechte. Sowohl das ganze Hintertreffen kann ins Feuer geführt als auch nach den Waffen getrennt und benutzt werden. So z. B. wenn der Feind in Unordnung gerieth oder eine seiner Seiten sehr schwach ist, kann die ganze Reiterei (Kavaleriereserven) in Masse zur Entscheidung vorgehen; ist irgendwo ein Durchbruch nöthig, so geht das Geschütz (Artilleriereserven) in eine oder zwei Batterien vereinigt vor, und die Reiterei folgt nur, bei der Erschütterung des Feindes durch jene zur Hand zu seyn; soll der fliehende Feind verfolgt werden, so unterstützen Kavalerie und Artillerie sich wechselseitig und das Fußvolk (Infanteriereserve) folgt geschlossen, um unerwartetem Widerstande durch Feuer und Bajonett zu begegnen und nöthigen Falls die zurück gedrängte Reiterei aufzunehmen oder dem bloßgestellten Geschütze Schirm zu gewähren. Auch zur Unterstützung einzelner Theile der Linie oder selbst des Vortrabs (Avantgarde), oder wenn auf irgend einem Punkte Geschütz verloren gegangen ist, kann von den Artilleriereserven entsendet werden. Die Hauptaufgabe des Fußvolks vom Hintertreffen bleibt immer das rasche und geschlossene Heranrücken zur Unterstützung der geschlagenen Punkte unsrer Schlachtstellung. Muß der Feind zu diesem Mittel greifen, so ist es rathsam, die diesseitige Infanteriereserve jener Unterstützung besonders dann entgegen zu stellen, wenn selbige zu nahe heran ist, als daß es vor ihrem Einrücken in die Schlachtlinie der Kavalerie und Artillerie des Hintertreffens gelingen dürfte, den angegriffenen Theil der feindlichen Stellung zu überwältigen. Kann aber — unbeschadet der Schlagfertigkeit, die das Hintertreffen unter allen Umständen der Armee aufrecht erhalten muß — die Kavaleriereserve im Vereine mit reitender oder sonst leichter Artillerie den geschlagenen Feind auf dessen anrückendes Hintertreffen werfen, so ist damit ein bedeutender Theil der Wirksamkeit desselben gehemmt und das entscheidende Gefecht leicht. (Benicken.)

Hinterverdeck, s. Verdeck.

HINTERWAGE auch EINHÄNGSEL, an einem Wagen oder einer Kutsche, der hintere auf den Armen der Vorderaxe entweder bewegliche oder unbewegliche hölzerne Balken mit seinen an den beiden Enden befindlichen Ortscheiten, woran die hintern Pferde durch Stränge oder Riemen angespannt werden, um das Fuhrwerk in Bewegung zu setzen. Soll die Hinterwage beweglich seyn, wie es bei gewöhnlichen Lastwagen meistens

der Fall ist, so spielt der Wagebalken oder Einhängsel mit seinem Mittelpunkte in dem Wagennagel, der auf der Mitte der vordern Axenarme befindlich ist und eine etwas nach hinten zu geneigte Lage hat; soll sie aber unbeweglich seyn, welche Einrichtung gewöhnlich die Kutschen haben, so wird sie mit zwei Schrauben auf den beiden Axenarmen an- und festgeschraubt. Die Ortscheite, welche an den beiden äußersten Enden des Hauptwagebalkens angebracht werden, stehen mit demselben durch eiserne Gelenke (Ringe und Bänder) in Verbindung. Sowohl der Wagebalken, als auch die Ortscheite, müssen aus gutem, festem und zähem Holze so stark und dauerhaft gearbeitet seyn, daß sie die Gewalt des Widerstandes der Last, ohne zu zerbrechen, aushalten können. Gewöhnlich wird der Wageneinhängsel oder Wagebalken aus 4 bis 5 Fuß langen Klößen, 4 Zoll stark ins Gevierte gespalten und dann ausgearbeitet; die Ortscheite hingegen werden 3 Fuß lang, zu Kutschen 3 Zoll ins Gevierte, weil man sie rund ausarbeitet, zu Wagen, Karren und dergl. 3 Zoll breit und 2 Zoll dick, im Rohen ausgespalten. (Fr. Thon.)

HINTERWAGEN (der), der Theil eines vierräderigen Fuhrwerks, welcher mit den 2 hintern Rädern zusammen hängt; bei dem Ackerwagen besteht er aus der Hinteraxe mit den beiden Hinterrädern, mit einem Schemel und 2 Rungen auf der Ase und 2 Armen, die zur Verbindung mit dem Vorderwagen dienen; bei einem Luruswagen, hat die Hinteraxe noch den Windesfloß, welcher hinter der Ase zwischen den Wagebäumen und den 2 Axenklößen liegt, um das Axenbret auf den Bäumen zu tragen, und gerade zu richten. (Friedr. Heusinger.)

Hinterwasser, s. Schwellwasser.

Hinterwichtigkeit | s. Hintergewicht.  
Hinterwucht |

HINTERZACKEN (Hinterzapfen), ist diejenige der vier, aus Eisenplatten (Zacken) bestehenden Seitenwände eines teutschen Eisenfrischherdes, welche sich der vordern Seite, an welcher der Arbeiter steht, gerade gegenüber befindet. Er steht meist nicht vertikal, sondern mit seiner obern Kante etwas aus dem Herde hinaus geneigt, weil hierdurch das Ausbrechen des frischen Eisens erleichtert wird. Vergl. auch den Artikel Aschenseite. (Freiesleben.)

HINTERZANGE, nennt der Schreiner oder Tischler, im Gegensatz der Vorderzange, die hintere kleinere Schraube an einer Hobelbank, womit man die Bank-eisen oder eisernen Bankhaken längs der Bank gegen den zu hobelnden Gegenstand anzutreiben, und letztern gehörig zu befestigen, im Stande ist. S. den Artikel Hobelbank. (Fr. Thon.)

Hinterzapfen, 1) s. Hinterzacken; 2) Technol. s. Hinterstapfen u. Stuhl.

HINTERZARTEN, HINTERSTRASS, Vogtei und großes Pfarrdorf auf dem Schwarzwalde, zwischen dem Titisee und Feldsee, im groß. badenschen Landamte



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Gemeinden besteht, im jülicher'schen Oberamte Grünin- gen. Neben sehr guter Landwirthschaft nähren sich die Einwohner besonders auch von Fabrikarbeiten in Seide und Baumwolle. Die ausgezeichnet schöne Lage der Kirche gewährt eine herrliche Fernsicht nach Süden und Westen. Über derselben auf einem Hügel stand die Stammburg des adeligen Geschlechtes von Hinweil oder Hünweil, welche aber schon im 14ten Jahrh. zerfiel, und deren Trümmer zu Erbauung des Kirchturmes verwendet wurden. Dieses Geschlecht erscheint urkundlich schon vor der Mitte des 12ten Jahrh., und gehörte im 13ten zum höhern Adel; in einer Urkunde vom J. 1260 wird Walther nobilis de Hunwilo genannt, der Titel nobilis aber bezeichnete damals noch Freiberren; erst später erhielt denselben auch der niedere Adel. Im 14ten Jahrh. erscheinen die Edlen von Hinweil als habsburg'sche und östreich'sche Vasallen. Mehrere von ihnen waren Burgvögte zu Rapperschweil, seit Östreich in den Besitz dieser Stadt und Grafschaft gekommen war. Sie stehen daher auch in den östreich'schen Heeren gegen die Eidgenossen; in der Schlacht bei Mäfels (1388) fielen sieben aus diesem Geschlechte. Um diese Zeit scheint die Stammburg in Verfall gekommen zu seyn. Die Hinweiler finden sich im 15ten Jahrh. auf den benachbarten Burgen Werdegg und Greifenberg. Allein wie andere Geschlechter sanken sie durch die Kriege der Östreicher immer tiefer; besonders war der so genannte alte Zürichkrieg in der Mitte des 15ten Jahrh. verderblich für sie, indem damals ihre Besitzungen verwüstet und Werdegg verbrannt wurde. Sie erwarben indessen noch die Herrschaft Elgg in der Grafschaft Appenzel, und im Anfange des 16ten Jahrh. durch Heirath Humbrazried in Schwaben, wo dann der Stamm im J. 1586 mit Hans Ulrich von Hinweil erlosch. (Escher.)

HINWICK, Dorf in England, in Bedfordshire, mit 1000 Einw., Manufaktur für Spitzenzwirn.

(Benicken.)

HINZ oder HINTZSCH (Johann Georg), ein aus Hamburg, wo er noch 1670 lebte, gebürtiger und daselbst gestorbener geschickter Maler, welcher nicht bloß historische Stücke und Bildnisse mit dreistem Pinsel und angenehmem Kolorit ausführte, sondern auch Früchte, goldne und silberne Gefäße, Gläser und Schwärzen mit vieler Wahrheit darstellte. Letztere kamen in der Ausführung den Arbeiten des Cornelius de Heem ziemlich nahe, und fanden in Hamburg und Niedersachsen viel Beifall. Von den erst genannten Darstellungen findet man noch in den Kirchen Hamburgs Denkmale seiner Kunst \*). (A. Weise.)

HINZE (Heimbart Johann), bekannter kameralistischer Schriftsteller, ist geb. zu Hasselfelde im Fürstenthum Blankenburg den 28. Julius 1730. Nach Vollendung der Studienjahre wurde er Auditor beim Residenzamt in Wolfenbüttel, kam 1761 als Secretär in die geheime Rathskammer zu Braunschweig, und wurde

darauf Präbendarium am Stifte St. Blasii, Klostersrath und Hofkommissär daselbst. Da er 1779 seiner Dienste entlassen wurde, begab er sich nach Helmstädt, lebte daselbst als Advokat, Notar und Privatlehrer der Kameralwissenschaften und der Ökonomie, bis er am 4. März 1802 starb. In den Fächern, in welchen er mündlichen Unterricht erteilte, zeichnete er sich auch als Schriftsteller rühmlich aus, und seine literarischen Arbeiten empfehlen sich besonders durch systematische Ordnung, klare Darstellung und Vollständigkeit der Gesichtspunkte, aus welchen jeder Gegenstand betrachtet werden kann. Die bedeutendsten sind: Über Pachtabnahme und Übergabe. Gotha 1781. 8. Beobachtungen und Reflexionen über den Ackerbau und dessen Beförderung. Dessau 1782. 8. Beiträge zur Ökonomie-, Kameral- und Polizeiwissenschaft. Eben das. 1782. 8. Über die Befriedigung der Getreidfelder; eine Preisschrift, welche 1784 von der göttingen'schen ökonomischen Societät das Accessit erhielt, und im Leipziger Magazin zur Naturkunde und Ökonomie 1 St. 1786 abgedruckt wurde. Grundsätze des landwirthschaftlichen Rechnungswesens. Helmst. 1800. 8. Sehr viele Aufsätze in Journalen, zum Theil gesammelt unter dem Titel: Auswahl einzelner Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Landwirthschaft, Polizei und des Kameralwesens. Helmst. 1801. 8. \*). Er war auch Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibl. und der allgem. Literat. Zeit. im ökonomischen und kameralistischen Fache, und ein Mitglied der Landwirthschaftsgesellschaft in Celle \*\*). (Baur.)

HINZERS, russischer General, welcher sich 1821 in Kischenen, einem Grenzorte des russischen Reiches nach der Moldau zu befand, als Ypsilanti's Aufstand gegen die Türken erfolgte. S. den Art. Lisgaras.

(Dr. Carl Iken.)

Hinzuan, s. Anjuan im Art. Comorren (1ste Sect. XVIII. S. 368).

HJO (sprichw. Jö), eine alte Landstadt in der schwedischen Provinz Westgothland, am See Wetteren, im J. 1815 mit 438 Selen. Krämerei, Fischerei, besonders Lachsfang und Ackerbau, die 4 Jahrmärkte, sind Nahrungsquellen der Stadt. (v. Schubert.)

Hio (Geogr.), s. Eyos.

HIOB. Unter den Hagiographa des N. T. (s. diesen Art.) findet sich ein Buch, in welchem die Geschichte eines Mannes im Lande Uz, der aus einem sehr glücklichen Zustande in das größte Elend versetzt wurde, kurz in Prosa erzählt wird, worauf dann die in den höchsten Schmuck der dichterischen Rede eingekleideten Klagen desselben über die Ungerechtigkeit seines Schicksals nebst den Gegenreden Anderer, die ihn strafen, belehren und zurechtweisen, angeführt werden: diesen Redekampf endigt denn eine prachtvolle Rede des erscheinenden Gottes, welcher den kühnen Ankläger seiner Gerech-

\*) Hamburger Kunstachr. S. 91 u. Fußl. Adnklerlertkon. Th. 2. S. 548.

\*) Ihr Inhalt ist vollständig angegeben in der neuen allgem. deutsch. Bibl. 82r Bd. 263 — 272. \*\*) Meusel's gelehrtes Deutschland.



tigkeit des Unverstandes zrihet; und eine kurze Erzählung, wie der schwer Geprüfte zuletzt wieder glücklich geworden, beschließt das Ganze.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Inhalt und Zweck des Buches teleologischer Art sei, oder die Frage über das Verhältniß der sittlichen Würdigkeit des Menschen zu seinem Glückszustand oder die Vergeltungslehre betreffe. Hiob klagt Gott an, daß er den Unschuldigen, wie den Schuldigen, tilge, daß er den Jammer der Unschuldigen spotte, daß die Erde den Frevlern Preis gegeben sei, daß er den Blick der Richter verbülle (Kap. 9, 22 — 24.); seine Segner dagegen, daß die so Böses pflanzen und Unheil säen, es ernten (Kap. 4, 8.), daß die Hoffnung des Gottlosen schwinde, daß Gott den Frommen nicht verwerfe, und den Bösen nicht die Hand reiche (Kap. 8, 13, 20.). Mithin schließt sich das Buch offenbar an die teleologischen Psalmen 37 u. 73. an, und muß mit diesen aus demselben Gesichtspunkte betrachtet werden, welcher folgender ist.

Vergeltung, Befriedigung des nach Ruhe und Eseligkeit strebenden Gemüths, ist das Ziel jedes menschlichen Strebens, mithin auch des sittlich frommen Glaubens und Handelns; und jede nur einiger Maßen auf die Ansprüche des menschlichen Geistes Rücksicht nehmende Religion muß eine Vergeltung verheißten. Die mosaische that es; aber indem sie das sittlich religiöse Leben noch nicht rein geistig faßte, und keine frohe Unsterblichkeit und keine Entwicklung und Vollendung des geistigen Lebens in der Ewigkeit kannte, sondern Tugend und Gottesfurcht als eine innerhalb der engen irdischen Schranken eines politisch-religiösen Volksthebens zu lösende Aufgabe darstellte, verhiess sie bloß eine irdische Vergeltung. So setzt sie auf die Erfüllung der wichtigen Pflicht der Alternliebe den Lohn eines langen Lebens in dem väterlichen Lande, und öfters verheißt sie dem Volke für die Haltung des Gesetzes Glück und Segen, wogegen sie den Übertretern desselben mit Strafe und Elend drohet. In diesem Sinne preiset der erste Psalm den Gottesfürchtigen glücklich, und verheißt ihm Wohlstand und Gedeihen, dem Gottlosen hingegen drohet er Untergang. Es ist nun wahr, daß Tugend und Frömmigkeit, in sofern sie eigentlich nichts sind, als der Einklang der Gesinnung und des Handelns mit dem Gesetze der Welt, auch meistens den Einklang des menschlichen Zustandes in der Natur mit seinen innern Trieben und Wünschen, d. h. Glückseligkeit, herbei führen, wie es denn wahr ist, daß sie zugleich die höchste Klugheit in sich schließen. Aber theils ist doch kein Mensch im Stande, sich in vollkommenen Einklang mit der Welt zu setzen, mithin auch nicht, sein Glück fest zu gründen; theils steht der Mensch als Einzelwesen unter dem Spiele des Zufalls, oder richtiger betrachtet, unter dem Einflusse der Bewegung des Weltganzen, welche oft eben so sehr seine Wünsche als sein Handeln durchkreuzt: und so geschieht es oft, daß die besten Menschen, welche nach den besten Grundsätzen lebten, und sich durchaus nicht mit den Gesetzen der Welt in Zwiespalt setzten, sehr unglücklich sind. Die blinde Kraft der Elemente zerstört

eben so gut das Glück des Frommen, wie des Gottlosen; der Tod rafft den edelsten Menschen die Geliebten von der Seite, und die großen Bewegungen des Völklerlebens zerstören das Glück der Unschuldigen. Ja, gerade die Treue des Guten gegen das, was er für wahr und recht hält, ruft die Leidenschaften der Bösen gegen ihn zum Kampfe auf, und das, was ihn glücklich machen sollte, macht ihn gerade unglücklich. Das Letztere erfahren die Frommen im Volke Israel so gut, wie alle andere Frommen; die Gesetzesfreunde, die Vertheidiger der Wahrheit, die Tadler der herrschenden Ungerechtigkeit (die Propheten) wurden von den Ungerechten und Gottlosen verfolgt. Daher die vielen Klagen in den Psalmen über Befindung und Verfolgung und die Bitten um Rache und Hilfe. Diese Klagepsalmen stehen im Widerspruch mit den Verheißungen des Pentateuchs und dem ersten Psalm: und daher entstanden in der Seele vieler Zweifel über dieses Mißverhältniß, welches die oben angeführten Psalmen zu lösen suchten. „Beneide nicht die Ungerechten, sagt Ps. 37., denn wie Gras wellen sie schnell; die Bösen werden ausgerottet, und die auf Jehova hoffen, besitzen das Land.“ Ps. 73.: „Ich eiferte über die Übermüthigen, weil ich das Glück der Frevler sah: also vergeblich hielt ich rein mein Herz, und bin geschlagen alltäglich? Ich dachte nach, dieß zu begreifen, bis ich Aht hatte auf jener Ende. Ja, auf schlüpfrige Art hast du sie gestellt, du lässest sie fallen in Gruben.“ Aber befriedigend gelöst waren diese Zweifel auf solche Weise keinesweges; denn die Behauptung, daß es den Frevlern am Ende doch immer schlecht gehen müsse, wurde unstreitig oft durch die Erfahrung widerlegt. Der Verf. des Buchs Hiob versuchte eine umfassendere und gründlichere Lösung derselben in einem großen Lehrgedicht. Aber es hält schwer, den Plan desselben und die darin durchgeführte Idee zu begreifen. Es finden sich offenbar widerstreitende Bestandtheile in ihm vereinigt, wie dieß eine Inhaltsanzeige lehren wird.

In der geschichtlichen Einleitung Kap. 1 — 3. wird erzählt, daß der Unheilstifter und Ankläger der Menschen die Tugend des glücklichen Hiob in Gottes Augen verdächtig zu machen, und ihn zu bewegen gewußt habe, ihm denselben zur Prüfung Preis zu geben, und ganz unglücklich zu machen; Hiob aber sei Gott treu geblieben, und habe voll Ergebung das Schlimme, wie das Gute, aus Gottes Hand empfangen.

Mit dieser frommen Ergebung reimt es sich nun übel, daß Hiob in verzweiflungsvollen Klagen über sein Schicksal ausbricht, und Gott sogar der Ungerechtigkeit und Härte gegen sich anklagt. Es folgt nämlich nun von Kap. 3. an der Wortwechsel des Unglücklichen mit seinen Freunden, den wir genauer zergliedern müssen. Zuerst verwünscht Hiob den Tag seiner Geburt, und wünscht sich den Tod (Kap. 3.). Sodann tritt Eliphaz auf, straft ihn wegen seines Verzagens, und erinnert ihn an die Wahrheit, daß nie ein Unschuldiger umgelommen, die Bösen aber immer den Lohn ihrer Thaten eingekerntet hätten; er gibt ihm zu verstehen,



daß, da kein Sterblicher vor Gott rein sei, er sich sein Unglück wohl selbst als eine Züchtigung zugezogen haben möge, und er solle sie nur vertrauensvoll annehmen (Kap. 4. 5.). Hiob ist gekränkt durch diese Rede, beschuldigt seine Freunde der Treulosigkeit, bejammert aufs Neue sein Unglück und das Elend des menschlichen Lebens überhaupt, und beklagt sich gegen Gott, daß er ihn, obschon einen sündigen Menschen, doch so hart handle (Kap. 6. 7.). Bildad sagt es nun weit deutlicher, daß der Grund von Hiobs Unglück in seiner und seiner Söhne Sünde liege, und stützt sich auf die anerkannte Wahrheit, daß der Gottlose unglücklich sei. (Kap. 8.). Hiob erwidert, mit Gott könne der Mensch freilich nicht rechten, denn er gebe keine Antwort, selbst der Unschuldige müsse vor ihm verstummen: Unschuldige, wie Schuldige, treffe das gleiche Schicksal, und er, obgleich unschuldig, müsse doch schuldig seyn, wenigstens strafe Gott seine Schuld allzu hart (Kap. 9. 10.). Zophar spricht geradezu die Beschuldigung aus, Hiob leide für seine Sünden, und werde noch gelinde genug bestraft; er solle nur Buße thun, so werde er wieder glücklich werden (Kap. 11.). Hiob behauptet dagegen, die Gottlosen seien gerade die Glücklichen, obschon er wohl wisse, daß Gott, der Weise und Allmächtige, solches ordne; aber immer müsse er sich gegen ihn beklagen, daß er ihn so hart handle, da er zwar nicht von Fehlern rein, aber doch ohne Schuld sei, so wie überhaupt das Menschenleben jammervoll und ohne Hoffnung sei (Kap. 12 — 14.).

Nun beginnt der Kampf von Neuem. Eliphas spricht sich jetzt auch deutlicher aus: er beschuldigt Hiob, daß er sich durch seine vermessenen Reden selbst anklage; vor Gott sei kein Mensch gerecht, und es sei nur alte Erfahrung, daß der Frevler unglücklich sei (Kap. 15.). Hiob erwidert: sein Unglück zeuge gegen ihn, obschon kein Unrecht in ihm sei; so hart er sich von Gott behandelt fühlt, so sucht er doch bei ihm Schutz gegen die Lieblosigkeit seiner Freunde (Kap. 16. 17.). Bildad wiederholt die Behauptung, daß der Sünder seiner Strafe nicht entgehe (Kap. 18.). Hiob beklagt sich bitter über die kränkenden Urtheile seiner Freunde; Gott habe ihn unschuldig so elend gemacht, aber von ihm selbst hofft er die Rettung seiner Unschuld (Kap. 19.). Zophar wiederholt ebenfalls die alte Behauptung, daß der Frevler unglücklich sei (Kap. 20.). Hiob setzt dagegen die Behauptung, daß die Frevler glücklich leben, und widerlegt den gegen ihn so böshast geltend gemachten Satz, daß sie entweder selbst oder in ihren Kindern gestraft werden (Kap. 21.).

Die dritte Wechselrede beginnt Eliphas mit der unverhohlenen Beschuldigung, Hiob habe sein Unglück selbst verschuldet, verweist ihm mit Härte die Klagen über Gottes Weltregierung, und ermahnet ihn zur Buße (Kap. 22.). Hiob wird dagegen nur desto kühner, spricht seinen Wunsch aus, mit Gott rechten zu können, der freilich in seiner Allmacht thue, was er wolle, und schildert die in der Welt herrschende Ungerechtigkeit (Kap. 23. 24.). Bildad antwortet kurz: vor Gott, dem All-

mächtigen, sei kein Sterblicher gerecht (Kap. 25), und Hiob stimmt, ihn verspottend, daß er so wenig Treffens des gesagt, in das Lob der Allmacht Gottes, die er noch herrlicher schildert, ein (Kap. 26.).

Zophar bleibt die Antwort schuldig, und Hiob behält allein die Rede. Aber nunmehr scheint er, und der Dichter mit ihm, sich selbst zu widersprechen. Denn nun behauptet er, was er immer gegen seine Freunde geläugnet, und was er, ohne sich zu beschuldigen, nicht wohl zugeben zu können scheint, daß der Gottlose wirklich immer seine Strafe finde. Noch bleibt er sich im Anfange der Rede gleich: „fern sein von mir, euch Recht zu geben; bis zum letzten Hauch bleib' ich bei meiner Unschuld“ (27, 5.); aber die Kap. 27, 7. beginnenden Äußerungen müssen Jedem auffallen: „Es gehe, wie dem Frevler, meinem Feinde; denn was ist des Gottlosen Hoffnung? — — Dieß ist das Los des Frevlers vor Gott: mehren sich seine Söhne, so sind sie fürs Schwert — — er baute der Motte gleich sein Haus — — der Reiche liegt und wird nicht begraben (vergl. Kap. 21. 32. Im Leichenzuge wird er zu Grabe getragen, und auf dem Hügel lebt er fort) — — Gott schießt auf ihn ohne Schonung“ u. s. w. Hierauf folgt Kap. 28. ein Lob der Weisheit, welche aber den Menschen verborgen und nur bei Gott zu finden sei, wesswegen die wahre Weisheit in der Furcht Gottes bestehe. Passender ist die Rede Kap. 29 — 31., wo Hiob die Tage seines frühern Glücks mit der unglücklichen Gegenwart vergleicht, über die gewaltthätige Behandlung Gottes klagt, seine Unschuld und Gerechtigkeit rühmt, und Gott herausfordert, mit ihm zu rechten. (Nur die Verse 31, 38 — 40 schleppen nach, und stehen wahrscheinlich nicht an ihrer Stelle.)

Nun tritt ein neuer Wortkämpfer, Elihu mit Namen, auf, der in der geschichtlichen Einleitung gar nicht erwähnt war, und über welchen jetzt in einem kurzen Vorwort Nachricht gegeben wird. (Kap. 32, 1 — 5.) Er ist unzufrieden mit Hiob und seinen bisherigen Gegnern, und weiß es besser, als sie alle, wie man die Sache zu beurtheilen habe (Kap. 32, 6 — 22.). Er tadelt Hiob, daß er sich für unschuldig halte, Gott der Härte gegen ihn anklage und mit ihm rechte: Gott sei zu erhaben, als daß der Mensch mit ihm rechten könne, und er sende das Unglück nur, um zu züchtigen, wenn der Mensch seinen leiseren Warnungen nicht gehorche (Kap. 33.). Es sei Lästerung, wenn Hiob Gott der Ungerechtigkeit anklage; Gott sei gerecht und übe Vergeltung, aber wohl nicht gerade nach Hiobs Sinne (Kap. 34.). Er widerlegt die aus Hiobs Reden gezogene Folgerung, daß die Frömmigkeit dem Menschen nichts nütze; der Mensch nütze und schade sich selbst durch sein Betragen, nicht Gott; wenn Gott die Klagen der Bedrängten nicht immer höre, so liege die Schuld an diesen, indem sie Gott nicht immer demüthig ansuchten; auch müsse man sein Gericht mit Geduld erwarten (Kap. 35.). Gott beglücke nicht die Frevler, und lege das Leiden nur zur Besserung auf; erkenne man dieß, so werde man wieder glücklich; wo nicht, so sinke man in



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Daher, weil auch der Tugendhafte leide, müßte es noch andere geheimnißvolle Gründe des menschlichen Elends geben, als verübtes Unrecht. Auf diese Weise, meint U., komme der ganze Streit erst zu einer Entscheidung, die doch im Plane des weisen Verfassers liegen mußte. Ohne diesen scheinbaren Widerspruch in Hiobs Reden wäre der Wortwechsel ins Unendliche fort gegangen. Im Kap. 28. findet nun dieser Gelehrte die Lösung des ganzen Räthsels von Hiob anticipirt. Da auch der Tugendhafte zuweilen leide, so müsse der Mensch eine höhere Weisheit in der Leitung der irdischen Dinge anerkennen, die er aber nicht zu durchdringen vermöge. — Aber diese Erklärung vom Kap. 27, 7 ff. ist höchst willkürlich, und daß jetzt schon die Lösung des Räthsels gegeben seyn soll, verträgt sich nicht mit der Herausforderung, welche Hiob Kap. 31, 35 f. ausspricht, und schadet dem Eindrucke, den die Reden Gottes machen sollen. Wie kann Gott sagen, Hiob verfinstere seinen Rathschluß durch Reden ohne Verstand, wenn er schon das Richtige getroffen hatte? Nach Kern (a. a. O. S. 362 ff.) will der Dichter die höhere Ansicht vorbereiten, und darum mildert er das Schrofne, das in der dem Hiob in den Mund gelegten Ansicht als einer antithetischen liegt. Aber dieses Mildern ist nichts als ein Schwächen und Lähmen. Dieses Gelehrten Erklärung vom Kap. 27, 7 ff. ist übrigens die alte längst verworfene, daß nämlich Hiob seine frühere Behauptung über das Glück der Frevel beschränke, und jetzt zugebe, daß sie oft die Strafe treffe (S. 387.).

Das Mindeste also, was man über diese Rede Hiobs zugeben muß, ist, daß sie den Plan des Ganzen stört, und wenn sie vom Dichter selbst herrührt, dieser einen schweren Fehler gegen die Anlage des Ganzen verschuldet hat.

Zweitens vertragen sich auch die Reden Elihu's nicht mit dem Plane des Ganzen. Sie drängen sich schon durch ihre Stellung störend zwischen die Herausforderung Hiobs und die Erscheinung Gottes, wodurch dem Eindrucke der letzteren geschadet wird. Man vergißt unterdessen, was Hiob gesagt hat, und doch beziehen sich die Reden Jehova's ganz darauf. Auch erscheint Hiob als widerlegt, da er nicht auf Elihu's anmaßende Belehrung antwortet. Sodann geben diese Reden die Lösung der Aufgabe im Voraus, und zwar auf dem Wege der Erkenntniß durch die Behauptung, daß die Übel ein Züchtigungs- und Besserungsmittel in der Hand Gottes seien. Zwar ist diese Lösung nicht ganz neu, da schon Hiob's erste Gegner Ähnliches behauptet haben, und keines Weges tief und erschöpfend; aber sie enthält doch viel Wahres, und hat den Schein einer Lösung (wenn man nämlich nicht auf den Prolog Rücksicht nimmt). Selbst die Hinweisung auf die göttliche Allmacht nehmen sie vorweg, so daß die nachherige Rede Gottes geschwächt und überflüssig erscheint. Elihu's Reden sagen dasselbe, was diese, ja noch mehr. Wozu, wenn man weiß, daß die Übel nützlich sind, die Forderung, sich der Allmacht und Weisheit Gottes unbedingt zu unterwerfen? Es ist gerade so, als wenn man nach

Darlegung einer klaren Erkenntniß von einer Sache hinterher forderte, man solle nicht erkennen, sondern bloß glauben. Nach Stäublin (über die Philosophie, den Zweck und den Ursprung des B. Hiob in f. Beiträgen zur Philos. u. Gesch. d. Relig. u. Sittenl. B. II.) enthalten Elihu's Reden die Entscheidung des Streit, die nur in den Reden Jehova's die Bestätigung erhalte: in der That müßte sie der Dichter so haben geben wollen, wenn sie echt sind, zumal da er sie unwiderlegt läßt; indes wird in den Reden Gottes bloß Hiob's Unverstand getadelt, Elihu's Weisheit aber auf keine Weise berücksichtigt, mithin auch nicht bestätigt.

Auf die Gefahr hin, flach zu erscheinen, muß ich die Rede Elihu's als ein falsches, störendes Einschiesel ansehen, auch kann ich die nach Eichhorn's, Stuhlmann's und Bernsteins Vorgang geäußerten Zweifel gegen ihre Echtheit noch nicht zurück nehmen, obschon Umbreit's Einwendungen fast allgemeine Zustimmung geworden ist. Der Haupt-Zweifelsgrund liegt allerdings im Inhalte dieser Reden; und wenn man das Unpassende darin läugnet, so kann man mich süglich für widerlegt halten. Ein anderer Grund liegt in dem auffallenden Ablich der Schreibart, welche äußerst matt, gesucht und weitschweifig ist, ja selbst einen zum Theil verschiedenen Sprachgebrauch hat (was schon Michaelis Einleit. ins N. T. I. S. 118, bemerkt). Dagegen behauptet man, das sei Alles auf Rechnung der Kunst des Dichters zu setzen, welcher diesen Redner besonders habe charakterisiren wollen; so wie er auch die früheren zum Theil in der Art zu reden ausgezeichnet habe. Warum aber hob er gerade die Eigenthümlichkeit des letzten so sehr hervor? und warum auf eine so nachtheilige Weise? Man sollte denken, er wolle dadurch das, was er sagt, als verwerflich bezeichnen; und doch müßte man mit der Echtheit dieser Reden auch zugleich annehmen, daß der Verf. das darin Gesagte für richtig habe geben wollen, da er keine Gegenrede anführt. Man wendet zwar dagegen ein, der Verf. habe den Elihu gerade als einen Schwächer, der keine Antwort verdiene, darstellen wollen. Aber dann hätte er ihn durch Hiob wenigstens abweisen lassen sollen. Noch scheint uns gegen die Echtheit dieser Reden zu sprechen, daß Hiob darin genannt wird, was in keiner der andern Gegenreden geschieht, und daß weder der Prolog noch der Epilog Elihu's Erwähnung thut; woraus zu folgern ist, daß diese Reden später eingeschaltet sind.

Aber auch gegen jene geschichtlichen Gründe lassen sich Zweifel erheben. Nach ihnen hätte Hiob's Leiden in der Absicht Gottes, ihn zu prüfen, seinen Grund gehabt, und es wäre durch eine spätere Vergeltung wieder gut gemacht worden; mithin behielte die gewöhnliche Vergeltungslehre der Hebräer wenigstens zum Theil Recht. Hiob's Leiden wäre zwar keine Strafe für sein Übelthun gewesen, aber es bliebe doch die Wahrheit stehen, daß der Fromme immer wieder am Ende glücklich werden muß. Wozu nun der Aufwand von Redekunst, um den Zweifelnden zur demüthigen, unbedingten Unterwerfung unter Gottes Weisheit und Allmacht zu bewegen? Aber



außerdem daß diese Stücke sich nicht zur Idee des Ganzen schicken, stehen sie noch in andern Hinsichten in Mißverhältniß. Hiob wird in der Einleitung als ganz Gott ergeben geschildert, und dann empört er sich doch gegen Gott. Er soll allein recht geredet haben, und doch hat er Gott der Ungerechtigkeit angeklagt. Es wird in diesen Stücken ein hoher Werth auf Opfer gelegt (Kap. 1, 5. 42, 8.), und im ganzen Gedicht ist von solchen Gebräuchen keine Rede, wie denn überhaupt alles Theokratische vermieden ist. Weniger will bedeuten, daß diese Stücke in Prosa geschrieben, daß darin der Name Jehova's anstatt des in der Rede üblichen Namens Eloha gebraucht ist, und der Satan vorkommt. Das Geschichtliche mußte in Prosa geschrieben seyn (wie z. B. in dem Abschnitt von Bileam die Erzählung in Prosa und die Rede im Rhythmus geschrieben sind); den Namen Jehova hielt der Dichter nicht für schicklich im Munde der redenden Personen, welche nicht Hebräer, sondern Araber sind, und daher Jehova nicht kennen; und am Satan hat man bloß Anstoß genommen, weil man dem Gedicht ein so hohes Alter beilegte, als ihm aus andern Gründen nicht zukommen kann. Immer aber hat man Grund genug, mit Hass (Vermuthungen über d. B. Hiob in f. Magaz. f. d. bibl. orient. Literat. I, 162 ff.), Stuhlmann und Bernstein an der Echtheit dieser Stücke zu zweifeln, wenn man auch sich nicht bewegen fühlt, sie geradezu zu verwerfen.

Uns scheint, daß das Buch Hiob in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht aus einer und derselben Feder geflossen ist. So wie mehrere Bücher des A. T. verschiedene Bearbeitungen erfahren haben, so auch dieses. Der letzte Bearbeiter fand wahrscheinlich mehrere Vorarbeiten vor; Reden dieser Art und dieses Inhalts waren vielleicht von mehreren Dichtern niedergeschrieben worden; die Geschichte Hiob's hatte mehrere Zusätze und Veränderungen erfahren; und er, der Idee nicht mächtig, bildete aus dem überlieferten Stoffe dieses unzusammenstimmende Ganze. Ein Beispiel von noch weit größerer Verwirrung bietet das Hohelied dar, in welchem Bruchstücke eines alten Gedichtes, oder mehrerer verwandter, an einander gereiht sind.

Daß dieses Buch ganz der didaktischen Dichtungsart angehöre, ist in unserer Zeit keinem Zweifel mehr unterworfen. — Ehedem hielt man den Inhalt für geschichtlich: diese Ansicht streitet mit dem guten Geschmack, der das Dichterische, zumal in den Reden, nicht verkennen kann. Manche unter den Neueren nehmen an, der Dichter habe einen geschichtlichen Stoff benutzt; Hiob habe wirklich gelebt und diesen Glückswechsel erfahren: das kann seyn und nicht seyn; aber daß Alles, auch die vorausgesetzten Thatsachen der Dichtung angehören, möchte wohl überwiegend wahrscheinlich seyn. Der Name Hiob bezeichnet einen Besessenen (אִיּוֹב = אִיּוֹב), und ist daher wohl, wie die Person selbst, erdichtet. Wenn man im Morgenlande Hiob's Grabmal aufweist, so will dieß gar Nichts bedeuten, da man weiß, daß der Legenden-Geschmack der Morgenländer mehrere solche Denk-

mäler biblischer Personen geschaffen hat; überdieß werden sechs verschiedene solcher Gräber gezeigt (s. Jahn Einleit. ins A. T. II, 761). Die alexandrinische Uebersetzung hat am Ende des Buchs eine genealogische Nachricht von Hiob, nach welcher er Eine Person mit dem Könige der Edomiter, Jobab, der 1. Mos. 36, 33. vorkommt, gewesen seyn soll; aber diese Nachricht ist in jedem Fall zu jung, um Glauben zu verdienen, und beruht wohl nur auf der geringen Ähnlichkeit der zwei Namen Job und Jobab. Das Kräftigste, was man für die Geschichtlichkeit der Person Hiob's anführen kann, ist die Stelle Ezech. 14, 14. 16. 20., wo er neben Noah und Daniel genannt wird; aber dieser Prophet konnte wohl eine dichterische Person neben geschichtlichen als ein Beispiel von Tugend anführen; auch konnte er das Dichterische für geschichtlich nehmen. Es ist gewiß kein geringer Beweis für den dichterischen Charakter des Buchs, daß der Talmud den Hiob für einen Raschal (ein Gedicht) erklärt (Bava Bathra fol. 16. c. 1.). Vgl. *Bellermann de libro Jobi, num sit historia, an fictio?* Erfart. 1792. 4. Bernstein ist nach dem Beispiel von Barburton und Hermann von der Hardt so weit gegangen, den Hiob für eine symbolische Person, nämlich für das Sinnbild des Volkes Israel zu halten; aber wenn gleich die Beziehung auf die teleologischen Zweifel der Israeliten, mithin auch auf ihr Schicksal, nicht zu verkennen ist: so hat der Dichter doch die Sache freier behandelt, als jener Gelehrte annimmt. Man muß indeß gegen diese Ansicht nicht einwenden, daß das Volk Israel schuldig, Hiob aber unschuldig gelitten habe; denn Hiob würde immer nur das Sinnbild des besseren Theiles des Volkes, der Frommen, seyn.

Der Prolog setzt den Helden des Gedichtes in das Morgenland, in das Land Uz, welches nach der besten Meinung im nördlichen Arabien zu suchen ist. S. *Spanheim hist. Jobi c. III. p. 35 sqq.* Rosenmüller prolegg. in Job. S. 5. Gesenius u. d. B. Er macht ihn zu einem reichen Hirtenfürsten, und nach Kap. 42, 11., wo er eine nur 1. Mos. 33, 15. und Jos. 24, 32. vorkommende Art von Geld anführt, scheint er ihn in das patriarchalische Zeitalter zu setzen, wozu auch dessen hohes Lebensalter stimmt. Im Gedicht aber wird die Farbe dieser Lebensart und dieses Zeitalters keinesweges festgehalten. Einiges kommt vor, was auf Hiob's Hirtenleben schließen läßt (Kap. 5, 22 ff. 21, 10 f. 29, 6. 30, 1.); dagegen aber wird in vielen Stellen ein städtisches Leben und ein hoher Grad von bürgerlicher Ausbildung vorausgesetzt (Kap. 5, 4. 15, 28. 24, 12. 29, 7 f. 39, 7. 3, 14. 12, 18 f. 31, 35. 20, 24. 39, 21. — 20, 15. 22, 24. 23, 10. 27, 16 f. 28, 1 ff. 16 ff.): daher Bernstein nicht ohne große Wahrscheinlichkeit behauptet hat, die im Prolog zum Grunde gelegte und von Eichhorn besonders lebhaft ausgemalte Situation sei dem Gedichte selbst fremd (worin ein neuer Zweifelsgrund gegen die Ursprünglichkeit des Prologs und Epilogs liegen würde). Der Dichter könnte sich einen reichen Hebräer gedacht haben, welcher zwar Liebzucht trieb, dem städtischen Leben aber nicht fremd war.



Die Krankheit, an welcher nach dem Prolog Hiob leidet, ist wahrscheinlich für die schlimmste Art des Ausschages, die so genannte Elephantiasis, zu halten (sie hat den Namen von dem Anschwellen der Beine), welche vorzüglich in Aegypten zu Hause und 5. Mos. 28, 27. mit dem Namen *עֲרֻרָה* bezeichnet wird. Darüber ist Michaelis Einleit. ins A. T. I, 58 ff. am ausführlichsten. Bernsteina vermutet, daß, wenn das Gedicht selbst Hiob als krank schildert, dieses nur eine bildliche Bezeichnung seines Leidens sei, wie es denn bei den hebräischen Dichtern nicht ungewöhnlich ist, Krankheit und Wunden als Bild des Leidens zu gebrauchen (vgl. Jes. 53, 8 ff. 10. Ps. 6. u. a. Ps.). In der That stimmt die im Prolog gegebene Schilderung des Unglücks, das Hiob betroffen haben soll, nicht überall zum Gedichte selbst. Was Hiob Kap. 30, 1 ff. von der Befeindung und Verspottung sagt, die er von gewissen verächtlichen Menschen erfahre, scheint andere Verhältnisse voraus zu setzen, als die im Prolog voraus gesetzt werden, wo er mit Niemand als mit seinem Weibe und seinen Freunden zu thun hat. Indes kann der Dichter die vorausgesetzte Situation nicht ganz fest gehalten haben, wie er denn in einer Stelle von der Bestrafung der Söhne Hiob's spricht (Kap. 8, 4.), und in einer andern (Kap. 19, 17.) sie noch am Leben seyn läßt.

Daß das Gedicht zur Klasse des Lehrgedichts gehöre, kann keinem Zweifel unterworfen seyn, und diejenigen, die es für eine Epopee halten (*Ugen Jobi antiquissimi carminis hebraici natura atque virtus*. Lips. 1780 u. A.), können schwerlich von dieser Dichtungsgattung einen richtigen Begriff haben; auch ein Drama ist es nicht, wofür es Aeltere gehalten (wie Beza, Job. Gerhard u. A. vgl. *Carpzov introd. p. 76.*), denn es fehlt ihm das wesentliche Merkmal des Drama's, die Handlung. Indes ist diese Meinung richtiger als jene, da die im Drama, besonders in der Tragödie, hervortretende Idee der Zweckwidrigkeit und des Widerstreites die Seele unseres Gedichtes ist, so daß man es eine dialektische Tragödie nennen könnte. Da aber der Zweck der einer religiös-philosophischen Überzeugung ist, so thut man am besten, bei dem Begriff eines Lehrgedichts zu bleiben.

Nun ist noch von dem Ursprung des Buches zu reden. Die Person des Verfassers, welche nicht genannt ist, zu bestimmen, liegt eigentlich nicht im Bereich der Kritik, welche nur allgemeine Merkmale auffinden kann. Within sollte nur die Frage zu beantworten seyn, aus welcher Zeit das Gedicht seyn möge. Denn daß es im Schoße der hebräischen Nation entsprungen sei, scheint kaum dem Zweifel zu unterliegen, da es hebräisch geschrieben ist und ganz den Geist der hebräischen Poesie athmet, dessen ungeachtet hat man es für ein auswärtiges Erzeugniß gehalten. Aben Ezra (im Comment. zu Hiob. II.) glaubt, es sei aus einer fremden Sprache übersezt, und daher so voll Schwierigkeiten. Der Zusatz der LXX am Ende nennt eine syrische Quelle (fälschlich verstehen dieß Mehrere nur von der genealogischen Nachricht, die dieser Zusatz enthält); und dieser Mei-

nung ist auch der Verf. eines fälschlich dem Origene's zugeschriebenen Commentars (vgl. *Carpzov introd. p. 52.* Fr. Spanheim (*hist. Jobi c. 13. p. 221 sqq.*) hält die Urschrift für arabisch, wie auch J. Gerhard *Exeg. L. II. de script. s. und Calov. Bibl. illustr.* Zu dergleichen Annahmen fand man sich veranlaßt theils durch den Prolog, der die Scene des Gedichtes ins Ausland setzt, und die kindliche Vorstellung, daß Hiob oder Eliba selbst das Buch geschrieben habe, theils durch die Sprachschwierigkeiten, die es enthält, und die man fälschlich besonders aus dem Arabischen erklären zu müssen glaubte. Aus dem Grunde, weil man in dem Buche keine Beziehungen auf Moses Gesetzgebung und die Geschichte der Israeliten zu finden glaubte (was Michaelis Einleit. ins A. T. I, 47 ff. besonders ins Licht gesetzt hat), nahmen Herder (*Geist der hebr. Poesie 1. Th. 125 ff.*) und Ugen (*de Jobi antiqu. carm. hebr. virt. p. 28*) einen Idumäer und Niemeyer (*Charakteristik der Bibel II, 480 ff.*) einen Nachkommen des Nahor als Verfasser an; und Eichhorn (*Einl. III, 569 ff.*) glaubte aus demselben Grunde auf einen Verfasser rathen zu müssen, der, ein Hebräer von Geburt, in der Gegend von Idumäa in Arabien und zwar vor Mose gelebt habe. Allein man hatte Unrecht, zumal unter der Voraussetzung der Echtheit des Prologs und der in das Morgenland gesetzten Scene des Gedichtes, dergleichen Beziehungen zu erwarten, und nicht dem Dichter so viel Kunst zuzutrauen, daß er sich auf ein allgemeineres Gebiet zu stellen vermocht habe. Überhaupt ist das Theokratische und Volksthümliche außer den gesetzlichen und geschichtlichen Büchern der Hebräer nicht so vorherrschend, wie man voraus zu setzen scheint. Die Psalmen enthalten nicht immer theokratische Begriffe und volksthümliche Anspielungen, und die Sprüche und der Prediger Salomo's tragen noch mehr ein allgemein menschliches Gepräge. Aber das Buch Hiob steht gar nicht so weit ab von dem Gedankenkreis der Hebräer. Kap. 22, 15—17. ist eine Anspielung auf die Sündfluth; Kap. 40, 23. wird der Jordan genannt; von Gott, als dem Schöpfer und Herrn der Natur, wird ganz im Geiste des israelitischen Glaubens gesprochen Kap. 9, 5—9. 12, 10. 15, 7. 26, 5 ff.; eben so von der Natur des Menschen Kap. 4, 19. 10, 9. 27, 8., von dessen Vergänglichkeit und Zustand nach dem Tode Kap. 7, 7—10. 21: 10, 21 f. 14, 10—14. 16, 22. 30, 23. 38, 17. 8, 12 ff. 26, 5., von dessen sittlicher Beschaffenheit Kap. 4, 17 ff. 9, 2 ff. 13, 26. 14, 4. 15, 14. 25, 4.; von den Engeln Kap. 4, 18. 5, 1. 15, 15. 21, 22. 38, 7. und von der Unrechtmäßigkeit der Verehrung der Gestirne Kap. 31, 26. 27. Ubrigens stellt sich das Gedicht durch seinen Inhalt ganz in den Kreis der religiösen Weisheit der Hebräer, denen Nichts so sehr am Herzen lag, als die Vergeltungslehre, welche hier behandelt wird. Das ganze Gedicht ist vom hebräischen Geiste durchdrungen, wie es denn auch ganz seiner rhythmischen Form nach das Gepräge der hebräischen Poesie trägt. Selbst in einzelnen Stellen besteht zwischen ihm und den Psalmen und Sprichwörtern eine große Verwandtschaft, wovon man bei Rosenmüller



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



diese werden nämlich als Vermittler zwischen Gott und Menschen gedacht, Kap. 5, 1. 33, 23. Selbst der Götterrath im Prolog Kap. 1, 6. 2, 1. scheint eine spätere Vorstellung zu seyn, vergl. 1 Kön. 22, 19 ff. Vorzüglich aber spricht die Beziehung des Gedichts auf die Leiden des israelitischen Volkes und die dadurch veranlaßten Zweifel und der unverkennbare Fortschritt in dieser Art des Philosophirens für die spätere Abfassung. Sonach muß man annehmen, daß das Gedicht in der chaldäischen Periode abgefaßt ist: welche Meinung auch nicht alter Auctoritäten entbehrt, wenn man darauf einen Werth legen will. Die Rabbinen Juchanan und Eleasar (s. Bava Bathra fol. 15. Hieron. Sola l. 20. c. 3.), die christlichen Gelehrten Hermann von der Hardt (Comment. in Jobum s. historia populi Israelis in Assyria exilio. Helmst. 1728), Clericus (Vet. Test. libri Hagiogr. Amstel. 1731. fol.), Warburton (göttl. Sendung Moses — er hält Esra für den Verf.), Thom. Heath (an Essay towards a new English Version of the Book of Job. 1755.), J. Garnett (a diss. on the book of Job. 1751 — er hält Ezechiel für den Verf.) haben diese Meinung aufgestellt, und Neuere, wie Gesenius, Bernstein, Umbreit haben sie kritischer begründet. Man könnte dagegen einwenden, daß das chaldäische Zeitalter schwerlich ein so vortreffliches Gedicht habe hervorbringen können; aber wir brauchen uns nur auf Habakuk's Weissagungen, das Schönste, was die prophetische Literatur der Hebräer aufzuweisen hat, und die ebenfalls sehr schön geschriebenen Weissagungen des Pseudo-Jesaja (Kap. 40 — 66.) zu berufen, um diesen Einwand zu entkräften.

Das Buch Hiob ist unstreitig eines der trefflichsten Hervorbringungen der hebräischen Literatur. Die Sprache ist zwar etwas chaldäisch gefärbt, aber die Schreibart ist sehr kräftig und körnig; der Rhythmus musterhaft; die Bilder sind mannichfaltig, frisch und blühend, und nicht selten sehr erhaben; die Gedanken zeugen von einem hohen und reichen Geist, und nehmen oft den erhabensten Flug. Alle Tugenden der hebräischen Dichtkunst finden sich in diesem Werke vereinigt; aber auch die Fehler derselben. Nicht selten fehlt es an Klarheit und bündigem Ausdruck, so wie an richtiger Gedankenfolge. So wie die hebräischen Dichter selten Etwas im Ganzen richtig gestalten und fast immer gegen die Einheit und das Ebenmaß fehlen: so auch der Dichter des Hiob. Einige Reden sind musterhaft gearbeitet und schließen sich harmonisch ab (Kap. 3. 6. 7. 9. 10.); aber gegen das Ende hin wird die ewige Wiederholung des schon Gesagten lästig, und wie das ganze Gedicht sich gleichsam mit Kap. 26. auflöst, so hat man auch schon früher Gelegenheit, die Erschöpfung der Dichterkraft zu bemerken. Mit geringer Mühe ließe sich durch Weglassung und Zusammendrängung aus diesem Gedicht etwas ganz Vortreffliches gestalten, das einen Jeden ansprechen müßte \*).

(de Wette.)

\* Die Schönheit und Schwierigkeit des Buches hat zu einer Menge von Bearbeitungen veranlaßt, deren Aufzählung vollständig

HIOB gilt den Muhammedanern, welche ihn Ejub. (أيوب) den Gerechten oder den Gebuldigen nennen, als historische Person; sie lassen ihn in völliger Übereinstimmung von Esau (العيس), abstammen, indem sie als seinen Vater Müsa (موس) und seinen Großvater Zerach (نوح s. نوح) aufführen, und betrachten seine Mutter als eine der Nachkommen Loth's \*). Hadschi Chalisa in seinen zu Konstantinopel gedruckten chronologischen Tabellen bestimmt sogar das Jahr seiner Geburt (3435 nach Erschaffung Adams) und seines Todes (3642 nach Adam), und macht ihn zum Zeitgenossen Abraham's, Isaaq's und Jakob's \*). Mohammed, der, wo er konnte, christliche und jüdische Sagen aufsaßte, stämpelte den Hiob zu einem Propheten, und führt ihn in der Reihe der Patriarchen auf \*). Deshalb läßt auch noch heute wie in der Schrift, so gesprächsweise jeder fromme Muslim dem Namen Ejub ein: „Heil sei über ihm!“ folgen. Der ihm angewiesene Wohnort ist das im Distrikte von Damaskus \*) gelegene

Bathenia (البثنية), welches er ganz besaß. Kurz ist seine Geschichte nach dem Koran, Kirchond, Kebrai (Cod. Dresd.), Abulfeda und Andern folgende: Gott ließ ihn, um seine standhafte Treue und wahre Frömmigkeit auf die Probe zu stellen, zuerst ganz arm werden, und suchte ihn alsdann durch eine furchtbare Krankheit, die durch Eiterbeulen und Würmerfraß fast seine gänzliche Auflösung herbei führte, heim. Als er endlich in seinen Schmutz dahin gestreckt einen Ge-

bei Rosenmüller im Elenchus interpr. Jobi vor seinen Schollen und im Auszuge bei Umbreit und in de Wette's Einleit. zu finden ist. Wir begnügen uns, die berühmtesten und brauchbarsten unter den älteren und die neueren anzuführen: die Commentare von Mart. Bucer (1528), J. Stokampad (1532), Victorin Strigel (1571), J. Mercet (1651), Joh. de Pineda (1597. 1601), C. Sanctius (1625), Joh. Drusius (1696), Sebast. Schmid (1670), J. S. Michaelis (nott. über. in l. Jobi in Vol. II. Annotat. in Hagiogr.), Alb. Schultens (Comment. L. B. 1737. 2 Voll. 4. in comp. red. Vogel 1773. 74. 2 Theile. 8. Animadvers. philol. Opp. min. 1769.), D. R. Boullier (observat. wisc. in l. Job. Amstel. 1758), D. de Vertlein (schol. in libr. V. T. poet. Hal. 1779. 4.), Edemmann (liberf. 1778. Animadvers. 1779), Reiske (Conject. in Job. et Prov. Sal. 1779), P. X. Schultens u. P. Nuntinabe (das Buch Hiob aus dem Hebr. mit Anmerk. Leipz. 1797), G. F. C. Rosenmüller (Schol. in V. T. P. V. Vol. I. II.), W. K. Stuhlmann (liberf. und Anmerk. Hamb. 1804. 8.), F. W. K. Umbreit (liberf. und Ausl. Heidelb. 1824); die Übersetzungen von S. Grundus (Basel 1767. 4.), J. D. Cube (Berlin 1769. 71. 3 Theile. 8.), D. G. Woldenhauer (Leipz. 1780. 81. 2 Theile. 8.), W. F. Dufnagel (Erl. 1781), D. Kestler (Jüb. 1784. 8.), S. Chr. Pape (Witt. 1797. 8.), X. S. Bloch (Raseb. 1797. 8.), J. G. Elshorn (Leipz. 1800. 8. Allg. Bibl. X. 579.), Gaab (Jüb. 1809. 8.), J. P. Schärer (Wern 1818. 2 Theile.), G. G. A. Bödel (Berl. 1821. 8.), A. F. Welschelmer (Wannh. 1823. 8.).

1) Cod. Bibl. Dresd. 383. Bl. 122. Modifikationen dieser Genealogie siehe bei d'Herbelot. 2) Takwim-et-tewarich. S. 14 u. 15. 3) Euse 19 u. 33. 4) Hierin wird auch das Land Uz, der in der Bibel angegebene Aufenthalt des Hiob, von einigen Auslegern verlegt.



such von sich gab, der jedes lebende Wesen von ihm entfernte, blieb ihm nur sein Weib Rahma (رحمة, d. i. Mitleiden, Erbarmung) getreu und pflegte ihn. Endlich ließ Gott, um seine Prüfung zu vollenden, auch diese durch den bösen Geist zum Abfall vom wahren Glauben versuchen, indem dieser ihr den früheren Besitz ihres Mannes vorkührte und wieder zu geben versprach, wenn sie statt Gott ihn anbeten wollte. Schon bittet sie den gequälten Hiob um Erlaubniß dazu, er aber im Zorne über ein solches Ansinnen schwört, nach seiner Wiedergenesung mit 100 Streichen diesen Frevel an ihr zu strafen. Nach dieser letzten, glücklich bestandenen Versuchung gibt ihm Gott seine Jugend und Schönheit und die früheren Besitztümer in doppeltem Maße zurück, und seine reiche Nachkommenschaft, 26 Söhne, wovon der älteste Bischof, mit dem Beinamen Dhu'l Keff (ذو الكف der Bürgschaft leistet<sup>5)</sup>), das Prophetenthum ererbte, und ebenfalls in Syrien lebte, steigerte seine irdische Glückseligkeit zu einer nie gekannten Höhe. Damit er aber seines Schwures, die 100 Streiche betreffend, entbunden werde, befahl ihm Gott mit einem Palmenzweige von 100 Traubenkämmen oder Blättern sein Weib, die auf gleiche Weise ihre frühere Jugend und Schönheit wieder erlangt hatte, zu berühren.

Im Widerspruche mit Hadischi Chalifa gibt ihm Abulfeda nur 93 Lebensjahre. Andere wieder anders. Noch heute werden verschiedene Orte des Orients, als ob sein Grabmal daselbst vorhanden, andächtigen Muslimen zu Wallfahrten empfohlen. So Rewa, eine Tagesreise von Damaskus<sup>6)</sup>, ferner Kubben oder Grabdenkmäler bei Hems (حمص Emessa) in Syrien<sup>7)</sup>, im glücklichen Arabien auf dem Wege von Saana nach Sada 2 bis 3 Stunden östlich von letzterer Stadt<sup>8)</sup>, auf der Ostseite von Arabien dicht am Euphrat nahe bei Helle, d. i. eine Stunde nach Süden von Babylon<sup>9)</sup>, in Persien auf der Straße von Ispahan nach Schirás<sup>10)</sup>. Auch zeigte man Niebuhr'n eine halbe Stunde südlich von Helle eine Quelle, mit einer Kubbe überbaut, bei welcher der Rebi Ejub (Prophet Hiob) gewohnt haben soll<sup>11)</sup>. Auch bewahrt man handschriftlich eine syrische und arabische Biographie desselben<sup>12)</sup>, und der Araber nennt noch heute sprichwörtlich das Kamel um seiner Geduld willen Vater des Hiob (أبو أيوب<sup>13)</sup>).

Sonst vergl. man noch d'Herbelot Orient. Bibl. unt. dem Art. Ajub, Abulfedae Annales Anteislamiaci (ed. Fleischer). p. 26 sq., Hottingeri Hist. Orient. u. Thea. philol. p. 504, Bahr's Übersetzung des Korans.

S. 283 u. 453 (i). Abul Pharaji Hist. Dynast. compend. p. 19. (G. Pögel.)

Hiob, s. Ejub im Art. Constantinopel (1ste Sect. XIX, 149.).

Hiobshad, s. Wiesenhad.

HIOBSPPOST, nennt man im gemeinen Leben jede traurige Nachricht, wie sie Hiob nach der biblischen Erzählung (Hiob 1.) beim Hereinbrechen seines sprichwörtlich gewordenen Unglücks mehrfach erhielt. (R.)

HIOBSTHRÄNE (Bot.), s. Coix Lacrima (1ste Sect. XVIII. S. 223). Die Samenkörner dieses Gewächses, die Wassertropfen oder Thränen ähnlich sehen, werden zu Paternostern gebraucht, auch in Mehl verwandelt und zu Brot verbacken, oder eingeweicht und geschält genossen; in Teutschland sät man die Samenkörner im Frühling in ein Mistbeet, versetzt die aus denselben hervorkommenden Grasplänzchen in ein feines wohlzubereitetes Land und erntet die reifen Früchte gegen Michaelis; die amerikanische rohrartige Art (Seminibus angulatis), wird in Töpfe gesät, im Winter in Lohstreihäusern erhalten, und im folgenden Sommer zum Reifen gebracht. (Friedr. Heusinger.)

HIOMYAO, Stadt oder Flecken des Gouvernements Nudun (Hon-lien) in der Mandchurei, liegt am Meerbusen Leaotong. Hiomyao pira ist ein Küstenfluß desselben Gouvernements, welcher in den erwähnten Golf mündet<sup>\*)</sup>. (R.)

Hiona, s. Yonne.

HIONGHUEN, chinesische Stadt der Provinz Petcheli mit 2 Vorstädten, 1 Pagode und 2 Triumphbögen<sup>\*\*)</sup>. (R.)

Hiongnu, s. Hunnen.

HIONGTSCHUEN, Stadt der Provinz Tuenlo, welche den südlichsten Theil von Korea (Kaoli) bildet<sup>†)</sup>. (R.)

Hionna (Icauna), s. Yonne.

HIÖRDISUR, von Hiördys, Schwertbyse, stammte von Eilymi. Als zwei Könige, Sigmund und Lingra um ihre Hand warben, ließ ihr Vater sie frei wählen; sie vermählte sich daher mit dem Erstern, der zwar älter, aber seiner Thaten wegen berühmter war. Der dadurch beleidigte Lingra überzog den König Eilymi und Sigmund mit Krieg, tödtete seine Feinde und siegte. Hiördisur, ohne Schutz und Hilfe, wollte sich vor den Nachstellungen desselben durch Übernahme der Rolle ihrer Dienerin retten, verrieth sich aber durch ihr freieres Benehmen und ward durch Alf, Hialfreds, König von Dänemark, Sohn geraubt und seinem Vater als Gemahlinn zugeführt. Die Augen ihres Sohnes Sigurds, des Fassirstödters, verriethen dem Hialfred seine künftige Größe. (Schincke.)

HIÖRING (Andreas Matthias), Hospitalprediger in Kopenhagen, geb. um 1609, und gest. 1679, hat die schwedische Belagerung von Kopenhagen im J. 1658

5) Vergl. Bahr's Übers. des Korans. S. 454 (k), Hotting. Hist. Or. unt. ١٥٣٦ ٧. 6) Mariti Reis. S. 358. 7) Arviens Nachr. Bd. 2. S. 363. 8) Niebuhr's Reisebesch. Bd. I. S. 466. 9) a. a. D. in der Anm. 10) Chardin Voy. Tom. II. p. 158. 11) Niebuhr's Reisebesch. Bd. II. S. 291. 12) Assemani Bibl. Orient. Tom. I. p. 585. Tom. III. p. 286. 13) Hariri Makam. ed. de Saey. p. 581.

\*) Beim. Handb. 4te Abth. 4r Bd. S. 253 u. 251.

\*\*\*) a. a. D. S. 144.

†) a. a. D. S. 396.



in 2 kleinen Schriften (Leyers-Brands d. i. Lagerkrantz, und des Lagers Polizei) beschrieben, und handschriftlich eine Lebensbeschreibung König Christians IV. hinterlassen, die sich wahrscheinlich in der Bibliothek zu Kopenhagen befindet <sup>1)</sup>.

(Baur.)

HIORLEIF, 1) ein norwegischer König von Rogaland und Hordaland, ganz der Sagenzeit angehörend, mit dem Beinamen hin quannami (mulierosus), Hior's Sohn und Nachfolger, unternahm, um seine Vermögensumstände, die er durch zu große Freigebigkeit zerrüttet hatte, eine Seefahrt nach dem Biarmaland. Auf dem Eilande Niardey (jetzt Nerdbøe) wurde er von dem aus königlichem Geschlecht entsprossenen Hogni von Niardey herrlich bewirthet, sah dessen schöne Tochter, Hildur hin Miósa (die Barte), und verliebte sich so in sie, daß er sie heirathete, ungeachtet er schon eine Frau Asa hin lísa (die lichte, weiße) zu Hause hatte. Als er von der Seefahrt nach Biarmaland, während welcher er auf der südlichen Seite von Finnmarken zu Gardeys argeim einen Riesen erlegt hatte, mit seiner neuen Gemahlinn glücklich heimkehrte, freute sich Alles, nur Asa nicht, welche vielmehr über ihre Nebenbuhlerin erbittert auf Rache sann, wozu sich auch nur zu bald Gelegenheit fand. Hogni segelte zur Versammlung der Könige auf der Konghella (dem Königsfelsen). Hier hatte er seine Zelle neben denen des Königs Hreidar von Seeland, wurde mit dessen Sohne Heri vertraut, und Heri drang so lange in seinen Vater, bis dieser Hogni zu sich nach Seeland einlud. Hier sah Hogni Hreidar's überaus schöne Tochter Hringia, entbrannte in Liebe gegen sie, und erlangte sie durch Heri's Verwenden vom Vater. Aber als er heimsegelte, starb die neue Gemahlinn auf dem Schiffe, wurde in einem Sarge in die See geworfen, welche sie an Seeland's Strand trieb. Da argwohnte Hreidar, daß sie Hiorleif umgebracht haben könnte, segelte, um sich zu rächen, mit großer Kriegsmacht gegen Hiorleif, umzingelte seine Wohnung, warf Feuer hinein, und Hiorleif konnte sich nur dadurch retten, daß er über die Feinde hinweg sprang, wobei er Heri tödtete, und in den Wald sich flüchtete. Von hier sah er, wie die Königswohnung in Asche verwandelt, und seine beiden Gemahlinnen Asa und Hildur von Hreidar hinweg geführt wurden. Er schnaubte vor Grimm über das von seinem Schwiegervater ohne Verschuldung erlittene Unrecht, landete wohlgerüstet so bald als möglich am Abend in Seeland, ließ seine Krieger beim Schiffe und ging allein in Hreidar's Frauenwohnung. Hier fand er nur Asa allein noch im Bette, und er bat sie, ihn zu Hreidar zu führen. Sie stellte sich bereit, ihm zur Ausführung seiner Rache behilflich zu seyn, und bewog ihn, damit er nicht entdeckt würde, sich in eine Kiste einschließen zu lassen. Der Untreue desselben eingedenk verrieth sie ihn an Hreidar, und dieser ließ ihn in dem königl. Hofe zwischen zwei brennende Feuer mit seinen eignen Richten an ein Kreuz

hengen. Nachdem das Hofgesinde gejubelt und sich satt gesehen, ging es hinweg. Nur des Unglücklichen Gattinn Hildur blieb, löschte, da sie noch Leben in ihm bemerkte, das Feuer, und zerschnitt die Bande; der Besreite überfiel jetzt den schlummernden König von Seeland, welchen Asa in ihren Armen hatte, erschlug ihn, eilte zu seinen Kriegern, überraschte mit ihnen die Königsburg, fing das Hofgesinde, schenkte ihm jedoch das Leben. Siegreich heimgekehrt ließ er Bericht über Asa halten; sie wurde verdammt im Sumpfe ertränkt zu werden. Jedoch Hiorleif, seiner eignen Schuld eingedenk, trennte sich nur von ihr. Sein ganzes Leben hat er durch Thaten verherrlicht, trieb Seeräuberei und fiel in einer Schlacht. Von Hildur der Zarten hinterließ er zwei Söhne: Hiorolf und Alf. Asa's und Hiorleif's Sohn Dblaud wurde Vater Dtrygg's, dessen Tochter Signa von Orlog Rebill Gnifa gebar, einen der berühmten ersten Anbauer Islands <sup>2)</sup>.

2) Einer der ersten berühmten Bebauer Islands, siehe unter seinem ursprünglichen Namen Loif.

(Ferdinand Wächter.)

HIÖRRING, 1) Amt des königl. dän. Stiftes Aalborg, bildet die nördlichste Spitze von Jütland, hat auf fast 50 □M. gegen 40,000 Selen. Im N. und W. bilden das teutsche Meer, in D. der Kattegat, in S. das Amt Aalborg seine Gränze; Heide und Moräste nehmen einen großen Theil des Areal's ein. Das Amt wird in 6 Herreders getheilt und umfaßt 4 Städte, 85 Kirchspiele und 59 Edelhöfe. 2) Amtsstadt in dem gleichnamigen königl. dän. Amte unweit einer Aae, mit 1 Kirche, gegen 470 Einw. in 133 Häuf., war ehemals viel bedeutender <sup>\*\*)</sup>.

(R.)

HJORT (Victor Christian), geb. den 13. Okt. 1765 zu Sunderlevholm in Seeland, besuchte das Gymnasium zu Odensee und die Hochschule zu Kopenhagen, wurde 1791 Prediger zu Laareby auf der Insel Amack, erhielt 1796 eine Predigerstelle in Kopenhagen, wurde im Jan. 1811 Ritter des Danebrog's, im Mai Bischof in Ribe, und starb daselbst den 26. Julius 1818. Als Prediger sehr beliebt, hat er sich auch als Dichter und gemeinnütziger Schriftsteller in dänischer Sprache rühmlich bekannt gemacht. Schon während seiner Kandidatenjahre ließ er eine Sammlung geistlicher Lieder drucken, von denen späterhin die meisten in das öffentlich eingeführte evangelisch kristelige Psalmebog aufgenommen wurden, und später gab er drei geschätzte Liederfassungen heraus: für junge Mädchen in den Arbeitsschulen; für die Handwerker in den Sonntagschulen; und für den Soldatenstand. Einen originellen Dichtergeist besaß er nicht, aber eine reine Sprache, ein leichter Reim, eine gesunde Moral und der wohlgetroffene Volkston zeichnen alle seine dichterischen Arbeiten aus, und sichern ihnen eine lange Fortdauer. Er schrieb auch ein Andachtsbuch für Seefahrende, nahm thätigen Antheil an den Kiöben-

1) Bartholin de scriptor. Dan.; N. Slangens Geschichte Christians IV., deutsch v. J. P. Schlegel 1r Th. 21.

<sup>1)</sup> Island's Landnámabók. II, 19. S. 121. Torfaeus Hist. Norv. I, 8—10. 180—85.

<sup>\*\*)</sup> Weim. Handb. der Abth. 1r Bd. S. 114.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Hipanis, f. Hypanis.

HIPERIOS, hieß einer der vielen Söhne des Ares. (Schincke.)

Hiphil, Hifil, f. Species Verbi.

HIPHINOOS, einer der Lapithen, welcher auf der Hochzeit des Peirithoos von Peleus getödtet wurde \*). (Schincke.)

Hiphon, f. Nipon.

HPIO, Hübner (Insecta), eine Gattung der Tag-  
schmetterlinge mit edigen Flügeln; auf den vordern derselben steht oben ein doppelter, großer, schwarzer Augenfleck. Es gehören hierher *Papilio Constantia Cramer* wtländsch. Kapellen. t. 133. A. B. und *Papilio Leda, L. Cramer 196. C. D.*, siehe Hübners Verzeichniß bekannter Schmetterlinge. S. 56. (D. Thon.)

Hipoepa, f. Hypaepa.

Hipothebas, f. Hypothebas.

Hipothoontis, f. Hippothoontis.

HIPPA, nach Ptolemäos eine Stadt im Innern von Mauretania Caesar. unweit Bamicada zwischen den Flüssen Ampsaga und Gulus. (R.)

HIPPA (*Ἰππα*), eine Nymphe, welche ein orphischer Hymnos \*) nach Phrygien, dem Ida und Amolos verlegt, empfängt auf Zeus Befehl den Dionysos zur Pflege und Erziehung. Nach der bekannten Hieroglyphe des Pferdes, welche das Wasser bezeichnet, läßt sich nicht zweifeln, daß *Ἰππα* für *Ἰππία* steht. Im orphischen Hymnos wird sie *χθονὴ μήτηρ, βασίλισσα* genannt, und also als Erdmutter gegeben \*\*). Auf dem Gemälde des unter dem Namen des Taufgefäßes von Gaeta †) bekannten Gefäßes kommt Hermes und überbringt einer Nymphe den kleinen Dionysos, die aber, wie Welcker ‡) entscheidet, nicht gerade Ino, Makris oder Hippa seyn muß, sondern Repräsentantinn der übrigen, welche gewöhnlich die dionysischen Ammen genannt werden, und welche als die, so das Wasser in der Erde und ihren Quellen bedeuten, mit der Teulosea, dem Urhorn, dem Meer zusammen gehören, und mit den gleichfalls zu Dionysos Ammen gerechneten Hyaden §) und Plejaden im Wesentlichen des Gedankens übereinstimmen ¶). (D. Schincke.)

HIPPA, Fabricius (Crustacea). Diese Krebsgattung gehört nach Latreille's Anordnung (*Cuvier règne animal. éd. 2. IV, 74.*) zur Ordnung Decapoda, Familie macroura, in Fabricius System steht sie in der Ordnung Exochnata, und Desmarest rechnet sie eben dahin, wohin Latreille sie ordnete. Sie hat folgende Kennzeichen nach dem Umfange, den man ihr jetzt gibt, denn von den ihr von Fabricius zugetheil-

ten Arten sind mehrere Typen neuer Gattungen geworden, er selbst sonderte vier als Gattung Albunea ab. Die zwei vordern Füße endigen in eine sehr zusammengedrückte, fast eiförmige, fingerlose Hand; die seitlichen Fühler sind viel kürzer als die mittleren und gedreht. Diese letzteren laufen in zwei kurze, stumpfe, auf einander stehende Fäden aus; die Augenstiele sind lang und fadenförmig; das dritte Glied der Kiefernfüße ist sehr groß, plattensförmig, ausgerandet und bedeckt die folgenden Glieder. Die Schale des Vorderkörpers ist fast eiförmig, gewölbt, an beiden Enden abgestutzt. Das zweite, dritte und vierte Fußpar endigen in ein plattes, fischel- oder halbmondsförmiges Glied. Der Hinterleib ist an seiner Basis an beiden Seiten gleichsam ausgerandet, und endigt in ein langes, dreieckiges, schmales Glied, welches auf jeder Seite, nahe an seiner Wurzel eine kleine, gekniete oder gebogene, an den Rändern gefranzte Schwimmplatte hat. Die Augen stehen vorn am Kopfe einander genähert. Man weiß von der Lebensweise dieser Thiere nur wenig. Sie halten sich im feuchten Sande der Seelüften auf, aus dem sie, in der Bat von Rio Janeiro, von den Fischern täglich ausgegraben werden, um sie als Köder zu gebrauchen. Man kennt nur wenige Arten.

1) *H. emerita, Fabric.* (auch dessen *Hippa adactyla, Emerita Gronov. Gazophyl. t. 17. f. 8. 9.* Herbst Krebsk. t. 22. f. 3. *Desmarest Considérations générales sur la classe des Crustacés. t. 29. f. 2.*) Der Rückenschild ist fein in die Quere gestreift, vorn mit 4 sehr deutlichen, eingedrückten Querlinien, am vorderen Rande mit 3 Zähnen, die Füße behaart. Länge 2½ Zoll. Lebt an den Küsten von Brasilien.

2) *H. coerulea, Risso.* (*Crustacés de Nice. p. 50.*) Ob diese schöne Art wirklich dieser Gattung angehört, ist noch zweifelhaft. Sie ist länglich, im Umkreise des Körpers gelblich, in der Mitte schön ultramarin blau. Die Schale des Vorderkörpers ist eiförmig, länglich, vorn ausgerandet, die Augen stehen auf kurzen Stielen; die äußern Fühler sind sehr dick, die innern kurz; der Hinterleib glatt; am ersten Fußpar sind die Glieder etwas breiter als an den übrigen, und die letzteren haben keine Klauen. Die Schwimmplatten des Schwanzendes enden in eine nach unten gebogene Spitze. Diese Art lebt in den äußern Schichten der Schale der Austern, auf denen sie sehr behend herum läuft. Länge 6, Breite 2 Linien. Um Nizza. (D. Thon.)

Hippace, f. Coagulum.

Hippacontistae, Hippacontisten, f. Hippakon-  
listen.

Hippacra, f. Hippakra.

Hippacura, f. Hippokura.

Hippades (*Ἰππάδες πύλαι*), f. Attika (1ste Sect. VI. Bd. S. 241).

HIPAGOGOI oder AMPHIPPOI, waren Reiter der Griechen, welche zu mehrerer Bequemlichkeit zwei Pferde hatten, um sich deren bei weiten Märschen abwechselnd bedienen zu können. Es scheint der Gebrauch von 2 Pferden durchaus nur auf dem Marsche, nicht

\*) Ovid. Metam. XII, 379.

1) XLVII. (49.) Fragm. XLIII, 3. 4. oder XXX. 2) Schwend Grammat. myth. Andeut. S. 165. 3) Spon Miscellan. II. p. 25. Montfaucon Tom. I, 142, 1. von der Bede Tagebuch auf einer Reise (von Böttiger) 4c Th. S. 12; am besten gezeichnet in Welckers Zeitschrift. Bd. I. 3s Ost. Taf. V. Fig. 25. 4) Eben das. S. 504. 5) Schol. ad Hesiod. 92. Theon ad Arat. Phaenomen. 177. Heyne ad Apollodor. p. 228. 6) Apollodor. III, 4. 3.



aber in der Schlacht selbst Statt gefunden zu haben. Denn, obgleich die Griechen schon zur Zeit des Sängers der Iliade geschickte Reiter waren und mit Leichtigkeit von einem Pferde auf das andre sprangen, so hätte doch der Gebrauch und das Leiten zweier Pferde in der Schlacht nur hindern können. Bei Livius (XXXV, 28, 29.) kommen Reiter vor, die tarentinische heißen und zwei Pferde haben, doch wird nichts Näheres über sie von ihm angeführt †). (Carl Wilhelm Müller.)

**HIPPAGONISTAE, HIPPAGONISTEN**, sind eine Art leicht bewaffneter Reiter der Griechen, welche Wurfspeie abwarfen, sich aber nur im Nothfalle in ein eigentliches Handgemenge einließen, da ihre Bewaffnung zu leicht war, als daß sie den Hieben der Feinde hätten Widerstand leisten können. Sie waren mit den Reitern, welche tarentinische genannt werden, wohl einerlei; (vergl. unter Hippagogoi). (Carl Wilhelm Müller.)

Hippagreta, s. Hippo Zarytos.

**HIPPAGRETAE, HIPPAGRETEN**, hießen bei den Spartanern die Commandeurs von einer Centurie Hippeis, deren es drei aus den würdigsten Epheben bestehende gab. Diese Hippeis dienten aber nicht alle zu Pferde, wie man aus dem Namen schließen könnte, sondern als Schwerbewaffnete \*), und ihre Führer, die Hippagreten, wurden von den Ephoren aus den verdienstlichsten Bürgern erwählt, und hatten nicht nur das Recht, die besten Epheben unter die Hippeis aufzunehmen, sondern auch von den Hippeis selbst die 5 ausgezeichnetsten jährlich zu entlassen, welche dann den Namen ἀγαθοεργοί erhielten. Bei Hesychios heißen die Hippagreten auch Πάδαγρεται (παδαγρέται); im Texte steht fälschlich παυλαγρέται \*\*). (Carl Wilhelm Müller.)

**HIPPAKONTISTEN** (Speerschützen zu Roß), leichte Reiter im makedonischen Heere, meist Thraker und Päonen, leicht geharnischt und mit Lederhelmen bedekt. Sie führten kurze Wurfspeie mit Schaften von Hagedornholze als Hauptwaffe, daher ihre Benennung. Vgl. Arrian. III. IV. V. an mehreren Stellen. (Benicken.)

**HIPPAKRA, HIPPAKRA**, Stadt im Kartbagergebiete in Nordafrika, unweit von Utika. E. Polyb. I. Ob indeß nicht Hippakra mit Hippo-Zarytos einerlei und hier bloß eine Namensumgestaltung vorhanden sei, bleibt immer zweifelhaft. (Benicken.)

Hippakura, s. Hippokura.

Hippalimo, s. Hippalimus.

**HIPPALIMUS**, fr. Hippalimo (Palaeont.). Lamouroux \*) hat dieses Geschlecht für eine fossile Polyparienart gegründet, welche in der Ordnung Sarcoporaee Bronn, Familie Aotinae Lamouroux gehört; und bisher beibehalten worden ist \*\*). „Polyparium fossile,

fungiforme, pedicellatum, planum, inferno poris destitutum, superne lacunis superficialibus irregularibus porisque parum distinctis sparsum; Osculum terminale magnum, profundum, poris intus carens. Pediculus cylindricus, crassus, brevis.“

Die einzige Art ist *H. fungoides* Lam. Tf. 79. Fig. i. Bronn. \*) Tf. VI. Fig. b. Sie ist 0,070 hoch, und 0,100 breit. Vorkommen mit andern Polyparien in einer Bank blauen Mergels, welche zur Bildung der steilen Seelüften im Salvador-Departement beiträgt, und deren Alter nicht angegeben wird. Nach Lazard, Louzouan und Regrel \*) findet sie sich auch im Rhone-Departement, angeblich in einer Schichte, welche aber viele tertiäre Versteinerungen enthält, was daher noch weiterer Untersuchung bedarf. (G. H. Bronn.)

**HIPPALKIMOS** (Ἰππάλκιμος), 1) einer der Argonauten †). Hippalkmos \*\*) und Hippalkos †) hält man für dieselbe Person. 2) Ein Sohn des Pelops †). 3) Ein Sohn des Itonos, Enkel des Botos und Bruder des Elektron, welcher Menelaos, den Argonauten zeugte †). (Schincke.)

Hippalkmos }  
Hippalkos } , s. Hippalkimos.

**HIPPALMOS**, ist wahrscheinlich der von Apollodor †) erwähnte Vater des Menelaos (Ἰππάλμος Ἰππάλκιμος). (Schincke.)

**HIPPALOS**, ein griechischer Seemann, dessen Zeitalter ungewiß, jedoch vor dem der ersten Ptolemäer zu suchen ist, war der erste, der von der Küstenschiffahrt abgehend und seinen wahrscheinlich in Aegypten erworbenen nautischen und astronomischen Kenntnissen vertrauend, zuerst die Fahrt auf hoher See im indischen Ozean wagte, dabei mit den dort wehenden Passatwinden (Monsoons-Etesien) bekannt ward, diese zur Hin- und Herfahrt zwischen Ost- und West klüglich benutzte, dadurch Gründer eines neuen nautischen Systems wurde und eines so ausgebreiteten Ruhmes genoß, daß der Süd-West-Monsoon nach seinem Namen Hippalos genannt wurde †). (Benicken.)

**HIPPANA**, Stadt auf Sicilien, zwischen den Flüssen Himera und Menalus gelegen, jetzt ein Trümmerhaufe nördlich von Vicari in der Intendanz Palermo. Polyb. I. gedenkt ihrer. (Benicken.)

Hippanocra, Hipponakra, s. Hippakra.

Hippanthropen, Hippanthropi (ἰππάνθρωποι), Pferdemenſchen, s. Keutauren.

†) Vergl. Victor. var. lect. 9, 8. Lipsius de milit. Roman. 3, 8. Gronov. ad Cic. ad Attic. 5, 19. Suid. s. v. ἰππῆριον. Polluc. onomast. I. c. 10.

\*) Hesych. s. v. ἰππυγῆσα. Strabo X, 481 d. \*\*) Vid. Manso's Sparta I, 1. p. 153.

1) Lamouroux exposition méthodique des Genres de l'Ordre des Polypiers (1821). p. 77. 2) DeFrance im Dict. d. science.

nat. XXI. (1821). p. 171. 3) G. C. Bronn, System urweltlicher Pflanzenthiere (1825). S. 14. 4) Villeneuve Statistique du départ. des Hautes de Rhone I, 328 — 457.

1) Hygin. Fab. XIV. 2) a. a. D. Fab. XCIV. 3) Apollodor. I, 9, 16. 4) Schol. Pindar. Olymp. I, 144. Muncker ad Hygin. Fab. XIV. p. 50 n. 180. ed. von Stavern. 5) Apollodor. Sic. IV, 67. und dazu Wesseling. Heyne ad Apollodor. I, 9, 16. p. 75.

†) Apollodor. I, 9, 16. §. 8.

\*) s. Plin. VI, 23, 26. Arrian. Peripl. mar. erythr. p. 27. Vergl. Dodwell. Diss. de Peripl. mar. erythr. Vincent. voy. of Nearch. p. 75.



Hippaphasis, f. unter Hetären (2te Sect. VII. Bb. S. 227).

Hipparch, f. Hipparchos.

**HIPPARCHIA**, Fabricius (Insecta). Eine Gattung der Tagfalterlinge, schon von den Verfassern des Verzeichnisses der Schmetterlinge der Wiener Gegend, in der Familie F aufgestellt, von Schrank früher (Fauna boica II, I. S. 70) Maniola genannt, welcher Name indessen nicht, wie Einige meinen, den Vorzug verdient, indem unter ihm auch die Gattung *Apatura* begriffen ist. Latreille rechnete die Hipparchien früher zu seiner Gattung *Nymphalis*, jetzt aber (Cuvier règne animal. V.) nennt er sie *Satyrus*. Man sieht hiernach, daß der fabricius'sche Name der Gattung den Vorzug verdient und ihn Dufsenheimer mit Recht angenommen hat. Meigen hat aus Hipparchia, wohl ohne Noth, da wesentliche Unterschiede nicht Statt finden, die Gattung *Melanargia* gesondert. (Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge I, 38 St.). Nach Fabricius (Auszug aus dessen Systema Glossatorum im 6ten Bande von Illigers Magazin für Insektenkunde) sind die Kennzeichen folgende. Zwei Taster (Palpen), welche langl. fein, zusammen gedrückt, nach außen länger gefranzt und dreigliederig sind. Das dritte Glied ist kurz, eingekrümmt, spitzig, unter der Spitze eingelenkt, die Fühler sind nach außen dicker, spitzlich. Die vordern Füße sind Pufffüße. Dufsenheimer, bei welchem diese Schmetterlinge, bevor er im 4ten Bande seines Werks, „die Schmetterlinge von Europa,“ eigentliche Gattungen aufstellte, die Familie der „randangigen Falter“ bildeten, gibt folgende nähere Kennzeichen an. Die Falter haben nach außen verdickte Fühler und das erste Fußpar ist nur halb so groß, als die übrigen. Die Flügel sind meist bräunlich auf denselben, gewöhnlich nahe am Außenrande einige kleine Augenflecken oder runde schwarze, zuweilen bloß eingefasste Flecken, mit einem weißen Mittelpunkt. Der Hinterleib der Raupe endigt sich immer in zwei kleine Spigen (Zweispigraupe). Ihr Kopf ist fast kugelig, nur vorn etwas gedrückt. Die meisten sind mit feinen weißlichen Haaren besetzt und der Länge nach abwechselnd heller und dunkler gestreift. Die Verwandlung geschieht gewöhnlich frei, bei einigen Arten indessen unter der Erde. Die Puppe hängt mit dem Hinterleibe fest, ist kurz und hat vorn zwei kleine von einander stehende Spigen. — Von den Längsbändern der Vorderflügel sind nur bis drei an der Wurzel aufgeschwollen \*). Die Mittelzelle an den Hinterflügeln ist geschlossen. Die vordern Füße sind

bei beiden Geschlechtern kurz. — Die Raupe leben sehr verborgen und gehen meist nur des Nachts ihrer Nahrung nach, die Falter, deren man auf 200 Arten zählt (Godart in Encyclopédie méthodique, Entomol. tom. IX.), sind fast in allen Gegenden der Erde verbreitet, sogar noch in Lappland einheimisch, und lieben vorzugsweise trockne, grasreiche Gegenden, Gebirge, Wiesen, fliegen schnell und ruckweise und in der Regel nicht sehr hoch.

Dufsenheimer hat die ebenfalls bedeutende Anzahl der europäischen Arten (etwa etliche Achtzig!) der leichtern Übersicht wegen in sieben Familien getheilt, welche aber einer genauern Sichtung bedürfen oder die man am zweckmäßigsten ganz unbeachtet läßt, da die Übergänge zu sehr in dieser Gattung herrschen, als daß es möglich wäre, die genauern Gränzen der Abtheilungen anzugeben.

Bei der großen Menge, selbst europäischer Arten, können wir nur einige der letzteren, als Typen der Gattung auswählen.

1) *H. Proserpina*, Wiener Verzeichniß (Hübner Papil. t. 26. f. 119. München f. 120. 121. Weibch. Text. S. 21. n. 1. Ej. Larvae Lepidopterorum I. Pap. I. Nymph. F. fig. 1. a. b. Rüssel's Insektenbelustigungen IV. t. 27. f. 3. 4. Pap. Circo. Fabr. Entom. System. III. 1, 233. Boisduval Conspectus. p. 19\*\*) der Ruchgrasfalter.

Die Grundfarbe dieses Schmetterlings ist ein sammtartiges Schwarz oder Schwarzbraun, welches aber, nach längerem Fliegen oder bei den Exemplaren der Kabinette verbleicht. Durch alle Flügel zieht sich eine breite, milchweiße, auf beiden Seiten scharf begränzte Binde, welche auf den Hinterflügeln von den schwarzen Adern durchschnitten wird, auf den vordern aber aus stärker abgeforderten, nach außen spitzig zulaufenden Flecken besteht, in deren erstem am Vorderrande ein schwarzes Auge steht, das zuweilen eine kleine, weiße Pupille hat. Der an den Hinterflügeln stark gezähnte Saum ist schwarz und weiß gescheckt. Auf der Unterseite sind die Vorderflügel dunkel schwarzbraun, der Vorderrand zur Hälfte und die Spitze nebelgrau mit dunklern Schüppchen bestreut, die weiße Binde ist breiter, der weiße Fleck, in welchem das Auge steht, das immer eine weiße Pupille hat, läuft in den Vorderrand aus, an dem gegen die Wurzel noch zwei weiße, längliche Flecken liegen. Die Hinterflügel sind nebelgrau, durch schwarze und dunkelbraune Schüppchen, welche zum Theil in undeutliche Wellen zusammengedrängt sind, marmorirt. Durch die Mitte zieht eine breite, stark gezackte, weiße Binde, welche nach innen scharf begränzt, nach außen schwarzbraun besprengt ist, mit einem kleinen, weiß gekerntem Auge gegen den Innenwinkel. Zwischen ihr und der Wurzel steht ein weißer, gebogener, nur bis in die Mitte reichender Streif. Die Raupe lebt auf Ruchgras (An-

\*) Meigen erhebt diese Anschwellung (a. a. D.) zu Kennzeichen der Gattungen *Melanargia* und *Maniola* und zwar soll bei der erstern nur die vorderste, bei der letztern aber die vorderste und die zweite Längsbänder aufgeschwollen sein. Eine nähere Betrachtung lehrt jedoch, daß dieses Kennzeichen nicht überall anzutreffen ist. Bei *Man. Phaedra*, *Dejanira* *Maera* u. a. ist die erste Ader an der Wurzel stark, die zweite und dritte kaum aufgeschwollen, dagegen sind bei *Pamphilus* u. a. alle drei stark aufgeschwollen. übrigen sinken bei trocknen Exemplaren die 2te und 3te Anschwellung leicht ein.

\*\*) Der Name des Wiener Verzeichnisses ist älter, verdient also den Vorzug vor dem des Fabricius; den Boisduval annimmt.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



tert und man findet sie im Mai und Junius auf dem Honiggrase (*Holcus lanatus*); zur Verwandlung geht sie in die Erde und wird zur dunkelbraunen Puppe mit helleren Flügelscheiden. Der Schmetterling fliegt im Julius und August, in Wäldern auf Waldwiesen an Bäumen und ist im südlichen Teutschland, in Frankreich und Italien einheimisch.

4) H. Aloyone, Wiener Verzeichniß (*Hübner Pap. t. 27. f. 125. 126. Männchen. Text. S. 22. n. 5. Herbst Schmetterlinge VIII. t. 215. f. 1. 2. Hermione mas. Esper Schmetterlinge. t. VIII. f. 2. Hermione minor.*). Der Honiggrasfalter, der dunkelbraune, blaßgelbstreifige Falter ist im nördlichen und südlichen Teutschland, in Osterreich, auf den Pyrenäen, einheimisch, bei Dresden und in Thüringen oft häufig und fliegt im Julius.

5) H. Allionia, *Cyrilli* (*Entomol. Neapol. Spec. I. t. II. f. 13. Herbst Schmetterlinge. VIII. t. 201. f. 5. 6. Allionius. t. 200. f. 1. 2. Fidia, mas. Esper Schmetterlinge. I. t. 52. f. 4. Fidia, Var. t. 95. f. 2. 3. Arachne, t. 105. f. 4. Allionia. Hübner Pap. t. 82. f. 145. 146. t. 100. f. 510. 511. Fauna. Text. S. 23. Anmerk. zu Arachne.*)

Dieser Schmetterling ist mit *Fidia* und *Statilinus* nahe verwandt und mit beiden öfters verwechselt worden, ja *Boisduval* sieht ihn nur als Varietät des Letztern an, welcher ihm die eigentliche Stammart ist. Die Grundfarbe der Oberseite ist schwarzbraun, ins Grünliche schillernd, der Saum weißgrau, an den Vorderflügeln schwarzbraun gescheckt. Auf diesen stehen in einem etwas helleren Grunde zwei schwarze verloschene Augen, deren oberes nur äußerst selten eine weiße, kaum sichtbare Pupille hat, und zwischen ihnen zwei weiße Punkte. Unten sind sie von der Wurzel bis zur Mitte braungrau, am Borderrande zeigen sich zwei schwarze Striche, und durch die Mitte zieht eine schwarze bogige Querlinie, die nach außen in ziemlicher Breite weiß angelegt ist. Zwischen ihr und dem Außenrande, vor welchem eine schwärzliche, gegen den Innenrand etwas abgesetzte Linie herzieht, stehen zwei große, schwarze, gelbumzogene Augenflecken, deren oberer nur eine weiße Pupille führt, und zwischen ihnen zwei weiße Punkte, der erste in dem Ringe des oberen Auges. Die Flügelspitze ist hellgrau angelegt, welches einwärts ins Weiße übergeht. Die Hinterflügel sind stark gezähnt, führen gegen den Innenwinkel einen kleinen schwarzen, meistens blinden Augenflecken, und längs dem Außenrande 3 oder 4 weiße Pünktchen. Auf der Unterseite sind sie von der Wurzel bis zur Hälfte braungrau, nur sehr selten weißlich bestäubt, mit zwei ganz durchziehenden, schwärzlichen, wellenförmigen Querlinien, wovon die äußere in der Mitte einen starken Vorsprung bildet, und eine weißliche, ansehnlich breite Binde begränzt, die nach außen in die dunklere Grundfarbe verläuft. Vor dem Außenrande steht eine schwärzliche Bogenlinie, zwischen ihr und dem Saume ist der Grund lichtgrau und verloschen dunkler gefleckt. Das kleine Auge gegen den Innenwinkel und die weißen Punkte sind wie oben vorhanden. — Das

Weibchen ist größer, seine Hinterflügel sind stärker gezähnt, es ist von der Wurzel, die etwas heller bestäubt ist, bis zur Mitte schwarzbraun, von da bis gegen den Außenrand heller gefärbt, welches den Flügeln das Ansehen einer verloschene, fast ockergelben Binde gibt. Die vorderen führen in derselben zwei schwarze, gelblich umzogene Augen, die größer und deutlicher sind, als bei dem Männchen; das obere ist gewöhnlich länglichrund, beiden fehlt meistens die Pupille, und zwischen ihnen zieht sich die dunklere Grundfarbe bis an die beiden weißen Punkte. Der Außenrand hat hellere, verloschene Flecken, die durch eine schwarze Bogenlinie von der Grundfläche getrennt sind. — Dieser Falter ist in Portugal, Italien und im südlichen Frankreich einheimisch und fliegt im August.

6) H. *Statilinus*, *Hufnagel* (*im Berliner Magazin 2. S. 84* ist also der älteste Name. *Fauna, Sulzer Geschichte II. t. 17. f. 8. 9. Hübner Pap. t. 100. f. 107. Männchen 108. Weibchen. Text. S. 22. Arachne.*) Die Fauna, der eirundäugige Falter.

Nach *Döfseheimer* unterscheidet sich dieser Schmetterling so von dem vorigen: 1) ist er durchgehends kleiner und die Hinterflügel sind minder stark gezähnt; 2) die Grundfarbe der Oberseite ist etwas heller, bei dem Weibchen schmutzig grau braun, die Zeichnungen sind dieselben, nur hier mehr verloschen; 3) den auffallendsten Unterschied gibt die Unterseite der Hinterflügel, welche hier durchaus röthlichgrau ist, mit dunklern Schüppchen stark bestäubt und in der Mitte und am Außenrande nur selten einen durchziehenden, undeutlichen, kaum etwas helleren Streifen hat; 4) dieser Schmetterling bleibt sich in allen seinen Abänderungen gleich. Er findet sich in mehreren Gegenden Teutschlands, ist bei Dresden und Berlin nicht selten, wo man indessen nie einen der vorigen Art gefangen hat. Er fliegt im August in Tannenwäldern. *Döfseheimer* stützt sich bei der Trennung dieses Falters von dem vorhergehenden als einer eigenen Art auf die Vergleichung einer großen Menge von Exemplaren, bei welchen sich ein Übergang durchaus nicht fand, dagegen ist wieder *Meigen* (*europäische Schmetterlinge 1. S. 115*), nach Vergleichung einer großen Menge Exemplare, wobei sich eine Menge Übergänge gefunden, geneigt, beide Falter zu einer Art zu rechnen. Völlige Aufklärung ist wohl nur von der Entdeckung der Raupen zu erwarten.

7) H. *Phaedra* *Linne* (*Hübner Pap. t. 28. f. 127. Männchen 128. 129. Weibchen. Text. S. 22. Larvae Lepidopterorum I. Pap. L. Nymph. F. f. 3. a. Esper Schmetterlinge I. t. 6. f. 1. Briseis, t. 40. f. 1. 2. Dryas*), der Hafergrasfalter, der kleine Klotzer.

Die Grundfarbe ist bei dem Männchen schwarzbraun, bald heller bald dunkler, mit einem schwachen, grünlichen Schiller, bei dem Weibchen, welches um vieles größer ist, braun grau. Auf den kaum gezähnten Vorderflügeln stehen zwei schwarze Augen, mit hellblauen Pupillen, das obere ist kleiner und bei dem Weibe sind beide beträchtlich größer und mit verloschene, ockergelben



Ringeln umzogen. Die Hinterflügel, welche stärker gezähnt sind, haben oben ein kleines Auge, welches unten nur als ein Punkt erscheint. Die Unterseite ist heller, auf den Vorderflügeln sind die Augen größer und stehen in gelblichen Ringen. Das Weibchen führt zwischen denselben nach dem Außenrande zu zwei weiße Punkte. Die Hinterflügel zeigen mancherlei Varietäten; durch die Mitte zieht sich gewöhnlich eine wellenförmige, nur nach innen scharf begrenzte, etwas verloschene, weiß bestäubte Binde, nach der Wurzel zu zeigt sich der Anfang einer zweiten und zuweilen ist von beiden kaum eine Spur sichtbar. — Die Raupe ist aschgrau, mit zwei Reihen schwarzer, länglicher Flecken über den Rücken. Sie lebt auf dem Hasergrase (*Avena elatior*), und der Falter fliegt in Deutschland im Julius und August in Wäldern auf der gemeinen Haide (*Erica vulgaris*).

8) H. Semelo, Linné. (Hübner, Pap. t. 31. f. 143. 144. Männchen. t. 168. f. 832. 833. Männchen. 834. 835. Weibchen. t. 167. f. 826. 827.). Der adlerbraune, safrangelblich gefleckte Falter.

Die gezähnten Flügel sind bei dem Männchen oben schmutzig schwarzbraun, bei dem Weibchen mehr braungrau mit einem grünlichen Schiller. Eine aus roth- oder ockergelben, länglichen Flecken von ungleicher Größe bestehende Binde zieht durch die Vorder- und Hinterflügel, erstere haben zwei schwarze Augen mit kleinen weißen Pupillen, letztere ein ähnliches, aber kleineres im Innenwinkel, welches unten oft nur als ein weiß gekernter Punkt erscheint. Auf der Unterseite sind die Vorderflügel von der Wurzel aus rothgelb, mit einer ockergelben, bei dem Weibchen deutlicher abgegrenzten Binde, in der die Augen wie auf der Oberseite stehen und mit braungrauem, weißgrau und schwärzlich bestäubtem Vorderrande. Die Hinterflügel sind von der Wurzel bis zur Mitte dunkelgrau, durch hellere und schwärzliche Schüppchen und Striche marmorartig gemischt, von da, wo eine schwarze, stark gezackte Bogenslinie durchzieht, weißlich und gegen den Außenrand, vor dem eine schwarze abgesetzte Linie verläuft, dunkler schattirt. Einige Abänderungen sind durchaus marmorirt, so daß man gar keine Zeichnung wahrnimmt. Der Saum ist weiß und schwarzbraun gefleckt.

Die Raupe findet sich, erwachsen, im Mai und Juni auf der Bergschwiele (*Aira montana*) und ist gelblich weiß mit blasbraunen Längsstreifen. Der Schmetterling fliegt im Julius und August an hohen, dünnen, felsigen Stellen.

9) H. Arethusa, Wiener Verzeichniß (Hübner Pap. t. 34. f. 154. 155. Weibchen. Text. S. 26. t. 115. f. 591. 592. Männchen, Erythia. Text. S. 29. Aristeus, Bonelli. Anthela? Hübner. t. 174.). Goldbrauner, orangefleckter Falter.

Die gezähnten Flügel sind auf der Oberseite braungrau, jeder hat 4 orangefarbene Flecken vor dem Außenrande; gegen die Spitze der Vorderflügel steht ein schwarzes Auge, das auf der Unterseite, welche braungelb und dunkelgrau gerandet ist, eine weiße Pupille führt. Die Hinterflügel haben oben gegen den Innenwinkel einen

schwarzen Punkt, unten sind sie nebelgrau, in der Mitte, in Form einer Binde, etwas heller. Der Saum ist hellgrau und dunkelbraun gefleckt. Das Weibchen ist heller gefärbt, die Flecken der Oberseite sind ockergelb und hängen mehr zusammen, so, daß sie gleichsam eine Binde ausmachen; auf den Vorderflügeln steht noch ein schwarzer Punkt (zuweilen auch ein dritter), gegen den Innenrand, der unten gewöhnlich eine kleine weiße Pupille hat, und hier zeigen sich unter dem oberen Auge zwei kleine weiße, kaum sichtbare Punkte. — Die Varietät Erythia kommt sowohl im südlichen Frankreich, als in Rußland vor, der Falter selbst ist im südlichen Deutschland, Frankreich, Sardinien, Ungarn und Rußland zu Hause.

10) H. Janira Linné. (Janira Linné und Anderer ist das Männchen, Jurtina das Weibchen. Hübner Pap. t. 36. f. 161. 162. Weibchen, Jurtina. Text. S. 28. Janira. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. a. f. 2. a. b. Maniola Lemur, Schranck Faun. boic. II, 1. S. 175. — Variet. Hispulla Hübner Pap. t. 116. f. 593. 594. Männchen. f. 595. 596. Weibchen. Text. S. 27). Der Riedgrasfalter, gemeine Wiesenvogel, braunes, gelbes Sandauge.

Die beiden Geschlechter dieses Schmetterlings sind so verschieden gefärbt, daß sie früher für zwei Arten gehalten wurden. Das Männchen ist dunkelbraun, zuweilen mit einer gelblichen Mischung gegen den Außenrand der Vorderflügel, welche gegen die Spitze auf beiden Seiten ein schwarzes Auge mit weißer Pupille führen, das auf der Oberseite in einem rothgelben Ringe steht. Unten sind sie ockergelb mit bräunlichem Außenrand. Die gezähnten Hinterflügel sind oben einfarbig; unten von der Wurzel bis zur Mitte graubraun, von da bis zu dem dunklern Außenrande in Form einer Binde heller gefärbt, in welcher 2 oder 3 schwarze Punkte in gelben Ringen stehen. Das Weibchen ist größer und hat auf den Vorderflügeln ein bald größeres, bald kleineres, roth- oder ockergelbes, durch die Grundfarbe unterbrochenes Feld, in welchem der Augenfleck steht, der noch einen kleinern unter sich hat, mit dem er zusammen gestossen ist. Die Hinterflügel führen meistens vor dem Außenrand eine verblichene, oft kaum sichtbare Binde und sind auf der Unterseite braungrau mit einer deutlichen, weißlichgrauen oder gelblichen Binde, ohne alle Punkte.

Über den unter dem Namen Hispulla bekannteren Falter, aus Portugal, sind die Meinungen noch sehr getheilt. Der Entdecker desselben, Graf von Hofmannsegg, behauptet in Illiger's Magazin, daß er bestimmt eine eigene Art sei, dagegen will dieß Dufschneider nicht gelten lassen, indem er weder in Gestalt noch Zeichnung ein anderes beständiges Merkmal gefunden haben will, als die ausgezeichnete roth- oder ockergelbe Binde auf der Oberseite der Hinterflügel bei dem weiblichen Hispulla, wovon sich bei dem weiblichen Janira zwar öfters deutliche Spuren zeigen, aber niemals von der Lebhaftigkeit, wie bei jenem. Nach ihm ist es allen portugiesischen Schmetterlingen, welche zugleich in



Deutschland zu Hause sind; eigen, sich durch härtere Farben und vorzügliche Größe auszuzeichnen. In einer Beurtheilung des Döfseheimer'schen Werks wird hingegen behauptet, daß *Hispulla* auf der Unterseite der Hinterflügel zwischen der zweiten und dritten Flügelader in dem Bogen einen Zahn habe, der bei *Janira* fehle. Meigen findet ebenfalls keinen Unterschied zwischen beiden Schmetterlingen und führt sogar ein in Deutschland gefangenes Exemplar der *Janira* an, welches auf der Oberseite völlig der *Hispulla* gleicht, auf der Unterseite aber wie eine gewöhnliche *Janira* ausieht.

Die Raupe der *Janira* lebt auf dem Riedgras (*Poa pratensis*) und andern Grasarten, ist grün mit einem weißen Seitenstreif und kurzen feinen Härchen, überwintert in halber Größe und wird im Anfang des Juni zu einer gelblich grünen Puppe, mit schwarzbraunen Streifen auf dem Bruststück und auf den Flügelscheiden und mit 2 Kopfspitzen. Der Falter fliegt oft schon Anfangs Juni, in der Regel aber vom Juli bis in den Herbst, auf freien Waldplätzen und Wiesen, ist nirgends in Deutschland selten und überhaupt fast überall in Europa einheimisch.

11) *H. Hyperanthus*, Linné. (*Hübner Pap.* t. 38. f. 172. 173. Weibchen. f. 173. \* *Var. Text.* S. 28. *Pap. Polymeda. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. a. b. f. 2. a. b.* — *Müller. Faun. Friedr. n. 330. Pap. Arete. p. 331. Pap. Vidua.*). Der Hirsengrasfalter.

Er erscheint in den mannichfaltigsten Varietäten, deren Verzeichniß man bei Borkhausen, Herbst und Bergsträßer findet und von denen manche sogar als eigene Arten angesehen wurden. Sie beziehen sich meistens auf die Zahl und Gestalt der Augen, in welchen die wenigsten Exemplare überein kommen. — Auf der Oberseite sind die Flügel braunschwarz, bei frischen Exemplaren dunkler und blau schillernd, sonst auch zuweilen braungrau, die vordern haben 2 oder 3, die hintern, welche etwas gezähnt sind, gewöhnlich 2 Augen mit gelben Ringen und weißen Pupillen. Doch weicht die Zahl der Augen ab, oft fehlt die Pupille, zuweilen fehlen die Augen ganz. Unten ist die Grundfarbe heller, bräunlich oder gelblich grau; auf den vordern stehen 2 oder 3 schwarze Augen mit gelben Ringen und weißen Pupillen; die hintern, die von der Wurzel, bis über die Mitte hinaus, etwas dunkler gefärbt sind, führen in der Regel 5 derselben, wovon 2 am Vorderrande und 3 gegen den Innenwinkel stehen.

Die merkwürdigste Varietät ist die unter dem Namen *Arete* angeführte, bei welcher die Flügel oben keine Augen und auf der untern Seite statt derselben nur weiße Punkte haben. Döfseheimer führt noch eine Varietät an, welche oben auf dem Hinterflügel gegen den Innenwinkel 2 weiße Punkte, unten auf dem vordern 2, auf den hintern 5 derselben in eben der Lage wie bei den gewöhnlichen Exemplaren hatte. Auch kamen ihm Exemplare vor, wo Punkte und Augen unter einander standen, so wie ein anderes mit folgender Zeichnung. Die Oberseite wie gewöhnlich, mit 2 Augen auf

den Vordern und 3 auf den Hinterflügeln, welche etwas größer und mit stärkeren, weißen Pupillen versehen sind. Auf der Unterseite stehen auf den Vorderflügeln 3; auf den hintern 5 Augen von besonderer Größe, eiförmig, ockergelb eingefast; die schneeweißen, ansehnlichen Pupillen sind in die Länge gezogen, und an beiden Enden, oder nur auswärts, zugespitzt.

Die Raupe ist weißgrau, mit einem bräunlichen, schmalen Rückenstreif, der sich auf dem ersten Ringe nur verloschen zeigt und mit kurzen feinen Härchen, lebt auf dem Hirsengras (*Milium effusum*) und dem gemeinen Gras (*Poa annua*), überwintert, und kommt nur am Abende zum Vorschein. Die Puppe ist rund, mit langen Flügelscheiden und kurzem Hinterleibe, hellbraun, mit dunkleren Streifen und Schattirungen. Der Falter fliegt im Julius, August und September, allenthalben in großer Menge, auf Wiesen, in Wäldern.

12) *H. Dejanira*, Linné. (*Hübner Pap.* t. 38. f. 170. 171. Weibchen. *Text.* S. 29. *Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. a. b. f. 1. a.*). Der Taumelgrasfalter, die Bacchantine.

Die Flügel sind etwas gezähnt und auf der Oberseite graubraun; auf den vordern stehen gegen den Außenrand 5 sammtschwarze Augen mit gelben Ringen, wovon die beiden gegen den Innenrand die größten sind. Auf den Hinterflügeln zeigen sich 2 gleichfarbige, große Augen, nicht weit vom Innenwinkel, und eins oder zwei kleinere, oft verloschene, nach dem Vorderrande zu. Die Unterseite ist heller gefärbt, die Vorderflügel haben gewöhnlich 5 Augen wie oben, alle, oder einige mit weißen Pupillen und breiteren hellgelben Ringen. Auf den hintern stehen vor dem Außenrande in einer weißen Binde 6 schwarze, gelb geringte Augen, mit weißen Pupillen; das letzte am Innenwinkel scheint aus zweien zusammen geflossen, das dritte vom Vorderrande her ist das kleinste, und fehlt öfters. Vor dem Saume aller Flügel läuft eine dreifache, dunkelbraune Parallellinie her. Die Raupe ist hellgrün, mit dunkleren Längsstreifen und feinen Härchen, und lebt auf dem Taumelgras (*Lolium temulentum*). Der Falter zeigt sich in Deutschlands Wäldern von der Mitte des Junius bis gegen das Ende des Julius, im Fluge gleichsam tanzend, auf- und niedersteigend.

13) *H. Maera*, Linné. (*Hübner Pap.* t. 39. f. 174. 175. Weibchen. *Text.* S. 29. *Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. f. 2. a.* *Kleemann Insektenbelustigung. t. 45*). Der Rispengrasfalter.

Die Flügel sind auf der Oberseite dunkelbraun, die vordern haben bei dem Weibchen gegen den Außenrand ein breites, roth- oder braungelbes Feld, das meistens von beiden Seiten scharf begrenzt ist, wobei die von der Grundfarbe gebildete Einfassung bei dem Weibchen kaum gebogen ist und sich schief gegen den Innenrand zieht. Die innere Gränzlinie der rothgelben Binde setzt sich von der Nähe des Vorderrandes bis in die Nähe des Innenrandes unmittelbar fort. Bei dem Männchen, welches fast zugespitzte Vorderflügel hat, stehen die Flecken nur verloschen aus der Grundfarbe heraus. Am Vorderrande



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



licher. 4) Auf der Unterseite sind die Vorderflügel von der Wurzel bis zur Mitte gelb angelegt, und vor dem Saume zeigt sich die zarte braune Linie, wie oben. 5) Die Hinterflügel sind unten bunter, hier und da rötlich gemischt. 6) Sollen sich gar keine Übergänge finden. Boisduval rechnet Meone zu Egeria und auch Meigen stimmt für die Vereinigung, da so viele der angegebenen Merkmale sich auch bei dem letztern finden; doch bekennt er, Meone nicht in Natur gesehen zu haben, indem alle ihm unter diesem Namen vorgekommenen Falter zu Egeria gehört hätten. Auch habe ich bei Eisenach im Frühjahr alljährlich an einer besondern Waldstelle, sonst aber nirgends, einen Falter gefangen, der bis auf die blässere, gelbe Farbe ganz mit Meone überein kommt, zwischen welchem und Egeria, welcher im August häufig und überall, weniger aber an jener Stelle flog, ich keine Übergänge habe finden können. Übrigens entspricht er mehreren Abbildungen der Egeria, namentlich der von Sepp gelieferten und ich mag daher nicht entscheiden, ob er bloß Varietät von dieser oder von Meone oder vielleicht gar eigene Art ist, da er auch mit der letztern in der Farbe nicht überein kommt.

Die Raupe von Egeria ist mattgrün, mit dunkelgrünen und weißen Streifen und zarten weißen Härchen. Sie lebt auf der Quecke (*Triticum repens*) und mehreren weichen Grasarten. Die Puppe ist edig, bald hell, bald dunkelgrün, oder bräunlich. Der Falter fliegt im Frühjahr und dann wieder im Julius und August in Deutschland, Frankreich und Italien. H. Meone findet sich in Italien, dem südlichen Frankreich, Portugal, und nach neuern Nachrichten auch in Kärnten und Tirol. Esper, Hübner und Boisduval, dieser mit ? citiren den Pap. *Xiphia Fabr.* E. S. III, 1, 95. 294. zu dem H. Meone, allein nach der Versicherung des Gr. v. Hoffmannsegg, der den P. *Xiphia*, aus Madera besitzt, ist dieser ein ganz anderes Thier und noch einmal so groß (Dörsenheimer).

16) H. Galatea, Linné. (Hübner Pap. t. 41. f. 183. Männchen, 184. 185. Weibchen. Text. S. 30. Var. A. Leucomelas. Hübner Pap. t. 102. f. 517. 518. Var. B. Prooida. Herbst Schmetterlinge. t. 183. f. 5. 6. Hübner Pap. t. 130. f. 658. 659. Männchen. Galaxaera, Esper Schmetterlinge. t. 111. f. 5. Var. C. Galene. Esper Schmetterlinge. t. 124. f. 1. Männchen. f. 2. Weibchen). Rieschgrasfalter, Schachbret, Damenbret.

Die gezähnten Flügel dieses Falters sind schwarz, mit weißen oder gelblichen Flecken, welche in der Mitte der Hinterflügel eine gebogene Binde bilden. Auf den vorderen steht gegen die Spitze ein verloschenes, oft kaum sichtbares schwarzes Auge, und vor dem Außenrande der hinteren zeigen sich gewöhnlich in der schwarzen Grundfarbe 2 oder 3 verblichene Augen mit bläulich weißen unregelmäßigen Pupillen. Der Saum ist weiß und schwarz gescheckt. Auf der Unterseite sind die weißen Flecken der Vorderflügel größer, und gegen die Spitze, welche weiß oder gelblich angelegt ist, steht ein

schwarzes, bläulichweiß gekerntes Auge. Die Hinterflügel sind weiß, oder gelblich und schwarz geädert; durch die Mitte zieht eine schwarz angeflogene, von den Adern in mehrere Flecken abgetheilte Binde, und vor dem Außenrande stehen in einem schwärzlichen Schatten 5 schwarze Augen mit gelben oder weißen Ringen und bläulichen Pupillen. Das letzte am Innenwinkel hat einen doppelten Kern, und die beiden äußeren stehen abgesondert am Vorderrande. Vor dem Außenrande aller Flügel läuft eine gezackte schwarze Linie her, die mit den Adern und der Randlinie die Grundfarbe einschließt. Das Weibchen ist größer, seine Hinterflügel sind unten gelb, mit bräunlich angeflogenen Schatten und Adern, und meistens verloschenen Augen.

Was die angeführten Varietäten betrifft, so ist darüber, ob sie nicht wenigstens zum Theil eigene Arten sind, noch nicht entschieden. Dörsenheimer sieht sie für erstere an, so auch Boisduval. Dagegen führt sie Meigen alle und auch Esper's *Electra*, t. 111. f. 4., welche Dörsenheimer mit ? zu Var. B zieht, als eigene Arten auf. Ein Rec. der Schmetterlinge versichert, daß Galene nur Varietät sei, bleibt aber über *Prooida* zweifelhaft, nicht so über *Leucomelas*, den er mit einem andern Rec. desselben Werks für eigene Art hält.

Von *Leucomelas* sagt Dörsenheimer: „er ist nur in Ungarn zu Hause, und unterscheidet sich stets durch die Unterseite seiner Hinterflügel, die ohne alle Zeichnung, weiß oder gelblich gefärbt ist, und die schwarze Grundfarbe der Oberseite scheint nur verloschen durch. Auch die Adern sind nicht einmal dunkler gefärbt. Alle angeführten Abbildungen stellen Weibchen vor, und die Exemplare, welche ich besitze oder gesehen habe, sind es ebenfalls. Einen ähnlichen Mann kennt man bis jetzt nicht, und daher möchte, da überdies kein Übergang sich finden will, die Artverschiedenheit zur Zeit noch unentschieden bleiben.“

Von *Prooida* berichtet Meigen: „Die Oberseite kommt in der Zeichnung mit dem vorigen überein, nur ist die schwarze Farbe stärker verbreitet und daher sind die weißen Flecken kleiner. Auf den Hinterflügeln zeigt sich keine Spur von Augen. Unten sind die Vorderflügel schwächer angelegt als bei der gemeinen Art; die hinteren zeigen keinen erheblichen Unterschied, nur sind die Augenringe deutlicher und das letzte Auge ist nicht doppelt. Dieser Falter findet sich in Kroatien“ (und in Italien?).

Und von *Electra* sagt derselbe Schriftsteller: „Die Grundfarbe dieses Falters ist ein sehr düsteres Schwarzbraun; die Flecken sind sehr erhöht gelb, die am Außenrande der drei vorigen Arten befindlichen, fehlen hier gänzlich, oder es sind an der Spitze der Vorderflügel nur ein Paar verlorne stehen geblieben. Auf der Unterseite weicht die Zeichnung der Vorderflügel ganz ab; sie ist schwarz mit gelben von den Adern durchschnittenen Flecken; die Hinterflügel sind gelb; Binde und Augen wie bei *Galatea*, doch haben die Augen keine blauen Pupillen, sondern nur einen schwarzen Mittelpunkt.“



Dieser Falter wurde in mehreren Exemplaren bei Karlsstadt in Kroatien gefangen.

Döfseheimer, der Galene Anfangs als eigene Art auführte, gibt davon folgende Beschreibung: Größe und Gestalt des P. Galatea, auch die Zeichnung der Oberseite, aber außer einem schwarzen Pünktchen gegen die Spitze der Vorderflügel, zeigt sich auf den hintern keine Spur von Augen. Die Unterseite der vorderen ist wie bei P. Galatea, nur fehlt das Auge. Die hinteren sind gelblich weiß, die Adern schwarz; durch die Mitte zieht eine schwarz angeflogene Binde und vor dem Saume steht eine schwarze Zackenlinie: über derselben, nach innen, bei dem Manne eine unterbrochene Reihe schwarzer Flecken, ohne Augen; bei dem Weibe ist der Raum zwischen der Mittelbinde und der Randlinie ganz ungesteckt. Dieser Falter fand sich in mehreren ganz übereinstimmenden Exemplaren im Julius auf den Sabiner Gebirgen in Italien.

Die Raupe ist lebhaft grün, vor der Verwandlung gelblich, mit bräunlich rothem Kopf, einer dunklern Rücken- und zwei helleren Seitenlinien. Der Leib läuft hinten wie bei allen Raupen dieser Gattung in 2 Spitzen aus, auf denen 2 rote Dörnchen stehen. Sie lebt im Mai auf dem Wiesenischgrase (Phleum pratense). Die Puppe ist glatt, eiförmig, gelblich, mit langen Flügelscheiden und zwei schwarzen, augenähnlichen Punkten an den Seiten des Kopfs. — Der Falter fliegt im mittleren und südlichen Europa im Julius und August auf Berg- und Waldwiesen.

17) H. Epiphron, Knoch. (Beiträge IV. t. 6. f. 7. — Janthe Hübner. t. 44. f. 202. — Egea Borkhausen europ. Schmetterlinge I. S. 77. II. S. 202.)

Die ungezähnten Flügel sind auf der Oberseite schwarzbraun, mit einem grünlichen Schiller; auf den vorderen steht gegen den Außenrand eine gelbrothe Quersbinde, welche durch die Adern in mehrere Flecken abgetheilt wird, und in dieser befinden sich 2, 3 oder 4 schwarze Augen, die bei dem Weibchen größer und weißgekernt sind, meistens aber nur als schwarze Punkte von verschiedener Größe erscheinen, jedoch bei keinem der vielen Exemplare, die Döfseheimer vor sich hatte, gänzlich fehlten. Die Hinterflügel sind länglich rund, bilden in der Mitte des Außenrandes eine hervorstehende, stumpfe Spitze, und führen längs dem Saum 3 oder 4 gelbrothe Flecken, die öfters in eine nur durch die Adern unterbrochene Binde zusammen geflossen sind, — und darin wie auf den vorderen, schwarze Punkte oder Augen, zuweilen mit weißen Pupillen. Die Unterseite ist wie die obere gefärbt, aber ohne Schiller; auf den Vorderflügeln ist die gelbrothe Binde nur nach außen scharf begrenzt und verfließt einwärts in die Grundfarbe, wodurch oft die ganze Fläche bis an die Wurzel, mehr oder weniger gelbroth erscheint. Die Punkte oder Augen sind wie oben, und eben so auch auf den Hinterflügeln. Die Fühler sind oben braungrau, unten weißlich. Dieser Falter ist nur auf dem Harze zu Hause.

18) H. Medusa, Linné. (Hübner Pap. t. 45. f. 103. 104. Männchen. Text. S. 84. Larv. Lepid. I.

Pap. I. Nymph. F. d. f. 1. a. — Ligea Esper Schmetterlinge I. t. 7. f. 2. — Medea Borkhausen europ. Schmetterlinge. I. S. 74. 236. II. S. 201). Blutgrasfalter.

Die ungezähnten Flügel sind schwarzbraun und haben auf den vorderen oben und unten eine aus rothgelben Flecken zusammen gesetzte Binde, in welcher am Vorderrande 2 schwarze Augen mit weißen Pupillen sehr nahe beisammen stehen und oft zusammen geflossen sind. Die übrigen Flecken sind bald mit, bald ohne Augen, und führen zuweilen nur schwarze Punkte. Die Hinterflügel haben gewöhnlich oben 3, unten 4 oder 5 von einander abstehende rothgelbe Flecken, mit schwarzen, weißgekernten Augen. Abänderungen kommen häufig vor und beziehen sich meistens auf die Zahl und Gestalt der Augen und der rothgelben Flecken, in denen sie stehen. Die Raupe ist hellgrün mit weißlichen und dunkelgrünen Längsstreifen und feinen Härchen. Sie lebt auf dem Bluthirsengras (Panicum sanguinale). — Der Falter fliegt im Mai und Juni, in verschiedenen Gegenden Deutschlands, in Wäldern.

19) H. Medea, Wiener Verzeichn. (Hübner Pap. t. 48. f. 220. Männchen. 221. 222. Weibchen. Text. S. 37. — Blandina, Fabr. Ent. Syst. III, 1. 236. — Aethiops Esper Schmetterl. I. t. 25. f. 3. t. 63. f. 1.). Hundsgrasfalter.

Die Flügel sind gezähnt, und bei dem Weibchen weiß und dunkelbraun gesäumt. Die Grundfarbe ist dunkelschwarzbraun, die Vorderflügel haben oben eine rostfarbene, unten öfters rothgelbe Binde, mit 3 oder 4 schwarzen, weißgekernten Augen, wovon die beiden ersten zusammen geflossen sind, — die hintern oben 3 oder 4 Augen in rostfarbenen Flecken, die zuweilen eine Binde vorstellen. Unten sind sie bei dem Männchen schwarzbraun, mit einer helleren verloschenen Binde gegen den Außenrand, in welcher 2 bis 4, oft kaum sichtbare, kleine schwarze Augen mit weißen Pupillen stehen. Die Wurzel ist manchmal etwas heller gefärbt. Das Weibchen ist auf der Unterseite der Hinterflügel viel abweichender gezeichnet: die Wurzel ist weißlich grau oder bräunlich gelb bestäubt, hierauf folgt eine breite, dunkelbraune, nach außen bogig ausgeschnittene Binde und zwischen dieser und dem gleichfarbigen Außenrande zeigt sich eine weißgraue, oder ockergelbe Binde, in welcher 3 oder 4 kleine weißgekernte schwarze Augen zu sehen sind, die auch eben so oft gänzlich fehlen. Dieser Falter ist in den meisten Gegenden Deutschlands in Wäldern zu Hause, im August an Fahrwegen. Seine Raupe lebt nach dem Wiener Verzeichn., auf dem Hundsgras (Dactylis glomerata).

20) H. Ligea, Wiener Verzeichn. (Hübner Pap. t. 49. f. 225. 226. Männchen. t. 227. Weibchen. Text. S. 36. Pap. t. 47. f. 218. 219. Weibchen. Text. S. 37. Philomela. — Alexis Esper Schmetterlinge. I. t. 44. f. 1. Philomela t. 54. f. 2. Var. t. 116. f. 4.). Kupferbrauner Falter.

Die schwarzbraunen Flügel, besonders die hinteren, sind gezähnt und der Saum ist immer weiß und schwarz-



braun gefleckt. Durch die Vorder- und Hinterflügel zieht eine kupferbraune, rostfarbene oder rothgelbe, durch die Adern getrennte Fleckenbinde, in welcher bald mehrere, bald kleinere schwarze Augen, mit oder ohne weiße Pupillen liegen, wovon die beiden ersteren auf den Vorderflügeln nahe beisammen stehen. Auf der Unterseite sind die vorderen etwas heller gefärbt und öfters am Borderrande über der rostfarbenen oder rothgelben Binde weißlich bestäubt, übrigens aber wie oben gezeichnet. Die Hinterflügel kommen in sehr mannichfaltigen Variationen vor, deren auffallendste hier folgen. 1) Die Grundfarbe ist ein schwärzliches Braun, gegen den Außenrand stehen 3 oder 4 größere oder kleinere Augen mit oder ohne weiße Pupillen in rothgelben oder rostfarbenen Ringen. In der Mitte zeigt sich am Borderrande ein milchweißer Flecken, der sich zuweilen bis in die Mitte des Flügels zieht. So ist fast durchgehends das Männchen gezeichnet. 2) Die Augenflecken stehen in einer helleren, mehr oder weniger weiß bestäubten Binde, die nach innen scharf begränzt ist, starke Zacken bildet und nach außen in die Grundfarbe verläuft. 3) Die Wurzel ist in ziemlicher Breite mit gelblichen oder weißlichen Atomen angeflogen, und gegen den Außenrand zeigt sich eine, nach innen milchweiße, nach außen braun- oder ockergelb bestäubte Binde, in welcher die oft kaum sichtbaren Augen stehen und die Grundfarbe erscheint dadurch in der Mitte des Flügels als eine breite, sehr zackige Binde. (Hübners Philomela. f. 219). 4) Die Wurzel ist ockergelb angelegt und braun bestäubt und die Binde vor dem Außenrande ockergelb ohne weißliche Einmischung, nach innen scharf begränzt, nach außen in die Grundfarbe verlaufen. — Der P. Ligea ist in Deutschland, der Schweiz, Italien und Schweden einheimisch. Die Raupe ist nach den Hübnerschen Abbildungen grün, mit einer schwarzen Rückenlinie und mehreren weißlichen Längsstreifen. Der Kopf ist rothgelb.

21) H. Davus, Fabr. (Tullia, Hübner Pap. t. 52. f. 243. 244. Text. S. 41. — Philoxenus Esper I. t. 54. f. 3. t. 78. f. 3. — Musarion u. Laidion, Borkhausen I. S. 91. 92. 244. II. S. 208).

Dieser Falter hat die größte Ähnlichkeit mit dem P. Pamphilus, aber er ist beträchtlich größer. Die Grundfarbe der ungezähnten Flügel ist ockergelb, bei dem Männchen etwas dunkler. Die vorderen führen gegen die Spitze ein schwarzes blindes Auge, oft nur einen Punkt und zuweilen noch einen zweiten undeutlichen gegen den Innenrand. Unten sind sie rötlich gelb, an der Spitze und längs dem Außenrande aschgrau; eine gelblich weiße, nur nach innen scharf begränzte Binde zieht sich vom Borderrande bis in die Mitte, ein schwarzes, weißgekerntes Auge steht in einem hellgelben Ringe und gegen den Innenrand ein zweites oder drittes kleineres. Die Hinterflügel haben oben 2 oder 3 schwarze Augen in verloschenen gelben Ringen, unten sind sie aschgrau, dunkler bestäubt, am Außenrande heller. Durch die Mitte geht eine weiße, stark unterbrochene Binde, von der oft nur 2 Flecken sichtbar sind, und vor dem

Außenrande läuft eine Reihe von 5 oder 6 schwarzen, weißgekernten und gelbgeringten Augen her, wovon das am Borderrande das größte, und das am Innenwinkel zuweilen doppelt ist. Der Saum ist hellgrau. Der Falter fliegt in mehreren Gegenden Deutschlands auf feuchten Wiesen häufig.

22) H. Pamphilus, Linné. (Nephele, Hübner Pap. t. 51. f. 237. Männchen. f. 238. 239. Weibchen. Text. S. 40). Kammgrasfalter.

Die ungezähnten Flügel sind oben ockergelb oder bräunlich, am Rande dunkler, auf den vorderen mit einem schwarzen, blinden Augenflecken, der sich auch unten, jedoch größer, mit einer weißen Pupille und einem gelben Ringe umzogen, zeigt. Die Grundfarbe ist hier dunkler, an der Wurzel graubraun, an der Spitze und dem Außenrande aschgrau. Die Hinterflügel sind unten graubraun, in der Mitte mit einer verloschenen, unterbrochenen, weißlichen Binde, und 3 oder 4 verblühenen kleinen Augen. Die Raupe nährt sich von weichen Grasarten, vorzüglich von dem Kammgrase (Cynosurus cristatus), ist grün, nackt, mit einer dunkleren Rücken- und einer weißen Seitenlinie. Die Puppe hängt gestürzt, ist grün und ohne Spitzen an Kopf und Leib. Der Falter ist im Mai, Julius und August allenthalben in Europa häufig.

23) H. Iphis, Wiener Verzeichn. (Hübner Pap. t. 53. f. 249. Männchen. f. 250. 251. Weibchen. Text. S. 40. Larv. Lepid. I. Pap. I. Nymph. F. c. f. 2. a. b. Hero, Fabr. Ent. Syst. III, 1. 222. Tiphon. Herbst Schmetterl. VIII. t. 189. f. 1 — 4.). Bittergrasfalter.

Die Grundfarbe der ungezähnten Flügel ist bei dem Männchen ockerbraun, bei dem Weibchen im Mittelfelde ockergelb, der Außenrand der vorderen, und die hinteren dunkler. Letzteres hat an der Flügelspitze ein kleines Auge. Auf der Unterseite der vorderen zeigt sich zwischen einem verblühenen, oft kaum sichtbaren, weißlichen, abgekürzten Streif und dem lichtgrau angelegten Außenrande ein einzelnes, kleines Auge, das auch öfters fehlt. Die Hinterflügel sind grau, zuweilen bräunlich oder grünlich, mit einer unterbrochenen weißen Binde und sechs kleinen Augen mit weißen Pupillen, wovon einige zuweilen bei dem Weibchen oben durchscheinen. Vor dem Außenrande läuft eine zarte, oft kaum sichtbare, silberfarbene Linie her, und hinter ihr ein rothgelber, schmaler Streif, der aber nicht immer ganz durchzieht. Die Raupe ist nach der Hübnerschen Abbildung dunkelgrün, mit einem bläulichen Kopfe und schmalen, dunklen Rückenstreife. Sie lebt auf verschiedenen weichen Grasarten. Die Puppe ist dunkelgrün mit helleren Flügelscheiden. — Der Falter fliegt im Junius und Julius, in lichten Waldungen, überall in Deutschland.

24) H. Hero, Linné. (Hübner. t. 53. f. 252. 253. Weibchen. t. 172. f. 849. 850. Var. Text. S. 42. — Sabaeus, Fabr. Ent. Syst. III, 1. 222.). Scheinsilberäugiger Falter.

Die ungezähnten Flügel sind braun, meistens ins Schwärzliche fallend; auf den vorderen zeigt sich an



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



ter der eigentlichen wissenschaftlichen Astronomie. Seine auf uns gekommenen Beobachtungen gehen von der 154ten bis zur 163ten Olympiade, er blühte also in den Jahren 160 bis 125 vor Anfang unserer Zeitrechnung. Seine meisten und besten Beobachtungen hat er auf Rhodos angestellt, einige vielleicht auch in Alexandrien<sup>2)</sup>; frühere jugendliche Versuche scheint er schon während seines Aufenthalts in Bithynien gemacht zu haben. Über Hipparch's Lebenslauf ist uns keine weitere Nachricht aufbehalten; was seinen sittlichen Charakter betrifft, so schreibt ihm Ptolemäos unermüdblichen Fleiß und strenge Wahrheitsliebe zu, (*μεγαλ. συνταξ. βιβλ. γ' κεκαλ. β'* und an vielen andern Stellen) und dafür, so wie für das, besonders von Plinius, hochgepriesene Genie desselben sprechen auch seine Arbeiten. — Hipparch's früheste astronomische Beobachtungen scheinen, nach der Gewohnheit seiner Zeit, nur den Auf- und Untergang der Gestirne betroffen zu haben. Darüber verfaßte er entweder zu Rhodos oder in Bithynien einen Commentar zum Aratos (vgl. den Art. Aratos). Er bemerkte nämlich viele Unrichtigkeiten in den Angaben des Eudoros und Aratos über die Lage der Gestirne; erst später aber scheint er entdeckt zu haben, daß seit Aratos oder vielmehr seit Eudoros, welchem Aratos in seinem Gedichte folgt, die ganze Lage der Himmelskugel sich geändert haben müsse. Seine Liebe zur Wahrheit und zur genauen Erforschung derselben veranlaßte ihn nun, die gesammte Astronomie seiner Zeit einer strengen Prüfung zu unterwerfen und zwar mußte es ihm zunächst am Wichtigsten seyn, die Lage der Äquinoctial- und Solsticialpunkte und die Zeit, welche die Sonne gebraucht, um von dem einen jener Punkte zum andern zu gelangen, mit Einem Worte also, die Länge des Jahres, und seine Theile scharf zu bestimmen. Er verglich, um sicherer zu gehen, seine eigenen Beobachtungen mit den Älteren und entdeckte, daß die bis dahin auf 365 Tage 6 Stunden angenommene Länge des Sonnenjahrs um ungefähr 6 Minuten zu groß sei. Schon vor Hipparch's Zeit hatte man bemerkt, daß die vier Theile, worin das Jahr durch die Solstitien und Äquinoctien getheilt wird, keineswegs einander gleich seien, und hatte, indem man übrigens, wie alle Astronomen vor Kepler, keine andern als kreisförmige Bahnen der Himmelskörper gelten ließ, diese Erscheinung durch die Annahme erklärt, daß die Erde sich nicht genau im Mittelpunkte der Sonnenbahn befinde, so daß bei stets gleichförmiger

*κεκαλ. ε')* nur sagt, daß Hipparch in Rhodos beobachtet habe. Ganz irrig unterschreiben Niccolini (*Chronic. p. 36*) und Casseendi (*Opp. T. V. p. 377*) Hipparch den Rhodier von Hipparch dem Bithynier. — Die Araber schreiben den Namen dieses Astronomen *ابرخس*, woraus Unkundige *Abrahis* gemacht haben.

— Die Schreibart *Υπαρχος* findet sich, meines Wissens nur in Theon's Commentar über den Ptolemäos z. B. lib. I. cap. 9., damit ist *Bailly* zu entschuldigen, welcher beständig *Hypparquo* schreibt. 2) Ob Hipparch jemals in Alexandrien beobachtet habe, ist ungewiß, obgleich es von den meisten neuern Astronomen angenommen wird. Vergl. darüber *Delambre Hist. de l'astron. ancienne. T. I. p. XXI u. ff.*

Geschwindigkeit, welche man ebenfalls vor Kepler für jeden Himmelskörper annehmen zu müssen glaubte, die Sonne doch scheinbar in kürzerer Zeit den südlichen Theil der Ekliptik als den nördlichen durchlaufe. Nur über die Größe dieser Excentricität der Sonnenbahn und über die Lage der Apfidenlinie (d. i. nach der ältesten Bedeutung diejenige gerade Linie, welche den Punkt, wo die Sonne der Erde am Nächsten ist, mit demjenigen verbindet, wo sie am Weitersten von der Erde entfernt ist), war man nicht einig. Hipparch schloß aus seinen Beobachtungen, daß die Größe der Excentricität, d. i. der Abstand von der Erde vom Mittelpunkte der Sonnenbahn,  $\frac{1}{2}$  vom Halbmesser dieser Bahn betrage und daß die Sonne dann am entferntesten von der Erde sei, wenn sie im 24ten Grade des Zeichens der Zwillinge steht. Lange Zeit legte man diese Annahmen bei Berechnung der Sonnentafeln zum Grunde, bis man erst durch fortgesetzte Beobachtungen mit vollkommeneren Instrumenten fand, daß die Excentricität etwa um den sechsten Theil kleiner angenommen werden müsse. Mit gleichem Fleiße und Scharfsinne bemühte sich Hipparch, die freilich noch viel schwierigere Theorie des Mondes auf eine mehr wissenschaftliche Form zu bringen. Durch Vergleichung älterer Beobachtungen von Verfinsterungen mit seinen eigenen suchte er die Dauer eines Mondsumlaufs genau zu bestimmen, und benutzte diese Bestimmung zur Verbesserung der Kalipp'schen Mondperiode (vergl. den Art. Kalippos). Auch suchte er die Excentricität der Mondsbahn und ihre Neigung gegen die Ekliptik, so wie die Bewegung der Apfiden nach der Ordnung der Zeichen, und der Knoten in der entgegen gesetzten Richtung, genauer anzugeben. Hipparch berechnete nun die ersten Sonnen- und Mondstafeln, deren in der Geschichte der Astronomie Erwähnung geschieht, welches wahrscheinlich die mit *H.*'s anderweitig bekannter Vorsicht nicht wohl vereinbare und daher vermuthlich übertriebene Äußerung des Plinius<sup>3)</sup> veranlaßt hat: Hipparch habe den Lauf jener beiden Gestirne auf 600 Jahre vorausgesagt. — Über die Theorie der Planeten scheint Hipparch Etwas zu bestimmen nicht gewagt zu haben, weil er die auf ihn gekommenen älteren Beobachtungen derselben als zu mangelhaft erkannte. Er begnügte sich daher, jene Beobachtungen in eine bessere Ordnung zu bringen und zu zeigen, daß die von früheren Astronomen aufgestellten Hypothesen nicht genügten, die beobachteten Erscheinungen der Planeten zu erklären<sup>4)</sup>. Dagegen unternahm es Hipparch, die Entfernungen und die Größe der Sonne und des Mondes zu bestimmen, worin er freilich, wie sich bei der Unvollkommenheit seiner Instrumente nicht anders erwarten läßt, noch sehr von der Wahrheit entfernt blieb, aber doch alle seine Vorgänger übertraf. Scharfsinnig ist die

3) *Hist. nat. II, 12. utriusque sideris cursum in sexcentos annos praecinnit Hipparchos.* Schon die fast poetische Sprache läßt hier einige Übertreibung vermuthen. Auch steht *sexcenti* bekanntlich oft, wo nicht gerade die Zahl 600, sondern nur irgend eine große Zahl gemeint ist. 4) *Ptolem. IX, 2.*



von ihm, in Ermangelung direkter Methoden, angewandte indirekte Verfahrungsweise, welche in der Astronomie unter dem Namen Diagramm des Hipparch bekannt ist, und in einer Vergleichung der scheinbaren Durchmesser, der Horizontalparallaxen und der Entfernungen und Größen der Sonne und des Mondes mit dem Durchmesser des Erdschattens an der Stelle, wo ihn der Mond in den Mondsfinsternissen durchschneidet, besteht. Hipparch glaubte auf diese Art zu finden, daß die Entfernung der Sonne von der Erde ungefähr 1200 Erdhalbmesser, ihre Horizontalparallaxe etwa 3 Minuten, und die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde 59 Erdhalbmesser betrage, woraus er schloß, daß der Durchmesser der Erde  $3\frac{1}{2}$  Mal so groß als der des Mondes, und der Durchmesser der Sonne  $5\frac{1}{2}$  Mal so groß als der der Erde sei. — Ein seltenes Phänomen, das sich indessen bekanntlich auch zu Tycho's und Keplers Zeiten ereignet hat, nämlich die Erscheinung eines neuen Sternes, soll, nach Angabe des Plinius (Hist. nat. II, 26.), den Hipparch veranlaßt haben, ein für seine Zeitgenossen staunenswerthes Unternehmen, nämlich eine Zählung sämtlicher Fixsterne und, mittels eigens dazu von ihm erfundener Instrumente<sup>5)</sup>, eine genaue Bestimmung ihrer Orter und scheinbaren Größen zu wagen, um dadurch die Astronomen späterer Zeiten in den Stand zu setzen, zu erkennen, nicht nur ob Sterne verschwinden und neue entständen, sondern auch ob sich die Lage der Fixsterne gegen einander nicht ändere, und ob ihre scheinbare Größe nicht zu- oder abnahme. Dies mag den Hipparch darauf gebracht haben, Planigloben zu construiren, eine Erfindung, welche Synesios<sup>6)</sup> ihm zuschreibt. Noch wichtiger aber war die Entdeckung des Vorrückens der Nachtgleichen, worauf Hipparch durch seine Arbeiten über die Fixsterne geleitet wurde, indem er seine Beobachtungen mit den anderthalb hundert Jahre früher angestellten des Aristillos und Timocharis verglich und bemerkte, daß alle Sterne seitdem um ungefähr zwei Grade in der Ordnung der Zeichen vorgerückt seien. Hipparch vermuthete Anfangs, wie Ptolemäos erzählt, daß nur die im oder nahe am Thierkreise liegenden Sterne dieser Bewegung unterworfen wären, fand aber bald, indem er die Orter der andern Sterne verglich, daß die Bewegung allgemein sei. Dennoch kündigte er, die geringe Genauigkeit seiner Vorgänger erwägend, seine Entdeckung nicht mit großer Zuversicht an, hinterließ aber, um die Nachwelt zu einem bestimmteren Urtheile zu befähigen, eine große Anzahl eigener Beobachtungen über die Fixsterne, mit deren Hilfe späterhin Ptolemäos sich sowohl von der unveränderlichen Lage der Fixsterne gegen einander als von der Bewegung der ganzen Sphäre um die Pole der Ekliptik überzeugte. Um die Geographie erwarb sich Hipparch gleichfalls großes Verdienst,

indem er die eigentliche wissenschaftliche (mathematische) Geographie dadurch begründete, daß er darauf drang, die geographischen Längen und Breiten zur Bestimmung der Lage von Ortern auf der Erdoberfläche anzuwenden, und zur Bestimmung der Längen die Mondsfinsternisse gebrauchte<sup>7)</sup>. Freilich machte die große Unvollkommenheit der damaligen praktischen Astronomie es unmöglich, schon zu jener Zeit von den an sich trefflichen Principien Hipparchs den rechten Vortheil für die Erdkunde zu ziehen; doch gebührt ihm die Ehre, die Polhöhen und Längen schärfer als Pytheas oder irgend ein anderer seiner Vorgänger bestimmen gelehrt zu haben. Mit Unrecht tabelt daher wohl Strabon Hipparch nur aus Wahrheitsliebe entspringende Strenge gegen den Eratosthenes, für welchen Strabon offenbar partiisch ist, während er doch oft selbst dem Hipparch gegen Eratosthenes beizutreten genöthigt ist<sup>†)</sup>. — Hipparch besaß, wie man aus dem, was er geleistet hat, schließen muß, schon ziemlich vollständige Kenntniß der ebenen und sphärischen Trigonometrie, und wußte dieselbe geschickt anzuwenden, obgleich es ihm freilich an den jetzigen, besonders durch die Logarithmen so sehr vervollkommenen trigonometrischen Hilfsmitteln noch fehlte. Er selbst hat, nach dem Zeugnisse des Theon<sup>8)</sup>, über die, damals die Stelle der Sinus vertretenden, Sehnen ein Werk in 12 Büchern verfaßt. Die Schriften des Hipparch, welche von Ptolemäos, Theon, Suidas und andern alten Schriftstellern angeführt werden, aber leider fast alle verloren gegangen sind, haben folgende Titel: 1) *Τῶν Ἀράτου καὶ Εὐδόξου φαινόμενων ἑξηγήσεων βιβλία γ'*. 2) *Ἀστερισμοί* oder *εἰς ἀστερισμούς*. Diese beiden Werke sind die einzigen uns erhaltenen, und sind zuerst zu Florenz im J. 1567 in fol. von Peter Victorius heraus gegeben, später ist das erst genannte auch von Petavius in seinem Uranologium (Paris. 1630. fol.) mit lateinischer Uebersetzung erschienen, das letztere aber weggelassen worden, weil es fast wörtlich auch im siebenten Buche der Syntaxis des Ptolemäos steht; das letzt gedachte Werk, welches ein Fixsternverzeichnis ist, steht vermuthlich unter dem von Suidas angeführten, offenbar von Abschreibern verderbten, Titel *εἰς τοὺς ἀρίστους* und ist, wie es scheint, mit dem jetzt zunächst zu erwähnenden einerlei. 3) *Περὶ τῶν ἀπλανῶν ἀναγραφαί*, welchem Werke Pto-

5) Es sind dies die unter dem Namen Astrolabium und Dioptra bekannten astronomischen Werkzeuge, welche jetzt freilich außer Gebrauch sind, vor Erfindung der Fernrohre aber sehr nützlich waren. 6) De dono astrolabil. p. 810. edit. Petavii.

7) Strabonis Geogr. lib. I. p. 7. ed. Paris. †) Den größten Erdkreis bestimmte S. auf 275,000 oder 276,000 Stadien (1 Stadium). Bei Abschätzung des bekannten bewohnten Landes nahm er für die Länge des Eratosthenes 70,000 Stadien für richtig, für die Breite, in 11 Parallelen vom Äquator bis Thule 46,200 Stadien an. Den Hauptmeridian des Eratosthenes (durch Mycos, Syene, Alexandrien, Rhodos, Karlen, Jonien, Troas, den Hellespont, Byzanz und die Mündung des Bosphorus) hielt er als der Wahrheit am nächsten kommend bei; auch den Hauptparallel bestimmte er — wie jener — durch Rhodos. Taprobane galt ihm nicht als Eiland, sondern als Anfang eines andern Welttheils. Seine mathematische Strenge in den eignen Forschungen wie in der Beurtheilung seiner Vorgänger hat ihm den Ehrennamen des ersten festen Gründers der Geographie erworben. (Bonichen.) 8) Comm. in Almag. lib. I. cap. 9.



lembos im sechsten Buche seiner Syntaxis folgt, und welches vermuthlich dasselbe ist, das von Suidas unter dem Titel *περὶ τῆς τῶν ἀπλανῶν συντάξεως καὶ τοῦ καταστηριγμοῦ* erwähnt wird. 4) *Περὶ μεγάλων καὶ ἀποστημάτων* (scil. ἡλίου καὶ σελήνης). 5) *Περὶ τῆς κατὰ Πλάτος μηνιαίας τῆς σελήνης κινήσεως*. 6) *Περὶ μηνιαίου χρόνου*. 7) *Περὶ ἐνιαυτοῦ μεγέθους*. 8) *Περὶ τῆς μεταπτώσεως τῶν τροπικῶν καὶ ἰσημερινῶν σημείων*. 9) *Περὶ τῆς πραγματικῆς τῶν ἐν κύκλῳ εὐθειῶν βίβλια* *π*. 10) *Πρὸς τὸν Ἐρατοσθένη καὶ τὰ ἐν τῇ Γεωγραφίᾳ αὐτοῦ λεγόμενα*. 11) *Βιβλίον περὶ τῶν διὰ βάρους κἀτω φερομένων*. — Außerdem soll Hipparch nach dem Zeugnisse des Pappus<sup>9)</sup> ein Buch de duodecim signorum ascensione, und; nach Plutarch<sup>10)</sup> auch eine Arithmetik geschrieben haben; so wie ihn ferner Achilles Latios<sup>11)</sup> zu den Schriftstellern rechnet, welche *περὶ ἐκλείψεων ἡλίου κατὰ τὰ ἑπτὰ κλίματα* geschrieben hätten<sup>12)</sup>. (Gartz.)

3) H., ein Philosoph der pythagoräischen Schule, lebte um J. 380 vor unserer Zeitrechnung, was man daraus erkennt, daß Erysis, welcher ein Schreiben an ihn richtete, des Epaminondas Lehrer war. Hipparchos war der erste, welcher aufhörte, das von Pythagoras aufgestellte und von dessen Schülern fortgepflanzte philosophische System, als Geheimlehre zu behandeln; denn er machte es in einer deutlich abgefaßten Schrift zu einem Gemeingute. Der obgedachte Erysis tadelte ihn

9) Collect. math. IV, 59., welches Werk befanglich bis jetzt nur in der lateinischen Übersetzung Commandin's herausgegeben ist. 10) De Stoicorum repugnantis. p. 1047 der Ausgabe des Fabricius. 11) Isagoge in Arati phaenomen. cap. 19. 12) Wergl. Ptolem. Syntaxis mathem., welches Werk sich durchgängig auf Hipparch's Schriften und Beobachtungen stützt, an den oben angeführten und an vielen andern Stellen; Theod. Comment. in Ptolem.; Galenus III. περὶ κριτικῶν κινήσεων. Tom. III. opp. p. 445. Suidas a. a. D. Strabo a. a. D. und an mehreren andern Stellen. Plin. hist. nat. a. a. D. und auch lib. II. cap. 108. Proclus hypotyph. astron. cap. 5. p. 364. Synesius a. a. D. Cleomed. cycl. theor. lib. II. cap. 1. Ceph. Joh. Vossii de univ. Mathes. natura etc. cap. 33. §. 4 u. 5. Weidler hist. astron. p. 140 u. ff. Heubronner hist. mathes. p. 288 u. ff. Fabricii biblioth. graeca ed. Harles Vol. 4. p. 26 ff. Bayle dict. hist. T. 2. Montucla Hist. des mathém. nouv. édit. T. I. p. 257 — 268. Bailly hist. de l'astron. moderne T. I. p. 77 u. ff. Boscus Versuch einer allgemeinen Geschichte der Math. übers. von R. Th. Kellmer. Th. 1. S. 235 ff. Delambre Hist. de l'astron. anc. T. I. p. 6. 106 ff. und Disc. prélim. p. XXI. T. II. p. 189. 193. 240 u. f. w. Derselbe in der Biogr. univ. T. 20. Art. Hipparchus. — Schließlich werde hier noch bemerkt, daß neuerlich ein Franzose J. N. P. Marcor in einer Schrift, die er *Astronomie solaire d'Hipparchus soumise à une critique rigoureuse et ensuite rendue à sa vérité primordiale*. (Par. 1828. in 8) betitelt, den Hipparch für den Bewahrer höherer ihm übertragener astronomischer Kenntnisse ausgibt, welche Hipparch aber sorgfältig verbirgt. Marcor findet durch gezwungene Erklärungen, indem er dem Hipparch beständigen Doppelsinn und absichtliches Verschweigen Schuld gibt, in den Worten desselben fast alle genaueren Kenntnisse der neueren Astronomen. Grundsätzlich widerlegt werden diese Behauptungen von Letronne im Journal des Savans 1828 u. 1829 Janv., ferner von Littrow in den Wiener Jahrb. 1830 Januar — März. Vergl. auch Leipz. Literaturz. 1830. Nr. 12. und Bulletin univ. de Pétersbourg Sect. 1. 1828. Nov. p. 290.

deswegen in einem an ihn gerichteten Briefe sehr bitter<sup>\*)</sup>. Clemens von Alexandrien<sup>\*\*)</sup> setzt hinzu, die Pythagoräer hätten ihn wegen dieser That aus ihrer Verbindung ausgeschlossen und ihm eine Todtensäule gesetzt, um ihn hiermit gleichsam für todt zu erklären. Ein Fragment aus seiner Schrift von der Selentrube, *περὶ εὐδυνίας* ist im Stobaios<sup>\*\*\*)</sup> noch aufbewahrt. (Pet. Friedr. Kanngiesser.)

4) H., ein Dichter der alten Komödie, ist wenig bekannt. Nach Suidas handelten seine Stücke von den Hochzeiten (*περὶ γάμων*), und Athenaios führt drei derselben namentlich an: die Geretteten (*ἀνασωθέντες*) XI. p. 477, Thais XI. p. 484 und die Nachfeier (*παρρηχίς*) XV. p. 691. Ob die ägyptische Ilias, welche von Athenaios IX. p. 393 auch einem Hipparchos beigelegt wird, von demselben Dichter der alten Komödie herrühre, wird bezweifelt.

(Pet. Friedr. Kanngiesser.)

Hipparchos, Hipparchus (der Dialog), s. Platon. HIPPARENUM (Naarda beim Ptol. II.), Nearda b. Joseph. (XVIII), Naharra auf der Tab. Peuting., Naharda bei Abulfeda und Nahardagha bei Benjamin von Tudela), ein vom Plin. (VI, 26.) unter diesem Namen aufgeführter Ort in Babylonia, gelegen am Naarmalcha (Königskanal), der den Euphrat mit dem Tigris oberhalb Babylon verband. Plinius a. a. D. nennt den Kanal einen Fluß Namens Narraga. Ammian. (XXIV, 2.) gibt wahrscheinlich demselben Ort den Namen Macephracta, Jedensfalls ist er in der Gegend der medischen Mauer und der Asphaltquellen; vielleicht in dem Zannesopolis des Isidor., dem Is Herodot's (I, 179.), dem heutigen Hit, selbst, oder doch in dessen Nähe zu suchen. (Berluchen.)

HIPPARINOS, Halbbruder des Tyrannen Dionysios II. von Syrakus, trat gegen Kalippos, von welchem Dion, nachdem er den Dionysios vertrieben und die Zügel der Regierung ergriffen hatte, verrätherischer Weise getödtet worden war, auf und entriß ihm im J. 354 vor Chr. den Thron, welchen er hierauf 2 Jahre inne hatte, starb aber eines gewaltsamen Todes†). (R.)

Hipparis, s. Camarina.

HIPPARITES, worauf 1ste Sect. XIX. S. 330 unt. d. Art. Cornu copiae verwiesen worden; ist Hippurites, welches nachzusehen. (R.)

HIPPARMOSTES, hieß der oberste Befehlshaber des spartanischen Corps der Hippeis; deren 3 Abtheilungen unter der Anführung der 3 Hippagreten standen, so daß ihm die Hippagreten untergeordnet waren.

(Carl Wilhelm Müller.)

HIPPASOS (Ἰππίσος), HIPPASUS, hieß 1) der Vater des Argonauten Aktor<sup>\*)</sup>. 2) Ein Sohn des Königs Keyx von Trachin, welcher mit vielen Andern Herakles auf seinem Zuge gegen Eurystos und dessen

\*) Diog. Laert. VII, 1. 22. \*\*) Strom. V. p. 574. \*\*) Serm. CVI. p. 571. ed. Basil.

†) Polyæn. lib. V.

1) Apollodor. I, 9, 16. §. 8.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



nes Vaters Wunsch, der Theologie, Philosophie und Mathematik. Besonders nützlich und lehrreich war dort für ihn der Umgang mit dem Justizrath Boyt, der ihn in sein Haus aufnahm und ihm seinen Sohn zur Aufsicht anvertraute.

Im J. 1760 begleitete Hippel den russischen Lieutenant v. Kaiser, den er in Königsberg kennen gelernt hatte, nach Petersburg. Mit diesem Eintritt in die große Welt wurden neue Ideen, Pläne und Bedürfnisse in ihm rege, die auf sein späteres Leben einen entscheidenden Einfluß hatten. Es eröffneten sich ihm dort manche günstige Aussichten für die Zukunft. Aber die Liebe zum Vaterlande bewog ihn, wieder nach Königsberg zurück zu kehren, und eine Hauslehrerstelle bei einer sehr gebildeten adeligen Familie zu übernehmen. In dieser Zeit reifte sein Plan, sich der Rechtswissenschaft zu widmen, zu welcher Boyt die erste Reizung in ihm geweckt hatte. Der Gedanke, einst einen bedeutenden Wirkungskreis, verknüpft mit Reichthum und Würden, erreichen zu können, gehörte längst zu den höchsten Wünschen, die er im Stillen nährte. Die Liebe zu einem Mädchen von bedeutendem Stande und Vermögen steigerte diesen Wunsch zu einer so unwiderstehlichen Sehnsucht, daß er im J. 1762 seine Hauslehrerstelle aufgab, und, alle Hindernisse besiegend, die ihm Armuth und Mangel an Unterstützung in den Weg stellten, mit unglaublicher Aufopferung und dem angestrengtesten Eifer die rechtswissenschaftliche Laufbahn einschlug. Er zeigte sich von nun an durch sein ganzes Leben als einen Mann von ausgezeichnetem Talent, seltener Beharrlichkeit und praktischer Klugheit, der fast Alles, was er wollte und unternahm, durchsehte und erreichte. Er befriedigte seine leidenschaftliche Ehr- und Geldliebe, indem er sich hohe Würden und großen Reichthum erwarb. Dem Besitze der Person, die er geliebt hatte, entsagte er nur, um im ehelosen Stande seinen politischen Plänen und Zwecken ganz leben zu können.

Im J. 1765 ward er Rechtsconsulent in Königsberg. Seine Einsicht, Gewandtheit, Thätigkeit und Umsicht in allen Geschäften erwarb ihm bald allgemeinen Ruf. Er erstieg eine Ehrenstelle nach der andern, bis er 1780 dirigirender Bürgermeister und Polizeidirektor mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten ward. Als solcher ließ er den Adel seiner Familie vom Kaiser erneuern. Daß der kühne Plan, Minister zu werden, fehlschlug, trug wahrscheinlich in Verbindung mit seinen übrigen Leidenschaften und mit der unruhigen und heftigen Betriebsamkeit, die ihm eigen war, zu seinem Tode bei, der den 23. April 1796 erfolgte.

Durch seine seltenen Geisteskräfte, die sich über das Gewöhnliche erhoben, erwarb sich Hippel als Gelehrter und als Geschäftsmann einen gleich großen Namen. Gewandtheit, Umsicht, rastlose Betriebsamkeit, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe zeichneten ihn in der Verwaltung seiner Staatsämter aus. Charakteristisch war die schlaue, despotisch strenge Behandlung der unter ihm stehenden Personen. Als Bürgermeister war er die

Seele des Collegiums, das durch ihn zu rastloser Thätigkeit gespornt ward. Indem er auch die kleinsten Umstände, durch die eine Stelle gehoben werden kann, nicht leicht übersah, machte er jedem Posten, den er bekleidete, Ehre. Außer der Wiederbelebung des Magistrats, ließ er sich die Regeneration des Stadtgerichts, des Commerz- und Admiraltäts-, des Wett- und Handlungsgerichts sehr angelegen seyn. Mit den ihm obliegenden Geschäften war er am Schlusse eines jeden Tags so völlig im Reinen, daß er wohl zu seinen Freunden sagen konnte: „Sobald ich die Feder auf dem Rathhause niederlege, hab' ich Alles verrichtet; ich kann auf der Stelle meinen Abschied nehmen, ohne mit irgend Etwas rückständig zu seyn.“

Mit großer Leichtigkeit entwarf er die umfassendsten Pläne, und zeigte bei ihrer einfachen Ausführung eine unerschütterliche Beharrlichkeit. Gemein und gewöhnlich war Nichts an ihm. Mit den Tugenden eines Genies theilte er auch dessen Fehler. Aufklärung des Verstandes vereinte sich in ihm mit Gefühlschwärmerei und mit einem Hang zum Aberglauben. Eine von Andäctheit nicht entfernte Frömmigkeit und innige Liebe zur Tugend und Pflicht wohnte in demselben Herzen, das sich auch nicht selten unlautern Leidenschaften und der Sinnlichkeit hingab. Sein Gefühl für schwärmerische Freundschaft schloß planmäßige Verstecktheit gegen Menschen, die ihm die theuersten zu seyn schienen, nicht aus. Humanität war bei ihm mit Despotismus, leidenschaftliche Liebe für die Natur und ihre Einfalt mit Kunstlei in seinem ganzen Thun und Lassen verbunden.

Sein Haus war mit Meubeln, Gemälden, Vasen und mancherlei Seltenheiten bis zur Überladung decorirt, ohne daß er eigentlich auf den Namen eines Kunstmanns Anspruch machen konnte. Indes wußte er über jede Verzierung in seinem Hause eine Rechenschaft zu geben, die sich wenigstens hören ließ, so wunderbar jene Zusammenstellungen und Anlagen oft auch ausfielen. Desto einfacher war gewöhnlich seine Kleidung. Doch puhte er sich für vornehme Tafeln bestmöglichst. Ungeachtet sein Äußeres angenehm und, wenn er wollte, selbst voll Würde war, konnte er doch eine gewisse Nachlässigkeit sowohl hierin, als in seinem Gange nicht läugnen. Den Besuchen der Höhern wich er gern aus. Die Mahlzeiten, die er kleinen Zirkeln gab, waren hinlänglich, nie verschwenderisch. Im Allgemeinen sparsam, war er nie larger, als wo es auf die Vermehrung seiner Bibliothek ankam. Er kaufte fast gar keine Bücher, und in Auctionen gab er die allerwohlfeilsten Aufträge. In dicht verschlossenen Schränken befanden sich die wenigen Bücher, die er besaß. Mehrere darunter waren incomplet. Sein Hang zur Verschlossenheit und zum Gräbeln über manche Dinge, die sich vielleicht gar nicht ergrübeln ließen, machte ihm die Einsamkeit, nach der mit seinem Amte verbundenen Unruhe, doppelt werth. Ungern ließ er sich, selbst durch seine vertrautesten Freunde, in seiner Einsamkeit stören, in der ihn oft das Singen geistlicher Lieder, mit Clavierbegleitung, erheiterte.



So originell wie sein Leben, waren Hippels Schriften, die sämtlich anonym erschienen sind. Mit einer reichen Ader von Witz, Laune und Humor abgefaßt, enthalten sie eine Fülle seiner Beobachtungen über Welt und Menschen, so wie einen großen Reichthum tiefer Ideen, die zum Theil wohl auch seinem Umgange mit geistreichen Männern, besonders mit Hamann und Kant, ihren Ursprung verdanken. Das Eigenthümliche seiner Schreibart verläugnete Hippel nie. Es herrscht in seinen Briefen, in seinen Dienstaufträgen, in den verschiedenen Abhandlungen und Bemerkungen, über den Landrechtseutwurf, wie in seinen philosophischen und schönwissenschaftlichen Werken. Etwas völlig Unbedeutendes ist aus seiner Feder nicht geflossen. Hätte er indeß auch nur sein Buch über die Ehe<sup>1)</sup> geschrieben, so würde ihm schon dieß Werk einen geachteten Schriftstellernamen zusichern. Eine systematische und erschöpfende Behandlung seines Gegenstandes nach dessen ganzem Umfange darf man in diesem Werke nicht suchen. Es ist mehr eine Sammlung neuer, feiner und witziger Beobachtungen, Ideen und Paradoxen, in dem lebhaftesten, geistreichsten Tone vorgetragen. An dieses Werk, das die Resultate eines gelehrten und philosophischen Menschenbeobachters enthält, schließen sich seine Schriften über die bürgerliche Verbesserung der Weiber<sup>2)</sup> und sein Nachlaß über weibliche Bildung<sup>3)</sup> eng an. Das tiefste, anziehendste und ideenreichste seiner Werke sind indeß die Lebensläufe nach aufsteigender Linie, die bereits in eine frühere Periode seines Lebens fallen<sup>4)</sup>. In diesem philosophischen Romane liegen unter der heitern humoristischen Einkleidung der höchste Ernst, das zarteste und innigste Gefühl, und die tiefste Betrachtung verborgen. Hippel hat zum Theil darin sein eigenes Leben und seine Freunde dargestellt und geschildert, und man kann in dieser Hinsicht seine später erschienene Selbstbiographie<sup>5)</sup> als Erläuterung dazu benutzen. Wie in den Lebensläufen, ist in den Kreuz- und Querzügen des Ritters A — B.<sup>6)</sup> eine ganz unbedeutende Geschichte mit der

größten Darstellungsgabe dazu benutzt, eine Reihe trefflich gezeichneter Charaktere vorzuführen, lachenden und ernstern Spott über Ahaenstolz, wilde Freiheitschwärmerei, Sucht nach Ordensverbindungen und Geheimnißkrämerei auszugießen und die erhabensten Vorschriften der Weisheit damit zu erwecken. Dem Stoff und der Darstellung nach mit diesem Werke mehr oder minder verwandt sind die scharfsatirische Schrift über Zimmernann I. und Friedrich II., auf deren Titel er sich Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschneider zu Hannover nennt<sup>7)</sup>, und seine idyllischen Handzeichnungen nach der Natur<sup>8)</sup>. Auch in diesen, wie in allen seinen übrigen Schriften ist Hippels Darstellungsweise höchst bilderreich und mannichfaltig, voll kühner Sprünge, Abschweifungen, eingestreuter Sentenzen, Reflexionen, feiner und witziger Bemerkungen. Seine Sprache ist gedrängt, kraftvoll und eigenthümlich, wenn auch bisweilen schroff, hart, ungenau und nachlässig. Auch hierin, wie in vieler andern Hinsicht erinnert Hippel an Jean Paul, dessen geistiger Vorgänger er genannt werden kann.

In jüngern Jahren schrieb er zwei Lustspiele den Mann nach der Uhr (Königsberg 1765. N. A. Eben das. 1771. 8.) und die ungewöhnlichen Nebenbuhler (Eben das. 1768. 8.), die zur Zeit ihrer Erscheinung als eine Bereicherung der dramatischen Literatur gelten konnten, seitdem aber längst durch gehaltvollere Erzeugnisse verdrängt worden sind. Auch Freimaurerreden ließ er zu Königsberg 1768 drucken und zu Berlin 1772 geistliche Lieder, von denen viele mit Veränderungen in neue Gesangbücher aufgenommen worden sind. Über die gewöhnlichen dogmatischen Vorstellungen seiner Zeit erhebt sich Hippel in diesen Liedern nicht. Auch fehlt er darin nicht selten gegen die Sprache und das Mechanische der Poesie. Von der Kraft des Ausdrucks, die seine prosaischen Schriften auszeichnet, findet man in seinen geistlichen Liedern nur wenig Spuren. Indes behielt er eine Vorliebe für jene Versuche, besserte daran, mit Benutzung der Urtheile seiner Freunde, und verfertigte zu jenen 32 Liedern noch weit mehrere, die er handschriftlich hinterließ.

Strenger als Hippel hat nicht leicht ein Schriftsteller die Anonymität behauptet. So groß auch der Beifall war, den die meisten seiner Werke fanden, und so eifrig man sich von mehreren Seiten bemühte, ihn aus der Dunkelheit hervor zu ziehen, so war er doch nicht zu bewegen, sich öffentlich als Verfasser der Produkte zu nennen, durch die er sich so viele enthusiastische Verehrer erwarb. Wahrscheinlich fürchtete er als Geschäftsmann bei seinen Vorgesetzten durch irgend eine

1) Berlin 1774. 8. 4te Ausg. Eben das. 1793. 8. (Mit einem Titelkupfer und Titel vignette von Bolt nach Chodowied n). 5te Ausg. Eben das. 1825. Vgl. allgem. deutsche Biblioth. Bd. 28. St. 1. S. 36 u. f. Neue allgem. deutsche Bibliothek. Bd. 2. St. 2. S. 466 u. f. Leipziger gel. Zeitung 1791. S. 827 u. f. Goth. gel. Zeitung. 1793. St. 79. S. 700 u. f. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 46. St. 1. S. 146 u. f. Allgem. Lit. Zeitung 1793. Nr. 158. S. 521 u. f. 1794. Nr. 389. S. 558 u. f. 2) Berlin 1792. 8. Vergl. allgem. Lit. Zeitung 1794. Bd. 4. Nr. 387. S. 537 u. f. GutsMuth's Bibliothek der pädagogischen Literatur 1800. Bd. 1. St. 1. S. 81 u. f. St. 2. S. 105 u. f. St. 4. S. 418 u. f. 3) Berlin 1801. 8. Vergl. allgem. Lit. Zeitung 1802. Bd. 4. Nr. 281. S. 30 u. f. 4) Berlin 1778 — 81. 3 Theile. 8. (der letzte in 2 Bänden). Vergl. allgem. deutsche Bibliothek. Bd. 41. St. 2. S. 468 u. f. 5) In Schlichtegroll's Retolog auf d. J. 1796. Bd. 2. S. 171 — 346 und auf d. J. 1797. Bd. 1. S. 123 — 414; auch einzeln gedruckt zu Gotha 1801 mit Hippels Bildnisse. Vergl. neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 66. St. 1. S. 79 u. f. 6) Berlin 1793. 94. 2 Bde. 8. Vergl. neue allgem. deutsche Bibliothek. Bd. 28. St. 2. S. 519 u. f. Goth. gel. Zeitung 1793. St.

66. S. 755 u. f. 1794. St. 56. Beil. S. 501 u. f. Oberdeutsche allgem. Lit. Zeitung 1793. Bd. 2. S. 327. Allgem. Lit. Zeitung 1794. Bd. 4. Nr. 383. S. 509 u. f. 7) London, gedruckt in der Einsamkeit (Berlin) 1790. 8. 8) Berlin 1790. 8. Vgl. allgem. Lit. Zeitung 1792. Bd. 2. S. 534 u. f. Allgem. deutsche Bibliothek. Bd. 113. St. 2. S. 605 u. f. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 47. St. 1. S. 138 u. f.



Stelle seiner lebendigen und oft satirischen Darstellungen anzustoßen: Er glaubte daher nicht sicherer auch der Möglichkeit des kleinsten Vorwurfs ausweichen zu können, der ihm von irgend einem seiner Obern wegen der durch schriftstellerische Arbeiten herbei geführten Versäumniß seiner Amtspflichten hätte gemacht werden können<sup>9)</sup>. (Heinr. Döring.)

Hippel, s. Hippe.

Hippelaphus (Mammalia), s. Cervus Aristotelis (1ste Sect. XXII. Bd. in den Nachträgen zu C.)

Hippeneisen, s. Hippe.

HIPPERLING, nennt man, z. B. in Thüringen, eine nicht völlig ausgewachsene Feder, deren Spule noch Blut enthält. Geschlecht das Federreißen von mehreren jungen Leuten beiderlei Geschlechts in Gemeinschaft, so nöthigt eine scherzhafte Volkssitte die Person, welche den Hipperling findet, sich bei dem Nachbar oder der Nachbarinn durch einen Kuß auszulösen. Der Ausdruck wird auch bildlich gebraucht von einem kleinen, sehr beweglichen Menschen; endlich bezeichnet er auch so viel als Höpfer oder Hopfengärtner. (R.)

HIPPERSDORF, ein Marktflecken an der obern Schmieda in dem Kreise unter dem Ranhartsberge des östreich. Landes unter der Ens. (R.)

HIPPEUS (Ἰππεύς), geboren dem Herakles von einer der Töchter des Königs Theoplos von Theßalien<sup>10)</sup>. (Schincke.)

HIPPI (Ἰππῖ), wurden an der Küste Kleinasiens vier Inselchen genannt, welche vor dem Hafen der ionischen Stadt Erythra (jetzt Dschebme) lagen. (Sirabo XIII. p. 644.) (Kanngiesser.)

HIPPIA, Ἰππία, wurde Athene genannt<sup>11)</sup>, weil

sie in der Gigantomachie auf einem zweispännigen Streitwagen auf den Enkelados eindrang, und unter diesem Namen bei den Bewohnern von Manturea verehrt, auch als Statue dargestellt. Andere leiten den Beinamen anders ab. Hippia ist wohl einerlei mit χαλκίτις (Züglerin, Wändigerin), wie Athene auch heißt, weil sie dem Bellerophon den Pegasos einzufangen behilflich war, wie sie denn Beschützerin aller Helden ist<sup>12)</sup>. Ihr Vater Poseidon ist Schöpfer der Pferde, daher Ἰππιος; sie mußte also wohl Ἰππία seyn. In der Nähe Athens an der Straße nach Theben standen dem Poseidon Hipplos und der Athena Hippia geweihte Heiligthümer; der Ort, wo sie standen, Κολώνος Ἰππιος, verdankte seinen Namen den rings umher sich ausdehnenden vortrefflichen Pferdeweiden. Im benachbarten Demos Acharna wurde Athena auch als Hippia verehrt<sup>13)</sup>. Als Göttinn des Krieges bediente sie sich der Schlachtrosse<sup>14)</sup>, der Waffen<sup>15)</sup>, der Reiterei und des Fußvolkes<sup>16)</sup>, und stand sie auf der olympischen Rennbahn neben Ares Ἰππιος. Auch konnten Poseidon und Athene als Schirmgötter des attischen Ritterstandes, welcher die Pferde liebte, Ἰππιοί<sup>17)</sup> heißen. Dagegen erhielt sie dieß Epitheton wohl nicht als Göttinn der Zimmermannskunst, deren Erfindung ihr allerdings zugeschrieben<sup>18)</sup> wird, wie auch Homer<sup>19)</sup> singt: Cyeus habe das ilische Roß unter Pallas Athene's Aufsicht gebauet, weshalb die abziehenden Griechen es ihr weihten, wenn es nicht, wie Bölder<sup>20)</sup> meint, geschähe, um sie als Ἀθήνα Ἰππία zu ehren. Vergl. Pallas Athene.

(Schincke.)

HIPPIA L. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Eupatorinen der natürlichen Familie der Compositae und der vierten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse, deren Charakter in einem nachziegelförmig-schuppigen gemeinschaftlichen Kelch, weiblichen, fast dreizähligen, allein fruchtbaren Strahlenblümchen, röhrenförmigen, männlichen Scheibenblümchen, einem nackten Fruchtbehälter, und Samen ohne Krone besteht. 1) *H. frutescens* L. Suppl., krautartig und zottig, mit halbgefiederten Blättern, und doldentraubigen Blüten. In südlichen Afrika. (*Tanacetum frutescens* L. Sp. pl.) 2) *H. bogotensis* Kunth. Syn., krautartig und unbehaart, mit zweimal halbgefiederten Blättern, eingeschnitten-gezähnten Blattstücken, und am Ende stehenden, wenigblumigen Doldentrauben. In Neu-Granada. 3) *H. peduncularis* Kunth. Syn., krautartig, kriechend, und unbehaart, mit buchtig- halbgefiederten, scharf gezähnten Blättern, und einzeln oder in Doldentrauben am Ende stehenden Blütenstielen. In Quito. 4) *H. integrifolia* L. Suppl., (nicht Ait. Kew. und W. Sp.

9) S. Schlichtegroll's Nekrolog auf d. J. 1796. Bd. 2. S. 171 — 316, auf d. J. 1797. Bd. 1. S. 123 — 414. Nachrichten und Bemerkungen den geh. Arzlegrath v. Hippel betreffend, ein Nachtrag zu seiner Biographie im Nekrolog, von W. S. Kober. Anlg. 1802. Epistolische Lecture für den Erzpriester Kober in Hartenstein, dessen Nachtrag zur Biographie Hippels betreffend. Danzig 1804. L. G. Borowsky: über das Auctorschaftsal des Verfassers des Buchs über die Ehe, der Lebensläufe in aufsteigender Linie u. m. a. Anlg. 1797. (Salzman's) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneten Deutschen des 18ten Jahrh. S. 590 u. f. Goldbeck's literar. Nachrichten von Preußen. Th. 1. S. 57 u. 286. Th. 2. S. 35 u. f. Koch's Compendium der deutschen Literaturgeschichte. B. 2. S. 287 u. f. Reußel's Lexikon der vom J. 1750 — 1800 verstorb. Schriftsteller. Bd. 5. S. 523 u. f. S. Baur's Gallerie histor. Gemälde aus dem 18ten Jahrh. Th. 4. S. 147 u. f. Dessen interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des 18ten Jahrh. Th. 5. S. 581 u. f. Dessen neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. Bd. 2. S. 757 u. f. Jordens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 2. S. 403 u. f. Bd. 6. S. 335 u. f. Eichhorn's Geschichte der Literatur. Bd. 4. Abth. 2. S. 1096. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 11. S. 474. 501. Fr. Horn's Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. Bd. 3. S. 298 u. f. Bachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. (2te Umarbeitung). Th. 3. S. 321. Kaffmann's literar. Handwörterb. der verstorb. deutschen Dichter. S. 273. Kunisch: Handbuch der deutschen Sprache und Literatur. Th. 1. S. 63 u. f.

10) Apollodor. II, 7, 8, 1.

11) Pausan. VIII, 47, 1. und dazu Siebelis Tom. III. p. 342, wo behauptet wird, Ἰππία sei richtiger, wie auch Xmasus über-

setzt zu haben scheint. 2) Pindar. Olymp. XIII, 90. 3) Sophokles Oedip. Kol. v. 1070. 4) Cic. de nat. Deorr. III, 21. inventrix belli. 5) Platon. Timaeus. 6) Aristidis Orat. in Minerv. p. 11 ff. 7) Aristophan. Equit. 551. Nub. 1265. 8) Diodor. Sic. V, 73. Ovid. Fast. III, 825. 9) Odyss. VIII, 492. 10) Mythol. des javet. Geschlechts. S. 170, und dessen Recens. der Langeschen Recens. von Müller's Dorlens in Aug. St. Zeit. 1827. Nr. 122.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Empfänglichkeit für Körperleiden, das aufreizende Uebel leichter erträgt, und nur erst dann verdrößt, wenn dieses zu einem hohen Grad gestiegen ist; 3) in wiefern bei mancher Thierart der Eigenheit ihrer Organisation wegen manche Arzneimittel nicht wohl anwendbar, wozu auch dringend angezeigt sind, wie z. B. Brechmittel bei den Wiederkäuern u., denn nur in höchst seltenen Fällen will Grebe beim Rinde eine Art Erbrechen, und nur von einigen kleinen Haarballen bemerkt haben, wenn es nicht ein bloßes Ausstoßen (ructus) war. — So wirken Jalappe, Senna, Rhubarber u. bei den Grasschnecken nicht so, wie beim Menschen, purgirend, sondern erregen leicht Krämpfe und Entzündungen. So bringt Opium, auch zu 2 — 4 Drachmen in Substanz, bei denselben keinen Schlaf hervor, wohl aber bei dem Hunde und der Katze, und es scheint hier überhaupt mehr auf die Muskel- als die Nerventhätigkeit zu wirken. So sind Essig, Weinslein u. a. Pflanzensäuren dem Pferde und Schafe gleichsam Gift, aber nicht dem Rinde. Dagegen können Spießglas und dessen Präparate, so wie manche andere mineralische Arzneimittel die Herbivoren weit besser vertragen, als die Carnivoren. So erweitert beim Pferde das Belladonnaextract die Pupille eben so stark, als beim Menschen u.

Leichter ist aber auf der andern Seite die Behandlung der Thierkrankheiten, sofern vermöge der einfachen Lebensweise unserer Hausthiere und ihrer, außer bei Schweinen, Hunden und Katzen, alleinigen Pflanzennahrung, ihre Krankheiten einfacher, weniger anomalisch und complicirt, mithin den Mitteln nachgiebiger sind, wiewohl eben deshalb die Thiernatur unerbittlicher, folglich kräftiger ist, um theils den Krankheitsursachen thätiger entgegen wirken, theils die Wirkung der Arzneien mächtiger unterstützen zu können.

Werfen wir nun einen Blick in die Kulturgeschichte der Thierheilkunde im Allgemeinen und der Hippiaatrik insbesondere, so findet sich bald, daß je nach dem die Menschen in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen sich von jeher, bildend oder verbildend, auf mannichfaltige Weise veränderten, dieß auch auf ihre natürlichen Sklaven, die Hausthiere, bedeutenden Einfluß haben mußte. In dieser Hinsicht zeigt sich bei beiden eine zweifache Quelle der Krankheiten. Solche nämlich, deren Entstehung nicht sowohl von irgend einer besondern Anlage, als vielmehr von gemeinschädlichen und heftigen Außenreizen abhängt, konnten und mußten schon damals sich offenbaren, als bei einer noch unverfälschten Lebensart das Thierleben die dem freien Walten der Natur gemäße Energie und Ausdauer zu erreichen pflegte. Dierher gehören theils die chirurgischen, theils die epizootischen Krankheiten oder Seuchen, deren auch schon die ältesten geschichtlichen Urkunden erwähnen. Eine zweite Quelle von Krankheiten, und zwar von solchen, die auf irgend eine besondere, selbst schon abnorme Disposition sich gründen, liegt in dem immer despotischeren und vielseitigern Zwange, wozu die Hausthiere unter der Herrschaft des Menschen gerietzen. So lange er noch Nomade war, lebten sie, wiewohl ihm unterthan, doch in

einer ziemlich ungebundenen Freiheit, in einer Ketten-, willkürlichen Bewegung, waren an den Witterungswechsel, dem sie immer fort ausgesetzt blieben, gewöhnt, und ihr Futter auf freien Weidplätzen suchend, konnten sie ungehindert ihrem Instincte folgen, der mit aller seiner wohlthätigen Naturkraft die Wahl ihrer Futterkräuter leitete. Allein mit dem Übergange zum Feldbau, und dem davon unzertrennlichen engeren geselligen Leben mußte sich auch ihr Geschick verändern. Zu Arbeitsthieren bestimmt, wurden sie in ihrer Freiheit und Nahrungswahl ungleich mehr eingeschränkt, sie wurden bei zugemessenem Futter zu anhaltenden, unfreien Bewegungen angestrengt. Somit sank die energische Thätigkeit ihres Instincts, ihre Leibesconstitution änderte sich verschiedentlich, ihre Empfänglichkeit für äußere Schädlichkeiten nahm durch Entwöhnung zu, und in eben dem Maße gesellten sich dazu neue, in der gezwungenen Lebensart gegründete, um so häufiger, je mehr allmählig Vorurtheile, abergläubische Begriffe u. s. w. sich in die Behandlung der Thiere einmischten. — Gleichzeitia, wie auf seine eigene Leiden und Gebrechen, mußte der Mensch auch auf jene seiner Hausthiere aufmerksam werden, und deshalb möchte Thier- und Menschenheilkunde wohl auch gleichzeitigen Ursprungs seyn, oder vielmehr erstere mit dem Gebrauche der Hausthiere begonnen haben. Wahrscheinlich aber trat die Hippiaatrik später auf, weil die Zähmung der Rosse später erfolgte. Wie die Menschenheilkunde durch Priester, so wurde die Thierheilkunde durch Hirten zuerst getrieben. Und, wenn wir von einem Volke bemerkt finden, daß es vorzüglich für seine Nutzhire sorgte, so läßt sich schließen, daß auch die Thierheilkunst unter ihm ausgeübt wurde.

Bei den alten Griechen erhielt diese um so früher eine wissenschaftliche Gestalt, in je höhern Ansehen unter ihnen manche Hausthiere, und besonders die Pferde standen. Schon Homer (über 900 Jahre vor unserer Zeitrechnung) rühmt die Griechen wegen ihrer guten Wartung der Pferde, und deren sorgfamer Aufzucht zum Wettrennen; dergleichen Hesiod, Herodot, Pindar u. A. Schon 400 Jahre vor Chr. Geb. schrieb Xenophon eine eigene Abhandlung über die Reitkunst, in welcher er einige noch ältere Schriftsteller dieses Faches, z. B. Simon von Athen u., anführt; der vorzüglichste aber scheint Melampus von Argos zu seyn. Hippokrates aus Kos, noch mehr Demokritos beschäftigten sich schon mit Thierergliederung, und machten davon, wie späterhin der Römer Galenus u., Anwendung auf den Menschenkörper. Außerdem gab das Schlachten der Thiere zu feierlichen Opfern und zum Wahrsagen aus deren Eingeweiden, Gelegenheit zu manchen zootomischen Kenntnissen, auf der andern Seite aber auch nicht selten Anlaß zur Übertragung seuchenartiger Krankheiten von den Opfertieren auf die Priester. Eine Menge Beobachtungen über die Hausthiere, ihren Bau, ihre Lebensart und Krankheiten findet sich bei Aristoteles.

Die thierärztlichen Kenntnisse der alten Römer, größten Theils von den Griechen entlehnt, enthalten die



landwirthschaftlichen Schriften eines Cato, Varro, Columella, Palladius, Gargilius Martialis u. A. Valerius (im 1sten Jahrh. nach Chr. Geb. zur Zeit des Kaisers Liberius) erwähnt insbesondere eines Pferdearztes (equarius medicus), mit Namen Hierophilus. So finden wir die Ausdrücke: Medicus veterinarius, ars s. medicina veterinaria. schon beim Columella; sie stammen ab von den lateinischen Wörtern: veterinariae sc. pecudes beim Varro, oder veterinaria animalia, auch wohl genus veterinum (Last- oder Zugvieh) beim ältern Plinius.

Auch gab es, wo nicht früher, doch wenigstens seit dem 7ten Jahrh. so genannte Hippiaeter (von ἵππος Pferd, und ἰατρός Arzt), die für die Gesundheit der griechischen und römischen Streittruppe sorgen mußten. Indes waren sie alle, wie man aus ihnen, in den zwei Büchern der Medicina veterinaria, von Sim. Synnaus zu Basel 1587 edit., gesammelten Schriften schließen muß, Leute ohne alle wissenschaftliche Bildung. Der älteste hieß Eumelos von Theben, und noch der gelehrteste, dem alle Ubrigen fast wörtlich nachsprechen, scheint Absyrtos von Prusa gewesen zu seyn. Alle lebten in dem Zeitraume vom 7ten bis 10ten Jahrhunderte.

Im 15ten Jahrh. schrieb Jordan Ruffus seine Hippiaetria, deren erste italienische Uebersetzung 1492 zu Venedig erschien; der erste vollständige und korrekte Abdruck des Originals ward von Hieron. Morelli zu Padua besorgt. In dieses Zeitalter gehört auch die Ars veterinaria s. mulomedicina des Vegetius Renatus von 1528 in 4 Büchern, welche zuletzt zu Mannheim 1781 wieder abgedruckt und in mehrere Sprachen übersetzt ist, aber eine bloße, zum Theil elende Uebersetzung der griechischen Hippiaetria seyn dürfte, welche ein unwissender Mönch in Italien etwa im 12ten oder 13ten Jahrh. veranstaltet hat. Schneider's Commentar. ad Vegetii Renati mulomedicinam Libb. VI. kam zu Leipzig 1791 heraus.

Die Einfälle roher Völker im Mittelalter mußten, wie auf alle griechische und römische Wissenschaften, so auch auf die Thierheilkunde den unglücklichsten Einfluß haben. Am meisten mochten noch die Araber, welche schon damals sehr viele Liebhaberei mit Pferden trieben, für die Ausbildung der Rosarzneikunde gewirkt, und diese später auf die Spanier übergetragen haben. Auch finden sich unter beiden Nationen die ersten Echeidungszeichen des Fachs eines Thierarztes von dem des Hufe oder Hufschmieds.

Dessen ungeachtet fand man zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften immer noch sehr Wenig für die Thierheilkunde gethan, und theils des langsamen Fortschreitens der Wissenschaften im Allgemeinen, theils wohl auch der wenigen Pferde wegen, die damals noch gehalten wurden, entging sie der nähern Aufmerksamkeit denkender Ärzte. Mit dem jetzt allgemein eingeführten Hufbeschlag kam auch die Ausübung der Hippiaetria in die Hände der Hufschmiede.

Im 16ten Jahrhunderte, das so günstig für die Cultur aller Wissenschaften war, wurde zwar auch die Nothwendigkeit einer thätigen Bearbeitung der Thierheilkunde fühlbar, aber doch nur theilweise realisiert. Der Arzt Ruellius übersehte die früher durch des griechischen Kaisers, Constantin Porphyrogenitus, veranlaßte Sammlung aller ältern thierärztlichen Schriften aus dem Griechischen auszugsweise ins Lateinische, Paris 1530. fol.; bald nachher wurde sie auch in die italienische, französische und teutsche Sprache übertragen. Die letztere Ausgabe erschien zu Nürnberg 1570. — Conr. Gesner sammelte eine weitläufige Geschichte der Thiere von Aristoteles, Plinius, Alian, Oppian, Varro, Columella, Vegetius u. A., bereicherte sie mit vielen neuen Bemerkungen, und gab sie 1561 heraus; eine zweite Ausgabe erschien 1670 in fol., und eine teutsche Uebersetzung von Horst zu Frankfurt 1669. fol. — In diesem Jahrh. gab der Italiener Vincenz ein latein. Werk über Thierheilkunde heraus. Berner erschienen: Libro del marchio del cavalli. Venet. 1588. Hipp. Bonacussa tractat. Equorum. Venet. 1590. Hippostéologie par J. Hernard, à Paris 1594. Bon. Leonards da Vinci haben wir treffliche Handzeichnungen aus der Menschen- und Thieranatomie, die Chamberlain heraus gegeben hat.

Auch im 17ten Jahrh. machte die eigentliche praktische Thierheilkunde noch keine bedeutende Fortschritte. Noch immer ward sie bloß Ackerärzten ausschließlich überlassen. Während dem erschienen mehrere Abhandlungen über die Krankheiten der Thiere, und die Mittel sie gesund zu machen, im Druck, welche von Volkswahrheit und schiefen Ideen strahlten. Nur wenige Auctoren, wie ein Mamazzini, und Edsar Bianchi, der ein ital. Werk über die Heilkunst schrieb, worin auch eine sehr verständige Abhandlung über den Hufbeschlag der Pferde enthalten ist; schöpften aus der Fülle ihrer eigenen Erfahrung, alle Ubrigen schrieben die Fehler aus den Schriften der Alten ab. Auch ward damals bei sorgfältigerer Cultur der Anthroponomie die Postomie nur zu sehr vernachlässigt, mithin kommt auch von dieser Seite die Thierheilkunde zu keinem wissenschaftlichen Fortschritte. Um so größer war das Verdienst von Carlo Ruini zu Bologna, der 1618 zu Venedig eine Hippotomie mit sehr zierlichen und genauen anatomischen Zeichnungen herausgab, wovon Sney, Gibbon und fast alle französische Schriftsteller die Ubrigen haben kopiren lassen. — Im J. 1654 erschien zu Paris ein von mehreren bearbeitetes großes und nicht unwerdentliches Prachtwerk: le grand Maréchal français betitelt. — Gerard Blasius gab 1675 zu Amsterdam eine Begründerkunst des Pferdes mit Kupfern heraus, die nicht ohne Werth ist. — Noch mehr gewann in manchem Betracht die Wissenschaft durch Colleyfel's, des Stallmeisters von Ludwig XIV., zu seiner Zeit klassisches Werk: le véritable parfait Maréchal, à Paris 1664, neuere Ausgaben 1677. 1698. 1746. 1754. 4. 2 Vol., davon wir teutsche und englische Uebersetzungen besitzen. Schade, daß Colleyfel nicht zugleich Thier-



arzt im eigentlichen Sinne des Wortes war. Indes scheint er doch genaue Kenntniß vom äußern Baue des Pferdes gehabt zu haben, und seine Bemerkungen darüber sind sehr schätzbar. Als ein scharfsinniger Beobachter sah er manche Fehler in der thierärztlichen Praxis ein, und rügte sie öffentlich: So war er der Erste, welcher sich dem Brennen des Frosches, einer Entzündungsgeschwulst unter der Zunge des Pferdes, als einem albernem und gefährlichen Verfahren, laut widersetzte. Er verwarf zuerst den Aderlaß im Gaumen, nicht nur als unnütz in Fiebern, sondern auch als schädlich, weil dabei so leicht die Gaumenschlagader verwundet werden kann. Er widerrieth das Einbringen reizender Mittel mit Federschwingen in die Nase, weil die dadurch erregte Entzündung Geschwüre, und selbst den Rogh hervorbringen könnte u. s. w. — Übrigens waren auch in manchen andern naturhistorischen und medizinischen Werken, so wie in wissenschaftlichen Wörterbüchern bereits einige Elemente der Thierheilkunst enthalten, allein so durch einander geworfen, und unbestimmt ausgedrückt, daß man daraus leicht den nur geringen Aufschwung unserer Kunst abnehmen kann.

Selbst bis in die Mitte des 18ten Jahrh. reiste sie nur langsam ihrer Vervollkommnung entgegen. — Ein blühender Handel vermehrte jedoch den Reichthum, und dieser erzeugte Luxus, mit ihm wuchs auch die Zahl und der Werth der Pferde. Dieß und zugleich die schrecklichen Niederlagen, welche eine aus dem Oriente nach Europa eingeschleppte Viehseuche (Rinderpest, Löserbüsse etc.), zumal in der ersten Hälfte dieses Zeitraums überall anrichtete, trugen viel zu der vermehrten Aufmerksamkeit bei, welche man auf die bisher noch mehr, als die Hippiaatrik selbst, vernachlässigte übrige Veterinärkunde verwandte. Von dieser Zeit an gewann diese überhaupt durch die sowohl allgemeine, als theilweise Bearbeitung von Ramazzini, Lancisi, Sauvages, Camper, Haller u. A. immer mehr an Form und innerer Gestalt, wechselte aber auch um so öfter mit den mancherlei Ansichten und Systemen, je mehr sich die Thierärzte von den medizinischen Zeittheorien beherrschen ließen. — Gleichwohl begünstigte der wissenschaftliche Fleiß des 18ten und 19ten Jahrh., vorzüglich d'Aubenton's, John Hunter's, Monro's, Camper's und Vicq d'Azyr's zoologische Untersuchungen, und Buffon's Naturgeschichte, die dadurch gemachten Vorarbeiten für die weitere Ausführung der vergleichenden Anatomie durch Blumenbach, E. Home, Cuvier, Albers, Rudolphi, Fr. Meckel u. A., nicht Wenig die weitere Entwicklung und Pflege der Thierheilkunde. — Bourgelat war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den Franzosen der Erste, welcher diese den Händen der Unwissenheit entriß, und sie zu einem gewissen Grad größerer Vollkommenheit erhob. Ihm verdanken wir den ersten mehr wissenschaftlichen Unterricht in derselben durch seine *l'Art vétérin. à Par. 1767. 4.* und in seinen *Elém. d'Hippiatr. à Lyon. 1750—58. 4.* Auch gründete er die erste Thierarzneischule zu Lyon (1762), wozu jedoch viel früher

schon Cothenius in Berlin die Thierheilkunde angegeben hatte. — Bourgelat's Schriften enthalten leider! zu wenige reine Beobachtungen an den Thieren selbst, ein Vorwurf, der auch zum Theil die spätern vorzüglichen Werke Vitet's trifft, z. B. dessen *Médec. vétérin. III. à Par. 1770. Lyon 1771.*, verteutscht von Erleben. 8. Bde. Lemgo 1773 — 76. 8. — Gleichzeitig mit Bourgelat lebte der ältere La Fosse, von dem viele Entdeckungen und Verbesserungen in der Thierheilkunde ausgegangen sind. Seine, wie dessen Sohnes hippiaatrische Werke: *Cours d'Hippiatrique*, und *Diction. hippiatr. etc.* in ihrer Art einzig, verdienen für ihre Zeit alle Bewunderung.

So ist die Veterinärkunde auch in Frankreich immer mehr gediehen, und durch eine Menge neuer Aufschlüsse, und eine größere Einfachheit in der Methode u. zu dem Grade von Ausbildung gelangt, welchen die Naturwissenschaften überhaupt seit einigen Lustri nach und nach erreichen konnten, durch die vorzüglichen Bemühungen eines Gilbert, Girard, Chabert, Flandrin, Suzard, Tessier, Valois, Arbutnot, Esblanc, Dupuy, u. a. neuerer ausgezeichneten franz. Thierärzte.

In England war die Thierheilkunde vor nicht zu langer Zeit noch ziemlich unvollkommen, und manche ihrer Verbesserungen kamen dahin erst vom Festlande. Während des 17ten Jahrh. war dort kunstmäßiges Reiten sehr allgemein, und dieß Vergnügen zog viele deutsche und französische Reiter und Stallmeister herbei, von welchen nicht nur die schulgerechte Bewegung der Pferde, sondern selbst deren Gesundheit abhängig wurde. Nachdem aber Pferderennen und Jagden mehr zu Rationalen Lustbarkeiten geworden waren, vernachlässigte man die Reitbahn. Die Behandlung der Pferdekrankheiten blieb in den Händen der Schmiede und Reitknechte, wodurch die Wissenschaft selbst einen Schritt rückwärts that, und nur selten sah man einen schwachen Versuch, sie vom gänzlichen Untergange zu retten.

Blundevill ist der erste engländische Schriftsteller unter der Regierung der Elisabeth, der sein System aus ältern thierärztlichen Werken zusammen stoppelte. Eben so unbedeutend sind Nascal, Martin, Clifford, Burdon und einige Andere. Fast zu derselben Zeit lebte Markham, dessen Abhandlung über Pferdezücht bloß empirisch ist. Das erste veterin. Originalwerk hat de Grey zum Verfasser. Nach diesem gab Snape sein *Anatomical — Treatise on the horse etc.* heraus mit Nachbildungen von Ruini und Saunier.

In der Mitte des 18ten Jahrh. trug Gibson durch manche verständige Winke und Vorschläge in seinem *FARRIER'S GUIDE*, ohne sie doch selbst auszuführen, nicht Wenig zur Verbesserung der Wissenschaft bei. Gleichzeitig mit ihm lebte der berühmte Dr. Bracken, dessen Werke mehrere Male wieder aufgelegt worden sind. Auf diese beiden folgte Bartlett, und vereinigte das Beste aus deren Schriften zu einem bündigen Ganzen in seinem *Gentleman's Farriery*; auch übersetzte er La Fosse's Schriften ins Engländische. Nach ihm folgte



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



**HIPPION**, Spr. Syst. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gentianeen und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Klasse, deren Charakter gegeben wird durch einen fünfgespaltenen, zuletzt mit der Kapfel zusammen wachsenden Kelch, eine tellerförmige Korolle, zweifächerige, nicht gedrehte Antheren, eine knopfförmige Narbe, und eine in zwei Hälften theilbare Kapfel mit einwärts gebogenen, die Placenten tragenden Klappen: 1) *H. viscosum* Spr. Syst., mit drehrundem Stängel, ablangen, nervenreichen, stielumfassenden Blättern, von denen die obersten herzförmig-eiförmig sind und den übrigen Kelch einhüllen. Auf den karaischen Inseln. (*Exacum viscosum* Sm. Icon. Fasc. III. t. 18., *Gentiana viscosa* Ait. Kew.). 2) *H. verticillatum* Spr. Syst., mit viereckigem Stängel, lanzettförmigen, dreinervigen Blättern, wirbelförmigen Blüten, zuckersüßgeschmackten Kelchen, welche länger sind als die Kapfeln, und flachlicht-kumpfen Korollen setzen. In Südamerika. (*Gentiana verticillata* L. Sp. pl., *Exacum verticillatum* W. Sp. pl.). Diese Art ist noch zweifelhaft. 3) *H. hyssopifolium* Spr. Syst., mit vieredigem Stängel, linienförmigen, nervenreichen Blättern, wirbelförmigen Blüten, und Kelchen, welche kürzer als die Kapfeln sind. In Ostindien. (*Gentiana hyssopifolia* L. Suppl., *Exacum hyssopifolium* W. Sp. pl.) Abgeb. in *Burm. ind.* t. 74. f. 3. — G. Spr. Syst. I. 589. (Sprengel.)

**HIPPIOS** (ἵππιος), Rossbändiger, ein weit verbreiteter Beiname Poseidons; s. den Artikel.

(Schlinke.)

**Hippios** (alte Geogr.), s. Hypios unter dem Art. Hypia.

**Hippi promontorium**, s. Hippu akra.

**HIPPUS** (Fabian), HIPPE, ein in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrh. thätiger Lehrer der Leipziger Universität, geb. 1564 zu Stolpe, gest. den 12. Febr. 1599\*), studirte seit 1580 in Leipzig, wurde dort 1587 Magister, trat dann als Privatdocent auf und bekleidete zu gleicher Zeit das Conrectorat an der Thomasschule. Im J. 1596 war er Assessor der philos. Fakultät geworden, 1598 aber Professor der Physik und legte nun seine Schulstelle nieder, ohne jedoch die durch zu anhaltendes Arbeiten zerstörte Gesundheit auf die Dauer wieder gewinnen zu können. Außer einer Disp. de corporis humani ex semine orta (Lips. 1597) schrieb er *Psychologia physica* in 4 Büchern, *Problemata physica u. logica peripatetica*\*\*). (R.)

**HIPPO** (ἵππῶ), 1) eine Meerestadt\*), deren Name deutlich auf das Pferd hinweist und von Bildet\*\*)

als Beweis angeführt wird, daß Pferd und Schiff gleich bedeutend seien.

2) Unter diesem Namen, der von Adern auch in Epona, Hippone umgewandelt wird<sup>1)</sup>, verehrten die Eseltreiber in Rom ihre Schutzgöttin<sup>2)</sup>, so wie die Römer die Schirmerin ihres Viehes und ihrer Viehställe<sup>3)</sup>. Man stellte ihr Bild in den Ställen auf und bekränzte es an bestimmten Tagen mit Blumen<sup>4)</sup>. Ein später römischer Mythos erzählt, daß Fulvius Stellus, Misogyn, mit einer Stute Unzucht getrieben, eine schöne Tochter, Epona, gezeugt, und diese zur Schutzherrin und Versorgerin der Pferde erhoben und verehrt worden sei<sup>5)</sup>.

3) Hieß so eine Tochter des thespischen Fürsten Thepius, mit welcher Herakles den Polyos zeugte<sup>6)</sup>.

(Schlinke.)

**Hippo** (Gesch.), s. Hippon.

**HIPPO** (alte Geogr.), 1) eine Küstenstadt in Bruttium, war eine Anlage der Lokrer und hieß eigentlich Hipponion, Ἰππωνιον, woraus der verkürzte Name Hippo oder Hippon entstand, der auch dem Meerbusen, an dem die Stadt lag, die Benennung eines Hipponiales verschaffte. Agathoteles bemächtigte sich späterhin der Stadt und legte eine Schiffswerfte an, die sich auch noch in der Römer Zeit erhielt: Als die Römer Herrn des Landes wurden, verpflanzten sie 5000 Mann hieher als Kolonie, welche Bibo Valentia, auch schlechtthin Bibo hieß. Bei dem Anonymus Ravennas heißt sie Bibona Valentia, woraus im Mittelalter Bivona entstand. Der Ort der Schiffswerfte heißt jetzt Monte Leone. (Scylax. p. 8. Strabo VI. p. 256. Liv. XXXV, 40. Cic. pro Plancio. c. 40. Plin. III, 6.) (Kanngiesser.)

2) Ebene der Insel Kos (Gos), s. d. Art. (R.)

3) Ort in Hispania, den Livius (XXXIX, 30.) nennt, südlich von Toletum (Toledo) gelegen. Wahrscheinlich Mora unweit des Alagon. (Benicken.)

Plinius (Hist. Nat. III, 1.) führt eine Stadt Hippo nova in Hispania baetica an, welche südlich vom Flusse Batis liegend, zwischen Epistrium und Ilurca genannt wird. (R.)

4) H. Carausiarum, s. Hippo in Bätika.

5) H. Diarrhytus, s. unt. Nr. 7.

6) H. REGIUS, Stadt in Numidien, Sitz der numidischen Könige (Strabo XVII, 832.), später christlicher Bischofssitz, berühmt durch den Kirchenvater Augustinus. Gegenwärtig ein Trümmerhaufen bei Bona, im Gebiet von Konstantine<sup>7)</sup>.

7) H. ZARYTOS (Ζαρίππος), feste Hafenstadt im Gebiete von Karthago, an einem schiffbaren See,

\*) Gegen Zacher (Gelehrtenl. 2r Bd. 1618), welcher behauptet, er habe noch im J. 1617 gelebt, s. Adelung Ergänz. zu Zachers Gelehrtenl. 2r Bd. 2017. \*\*) Diese Schriften müssen Beifall gefunden haben; denn sie sind im 17ten Jahrh. im Druck wiederholt worden; vergl. Adelung a. a. D.

1) Hesiod Theog. 351. 2) Mythol. t. Javel. Geschlechts. E. 147.

3) Turnebus aduersar. XXIV, 4. Rupertus ad Juvenal. Sat. VII, 197. 4) Rupertus l. l. Eposse des multivertus, et quae asinis praefuit (dicta ab ἵππῳ et ὄρος) ut equis Hippoia vel Hippo. 5) Collur. ad Minuc. Octav. 28. 6) Apulei Met. II, 97. 7) Plutarch. Agesil. c. 29. 8) Apollodor. III, 7. 8. \*) Vergl. Itiner. Ant. p. 42. Proc. sp. Messal. ad It. Ant. p. 20.



von dessen Verbindung mit dem Meere das Erscheinen der Ebbe und Fluth zeugte<sup>\*)</sup>. Unstreitig das heutige Bizerte an dem Busen, den die Vorgebirge Blanco und Marabut im Gebiete von Tunis bilden. Hippagreta ist hienit nach Einigen einerlei; Andere combiniren es mit Hippanakra. (Benicken.)

Hippohdella (Annulata), s. d. Art. Hirudineas u. Hirudo.

HIPPOBOSCA (Insecta), Pferdelauffliege. Diese von Linné aufgestellte Gattung der zweiflügeligen Insekten ist in neuerer Zeit sehr beschränkt worden, indem mehrere andere Gattungen aus ihr gesondert worden sind. Sie gehört nach Meigen<sup>1)</sup> zu dessen Familie Coriuceas in der Abtheilung Eproboscidea. Latreille ordnet sie<sup>2)</sup> in die Familie Pupipara. Nach Meigen sind die Kennzeichen folgende: die Fühler sind knospenförmig, an den Seiten des Untergesichts eingesetzt und haben eine nackte Endborste; die Punktaugen fehlen, die Füße haben zweizählige, gleich große Klauen. Die Flügel liegen parallel auf, sind stumpf und vieladerig.

Diese Insekten haben überhaupt einen merkwürdigen Bau. Der Kopf ist vom Mittelleibe (thorax) deutlich getrennt, flach und rund; die Stirn ist breit und die Punktaugen (ocelli) fehlen, die Nebaugen (oculi) sind länglich. Der vorstehende Rüssel ist schnabelförmig und besteht aus einer zweiklappigen, gabelförmigen Scheide, zwischen welcher die fadenförmige, hornartige, längere Zunge liegt. Das obere Klappenstück ist legerförmig, haarig, das untere fleischig, stumpf, nur halb so lang als jenes. Die Taster (Palpen) fehlen. Die Fühler, an den Seiten des Untergesichts eingesetzt, sind knospenförmig, klein, mit einer Borste aus der Spitze. Das harte, lederartige Rückenschild (Thorax) ist flach, scheibensförmig, mit einer gebogenen, in der Mitte unterbrochenen Quernaht und vorne noch mit einer eingedrückten, quer liegenden Seitenlinie. Das Schildchen ist kurz, querlänglich. Der Hinterleib ist häutig, rund, vorne eckig. Die starken Beine haben dicke Hüften, die Füße sind kurz. Die kleinen Schwingen (Schwingelblöden) sind unter dem Schildchen versteckt. Die lederartigen Flügel haben eine stumpfe Spitze und sind haarlos. Am Vorderrande derselben stehen einige starke Adern.

Am Ende des Leibes bemerkt man beim Weibchen zwei kleine, auf einander liegende zungenförmige Spitzen und an den Seiten zwei, mit Haaren besetzte Warzen. Der After verlängert sich in Gestalt einer kleinen Röhre. Wenn man den Leib des Männchens drückt, so zeigt sich über diesem After eine Warze, welche auf jeder Seite ein hornartiges Plättchen und auf dem mittleren Hauptkörper zwei gleichfalls hornige Spitzen

oder Zähne hat, welche wahrscheinlich dazu dienen, das Weibchen bei der Begattung fest zu halten. Im Innern des Bruststücks befinden sich nach Dufour<sup>3)</sup> schlauchförmige und röhrenförmige Tracheen, im Hinterleibe aber bemerkt man nur solche der letzteren Art. Derselbe Naturforscher will auch Speicheldrüsen, und eine Art Uterus in diesen Thieren entdeckt haben, welcher letztere in einem großen, häutig-muskulösen Sack bestehen soll, so wie Eierstöcke, die gänzlich von denen anderer Insekten abweichen. Sie bestehen aus zwei eiförmigen, stumpfen, freien Körpern, welche mit einem weißen, homogenen Marke angefüllt, und an einem Ende zugerundet sind, am andern aber in einen eigenen Kanal übergehen. Nach Dufour's Angabe sollen diese Ovarien durch Gestalt und Lage gar sehr denen des menschlichen Weibes ähnlich seyn. Der Uterus, welcher Anfangs sehr klein ist, erweitert sich während des Tragens nach und nach zu einer ungeheuren Größe, drängt alle Eingeweide aus ihrer Stelle, nimmt endlich die ganze Unterleibshöhle ein und erweitert sie sehr bedeutend. Die Fortpflanzung ist überhaupt sehr eigenthümlich und gewisser Maßen derjenigen der lebendig gebärenden Thiere höherer Klassen zu vergleichen. Die Larve schlüpft nämlich im Leibe der Mutter aus, nährt sich in demselben (wie?) und bleibt auch bis zum Nymphenstand in diesem Aufenbalt, dann tritt sie aber als solche in Gestalt eines länglichen Eies aus dem Leibe, das fast eben so groß, als dieser selbst ist. Die Farbe dieses Eies ist Anfangs milchweiß, am einem Ende desselben ist eine große, schwarze, wie Ebenholz glänzende Platte. Diese Nymphenhülle, gewöhnlich, wenn auch fälschlich Ei genannt, ist übrigens rundlich, platt, wie eine Linse, an dem Ende, wo sich die schwarze Platte befindet, ausgerundet, und bildet an diesem Theile zwei hörnersförmige, zugerundete Vorrugungen. Einige Zeit nach dem Austritt aus dem Leibe, wird die Nymphenhülle schwarz, die glänzende Haut derselben widersteht einem starken Fingerdruck, sie ist bedeutend dick, hat eine knorpelig hornartige Beschaffenheit und ist selbst mit guten Scharren schwer aus einander zu schneiden. Die größte Breite dieser Nymphenhülle beträgt anderthalb, die größte Dicke fünf Viertel Linien. Die Stärke des Körpers eines Weibchens, welches gelegt hat, oder nicht trüchtig ist, ist kaum so groß, als eine solche Nymphenhülle, was allerdings als sehr merkwürdig erscheint, wenn nicht Beobachtung gelehrt hätte, daß die Hülle nicht so groß aus dem weiblichen Körper hervortritt, daß sie aber gleich nach ihrem Austritt aus demselben augenblicklich zu jener Größe heranwächst. Bei der harten Schale dieser Hülle, war eine Vorrichtung nöthig, um dem entwickelten Insekte den Austritt zu erleichtern und diese besteht in einer doppelten Klappe an dem einen Ende, welche sich schon mit einem Federmesser öffnen läßt.

Nitzsch hat<sup>4)</sup> die Gattung Hippobosca als Hauptgattung aufgestellt, und die eben abgehandelte

<sup>\*)</sup> Plin. V, 8. Strabo XVII, 832. Plin. Jun. ep. IX, 33. It. Anton., Tab. Prut.; vergl. Messel. ad It. Ant. 22.

1) Systemat. Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten. IV. S. 336. 2) Cuvier régne animal. éd. 2. tom. V. p. 543.

3) Annales des Sciences naturelles. tom. VI. p. 299 seq. 4) Germar's Magazin der Entomologie III, 307.



Nirxomyia genannt, von welcher er mehrere Arten zu kennen scheint, als Typus aber nur folgende allgemein bekannte anführt.

*H. equina*, Linné. (Meigen. l. c. t. 63. f. 15. Degeer Mémoires VI. t. 16. f. 1 — 20. Panzer fauna VII. f. 23.). Stirne und Untergesicht glänzend rostgelb; Augen pechbraun, Rückenschild glänzend dunkelbraun, mit rostgelben Schultern, welche hellgelb eingefasst sind; vor dem Schildchen mit drei gelben Flecken: der mittlere spitzig dreieckig; Schildchen gelb, mit schwarzen Seitenflecken. Hinterleib haarig, bräunlich grau. Beine rostgelb: die mittleren Schenkel und Schienen mit einem schwärzlichen Ringe, die hintere mit zwei. Springer schwarz; Flügel bräunlich, die vielen Randadern dunkelbraun. Auf Pferden und Rindvieh. Soll auch auf Kamelen leben, wenn diese nicht eine andere Art ist. Länge 4 Linien. (D. Thon.)

HIPPOBOTON (*ἵπποβοτον*), ist ein Beiwort, welches von Homer besonders der Stadt und dem Gebiete Argos im Peloponnesos beigelegt wird. Die Gegend bot reichliche Weide dar und die Pferdezuucht daselbst war berühmt. Eben deswegen wird auch das Beiwort Hippion (*ἵππιον*) d. i. ritterlich, von Argos gebraucht\*). In ähnlicher Weise führt Strabo (XI. p. 525) pratum hippoboton, λευκὸν ἵπποβοτον, eine Wiese in Medien an, die Herodot (VII, 40.) πεδίων Νισαίων nennt, auf welcher 50,000 Mutterpferde weiden und die größten und schönsten Pferde für den königlichen Dienst erzielt wurden und nidsische hießen. Manche Geographen führen mit Beziehung auf Alian (V. H. VI) auch unter dem Namen Hippoboton ein Feld der Einwohner von Chalkis auf Euböa an, das die Athener ihren Kolonisten vertheilt hätten. Allein Alian hat offenbar aus Herodot (V, 77.) geschöpft. Dieser erzählt aber, daß in Chalkis die reichen Leute, Hippobotá genannt, eine aristokratische Regierung gebildet hätten, von den Athenern aber besiegt und fortgeschleppt und auf deren Ländereien ἐπὶ τῶν ἵπποβοτῶν τῆ γῶν 4000 athenische Kolonisten zurück gelassen wären. Scheffer hat daher mit Recht im Alian statt ἵπποβοτον zu lesen angerathen ἵπποβοτῶν. Vgl. Strabo X. p. 447. (Kanngiesser.)

HIPPOBOTOS, gehört zu den älteren Bearbeitern der Geschichte der Philosophie und lebte vermuthlich, denn es fehlt an Angaben, um seine Zeit genau zu bestimmen, im ersten Jahrhundert oder in der ersten Hälfte des zweiten unserer Zeitrechnung. Er hatte ein Buch von den Schulen oder Secten der Philosophen περὶ αἰρεσῶν geschrieben, deren er nach Diogenes Laertios (Prooem. 13. vergl. Pythagor. 22.) und nach Suidas (v. αἰρεσις) neun aufzählte. Porphyrios (de vita Pythagor. am Ende vergl. hiebei not. Rittershusii), Iamblichos (c. 13.) und Clemens von Alexandrien (Strom. I. p. 300) hatten seine Schrift vor Augen, führen aber von den Lebensumständen Nichts an. (Pet. Friedr. Kanngiesser.)

HIPPOBUS (Mammalia), die Alten belegten mit diesem Namen einen angeblichen Bastard von einem Pferde mit einer Kuh erzeugt. (D. Thon.)

Hippocampi pedes, Hippocampofüße, s. Gehirn.

HIPPOCAMPUS, Cuvier (Pisces), Seepferdchen, eine, wie aus dem Namen fast schon erhellt, bereits den Alten — wegen ihrer eigenen Gestalt — bekannte Fischgattung. Linné stellte die hierher gehörigen Arten mit seiner Gattung Syngnathus zusammen in die Ordnung der Knorpelfische (Pisces cartilaginei), Cuvier trennte sie als eigene Untergattung, deren Typus S. Hippocampus (unter dem zwei Arten vereinigt) war. Sie gehören nach der neuesten Eintheilung Cuviers †) unter die Ordnung Lophobranchiata (Lophobranches — einen lat. Namen hat Cuvier nicht gegeben!), welche nur aus den drei Gattungen Syngnathus, Solenostoma und Pegasus besteht. — Mit der Hauptgattung Syngnathus haben sie folgende Kennzeichen gemein. Der Kopf ist in einen röhrenförmigen Rüssel verlängert, der zwar in einen gewöhnlichen Mund ausläuft, am Ende aber fast vertikal gespalten ist. Das Kiemenloch steht gegen den Nacken. Die Bauchflossen fehlen. Hinsichtlich der Fortpflanzung besteht das Eigene, daß die Eier in einem Sacke ausschließen, der sich durch Erweiterung der Haut bildet. Die besondern Kennzeichen sind folgende: Der Körper ist seitlich zusammen gedrückt, und bedeutend höher als der Schwanz. Nach dem Tode krümmt sich der Kopf bergestalt nach dem Körper herab, daß das Thier das Ansehen eines aufgeäumten Pferdes (im Kleinen) erhält. Die Röhre der Schuppen sind keilsförmig erhöht, und ihre Ecken in Dornen verlängert. Der Schwanz ist flossenlos. Die bekannte Art ist:

1) *H. brevirostris*, Cuvier (l. c. 363. — *H. vulgaris*, Cloquet in Dictionnaire des Sciences nat. XXI. p. 178. — Syngnathus Hippocampus Linné, aliorum. — Bloch Fische. t. 109. f. 3.?) Wir können diese Figur nicht vergleichen und führen sie deshalb nur fragweise an. — Willughby Hist. Piscium. ed. Rajus. Oxonii 1686. Tab. I. 25. f. 3.). Der Rüssel ist kurz, über den Augen stehen fünf Höcker, mit Fäden versehen, die Augen selbst sind groß, silberfarben und glänzend. Am Schwanz stehen auf jeder Seite drei Stacheln, zwei nach oben, einer nach unten. Der Körper ist von 18, aus 7 Platten bestehenden Ringen umgeben, der Schwanz hat 35 — 38 vierplattige Ringe, auf jeder solchen Platte steht in der Regel ein, mit einem Faden versehener Höcker. Die Farben dieses Fisches ändern sehr ab. Bald ist er bleifarben, bald braun, schwärzlich oder grünlich, immer aber ist er etwas weiß gestreift oder gefleckt. — Was den innern Bau betrifft, so hat er eine ziemlich große Luftblase, der Darmkanal macht fast keine Biegungen, der Magen ist weit, die Leber lang, schmal und blaßgelb. Man findet dieß Fische fast in allen Meeren, im Okean, im Mittelmeer, und im

\*) Strabo VIII. p. 569. Plin. IV, 8.

†) règne animal. éd. 2. II, 361.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



ment Abtild, sondern werden auch von den Bienen häufig besucht. Die Fruchtkapseln liefern, nebst dem Holze and der Rinde, einen vortreflichen Gärbestoff; in einem kalten Aufgusse mit Wasser sind sie zur Gährung geeignet, und diese Infusion gibt mit aufgelöstem Eisenvitriole eine zum Schwarzfärben anwendbare Linte. Vorzüglich aber gewähren die Früchte in mancherlei Hinsicht wesentliche Vortheile, und würden noch größern Nutzen schaffen, wenn man ihre starke Bitterkeit, welche von einem schleimig-harzigen Bestandtheile herrührt, auf eine leichte Art wegschaffen könnte. Nach von Bon läßt man, um dieß zu erreichen, die geschälten und in 4 Theile zerschnittenen Früchte 48 Stunden in einer Lauge von 3 Theilen Asche und 1 Theile mit Wasser gelöschten Kalks weichen, süßt sie dann in einem andern Gefäße 10 Tage lang mit reinem, täglich erneuertem Wasser aus, worauf sie getrocknet und zum Gebrauche aufgehoben werden. Die auf diese oder andere Weise ausgesüßten Früchte geben gutes und vieles Stärkmehl, das sich wie Kartoffelstärkmehl, mit Getreidemehl vermischt, zu Brot backen läßt. Geröstet und zu Pulver gemahlen, eignen sie sich vor vielen andern vorgeschlagenen Ersatzmitteln zu einem Surrogat des Kaffees. Ausgesüßt, zu grobem Pulver gestoßen und mit Weizenkleie vermengt, geben sie ein vortrefliches Futter für die Hühner, auch bitter, wie sie von Natur sind, lassen sie sich gekocht und ungekocht als ein nahrhaftes Viehfutter anwenden, und, wie man glaubt, sollen sie bei den Schafen ein sicheres Mittel gegen das Faulwerden seyn. Das nicht an ihren Genuß gewöhnte Rindvieh geht zwar Anfangs schwer daran; allein wenn es einmal daran gewöhnt ist, so frist es sie eben so gut, wie das Roth- und Schwarzwild, für welches die wilden Kastaniennüsse eine annehmlliche Nahrung sind. Nach Scopoli reinigen und heilen sie die Pferde, und Kroker behauptet, daß die Türken die zerstoßenen und gemahlten Früchte den Pferden, besonders gegen die Druse, mit gutem Erfolge geben, daher Einige von diesem Gebrauche den Namen Roskastanie herleiten, während Andere der Meinung sind, Ros sei so viel als wild. Die zu Pulver gestoßenen Roskastanien dienen als ein kräftiges Niesmittel; auch sollen sich Haarpuder und Stärke daraus fertigen lassen; das aus ihnen bereitete Mehl liefert ein der gewöhnlichen Mandelkleie ähnliches Seifenpulver zum Waschen der Hände und kann auch, wegen des zusammenziehenden, alannartigen, salzigen und seifenreichen Stoffes, zur Reinigung der Leinwand, des wollenen Zeuges und der Seide angewendet werden \*). Zum Bleichen hat man sie schon lange benutzt. In Stücke zerschnitten, getrocknet und gestoßen, and dann auf die gewöhnliche Art bereitet, sollen sie einen feinen Leim geben; besonders hat man das Mehl der bitteren Roskastaniennüsse, unter den Buchbinderkleister gemischt, als ein Schutzmittel wider den Bücherwurm empfohlen. Wegen der großen Bitterkeit hat man die Früchte auch statt des Hopfens zum Bierbrauen benutzt. Endlich hat man aus ihnen nicht allein Branntwein und

Essig, sondern auch ein zum Brennen taugliches Öl bereitet. Selbst die Schalen der Früchte brennt man entweder in wohlverschlossenen butirten Gefäßen zu einer schönen schwarzen Farbkohle, oder benutzt sie durch wiederholtes Auskochen mit einem Zusatze von Pottasche zum Färben der wollenen, mit Eisenvitriol vorbereiteten Tücher. Die Fruchtschalen sind auch zu Nachtlichtern brauchbar, wenn man sie, nachdem ein Loch hinein gestochen worden, wenigstens 24 Stunden in Öl legt, einen Docht durchzieht, in ein Gefäß mit Wasser setzt und den Docht anzündet \*). (Fr. Thon.)

Hippocentauren, Hippokentauren, f. Kentauren.

HIPPOCEPHALOIDES, von ἵππος, Pferd und κεφαλή, Kopf abgeleitet (Palaeont.), nannte man früher zuweilen in unwissenschaftlicher Weise irgend einen Stein, der mit einem Pferdekopfe eine allgemeine Ähnlichkeit zu haben schien, und glaubte selbst einen solchen im versteinerten Zustande zu erkennen. (H. G. Bronn.)

HIPPOCHRENES, franz. Hippocrène, (Palaeont.) De nys de Montfort \*) hat dieses Geschlecht für eine fossile Konchylienart aufgestellt, welche zu Lamarck's \*\*) Kofstellarien gehört, jedoch an der flügelähnlichen Ausbreitung des äußern Mundsaumes nicht, wie andere Arten, mit Einschnitten versehen ist. Lamarck und de Férussac \*) hatten dieses Geschlecht nicht angenommen; in Bronn's Systeme \*) war es beibehalten worden, weil es damals schien, daß die meisten fossilen Kofstellarien darunter bequem zusammengefaßt werden könnten, und lebende Arten davon noch nicht bekannt geworden waren. Nachdem sich aber diese aufgefunden und De France \*) nachgewiesen hat, daß beide Genera ganz in einander übergehen, indem seine Kofstellaria costata mit zweiflügeligen Flügel nur eine Varietät von R. calcarata Sow. \*)

\*) 1) Willden. Berl. Baumj. S. 12; 2) Ejusd. Spec. plant. p. 255. n. 1; 3) Aiton hort. Kewens. I. p. 493; 4) Linné syst. ed. Reit. II. p. 493; 5) Hort. ups. 29; 6) Roth flor. german. I. 434, II. 557; 7) Royen flor. Leyd. 463; 8) Haller fl. helv. n. 1029; 9) Roehm. fl. Lips. n. 457; 10) du Ham. arb. I. 207; 11) Clus. hist. I. p. 7; 12) C. Bauh. p. 419; 13) Joh. Bauh. hist. I. p. 128; 14) Scopoli fl. carn. I. p. 268; 15) Reuss comp. bot. p. 246; 16) Willd. prodr. Berol. n. 419; 17) Loers fl. Herbora. n. 283; 18) Monch Hass. n. 313; 19) Reich fl. Moeno-Francof. n. 244; 20) Scheller Barb. n. 302; 21) Wiggers prim. flor. Holsat. p. 72; 22) Dörrien pl. Nass. p. 252; 23) Jacq. Vind. p. 63; 24) Nonno fl. Erford. p. 209; 25) Zinn fl. Götting. p. 204; 26) Schrank bav. I. 636; 27) du Roi Barb. Baumj. I. S. 62; 28) Borkhausen Forstbot. S. 871; 29) Dessen Pflanzdarmst. Holzart. S. 49; 30) Reichen Forstbot. I. S. 214 u. 553; 31) Hartig Schrb. f. Förster I. S. 83; 32) Germershausen Hausv. V. 282 u. a. m. Abbildungen: a) Cramer tab. 23; b) Schmidt distr. Baumj. t. 38; c) Schkuhr t. 104; d) Kerner t. 804; e) Reiter et Abel t. 1; f) Kniphof cent. III. n. 3. g) Oelshofen H. 37. 39 u. a. m.

1) D. de Montfort Conchyliologie systématique II. (1810.) p. 522 — 524. 2) de Lamarck Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. VII. (1822.) p. 191 — 194. 3) de Férussac Tableaux systématiques des animaux Mollusques (1822) p. XXXV. 4) H. G. Bronn System arweltlicher Konchylien. (1824) p. 13. 5) De France in Dictionnaire des Sciences. natur. XXI. (1821) 180, und XLVI. (1827) 296 ff. 6) J. Sowerby Mineral Conchology of Great Britain t. 349. fg. 6. 7.

\*) Vergl. Berner Botanom. Samml. n. Bd. II. S. 911.



mit einlappigem Flügel feil, so kann man nur höchstens noch mit Blainville<sup>7)</sup>, Rang<sup>8)</sup> und Cuvier<sup>9)</sup> Hippochrenes als Subgenus zu Rostellaria bringen. Der Charakter nach Montfort war:

„Testa libera, univalvis, fusiformis, spira elata acuta; Columella callosa; Apertura dilatata, basi in cono, lem acutum brevem terminata; Cavalis alter e conjunctis duobus labijs superne oriundus in spira reurgens. Labium exterius in alam dilatatum.“

Die von Montfort angeführte Art ist *H. macroptera*, wozu noch zu bringen seyn würden: *Rostellaria columbata* Lam., *R. fissurella* Lam. (*R. lucida* und *R. rimosa* Sow.), *R. labiosa* Desf., *R. calcarata* Sow.<sup>10)</sup>

(H. G. Bronn.)

Hippoclid, Hippoolides, f. Hippoklid, Hippoklides.

**HIPPOCRATEA L.** Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Einwohnischen Klasse bildet nebst den Gattungen *Tonsella* Vahl., *Triceros* Lour., *Johnia* Roxb. (nach Cand. Prodr.) und *Trigonia* Aubl. eine eigene natürliche Familie, nämlich die der Hippocrateen. Der Charakter der Gattung Hippocratea besteht in einem fünfgetheilten, kleinen Kelch, fünf mondformigen Corollenblättchen, an der Basis verwachsenen Staubfäden, querüber trompetenartig klaffenden Antheren, einem einfachen Nistil, und drei zusammenhängenden, zweiflappigen Kapseln mit zwei bis vier, an der Basis geflügelten Samen. 1) *H. arborea* Roxb. (corom. III. t. 205.) baumartig, mit kletternden Zweigen, gegenüber stehenden, ablangen, borstig zugespitzten, feingefügten Blättern, in den Blattachsen stehenden Doldentrauben, und liniensförmig-ablangen, zweifamigen Kapseln. In Ostindien. (*H. disperma* Vahl. En.) 2) *H. excelsa* Kunth. Syn., baumartig, mit vierwinkeligen Zweigen, elliptisch-ablangen, langzugespitzten, wellenförmig-gelbten Blättern, zweigespaltenen, vielblumigen, pulverig-krummhaarigen Blütenstielen, welche kürzer, als die Blätter sind, und meist mit vier Staubfäden in jeder Blume. In Mexiko. 3) *H. indica* W. Sp. pl., baumartig, mit kletternden Zweigen, gegenüber stehenden, ablangen, stumpfen, feingelbten Blättern, und in den Blattachsen stehenden Doldentrauben. In Ostindien. Abgeb. in Roxb. corom. II. t. 130. 4) *H. obtusifolia* Roxb. fl. ind., strauchartig, mit gabeltragenden Zweigen, ablangen, stumpfen, glattrandigen Blättern, in den Blattachsen und am Ende stehenden Doldentrauben, und umgekehrt eiförmigen, vierfamigen Kapseln. Auf der Insel Koromandel. 5) *H. macrophylla* Vahl. En., mit ablangen, an der Basis abgerundeten, langzugespitzten, glattrandigen, oben widerscheinenden Blättern. In Sierra Leone. Diese ist, wie die folgenden Arten, ein strauchartiges Gewächs. 6) *H. paniculata* Vahl. En., mit

ablangen, an beiden Enden verschmalerten, gelbten Blättern, und aufstehender Rispe. In Sierra Leone und auf St. Domingo. 7) *H. ovata* Lam. (Illustr. I. t. 28. f. 2.) mit ablangen, ziemlich stumpfen, gelbten, auf beiden Seiten unbehaarten Blättern, in den Blattachsen stehenden, ausgesperrten Rispen, und ovalen Kapseln. In Westindien. (*H. volubilis* L. Syst., elliptica Kunth. Syn.) 8) *H. verrucosa* Kunth. Syn., kletternd, mit drehrunden, warzigen Zweigen, elliptisch-ablangen, etwas zugespitzten, entfernt feingefügten Blättern, unbehaarten, den Blättern an Länge gleichenden Rispen, und umgekehrt eiförmigen Kapseln. In Neu-Granada und Mexiko. (*H. acapulcensis* Kunth.) 9) *H. celastroides* Kunth., Schlingpflanze mit drehrunden, unbehaarten Zweigen, ablang-lanzettförmigen, borstig zugespitzten, entfernt feingefügten Blättern und gabeligen Rispen, welche kürzer als die Blätter sind. In Mexiko. 10) *H. acutiflora* Sess. (in Cand. Prodr.), mit ablang-ovalen, gezähnten Blättern, gabeligen Rispen, welche kürzer als die Blätter sind, zugespitzten Blumenblättchen und umgekehrt eiförmigen Kapseln. Eben das. 11) *H. obcordata* Lam. (Ill. I. t. 28. f. 1.), mit eiförmig-lanzettförmigen, gefügten Blättern, in den Blattachsen offen stehenden Rispen und umgekehrt-herzförmigen Kapseln. In Südamerika. (*H. scandens* Jacqu. am. t. 9.) 12) *H. laevigata* Vahl. En., mit eiförmig-ablangen, ziemlich stumpfen, unbedeutlich gelbten, oben widerscheinenden, unten, wie die Blattstiele, rothbraunen Blättern, und offen in den Blattachsen stehenden Rispen. In Cayenne. (*H. discolor* Meyer ssoqu.) 13) *H. viridis* R. et P. (Fl. per. I. t. 74. L. a.), mit ablangen, ziemlich stumpfen, unbedeutlich gefügten, auf beiden Seiten glatten Blättern, wenigblumigen, in den Blattachsen stehenden, sehr kurzen Blütenstielen, und umgekehrt eiförmigen, ausgerandeten Kapseln. In Peru und Brasilien. 14) *H. comosa* Sw. Fl. ind. ooc., mit fast herzförmig-eiförmigen, langzugespitzten, glattrandigen Blättern, vielgetheilten, haarförmigen Blattstielen und eiförmig-ablangen, vierfamigen Kapseln. Auf St. Domingo. 15) *H. volutina* Afrel. (in Spreng. Neuen Entdeck.), mit ablangen, zugespitzten, scharf anzufühlenden, glattrandigen, unten, wie die Zweige, rothbraun-haderigen Blättern, und in den Blattachsen stehenden, gabeligen Rispen. In Gujana, Brasilien und Guinea. 16) *H. emarginata* Ruég. (pl. guj. 10. t. 8.), mit umgekehrt-eiförmigen, ausgerandeten, glattrandigen, unbehaarten Blättern, raub anzufühlenden Zweigen, in den Blattachsen stehenden Rispen und rüchlichen Antheren. In Gujana. 17) *H. uniflora* Sess. (in Cand. Prodr.), mit herzförmig-ablangen, glattrandigen Blättern, einblumigen Blütenstielen und umgekehrt herzförmigen Kapseln. In Mexiko. — S. Spr. Syst. I, 178.

(Sprengel.)

Hippocrates, f. Hippokratea.

Hippocrates Arnel, f. Hippokrates Arnel.

Hippocratica facies, f. Hippokratisches Gesicht.

Hippocraticum vinum, f. Hippokras.

Hippocratis Manica, f. Hippokrates Arnel.

HIPPOCRATIS VAPOR, Vapor animalis, ani-

7) D. de Blainville Manuel de Malacologie (1825) p. 395.

8) Sander-Rang Manuel d'hist. nat. des Mollusques (1829) p. 221.

9) G. Cuvier le règne animal, II. édit. III. (1830) p. 108.

10) J. Sowerby Mineral Conchology of Great Britain vol. 319. fig. 6. 7.



malischer Dunst, die im lebenden thierischen Körper, im Zellgewebe und auf der Oberfläche des Hautsystems abgesonderte dunstförmige Feuchtigkeit, welche die Theile weich und schlüpfrig erhält. Den Namen vapor Hippocratis erhielt dieses Sekret nach einer Stelle im 8ten Kap. der dem Hippokrates zugeschriebenen Schrift „de arte“.

(Wiegand.)

Hippocrene (Alt. Geogr.), s. Hippokrene.

Hippocrène, s. Hippochrenes.

HIPPOCRENES (Palaeont.), ist zweifelsohne die richtige Schreibart für Hippochrenes, daher sie auch nach Montfort von allen Schriftstellern angenommen worden ist. Vergl. Hippochrenes. (H. G. Bronn.)

Hippocrenes, Montfort (Mollusca) s. den Art. Rostellaria.

HIPPOCREPIS L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der letzten Ordnung der 17ten Linnéschen Klasse, deren Charakter in einem fünfgezähnten Kelch und einer zusammengedrückten Gliederhülse, deren Rast buchtig ist, besteht. 1) *H. balearica* Jacqu. (Icon. I. t. 149.), strauchartig, mit winklig-zusammengedrückten Zweigen, liniensförmig-ablangen, stumpfen Blättern, und doldenförmigen, langgestielten Blüten. Auf den balearischen Inseln. 2) *H. barbata* Lour. cochinch., strauchartig, mit gebreiten, eiförmigen, unbehaarten Blättern, ährenförmigen Blüten und bärtigen Gliederhülsen. Diese Art, welche in Cochinchina wächst, ist noch zweifelhaft. 3) *H. comosa* L. Sp. pl., krautartig, perennirend, mit aufsteigendem Stängel, gefiederten Blättern, umgekehrt eiförmigen, fest ausgerandeten Blättchen und doldenartigen Blüten. Im mittleren Europa. Abgeb. in der Engl. bot. t. 31. 4) *H. multisiliqua* L., Sommergewächs mit spatheiförmig-liniensförmigen Blättchen, doldenförmigen Blüten und ganz ebenen, am untern Rande gleichförmigen Gliederhülsen, deren Lappen, welche die Samen von einander unterscheiden, ausgerandet sind. Im südlichen Europa. 5) *H. glauca* Tenor. neapol., perennirend, mit spatheiförmigen, schwach ausgerandeten, schimmelgrünen Blättchen, doldenförmigen Blüten und fast aufgeschwollenen, scharf anzufühlenden Gliederhülsen, deren Lappen, welche die Samen unterscheiden, konvex und etwas von einander entfernt sind. In Neapel und Sizilien. 6) *H. biflora* Jacqu., aufrechtes Sommergewächs mit umgekehrt eiförmigen, flachlichtstumpfen Blättchen, zweiblumigen, abgekürzten, in den Blattachseln stehenden Blütenstielen und ebenen Gliederhülsen, deren Lappen, welche die Samen unterscheiden, fast viereckig und ausgerandet sind. Wahrscheinlich im südlichen Europa. 7) *H. ciliata* W. Berl. Mag., ziemlich aufrechtes Sommergewächs mit spatheiförmig-liniensförmigen, fast ausgerandeten Blättchen, zwei- bis dreiblumigen Blütenstielen und ebenen Gliederhülsen, deren Samen am unteren Rande bärtig sind. In Spanien, bei Frejus in der Provence, in Sizilien, Laurien und auf der Insel Melos im ägäischen Meere. (*H. annua* Lag., *dicarpa* M. B. taur. cauc.) 8) *H. anisiliqua* L., ziemlich aufrechtes Sommergewächs mit leilförmig-liniens-

förmigen Blättchen, sehr kurzen, einblumigen Blütenstielen und ebenen, aufrechten, auf beiden Seiten gewimperten Gliederhülsen. Im südlichen Europa. — S. Spr. Syst. III, 823.

(Sprengel.)

Hippocrepis-Natter, s. Coluber (1 Sect. XXI. Bd. S. 310.)

Hippocura, s. Hippokura.

Hippodam (von Milet), s. Hippodamos.

HIPPODAMAS (Ἰπποδάμας), 1) Sohn des Acheloos und der Perimede\*), soll nach Ovidius\*\*) die Perimede erzeugt haben, welche vom Flussgott Acheloos verführt wurde. Ihr Vater, darüber erzürnt, stürzte sie ins Meer und Poseidon verwandelte sie auf des Waters Bitten in eine der Echinaden. Der Mythos soll erklären, wie die fünf oder neun Inseln an der Mündung des Acheloos im ionischen Meere entstanden sind. Eine andere Sage macht Eurpyte zur Tochter des Hippodamas und zur Gemahlinn des Porthaon, welcher mehrere Söhne und Sterope, die Mutter der Sirenen von Acheloos, zeugte\*\*\*). 2) ein Sohn des Priamos, welchen Achilleus tödtete†).

(Schincke.)

Hippodame, s. d. folg. Art. Hippodameia.

HIPPODAMEIA (Ἰπποδάμεια), werden 1) zwei Töchter des Danaos genannt, deren eine sich mit Ifros, die andere mit Diokorystes<sup>2)</sup> vermählte. Heyne<sup>2)</sup> vermutet den Namen der Gemahlinn des Diokorystes bei Pausanias<sup>3)</sup> in Kleodameia oder Philodameia, weil diese auch Danaiden sind. 2) hieß so nach Diktys II, 17) die Geliebte des Achilleus, welche von ihrem Vater Briseis auch Briseis genannt wird (s. den Art.). 3) Gemahlinn des Königs von Armenium, Amyntor, welche ihm Phönix gebar. Eifersüchtig auf die Weiscläferinn ihres Gemahls, überredete sie ihren Sohn, dieselbe zu verführen. Bald erfuhr es der Vater und rief unter gräßlichem Fluch

Das nie sitzen möcht auf seinen Ruica ein Söhnlein<sup>4)</sup>, die Erinyen. 4) Anchises Tochter, Schwester des Aeneas und Gemahlinn des Alathos. In ihrem Hause wurde Aeneas erzogen<sup>5)</sup>. Sie glänzte vor allen ausblühenden Jungfrauen an Schönheit, Kunst und Tugenden und ward darum die Gattinn des edelsten Mannes im weiten Lande der Troer. 5) Gemahlinn des Sappithensfürsten Peiritheos, Tochter des Atrax oder des Alastos<sup>6)</sup> oder auch des Adrastos<sup>7)</sup>, welche von Plutarchos<sup>8)</sup> Daidameia und vom Propertius<sup>9)</sup> Ischomache<sup>10)</sup> genannt. Sie gebar ihrem Gatten den Polypoetes und starb in der Blüthe ihres Lebens<sup>11)</sup>. Nach Ovid<sup>12)</sup> wollte Trions Sohn Hippodame (so wird Hippodameia abgekürzt) heimführen und lud die trohigen Kentauren zum gastlichen Mahle. Festliche Lust durchschallte die Königsburg; da wollte Eurpytos (Eurpytion bei Homeros), vom

\*) Apollodor. I, 7, 5. \*\*) Metam. VII, 592. \*\*\*) Apollodor. I, 7, 10. †) Apollodor. III, 12, 13. Hom. II, XX, 401.  
1) Apollodor. II, 1, 4. 2) ad Apollodor. I, L, p. 122.  
3) IV, 20, 2. 4) II, IX, 448. 454—456. und dazu die Schol.  
5) II, XIII, 428. 6) Hygin. Fab. 35. 7) Burmann. ad Propert. II, 2, 61. 8) Theophr. c. 35. 9) II, 2, 9. 10) von Iovis und μάχη, die Kampfliebende. 11) Diodor. Sic. IV, 65.  
12) Ovid. Metam. XII, 209—235.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Land, welches dem Götterdienst bestimmt seyn sollte. Ferner nahm er auch dreierlei Arten von Gesetzen, und drei Gegenstände richterlicher Beurtheilung (Injurie, Schaden und Todschlag) an. Aristoteles geht diese und andere seiner Einrichtungen an dem angeführten Orte ausführlich durch. (A. Wendt.)

HIPPODATES wird Kolos, der Gott der Winde, genannt, weil er ein Enkel des Hippotes war\*).

(Schincke.)

HIPPODES, nach Jornandes\*\*) eine Insel des indischen Oceans, südwestlich, wie es scheint, von Taprobane gelegen. (R.)

HIPPODETES, Ἰπποδῆτης\*), Hippodetos, Hippodotos, der Pferdebinde, wird Herakles genannt\*), weil er die Pferde der Orchomenier, welche Erben bis auf 30 Stadien schon sich genähert hatten, an die Streitwagen so künstlich fesselte, daß sie nicht losgebunden werden konnten\*). Unter diesem Namen verehrte man ihn in Bötien und erbaute ihm einen Tempel\*). Wahrscheinlich hat davon der so genannte Heraklesknoten, eine alte, für den phönizischen Handelsmann unauslöbliche Versiegelung oder Verschließung, Ursprung und Namen\*). (Schincke.)

Hippodiarrhytos, s. Hippo Nr. 7.

HIPPODIKE (Ἰπποδίκη), war eine der 50 mit verschiedenen Gattinnen erzeugten Töchter†) des Danaos, und zwar mit Perse erzeugt, welche sich mit Idas verlobte und ihn ermordete. Vergl. Danaos. (Schincke.)

Hippodocus { s. Hippodetes.

Hippodotus {

HIPPODROME, 1) eine der 50 Töchter des Theopios††); 2) ein Flecken in Mauretanien. (R.)

Hippodromos, (alte Geogr.) s. Hypodromos.

HIPPODROMOS, Roslauf, s. Rennbahn; über die beiden berühmtesten, den zu Olymp und den zu Constantinopel s. die Art: Olympia und Constantinopel (1ste Sect. XIX. S. 180). (R.)

HIPPODROMOS (Ἰπποδρόμος), ein Sohn des Herakles, mit Anthippe, einer der 50 Töchter des Theopios, erzeugt†††). (Schincke.)

HIPPODROMOS, Hippodromus, ein Thessalier, zu Ausgang des 2ten und im Anfange des 3ten Jahrh. unserer Zeitrechnung blühend, galt bei seinen Zeitgenossen für das Ideal eines Sophisten und stand deshalb in außerordentlichem Rufe. Die Eigenschaften eines solchen vollkommenen Sophisten waren eine unabhängige, freisinnige Denkart, welche furchtlos der Wahrheit ihr Recht gibt, ein richtiges Urtheil in Sachen des Geschmacks, eine ausgebreitete Vielwisserei, besonders in der poetischen und

historischen Literatur, eine auf jeder Stelle fertige und fruchtbare Erfindungskraft, welche für jeden aufgegebenen Gegenstand sogleich den passendsten Entwurf trifft und die angemessensten Ideen entwickelt; ferner die Geschicklichkeit, diese Ideen ohne Zeitverlust und weitere Vorbereitung zweckmäßig und wichtig zu verbinden, geschmackvoll und geistreich einzukleiden und in einer aus dem Stegreif gehaltenen Rede, mit Anstand und Würde und nach den Regeln der Deklamation so vorzutragen, daß sie den rauschenden Beifall der Zuhörer erwarben. Kam dazu, was bei Hippodromos der Fall war, eine durch Reichthum gesicherte, behagliche Lage als Bürger, so blieb Nichts zu wünschen übrig. Hippodromos hatte sich aller dieser Eigenschaften, die theils von der Natur und dem Glücke gegeben, theils durch Anstrengung erworben worden, zu erfreuen. Er war zu Larissa, einer blühenden Stadt in Thessalien, geboren, wo sein reicher Vater eine große Pferdezucht hielt, welche in Thessalien großen Gewinn brachte. Er studirte in Athen, wo der Sophist Chrestos sein Lehrer wurde. Späterhin ward er zweimal zu der Ehre berufen, den Vorsitz bei den pythischen Spielen zu führen. Hier überstrahlte er durch Reichthum und durch die auf die Spiele gewendete prächtige Ausrüstung seine Vorgänger und zeigte unbestechliche Gerechtigkeit in seinem Urtheile über die Leistungen der Preisträger. Unter Andern hatte ein Tragödienspieler aus Byzanz den Vorzug verdient, dieser ward ihm aber nicht zuerkannt, weil die Kampfrichter, aus Furcht vor dem Kaiser Septimius Severus, der die gegen ihn empört gewesene Stadt Byzanz hart bestraft hatte, ihm keinen Ruhm einräumen wollten. Allein Hippodromos erklärte, daß er, trotz des meineidigen und ungerechten Ausspruches der Kampfrichter, dem Clemenß, denn so hieß der Schauspieler, den Preis zuerkenne, und er hatte die Genugthuung, daß der Kaiser sein Urtheil bestätigte, als ein anderer Schauspieler an denselben appellirt hatte. Er galt nun für den feinsten Kenner der Schönrednerei und für den untrüglichen Beurtheiler derselben, daher er überall, wo Sophisten ihre Reden hören ließen, eingeladen wurde, um über deren Werth zu entscheiden. Dies that er vorzüglich in Athen und zu Olympia in einer Weise, daß er zugleich seine Meisterschaft zeigte. Denn wenn etwa ein Stümper sein Thema schlecht behandelte, äußerte er auf urbane Art sein mißbilligendes Urtheil und nahm seine Stelle ein, führte den Gegenstand nach seinem Sinne aus und zeigte in einer meisterhaften Rede, wie die Sache behandelt werden müsse. Er erhielt endlich selbst in Athen einen Lehrstuhl der Sophistik, allein weil sein Eigenthum in Thessalien litt und seine Frau in ihn drang, desselben zu warten, gab er denselben nach vier Jahren wieder auf. Auch in Thessalien blieb er seinen Studien treu, besuchte die griechischen Festversammlungen und trug Prunkreden vor, um nicht unbekannt zu werden. Die deklamatorischen Übungen unterließ er weder auf dem Lande noch in der Stadt, auch nicht auf der Reise. Er hatte das Meiste und Beste der griechischen Literatur auswendig gelernt und sich durch vieles Lesen mit allen Gegenständen bekannt gemacht, wobei ihn ein

\*) Ovid. Metam. IV, 663. XI, 431.

\*\*) De rebus Getic. p. 79.

1) Ἰπποδῶρος vulgo Ἰπποδῆτης, Hesych. und Phavorin. 2) Hesych. und Phavorin. s. v. Ἰπποδῆτης Ἡρακλῆς, ὁ ἐν Ὀγγηρῶ ἀναβύτρος οἱ δὲ ἐν Ἠφέσῃ. 3) Pausan. IX, 26, 1. Pulyaon. I, 3, 5. Diador. Sic. XV, 79. Schol. Pindar. Olymp. XIV, 2.

4) Pausan. I, 1. 5) Röttiger Amalthea. Bd. I. S. 112.

†) Apollodor. III, 1, 9.

††) Apollodor. II, 7, am Ende.

†††) Apollodor. II, 7, 3.



glückliches Gedächtniß unterstützte. Hierdurch hatte er sich in den Stand gesetzt, über Alles aus dem Stregreif zu reden und mit den Worten, Gedanken und Wendungen der berühmtesten Dichter und Redner seinen Vortrag auszuschnitten. Einst besuchte er Smyrna und trat sogleich in die Schule des Registias ein, dem er nach einer kurzen Unterredung und ohne sich zu erkennen zu geben, den Vorschlag machte, die Kleider zu wechseln. Als Hippodromos, statt seiner Chlamys, den Lehrmantel umgehängt hatte, forderte er von Registias eine Aufgabe zur Abhaltung einer Prunkrede. Kaum hatte er aber begonnen, so erkannte Registias, welcher ihn Anfangs für wahnsinnig gehalten, in ihm einen Meister und bat sogleich dringend, sich zu nennen. Kaum hatte er seinen Namen angegeben und erklärt, daß sein Zweck sei, sich bei einem so berühmten Lehrer zu üben und die Art des ionischen Vortrags kennen zu lernen, als sogleich auf das schnell verbreitete Gerücht die Gebildeten der Stadt zusammen strömten, um den Hippodromos zu hören. Dieser wiederholte das, was er bereits vorgetragen hatte, aber auf neue Weise und erntete großen Beifall. Diese Leichtgläubigkeit, öffentlich zu sprechen, durch Talent unterstützt, war durch vieles Lesen und beständige Übung erworben worden. Man hatte etwa dreißig Prunkreden, unter welchen die mit dem Titel die Katanäer, die Skythen, und Demades, der nicht von Alexander, als dieser in Indien ist, ablassen will, die vorzüglichsten waren. Er hatte auch musikalische Compositionen verfertigt, nach denen gesungen wurde. Er starb im siebenzigsten Jahre seines Alters\*).

(Pet. Friedr. Kannigleser.)

HIPPOGLOSSUM oder HYPOGLOSSUM, nannten die Alten den Ruscus Hypoglossum (jungensblättriger Mäusedorn auch Zäpfleinbrusch). S. darüber den Art. Ruscus. (Fr. Thon.)

HIPPOGLOSSUS, Cuvier (Pisces), eine Fischgattung, gesondert aus Linné's Gattung Pleuronectes, gehört nach Cuvier's neuester Anordnung unter die Malacopterygiens subbrachiens (lateinische Namen gibt dieser Schriftsteller nicht davon), und unter die Familie der Poissons plats (Cuvier règne animal. éd. 2de. II. 340). Nächst den Kennzeichen, welche sie mit der Hauptgattung Pleuronectes (s. den Art.) gemein hat, unterscheidet sie sich durch folgende Kennzeichen. Ihre Rückenflosse geht nur bis über das obere Auge und läßt, so wie die Aterflosse, zwischen sich und der Schwanzflosse einen leeren Raum; die Form ist lang rhomboidal. Kiemenladen und Kehlkopf sind weiß mit starken, spitzigen Zähnen besetzt. Die merkwürdigsten Arten sind folgende.

1) H. septentrionalis, nobis (Pleuronectes Hippoglossus L.) Bloch Fische Deutschlands II. s. 47. (die Farbe verfehlt) Faber Fische Islands S. 148. Derf. in Den's Isis (XXI. S. 888.) die Heilbutte, Heilbuttscholle. Isländisch Flydra (in der Edda), Heylag-Fiskr, die jüngere Greipu-Lüda, Smá Döpla. Dänisch

Heblessander, die jungen Noadmand. Grönländisch Retarnal. Französisch Le grand flécan, le Holbut.

Die Kennzeichen sind folgende. Des glatten, kleinschuppigen Körpers Länge beträgt wenig über das Dreifache der Höhe; in den Kiefern stehen viele spitzige, gekrümmte, von einander getrennte Zähne. Die Seitenlinie macht über den Brustflossen einen bedeutenden, vordenselben mehrere kleine Bogen. Vor dem etwas zur Rechten stehenden Ater steht ein stumpfer, versteckter Stachel. Es scheint, daß es von dieser Art zwei Varietäten gibt, von welchen Faber die eine als dänische, die andere als isländische beschreibt. Die dänische hat 5 Kiemenstrahlen, die Rückenflosse 102, die Brustflossen 16, die Bauchflossen 6, die Aterflosse 72 und die Schwanzflosse 17 Strahlen. Der Körper ist ziemlich schmal, dick, allmählig abnehmend, glatt, schleimig; die Schuppen sehr klein; der Oberleib gewölbt; der Kopf ist groß, zwischen und hinter den Augen glatt; die sehr starken Kiefern haben große Lippen; der Unterkiefer ist wenig länger, beide mit ziemlich starken, einwärts gebogenen, getrennten, losen und festen Zähnen zwischen einander. Der Gaumen und die schmale Zunge sind glatt; die Nasenlöcher sind doppelt, das vordere größer, wenig größer. Die in der Regel auf der rechten Seite stehenden Augen sind blau und haben eine goldfarbene Iris. Der Kiemendeckel ist gewölbt, doppelt, der hintere dreitheilig, und die Kiemenöffnung groß. Die Seitenlinie ist wenig erhaben, fängt bei der Schwanzflosse mit einer Furche an, läuft gerade aus, ist aber neben den Brustflossen stark gebogen in mehrere Krümmungen und endet gegen den Anfang der Rückenflosse. Der Unterleib ist scharf. Die Bauchflossen bedecken den offenen Ater, der nur einen sehr kurzen und oft verborgenen Stachel hat. Die Rückenflosse fängt sehr schmal unter dem vordern Augenwinkel an, wird in der Mitte hoch, nimmt dann ab und endet kurz vor der Schwanzflosse. Die Aterflosse fängt weit hinter dem Ater an, gleicht jener im Laufe und in der Gestalt; ihre Strahlen sind einzeln. Die hochstehenden Brustflossen sind wenig abgerundet, die Bauchflossen kleiner und die Strahlen beider mehrtheilig. Die Schwanzflosse hat vieltheilige Strahlen, scheint gerade abgesehen, hat aber zusammengelegt einen kleinen Einschnitt. Die Farbe ist oben lebergelb mit dunklern Schatten, besonders am Kopfe und in der Mitte, der Unterkiefer und der Kiemendeckel sind gelb, die Rücken- und Aterflosse haben einen weißen Rand. Die Brust- und Schwanzflossen sind grünlich, die Bauchflossen hell fleischfarbig, die blinde Seite und der Mund sind weiß. Alle Flossen haben einen röthlichen Schein. Die Farbe weicht nicht selten ab. Ein viel größeres Individuum bei Slagen war dunkelbraun, oben mit hellerem Kopfe, weiß, unten mit einem großen schwarzbraunen Fleck auf dem Schwanz. Bisweilen ist die Unterfläche sehr schwarz gefleckt. Die gemeine Länge der jütland. ist 19 Zoll, die Höhe kaum 6 Zoll.

In der Beschreibung der isländischen Heilbutte weicht Faber's Beschreibung in einigen Stücken von der obigen ab. Nach ihm haben die Kiemen 7, die Rücken-

\*) Philostratus de vita Sophist. II. p. 610. ed. Morell.



flossen 110, die Brustflossen 17, die Bauchflossen 6, die Aterflosse 82, die Schwanzflosse 19 Strahlen. „Der Körper lang, fast elliptisch, glatt, schleimig, mit sehr kleinen Schuppen; die Augen in der Regel rechts; die Mundöffnung ziemlich groß, mit starken, spitzigen, gekrümmten und getrennten Zähnen, welche im Oberkiefer 2 unregelmäßige, im Unterkiefer nur eine Reihe bilden. Dieser ist bei dem geöffneten Munde länger als der obere. Der Schlund höckerig gezähnt; die Zunge klein, keilsförmig; die Nasenlöcher doppelt, rundlich; der Augenkreis glatt, die Augen mittelmäßig groß, dicht zusammen, das obere fast am Kopfende; die Iris goldfarben, der Kiemenbeutel doppelt, der hintere dreitheilig; die Kiemenöffnung weit. Die Seitenlinie dem Rücken etwas näher, kaum erhoben, läuft gerade aus von der Mitte des Schwanzes bis über die Brustflossen, wo sie erst einen großen und dann mehrere Bogen macht, erstreckt sich längs dem obern Rande des Deckels, und verliert sich dicht hinter den Nasenlöchern. Die inwendigen 2 Strahlen der Kiemenhaut verwachsen; die Rückenflosse reicht vom vordern Winkel des obern Auges fast bis zur Schwanzflosse; die mittlern Strahlen sind die längsten. Ein stumpfer Stachel vor dem Ater, welcher ein wenig rechts sitzt, dicht hinter den Bauchflossen. Die Aterflosse hat dieselbe Bildung und denselben Lauf, wie die Rückenflosse; die Brustflossen halb viereckig mit mehrtheiligen Strahlen; die Bauchflossen zugespitzt mit zweitheiligen Strahlen; die Schwanzflosse kaum eingeschnitten mit mehrtheiligen Strahlen. Die Farbe aber graubraun mit wenigen hellern leberfarbigen Flecken; die Seitenlinie lichter; die blinde Seite reinweiß und ungefleckt; die Brust- und Bauchflossen und die Seitenlinie unten blaß, fleischfarbig, die übrigen Farben bleifarbig, blaß gerändert; Mund und Zunge blaß. Ein 6 Fuß langes Exemplar hatte eine Breite von 2 Fuß 8 Zoll; die jüngeren sind 20 Zoll lang und 8 Zoll breit.“ Bei Skagen wurde eine dänische Heilbutte, 5 Fuß lang und 20 Zoll hoch, gefangen, welche man als auffallend großes Exemplar ansah. An den isländischen Küsten wird dieser Fisch viel größer, und nicht selten 6 Fuß lang. Platten berichtet von einem, der 10 Fuß lang war. Die isländischen Fischer versicherten Faber'n, daß sie so große Heilbutten fischten. Doch hat er solche selbst nicht gesehen, sondern 7 Fuß lange waren die größten, welche er sah. Anderson's Angabe, es habe ein Stück 400 Pfund gewogen, ist übertrieben. Die Heilbutte also, und nicht die Steinbutte, ist ohne Vergleich die größte Scholle, hat unter allen Arten am wenigsten die Schollenatur und macht sowohl durch ihre Bildung als durch ihre Raubgier und mehr ausgebildete Schwimmsähigkeit den Übergang zu den wahren Raubfischen. Die dänischen Namen bedeuten Heilbutte, Rathsherren.

Die Heilbutte, sagt Faber a. a. D., ist eigentlich in dem Norden zu Hause, und geht über 70° n. B. hinaus; sie ist nicht selten an den grönländischen und sardischen, und ziemlich häufig an den isländischen und norwegischen Küsten bis zu Finnmarken; sie ist gemein in der Nordsee längs der westlichen Küste von Jütland und auch ziemlich häufig an dessen nördlichster Spitze, Skagen,

geht aber nicht weit in's Kattegatt hinein, ist schon seltener bei Hirschholmend und Flatsstrand, und wird nur als eine Seltenheit an den südlichen ostjütlandischen und südnischen Küsten erhalten; an Seelands Nordküste wird sie doch ab und zu im Winter gefangen, nur ausnahmsweise in der Ostsee, wie bisweilen bei Eternförde nach Schönfeld. Um die jütlandischen und isländischen Küsten lebt sie das ganze Jahr, wird doch am ersteren Orte meist den Sommer durch gesehen. Sie liebt die Tiefe noch mehr als die verwandten Arten, und wird also mit den Dorschen auf den Fischbänken angetroffen; im Frühling kommt sie jedoch der Küste näher und sogar in die Mündungen der Flüsse, z. B. der Elbe, geht aber nie in eine schmale Bucht hinein. Bei den Färern erscheint sie in manchen Jahren in Menge vom April an den ganzen Sommer; bei Grönland im Frühling und Herbst. An den Küsten Islands kommt sie je nach deren Lage zu verschiedenen Zeiten an; gegen Süden und Westen mit dem Kabliau im Anfange des März und in zunehmender Menge den ganzen Sommer hindurch, am Nordlande vom Mai bis Julius, am Ostlande vom Julius bis November, und zeigt sich auch, wiewohl seltener, den ganzen Winter. Sie zieht Lehm- und Moorboden vor, und ist deswegen oft auf der blinden Seite sehr schmutzig. Sie ist träg und liegt oft am Boden des Meeres, verfolgt jedoch auch ihre Beute bis zur Oberfläche, und schwimmt, wiewohl nicht hurtig, doch weiter umher als die verwandten Arten. Durch diese mehr ausgebildete Schwimmsähigkeit ist sie im Stande, wenn nicht regelmäßige Wanderungen anzustellen, doch als Streichfisch herum zu irren, auch eine schwimmende Beute zu verfolgen. Es ist merkwürdig, daß sie bisweilen in Landseen vorkommt, wie in dem See Dlaswatn in Island gegen Norden; auch in einigen norwegischen Seen nach Pontoppidan. Sie ist ein durch ihre Größe und Natur furchtbarer Räuber, und würde es noch mehr seyn, wenn sie die Hurtigkeit des Kabliau's hätte. In dem Magen eines Stückes fand Faber 3 große Schellfische, in einem andern mehrere Tintenfische, Seeskorpione u. s. w.; Fabricius mehrere Dorscharten, den rothen Schuppenfisch, kleine Rochen, auch Crustaceen; Platten sogar Holz, Eisen und Polareis. Nach Bloch setzt sie den Laich in den Mündungen der Flüßchen im Frühling ab; doch fand Faber noch im Mai Roggen in den meisten Weibchen; an den isländischen Küsten laicht sie von Junius bis August. Bei Skagen fängt man sie mit den Schollen in Netzen, und die größeren an den Kabliau-Angeln; in Island gemeinschaftlich mit dem Kabliau mit den Handschnüren, und im Sommer besonders an den kleinen Angeln der Lobline. Der Fang fängt bei Island erst an, wenn der Kabliaufang aufgehört hat; besonders gegen Osten, wo dieser letztere Fang oft mißlingt, ist die Heilbutte von größtem Nutzen. Wenn eine alte Heilbutte die Angel gefaßt hat, so kann sie nur mit Mühe herausgezogen werden; auch ist Vorsicht nöthig, da sie viel um sich schlägt und dadurch gefährlich wird; die Fischer schneiden gemeinlich über dem Schwanz ein, wodurch sie wegen des Blutverlustes ihre Stärke verliert. Bei Grönland fischt man sie mit Fischleinen,



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



umgestalteten Thieren, die oberen mit edleren bespannen, was aber nicht im Allgemeinen angenommen werden kann; die *H.* tragen auch die *Ebetis*, die *Nereiden*, *Venus marina* oft auf ihrem Rücken<sup>7)</sup>. Auf Kunstwerken sieht man diese mythologischen Thiere als Halbrösse, bald mit zwei Hufen die Wellen berührend, bald mit gespaltene Flossfüßen schwimmend, bald über den ganzen Leib mit Schuppen bedeckt<sup>8)</sup>. Auf einem Denkmale ruht eine *Nereide* auf zwei gezäumten Hippokampen, wovon der vordere den Kopf behaart und mit natürlichen Hufen, der andere flossartige Schwimmlüße hat<sup>9)</sup>. Euripides läßt Poseidon mit dunkeln Rossen die Salzwooge durchfahren<sup>10)</sup> und Statius<sup>11)</sup> mit fischschwänzigen Hippokampen. Proteus fährt bei Virgil<sup>12)</sup> mit fischschwänzigen Hippokampen, Poseidon mit edleren Rossen, wie im Homer<sup>13)</sup>. Mehrere Denkmale, auf welchen *H.* vorkommen, findet man in Millin's *Galeria mythol.* (Schincke.)

Hippokampofüße, s. Gehirn.

Hippokastanum, s. Hippocastanum.

Hippokentauren, s. Kentauren.

**HIPPOKLEIDES, HIPPOKLID, HIPPOCLID, HIPPOKLIDES, HIPPOCLIDES**, 1) Archon zu Athen im 5ten Jahre der 54. Olymp., in welchem die panathenischen Spiele eingeführt worden sind. 2) Ein junger Athener, durch vornehme Abkunft, Reichthum und Schönheit ausgezeichnet, einer von den Bewerbern der durch ihre Schönheit berühmten Tochter des Königs Kleisthenes aus Sikyon. Als letzter einst, nachdem er in einem Wagenrennen gesiegt hatte, den Freiern seiner Tochter ein Gastmahl gab, tanzte *H.*, in der Meinung, großen Beifall zu erlangen, den Tanz *Kybißike* (s. d. Art.). Kleisthenes fand aber den Tanz so unanständig, daß er ihm deshalb die Hand seiner Tochter versagte<sup>1)</sup>. (Rauschnick.)

Hippoklid, Hippoklides, s. Hippokleides.

**HIPPOKOON** (*Ἰπποκων*), 1) Sohn des Dyalos und der Bateia, König von Lakedámon, hatte 12 Söhne: Dorykleus, Elaios, Enarphoros, Eutyses, Bulalos, Lykon, Lebros, Hippothoos, Eurytos, Hippokorystes, Alkinoos, Alkon, welche von Pausanias und Herodotos verschieden angegeben werden<sup>2)</sup>. Nach Andern soll er ihrer 20 gehabt haben<sup>3)</sup>, nach Pausanias aber<sup>4)</sup> nur vier: Alkimos, Enarphoros, Dorkeus und Sebros. Lyndareus und Itarion, Stiefbrüder Hippokoons, (nach der lakedámonischen Sage) beherrschten Lakedámon, Hippokoon, von Nikostrate geboren, jagte sie aus der Stadt und nahm den Thron<sup>5)</sup>. Die Vertriebenen fanden Schutz beim König Thestios<sup>6)</sup>. Mancherlei Gewaltthatigkeiten erlaubten sich die regirenden Brüder, —

welche? kann kaum bei der verworrenen Genealogie bestimmt werden — besonders gegen Herakles. Dieser wünschte nach dem Tode des Iphitos von ihnen gesühnt zu werden, und sie wiesen ihn ab. Nicht allein diese Verachtung, sondern auch die Verletzung der Gastfreundschaft, welcher sie sich an Donos schuldig machten, weckte gegen sie Herakles Haß. Donos, ein Sohn des Pitimnios, begleitete Herakles nach Lakedámon, das er noch nie gesehen. Als Beide an das Haus der Hippokooniden kamen, fiel sie der Haushund an. Donos warf ihn mit einem Steine todt. Vater und Söhne stürzen wüthend auf Donos und morden ihn. Auch Herakles wird dabei verwundet. Später kommt Herakles mit einem kleinen Heere vor Lakedámon und rächt den Tod seines Verwandten an seinen Mördern. Zum Andenken an diesen Kampf errichtete man dem Herakles eine Bildsäule. Der Vater blieb im Kampfe, die Söhne nur zum Theil, und andere wurden Sklaven<sup>7)</sup>. Einige dieser Söhne begleiten Herakles gegen den Eber bei Kalydon<sup>8)</sup>. 2) Ein Theilnehmer an der kalydonischen Eberjagd, Sohn des Ampos<sup>9)</sup>. 3) Ein Freund des Rhesos, Königs von Thrakien, welchen er nach Troja begleitete, als *βουλευτικός ἄρχων*. Als Ulysses den König und 12 seiner Begleiter, welche sämmtlich von der Reise ermüdet in tiefem Schlafe lagen, getödtet und die schönen Pferde mit sich fort geführt hatte<sup>10)</sup>, wurde Hippokoon von Apollo geweckt und erfuhr, was geschehen<sup>11)</sup>. 4) Begleiter des Aeneas<sup>12)</sup>, stammte von Pyrtalos aus Troja. In den öffentlichen Spielen, welche in Sicilien gefeiert wurden, errang er im Bogenschießen den vierten Preis<sup>13)</sup>. (Schincke.)

Hippokoontidae, s. Hippokoon, Nr. 1.

**HIPPOKORYSTES**, 1) ein Sohn des Agypnos, mit Hephästine gezeugt, vermählte sich mit der Danaide Hyperippe und wurde, wie alle seine Brüder von den Danaiden, von ihr ermordet<sup>1)</sup>. 2) Ein Sohn Hippokoons, König von Lakedámon, wurde von Herakles ermordet<sup>2)</sup>. (Schincke.)

**HIPPOKRAS**, vinum hippocraticum, vor Alters ein mit Honig und Gewürzen vermischter Traubenwein, den man gewöhnlich, als Schlaftrunk, zu sich nahm.

(Th. Schreger.)

**HIPPOKRASESENZ**, eine zu schneller Bereitung des Hippokras bestimmte auf mancherlei Weise zubereitete Essenz, von welcher 10 — 12 Tropfen hinreichen, um eine Flasche Wein damit anzumachen. (R.)

**HIPPOKRATE**, eine Thespiade, mit welcher Herakles den Hippozygus erzeugte<sup>1)</sup>. (Schincke.)

**HIPPOKRATES** 1) von Chios, ein berühmter Geometer des Alterthums, der einige Zeit vor Platon blühte. Er war ursprünglich ein Kaufmann, jedoch

7) Olearius ad Herodot. Philostr. p. 729. Scaliger ad Varronis L. L. IV. p. 23. ed. Hipont. 8) Winckelmann Monument. ined. Nr. 131. 9) Mansfacon VIII, 1. 10) Andromed. 1012. 11) Thebaic. II, 45. 12) Georg. IV, 387. 13) Aen. V, 816.

\*) Diodor. Sicul. Fragm. Lib. VIII. c. 18.

1) Heyne ad Apollodor. III, 10, 5. 2) Diodor. Sic. IV, 33. p. 278. 3) III, 15, 1. 4) Apollodor. III, 10, 15. 5) Pausan. III, 1.

6) Apollodor. II, 7, 3. Pausan. III, 19. 7) Ovid. Metam. VIII, 314. 8) Hygin. Fab. 178. 9) Hom. II, X, 435. 10) II, X, 518. 11) Virgil. Aen. V, 492. 12) Hygin. Fab. 275. certavit sagitta Hippocoon.

\*) Apollodor. II, 1, 9. \*\*) a. a. D. II, 7, 3. Pausan. III, 15.

†) Apollodor. II, 7, 8. §. 7.



mangelte es ihm, wenigstens nach der Schilderung des Aristoteles, sehr an Weltklugheit und Nüchternheit zu den Geschäften des praktischen Lebens. Durch Betrügerei der Zollpächter (*πεντηχοστολόγων*) zu Byzanz verlor er den größten Theil seines Vermögens und ging darauf nach Athen, um dort seine zerrütteten Umstände wo möglich wieder in Flor zu bringen. Hier gerieth er zufällig in eine philosophische Schule und fand an der Geometrie, die er da vortragen hörte, so viel Geschmack, daß er sich ganz dieser Wissenschaft hingab, und späterhin selbst als Lehrer derselben austrat. Er ließ sich aber seine Vorträge bezahlen und wurde deshalb von den Pythagoreern aus ihrer Schule gestossen. Weiter ist von seinem Leben Nichts bekannt, desto mehr aber werden seine Verdienste um die Geometrie von den Allen gerühmt. Er war der erste, welcher ein System dieser Wissenschaft unter dem Titel *στοιχεῖα* schrieb; außerdem aber bereicherte er dieselbe durch sinnreiche Entdeckungen, wohin besonders das von ihm benannte Mönchchen (s. den Art. Mönchchen) als der älteste und bekannteste Versuch eine krummlinige Figur genau zu quadriren, und die Zurückführung des delischen Problems auf die Aufgabe: „Zwischen zwei gegebenen geraden Linien zwei mittlere Proportionallinien zu finden“ (s. Delisches Problem und Würfel) gehören. Daß Proklos in einer Stelle (in Euclid. lib. 2. cap. 5.) den Dinopides von Chios als Erfinder des Mönchchens nennt, während er und alle übrigen alten Schriftsteller diese Erfindung sonst immer dem Hippokrates von Chios beilegen, hat Veranlassung gegeben, daß Heinius (Mém. de l'acad. de Berlin. T. 2. a. 1746) behauptete, Dinopides sei der eigentliche Erfinder, oder, was nicht ganz unwahrscheinlich wäre, Dinopides sei ein Beinamen des Hippokrates, wegen seines früheren Weinhandels; dagegen erklärt sich jedoch Cramer (Mém. de Berlin. T. IV. a. 1748) und Castillon (eben das. a. 1749) so wie auch Montucla \*).

2) H. aus Kos. Das 5te Jahrh. vor unserer Zeitrechnung war von der Vorsehung dazu bestimmt, die menschlichen Wissenschaften und Künste auf eine Stufe der Ausbildung zu bringen, wie sie nur ohne Kenntniß der Natur erreicht werden konnte. Diese Vollendung gab den menschlichen Wissenschaften und Künsten eine Nation, deren körperliche und geistige Erziehung, deren bürgerliche Verfassung, deren Feste und Spiele selbst zur Schärfung des Verstandes, zur Bildung der Urtheilskraft und zur Verfeinerung des Geschmacks abzweckten. So geschah es, daß die praktische Vernunft von Sokrates als die einzige Lebensweisheit gelehrt wurde, während Anaxagoras, Empedokles, Leukipp und Demokrit,

Diogenes von Apollonia und Plato die ersten Gründe menschlicher Erkenntniß in ganz entgegen gesetzten Richtungen prüften. In demselben Jahrhundert erreichte die historische Kunst im Herodot und Thukydides, doch von jedem eigenthümlich bearbeitet, die höchste Stufe der Ausbildung. Unter den schönen Künsten wurden in der Bildhauerkunst von Phidias und Polyklet so große Meisterwerke hervorgebracht, als Aeschylus, Sophokles und Euripides unvergänglichen Ruhm in der tragischen Poesie erwarben.

In diesem Zeitalter nun ward auch die Kunst, Krankheiten zu heilen, gegründet, nachdem ganz rohe Anfänge derselben, als ein Theil des Gottesdienstes, von den Priestern geübt worden und die Philosophen eben angefangen hatten, die Theorie des Lebens und der Krankheiten zu entwickeln.

Der Urheber dieser wohlthätigen Veränderung, wodurch den Priestern ihr bisheriges Vorrecht, Krankheiten durch Charmonien und Gaukeleien zu heilen, entzogen und die Theorie der Medizin zur Gründung der Kunst benützt wurde, war Hippokrates, des Heraklides Sohn, von der Insel Kos gebürtig, der im J. 460 vor unserer Zeitrechnung geboren wurde und während des peloponnesischen Krieges am thätigsten war. Über seine Herkunft und Lebensumstände werden von spätern Schriftstellern so viele zweifelhafte und selbst widersprechende Nachrichten gegeben, daß die Kritik sich vorzüglich in der Sichtung derselben, zur Unterscheidung historischer Thatsachen von fabelhaften Sagen üben kann. Plato, der nächste Schriftsteller nach Hippokrates, nennt diesen τὸν τῶν Ἀσκληπιάδων, einen der Asklepiaden<sup>1)</sup>. Diese Benennung scheint er an einem andern Orte zu erklären<sup>2)</sup>, wo er die Lehrlinge des Askulap seine Nachkommen (*τοὺς ἐχθόνους*) nennt. Es war nämlich, wie überall im rohen Zustande der Nationen, auch im alten Griechenland Sitte, die erworbenen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten nur den Söhnen und nächsten Verwandten als Familiengeheimniß mitzutheilen. Galens Zeugniß hierüber ist entscheidend. Im Anfange des zweiten Buches von anatomischen Handreichungen sucht er zu erklären, warum die frühesten Alten nichts Schriftliches über Anatomie hinterlassen. „Sie lernten, sagt er, von Jugend auf, von ihren Vätern die Kunst zu zergliedern, und fanden es eben so unnöthig, darüber zu schreiben, als über die Schreibekunst selbst. Im Laufe der Zeiten aber fing man an, die Kunst nicht allein durch Erbschaft auf die Söhne und nächsten Verwandten fortzupflanzen, die dieselbe von Kindheit an üben mußten; sondern man theilte sie auch fremden, und solchen Männern mit, die sich durch gewisse Vorzüge auszeichneten (*οὓς ἐτίμησαν ἀρετῆς ἕνεκα, καὶ ἀπλῶς τοὺς κατ' ὅλον τὸν βίον εὐδοκίμοινας*).“ Diese nun, da sie nicht von Jugend auf geübt waren, bedurften einer schriftlichen Anleitung. Man sieht aus dieser Stelle, daß in der Familie des Askulap gewisse Kenntnisse und Künste, die mit der

\* *Aristotelis Ethica ad Eudem. VII, 14. Eratosthenes apud Eutoc. in comment. Archimedis. Simplicius ad Aristot. Phys. L. fol. 18. edit. Aldi. Joh. Philopon. in Aristot. Phys. lib. I. p. 18. edit. Aldi. Jamblich. in lib. III. philos. Pythag. ex vera. Nic. Scutellii am Schluß des Buchs de myster. Aegypt. p. 64. Proclus in Euclid. p. 19 et 59. edit. Basil. Nic. Theod. Reimer Hist. problem. de cobli duplications cap. IV. Montucla Hist. des mathém. Nouv. édit. T. I. p. 151 — 155.*

1) Phaedr. p. 211. Protag. p. 283. ed. Basil. gr. 2) De republ. 10. p. 464.



Medizin zusammen hängen, erblich waren, und als Geheimnisse bewahrt wurden. Nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit theilten sie die Väter ihren Söhnen mit; wie der Arzt bei Lukian sagt: „der heilige, geheimnißvolle Eidschwur bindet mich: ich muß schweigen; so will es der letzte Befehl des sterbenden Vaters“<sup>3)</sup>. In dem hippokratischen Gesetze kommt eine Stelle vor, die ebenfalls hierher gehört: „heilige Dinge werden nur Geweihten offenbart: Profanen aber dürfen sie nicht anvertraut werden, ehe diese in die Drgien der Wissenschaft eingeweiht worden.“ Nach Alexander von Tralles deutet im 6ten Jahrh. unserer Zeitrechnung diese Stelle so, indem er einen Talisman gegen Kolikschmerzen nur tugendhaften Personen, und die ein solches Geheimniß zu bewahren wissen, mitzutheilen empfiehlt<sup>4)</sup>.

Die Inhaber solcher Geheimnisse und Künste, wodurch die Gesundheit wieder hergestellt wird, gehörten also ursprünglich zu Einer Familie, und nannten sich Asklepiaden, weil sie ihr Geschlecht von derselben Gottheit ableiteten, deren Dienst in den Tempeln mit der Ausübung jener geheimen Künste verbunden war. Durch Sagen erhielten sich Geschlechtsregister der Asklepiaden, die bis auf Askulap und Herakles hinauf geführt wurden, und von denen Ezeches noch eine Probe erhalten hat<sup>5)</sup>.

Aus solchem Geschlecht stammte Hippokrates. Aber, weit entfernt, wie seine Vorfahren, zum Tempeldienst und zur Gaukelei der Priester von Jugend auf angeführt zu seyn, erhielt er eine Erziehung, wie sie der veränderte Geist der Zeit forderte. Schon sein Großvater, Hippokrates, des Gnosidikos Sohn, war als Schriftsteller aufgetreten. Wenigstens führt Galen die Meinung Einiger an, daß die Bücher von Gelenken und Weinbrüchen des Gnosidikos Sohn zum Verfasser haben<sup>6)</sup>.

Ja, es ist gewiß, daß die Asklepiaden in dem benachbarten Knidos früher als selbst in Kos, Schriftsteller gewesen. Es gab nämlich zu Hippokrates Zeit ein altes Werk, welches er unter dem Namen der Knidischen Sentenzen anführt, und dieses war von Neuem überarbeitet und mit manchen nützlichen Zusätzen vermehrt worden. Vielleicht rührt dieß Werk, welches längst verloren gegangen, von dem Knidier Eurpyphon her, dem auch, wiewohl zweifelhaft, das Buch von der Lebensordnung der Gesunden zugeschrieben wird.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, so ist so viel klar, daß des großen Hippokrates Geburt und Jugend in eine Zeit fiel, wo die Asklepiaden längst den Kreis ihrer Gaukeleien verlassen und aus dem Dunkel ihrer ererbten Geheimnisse hervor getreten waren. Sie waren aber dazu gezwungen, theils weil aus dem pythagorischen Orden, seit Auflösung desselben (S. 471) mehrere Ärzte, so genannte Periodeuten, hervor gegangen waren, die, wie Metrodoros aus Kos, Demokleides aus Kro-

ton und Akron von Agrigent, an keinen Eidschwur mehr gebunden, die Kunst ausübten; theils hatte die Ausbreitung der Gymnastik die Errichtung von Kampfschulen in der unmittelbaren Nähe der Tempel des Askulap veranlaßt. In diesen Gymnasien nun fanden sich schon 80 Jahre vor Hippokrates Geburt Philosophen ein, welche den Jünglingen nicht bloß Lehren der Weisheit vortrugen, sondern sie auch in der mit den Kampfsübungen nothwendig zu verbindenden Lebensordnung unterwiesen. Die Sorge für den Körper der Jünglinge, besonders die Heilung mancher unvermeidlichen Verletzungen, übernahmen die Handlanger, welche Satrokipten, und wie Plato ausdrücklich<sup>7)</sup> bezeugt, auch Ärzte genannt wurden. Daher nun kam es, daß die Priester, wenn sie noch länger als Ärzte auf Vertrauen Anspruch machen wollten, genöthigt waren, ihre Kenntnisse und Künste, nach Art der Periodeuten, frei und öffentlich zu lehren und zu üben, und sich um Gründe zu bekümmern, die einige Philosophen schon vorgetragen hatten.

Daher ließen einige Asklepiaden selbst ihre Söhne die Schulen der Philosophen und Vorsteher der Gymnasien besuchen. Diesen Unterricht genoß auch unser Hippokrates. Wenigstens versichert der Koer Soranus, aus dessen Lebensgeschichte des Hippokrates wir einen Auszug in den hippokratischen Werken besitzen, daß, außer seinem Vater Heraklides auch Heroditos von Selymbrien, Gorgias von Leontium und Demokrit von Abdera Lehrer des Hippokrates gewesen seien. Auch Celsus führt die Nachricht Einiger an, daß Hippokrates von Demokrit unterrichtet worden. Auch kann dieß sehr wohl seyn, da Letzterer um wenigstens 10. Jahre älter als H. war, und viele Jahre auf Reisen, selbst durch das innere Asien, zugebracht hatte.

Daß H. in jüngern Jahren bedeutende Reisen unternommen, ist wahrscheinlich, da zur Bildung als nothwendiges Erforderniß der Besuch fremder Länder angesehen wurde. Wenn wir die genaue Schilderung der nord- und ostwärts vom Pontos Eurinos gelegenen Gegenden in seinem Buch von der Luft, den Wassern und Klimaten vergleichen; so müssen wir fast als ausgemacht annehmen, daß er Kolchis, Skythien und Laurien besucht habe. Dazu bot sich ihm häufige Gelegenheit dar. Denn die Milesier hatten seit dem Anfange des 7ten Jahrh. vor unserer Zeitrechnung eine Menge blühender Kolonien und Stapelplätze für ihren ausgebreiteten Handel mit Getreide, Bauholz, Sklaven und Bernstein angelegt, die von ihnen und andern ionischen Städten besucht wurden. Außer Heraklea, Sinope und Anisos an der südlichen Küste des schwarzen Meeres, waren in Kolchis, Dioskurias und Phasis, am mädatischen See Tauris, auf der taurischen Halbinsel, Pantikapäum und Theudossia, am Borysthenes Dniepr und Tyros an dem Flusse gleiches Namens, ihre berühmtesten Pflanzstädte und Stapelplätze. In diesen Ländern war es, wo H. den Einfluß des Bodens, des Klima's, der

3) Lucian. Tragopodagr. v. 270. 4) Alex. Trall. ed. Guinth. Andern. lib. 10. p. 593. 5) Tzet. hist. 7. chil. 165. 6) Comm. in L. de diaet. acut. p. 356, ed. Lipsa.

7) De legib. 4. p. 545.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



soll auch Hippokrates, Dracons Sohn angestellt gewesen seyn, und sein Zeitalter fällt mit dem des großen Alexander und dessen nächsten Nachfolgers, Kassander, zusammen.

Zunächst interessieren uns die Werke des Hippokrates, weil wir aus ihnen allein den echten Geist seiner Medizin erkennen. Indessen sind von den 72 Schriften, welche die hippokratische Sammlung ausmachen, nur etwa 14 bis 16 von ihm selbst hinterlassen. Die übrigen alle rühren von Mitgliedern seiner Familie, oder gar von Gelehrten her, die den Betteifer der Ptolemäer und der Könige von Pergamos in Sammlung der Werke des Alterthums zu eigenem Gewinn benutzten<sup>12)</sup>. Sie enthalten häufige Spuren platonischer, stoischer und anderer Philosopheme, die jünger sind, als Hippokrates Zeit. Daher schon in Alexandrien das Geschäft der Chorizonten darin bestand, die echten von den unechten Schriften zu sondern: die erstern wurden auf ein kleineres Bücherbret gelegt<sup>13)</sup>. Aber auch die erstern waren nicht unverfälscht, da die Söhne selbst die Schriften des Vaters verfälschten, außer dem, was sie unter seinem Namen von eigenen Büchern bekannt machten<sup>14)</sup>. Solche Zusätze und Einschübel finden sich zuvörderst in den Aphorismen, dann in dem Buch von der Lebensordnung in hitzigen Krankheiten, in dem Buch von der Natur des Menschen. Ganz echt scheinen nur das erste und dritte Buch von Volkskrankheiten, das Buch von der Luft, den Wassern und Klimaten, und einige kleinere Schriften zu seyn.

Schon hieraus ergibt sich, wie höchst schwierig und mißlich das Unternehmen ist, den Geist der hippokratischen Medizin darzustellen. Indessen dienen uns Celsus Worte als Leitfaden: Hippokrates habe zuerst die Philosophie von der Medizin getrennt (ab studio sapientiae disciplinam hanc separavit). Und Galen sagt: er habe in allen therapeutischen und prognostischen Erfindungen die Lehre von den Elementen als erwiesen voraus gesetzt, aber keines Weges die Beweise selbst geführt<sup>15)</sup>. So ist es; Hippokrates enthält sich allerdings aller theoretischen Grübeleien, ohne doch die Lehre von den Elementen, welche damals Empedokles am folgerechtesten vorgetragen, zu vernachlässigen. Wenn in dem Buch vom Anstand des Arztes gesagt wird: ἵπποκράτης γὰρ γιγνώσκων, ἰατρός; so muß man nicht übersetzen: der Arzt, der zugleich Philosoph ist, muß den Göttern gleich geachtet werden; sondern, der Arzt, der als Freund der Weisheit (alle kurz zuvor empfohlne Tugenden übt), ist ein Göttergleicher Mann. Hippokrates erscheint überall, in seinen echten Schriften und in den Zeugnissen seiner Nachfolger als ein Freund der Erfahrung, und Aristoteles, da er die Erfahrung, den Anfang der Kunst und Wissenschaft kannte, und den Weg der Induktion (ἐπαγωγή) betrat, um aus einzelnen Beobachtungen allgemeine Schlüsse zu ziehn (Analyt. poster. 2, 18.),

wird darin von Galen ein Nachfolger des Hippokrates genannt. Es waren aber die ersten Naturphilosophen von den schon vorhandenen Mythen ausgegangen<sup>16)</sup>. Wie der Okean bei den ältesten Dichtern als Vater der Götter und Menschen gilt; so suchte Thales von Milet im Wasser den Grund aller Dinge. Wie die Mutter Erde, als Asia oder Kybele in Phrygien verehrt und von Dichtern gefeiert war; so wiederholte Xenophanes von Kolophon diesen Mythos als Philosophem, indem er die Erde als den Grundstoff aller Dinge angab. Das Feuer, welches unter mancherlei Bildern im ganzen Morgenlande als oberste Gottheit verehrt worden, stellte Pythagoras, ein Lehrling der ägyptischen und morgenländischen Priester, als Lebensprincip auf. Den Äther, den die Orphiker als Zeus verehrten, nannte Anaximander den Grundstoff aller Dinge, und Anaximenes, sein Zögling, setzte die gröbere Luft an die Stelle des Äthers, worin ihm Diogenes von Apollonien folgte.

Jeder von diesen Philosophen hatte sich also begnügt, ein materielles, erstes Princip anzunehmen, und das Ganze als Eins zu betrachten. Aber Empedokles, 7 Jahre vor Hippokrates geboren, gab der ganzen Naturphilosophie eine andere Richtung, indem er durch das Zusammentreffen der entgegen gesetzten Elemente Alles entstehen, und durch das Einwirken gleichartiger Grundstoffe Alles aufgelöst werden und untergehen ließ. Dieser Elementartheorie huldigte auch Hippokrates, und im Anfang des Buches von der Natur des Menschen läßt er sich sogar in eine empirische Widerlegung derer ein, die nur Ein Element erkannten. Aber er wich darin von Empedokles ab, daß er die Mischung der 4 Elemente in allen Dingen annahm, da Empedokles sie als unveränderlich ansah, und behauptete, sie stießen und legten sich an einander, wie man viererlei trockene Substanzen, als verschiedene Kupfererze, mit einander mengt, ohne daß eigentliche Auflösung erfolgt<sup>17)</sup>. Hippokrates dagegen nahm eine eigentliche Umänderung der Elemente (μεταβολή) an.

Diese vier Grundstoffe nahm er nicht allein in allen Dingen an, ohne sich auf Beweisführung ihres Daseyns aus Begriffen einzulassen; sondern er scheint auch ihre Wirksamkeit im menschlichen Körper voraus zu sehen, wenn er bei denen, die da wachsen, die meiste eingepflanzte Wärme annimmt (aph. I, 14.), und wenn er die feuchte Constitution als den Grund der Verschleimung angibt. Nirgends findet sich indeß in seinen echten Schriften eine Spur von der Annahme der Cardinalfeuchtigkeiten, des Bluts, des Schleims, der gelben und schwarzen Galle, die Plato in seinem Timaios zuerst als den Grund der Krankheiten darstellte, und die auch schon von den nächsten Nachfolgern des Hippokrates als höchst wichtig zur Erklärung pathologischer Erscheinungen angesehen wurden. Dagegen findet sich im Buche von der Medizin der Alten die Meinung, daß, so lange ent-

12) Galen. comm. in libr. de nat. hum. p. 109. 13) τὰ ἐν τοῦ μικροῦ παραμυθίου. Galen. de dyspnoea 2. p. 855. 14) Galen. l. c. p. 830. 851. 15) Comm. in libr. de nat. hum. p. 106.

16) Αἰὸν καὶ γῆλον ἔστι δὲ γῆλον καὶ πῦρ. Arist. metaph. I, 2. 17) Galen. comm. in libr. de nat. hum. p. 32.



gegen gefetzte Elemente innig gemischt seien, Gesundheit bestehe, das Hervorstechen aber des einen oder des andern Krankheit erzeuge.

Galen beweiset völligen Mangel an Kritik, wenn er Hippokrates unter denen zuerst aufführt, welche die vernachlässigte anatomische Theorie wieder hergestellt haben<sup>18)</sup>. Nirgends finden sich in den echten Schriften des Iasischen Arztes Spuren tieferer Einsichten in den Bau des Körpers. Aber eine Menge solcher Irrthümer zeigt sich, die mit einer aus Zergliederung hervor gehenden Kenntniß nicht bestehen. Wenn man nur die ganz widersinnige Vorstellung von der Vertheilung der vier Par Adern im Körper im Buche von der Natur des Menschen liest; so kann man nicht glauben, der Verfasser habe jemals einen menschlichen Körper zergliedert. Auch findet man nirgends, daß Hippokrates die Schlagadern von den Blutadern unterschieden hätte. Das Wort *αίμη* bedeutet beide Arten von Gefäßen. Eben so wenig kennt er die Nerven: denn *νεῦρα* bedeutet durchgehends Sehne und Band: solche *νεῦρα* gehen von Knochen zu Knochen, wo sie die Beweglichkeit der Gelenke fördern. Aber von Kopf und Antlitz gibt es keine. Aristoteles und Praxagoras von Kos waren die ersten, die die Nerven (Aristoteles nennt sie noch *πόρον*) und die Arterien nebst ihren Zweigen, als Gefäße, die im Gegensatz zu den Blutadern stehen, kennen lehrten. In das 4te Jahrh. vor unserer Zeitrechnung muß man die ersten Anfänge der anatomischen Kenntniß des menschlichen Körpers setzen, weil früher die Vorurtheile von der Heiligkeit der Leichname jeden Versuch der Zergliederung unmöglich machten. Aber der Feldzug des großen Alexanders brachte so merkwürdige Änderungen in der Denkart der Griechen hervor, daß auch jene Vorurtheile schwanden, und daß Alexanders Nachfolger in Aegypten, die Ptolemäer die eifrigsten Beförderer der Anatomie wurden, ja, wie Plinius bezeugt (18, 5.), selbst Hand an die Zergliederung der Leichen zur Erforschung der Krankheitsursachen legten.

Hippokrates ist, trotz des gänzlichen Mangels an anatomischer Kenntniß, dennoch als Stifter der Kunst anzusehen, weil er zuerst die Regeln vortrug, die bei Erkenntniß, Vorhersagung und Heilung der Krankheit, leiten müssen. Bei Erkenntniß der Krankheitsursachen ging er nie von Begriffen aus, wie die Philosophen vor ihm; sondern er hielt sich an die offenbaren Ursachen, die er mit großem Scharfsinn in der Luft und ihrer epidemischen Constitution, in den Winden, den Nahrungsmitteln und Getränken und in den Leidenschaften aufsuchte. Dabei war er frei von Aberglauben, und leitete keine Krankheit, wie die Priester, seine Ahnen, vom Zorne der Götter ab. Da er die *Ἐραπεία* oder Mannweiber unter den Skythen beschreibt, erwähnt er auch der Meinung, die diese Krankheit von dem Zorn der Götter herleitet. Ihm aber, sagt er, erscheine keine Krankheit

mehr oder weniger; als die andere, von den Göttern hervorgebracht. So erklärt sich auch der Verfasser des Buchs von der heiligen Krankheit gegen Zauberessänge, Läuterungen und Sühnungen, als Mitteln um die Götter zu versöhnen und so die Krankheiten zu heben. Des Menschen Körper, sagt er, kann nicht von einem Gott verunreinigt werden. Dennoch erwähnt er in dem Prognostikon das Göttliche in Krankheiten zu erforschen, wodurch er wahrscheinlich die wunderbaren, Anfangs unerklärlichen Erscheinungen versteht. Galen schränkt mit Unrecht dieses *δαίμον* des Hippokrates auf die Luft-Constitution ein. Sie gehört freilich mit dazu: denn gerade epidemische Krankheiten sind oft in ihrem Laufe unerklärbar. Aber es gibt noch vieles Andere, was den Namen des Göttlichen verdient. Hippokrates glaubte dem Grund der Volkskrankheiten in der Bitterung der Jahreszeiten zu finden. Um den Anfang und Schluß jeder Jahreszeit zu bestimmen, war ihm der Auf- und Untergang des Arktur und der Pleiaden hinreichend. Bei der Entwicklung der nächsten Ursache der Krankheiten entfernte er sich nie von den nächsten Schlüssen aus den Erscheinungen, welche Schlüsse die alexandrinischen Empiriker Epilogisten nannten. So sagt er im Buche von Kopfverletzungen: die Geschwüre werden entzündet, durch Einstromen des Bluts. So bringt er die Ursachen der Krämpfe auf zwei zurück: Anfüllung und Ausleerung. (aph. 6, 39.)

Besonders groß sind seine Verdienste um die Zeichenlehre des kranken Zustandes. In den Weistafeln, die in den Tempeln des Askulap aufbewahrt wurden, waren oft die Krankengeschichten enthalten. Diese wurden die erste Grundlage der Semiotik; und schon lange vor Hippokrates hatte man eine bedeutende Sammlung semiotischer Lehrsätze und allgemeiner Regeln aus den Krankengeschichten jener Weistafeln zusammen getragen, die wir noch jetzt unter dem Namen der Iasischen Vorhersagungen besitzen. Hippokrates aber stellte als Hauptgrundsatz der Erkenntniß und Vorhersagung hitziger Krankheiten auf, daß man die verschiedenen Perioden der letztern, Rohigkeit, Kochung und Krise unterscheiden müsse, um die Zeichen des kranken Zustandes richtig beurtheilen zu können. Er machte zuerst die Bemerkung, daß, vermöge der gewöhnlich an wechselnden Tagen erfolgenden Verschlimmerungen, die ungleichen Tage, und wegen des vorrückenden oder nachsehenden Typus, oder wegen Theilnahme des Fiebers an der anhaltenden Natur, auch bisweilen andere Tage die vorzüglichen, kritischen seien. *Ἡπιώσοι ἡμέρας* sind ungleiche und vorzügliche Tage. Diese kritischen Tage werden von spätern Schriftstellern verschieden angegeben. In den echten Schriften des Hippokrates sind es der vierte, siebente, eilfte, vierzehnte, siebenzehnte und zwanzigste Tag. Spätere Schriftsteller haben der Kraft der Zahlen, nach dem pythagorischen System die Wichtigkeit der kritischen Tage zugeschrieben, ohne zu bedenken, daß gerade die Zahlen 11 und 17 gar keine Bedeutung in der pythagorischen Lehre haben. Dagegen ist die Dekas, als Complement der einfachen Zahlen, die vollkommenste bei den Pytha-

18) De dogm. Hipp. et Plat. 8. p. 650.



gorisern 22), und der zehnte Tag gehört gleichwohl gar nicht zu den kritischen Tagen. Rein, es ist reine Beobachtung der Natur, wodurch die Lehre von kritischen Tagen entstand, und sie wird unter solchen Umständen bestätigt, wo die Natur, ungestört durch Verwickelungen, wirken kann.

Die Bedeutungen der Erscheinungen in Krankheiten (*τεχναισις*) stellte Hippokrates zuerst in Beziehung auf die allgemeinen Perioden der Krankheiten, in Rücksicht auf die kritischen Tage, zum Theil auch in Hinsicht auf die epidemische Constitution auf. Gleichwohl sind jene Bedeutungen oft zu allgemein und ohne Einschränkung ausgedrückt. Man kann wohl ohne Bedenken annehmen, daß Hippokrates solche Sätze als Resultate einzelner Beobachtungen, zu eigener Erinnerung (*εις ἀνάμνησιν ταύτης* Galen. comm. in lib. de diast. acut. p. 587) niedergeschrieben, daß sie aber von den Redaktoren (*διασκευασταί*) seiner Werke nicht gebüßig unterschieden und als allgemeine Wahrheiten hingestellt wurden.

Außerdem hat die Lehre von der Lebensordnung, besonders in hitzigen Krankheiten, ihn zum Erfinder. Dazu gaben wahrscheinlich die Bemühungen der Gymnasten, den sich in den Kampfschulen übenden Jünglingen diätetische Regeln vorzuschreiben, Gelegenheit. Aber die genaue Auswahl und Angabe solcher Regeln nach den allgemeinen Perioden hitziger Krankheiten ist allein das Werk des köisichen Arztes. Daß bei allen Getränken in hitzigen Krankheiten, und bei den Speisen, die man erlaubt, nur auf Unterstützung der Natur gesehen und nur die Wege eröffnet werden müssen (*εὔπορα ποιεῖν τὰ σίματα*), ohne an Ernährung zu denken, war der vorzüglichste Grundsatz der hippokratischen Lehre, auf welchem auch seine Therapie beruhte.

Galen bezeugt es, und es ist aus allen echten Werken des Hippokrates zu erweisen, daß er der eigentliche Gründer der allgemeinen Therapie ist, ohne deren Anwendung sich keine vernünftige Heilung denken läßt. Wenn auch der Ausdruck: die Natur ist der Arzt der Krankheiten (*Νοῦσων γίγαις ἰτροί.*) in einem unechten Buche, dem sechsten von Epidemien vorkommt; so ist er doch echt hippokratisch, und drückt mit 3 Worten das aus, was an sehr vielen Stellen der echten Schriften über die genügende Wirksamkeit der Natur in gewöhnlichen hitzigen Krankheiten, über die Nothwendigkeit ihre Winke zu befolgen und Nichts ohne diese zu thun, gesagt wird. Daß er war Hipp. bloß ruhiger Beobachter, so lange die Krankheit noch roh und sehr heftig war, auch die Anfälle nach unregelmäßigem Typus eintraten. Bis der Typus standhaft geworden (*ὡς ἀν ὁρώσιν* de diast. acut. p. 391); wurde nichts Wirksames vorgenommen. Daher findet man in seinen Krankengeschichten die Heilmittel selten erwähnt, und fast eben so oft, ja hier und da noch öfter wird der tödtliche Ausgang als die Genesung, berichtet. Man hat dieß in allen Zeiten dem köisichen Arzte zum Vorwurf gemacht, und doch ist die

häufige Erwähnung des tödtlichen Ausgangs der von ihm beobachteten Krankheiten ein ihm ehrender Beweis des Mangels an Ruhmsucht und Eitelkeit, und in der ruhigen Beobachtung der Natur und der pünktlichen Befolgung ihrer Winke sind die größten Ärzte aller Zeiten und aller Völker Nachfolger des Hippokrates gewesen.

Daß er inzwischen auch thätig gewesen, beweisen seine Grundsätze über die Nothwendigkeit des Aderlasses, den er in Entzündungen, wo es nöthig schien, bis zur Ohnmacht, und so nahe am leidenden Ort als möglich, vornehmen ließ. Die meisten übrigen Mittel waren ausleerende. Die stärkende Methode bestand zu jenen und noch zu Galens Zeit bloß in beförderter Ernährung und in angemessener Bewegung des Körpers. (Galen. de constit. artis ad Patrophil. p. 301).

In der Chirurgie war Hippokrates der größte Meister, den das Alterthum aufzuweisen hat. Die richtige Behandlung der Wunden und Geschwüre nach allgemeinen Grundsätzen trug er, wie die Lehre vom Verbands, zuerst vor. (Galen. de compos. med. sec. gen. 4. p. 686). In seinem Buche von Geschwüren findet man jene Grundsätze; so wie im Buche von Knochenbrüchen die Behandlung derselben und die Anlegung von elastischen Schienen, aus den Stängeln der Ferula (*νύμφηρες*) gelehrt wird. Das Buch von Kopfverletzungen lehrt die Anwendung des Trepan, von dem er schon zwei Arten, den *πυλῶν* oder das *περιτρίπιον*, unsere Tryphine, und den *πυλῶν χαρακτὸς* oder *χουλίτης*, den gewöhnlichen Trepan kennt. Sehr wichtig ist auch das Buch von Gelenken, da es die Erkenntniß und Behandlung der Knochenbrüche sowohl als der Verrenkungen lehrt. Hier wird auch die Krümmung der Füße nach außen (*κύνλωσις*) abgehandelt, und die Art derselben mit kreisförmigen Halbschleifen (*ἀρβύλαι πελοπατιδῆς*) gelehrt.

Die beste Ausgabe der hippokratischen Schriften bleibt immer noch die von Foesius Genev. 1657. fol., besonders mit dessen *Oeconomia Hippocratis*, einem trefflichen Lexikon der eigenthümlichen hippokratischen Ausdrücke. Keine der spätern Ausgaben kann dieser, in Hinsicht der Korrektheit des Textes, der kritischen Angabe verschiedener Lesarten und der guten Übersetzung gleich gestellt werden. (Sprengel.)

Die Nachrichten der Griechen von Hippokrates (im Arab. *بِقْرَات* oder *بِقْرَات*, im Plur. *بِقْرَاتِي*) und seinen Verdiensten um die Heilkunde sind unverfälschter und natürlicher auf die Araber übergegangen, als die manches andern griechischen Philosophen und großen Gelehrten. Wie man seinen Namen schon vor jener Zeit in Persien und Arabien über Alles achtete, ehe noch unter den ersten abbasidischen Khalifen seine Schriften den gelehrten Muslimen durch arabische Übersetzungen bekannt wurden, und diese Achtung durch Verbreitung der letztern nur an Festigkeit gewann, eben so gilt ihnen H. noch heute als das *Non plus ultra* aller



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



denselben zu überschicken. Diese aber hätten sich dahin ausgesprochen, daß, ginge er fort, sie Alle mit ihm gehen würden.) Selbst bei 2 griechischen Königen, die er heilte, verweltete er aus Liebe zur Wissenschaft und Geringschätzung alles Weltglückes nur so lange, als es nöthig war. Eben so sei Neid, Stolz, Eitelkeit und Selbstbewunderung diesem Manne ganz fremd gewesen, und die besten Zeugnisse gäben hierüber die offenen schönen Geständnisse ab, die er seinen Werken als Einleitungen vorausschickte. Als größtes Verdienst aber rechnen ihm die Araber an, daß er den eingerissenen Kastengeist, nach welchem die ärztliche Wissenschaft und Kunst der Sohn allein vom Vater ererbte, vernichtete, indem er der Erste war, der Fremden, d. h. außer seinen Söhnen auch Andern, seine Erfahrungen und Kenntnisse mittheilte, und durch seine Gemeinnützigkeit aller Geheimnisthämerei früherer Sektenschulen ein Ende machte. Über diesen Umstand, so wie über seine Furcht vor dem Untergange der Kunst sprach er sich deutlich in seiner Denkschrift an die fremden

Ärzte (كتاب عهد إلى الأطباء الغرباء) aus. — Es ist noch zu erwähnen, daß die Erzählung vom Physiognomen Philemon und den Schülern des Hippokrates, die uns Abulfaradsch<sup>9)</sup> überliefert hat, so wie das dadurch veranlaßte Geständniß des Lehrers, aus El-Kostli entlehnt ist. Dieser berichtet ferner, daß er 95 Jahre alt geworden sei, und von diesen 16 mit Lernen, die übrigen aber mit Lehren zugebracht habe.

Es wurde oben bemerkt, daß, ehe noch die Schriften des Hippokrates unter den Persern und Arabern bekannt wurden, die Ansichten dieses Arztes und seine Methode unter jenen Völkern längst Ausnahme und Ausübung gefunden hätten. Abulfaradsch<sup>10)</sup> sagt ausdrücklich, der Kaiser Aurelian habe, als er seine Tochter an Sapore's verheirathet, zu ihrem Dienste griechische Ärzte mitgegeben, und diese hätten die hippokratische

Arzneilehre im Oriente verbreitet (وهم بثروا الطب) (البقرطى بالمشرك). Hareth, der bekannte große Arzt zu Mohammed's Zeit in Tadjef, verpflanzte dieselbe nach Hedschas, und interessant ist es, zu sehen, wie die Niederlassung eben erwähnter Griechen in Dschendisabur Veranlassung der dortigen berühmten Pflanzschule der größten Mediziner unter den Abbasiden ward. Man denke an die Familie der großen Bochtischua, die eine lange Reihe von Jahren die Vorsteher des Krankenhauses dieser Stadt waren.

Die Menge der Schriften, die man in's Arabische, Syrische und Hebräische unter des Hippokrates Namen übersehte, übertrifft bei Weitem den Katalog der griechischen Werke, die ihm mit Recht oder Unrecht beigelegt werden. Daraus geht wenigstens so viel hervor, daß so manche medizinische Schrift, die in der Zeit vom zweiten abbasidischen Khalifen El-Man'ssur an bis herab auf den siebenten, den großen Wissenschaftsfreund El-Mamun in's Arabische überseht ward, ziemlich alten

Ursprungs gewesen seyn muß, da die des Griechischen wohl kundigen Übersetzer den eigentlichen Verfasser schon damals weder erwähnt fanden, noch entdecken konnten, und daher die ihnen unter des Hippokrates Namen zuzuschreibenden Werke auch wirklich für die seinigen ansahen. Dazu kam, daß er den Arabern nicht allein als Arzt (طبيب), sondern auch als (nicht-mohammedanischer) Philosoph (فيلسوف) galt, welche beide Prädikate sie in dem Worte حكيم vereinigten. Selbst als Mathematiker (رياضي) stand er ihnen sehr hoch, und sie legten ihm daher außer andern dahin einschlagenden Werken auch einen Traktat von der Ausgleichung der Größen (كتاب الكسر والجبر) bei. Keines Weges aber glaubten die besser unterrichteten der Übersetzer, daß alle jene Schriften wirklich dem Hippokrates angehörten, und übten dahin ihre Kritik, daß sie nur zwölf derselben Authentizität zuschrieben. Und in der That, es ist erfreulich, daß gerade seine Hauptschriften von den gewandtesten und des Griechischen und Arabischen zugleich kundigsten Männern, die noch überdies selbst geachtete Ärzte waren, als Übersetzer und Commentatoren behandelt wurden. An ihrer Spitze steht der Nestorianer Honein Ben Isbal<sup>11)</sup> mit seinen Söhnen und Neffen. Einige zugleich berichtigende literar-historische Bemerkungen mögen hierüber nähere Kunde geben.

Die Aphorismen (أفوريسموا) kennen die Araber in der Übertragung des Honein unter dem Titel فصول, Abschnitte, Sätze, und besitzen dieselben, 422 an der Zahl, in sieben Büchern (مقالات) zugleich mit dem Commentare des Galenus, welchen der Scheich Abu-l-Kasim Abderrahman Ben Ali, gewöhnlich Ibn Abi Esabil (ابن أبي صادق) oder Sokrates der Zweite genannt (سقراط الثاني), aus Msabur, wiederum erläuterte und durch Zusätze vermehrte, so daß diese Arbeit einer der reichhaltigsten und erschöpfendsten Commentare ward. Er behauptet geradezu, daß kein Mediziner von Profession sich ausschließen dürfe, diese Elemente der medizinischen Wissenschaft (أصول الطب) auswendig zu lernen. Außerdem aber commentirte sie Abdallah Ben Abdel-assif Ben Musa aus Simas (Sebastia in Kappadokien), und vollendete seine Arbeit 716 H. = 1316 Chr.; ferner Nowassif-ed-din Abdo-l-latif Ben Jusuf aus Bagdad, der 629 der Hidschret d. i. 1232 Chr. starb, und eine Menge Anderer, unter denen ich nur noch Schems-ed-din Mohammed Ben Abdan aus Damaskus, den Sohn des Sebudi, der 621 H. d. i. 1224 Chr. starb, und den Leibarzt des Thahir Gasi Ben Kassir, Jusuf El-Israilli, aus Fes gebürtig, nenne. — Da aber Honein in seiner Übersetzung Mehreres de suo hinzu fügte, so liefern zwei andere, die von Costa Ben Luca, der diese Aphorismen von irgend

9) Vergl. L. L. S. 86 und 87. 10) L. L. S. 129 und 130.

11) S. diesen Art.



einem Arzte aus den Schriften des Hippokrates gesammelt glaubt, und die von Isa Ben Jahja ein getreueres Abbild des Originals.

Das Buch Prognostica (كتاب بروغنوسطيكون) führt im Arabischen den bekannteren Titel مقدمة المعرفة oder مقدمة العلوم b. i. Vorkenntnisse oder Vorkennkmale der Wissenschaft (Praemissa scientias), und umfasst 3 Traktate. Der bekannteste Kommentator dieses Werkes ist Alaschadin Ali Abul-haram El-Karschi, gewöhnlich En-Nefis genannt, der 687 H. d. i. 1288 Chr. starb. Von Honein übersetzt.

Das Buch Epidemion (ابديميا) heißt كتاب الامراض الواصلات „das Buch der grassirenden Krankheiten,“ in 7 Traktaten (7 مقالات libri), von denen jedoch der vierte, fünfte und siebente nach Galen auch von den Mohammedanern für untergeschoben gehalten wird. Die Übersetzung ist von Isa Ben Jahja.

Von allen seinen Schriften wollte aber Hippokrates als die erste von seinen Schülern das Werkchen قاطيطرون gelesen wissen. Mannichfach hat dieses Wort die Interpreten beim Übersetzen verführt<sup>12)</sup>. Es ist nichts als das griechische κατ' ιατρειον in ein Wort — Catiterum — verwandelt. Sehr richtig sagt daher Hadschi Chalifa: ومعنى قاطيطرون حانوت „Das Wort Catiterum bedeutet die Dffizin eines Arztes“ (de officina medici).

Das Buch περί διατρης οξείων ist كتاب الامراض الحادة „das Buch der acuten Krankheiten“ (nicht الحارة, was nicht οξύς bedeutet) in 3 Abschnitten. Auch dieses Werkchen ist eines der 12 authentischen.

كتاب الاهوية والمياه والبلدان, ebenfalls eins der 12, ist das Werk περί αἰθρων και υδατων και τόπων in 3 Abschnitten, deren Inhalt Hadschi Chalifa angibt, wie überhaupt zu bemerken ist, daß er einen großen Theil der arabischen Übersetzungen des Hippokrates genau einsah, als er sie verzeichnete. Die Übersetzung ist von Honein, und ein Auszug daraus von Thabit Ben Korra.

Περὶ γυναικῶν ist das كتاب الاخلاط in drei Abschnitten, was Pocode und d'Herbelot nicht richtig de mistione übersetzten.

Περὶ τῶν ἐν κεφαλῇ τρομαίων führt den doppelten Titel: كتاب شجاج الراس „von den Kopfwunden“ oder, was dasselbe bedeutet: كتاب برأحات الراس, in einem Abschnitte, übersetzt von Isa Ben Jahja.

Die Schrift, ὄρκος, iusjurandum, ist das كتاب الايمان, aus welchem Elichmann ein Spect-

men gegeben hat. Doch führt sie noch öfter die Aufschrift كتاب العهد b. i. literarisches Testament, was Hippokrates für seine Schüler und die jungen Arzte, die ihre Praxis beginnen wollen, niederschrieb. Die Anfangsworte des Schwures, den er ihnen abverlangte, lesen wir bei Abulfaradsch<sup>13)</sup>, dem Assemani folgte<sup>14)</sup>.

Das Werkchen διαθήκη (دياثيقي) kennt man nur aus dem Titel der arabischen Übersetzung. Griechisch existirt es nicht, oder ist wenigstens noch unedirt.

Alle übrigen weniger bekannten Schriften, wie كتاب اوجاع النساء „de doloribus feminarum“ (περὶ γυναικῶν), كتاب طبيعة الناس b. i. Περὶ φύσιος ἀνθρώπου, von Honein übersetzt, كتاب البثور b. i. Περὶ ἐλκῶν, كتاب الاجنة in 3 Abschnitten, كتاب ماء الشعير „vom Gerstentrank“ u. s. w. können hier nicht ausführlicher angegeben werden. Doch werde noch bemerkt, daß d'Herbelot<sup>15)</sup> durch seine falsche Lesart „de extractions caspidum“ statt استخراج الفصول einen ganz irrigen Begriff veranlaßt hat.

Die gedruckten Hauptstellen arabischer Schriftsteller über Hippokrates stehen Abulfar. Hist. Dynast. compend. p. 85 sq. und Casiri Bibl. Tom. I. p. 236 sq. Über einen Theil der in Europa vorhandenen arabischen Übersetzungen in MSS. finden sich in Fabric. Bibl. Gr. unter Hippokrates einzelne Nachrichten. Hebräische Übersetzungen, wie die der Aphorismen von Nathan Hamatcus, liegen vorzüglich in Paris und Rom. Vergl. über sie Bartolucci Biblioth. Rabb. Tom. I. 423. eben so Wolf in seiner Bibl. Hebr. Obige Angaben sind zum großen Theil aus den noch ungedruckten Werken des Hadschi Chalifa, Taschloprifade, El-Kosti und Andern genommen. (Flügel.)

3) H. Feldherr auf Sizilien, s. unter d. Art. Carthago (1ste Sect. XXI. Bd. S. 82).

4) H. des Enofidios Sohn, s. unter Nr. 2. S. 340.

5) H. hießen außerdem mehrere minder wichtige Griechen, von welchen einige mit dem bekannten Arzte gleiches Namens verwandt waren und seine Kunst trieben. Vergl. auch den Art. Araneikunde (1ste Sect. VI. S. 8.). Fabricius\*) hat sie alle namhaft gemacht mit Angabe des Wenigen, was über sie bekannt ist. H., des Theffalos Sohn und H., Sohn des Drako von Kos, ersterer Onkel, letzterer ein Verwandter des großen Arztes, traten nach Suidas in der Medizin als Schriftsteller auf. Jener ist vielleicht mit dem vom Rhetor Antiphon angegriffenen\*\*) einerlei. Aus derselben Familie waren die beiden Söhne des Thymbrados, und des Praxianax Sohn, auch aus Kos und nach Suidas ebenfalls Verfasser me-

13) l. l. S. 11. 14) Biblioth. Medic. Laur. et Palat. p. 354 eqq. 15) Bibl. Or. p. 209. Paris. Ausg. von 1697. \*) Biblioth. Graec. Lib. II. c. XXIII. §. II. (Vol. II. p. 509. ed. Harl. not. l.) \*\*) Jonsius de Script. Hist. Phil. p. 224.

12) Vergl. J. B. Pocock. l. l. p. 86.



lyginischer Werke. Der H. aus Athen gab es mehrere, als der Vater des Telestippos, Demophontes und Perikles, dann ein athenischer Feldherr im peloponnesischen Kriege, dem Dioskorides nach Galen eine Schrift de morbis zuschreibt. Von den übrigen Männern dieses Namens sind etwa noch zu erwähnen der Vater des athenischen Tyrannen Pisistratos; dann ein Sohn des Megakles, welcher Pisistratos vertrieb; ferner ein lakodämonischer Beamter zu Chalcidon; H. des Xenoklos Sohn aus der königlichen Familie Thebens; der Tyrann H. von Gela, Vater des Euklides und Kleander, und endlich H. König von Georgien, welchen Lamerlan gefangen nahm \*).

(R.)

**HIPPOKRATES - ÄRMEL** (Manica Hippocratis), ein großer, unten spitz zulaufender Filtrirsack von Leinwand, Wollzeug oder Filz, den man in Offizinen und Liquidfabriken zum Durchsieben und Läutern von Flüssigkeiten gebraucht. Man stellt solche Durchsieber (Filtrira. Cola) entweder in einen von Holz oder Federkiefern verfertigten Filtrirkorb, oder in einen gläsernen Trichter mit an der Seite eingeschobenen gläsernen Röhrchen, um das bessere Abfließen der Flüssigkeit zu befördern.

(Fr. Thon.)

**HIPPOKRATIKER** nennt man einen solchen Arzt, welcher, wie es Hippokrates aus Kos that, bei seiner ärztlichen Hilfe hauptsächlich die Erfahrung, aber nach wissenschaftlichen Grundsätzen, anerkennt und befolgt. (R.)

Hippokratisches - dogmatische Schule, s. Hippokrates (Nr. 2.), und Arzneikunde (1ste Sect. VI. S. 9.)

Hippokratischer Wein, s. Hippokras.

**HIPPOKRATISCHES GESICHT**, (facies hippocratica, s. cadaverosa, s. mortifera, Todtenfarbe), die von Hippokrates sehr treffend beschriebene Veränderung der Gesichtszüge, welche mit dem Erlöschen des vitalen Turgors eintritt und meist die dringendste Gefahr oder den heran nahenden unvermeidlichen Tod verkündet. Es charakterisirt sich diese Erscheinung durch todtensblasse, erbsfarbene, blauliche oder schwärzliche Gesichtsfarbe, harte, trockene, gespannte Stirnhaut, eingezogene, mit kaltem Schweiß bedeckte Stirne, durch Hohlwerden der Augensründer, verdrehte, halb offen stehende Augenlider, durch glanzlose, lichtscheue, verzerrte, matte, schmutzige, unwillkürlich thranende Augen, durch allmähliges Zuspihen der blaffen kalten Nase und des Kinns, durch Einsinken und Gespanntseyn der Schläfe, durch eingesunkene Wangen, so wie durch kalte, blasse, missfarbige Lippen und Ohren, welche letztere eingezogen sind, herab hängen und einwärts gesenkte Ohrläppchen haben. Zuweilen folgt diese Veränderung des Gesichts nach Fasten, Entkräftung und starken Ausleerungen, wo sie dann in der Regel weniger gefährlich ist. Häufig ist sie mit den übrigen Zeichen des schwindenden Lebensprozesses verbunden (s. Sterben).

(Wiegand.)

**HIPPOKRENE**, Hippocrene, (Ἰπποκρήνη, ἵππου κρήνη), die Rosquelle, besand sich an dem Berge Helikon,

einem hohen, fruchtbaren und bewaldeten Berge im westlichen Böotien. Nach der gewöhnlichen Sage war sie durch den Hufschlag des Pegasos, auf welchem Bellerophon ritt, entstanden. Nach einer andern Sage war sie, wie Aganippe, eine andere ebenfalls aus diesem Berge entspringende Quelle, durch Kadmos, als er zu Pferde die Gegend, welche er bewohnen wollte, in Augenschein nahm, entdeckt worden \*). Da dieser für den Erfinder des Schriftwesens galt, so sollen die Dichter die Vorstellung verbreitet haben, daß diejenigen, welche aus der Hippokrene oder Aganippe tranken, für das Schriftwesen begeistert würden. Die Quelle war mit einem Haine umgeben und den Musen geweiht, denen überhaupt der ganze Berg Helikon heilig war. Der Weg dahin war mit Bildsäulen und Denkmälern geschmückt. Bei der Hippokrene befanden sich die in Mel eingeschriebenen *ἔργα* des Hesiodos, deren Schriftzüge aber zur Zeit des Pausanias großen Theils unleserlich geworden waren. Ob der den Musen gewidmete Tempel, der sich auf dem Helikon befand, bei der Hippokrene stand, ist ungewiß (Strabo. IX. pag. 409. Pausan. IX. 28 sq. Solin. 7. Salmas. Plin. Exc. I. p. 145. Hygin. Astron. II, 18). Eine andere Quelle, auch Hippokrene genannt, floß bei Trözen in Argolis. Sie war der Sage nach ebenfalls vom Hufschlag des Pegasos entstanden, als Bellerophon nach Trözen kam, um sich um Athra, des Pittheus Tochter zu bewerben. Man holte aus dieser Quelle das Wasser zu feierlichen Reinigungen, weil Drestes, nach Ermordung seiner Mutter unter andern auch diese Quelle zu seiner Reinigung gebraucht haben sollte (Pausan. II, 31).

(Kanngiesser.)

**HIPPOKURA**, Hippocura, nach Ptolemäus zwei Städte in der Landschaft India intra Gangem. Die eine setzt er nach Ariake (s. den Art.) unweit Bātana, welche man für Bagnagar, Golconda, Hyderabad hält; die andere lag nach Ptolem. auf der Halbinsel Karike unweit Valsipatra, vielleicht nordwestl. von Byzantium. (R.)

**HIPPOLA**, wird auf der südwestlichen Küste, nordwestlich von Länaron in Lakonien von Pausanias (II, 26. vergl. Stephanos de urb.) als eine zerstörte Stadt, von welcher er nur die wüste Stelle sah, angeführt. Sie befand sich 30 Stadien entfernt von der Stadt Kainupolis auf einer hervor ragenden Landzunge

\*). Noch Andere sagen, Pegasos sei von dem Gesange der Musen und Apollon's Spiele so bezaubert worden, daß er vor Freude aufgesprungen und mit seinem Hufe den Quell aus dem Felsen geschlagen habe (Statius Thebais. VI, 338.); dann wieder, es habe Poseidon verdrossen, daß sich der Helikon so glücklich preise, den Musen einen Lieblingsaufenthalt gewähren zu können, und um sich diese Ehre zuzueignen, dem Pegasos den Quell aus dem Felsen zu schlagen befohlen (Antonin. Lib. IX.). Endlich erzählt man auch, das Musenferd habe sich den Quell geöffnet, als es gedurftet. Dieser kleine Theil eines größern Mythos ist von Böttiger (Basengemälde I. 1. Heft 1. S. 131), Pugh (Mythos d. alten Welt. S. 328), Voss (Mythol. Briefe Th. 2. S. 62), Thorlacius (Prologo de Pegasi, equi coelestis mytho graeco etc. Havnae 1819), Böcker (Mythol. d. Japet. Geschl. S. 186), G. Rüdert (Dienst der Athena, S. 89. Bildburgh. 1829.) verschieben gedeutet worden. Über die Sage des Quells s. D. Müller Archomenos, S. 47. Kruse Hellas, I. 2. S. 496. (Schincke.)

\*) Die bestätigenden Zeugnisse der Alten über alle diese s. bei Fabricius a. a. D.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Crustacés p. 221) aber zwischen Pandanus und Alpheus gestellt.

Die obern oder mittlern Fühler sind die kürzesten, gespalten und stehen auf einem Stiel von 3 Gliedern, deren erstes und größtes an der Augenseite ausgerandet und mit einer unter den Augen vorragenden Platte versehen ist. Die äußern oder untern Fühler sind länger als der Körper, borstenförmig, an der Wurzel mit einer verlängerten, gegen die Spitze hin, nach außen einzahnigen Schuppe versehen. Die beiden ersten Fußpaare sind zweifingerig, die andern enden in eine einfache, am untern Rande sehr stachelige Klaue; das vordere Fußpaar ist das kürzeste und dickste, das zweite das längste und schwächste, das dritte, vierte und fünfte steht hinsichtlich der Länge zwischen den beiden ersten, von vorn nach hinten an Größe abnehmend. Das vorletzte Glied der äußern Kiefernfüße ist viel kürzer, als das letzte, welches stachelig ist. Das Brustschild ist kurz und breit und endigt vorn in einen ziemlich kurzen, sehr zusammengedrückten und hohen, aber an der Spitze nicht in die Höhe gebogenen, an den Rändern mehr oder wenig sägezahnigen Schnabel. Der Hinterleib ist gegen den dritten Ring eingebogen, die Schwimmblättchen des Schwanzes sind lang, besonders das mittlere, welches gegen die Spitze mit kleinen Stacheln versehen ist.

Man kann die Arten dieser Gattung in zwei Abtheilungen bringen. In der ersten stehen alle diejenigen, bei welchen das letzte Glied der äußern Kiefernfüße an der Spitze schräg abgestutzt, die Wurzel der mittlern Fühler mit einem Stachel versehen und das mittlere Schwimmblättchen des Schwanzes auf jeder Seite mit 2 Dornen besetzt ist.

Es gehört hierher unter andern *H. Prideuxiana*, Leach (*Malacostraca britannica* t. 38. f. 1. 3. 4. 5.). Der Schnabel ist gerade, einfach, mit einem einzigen Zahn nahe unter der Spitze. Die Länge beträgt 6 Linien. Diese Art findet sich an den Küsten von Devonshire in England.

In der zweiten Abtheilung stehen diejenigen, bei welchen das letzte Glied der äußern Kiefernfüße in einen Haarbüschel ausläuft, die Wurzel der mittlern Fühler mit einem stacheligen Blättchen, das mittlere Schwimmblättchen des Schwanzes an jeder Seite mit 4 kleinen Stacheln versehen ist.

Als Typus mag betrachtet werden: *H. Cranchii*, Leach (*Malac.* t. 38. f. 17—21.); 10 Linien lang, der Schnabel vorragend schwach gebogen, an der Wurzel oben mit 3 Zähnen am Ende mit 2 Spitzen, von welchen die obere die stärkste ist. Ebenfalls an den englischen Küsten. (*D. Thon.*)

**HIPPOLYTE (St.)**, Name von 3 Städten in Frankreich, 1) *H.* auch *St. Bilt* genannt, an der Westgränze des Dept. du Haut-Rhin, im Thale der Leber am Etenbache, mit 2000 E., einem schlechten Hospitale und bedeutenden Steinkohlengruben. 2) Stadt am Zusammenflusse der Dessoubre in den Doubs, im Dept. du Doubs, mit 1000 Einw. und starken Gärbereien. 3) Stadt an der Vidourle im Dept. du Gard, am Fuße

des Severnengebirges, mit 6000 E., Gärbereien, Wollen-, Baumwoll- und Seidenwebereien, Strumpfwirkerereien, Seidenbau. Handelsgericht. (*Benicken.*)

**HIPPOLYTE-ROCKS**, Bergkette auf der Ostküste von Bandiemeninsel vor der Bucht Dolomieu.

(*Benicken.*)

Hippolyteia, Beinamen der Aphrodite (*Venus*), s. den Art. *Kypris*.

Hippolyteion, s. den Art. *Hippolyteum* u. Athen im Art. *Attika* (1te Sect. VI. S. 289).

**HIPPOLYTEUM**, *Hippolyti monumentum* (*ὑπὸμα*), das Denkmal des Hippolytos befand sich in Athen, wenn man von dem Tempel des Askulap zu der Akropolis gehen wollte, auf dem Wege dahin vor dem Tempel der Themis (*Pausan.* I, 22.). Das Grab (*τάφος*) des Hippolytos befand sich aber zu Troezen und hier war ihm auch ein ausgezeichnete heiliger Platz (*τέμενος*) gewidmet. Auf demselben stand ein ihm geheiligter Tempel und seine alte Bildsäule. Diomedes sollte der Sage nach den Tempel gebaut und zuerst ihm geopfert haben. Der bei diesem Tempel angestellte Priester blieb es lebenslanglich und jährliche Opfer waren angeordnet. Die Jungfrauen brachten vor ihrer Hochzeit eine Locke von ihrem Haare zum Geschenk in den Tempel (*Pausan.* II, 32.).

(*Kanngiesser.*)

*Hippolyti monumentum*, s. den vorherg. Art.

**HIPPOLYTO** (*Hieronymus de*), Dominikaner aus Neapoli im Neapolitanischen (daher gewöhnlich *Neapolitanus* genannt), war zu seiner Zeit nicht nur als Prediger, sondern auch als öffentlicher Lehrer der Philosophie und Theologie zu Neapel und Padua berühmt, und starb 1528 zu Viterbo als ernannter Erzbischof von Tarent. Provinzial in Sizilien war er seit 1516. Geschrieben hat er: *Commentaria et quaestiones in libros metaphysicorum. Super symbolum Athanasii*; gegen Zwingerl u. s. w. \*)

(*Baur.*)

**HIPPOLYTOS** (*Ἰππόλυτος*).

A) Mythische Personen.

1) Sohn des Nopalos und Enkel des Phastos<sup>1)</sup>, König von Sikyon, wurde nach dem Tode seines Vorfahr Zeusippos von Agamemnon mit Krieg überzogen und den Mykenern tributpflichtig. 2) ein Gigant, steht in der Gigantomachie (furchtbaren Naturerscheinungen, Elementenkämpfen) dem Hermes gegenüber, welcher ihn mit Aides unsichtbar machendem Helme<sup>2)</sup> tödtete. 3) ein Sohn des Agypnos und der Arabia, welcher mit Rhode vermahlt war<sup>3)</sup>. 4) der Vater des Deiphobos, König von Amyklä, welcher Herakles, den Peleus aus Freundschaft mit Eurytos wegen des an Iphlos begangenen Mordes nicht reinigen wollte, sühte<sup>4)</sup>. 5) Sohn des Theseus, mit Antiope gezeugt<sup>5)</sup>, oder auch mit Hippo-

\*) *Toppi biblioth. napolet. Ughelli Italia sacra. Echard scriptor. ord. Dominican.*

1) *Pausan.* II, 6, 4. und dazu *Siebelis* Vol. I. pag. 179. 2) *Andou* *kurij Apollodor.* I, 6, 2, 5. und dazu *Hoyne* pag. 32. *Orci galea, quam qui impositam haberet, cerni nequibat.* 3) *Apollodor.* II, 1, 4. 4) *Apollodor.* II, 6, 2, 4. 5) *Servius ad Aen.* XI, 661. *Tractat ad Lycophr.* 1382.



lyte<sup>6)</sup>, wurde nach dem frühen Tode seiner Mutter seinem Großvater, Pitheus, König von Trojene, zur Erziehung gegeben<sup>7)</sup>. Bald darauf heirathete Theseus des Königs Minos II. Tochter, Phädra<sup>8)</sup>, Ariadne's Schwester, die ihren Stiefsohn an einem Feste zu Eleusis, zu welchem ihn sein Vater eingeladen hatte, sah und heiße Liebe für ihn fühlte<sup>9)</sup>. Diese artete in die höchste Leidenschaft aus, die alles sittliche Gefühl verläugnet, und sie ließ auf der Akropolis in Athen einen Tempel der sehnsuchtsvoll nachblickenden Liebe, *Aggoditns Katakoxonias*<sup>10)</sup> erbauen, um nach der Gegend, wo Trojene lag, weit hinschauen zu können<sup>11)</sup>; ja, sie vergaß sich so weit, daß sie ihn, als sie einst mit Theseus nach Trojene kam, zur Befriedigung ihrer Wünsche überreden wollte<sup>12)</sup>. Verächtlich wies Hippolytos ihre Zumuthungen zurück. Sie sann auf Rache, verkleumdete ihn wegen schändlicher Anträge bei seinem Vater (mündlich oder schriftlich)<sup>13)</sup> und erhing oder entleibte sich mit dem Schwert<sup>14)</sup>. Theseus, nicht ahnend die strafbare Untreue seiner Gemahlinn, beschied den Sohn nach Athen, welches dieser nach der einen Sage sah und furchtbare Flüche aus dem Munde seines Vaters vernahm, nach einer andern aber nicht einmal erreichte, sondern von seinen Pferden geschleift wurde, welche durch ein auf Bitten seines Vaters von Poseidon dem Meere entsandtes Meerungeheuer scheu geworden waren. Anders gestaltete sich dieser Mythos in Trojene. Die Bewohner Trojene's ehrten ihn als Nationalhelden und errichteten ihm neben Phädra's Grab ein Denkmal und einen Tempel, weil sie nicht glaubten, daß er von scheuen Pferden geschleift worden sei. Sein Bild wie seine Priester wurden hoch geehrt, ein jährliches Fest ihm gefeiert und auf sein Grab legten Bräute vor der Hochzeit ihr abgeschnittenes Haar<sup>15)</sup>. Als das Sternbild des Fuhrmanns sei er am Himmel versetzt<sup>16)</sup>, sagten Einige, Andere, Asklepios habe ihn, ehe er gestorben, ins Leben wieder gerufen<sup>17)</sup>. Dieser Lokalmythos ging in den italischen über, nach welchem Artemis, die Leusche, dem todten Hippolytos das Leben wieder gegeben und seine Verehrung der Nymphe Egeria im Hain bei Aricia empfohlen haben soll<sup>18)</sup>. Nahe bei Aricia unter dem albanischen Berge hatte Artemis einen Hain, in welchem sie nach skythischer Weise verehrt wurde. Hier genoß auch ein italischer Held, Virbius (bis vir), Verehrung. Man fand dieses Helden Geschichte der des Hippolytos ähnlich und Spätere vergaßen Virbius und setzten an seinen Naß Hippolytos<sup>19)</sup>. Noch Andere er-

zählen, Hippolytos habe als Freund und Verehrer der Artemis mit ihrer Dienerin, Aricia den Virbius gezeugt und dieser habe nun ein neues Leben (bis vir) begonnen. Nach Creuzer<sup>20)</sup> soll Virbius Hippolytos selbst seyn, ein Bild der Unsterblichkeit, der Gegenstand eines neuen Dienstes. Unter den herkulanischen Gemälden<sup>21)</sup> will man auf einem die Scene gefunden haben, wo Hippolytos sich gegen Phädra's Wünsche erklärt. Ein mit Betrachtung auf ein vor ihm stehendes Frauenzimmer blinder Jüngling soll Hippolytos und Phädra darstellen und die an der Seite stehende Jungfrau ihre Dienerin.

(Schincke.)

### B) Geistliche und Schriftsteller.

1) H., ein Zeitgenosse des Jul. Africanus, ist wenig bekannt; Zuverlässiges von seinem Leben und seinen Schriften (von den letzten Einiges ausgenommen) ist uns nicht übrig. Eusebius und Hieronymus nennen ihn schlechtthin einen Bischof, ohne den Ort seines Wirkens anzugeben. Von späteren Schriftstellern wird er Metropolit der Kraber genannt. Man hat namentlich Aken annehmen wollen, wohin oft römische Kaufleute kamen. Mehr hat die Meinung für sich, die ihn zu einem Bischofe der Hafenstadt Rom, Ostia, macht. Ferner wird er für einen Schüler des Irenäus ausgegeben. Er soll gegen 225 geblüht und darauf unter einer Christenverfolgung den Martyrertod erlitten haben. Auf alle Fälle gibt es mehrere dieses Namens, die nicht selten mit einander vermengt werden. Siemlich allgemein wird er als sehr gelehrt und beredt bezeichnet. Vorzüglich wird er der Erfinder des Oftertyclus genannt (Canon paschalis). Eine 1551 in Rom's Nähe ausgegrabene Statue, die im Vatikan aufbewahrt wird, enthält an den Seiten des Stuhls den Ofterzirkel und ein Verzeichniß seiner Schriften: „Von den Wundergaben. — Von der apostolischen Lehre. — Vom Guten und dem Ursprunge des Bösen. — Wider die Heiden, besonders gegen Platon; auch „vom Ganzen“ betitelt. — Gesänge über die ganze heilige Schrift — und eine Chronik.“ Nach dem Oftertyclus wurden Chroniken bearbeitet, chronica paschalia und epistolae paschales genannt. Seinen Ofterzirkel, welchem eine Geschichte bis auf den Kaiser Alexander beigefügt ist, kennen wir am genauesten. Das Buch vom Antichrist ist zweifelhaft und seiner nicht würdig. Joh. Albrecht Fabricius hat dessen angebliche Werke 1716 und 1718 zu Hamburg bekannt gemacht<sup>\*)</sup>.

Dieser in der Folge heilig gesprochene Martyrer war unter Anderm auch zum Schutzheiligen der Stadt Mexiko erwählt worden. Um das J. 1685 fühlte sich

20) Symbolik. Thl. 2. S. 147. Tom. III. tav. 15.

21) Pitture Ercolan.

\*) Fardner von der Glaubwürdigkeit der evangel. Geschichte. 2c. Th. des 2ten Buches. S. 69 ff. Histoire littéraire de France. t. I. p. 361 (Paris 1733) und Semlers Gesch. der christlichen Glaubenslehre. 1c. Bd. S. 212 ff. sind zu vergleichen. Schröckh Kirchengesch. 4c. Bd. S. 158—60.

6) Schol. Aristoph. Ran. 878. Muncker ad Hygin. Fab. XLVII. 7) Pausan. I, 22. 8) Hygin. Fab. 47. pag. 111. ed. van Stavern. 9) Diodor. IV, 64. 10) Auf eine gewisse Stellung des Bellschlafes bezieht sich das Belwort nach Schwend Andeut. S. 242. 11) Pausan. II, 32, 2. 12) Diodor. IV, 64. 13) Hygin. fab. 47. tabellos scriptos ad virum suum misit. 14) Senec. Hippolyt. 891. Virgil. Aen. VI, 445. und Servius. 15) Pausan. II, 32, 1. 2. 3. 9. 16) Ovid. Fast. VI, 735. Hygin. Fab. 47. und Muncker dazu, p. 112. ed. van Stavern. 17) Servius ad Aen. VI, 398. Erasmianus Catast. 6. Apollodor. III, 10, 3. und Heyne Obs. p. 278. 18) Ovid. Metam. XV, 532. Meziriac zu Ovid. Fast. I, 383. 19) Heyne Racura. VIII. ad Aen. VII. Ovid. Fast. III, 263 und dazu Georig p. 139.



ein frommer Einwohner dieser mit Spaniern besetzten Stadt, Bernardin Alvarez, lebendig erregt, eine christliche Gesellschaft zur Verpflegung der Kranken zu errichten. Er baute in einiger Entfernung von den Stadtmauern mit Zustimmung des Erzbischofs ein Hospital und weihte es dem heiligen Hippolyt zur Erinnerung an den 13. August (1521), wo die Stadt in die Gewalt der Christen durch die Tapferkeit des Cortez gekommen war, als am Tage des heil. Hippolyt. Bernardin Alvarez verfaßte nun für seine neuen Hospitaler Statuten und schickte sie nach Rom an Gregor XIII. zur Bestätigung. Ehe die schriftliche Erklärung des heil. Vaters aufgesetzt worden war, überreichte den Papst der Tod und Sixtus V. ließ erst die bestätigende Bulle ausgehen. Bald darauf wurden noch 2 andere Hospitale der Art in Mexiko selbst erbaut, das eine „zum heiligen Geiste“, das andere „das königliche“ genannt, weil es der spanische Hof auf seine Kosten hatte errichten lassen. Auch in Puelles de los Angeles entstand ein solches Hospital. Diese verbanden sich nun zu einer Congregation, die sich nach dem ersten „Brüder der christlichen Liebe von St. Hippolytus“ nannten, welchem Hospitale sie sich sämmtlich unterwarfen. Clemens VIII. gab dieser thätigen Verbrüderung durch ein Breve vom 2. April 1594 alle die Freiheiten, deren sich die Brüder der christlichen Liebe des heiligen Johannes erfreuten. Unsere neuen Brüder des heil. Hippolytus legten aber nur die beiden Gelübde der christlichen Liebe und der Armuth ab. Demnach konnte jeder Einzelne nach Gutdünken die Congregation wieder verlassen. Der General des Ordens, Major genannt, sendete deshalb eine Bittschrift an Clemens VIII., dieses willkürliche Austreten zu verhindern. Der Papst glaubte genug gethan zu haben, wenn er in seinem Breve vom 1. Nov. 1594 die Sache dahin abänderte, daß er die christlichen Brüder des heil. H. zu den Gelübden einer beständigen Gastfreiheit und eines beständigen Gehorsams verpflichten ließ. Daraus gingen aber neue Unordnungen hervor. Nicht Wenige sandten sich bald genug, die das Gelübde der Keuschheit verletzten, weil sie sich dazu nicht für verpflichtet hielten. Eben so stand es auch mit dem Gelübde der Armuth, dem sie sich gleichfalls nicht unterworfen glaubten. Selbst den freien Austritt aus der Bruderschaft erlaubten sich Einige, weil sie sich nicht für eigentliche Mönche erklärten. Dadurch sah sich der Generalprocurator des Ordens, Joh. Cabrera, genöthigt, 1700 den Papst Innocenz XII. um Aenderung des Wahlrechts zu bitten. Bisher hatten nämlich 20 der ältesten Brüder das Recht gehabt, ihren General zu ernennen. Waren nun zufällig die ältesten Brüder nicht auch zugleich die verständigsten, so mußten Mißgriffe entstehen. Wirklich waren aus Unerfahrenheit des Wahlcollegiums einige Male untüchtige Männer ernannt worden, die weder Geist noch Kraft hatten, die etwas unsichere Congregation in guter Ordnung zu erhalten. Cabrera's Bitte ging also dahin, daß statt der 20 Ältesten künftig 20 der Lüstigsten das Wahlrecht erhalten möchten. Dazu fügte er noch den Wunsch, es möchte ihnen um

besserer Ordnung willen die Regel des heil. Augustin verwilligt werden. Am 20. Mai 1700 erschien die Bulle: Nach derselben sollte die alte Wahlordnung beibehalten, die Brüder aber von nun an zum Gelübde der Keuschheit, der Armuth, des Gehorsams und der Gastfreundschaft verpflichtet werden. Auf Erlaubniß der Congregation legte nun zwar Joh. Cabrera zuerst das formliche Gelübde ab, scheint aber mit der Beibehaltung des alten Wahlrechts unzufrieden gewesen zu sein, was seine mannichfachen Versuche beweisen, von hier fort zu gehen und sich einen auswärtigen Wirkungskreis zu schaffen. Zum Besten der Congregation ertheilte Clemens XI. ihnen 1701 alle Vorrechte der Bettelorden und der Congregation der geistlichen Diener der Schwachen. Die Form ihrer Kleidung ist wie die Kleiderform der Brüder der christlichen Liebe des heil. Johannes von Gott, nur durch die Farbe unterschieden, die, nach Helyot, zimmetähnlich ist. (G. IV. Fink.)

2) H. von Theben, aus dem 11ten Jahrh., hat ein Chronikon von Christus Geburt bis auf seine Zeit abgefaßt, daher er auch *ὁ χρονολόγος* genannt wird. Ungeachtet er Eusebius, Georgius Syncellus und Andere benutzte hatte, so wichen doch seine chronologischen Angaben bisweilen von denen seiner Vorgänger ab<sup>1)</sup>. Es sind noch Bruchstücke seines Chronikons vorhanden, welche zuerst lateinisch von Sambucus im libellus de ortu et cognatione Virginis chariae Patav. 1556 griech. und lat. von H. Canisius in Antiq. Lect. Tom. III. p. 40. Ingolst. 1603 erschienen. Auch wird ein Werk über die 12 Apostel unter seinem Namen aufgeführt<sup>2)</sup>. (Pet. Friedr. Kannegiesser.)

3) Ist H. ein Presbyter zu Antiochia, Anhänger des Novatian, jedoch späterhin seine Ansichten aufgebend, starb als Martyr unter Decius; sein Andenken wird am 30. Januar gefeiert. Mit ihm wird oft verwechselt der Bischof H. zu Edessa, welcher unter Theodosios dem jüngern thätig war. Die katholische Kirche verehrt noch mehrere heilige Blutzengen und Mönche unter diesem Namen, welche aber sich nicht anderweit ausgezeichnet haben<sup>3)</sup>. (A. G. Hoffmann.)

Hippolytus a Collibus, s. Colli.

Hippolytus a Lapide, s. Chemnitz (Bogislaw Phil.), in 1ster Sect. XVI. S. 271.

Hippolytus a Treispach, s. Knipschild (Philipp).

Hippolytus de Marsiliis, Marsilius, s. Marsilius.

Hippolytus d'Este, s. Este.

Hippolytus de Medicis, s. Medici.

Hippolytus de Ossau, s. Ossau (Pellicer de).

Hippolytus de Vrye, s. Vrye (de).

Hippolytus Marsilius, s. Marsilius.

1) *Clyoas Annal. pars III. p. 176. ed. Venet. Codinus de Origin. Const. s. 71. p. 37. ed. Venet. und in Anonymi Collect. de Antiquitatibus ed. Gretseri in demselben Bande. p. 67.* 2) *S. Fabricii Bibl. Graec. Vol. V. p. 212. ed. pr.*

3) *Fabrici Bibl. Graec. V. l. s. 25.*



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Tochter, Atalante, eine Jungfrau von ungemeiner Schönheit<sup>2)</sup>, zu deren Besitz er auch gelangte. Das Nähere s. unt. d. Art. Atalanta. (Schincke.) 3) Athenischer Archon im 5ten Jahre der 14ten Olympiade, wurde seiner Würde entsetzt, weil er seine von einem Jünglinge geschwängerte Tochter eingesperrt und an ein Pferd gebunden dem Hunger Preis gegeben hatte, bis endlich das Pferd, dem sein Futter ebenfalls vorenthalten worden, sie lebendig verzehrte<sup>3)</sup>. (R.)

HIPPOMYRMEX (Insecta), bei Aristoteles eine große Art Ameisen, welche sich nicht genauer bestimmen läßt. (D. Thon.)

HIPPON oder HIPPO, wird häufig von den Spätern als pythagoreischer Philosoph angeführt<sup>4)</sup>; der gewöhnlichen Angabe nach aus Rhegium; und von unbestimmter Zeit. Was jedoch seine Lehre anlangt, so schließt sie sich näher der ionischen Schule an. Er soll nämlich nach dem Berichte des glaubwürdigen Aristoteles, der ihn übrigens mit Geringschätzung<sup>5)</sup> gleich nach Thales anführt, wie dieser das Wasser, — oder wohl die Samenfeuchtigkeit — für den Ursprung der Dinge, und weil alle Erzeugung auf Feuchtigkeit beruht, auch für den Ursprung der Seele<sup>6)</sup> gehalten haben. Dagegen läßt ihn der spätere Sextus Empiricus<sup>7)</sup> behaupten, Feuer und Wasser, oder Warmes und Kaltes seien die Grundprincipien der Dinge; was Pseudoorigenes<sup>8)</sup> so gleich zu combiniren sucht, indem er meint, daß nach Hippon wohl das Feuer aus dem Wasser entstanden sei. Der Commentator des Aristoteles, Alexander von Aphrodisias<sup>9)</sup> erklärt den ältern Bericht dahin, daß H. wohl nur das Feuchte (ὕγρον), unbestimmt jedoch, ob es Wasser oder Luft sei, zum Princip gemacht habe. Derselbe berichtet auch noch von ihm, er habe geläugnet, daß es Etwas außer dem sinnlich Erkennbaren gebe, welches jedoch nur eine Folgerung aus der Ansicht des H. zu seyn scheint, da ihn obnehm Aristoteles zu den roheren Denkern<sup>10)</sup> rechnet. Mit der obigen Annahme stimmt es auch, daß H. Untersuchungen über die Beschaffenheit des Samens angestellt hat<sup>11)</sup>. Noch wird er auch des Atheismus beschuldigt<sup>12)</sup>, wenn anders von einer und derselben Person die Rede ist. (Wendt.)

Hippon, s. Hippo.

Hippona, 1) Myth., s. Hippo Nr. 2. 2) Alt. Geogr., s. Hippo regius unt. d. Art. Hippo.

Hipponacra, Hipponakra, s. Hippakra und Hippo.

Hipponaktens, hinkender Jambe, Cboliambus, s. Hipponax<sup>2)</sup> und Jambus.

HIPPONAX<sup>1)</sup>, 1) der Sohn des Pythes und der Protis<sup>2)</sup>, aus Ephesos<sup>3)</sup>, blühte im 6ten Jahrhundert vor Christus zwischen der Regierung des Kyros und Darios<sup>4)</sup>, fast anderthalb Jahrhunderte nach dem ihm an Geist verwandten Archilochos, mit dem er auch einige der äußern Schicksale gemein hatte. Den Tyrannen seines Vaterlandes Athenagoras und Komas verhaftet, wurde er aus Ephesos vertrieben, und begab sich nach Klazomena<sup>5)</sup>, wo ihn Einige in Dürstigkeit und Mangel sterben lassen<sup>6)</sup>. In der Geschichte der griechischen Poesie hat ihn der Gebrauch einer Gattung von jambischen Versen berühmt gemacht, die, weil am Schlusse derselben der Rhythmus gleichsam gebrochen scheint, hinkende (Choliamben) genannt werden<sup>7)</sup>. Zu ihrer Erfindung soll ihm der Haß gegen die ephessischen Bildhauer, Bupalos und Antiphenis, Veranlassung gegeben haben<sup>8)</sup>, die ihn, weil er häßlich von Gestalt, klein

1) Ἰππωνάξ, minder richtig Ἰππωνάξ. 2) Suid. T. II. p. 147. 3) Strabo XIV. p. 642. Tom. V. p. 542. ed. Siebenk. Clem. Alex. Strom. I. p. 308. D. 4) Nach dem Marm. Arundel. Ol. 68., nach Pin. XXXVI. 5. a. 4. 2. in der 60. Ol. Irrig rührt ihn Eusebius Chron. MCCCXIX bis zur 25ten Ol. hinauf; wodurch er zum Zeitgenossen des Terpander wird; ein Irrthum, den schon Plutarch de Musica. c. 6. T. II. p. 1133. D. rügt. Mit einem, der komischen Bühne nicht ungewöhnlichen Anachronismus, hatte Diphilos, ein Dichter der neuern Komödie, den Hipponax und Archilochos als Liebhaber der Sappho aufgeführt. Athen. XIII. p. 599. D. Belders Sappho. S. 90. Proklos (Chrestomath. ap. Phot. Cod. 239. p. 319. ed. Bekk.), der ihn nach dem Archilochos und dem Simonides erwähnt, nennt den ersten einen Zeitgenossen des Orkos, den Hipponax des Darios. 5) Daher nennt ihn Sulpicia Sat. V. 6. Clazomenias; wo die Protodie des Namens bemerkenswerth: nec trimetro Jambo, nec qui pede fractus eodem Fortiter irasci discit ducis Clazomenio (Klazomenos). 6) Für diesen Umstand gibt es bei den Alten keine Bestätigung; einigen neuern Erzählern gilt dafür die höchst unsichere Deutung eines dunkeln Distichums in Diods Ibis 525., worüber man Walcker in Hippo. et Ananias Fragment. p. 22 nachsehen muß. Daß er, was bei einem Landesvertriebenen nicht Wunder nimmt, wenige Mittel besessen, läßt sich aus einigen seiner Verse Vermuthen. 7) χολιαμβός und χολιοίτες. 8) Einige legen diese Erfindung dem Ananias bei, was aber nicht gehindert hat, diese Gattung von Versen mit dem Namen des berühmtern Dichters zu bezeichnen. Senarios Hipponacteos nennt sie Cicero Orat. ad Brut. c. 56. und Ἰππωνάκτος Ἰαμβόν Athen. XV. p. 701. F. Andere Zeugnisse s. bei Belder a. a. D. p. 17 f., wo auch p. 20 diejenigen genannt werden, die sich desselben Spibenmaßes bedient haben. Der ästhetische Charakter desselben wird mit seinem Urtheil vom Demetrios de Elocutione c. 301. p. 117 sq. angegeben, und in den Ausdruck leidenschaftlicher Festigkeit gesetzt; wobei aber zu bemerken ist, daß Spätere dieses Spibenmaß oft ohne Rücksicht auf seinen ursprünglichen Charakter gebraucht haben. Wie A. B. Schlegel es Kunstrichtern empfiehlt, deren Kritik hinter, kann man in seinen poetischen Werken. 2. Th. S. 71 sehen. Die Gesetze für diese Art von Trimeter gibt Terentian. Maur. de Metr. c. 4. v. 2598 ff. Vergl. Hermann Elem. Doctr. metr. II, 15. p. 142. ed. S. Plin. XXXVI. 5. a. 412. Statt Athenis, wie Suidas und der Schol. zu Aristoph. Avv. 375 hat, heißt er Anderen Anthermos, welchen Namen Sillig zu Junii Catal. Artif. p. 50 bestreitet. S. Thiersch Epochen. S. 192. Anmerk. Den Bupalos nennt Horaz bei diesem Handel allein; Epod. VI. 11. acer hostis Bupalos; und den ganzen Kampf des Dichters gegen den Künstler hatte Kallimachos (Fragm. XC.) durch

2) Servius ad Virgil. III, 113.

3) Suidas unt. d. B. Aeschinos Orat. in Timaeum. Dion. Chrysost. Or. 32. Pausanias in Messenic. Meursius de Archont. Athen. 13.

1) Jamblich. vita Pythagor. c. 18. et alt. Censorin. de die natali c. 5. 2) Arist. met. I, 3. Simpl. in phys. Ar. p. 6 a. 3) Arist. de anima I, 2. Stob. eol. phys. p. 798. 4) Pyrrh. hyp. III, 30. adv. mathem. IX, 360. 5) Philoa. c. XVI. 6) In Arist. met. L. p. 12. Bgl. Simpl. L. de coelo. fol. 146 a. 7) De an. I. 1. 8) Bgl. s. Ansicht bei Plutarch. de plac. philos. V, 5. 9) Plut. adv. Stoicos. c. 31.



und schwächlich war <sup>9)</sup>; in lächerlicher Verunstaltung abgebildet hatten. Für diese Unbilde bestrafte Hipponax die Künstler, vornehmlich den Dupalos, wie vormalig Archilochos den Pylambes <sup>10)</sup>, mit so bitterm Versen, daß sie, wie die Sage ging, ihrem Leben ein gewaltsames Ende machten <sup>11)</sup>. Diese Sage aber wurde nach dem Zeugnisse des Plinius <sup>12)</sup>, welcher hier aus guten Quellen geschöpft zu haben scheint, durch die Werke widerlegt, die sie nach jenem Handel verfertigt hatten; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie ihre Entstehung entweder einem hyperbolischen Ausdrucke, oder dem Bestreben dankte, die ganze Geschichte durch einen so bedeutungsvollen Ausgang dem Handel des Archilochos ähnlich zu machen. Von den Eigenschaften der Werke des Hipponax heben die Alten fast nur die Bitterkeit <sup>13)</sup> heraus, die sie denn auch, in diesem Falle vielleicht nicht mit Unrecht, auf den Charakter des Dichters übertragen. Daher ist ihnen sein Grab mit Dornengestrüpp bedeckt, statt daß die Grabhügel wohlwollender Dichter von Reben und Epheu prangen <sup>14)</sup>; und Leonidas von Tarent warnt die Vorübergehenden, nicht die bitterm Wespen des Dichters zu wecken, der selbst seine Altern angebeißt habe, und auch aus dem Hades noch mit glühenden Worten zu schaden wisse <sup>15)</sup>. Doch rühmt der sprachsanische Theokritos, was Andre verschweigen, daß er die Guten von den Bösen zu unterscheiden verstanden, und daß, wenn diese sein Grab zu meiden hätten, die Guten ruhig darauf schlummern dürften <sup>16)</sup>. Außer den Choliamben hatte H. auch Gedichte in regelmäßigen jambischen Sylbenmaßen und homerische

Parodien <sup>17)</sup> geschrieben. Weniges hat sich davon erhalten, meist nur einzelne Zeilen, um seltner Wörter willen, die denn auch wohl den Grammatikern über ihn zu schreiben Veranlassung gaben <sup>18)</sup>. Die wenigen Ueberbleibsel sind von Weller sorgfältig gesammelt, und, verbunden mit den Lebensumständen des Dichters, gelehrt erläutert in: *Hipponactis et Ananil Jambographorum Fragmenta*. Göttingae. 1817. 4.

2) Hipponax, ein Grammatiker, der als Verfasser einer Sammlung von Synonymen beim *Athenae*. XI. p. 480. F. angeführt wird. 3) Auch ein Arzt dieses Namens wird von *Plutarch*. T. II. p. 905. E. F. erwähnt, wo aber Wyttenbach und Andere *Ἰππων* lesen wollen; gegen welche Verbesserung Weller a. a. D. S. 2 Zweifel erhebt. (Fr. Jacobs.)

HIPPONENSIS SINUS, heißt bei *Plinius* (*Hist. Nat.* V, 4.) und *Pomp. Mela* (I, 7.) der Meerbusen in der Nähe von Hippo Diarrhytos an der Küste von Zeugitana in Afrika. (R.)

HIPPONESUS, HIPPONNESUS, hieß nach Stephan. Byzant. eine Stadt in Karien am Sinus Kerasmeikos, und nach *Plinius* (*Hist. Nat.* V, 31.) eine Insel in dem genannten Busen zwischen den Eilanden Priaponesos und Pityra <sup>19)</sup>. (R.)

HIPPONIATES SINUS (*Ἰππωνιάτης κόλπος*), Sinus Vibonensis, Meerbusen an der Westküste von Bruttium zwischen Temsa und Vibo Valentia <sup>20)</sup>, der Golfo di S. Eufemia. (R.)

Hipponice, s. Hipponyx.

HIPPONIKOS, aus dem Stamme des Kekrops und ein Sohn des Kallias, war einer der angesehensten Athener und zeichnete sich als Feldherr durch einen Sieg aus, den er gemeinschaftlich mit dem Nikias in dem Gebiete der Tanagreer im J. 422 vor Christus erfocht. Er wurde auch durch seinen Gleichmuth merkwürdig, mit welchem er eine grobe Beleidigung des Alkibiades ertrug. Dieser gab ihm nämlich, um eine in der Trunkenheit gemachte Wette zu gewinnen, eine Ohrfeige. Des Tages darauf ging der Beleidiger aber zum Hipponikos, entkleidete sich in dessen Vorhause, und übergab sich ihm so freiwillig zur Bestrafung. H. verzieh ihm und gewann ihn so lieb, daß er ihm seine Tochter Hipparte zur Gemahlinn gab. S. *Plutarch*. im Leben des Alkibiades †). (Rauschnick.)

Hipponion, s. Hippo (in Bruttium).

HIPPONITIS, nach der Tab. Agathodaemon. ein sumpftartiger See (palus) im Innern der afrikanischen

*παῖν Βουπάλιος* bezeichnet. Über den Künstler selbst ist vornehmlich *Boyle Dict. Bupalus*, nachzusehen, wo mehrere ihn betreffende Irrthümer berichtigt werden; und über die von ihm angeführten Werke *Junius a. a. D. S. 112 ff.* 9) *Aelian*. Var. Hist. X, 6. *Plin.* a. a. D. legt ihm eine notabilem foeditatem oris bei. An körperlicher Stärke fehlte es ihm dabei nicht. *Athen.* XII. p. 522. C. 10) *S. Encycl. 1ste Sect. V, 142.* *Soras* verbindet a. a. D. die Erinnerung an beide: in malos asperrimus Parata tollo cornua; Qualis Lycambas spretus in fido gener, Aut acer hostis Bupalos. Wenn man dem Scholiasten zu dieser Stelle glauben könnte, so wäre auch hier verschmähte Liebe die Quelle des Hasses gewesen: Hipponactem significat, qui Bupalii filiam nuptum petit, et pro deformitate est contentus. 11) *Schol. Horat.* l. c. Illud tamen verius volunt: Bupalum fuisse pictorem apud Clazomenam — Hic Hipponactem quendam, poetam deformem, pro risu pinxit: quo ille furore commotus tali eum carminis perculit, ut se laqueo suspenderet. *Plin.* XXXVI, 5. a. 4, 2. amaritudinem carminum destrinxit in tantum, ut credatur aliquibus ad laqueum eos compulsisse. 12) *Plin.* l. c. 13) *ὁ κικρός Ἰππωνίας* heißt er beim *Eustathios* an mehr als Einer Stelle. *S. Fabric. Bibl. Gr. I. p. 481. ed. Harl.*; *κικρόν ὄφινα* nennt ihn Leonidas von Tarent *Anth. Pal.* VII, 408. und er selbst vergleicht sich rühmend mit einem zweischneidigen Schwerte, das den nicht fehle, auf den es zielt (*Erotianus Glossar.* p. 54). 14) *Alcaeus Messen.* *Anth. Palat.* VII, 536. übersetzt in *Jacobs verm. Schriften.* 2r Th. S. 156. Nr. 58. Vgl. eben das. S. 159. das Epigramm auf den Sophokles. 15) *Anth. Pal.* VII, 408. übersetzt in den *verm. Schriften* S. 155. Nr. 57. Vgl. ein Epigr. des Philippus *Anth. Pal.* VII, 405. *verm. Schriften.* S. 156. 16) *Anthol. Pal.* XIII, 8. in Choliamben geschrieben, in welchem Versmaße es *A. W. Schlegel* auf folgende Weise übersetzt hat:

Hipponax, Meister in der Musekunst, ruht hier.  
Bist du ein Böswicht, nahe nicht dem Grabmale;

Doch, wenn du bider, und von gutem Blut abstammst,  
So sep' dich dreist hin, ja so dir's geliebt, schlummr' auch.  
17) *S. Roser* über die parodische Poesie der Griechen in *Grenzers Studien.* 6r Band. S. 289 f. 18) Ausleger des Hipponax erwähnt der *Schol.* zu *Arktostoph.* Frieden 480. und *Athenae.* VII. p. 324. A., namentlich wird von diesem VII. p. 327. B. auch *Hernippos* aus *Empyra* *ἰς τοῖς περί Ἰππωνίου* angeführt.

<sup>19)</sup> Vgl. *Cellarii Not. Orb. Antiq.* III, 2. §. 34.

<sup>20)</sup> *Prolem.*; *Cic. epist. ad Att.* XVI, 6.

†) *Diodor. Sicul. Lib.* XII. c. 61 — 65.



Landchaft Zeugitana, südlich von Hippo Diarrhytos, vielleicht in der Nähe des Flusses Tusa \*). (B.)

Hipponium, s. Hippo.

Hipponix, s. Hipponyx.

Hipponisaritus, s. Hippo.

Hipponesos, s. Hipponesos.

HIPPONOË (Ἰππονῶη), 1) Tochter des Herens und der Doris \*). 2) Eine Tochter des Prötos und der Stenobda oder Antiope, Schwester der Eysippe und Kyrianassa (Prötiden). Sämmtliche Schwestern bildeten sich ein, so schön, als Here, zu seyn und entwendeten als Priesterinnen derselben das Gold am Kleide der Göttinn, um sich zu schmücken. Darüber erzürnt machte sie die Göttinn wahnsinnig; aber Melampus heilte sie \*). (Schlinke.)

HIPPONOË, Audouin et Milne Edwards (Annulata), eine Gattung der Ringwürmer (Anneliden) von Gaudichaud entdeckt, welche zur Gruppe der Amphinomen gehört. Die wesentlichen Kennzeichen derselben sind folgende: Der Kopf ist deutlich abgesondert und mit Fühlern versehen; dem Rüssel fehlen die Riefen; die Füße haben nur ein Ruder; auf dem Rücken steht weder ein Kamm noch Cirrhen; die Kiemen haben die Gestalt von ästigen Quasten, oder von kleinen, strauchartigen Büschen und sitzen an der obern Wurzel der Füße. Diese Gattung hat viel Ähnliches von Amphinome und Euphrosyne. Der Körper ist fast spinbelförmig und nur aus wenigen Ringen zusammen gesetzt. — Der Kopf ist klein und mit 5 Fühlern versehen, deren mittlerer, ziemlich groß und kegelförmig etwas hinter den 4 sehr kleinen seitlichen liegt. Ein Kamm ist nicht vorhanden. Die Füße bestehen nur aus einem einzigen Ruder, welches wenig vorspringend, zusammengedrückt, senkrecht und mit einer großen Anzahl feiner Borsten besetzt ist, die nach hinten gerichtet und nur mit einem einzigen Cirrus versehen sind, der am untern Ende steht. Die Kiemen stehen hinter den Füßen und gleichen einem kleinen Strauch, der von seiner Basis an in 4 Ästchen getheilt ist.

Diese letzteren Kennzeichen lassen keinen Zweifel darüber, daß diese Gattung zur Gruppe der Amphinomen gehört, daß sie aber von allen bis jetzt bekannten Gattungen abweicht. Das Vorhandenseyn eines deutlichen Kopfes und selbst der Fühler, eines riefenlosen Mundes und die ästigen Kiemen sind dieser Gattung, den Euphrosynen, Amphinomen und den Chloën eigen, von der andern Seite aber haben alle diese in 2 Ruder getheilte Füße, während die Hipponoë nur ein solches Ruder (Borsten tragenden Höcker) hat. Sie weicht ferner durch den Mangel des Rückenkamms und der obern Cirrhen ab. Hinsichtlich der Kiemen und ihrer Struktur kommt sie zwar mit Euphrosyne überein, allein bei dieser bestehen die Kiemen aus 7 einzeln stehenden ästigen An-

hängen, bei Hipponoë aber sieht man nur 4, auf einem Punkt vereinigt.

Es ist bis jetzt nur eine Art bekannt: *H. Gaudichaudi*, welche bei Port Jackson in Neuholland gefunden wurde. Sie ist fast 1 Zoll lang und besteht aus 80 Ringen, deren erster, zunächst am Kopf, nur Anfänge von Kiemen trägt und deren letzte sehr klein sind. Längs der Mitte der Bauchseite, welche sehr geröhrt ist, zeigt sich eine Furche und ihr zur Seite eine Reihe Poren. Die Rückenfläche ist sehr abgeplattet und die Füße treten kaum vor. Beschreibung und Abbildung dieses Thiers s. in Annales des Sciences naturelles: 1850. Tom. XX. p. 156. planch. III. f. 1 — 6. (D. Thon.)

HIPPONOME (Ἰππονόμη, equi pasca \*), eine Tochter des Menelaos und Gemahlinn des Alkös, gebar Amphitryon und Anaro \*\*). Bei Andern heißt die Mutter Amphitryons Laonome und stammte aus Pheneos in Arkadien. Von Einigen wird Eysibile, Pelops Tochter, dem Alkös als Gemahlinn gegeben, die doch sonst Elektryons und Alkmene's Mutter heißt. (Schlinke.)

HIPPONON, ein befestigter Posten am rechten Nilufer in Mittelägypten (Heptanomis), zum Nomos (Bezirk) Aphroditopolitis gehörig. S. Not. Imp. — Sieht Oeada, ein Dorf. (Benicken.)

HIPPONOOS, 1) ein Sohn des Priamos und der Hekabe \*). 2) Ein Sohn des Herakles, welcher mit seinem Bruder, Abastos, sich selbst in die Flammen stürzte aus Furcht vor der Erfüllung eines unheilbringenden delphischen Drakelspruches \*). 3) Eigennamen des Bellerophon's, s. den Art. 4) Vater der Periböa, der bekannten Mutter des Lydeus \*), und sicher auch des Kapaneus, welchen er mit Talao's Tochter Astynome oder Astyocha, Astynomia \*) zeugte. Der ganze Mythos ist durch häufige und verschiedenartige Bearbeitung der Tragiker verwirrt. Bald heißt es, Daeus habe Periböa als Bente empfangen für seine bei der Einnahme der Stadt Mlenos in Atolien bewiesene Tapferkeit, bald aber wieder, sie sei gefangen von Mlenos weggeführt. Bald soll sie in einem zu vertrauten Umgange mit Hippostratos gelebt, und vom Vater der Schande wegen von Mlenos zu seinem Freunde, dem König Dneus in Atolien geschickt, damit dieser sie entweder tödte oder weit entfernen möchte, doch dieser sie für sich behalten haben \*). Nach einer dritten Sage wird Periböa von Ares schwanger, oder von Dneus selbst, darum habe sie ihr Vater dem Dneus auch zugeschiedt. Daß Hipponoos zur Familie des Megapenthes gehört, ist gewiß \*). Dem Sophokles soll der väterliche Zorn auf die Tochter Gegen-

\*) Hermann Opuscul. Tom. I. p. 209. \*\*) Apollodor. II, 4, 5. und dazu Heyne p. 128.

1) Apollodor. III, 12, 5. 12. 2) Hygin, Fab. 42. ex responso Apollinis. 3) Heyne ad Apollodor. I, 8, 4. Obs. p. 51.

4) Hygin, Fab. 70. Not. 4. und Heyne Obs. ad Apollodor. III, 6, 3. p. 246. 5) Schol. Pindar. Olymp. X, 46. Heyne ad Apollodor. I, 8, 4. Obs. p. 52. 6) Schol. Pindar. Nem.

IX, 30.

\*) Cellarij Notit. Orb. Antiq. IV, 4. §. 68.

1) Apollodor. I, 2, 7. 2) Servius ad Virgil. Eclog. VI, 48. S. d. dazu Thell 2, S. 312.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Thiers seinen Platz nie zu verlassen, vermuthen läßt, daß das Thier augenlos ist. Die Kiemenhöhle, welche dieselbe Lage und Gestalt hat, wie bei andern Mollusken, bei denen sie ebenfalls im Backen liegt, hat an ihrer Wand Kiemensäden, wie man solche bei der Gattung *Capulus* findet. Zur Rechten in dieser Höhle öffnet sich auch der Darmkanal in einen fast auffitzenden After. An derselben Seite, aber mehr nach vorn, ganz an der Basis des Kopfs, steht ein kegelförmiger, zurückgebogener Anhängsel, wie ein dritter Tentakel. Wäre dieß vielleicht ein zur Begattung reizendes Organ? In der Mittellinie unter dem Halse, zwischen dem Kopf und dem vordern Rand des Fußes findet sich ein anderer, dünnerer, spatelförmiger Anhängsel, dessen Nutzen wir nicht anzugeben vermögen. Die Schale ist dick, eisförmig, fest, fast zirkelförmig, platt gedrückt, mit wenig bemerkbarer, ziemlich in der Mitte liegender und nach hinten gerückter Spitze, ohne, daß sie deshalb am Rande stände. Der fast zirkelförmige Rand ist dick, unregelmäßig, in der Mitte mehr ausgehöhlt, so daß er auf eine ebene Fläche sich nicht aufzulegen vermag, ohne nicht vorn und hinten zu klaffen. Außen ist die Schale weißlichgrau, tief, besonders gegen den Rand, gestreift. Innen ist sie etwas ausgehöhlt, glatt, weiß, an den Rändern gekerbt, mit einem hufeisenförmigen Muskeleindruck, der hinten vollkommen geschlossen, vorn weit offen ist.“ — Das Vaterland ist nicht angegeben.

(D. Thon.)

**HIPPONYX**, von ἵππος und ὄνυξ, Pferdehuf; franz. *Hipponice* (Palaeont.). *Defrance*<sup>1)</sup> machte die Bemerkung, daß manche lebende und fossile Arten von *Capulus* sich nur einfach auf andere Körper festsetzen, und daher die Ränder ihres Gehäuses im Verhältnisse es an Größe zunimmt, beständig nach den zufälligen Unebenheiten der Oberfläche jener Körper umgestalten müssen, damit es luftdicht anschließen könne. Andere höhlen sich eine ebene Stelle auf der Unterlage aus, auf welcher sie sich ansetzen, wenn diese kalkiger Natur ist. In beiden Fällen findet man Spuren eines hufeisenförmigen Muskels auf dem fremden Körper, ähnlich jenem in der Schale selbst. Noch andere Arten endlich haben das Vermögen, durch Sekretion sich selbst eine eigenthümliche kalkige Unterlage von rundlicher und etwas concaver Form zu bilden, welche auf dem fremden Körper (Fels, größeres Conchyl u. dgl.) angeleitet ist, weshalb die Schale einen mehr regelmäßigen Rand von mehr gleichbleibender Form, als im erstern Falle besitzt. Weil nun jenes Vermögen besondere Organe voraussetzen scheint, so glaubte *Defrance*, aus den damit begabten Arten ein besonderes Genus bilden zu müssen. Diese Arten unterscheiden sich daher von den Bivalven mit ebenfalls angewachsener Unterschale durch allen Mangel eines Schlosses (wie die Rudisten), und ihre bleibende Verwandtschaft mit den *Capulus*-arten läßt sich

durch den stets deutlichen, hufeisenförmigen Muskeleindruck nicht nur in der obern oder eigentlichen Schale, sondern auch auf der Unterlage — nicht *valva*, Klappe, sondern *substratum* — erkennen. Dort muß demnach dieses Geschlecht auch seine Stelle behalten. Weil aber wegen des Mangels eines Schlosses nach dem Tode des Thieres beide Theile nicht mehr vereinigt bleiben können, so findet man sie auch fast immer von einander getrennt vor, und hat einer Seite zuweilen die Unterlage für sich zum Geschlechte *Acardo* bringen wollen; während man anderer Seite auch aus dem Ansehen der obern Schale allein nicht immer sicher zu erkennen vermag, ob sie mit einer eigenthümlichen Unterlage versehen gewesen, oder ob sie sich eine scheibensförmige Stelle auf einem kalkigen Körper zur Anbestung ausgehöhlt hatte. Deswegen bleiben im Geschlechte *Capulus* ohne Zweifel manche Arten zurück, welche zu *Hipponyx* gebracht werden müssen; weshalb *Lamarck*<sup>2)</sup> *Hipponyx* nur als Subgenus bei *Pileopsis* stehen läßt, und *Deshayes*<sup>3)</sup> beide wieder mit einander verschmilzt, während *Sowerby*<sup>4)</sup> jedoch dieses Geschlecht zu den Rudisten bringt. *Blainville*<sup>5)</sup> äußert die Vermuthung, daß junge Individuen sich nur einfach an fremde Körper mittels ihres Muskels anbesteten; und sich erst dann allmählig ihre Unterlage bildeten. Diese Unterlage hat auch eine verschiedene, mit der der Auster übereinstimmende Textur und Zusammensetzung und erhält sich mit letztern öfters in Gebirgen, aus welchen andere Conchylien und die Oberschale selbst durch Auflösung, mit oder ohne hinterlassenen Abdruck, verschwunden sind. Der Geschlechtscharakter ist nunmehr:

„*Testa univalvis, non spiralis, conoidea, subtus concava, simplex, apice retrorsum inclinata, solubilis; Substratum (adultioribus) rotundatum, non solubile; Impressio muscularis forma ferri equini utrinque manifesta.*“

Arten. *Defrance* besitzt eine Unterlage von einer noch lebenden, doch übrigens unbekanntem Art, und *Quoy* und *Gaymard* haben später eine lebende Art dieses Geschlechtes *H. radiata* von ihrer Reise mit zurück gebracht, wovon *Blainville*<sup>6)</sup> und *Rang*<sup>7)</sup> das Thier ausführlicher charakterisiren, und seine eigenthümliche Organisation nachweisen. Fossile Arten aber kennt man 5 — 6, alle aus tertiären Formationen.

1) *H. cornucopiae* *Defr.*<sup>1)</sup> t. 50. fg. 1. *Blainville*<sup>2)</sup> t. 50. fg. 1. *Sow.*<sup>3)</sup> fg. 1—9. *Knorr*<sup>4)</sup> II, 11. t. N. fg. 3. *Patella cornucopiae* *Lam.*<sup>5)</sup> 11). *Brocc.*<sup>6)</sup> *Pileopsis cornucopiae* *Lam.*<sup>7)</sup> *Des-*

2) *Lamarck* histoire natur. d. Anim. s. vertèbr. VI, 12. (1819). p. 19. 20. 3) *Deshayes* description des coquilles des environs de Paris. II. (1824). p. 22 ff. 4) *Sowerby* Genera of recent and fossil shells. Nr. 1. 5) *D. de Blainville* Manuel de Malacologie (1825). p. 507. 508. 6) *Blc* 5. 7) *Sander-Rang* manuel etc. p. 244. 8) *Blc* 1. 9) *Blc* 5. 10) *Blc* 4. 11) *Knorr* Lapidés diluvii testes II, n. 12) *Lamarck* in Annales du Museum, vol. II. p. 311. Nr. 5. Nr. 4. 13) *Lamarck* in Annales du Museum, vol. VI. t. 43. fg. 4. n. fg. 2. 3. 14) *Brocchi* Conchiologia fossile II. (1814). p. 258. 15) *Blc* 2.

1) *Defrance* im Dict. d. Scienc. nat. XXI. (1821). p. 185—188., auch *Cuvier*, le règne animal. III. (1830). p. 87.



hay. <sup>16</sup>). t. II. fg. 13 — 16. H. testa conica, substrato adhaerente, basi ovata, apice postrosum inclinata, subrugosa, obsolete decussata, costis parvis radicanibus striisque margini parallelis notata, vertice elevato adunco; impressione musculari utrinque profunda. Alt. Long. = 0,080:0,065. — Die Unterlage ist oft über 0,050 dick, die Ränder des Knochens sind scharf, hinten mit einem Ausschnitte, in der Jugend, so lange nämlich das Substratum noch nicht gebildet ist, unregelmäßig; Mundöffnung oval; Muskeleindruck bei jungen Individuen hinten in zwei gesondert, und vorn von beiden Seiten zusammen reichend, bei älter werdenden umgekehrt.

Vorkommen: lebend...; dann Fossil im ältern Grobkalk, die größten Exemplare zu Hauteville bei Balogne; andere nur halb so große zu Paris, Grignon, Parnes, Rouchy, Chaumont, Courtagnon, Montmirail; nach Brocchi auch in Italien (an der Rocchetta bei Asti), wo ich sie jedoch in keiner Sammlung sah.

2) P. dilatata Desfr. <sup>17</sup>). t. 50. fg. 3. Blainv. <sup>18</sup>) t. 50. fg. 3. — Patella dilatata Lam. <sup>19</sup>) <sup>20</sup>). — Pileopsis dilatata Lam. <sup>21</sup>). Deshay. t. II. fg. 19. 21 <sup>22</sup>).

P. testa oblique conica, depressiuscula, rugosa, substrato adhaerente, apertura amplissima, patula, ovato-rotundata, vertice nutante, striis longitudinalibus confertis undulatis. Alt. obliq. 0,070. (— 0,028). Long. 0,040. — Verhältnismäßig länger und dünner als vorige, Unterlage blätteriger, dünner, sehr zerbrechlich; Muskeleindruck schmaler und leichter.

Vorkommen: im älteren Grobkalk zu Grignon, Parnes und im Balmondois.

3) H. Sowerbyi Desfr. <sup>23</sup>). t. 50. fg. 2. Blainv. <sup>24</sup>) t. 50. fg. 2.

H. testa depressa, eleganter radiatim striata; apice margini posteriori vicino; apertura orbiculari-ovata; impressione musculari utrinque manifesta. In denselben Gesteinschichten des Grobkalkes zu Hauteville, wo diese Schale vorkommt, findet sich auch ein Substratum, welches wohl nur zu ihr bezogen werden kann. Es besteht aus mehreren, unten zusammen hängenden, oberwärts oft nur eine Linie divergirenden, oft über einander hingeneigten Rapschen, so daß durch die verschiedene Neigung derselben das Thier seine Stelle etwas ändern zu können schien.

4) H. opercularis = Pileopsis opercularis Deshay. <sup>25</sup>). t. III. fg. 8 — 10.

H. testa orbiculari, extus concava, intus convexa, papyracea, sublamellosa, squamaeformi; apice spirato depresso, submarginali, striis tenuissimis irregularibus interruptis. Diam. 0,025. In derselben Gebirgsschichte mit dieser Schale findet man auch ein Substratum mit ganz ähnlichem Muskeleindruck, welches

blätterig und sehr concav, außen befestigt gewesen und wohl zu dieser Art gehört. Denn da die Schale selbst außen concav ist, so bedurfte sie eines noch concaveren Substratums, damit das Thier zwischen beiden Platz finden konnte. Im ältern Grobkalk zu Parnes; sehr selten.

5) H. laevis Sow. <sup>26</sup>). fg. 10 — 16.

H. testa laevi..... Aus London: Thon.

6) H. granulatus Basteros <sup>27</sup>). t. IV. fg. 14.

H. testa lateraliter compressa, longitudinaliter costata, costis granulosis, margine irregulari. Long. 0,012. — Der Scheitel steht nur etwa  $\frac{1}{2}$  von der Länge der Schale vom Hinterrande entfernt. Die Schale hat den Habitus von Hipponyx, doch das Substratum ist unbekannt. — Im jüngern Grobkalk zu Dax bei Bordeaux. Vergl. Capulas und Pileopsis.

(G. H. Bronn.)

HIPPOPHAE L. Diese Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft, gehört zur vierten Ordnung der 22ten Linné'schen Klasse. Ihr Charakter ist bei der männlichen Blume ein zweigetheilter Kelch, keine Korolle, und ungefüllte Antheren; bei der weiblichen ein zweigespaltener Kelch, ein einfacher Griffel, und ein Fruchtknoten, aus welchem später eine einsamige Beere wird. Die einzige bekannte Art, H. rhamnoides L. Sp. pl., welche im nördlichen Europa zu Hause ist, wird ein hoher Strauch mit an der Spitze dornigen Zweigen, liniensförmig-lanzettförmigen, oben unbehaarten, unten weißlich-schuppigen Blättern, und goldgelben Beeren. Dieser Strauch, welcher in der Engl. bot. t. 425. abgebildet ist, findet sich häufig in unseren Gärten unter dem Namen Sanddorn <sup>\*)</sup>. Die

26) Bie 4. 27) Basteros in den Mémoires de la Société d'hist. natur. de Paris II, 1. (1825), p. 72.

<sup>\*)</sup> Auch im nördlichen Asien findet sich dieser Strauch; er wächst auf Klippen und Felsen im Fluglande, besonders am Weststrand, in frischem, sandigen oder tiefigen Boden bis zu 2000 Fuß Höhe, wild, bleibt nur niedrig, wird aber durch Kultur ungleich höher und bei uns in den Gärten zuweilen über 10 Fuß hoch. Die starken, ästigen, weit auslaufenden Wurzeln streichen in schiefere Richtung bis gegen 5 Fuß Tiefe; die sperrigen, bleigefarbenen, durch einander gewachsenen Zweige breiten sich schon von unten auf weit aus, und sind häufig, besonders an den ruthensförmigen Enden, mit langen, steifen, spitzigen Dornen besetzt, die aus den Winkeln der Blätter kommen; die Rinde ist Anfangs grau, nimmt aber später ein schwarzbraunes und endlich ein rothfarbiges Ansehen an; das Holz weißgrünlich oder gelblich, oft nach dem Kerne zu braun gestimmt, grob kurzfasrig, hart, fest und glatt. Die im Oktober reifende, mit einer dünnen, glatten, fleischigen Haut umgebene Steinfrucht ist eine kleine, erbsengroße, röthlichgelbe, glänzende Beere, welche eine umgekehrt eiförmige Gestalt und einen herben Geschmack hat, einen rundlichen, braunen Samenkern enthält, und bald nach der Reife abfällt. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, Wurzelschößlinge, Ableger und Schnittlinge; der Same geht aber erst im zweiten Frühjahr mit zwei rundlichen Samenblättern auf. Zu Befestigung sandiger Dünen und Dämme ist der Strauch sehr brauchbar, in sofern sie dadurch sehr haltbar werden, und gedeihet, wo oft keine andere Pflanze fortkommen will, eben so zu dicken, schwebenden Decken und wegen seiner goldfarbigen Knospen und safrangelben Beeren, zu Lustgebüsch. Sein Holz wird vom Tischler und Drechsler zu mancherlei kleinen Waren und Geräthe verbraucht, läßt sich schön beizen, färben und

16) Bie 3. 17) Bie 1. 18) Bie 5. 19) Bie 12.  
20) Bie 13. 21) Bie 2. 22) Bie 3. 23) Bie 1. 24) Bie 5.  
25) Bie 3.



zweite von Linné bestimmte Art, *H. canadensis*, bildet nebst *H. argentea Pursh.* eine besondere Gattung, *Shepherdia Nutt.* — *S. Spr. Syst. III, 902.* (Sprengel.)

**HIPPOPHAGI**, 1) Sarmatae, beim Ptolemäus ein Volk an dem östlichen Zuflusse des Rhodstroms (an der Rama), etwa in der Gegend des heutigen Verma, wo noch jetzt die Syrjänen, ein Stamm von Halbnomaden, der Gewohnheit des Benutzens der Pferde als Schlacht- und Melkvieh getreu ist, die der alte Geograph durch jenen Namen andeutet. 2) *H. Scythae*, bei demselben ein Volk an der Ostseite des Imaus (hier der Altai), etwa nördlich der Irtsch- und Selengasquellen, wo noch heute Kalmlüdenhorden mit allen Gewohnheiten der alten Skythen nomadisiren, und das Pferdfleisch als Lederbissen achten. (Benicken.)

**HIPPOPODES** (Pferdefüßler), ein fabelhaftes Nordlandsvolk des Pomponius Mela<sup>1)</sup> und des Plinius<sup>2)</sup>, welche diese Nachricht wahrscheinlich von älteren griechischen Geographen entlehnt hatten<sup>3)</sup>. Die unerforschten nördlichen Gegenden der Erde boten dem Südländer im Alterthume zu Phantasiegebilden den weitesten Spielraum dar; auch mag die seltsame Tracht der Polarvölker, die sich ganz in Thierfelle kleideten, zur Täuschung Vieles beigetragen haben. Die Fußbedeckungen von Pelzwerk aus einem Stücke mögen dem an Sandalen, welche mit zierlichen Nieten befestigt waren und die natürliche Form des Fußes genau sehen ließen, gewöhnlichen Auge des Südländers wohl ein wenig pferdefußartig vorgekommen seyn. Die vermeintliche Heimath der Hippopoden wird von Pomponius Mela ziemlich bestimmt angegeben; er setzt sie in die der Sarmatia Europaea gegenüber liegenden Gegenden. „Das den Sarmaten gegenüber liegende Gebiet, sagt er, erscheint wegen des wechselnden Andranges und Zurückwogens des Meeres, und weil die Klämme, durch die es getrennt ist, bald durch die Meereswogen bedeckt, bald trocken sind, jezt als Inseln und bald wieder als ein einzelnes zusammenhängendes Land. Hier wohnen die *Däonen* (Eieresser), die nur von Eiern der Sumpfvogel und von Haser leben. Auch soll es daselbst Hippopoden geben und *Panoten* (Ganzohren), deren Ohren so groß und breit

pellicren und gibt Spazierstöcke, Meisenröhre u. s.; seine Beeren, welche einen herben, sauren, gelben, särbenden Saft enthalten, werden am bothnischen Meerbusen zu einer Lattwerge verfocht, an einigen Orten zu Fischbräthen benutzt, die davon einen angenehmen Geschmack bekommen. Als Farbholz verdient er mehr Aufmerksamkeit, wie jeither; denn unvorberitetes Tuch erhält in dem Absude von 4 Roth Zweige und Blätter eine Lederfarbe, und Seide wird staßgrau, mit Eisenvitriol vorberitetes Tuch nimmt eine angenehme schwarzbraune Farbe an, welche sehr gesättigt, auf der eben so behandelten Seide aber etwas schwächer ausfällt, alauntes Tuch endlich und Seide bekommen eine gesättigte ledergelbe Farbe.

(Fr. Thon.)

1) *Mela de situ Orbis III, 6.* 2) *Hist. Nat. IV, 27.* 3) Der griechische Geograph Megasthenes (er lebte zur Zeit des Seleucus Nicator und war der Verfasser einer indischen Geschichte. *Pet. Bertii Theat. Geogr. Vet. Tom. I. Praef. p. 4.*) scheint der Urheber dieser Fabeln gewesen zu seyn; er hatte in seinem geographischen Buche von *Indica*, *κόρπος*, und *ποροπόδιον* geschrieben.

sind, daß sie den ganzen Körper einhüllen und den Nackenden zur Kleidung dienen.“ Dann setzt Mela zur eigenen Rechtfertigung hinzu: „dies sind zwar nur Fabeln; aber dennoch sind sie von achtungswerthen Schriftstellern aufgenommen worden.“ Plinius scheint dieselbe griechische Urkunde benutzt zu haben; er sagt in seiner Naturgeschichte: „Man spricht auch von Donischen Inseln, auf welchen die Einwohner von Bogeleiern und Haser leben. Von andern Inseln spricht man, auf welchen die Menschen mit Pferdefüßen geboren würden, die man Hippopodes nenne; und ferner von Inseln der Panotier (Ganzohren, eine andere Lesart hat für *Panotiorum* fälschlich *Fanesiorum*), auf welchen die übrigens ganz nackte Körper der Einwohner von ihren ungeheuern großen Ohren ganz bedeckt würden.“ Solinus<sup>4)</sup> stimmt mit Plinius überein. Vergl. die Art. Hellasier und Oäonen. (Aug. Wilhelm.)

**HIPPOPODIUM**, eine von Sowerby<sup>5)</sup> aufgestellte fossile Muschelgattung, die im Eias vorkommt und wovon eine Art: *H. ponderosum* von ihm abgebildet ist. (Bronn.)

**HIPPOPODIUS**, *Quoy et Gaimard* (Zoophyta), eine Gattung der Medusen (Acalephae) von den genannten Begründern derselben zuerst beschrieben in *Annales des Sciences naturelles X.* daraus in *Isis XXI, S. 338.* Escholtz (System der Acalephen. p. 146) stellt dieselbe in die (2te) Familie Physosporidiae, zwischen Physospora und Rhyzophysa, Cuvier (*règne animal éd. 2. II, 287.* unter dem falschen Namen Hippopus) in die Hauptgattung Physospora, zwischen die Untergattung gleichen Namens und Capolites. Ein Bruchstück des ganzen Thieres ward von Bruguière in der *Encyclopédie méthodique, Vers. pl. 89. f. 5. 6.* und von Otto in *Acta nova Acad. Caes. Leopold. XI. pl. 42. f. 3.* unter dem Namen Gleba; als eigene Gattung aufgestellt.

Als Kennzeichen hebt Escholtz heraus: die Gangfäden haben fadenförmige Zweige, kugelige mit Flüssigkeit gefüllte Bläschen stehen an der Wurzel der Zweige; die Schwimmfüße sind knorpelig und haben eine Schwimmhöhle, die mit einem Blatte halb überdeckt ist. Die Entdecker geben noch besonders an: „die Thiere, zusammen gehäuft, frei, schwimmend, bilden Reihen von 6 — 9 Individuen, gruppirt um eine Schnur von Sawgarn und Eierstöcken, welche sich sehr weit ausdehnen kann. Die einzelnen Individuen gleichen einem Korbhufe, zusammen gehäuft der Ähre einer Brija oder einem Hopfenkähchen.“

Die einzige Art ist *H. luteus*. Die Entdecker sagen von derselben Folgendes: „dieses Thier ist wieder eine von den Formen, die man schwer mit einem andern Thiere vergleichen kann; noch schwerer ist die Art des Lebens in diesen Individuen, welche sich beim geringsten Stoße trennen, zu begreifen. Unter einer großen

4) *Polyhist. XXX.*

5) *Mineral Conchol. of great Britain III. 1821. tab. 250.*



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



sei, ist kaum zweifelhaft, obschon die dort befindlichen Angaben ungenügend sind. Die Beschreibung, welche Aristoteles gibt (Hist. anim. II, 7.), ist voller Irrthümer. Er schreibt ihm zwar Aegypten als Vaterland zu, sagt aber weiter: das Thier hat die Größe eines Esels, die Mähne und die Stimme eines Pferdes, den gespaltenen Fuß eines Ochsen; seine Schnauze ist stumpf, der Mund mittelmäßig gespalten, die Zähne stehen etwas vor, der Schwanz gleicht dem eines Schweines und die Haut des Rückens ist so dick, daß man Wurfspeie aus ihr machen kann. Man muß sich über diese sonderbare Beschreibung um so mehr wundern, wenn man auf die Quellen derselben zurück geht; denn sie ist fast ganz aus Herodot entlehnt, der doch was er selbst gesehen hat, so genau beschreibt. Dieser hat zwar noch einen Irrthum mehr, als Aristoteles (denn er sagt, daß der Schwanz des Flusspferdes dem des Pferdes gleiche), dagegen hat er auch wieder einen weniger, indem er die Größe desselben mit der der größten Ochsen vergleicht (Herodot. II, 71.). Man würde nach diesen beiden Beschreibungen zu glauben versucht seyn, daß die Alten unter dem Flusspferd ein anderes Thier verstanden, als wir heutigen Tages, wenn nicht Dioskor (Lib. I.) uns darüber aufklärte; denn er gibt ihm seine wahre Größe, wenn er sagt, es sei 5 Vorderarme lang und sein Körper nähere sich an Umfang dem des Elephanten. Weiter aber gibt er an, es habe an jeder Seite 3 vorspringende Zähne, welche größer als die Hauer des Ebers seien, doch läßt er ihm noch gespaltene Füße gleich Ochsenfüßen. Plinius, welcher recht gut diese Beschreibung kennen konnte, hat doch nur die des Aristoteles aufgenommen; doch gibt er die Größe nicht an und sagt von der Haut nur, man könne aus derselben Helme und Schilde machen, die undurchdringlich seien, so lange sie nicht naß würden (Lib. VIII. cp. 25.). Er bringt aber noch den Irrthum hinzu, daß das Thier, wie die Seehunde; mit Haaren bedeckt sei (Buch 9. Kap. 12.). Plinius hätte indessen sich besser instruiren können, da er selbst erzählt (Buch 8. Kap. 26.), daß unter dem Adil Scaurus ein Hippopotamus zu Rom gezeigt wurde. Auch wissen wir von Dion, daß Augustus bei dem Triumphzuge über die Kleopatra ein solches Thier mit auführte. Nach Plinius Zeiten sahe man mehrere Flusspferde in Rom. So ließ nach dem Zeugniß von Julius Capitolinus, Antonius ein drittes sehen, andere Schriftsteller erzählen, daß der Kaiser Commodus bei einer Gelegenheit ihrer 5 zeigte und bei einer andern eins mit eigener Hand tödtete; auch unter Heliogabalus und Gordianus konnte man dergleichen schauen. Nichts desto weniger haben die nach Plinius lebenden Schriftsteller keine bessere Beschreibung, z. B. Ammianus Marcellinus, der noch ausdrücklich erzählt, daß die Flusspferde seit der Zeit des Kaisers Julian aus Aegypten verschwunden seien.

Dagegen sagt Abdollatif, ein Arzt aus Bagdad, der zu Ende des 12ten Jahrh. unter dem Schutz von Bohaëddin, Bezier von Saladin, ganz Aegypten durch-

wanderte (Relation de l'Egypte trad. par Sylv. de Sacy. 1810. 4.), daß die Flusspferde wieder im Delta erschienen seien. Nach seiner genauen Angabe finden sie sich in dem niedrigsten Theile des Flusses bei Damiette, sind sehr stark, von erstaunenswerther Kraft, und bieten einen schreckbaren Anblick dar. Der H., sagt er, verfolgt die Mähne, wirft sie um und verzehrt Alles, wessen er von der Ladung habhaft werden kann, gleicht mehr dem Büffel als dem Pferde und seine raube Stimme ist der des Pferdes oder vielmehr des Maulesels ähnlich, sein Kopf sehr plump, das Maul weit gespalten, die Zähne sehr spitz, die Brust breit, der Bauch herabhängend und die Beine kurz. Weiter spricht er von einigen dieser Thiere, welche vom Flusse nach Kairo getrieben wurden, und dort nur durch nubische Schwarze, in deren Lande das Thier sehr bekannt ist, getödtet werden konnten, fügt hinzu, daß ihre Haut schwarz, haarlos und sehr dick war, die Länge vom Rüssel bis zum Schwanz 10 mittlere Schritte, ihre Stärke die dreifache eines Büffels betrug, daß Hals und Kopf das nämliche Verhältniß wie bei diesem Thier, hatten, der Mund vorn, oben und unten mit 6 Zähnen besetzt war, von welchen die äußern seitlichen einen halben Vorderarm lang, die mittlern nur etwas kürzer waren, daß in den Seiten der Kiefern eine Reihe von 10 Zähnen stand, welche die Größe eines Hühneries hatten, daß der Schwanz nur einen halben Vorderarm lang, fingerdick und haarlos, die Beine nicht höher als ein Drittheil der Vorderarmslänge waren, daß die Füße denen des Kamels glichen, aber 4 Hufe hatten, und daß endlich der Körper dicker und länger war als beim Elephanten. Übersieht man den Irrthum über die Backenzähne, welcher sich indessen wegen ihres Baues leicht entschuldigt, so ist diese Beschreibung eine der genauesten aus früherer Zeit.

Besser als die Naturforscher und Historiker, haben die alten Künstler das Nilpferd dargestellt. So findet man es unter andern sehr kenntlich abgebildet, in Gesellschaft des Ibis, des Krokodils und der Lotuspflanze, auf dem Fries der Statue des Nils im Belvedere zu Rom, wo nur Füße und Zähne nicht ganz genau ausgedrückt sind. Auf dem, unter dem Namen der Mosaik von Palästina bekannten Kunstwerke, welches die Thiere Aegyptens und Ethiopiens darstellt, sind 8 sehr gute Figuren vom H., deren 2 durch Rohrenjäger von Pfeilen durchbohrt, das dritte schwimmend erscheinen. Das Bild von diesem entspricht ganz der Natur, es zeigt, wie das Flusspferd sich dem Strom überläßt, nur den Oberkopf aus dem Wasser steckend, um Ohren, Augen und Schnauze frei zu haben, hören, sehen und athmen zu können. Die Münzen von Hadrian, der bis zu den Wasserfällen des Nils in Aegypten vordrang, zeigen sehr häufig diesem Lande entlehnte Attribute und unter andern auch das Flusspferd mit dem Krokodil und dem Nilgott. Eine dieser Münzen in Angeloni's Geschichte der Kaiser (Taf. 149. Fig. 58.) zeigt das Flusspferd, mit einem darauf reitenden Kinde, dabei befindet sich ein Krokodil, so wie auch auf einer andern solchen Münze, welche in



dem Werk von Jakob de Bie über die Münzen der römischen Kaiser (Tab. 39. fig. 7.) abgebildet ist.

Diese Denkmäler ergänzen die Mängel der Beschreibungen, und lassen keinen Zweifel über die wahre Anwendung des Namens Hippopotamus in früherer Zeit. Er erscheint immer unter den Symbolen Aegyptens, so wie sein Name überall unter den, diesem Lande eigenthümlichen Thieren. Es läßt sich also daraus der Schluß ziehen, wenn man auch keine andern Beweise dafür hätte, daß jene Abbildungen und dieser Name demselben Thiere zugehören.

Das christliche Europa sah kein lebendes Nilpferd; Belon war der erste neuere Schriftsteller, welcher selbst eines beobachten konnte. Er sah es zu Konstantinopel und beschreibt es in seiner Naturgeschichte der Fische, indem er zugleich eine Abbildung nach einer Münze Hadrians gibt, wobei er jedoch den Irrthum auf der angegebenen Bildsäule des Nils berichtigt, welche dem Thiere 5 statt 4 Beine gibt; von den Zähnen sagt er nichts weiter, als daß sie denen des Pferd's zu vergleichen. Gesner in seinem Thierbuche schreibt nur Belon nach. Ein halbes Jahr nach diesem besaß ein italienischer Chirurgus Namens Zerenghi zwei Hippopotamushäute, Männchen und Weibchen, und gab eine sehr gute Beschreibung der Art, nebst einer Abbildung des Weibchens heraus. Aldrovandi, welchem er das nämliche Weibchen gezeigt hatte, hatte es für seine Naturgeschichte der Thiere zeichnen lassen, indessen ist es nicht diese Figur, welche in seinem Werke erscheint, sondern eine andere, die er seiner Angabe nach von Padua erhielt. Wahrscheinlich ist diese von Alpini; denn man findet sie in des Letztern Werke pag. 247. Der gelehrte Fabius Columna hatte von dem Thier Zerenghi's eine bei Weitem bessere Zeichnung machen lassen, welche mit einer guten Beschreibung im J. 1616 erschien und also früher, als die von Aldrovandi, selbst wenn man annimmt, daß diese von Alpini gewesen sei. Denn dieser Arzt verließ Aegypten 1583, wo er 3 Jahre zugebracht hatte, und starb zu Padua 1617. Da man seine Naturgesch. Aegyptens erst im J. 1735 erscheinen ließ, so fing dadurch der Gegenstand an, etwas verwirrt zu werden. Er überschrieb sein 12tes Kap.: vom Chaeropotamus u. Hippopotamus, und gibt die Zeichnung von 2 ausgestopften Häuten, von denen die eine einem ausgewachsenen, weiblichen Thiere, die andere einem Fetus angehört, welche er bei dem Pascha von Kairo sah. Beide Häute gehören offenbar dem jetzt so genannten Hippopotamus an, nur daß der Schädel und folglich auch die Zähne zugleich mit den übrigen Knochen bei dem Ausstopfen weggenommen worden sind. Er schließt aus dieser Abwesenheit der Zähne, daß dieß nicht der Hippopotamus der Griechen seyn könne, weil dieser etwas vorstehende Zähne gehabt habe, und da er einige Zeit nachher zu Alexandrien eine andere Haut mit Schädel und Zähnen sah, so gab er auch von dieser eine Abbildung, dieselbe, welche Aldrovandi schon geliefert hatte und schloß nun, daß dieß der wahre Hippopotamus der Griechen sei, weil er mit ihrer Beschreibung besser überein-

stimme. Aus dem Grunde glaubte er auch, daß die Figuren auf der Bildsäule des Nils nicht den Hippopotamus, sondern ein anderes Thier darstellten.

Dieser Irrthum der Alten, daß nämlich die Zähne des Hippopotamus aus dem Maule vorständen, war schwer zu vermeiden, wenn man das Thier nicht lebendig gesehen hatte. Diese Zähne, besonders die Eckzähne sind so groß, daß man kaum begreift, wie sie von den Lippen bedeckt werden können; nun hatten aber die Alten schon viele solche Zähne gesehen, selbst da, als sie noch keinen Begriff von der Größe des Thiers hatten, welche sie der eines Esels gleich schätzten. Diese Zähne machten einen Handelsartikel aus und man wandte sie statt Eisenbeins zu den kostbarsten Kunstwerken an. So spricht Pausanias von der Bildsäule einer Göttinn, deren Gesicht aus solchen Zähnen gemacht war und Kosmas will zur Zeit des Kaisers Justinian einen solchen Zahn gesehen haben, der 13 Pfund wog. Indessen ist es Thatsache, daß man die Zähne des H. nicht sieht, wenn das Maul geschlossen ist, und mehrere Augenzeugen bestätigen dieß, ganz deutlich aber sieht man es an Köpfen, im Pariser Muscum und anderwärts, deren Haut durch das Trocknen nicht zusammen geschrumpft ist. Die antiken Figuren, von denen wir sprachen, geben uns also ein treues Bild des Thieres, und die Annahme einer zweiten Thierart ist keines Weges erforderlich, um sie zu erklären. Alpini setzte das Vorhandenseyn einer solchen Art voraus, und behauptet, daß die Griechen sie Chaeropotamus genannt hätten. Nun findet sich aber in keinem alten Schriftsteller dieser Name, wohl aber sieht man auf der gedachten Mosaik ein vierfüßiges Thier mit einigen kaum zu deutenden Schriftzügen, die man gemeinlich als χοροίρα liest. Da aber die Alten einen Chaeropithocus hatten, welches wahrscheinlich eine Art Mandrill war, und die fragliche Figur einem solchen einiger Maßen gleicht, so läßt sich aus derselben auf das Daseyn des Chaeropotamus nicht schließen. Herrmann in Straßburg, der die Existenz desselben behauptet, ward offenbar von seinen Ansichten über die Verbindung der Wesen durch eine fortlaufende Kette irre geleitet.

Was das Vaterland der Flusspferde betrifft, so ist dasselbe außer dem Nil, oberhalb der Wasserfälle, besonders das Kay der guten Hoffnung und der Senegal, auch weiß man von vielen Reisenden, daß sie in Guinea und am Congo vorhanden sind. Bruce versichert, daß sie in Abyssinien im Nil (siehe weiter unten die Angaben von Ruppel) und im See Tzana sehr häufig sind. Le Vaillant fand sie in allen Theilen des Kafferlandes, die er durchreiste und so scheint das südliche Afrika fast überall damit bevölkert. Es fragt sich nun, ob sie sich nur in diesem Welttheile finden? Nach einer alten Meinung läugnet schon Strabo (Libr. 15.), gestützt auf das Zeugniß von Nearchos und Eratosthenes, daß es dergleichen im Indus gebe, obgleich Dnesikritos es behauptet; Pausanias stimmt mit den beiden ersten überein, aber Philostratos und Nonnos sind



der Meinung des Letzteren. Buffon widerspricht der Ansicht Michael Bohn's, der in seiner Flora sinensis 1656 China als Vaterland angibt, so wie der Angabe Aldrovandi's (de quadruped. dig.) von einem Briefer Alexanders an Aristoteles, nach welchem sie im Indus einheimisch waren. Linné's Anführen, daß sie sich in Asiens Flüßländen, hat keine Auctorität für sich, obgleich Marsden (Hist. of Sumatra) behauptet, gestützt auf die Erzählung und Zeichnung Wharfild's, eines Küstenofficiers, daß sie an der Mündung eines der südlichen Flüsse der Insel vorkämen, und obgleich ferner die batavische Gesellschaft (Vol. I. 1799) den Hippopotamus unter die Thiere von Sumatra, unter dem malay'schen Namen Gonda-Ayer oder Kuda-Ayer aufzählt. Cuvier in seinen Untersuchungen über diesen Gegenstand, wirft die Frage auf, ob nicht der Hippopotamus von Sumatra mit dem Succotyro von Java, welches Newhoff abgebildet hat, ein und dasselbe Thier, schlecht abgebildet und schlecht benannt, sei. Schreber hat diese Figur aufgenommen und man wird schon an der Abbildung ungefähr sehen, in wie weit das Thier entstellt ist. Diard und Duvaucel, welche Java und Sumatra fast nach allen Richtungen durchkreuzt haben, eine neue Art Rhinoceros und eine neue Art Tapir daselbst entdeckten, konnten doch weder einen Hippopotamus, noch den Succotyro auffinden. Vor der Hand muß also noch die Frage über andere Heimathgegenden des Flußpferdes, als die oben angegebenen, unentschieden bleiben.

Was das äußere Ansehen des Flußpferdes betrifft, so wird die Größe desselben sehr verschieden angegeben; das Weibchen soll 12 Fuß lang, 5 hoch seyn, 10 Fuß im Umfang haben, die Füße 2 Fuß dick und hoch, der Kopf 2½ Fuß lang seyn, das Männchen dagegen 17 Fuß lang. Dagegen gibt Rüppel die Länge eines alten, von ihm an Ort und Stelle gemessenen Männchens nur auf 13½ Fuß von der Schnauze bis zum Schwanzende an. Vielleicht rühren diese verschiedenen Maße daher, daß manche von ausgestopften Exemplaren entnommen wurden. Die Farbe ist sowohl an ausgestopften, als lebenden, theils schwarz oder schieferschwartz, theils lohfarbig; es scheint die Farbe auf das Geschlecht keinen Bezug zu haben, vielleicht deutet sie bloß Varietäten an, vielleicht sogar eine besondere Art. Die Haut ist fast nackt, am Halse zum Theil mit einigen größern Falten, außerdem mehr oder weniger rissig, mit wenigen einzelnen Borsten besetzt, welche um die Lippen dichter stehen und länger sind. Die ganze Gestalt erkennt man am besten aus der Abbildung.

Die Flußpferde halten sich theils einzeln, theils gesellschaftlich, wie es scheint, parweise, an den Ufern der Flüsse, oder auf den darin befindlichen Inseln auf. Sie gehen meistens des Nachts ihrer Nahrung nach und richten in den Reis-, Mais-, Hirsen- und Zuckerrohrfeldern mehr durch Zertreten als Fressen, großen Schaden an. Man behauptete sonst, sie lebten auch von animalischer Nahrung, welches indessen nicht der Fall ist.

Sie schwimmen und tauchen gut, können aber nicht lange unter dem Wasser bleiben, sind sehr wild und oft den Menschen gefährlich, werfen ein Junges, welches an den 2 Brüsten in den Weichen gesäugt wird.

Man jagt sie um der Haut, des Fleisches und der Zähne willen; über die Jagd ist Rüppel (Reisen in Nubien, Kordofan etc. Fr. a. M. 1829) sehr ausführlich. „Die Harpunen, womit die Hawait (Hippopotamus-Jäger) anwerfen, sind etwas von denen der Krokodiljagd (s. den Art. Crocodilus) verschieden; das Eisen-ende in einer ovalen Fläche, wie bei einem Radirmesser, die äußern Dreiviertel des ovalen Randes sind vorzüglich zugespitzt. Am obern Vorsprung der Harpune ist ein starker langer Strick befestigt und an dessen anderm Ende ein dicker Klotz von leichtem Holze, um das bei Nacht angeworfene Thier bei Tage leichter wieder aufzufinden. Die Hippopotamusjäger werfen ihr Bild bei Tag und bei Nacht an; der ersteren Zeit geben sie immer den Vorzug, weil sie besser den wüthenden Anfällen des gereizten Feindes entgehen können. Einen Theil des Strickes nebst dem Holzstück der Harpune nimmt der Jäger in die rechte Hand, in der linken trägt er das übrige Seil und den Holzklötz; so nähert er sich behutsam seinem Wilde, wenn es bei Tage auf einer kleinen Insel schläft, oder er lauert des Nachts an der Uferstelle, wo er hofft, daß das Thier herauskommen dürfte, um in den Sattfeldern zu weiden. Ist er bis auf die gewünschte Entfernung genabt (etwa 7 Schritte), so wirft er kraftvoll die Lanze auf seinen Feind, deren Harpune, wenn geschickt geschleudert, bis hinter den Widerhaken durch die dicke Haut in die Fleischmasse eindringen muß. Das verwundete Thier flüchtet sich gewöhnlich nach dem Wasser und verbirgt sich in den Fluten, die Holzlanze fällt ab, aber der an das Harpuneisen gebundene Klotz schwimmt und bezeichnet die Richtung, in welcher der H. geht. Große Gefahr beim Anwerfen des Thieres ist dann, wenn der Jäger von demselben bemerkt wird, ehe der Wurf geschehen ist; zuweilen dringt dann die Bestie mit Wuth auf ihren Gegner los und zermalmt ihn mit Einem Male in dem weit offenen Rachen, ein Vorfall, der während unseres Aufenthaltes bei Schendi Statt hatte. Oft reizen ganz harmlose Gegenstände den Zorn des Thieres; so zerknirschte in der Gegend von Amara ein H. mehrere Stücke Rindvieh, die bei einem Wasserrad angebunden waren. Sobald das Thier glücklich angeworfen ist, eilen die Jäger in ihre kleinen Kähne und nähern sich behutsam dem schwimmenden Holzklötz, an welchen sie ein starkes langes Seil befestigen; mit dessen anderem Ende fahren sie nach der herbei eilenden großen Barke, auf welcher sich ihre Gehilfen befinden; jetzt zieht man mit dem Strick das Thier an; der durch den Widerhaken verursachte Schmerz reizt seine Wuth, kaum hat es die Barke erblickt, so dringt es auf sie los, faßt das Fahrzeug mit den Zähnen und zuweilen gelingt es ihm, solches zu zertrümmern oder umzuschlagen. Die Jäger bleiben unterdessen nicht müßig; 4 bis 6 andere Harpunen werfen sie ihm ein, und mit der Anstrengung aller Kraft nähern sie es durch die Seile derselben, sich dicht an



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Die Bildung der untern Kinnlade ist ebenfalls sehr merkwürdig. Ihre beiden Äste, fast parallel laufend, breiten sich bei ihrer Vereinigung, anstatt sich zu verschmälern, fast in ein viereckiges Stück aus, an dessen vorderm Rand die Schneidezähne in einer geraden Linie stehen und dessen Ecken schräg vorspringen, um die Eckzähne aufzunehmen. Von der Seite betrachtet ist der Ast des Unterkiefers merkwürdig durch einen stark nach unten vorspringenden Winkel, der nach vorn durch eine starke halbzirkelförmige Ausrandung begrenzt wird; der hintere Rand des aufsteigenden Asttheils ist ausnehmend dick. Der Gelenkkopf bildet einen unregelmäßigen Cylinder und steigt von Außen nach Innen herab.

Sehr wichtig ist die Veränderung der Mahlzähne des H. nach Gestalt, Zahl und Stellung in dem verschiedenen Lebensalter. Die Gränzzahl ist 6 auf jeder Seite, oben und unten, 24 im Ganzen, von denen, wie bei dem Pferde, die 3 vordern gewechselt werden, die 3 hintern ungewechselt bleiben. Auch findet sich, wie bei dem Pferde, ein Zahn nach vorne, welcher ausfällt und nicht ersetzt wird. Es finden sich also 4 Milchmahlzähne, von denen nur 3 gewechselt werden, und 3 hintere Mahlzähne. Die 3 ersten Milchmahlzähne und ihre 3 Stellvertreter haben eine eigenthümliche, kegelförmige, viel einfachere Form als die hintern. Der vierte Milchmahlzahn dagegen gleicht dem hintern durch seine zusammengesetzte Form. Er wird durch einen einfachen Mahlzahn ersetzt, da aber zu gleicher Zeit der hinterste Mahlzahn aus dem Kiefer tritt, so bleibt die Anzahl der zusammen gesetzten Mahlzähne immer gleich, nämlich drei. Die Form, welche Cuvier eine zusammen gesetzte nennt, besteht beim H. wesentlich in 4 kegelförmigen Höckern, welche mit dem Rücken dergestalt parweise vereinigt sind, daß ein Par vorn, ein Par hinten in die Quere steht. Von diesen Höckern ist jeder an der Seite, mit welcher sie nicht zusammen stoßen, mit einer tiefen Längsfurche versehen, so daß die Krone des Zahns, wenn er sich abzunutzen anfängt, die Gestalt eines doppelten Kleeblatts (noch besser der Treßblattfigur der französischen Spielkarte) darstellt. Wenn die Abnutzung bis zu der Höhe herab gestiegen ist, wo die Höcker sich vereinigen, so bildet sich für jedes Par eine vierlappige Figur, und wenn die beiden Päre sich vereinigen, so sieht man nur ein krummliniges Viereck, welches die ganze Krone des Zahns einnimmt. Die beiden letzten Mahlzähne der untern Kinnlade haben noch nach hinten zu einen einfachen Höcker, er bildet nach der Abnutzung auf der Krone einen eisförmigen Fleck hinter den beiden Par Kleeblättern. Die 3 ersten Milchmahlzähne bilden einen an den Seiten zusammen gedrückten scharfen, fast schneidenden Keil. Die 3 Eckzähne, welche ihnen folgen, sind ebenfalls kegelförmig, weniger zusammen gedrückt und haben an der äußern Seite 2 Furchen, so daß nach der Abnutzung auf ihren Kronen ebenfalls eine lappige Figur entsteht. Die untern Schneidezähne liegen nach vorn wie beim Schweine, sie sind cylindrisch und nutzen sich etwas an der Spitze ab. Ihr Wurzeltheil, der in den Alveolen steckt, ist sehr lang und rings herum der Länge nach gerieft. Die beiden mitt-

lern sind viel stärker und stehen nur ein Drittheil weiter vor. Die obere Schneidezähne sind fast senkrecht nach unten gekrümmt und die äußern stehen viel weiter zurück, als die mittlern; diese sind innen, die seitlichen an ihrer äußern und hintern Seite abgenutzt. Bei den untern Schneidezähnen ist es umgekehrt der Fall. Die untern Eckzähne sind ungeheuer groß, zirkelförmig in die Höhe gebogen, im Durchschnitt dreieckig, auf den beiden vordern Seiten gerieft, aber fast auf der ganzen hintern abgenutzt. Die obere Eckzähne sind viel kürzer und die Abnutzung findet auf einer schrägen Fläche, welche die beiden vordern Seiten einnimmt, Statt. Die hintere Seite hat eine tiefe Längsfurche. Die 12 vordern Zähne des H. sind übrigens immer an dem eigenen Gewebe ihrer Knochensubstanz kenntlich. Sie ist von der größten Härte und wenn sie auch die feinste Politur hat, so sieht man immer feine, dichte, mit dem Umriss des Zahnes concentrisch laufende Streifen. Das Emaille hat nur eine mittelmäßige Dicke. Diese Zähne werden wegen ihrer Härte, ihrer glänzenden Weiße — sie sollen nie gelb werden — dem Elfenbein, besonders zu künstlichen Zähnen, sehr vorgezogen, aber im Handel häufig mit Wallroszähnen verwechselt.

Was das übrige Skelett betrifft, so hat das Rippferd 7 Nacken-, 15 Rücken-, 5 Lenden-, 8 Heiligenbein- und 17 Schwanzwirbel, im Ganzen 47. Rippen sind 15 Päre vorhanden, darunter 7 wahre und 8 falsche. Der vordere Theil des Brustbeins ist wie eine Pfugschar zusammen gedrückt. Alle Dornfortsätze der Rückenwirbel sind nach hinten gerichtet, die der Lendenwirbel, mit Ausnahme des ersten, nach vorn. Der vorletzte und letzte Lendenwirbel und das Heiligenbein, der erste Lendenwirbel und die letzte Rippe sind auch noch durch Quersfortsätze mit einander eingelenkt. Die Quersfortsätze der Halswirbel aber sind stark nach unten gewandt und nach hinten in Fortsätze verlängert, die einander zum Theil bedecken und dadurch offenbar die Bewegung des Halses erschweren müssen. Das Brustbein weicht von dem gewöhnlichen Bau in so fern ab, als es aus 3 Stücken besteht. Von diesen sind die beiden vordern bei Weitem größer als das kaum merkliche letztere, und bilden allein fast die ganze Länge des Brustbeins. Beide sind gleich groß, an das vordere heften sich die 3 ersten Rippenpäre, jene allein, diese zugleich an das zweite, an dieses das dritte bis achte.

Beide Vorderarmknochen sind völlig zu einem breiten Knochen verwachsen, und ihre Trennung ist nur in der untern, kleinern Hälfte durch eine besonders vorn tiefe Rinne und durch 2 Öffnungen angedeutet, die sich am obern und untern Ende dieser Rinne befinden und von denen die obere etwas weiter von der obern, als die untere von der untern Gelenkfläche entfernt ist. Die Handwurzel ist kürzer und breiter als beim Rhinoceros. In der obern finden sich die gewöhnlichen 4, unter ihnen ein langes, mit der Ellenbogenröhre verbundenes Erbsenbein. Das Kahnbein ist am größten und breitesten. In der untern finden sich, ungeachtet nur 4 Finger vorhanden sind, 4 Knochen, die von innen nach außen zuneh-



men. Der innerste, kleinste, längliche etwas gebogene artikulirt bloß mit der innern Fläche des zweiten; der äußere, wie gewöhnlich mit den beiden letzten Fingern, doch hier nur zu einem sehr kleinen Theile mit dem letzten. Die Mittelhand enthält 5 vollkommene Knochen. Das sehr dünne Wadenbein soll bisweilen oben das Schienbein nicht erreichen (nach D'Alton), indessen erstreckt es sich bei dem Pariser Skelett auch nach oben bis zu diesem Knochen.

Der Magen, wenigstens vor der Geburt, hat eine lange, sehr darmähnliche Gestalt; der rechts von der Speiseröhre liegende Theil ist besonders viel enger und die beiden seitlichen Anhänge sind verhältnißmäßig viel größer, fast eben so weit, als er. Der untere Anhang ist halb so lang, als der quere Theil, und dreimal länger, als der obere; der erstere entspringt rechts, der letztere links und hinten von der Speiseröhre. Der rechte quere Theil schlägt sich gegen den Pförtner hin nach links und unten gegen sich um, und verengt sich bis gegen den Pförtner hin bedeutend. Aus der Speiseröhre gelangt man zunächst in eine kleine mittlere Höhle und von hier aus in die beiden Seitenhörner, die durch eine unvollkommene quere Scheidewand von ihr, dem queren Magentheile und unter einander so geschieden sind, daß sich die Speiseröhre zunächst in die mittlere Höhle, das große Horn und den queren, rechten Magentheil öffnet, indem sich die Mündung von dem großen Horn über der unvollkommenen Scheidewand befindet. Dagegen liegt die Öffnung des kleinen Horns unter der Scheidewand und zu diesem scheinen die Speisen daher erst von der großen Höhle aus gelangen zu können. Die untere quere Wand des rechten Theils des Magens wird durch ungefähr 10 senkrechte Vorsprünge inwendig in Zellen abgetheilt. Mit Ausnahme des dem Pförtner zunächst befindlichen und umgeschlagenen glatten Theils ist die innere Fläche des ganzen Magens faltig und runzlig, nirgends der Angabe nach mit Oberhaut bekleidet.

Über den Fetus ist die Erklärung der Abbildung nachzusehen.

Bei dem Hippopotamus vom Cap (dem gewöhnlichen Nilpferd), sagt Desmoulins (a. a. D.), beträgt die Pfeilnaht wenigstens  $\frac{1}{2}$  der Entfernung von der Hinterhauptnaht bis zu dem Ende der Nasenknochen, sie beträgt nur  $\frac{1}{3}$  bei der Art vom Senegal, obgleich diese an sich größer ist. Die seitlich stehenden Schneidezähne der untern Kinnlade sind bei dem H. vom Cap mehr gebogen und die mittlern Schneidezähne mehr geneigt, als bei der Art vom Senegal. Die Eckzähne nutzen sich aber nicht auf dieselbe Weise bei beiden Arten ab, welches einen andern Mechanismus bei Bewegung der Kiefern, der Art ihrer Zusammengliederung und der Lage ihrer Muskeln voraussetzt. Beim H. vom Senegal ist der obere Eckzahn in der Hälfte seiner Länge abgenutzt und hat den untern etwas tiefer, als auf die halbe Höhe abgerieben, so daß die Spitze oder die Schneide dieses Eckzahns einen Zoll weit vom Rande der obern Zahnhöhle entfernt bleibt, indessen bei der Cap- Art diese Spitze über einen Zoll über dem obern Rande des Höckers, wel-

chen diese Zahnhöhle an den Seiten der Nasenlöcher bildet, vorragt. Auch ist der untere Eckzahn bei der letzten Art um  $\frac{1}{2}$  länger oder wegen des Verhältnisses des obern Eckzahns viel kürzer, indem der obere Rand seiner Schneide auf 2 Linien von der Alveole, der untere Rand auf 2 Zoll entfernt ist. Diese Abnutzung der Eckzähne der Cap- Art hat auf das Alter keinen Bezug, indem das verglichene Individuum jünger ist, als das vom Senegal. Die Fläche, in welcher sich die Eckzähne abnutzen, ist also bei dem H. vom Senegal mehr geneigt, als bei dem vom Cap. Die Naht, welche das Jochbein mit dem Jochfortsatz verbindet, bei dem H. vom Senegal geradlinig, endigt sich in der Gelenkhöhle  $\frac{1}{2}$  Zoll oberhalb des Randes dieser Höhle, so daß das Jochbein auf diesen halben Zoll Antheil an dem Kiefergelenk hat, indessen die Spitze des Jochbeins bei der capischen Art, scharf auslaufend, 1 Zoll vor dem äußern Rande der Gelenkhöhle endigt. Der Ausschnitt am Rückenwinkel des Schulterblattes, welcher beim H. vom Cap sehr deutlich ist, erscheint bei dem vom Senegal kaum merklich, obgleich dieses jenes um  $\frac{1}{2}$  an Größe übertrifft. Die Ausrandung, welche man weiter bei der capischen Art zwischen dem rabenschweifartigen Fortsatz und der Gelenkhöhle bemerkt, zeigt sich bei der senegalischen Art nicht. Die rauhe Linie, welche den äußern Rand der Gelenkugel des Schenkelbeins verlängert, ist auf dem äußern Gelenkkopf der Art vom Cap stark ausgerandet, von welcher Ausrandung sich bei der senegalischen Art keine Spur findet. Der Schambeinrand der obern Beckenverengung, welcher in der Mitte durch 2 starke Vorrangungen beim capischen H. ausgerandet erscheint, ist bei dem senegalischen gerade und hat nicht einmal Spuren, weder dieser Hervorragung noch des Vorsprungs der Verbindung der Schambeine, welche diese Ausrandung trennt. Hiernach würden also zwei Arten des H. vorhanden seyn, welche indessen Fischer vorläufig noch als Varietäten der allgemein bekannten Art betrachtet. Nämlich (Fischer synopsis Mammalium 425):

H. amphibius Linné (aliorumque omnium except. Desmoulins l. c. — ποτάμιος ἵππος Aristoteles. — Buffon XII. t. 8. fig. pulli, t. 6. fig. 1. cranii, 2 pedis. — Suppl. t. 62. 63. fig. Allamandi. — Allamand Hist. nat. du Gnou, du grand Gerbo et de l'Hippopotame. Amsterd. 1776. — Cuvier sur l'Hippopotame. Annales du Muséum IV. t. 63—65. V. p. 66. — Pander et D'Alton die Skelette der Pachydermen. — Dictionnaire des Scienc. nat. Planches. Cah. 49.)

α) H. a. capensis, Desmoulins (l. c.); dentium primorum inferiorum lateralibus valde arcuatis, intermediis admodum procumbentibus; laniariis minoribus; crista sagittali partem certe quintam distantiae cristae occipitalis ab apice ossium nasalium aequante.

β) H. a. Senegalensis, Desmoulins; dentium primorum inferiorum lateralibus minus arcuatis, intermediis minus procumbentibus; laniariis majoribus; crista sagittali partem vix sextam distantiae cristae occipitalis ab apice ossium nasalium adaequante.



Nähere Untersuchungen müssen ermitteln; in wiefern sich diese Unterschiede als Artkennzeichen bestätigen und äußere Unterschiede müssen noch nachgewiesen werden.

(D. Thon.)

**HIPPOPOTAMUS**, Flusspferd, (Palaeont.). Im fossilen Zustande kennt man durch Cuvier's Untersuchungen vier Flusspferd-Arten, und von andern hat man Spuren; alle scheinen nach den Palaeotherien gelebt und ihre fossilen Reste in denselben neuen Gebirgsschichten, wie die Elephanten und Mastodonten hinterlassen zu haben.

1) *H. major* Cuv. <sup>1)</sup> (*H. magnus* Krüg. <sup>2)</sup>) stimmt sehr mit der lebenden Art überein. Es ist eben so groß, oder größer, von 13' — 17' Paris. Länge, jedoch verhältnismäßig etwas niedriger auf den Beinen. Die Hinterhauptleiste ist schmaler, die Fochbogen sind länger und stehen hinten weniger aus einander, der verschmälerte Theil der Schnauze ist kürzer, die Crista sagittalis erhebt sich keiler, beide Unterkiefernäse liegen näher beisammen und vereinigen sich unter einem schärfern Winkel ihrer innern Flächen mit einander, der Winkel des vordern und untern Randes ist weniger abgerundet, ein nach unten vorstehender Winkel des Unterrandes befindet sich unter dem Eckzahn, welcher bei der lebenden Art ganz fehlt. Auch in den übrigen Theilen des Körpers lassen sich abweichende Dimensionsverhältnisse auffinden. — Vorkommen hauptsächlich im Osteolithen-Schuttlande des obern Arnothales, von wo man l. J. 1809 in Florenz schon Reste von mindestens 11 Individuen, und im J. 1816 bereits ein fast ganzes Skelett zusammen gebracht, auch einzelne Reste in viele andere Sammlungen versendet hatte. Die Reste dieser Art sind dort mindestens eben so häufig, als die des Elephanten und Hirsches, und häufiger als jene vom Nashorn. Seltener finden sie sich, doch überall in ähnlicher Gesellschaft und ähnlichen Gebilden in der Gegend von Rom, um Montpelier, in der Auvergne, im Sande der Ebene von Grenelle bei Paris, zu Brentfort in Widdleser, in der Kirkdaler Höhle in Yorkshire und in Lancashire, wo nach Lee <sup>3)</sup> schon im J. 1700 ein ganz vollständiger Schädel im Torfe gefunden seyn soll, was jedoch Buckland später zu bezweifeln scheint. Ganz neuerlich haben sich zahllose Reste dieser Art in der Höhle des Monte Grifone bei Palermo gefunden <sup>4)</sup>. Buckland <sup>5)</sup>, Reeti <sup>6)</sup>, Trimmer <sup>7)</sup>, Croizet und Robert <sup>8)</sup>, Devèze de Chabriol und Bouillet <sup>9)</sup>

haben noch vorzüglich zu deren Bekanntmachung beigetragen.

2) *H. minutus* Cuv. <sup>10)</sup> (*H. minor* Krüg. <sup>11)</sup>). Man hat Backen-, Eck- und Schneidezähne, Unterkieferstücke, Reste von Humerus, Femur, Becken, Hand und Fuß aufgefunden. Diese Art ist von der Größe eines Reulers. Die Zähne sind wie bei der lebenden Art geformt, aber die Backenpare der obern Backenzähne greifen zwischen die der untern ein, wodurch eine eigene schiefe Abnutzung entsteht. Der halbmondsförmige Fortsatz hinten am Unterkiefer ragt nicht allein unter dem untern, sondern auch noch weit mehr hinter dem hintern Rande vor. Vorkommen: häufig in einem harten Gestein aus 0,69 kohlen-saurem Kalk und 0,31 Sand mit etwas Thon bestehend, aus der Gegend zwischen Dar und Tartas (Départ. des Landes), doch gesammelt bis jetzt nur im Pariser Museum. Wahrscheinlich ist dieses die zweite Art Hippopotamus, von welcher Bivona-Bernardi <sup>12)</sup> berichtet, 1830 ganze Skelette in der Höhle bei Palermo entdeckt zu haben.

3) *H. medius* Cuv. <sup>10)</sup> und Krüg. Man hat nur ein Unterkieferstück mit mehreren Zähnen. Der Größe nach steht diese Art in der Mitte zwischen beiden vorigen, doch näher der kleinen Art. Die drei hintern Backenzähne nehmen zusammen nur einen  $\frac{2}{3}$  so langen Raum ein, als am lebenden; sie haben nicht die gewöhnliche kronzförmige Verdickung um die Basis der Krone; die Kleeblatt-ähnlichen Flächen derselben sind minder deutlich, doch ist deren Abnutzung horizontal. Im Pariser Museum aus einem, wahrscheinlich aus süßem Wasser abgesehten Kalktuffe von Saint-Nichel de Chaisine (Dépt. de Maine et Loire).

4) *H. dubius* Cuv. <sup>13)</sup> (*H. minimus* Krüg. <sup>14)</sup>). Man hat nur 8 Backenzähne. Das Thier ist von der Größe eines spanischen Schweines, kleiner als ein gewöhnliches. Alle 8 Zähne haben jeder 0,018 Länge, und die Form der Krone, welche bei Hippopotamus gewöhnlich ist; doch neigt sich die eine Seite derselben früher ab, als die andere, und mit ihnen sind Schneidezähne gefunden worden, die, wenn sie demselben Thiere angehörten, eines der Geschlechter von Montmartre andeuten würden. Im Pariser Museum aus einer Kalkbank bei Blaye (Charente), 20' tief, mit Krokodilzähnen.

5) Backenzahn-Reste einer Art, welche kleiner als die lebende ist, und sich nach derselben nicht näher bestimmen läßt, sind von Crawford mit Überbleibseln anderer ausgestorbener Wirbeltierarten, zumal Mastodonten, aus den Diluvial-Kiebschichten vom Trawaddi im Birmanenreich nach London gebracht und von Clift <sup>15)</sup> untersucht worden. (H. G. Bronn.)

**HIPPOPSIS**, (Insecta), eine von L'epelletier de St. Fargeau und Servillier (Encyclop. méthod. Entomol. X. 336) aus Saperda Fabricius gesonderte

1) Cuvier Ossem. fossil. I. 301—322; III. 380—382; IV. 493; V. II. 501. 627. 2) Krüger Geschichte der Urwelt. I. (1823.) p. 813. 3) Lee history of Lancashire. (Oxf. 1700.) 4) Bivona-Bernardi, vgl. „Ausland 1830. 2. August.“ 5) Buckland Reliquiae diluvianae (1824.) pag. 15. ff. VII. fig. 8—10; ff. XIII. fig. 72; ff. XXII. fig. 5. 6) Necchi Descrizione osteologica dell' Ippopotamo maggiore fossile. Modena 1820. abgedruckt aus Memorie della Società Italiana delle Scienze XVIII. 415 sqq. 7) Trimmer in Philosophical Transactions 1813. 8) Croizet et Robert Recherches sur les Ossements fossiles du dépt. de Puy-de-Dôme. I. (1828.) 9) Devèze de Chabriol et Bouillet essai géologique sur la Montagne de Boulade (1827) ff. XIV. fig. 1. und ff. XXV. fig. 8.

10) Cuvier l. c. I. 332—333; V. II. 527. 11) Krüger l. c. pag. 814. 12) Bivona-Bernardi, vgl. „Ausland 1830. 2. August.“ 13) Cuvier l. c. I. 333—334. und V. II. 527. 14) Krüger l. c. p. 815. 15) Bivona-Bernardi a. a. D.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



denen Plutarch (amator. narrat. cap. 4.) redet, ihre Zuflucht nahmen. (Kanngiesser.)

Hippotades, s. unt. d. Art. Aolos (1ste Sect. 2 Th. S. 56).

Hippotas, s. Hippotae.

HIPPOTES (Ἰππότης), hieß 1) der Vater von Aolos II, vergl. den Art. 2) der Sohn des Königs Kreon oder Glaukos, welchen Medeia nebst seiner mit Jason versprochenen Tochter umbrachte; H. klagte sie beim Kreiopagos an, aber sie wurde frei gesprochen<sup>1)</sup>. 3) ein Herakleide, stammte von Phylas Tochter, Midea oder Mide<sup>2)</sup>, welche Antiochos Gemahlinn war und den Namen seines Großvaters von mütterlicher Seite führte<sup>3)</sup>. Er nahm Theil an dem letzten Zuge der Herakleiden in den Peloponnes. Unglück hatte die Herakleiden bei Rauspaktos heimgesucht; H. tödtete den Seher Karmos<sup>4)</sup> mit dem Wurfspeise<sup>5)</sup>, wofür sich Apollo furchtbar rächte (vgl. den Art. Herakliden, 2te Sect. VI, S. 48), und H. mußte 10 Jahre im Exil leben<sup>6)</sup>. 4) ein Trojaner, Vater einer Tochter, mit welcher Zeus den Gott der Binde, Aolos, gezeugt haben soll (vgl. den Art. Aolos); der Enkel hieß daher Hippotades<sup>7)</sup>. (Schincke.)

HIPPOTHOA, Lamouroux (Zoophyta), eine Korallengattung, nach des Aufstellers Anordnung zu den Cellarien, in die Abtheilung der biegsamen nicht ganz steinigen Polypenstämme gehörend, die Polypen in nicht irritablen Zellen sitzend. Die Kennzeichen sind folgende: „der Stamm ist haarsförmig, überzieht andere Körper, ist ästig; die Äste sind divergirend, gegliedert, jedes Glied besteht aus einer einzigen spindel- oder scheffelförmigen Zelle; die Öffnung für den Polyp ist rund, sehr klein und liegt auf der obern Fläche und nahe am Ende derselben.“ (Lamouroux genres des Polypes t. 80. f. 15. 16.) Es ist noch eine Art bekannt, H. divergens, welche sich durch ihre Kleinheit leicht dem Auge des Beobachters entzieht, indem sie dem unbewaffneten kaum sichtbar ist, ob sie gleich wie Perlenmutter glänzt. Außerst sonderbar ist die Art ihrer Verästelung. Es kommen nämlich aus dem dicksten Theile der Zelle auf jeder Seite einander gerade gegenüber zwei andere, welche mit der ersten fast einen rechten Winkel bilden. Diese Koralle findet sich auf Hydrophyten im mittelländischen Meere, besonders auf *Delesseria palmata*. (D. Thon.)

HIPPOTHOË (Ἰπποθόη)<sup>\*)</sup>, eine Nereide, equicita; 2) eine Danaide, welche ihren Bräutigam Obrinos umbrachte<sup>\*\*)</sup>; 3) eine Amazone<sup>\*\*\*)</sup>; 4) des alten Pelias Tochter, welche Medeia überredete, den Vater zu ermorden, damit sie ihn wieder vom Tode erwecken und durch

Heilkräuter jugendlich erneuern könnte. Sie gehört also zu den Pelladen, die verschieden genannt und gezählt werden<sup>\*)</sup>; 5) eine Tochter Nestors und Ephybie's, Nestors Schwester; Poseidon raubte sie und zeugte mit ihr auf den Echinaden den Laphios, welcher Laphos gründete, und die ersten Bewohner dieser Stadt Telebder nannte, weil er sich so weit von seinem Vaterlande entfernt hatte (ὄρε τηλοῦ τῆς πατρίδος ἐβίη<sup>\*\*)</sup>). Kanne<sup>\*\*\*)</sup> hält die Erzählung für einen Wanderungsmythos; wandert eine Kolonie nach einer Insel, so ist sie die Tochter des einheimischen Flusses, eines Helden, dem Vater von einem Gotte oder Helden geraubt. Auf der Insel Laphos hatte sich eine Kolonie von Argos niedergelassen; dieß der Schlüssel des Mythos. (Schincke.)

HIPPOTHOONTIS HEROUM, Ἰπποθούωντος ἡρώων, von Helychios auch Ἰπποθούωντιον genannt, war ein Denkmal zur Ehre des Hippothoon, eines der alten athensischen Heroen, die unter der Bezeichnung ἐπώνυμοι bekannt sind, weil nach ihnen die zehn von Klisthenes eingerichteten Phylä der Athener waren benannt worden (Herodot. V, 66). Es befand sich an dem Wege von Athen nach Eleusis. Nach ihm hieß eine Phyle Hippothoontis<sup>†)</sup>. — Vgl. auch den Art. Attica (1ste Sect. VI. S. 228). (Kanngiesser.)

HIPPOTHOOS (Ἰππόθοος), 1) ein Sohn des Agyptos und der Arabia, welchen seine Verlobte, die Danaide Gorge, tödtete<sup>1)</sup>; 2) ein Sohn des Hippofoon<sup>2)</sup>, den Herakles tödtete mit seinem Vater und seinen Brüdern<sup>3)</sup>; 3) einer von Priamos vielen Söhnen, die mit ihm den Verlust des Patroklos beweinen<sup>4)</sup>; 4) ein Sohn eines Nachkommen des Teutamos, Lethos Sohn, angeblich von Ares stammend, führte vereint mit seinem Bruder Palaos die Pelasger gegen Troja von Larissa aus<sup>5)</sup>. Mit Ajax kämpfte er um Patroklos Leiche; um den Rumpf des Gefallenen schlang er einen Riemen, um ihn mit diesem zu den Trojanern herüber zu ziehen; Ajax aber spaltete ihm den Kopf mit dem Speere. Sein Leichnam fiel in die Hände der Griechen, die ihn plünderten<sup>6)</sup>. 5) ein Sohn des Poseidon, geboren von der schönen Alope<sup>7)</sup>, der Tochter des alten Königs Kerkyon<sup>8)</sup>, welcher Poseidons eigner oder des Hephästos Sohn war<sup>9)</sup>. Das Kind wurde von seiner Mutter aus Furcht vor Kerkyon ausgehakt, die Sache aber doch von diesem entdeckt. Vergl. das Nähere im Art. Alope. Nach seiner Mutter Tode in den Wald zurückgebracht, wurde H. von einer Stute genährt und Hirten nahmen ihn in ihre Hütten, nannten ihn Hippothoos oder Hippothoon (Roffestummler oder Rosernährer)<sup>10)</sup>. Als Theseus auf sei-

1) Diodor. Sic. IV, 56. 2) Apollodor. II, 7, 8, 12. 3) Apollodor. I. I. dazn Heyne. Pausan. II, 4, 3. Er war der fünfte von Herakles, s. die Erfinder zu Vellej. I, 3. Schol. Pindar. Olym. XIII, 17. Schol. Theokrit. V, 83. 4) Euseb. Praep. Ev. V, 20. Pausan. III, 13, 3. 5) Apollodor. II, 8, 3, 1. Heyne Obs. p. 207. 6) Apollodor. II, 8, 3. Pausan. III, 13, 3. 7) s. Hippotades im Art. Aolos und Ovid. Metam. I, 431.

\*) Hermann Opuscul. Vol. II. p. 210. Hesiod. Theog. 251. Apollodor. I, 2, 7. \*\*) Hygin. Fab. 170. p. 286. ed. van Stearn. \*\*\*) Hygin. Fab. 163. p. 276.

\*) Hygin. Fab. 24. p. 72. \*\*) Apollodor. II, 4, 5. und Heyne Obs. p. 129. \*\*\*) Mythol. d. Griechen. S. XXXIV.

†) Pausan. I, 5 u. 38. Helych. V. ἐπώνυμοι. 1) Apollodor. II, 1, 5, 4. 2) das. III, 10, 5. 3) das. II, 7, 3, 5. 4) Homer. II. XXIV, 249. 5) II. II, 840. 6) II. XVII, 277. 288. 318. 7) Siebelis ad Pausan. I, 39, 3. Annot. Vol. I. p. 141. und Bilder's Zeitschrift. Thl. I. St. 1. S. 132. 8) Hygin. Fab. 187. p. 310. ed. van Stearn. 9) Hygin. Fab. 28, 208. Gollius Noct. att. XV, 21. 10) über diese Verschickung s. Cramer Symbol. Thl. 2. S. 352 ff.



nem Zuge durch Arabien den Unhold Kerkyon getödtet hatte, setzte er den H., welchen er als Poseidons Sohn erkannte, auf seine Bitten in die großväterlichen Rechte. H. wurde als Heros in einem besondern Tempel verehrt, Ἰπποθώραειον<sup>11)</sup>, ja in Athen empfing sogar eine attische Pöyle von ihm den Namen<sup>12)</sup>. (Schincke.)

HIPPOTHOROS, nannte man den die Stute bespringenden Hengst; besonders wurde der Ausdruck vom Esel gebraucht, der die Stute belegt; bei dem Zeugungsakte wurde eine eigene Melodie gespielt, welche Hippothoros Nomos hieß<sup>\*)</sup>. (R.)

HIPPOTIS R. et P. Fl. per. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse hat zum Charakter einen glattrandigen, blumenscheidenartigen, gefärbten Kelch, eine trichterförmige, rückwärts gekrümmte Korolle mit zurückgeschlagenen Lappen, ein gekerbtes Krüglein, welches den Fruchtknoten umgibt, eine zweigespaltene Narbe und eine zweifächerige, mit dem Kelch gekrönte Beere. Die einzige, von Ruiz und Pavon in Peru entdeckte Art dieser Gattung, H. triflora, ist ein Strauch mit eisförmig-ablangen, langzugespitzten Blättern, dreiblumigen Blütenstielen und bunten Blumen. — S. Spr. Syst. I, 761. (Sprengel.)

Hippotom, Hippotomie (Pferdezergliederer, Pferdezergliederungskunst), s. Zootomie.

HIPPOTOS (Ἰππότης), ein Sohn des Herakles von der Subda, der Tochter des Thespios<sup>\*\*)</sup>. (Schincke.)

HIPPOTOXOTAE, Hippotoxoten, eine Gattung leichter Reiter im makedonischen Heere, meist aus thrakischen und sarmatischen Edlknern bestehend, mit leichten Brustharnischen und Lederhelmen, deren Hauptwaffe Pfeilgeschöß und Bogen waren, woher denn auch ihr Name<sup>\*\*\*)</sup>. (C. W. Müller und Benicken.)

HIPPOTROCHOS, einer von Priamos' Söhnen †). (Schincke.)

Hippozarytos, s. unter Hippo.

HIPPOZYGOS (Ἰππόζυγος), ein Sohn des Herakles, welchen ihm die Thespiade Hippokrate gebar ††). (Schincke.)

HIPPU AKRA, Hippa oder Hippi (equi) promontorium, nach Ptolemaos ein Vorgebirge in der afrikanischen Landschaft Syrtica, westlich von der großen Syrte, in der Nähe der Arae Philaeorum. (R.)

Hippucrene, s. Hippokrene.

HIPPURI PORTUS, nach Plinius (Hist. Nat. VI, 22.) Hafenort auf der Insel Laxrobane; nach Andern soll es mit Hippu akra einerlei seyn †††). (R.)

HIPPURIS, ist eine kleine Insel unter den Sporaden, die von den Scholiasten zu Apollodor. V, 1712 bei Thera gesetzt, von Nela II, 7. neben Sparos, von Plinius IV, 23. neben Anaphe genannt wird.

(Kanngiesser.)

HIPPURIS L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rajaden, und der ersten Ordnung der ersten Linnéschen Klasse, deren Charakter in fast nackter Blume, einem Staubfaden, welcher an den Fruchtknoten angewachsen ist, einem einfachen Pistill und einem kugelförmigen, einsamigen Nüsschen besteht. Die beiden bekannten Arten dieser Gattung sind krautartige, perennirende Wassergewächse. 1) H. vulgaris L. mit in Wirbeln beisammen stehenden, liniensförmigen Blättern. In den Gewässern (vorzüglich den stehenden) Europa's und Amerika's. Abgeb. Engl. bot. t. 763. 2) H. maritima Hellen. (in Usteri Del. I, t. 1.) mit eisförmigen, vierzähligen unteren, und sechszähligen, liniensförmig-lanzettförmigen oberen Blättern. An den Küsten des bethnischen Meerbusens. (H. tetraphylla L. Suppl. — S. Spr. Syst. I, 19.) (Sprengel.)

HIPPURIS, der Lannenwebel, (Palaeont.) Hippuris arvensis minor nennt Volkman einen Pflanzenabdruck aus schlesischen Kohlenwerken. = Schlotheimia ternifolia v. Sternb.

Hippuris saxea nennt Scheuchzer (herbarium diluvianum 1723. p. 82. no. 229) eine andere Pflanze in Büttner's Coralliographia subterranea (tf. I. fig. 4.), welche mit den lebenden Pflanzenarten des Geschlechts Hippuris einige allgemeine Ähnlichkeit hat. — Vgl. Hippurites. (H. G. Bronn.)

Hippurit  
Hippurita } s. Hippurites.  
Hippurite }

HIPPURITEN-KALK, ein durch eingeschlossene Hippuriten und Radioliten charakterisierter Kalk, welcher in allen Fällen, wo Gebirgsart und Versteinerung genau bestimmt werden konnten, der Kreideformation angehörig war. S. Hippurites. (H. G. Bronn.)

HIPPURITES (von ἵππος und οὐρά = Pferdeshwanz), Pferdeshwanzstein, Hippurit, franz. Hippurite, ital. Ippurite. (Palaeont.) Mit diesem Namen haben alle Versteinerungssammler sehr verschiedenartige Gegenstände bezeichnet, nämlich:

1) Abdrücke von hippuris-ähnlichen Pflanzen; vgl. Hippuris.

2) Sternkorallen, welche aus dem Sterne proliferiren, und aus welchen Goldfuß neuerlich das Geschlecht Cyathophyllum<sup>1)</sup> gebildet hat. Da diese aber zuerst mit einem einfachen Sterne beginnen müssen, so hat man auch als Anfänge derselben Turbinolien, und aus Unachtsamkeit auch gestalt-ähnliche Caryophyllen u. dgl. dazu gerechnet. Doch waren hier die Ausdrücke Hippuritus, Hippuriti gewöhnlicher, als Hippurita und Hippurites. In dem angeedeuteten Sinne indessen wird das Wort

11) Herck. a. d. B. 12) Kreuzer Symbol. Th. 2. S. 852. 853.

\*) Plutarch. Conjugal. praeccept.

\*\*) Apollodor. II, 7, 8, 4. Deyne gibt ihm eine andere Mutter; vielleicht ist die Intervunktion falsch.

\*\*\*) Vergl. Arrian. IV, 24. 28.

†) Hygin. Fab. 90.

††) Apollodor. II, 7, 8, 2.

†††) Vergl. Collar. Not. Orb. ant. III, 23. §. 43. n. 6.

1) Goldfuß Petrefacta Masci Bononensis I. (1826) pag. 54.



Hippurites auch noch in von Schlotheim's Petrefactenkunde <sup>2)</sup> genommen, wo aber die durch seitliche Verwachsung verschmolzenen Individuen getrennt bleiben.

3) Wegen der äußern Ähnlichkeit mit den vorigen mögen früher schon manche der Muscheln mitbegriffen worden seyn, woraus nachher de Lamarck <sup>3)</sup> und Montfort <sup>4)</sup> die Geschlechter Hippurites, Radiolites, Sphaerulites, Batolithes, Raphanister u. s. w. gebildet haben. In diesem wissenschaftlichen Sinne hat sich das Wort auch bisher erhalten, und bedarf einer weitern Auseinandersetzung.

Hippurites. Es gibt eine ziemlich beträchtliche Anzahl fossiler Körper mit eigenthümlicher Struktur, von denen sich keine lebenden Analoga finden, und deren fossiles Vorkommen auf die Kreide beschränkt zu seyn scheint. Sie bestehen im Allgemeinen aus einer dicken, grobblättrigen, zelligen, sehr unregelmäßigen, im Querschnitte mehr oder weniger runden, bald zylindrischen, bald umgekehrt kegelförmigen, etwas gebogenen Schale, welche mit ihrer Spitze oder mit einer Seite an andere Körper auf- und angewachsen, innen hohl und am dicken Theile des Kegels mit einem Deckel von ganz ähnlicher Struktur verschlossen sind. Der Deckel ist bald flach, bald konvex, bald kegelförmig und inwendig an seiner untern Seite mit einer kegelförmigen Ausbuchtung versehen. Man würde diese Körper für ungleichklappige Muscheln mit konischen Klappen erklären können, wenn beide Theile durch Schloß und Schloßband befestigt gewesen wären, von denen man aber so wenig als von dem Muskeleindruck eine Spur findet; man muß sie daher als Schale und Deckel betrachten. Die Zellen, woraus die Schalen in ihrer ganzen Dicke zusammengesetzt sind, haben senkrecht auf die horizontalen Blätter der Schale betrachtet, eine zylindrische und unter rechtem Winkel gesehen eine rektanguläre Gestalt, und sind meist groß genug, um sich mit freiem Auge erkennen zu lassen. Auf einer Seite der innern Oberfläche der Schale laufen gewöhnlich 2 bis 3 hohe, gerundete Leisten von der Spitze zum Rande, welche 1—2 rinnenförmige offene Kanäle zwischen sich haben, und an der äußern Oberfläche durch eben so viele schwache, der Länge nach ziehende Vertiefungen und durch die Biegungen der Zuwachsstreifen angedeutet sind. Die innere Höhle der Schale ist gewöhnlich nicht leer, sondern unvollständig von einem Kerne ausgefüllt, dessen äußere Oberfläche fast überall mehr oder weniger von der innern der Schale entfernt bleibt, und der deshalb eine, zwar im Allgemeinen bestimmte, doch von der der Höhle nur wenig abhängige Form hat. Er besteht, der Ausbuchtung beider Schalen entsprechend, aus zwei mit der Basis unter einem stumpfen Winkel zusammen stoßenden und meist nur lose zusammen hängenden Kegeln, daher

er Birostrum genannt wird. Der untere dieser Kegel kann sich der Quere nach oft in mehrere regelmäßige Glieder theilen, was darauf hindeutet, daß Querscheidewände in der Höhle der Schale gewesen seyn müssen, die auch oft in der leer gebliebenen Schale vorgefunden werden, oft aber, da sie eine eigenthümliche Struktur und Zusammensetzung besitzen, ohne die Schale zerstört worden sind. Oft gehen sie unvollständig nur durch einen Theil der Höhle quer durch. Wenn sie daher in der leeren oder vom Kern erfüllten Schale nicht wahrgenommen werden, läßt sich daraus noch nicht folgern, daß sie überhaupt nicht vorhanden gewesen seien. Zwischen der Basis beider Kegel des Kernes und der Schale ist gewöhnlich ein leerer, zuweilen aber durch einen eigenthümlich ästig-blättrigen Kern erfüllter Zwischenraum, in welchem Des Moulins den Abdruck von branchien-ähnlichen Athmungs-Organen zu erkennen geglaubt hat, durch welche sich beim Versteinerungsprozeß wohl auch die innere Höhle im Körper des, die Schale bewohnenden Thieres gefüllt, und so das von der Schale getrennte Birostrum gebildet haben könnte, an das sich zuweilen noch die Ausfüllungen einiger vom Thiere verlassenen Kammern im Grunde des untern Kegels angefügt hätten. Die Konservierung des leeren Raumes zwischen Kern und Schale würde auf eine sehr berbe Konsistenz des langsam verweseten Thierkörpers schließen lassen, etwa wie bei den Ascidien (welche aber, wenn sie von einer äußern Schale eingeschlossen wären, wohl sicher minder konsistent seyn würden). — Manchmal ist später die ganze Schale mit Hinterlassung des Birostrum's allein zerstört worden, in welchem Falle man dieses öfters unmittelbar als Konchyl von besonderer Form, oder als genau ausfallenden Kern einer Bivalve betrachtet hat, auf deren eigenthümliche äußere Form man aus jenem schließen zu dürfen glaubte. Die bisherigen genauern Untersuchungen verdankt man größtentheils Des Moulins <sup>5)</sup>.

La Peyrouse <sup>6)</sup> hat zuerst eine ziemlich beträchtliche Anzahl dieser Konchylien aus den Pyrenäen stammend, unter dem Namen von Orthoceratiten und Ostraciten beschrieben, und Lamarck <sup>7)</sup> schon früher diejenigen Arten, in deren Innerem Spuren von Scheidewänden zu erkennen waren, unter dem Namen Hippurites vereinigt, sie zu den polythalamischen Cephalopoden gebracht, und die erwähnte Rinne längs der innern Oberfläche als Analogon des Siphon der Polythalamien betrachtet. Die übrigen Arten aber vertheilte er in die zwei Geschlechter Radiolites *de la Métherie* und Sphaerulites *Lam.* <sup>7)</sup> und bildete aus diesen nebst einigen andern Geschlechtern seine Familie der Radisten. Das zweite unterscheidet sich von dem ersten dieser Geschlechter nur dadurch, daß die Schale weniger kegelförmig verlängert, flacher, blättriger und an der innern Oberfläche mit einigen zufälligen zahn-ähnlichen Uneben-

2) v. Schlotheim Petrefactenkunde. (1820) S. 351. 3) de Lamarck Système des animaux sans vertèbres. Paris 1801. de Lamarck Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. VI. 2. (1819) 230—234. VII. (1822) 596—598. 4) Denys de Montfort Conchyliologie systématique I. (1808) 286. 334. 338.

5) Ch. Des Moulins Essai sur les Sphaerulites etc. Bordeaux 1826. 6) De La Peyrouse Description de plus. nouvel. espèces d'Orthoceratites et d'Ostracites. Erlangen 1781. fol. 7) Bis Note 2.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



apiculis; valvis: inferiore hinc adhaerente, transversim rugosa, longitudinaliter striata, hinc longitudinaliter trisulcata, intus carinis tribus obtusis — superiore radiatim elegantissimo striata, ad apices carinarum emarginata. Long. 6" Paris. Lat. super. 4". In Kiesel umgewandelt, auf Feldern um Cendrieux in Perigord (*Des M.*) und um Rheims (*Hoeningh*).<sup>30)</sup>

2) *H. resecta* *Desfr.* (*Dict.* p. 196) *Des M.* (p. 143). Testa ..... valvis: inferiore intus carinis tribus ad imam cavitatem productis instructa; superiore ..... Long. 2". Diam. 1". In Menge zu St.-Paul-Trois-Châteaux (Drome). Keine Scheidewände sind innerlich sichtbar. [Schwerlich dürfte mit *Höninghaus* dazu noch die folgende Art zu bringen seyn.]

3) *H. cornu-vaccinum* n. s. Testa cellulis magnis, elongato-turbinata, curva; valvis: inferiore apice incurva, longitudinaliter dense et aequaliter striata, striis aut rugis incrementitiis omnino destituta, intus longitudinaliter obsolete sulcata, carinis tribus dorsalibus aut lateralibus a basi oriandis et infra marginem terminatis instructa, dissepimentis nullis aut dissolutis, — superiore ... birostro ....; Long. 10" — 11"; Diam. super. 3" — 4". — In harter Kreide am Untersberg im Salzburgischen<sup>31)</sup> mit Sphäroliten, welche seltener und kleiner sind. Dort werden sie „versteinerte Kubdöner“ genannt. Der Deckel scheint immer von der Schale getrennt und dadurch die Bildung eines Birosters gehindert worden zu seyn, den man bei den Sphäroliten gleichwohl antrifft.

4) *H. basales* n. s. (*H. organisans* *Lajard, Toulouzan et Negrel*)<sup>32)</sup>. Testa cellulis inconspicuis ...; valvis: inferiore polygono-cylindrica, elongata, subflexa, latere longitudinaliter cum aliis binis aut singula connata; interstitiis liberis longitudinaliter sulcatis striatis: sulcis tribus remotis profundioribus; notis incrementitiis exterioribus vix ullis praedita; intus longitudinaliter deplanato-sulcata, carinis tribus inaequalibus remotis aucta; dissepimentis nullis dissolutis; — valva superiore ....; birostro .... Long. 1' .... Diam.  $\frac{1}{2}$ " — 1". Die drei Keifen im Innern sind gerundet, der Stellung nach den drei tiefen Furchen der äußern Fläche entsprechend, wovon die zwei äußern und  $\frac{1}{2}$  der Peripherie der Schale von einander entfernt und an Größe am verschiedensten sind. — Von Gage bei Marseille in harter Kreide, ausgefüllt mit Kalkspath. — Diese Art gehört zur Abtheilung *Batolites* *Monf.* und *Cuv.*, sie unterscheidet sich aber durch die drei Kiele im Innern, wenn anders *Lapeyrouse* und *Montfort* richtig gezählt haben. Vgl. *H. organisans*.

B) Carinis internis duabus.

5) *H. cornu-pastoris* *Des Moul.* (p. 141. *tf. X.* *fg. 1. 2. 3.*), testa cylindraco-elongata, tabiformi,

inferne attenuata, plus minusve curvata; cellulis maximis longitudine latitudinem superante; valvis: inferiore transversim rugosa, longitudinaliter grosse arguteque regulariter costata, fasciis longitudinalibus duabus inaequalibus eleganter obtuseque regulariter striatis, carinis internis duabus, sulco duplicatis approximatis, — superiore subplana, laevi, nunc concentricae substriata, nunc radiatim irregulariter subplicata; birostro lobis obtusissimis, brevibus; septis incrementitiis deciduis. Long. 6". Lat.  $2\frac{1}{2}$ ". In härtester Kreide des Steinbruchs Creuset zu Pyle bei Perigueux (Dordogne).

6) *H. cornucopiae* *Desfr.* (*Dict.* p. 196; *Blainv. malac.* *tf. 58 bis. fg. 1.*), *Des Moul.* (p. 144) ..... Testa ..... valvis: inferiore carinis duabus indivisis obtusis instructa; septis crassis, deciduis ... Long. 3" — 4"; Diam. sup.  $2\frac{1}{2}$ ". In der Gegend von Neapel auf und an einander gewachsen.

Anm. Davon scheint verschieden zu seyn die Art, welche *Thompson* *Cornucopia* nennt<sup>33)</sup>: Sie ist gebogen, verlängert, kegelförmig; 10" Engl. lang, oben 25" dick; mit deutlichen Zellen, außen schwach nach der Länge gestreift, hat innen 2 Kiele. Der Deckel ist scheibenförmig in der Mitte von außen und innen konlav 1", am Rande 2" dick (?). Die konkaven, zahlreichen Querscheidewände sind deutlich. Die 2 Kiele sind  $\frac{1}{2}$  des innern Durchmessers hoch. Vorkommen am Cap Passaro in Sizilien in großer Menge.

7) *H. organisans* *Des Moul.* (p. 146); *Orthoceratites à gouttière en tuyau d'orgue* *Lapeyr.* (p. 8 und 36. *tf. XI.*); *Batolites organisans* *Monf.* (I, 334 — 336); *Batolithes Cuv.* (*regn.* III. p. 120), *Batolite Ferruss.* (*dict. class.* II, 224); *H. fistulae* *Desfr.* (*dict.* p. 197), *Des Moul.* (p. 146); — *Knorr.* (*lapid. diluv. test.* II, u. p. 256. *tf. J\*\* fg. 2. tf. J.a. fg. 13.*)

*H. testa* ....; valvis: inferiore elongata, irregulariter cylindrica, leviter longitudinaliterque striata, cum aliis binis, quinis, pluribusve lateraliter connata, concervata, striis incrementitiis, externis raris, intus carinis binis, dissepimentisque numerosis confertissimis ubique praedita. Long. 1' — 3'. Diam.  $\frac{1}{2}$ " — 1". Diese Art ist sehr unvollständig bekannt. *Desfrance*, welcher nur die Abbildung bei *Lapeyrouse*, nicht auch jene bei *Montfort* zitiert, gibt nichts an, das seinen *H. fistulae* von *Batolites organisans* unterscheidet. Er erwähnt nur der äußern schwachen Längenfurchung, deren *Montfort* nicht ausdrücklich gedenkt, wogegen dieser dem *Batolites* zwei Kiele ertheilt, deren keiner *Desfrance* nicht gedenkt, obschon *Lapeyrouse*, auf den sich auch *Montfort* bezieht, ausdrücklich von zweien spricht. Sollten aber die zwei Systemen nur irrig zwei Kiele statt drei gezählt haben, so würde diese Art mit *H. basales* zusammenfallen. — In harter Kreide; so in den Corbières, den Vorbergen der Pyrenäen,

30) *Höninghaus* in v. *Leonhard* und *Bronn* Jahrbuch der Mineral. 1830. Heft IV. 31) *L. v. Buch* in *Oken's* *Jhd.* 1828. III von *Ellenbach* in v. *Leonhard* u. *Bronn* Jahrb. 1830. S. 163. 32) In *Villeneuve* *Statistique* du dépt. des bouches du Rhône. I. p. 376.

33) *Novelle di Letteratura, Scienze, Arti e Commercio.* Neapol. II. 1801. *Elsäffer* in *Wiedemann's* *Archiv* f. Zoologie u. IV. 1804. S. 1—6. *Thompson* *vergl. Note 11.*



zu Montferrat in unsern Alet. (Lapeyr.); in den Hochalpen (Montf.).

8) *H. sitoloideus* Catullo<sup>34)</sup> (p. 173. t. VII. fig. A. B. C.) *H. testa conico-cylindracea, subarcuata, intus septis transversis in loculos distincta, extus sulcis longitudinalibus dilatatis, leviter sinuosis; striis incrementitiis nullis, carinis duabus. Long. 5"; Diam. 2½". In den Kalkbergen Belluno's [Name entsprechend dem Worte sitolitoideo!].*

\* Carinarum numero incognito, operculo biemarginato.

9) *H. rugosa* Lam. (hist. 598), *Des M.* (143): *testa cylindraceo-attenuata, crassissima, transversim rugosa, fovea duplici in margine valvae superioris planae. Long. 3" 10". — Ganz versteinert. Aus den Pyrenäen.*

10) *H. curva* Lam. (hist. 598), *Des M.* (143): *testa conica, curva, rudi; valva superioris plana; fovea duplici in ejus margine. Long. 3". Ganz versteinert; eben daher.*

11) *H. bicornata* Lam. (syst.), *DeFrance* (dict. p. 197. atlas), *Blainv.* (malac. t. 58 bis. fig. 2.), *Des Moul.* (p. 145). — *Orthoceratites* Lapeyr. (p. 27. t. VI. fig. 4. t. VII. fig. 1—4.) — *Parkinson*<sup>35)</sup> (III. t. VIII. fig. 1.) — *Bronn*<sup>36)</sup> (p. 8. t. I. fig. 18.). *H. testa extus laevi; valvis: inferiore rugis incrementitiis remotis, — superiore plana, punctis impressis instructa, prope marginem ad apices carinarum binarum pertusa. Long. 6". Diam. sup. 1½". Nach Lapeyrouse sind Außen nur zwei Rinnen vorhanden, welche den Rieken im Innern entsprechen. — Von Alet in den Corbières (Lapeyr.), und zu St. Baume und Les-trois-frères bei Marseille. (Laj., Toul., Negr.)*

\*\* Carinarum et operculi lacunarum numero incognito.

12) *H. striata* DeFr. (dict. p. 196), *Deshay.* (dict. cl. VIII, 229.), *Des Moul.* (p. 144); — *Orthoceratites operculo gibboso* Lapeyr. (t. VI. fig. 1—3. p. 25). *H. testa conica curva, extus obtuse longitudinaliter striato-sulcata, valva superiore centro gibbosa. — Long. max. 6". (Lapeyr.) — Nach Lapeyrouse scheinen nur 2 innere Rieken vorhanden. — In hartem Kalk, von Alet (Lapeyr.), und zu Randach im Canton Bern. (DeFr.)*

13) *H. sulcata* DeFr. (dict. p. 196. Atlas fig. 3.), *Blainv.* (malac. t. 53 bis. fig. 3.), *Des Moul.* (p. 145). *Orthoceratites* Lapeyr. (p. 23. t. V.). *H. testa extus sulcis longitudinalibus argute carinatis instructa, valva superiore plana, reticulata, Reteporum aemulante. Long. max. 2"; aliis long. 6", lat. 1½". Von Alet. Lapeyrouse erwähnt äußerlich nur einer Rinne.*

14) *H. dilatata* DeFr. (dict. p. 197), *Des Moul.* (p. 146). — *Orthoceratites* Lapeyr. (p. 29. t. VIII.

fig. 6.) *H. testa abbreviata, extus sulcata, valva superiore complanata. — Long. 1", Diam. 2". — Von Alet.*

15) *H. ? Raphanister* Des Moul. (p. 147.) — *Raphanister campanulatum* Montf. (p. 338—340). *Hosc* (Nouv. dict. d'hist. nat. XXIX, 18). — *H. testa fere cylindracea, extus quasi subarticulata, articulis campanulatis, centro proliferis. Long. 6". Innere Organisation unbekannt. In Eisengruben zu Montbard.*

16) *H. Amplexus* Des Moul. (p. 148), — *Amplexus coralloides* Sow.<sup>37)</sup> (I, 165. t. 72.), *Bronn*<sup>38)</sup> (p. 8. t. I. fig. 13.), — *Orthoceras* Feruss. (dict. cl. I. 300), *Blainv.* (dict. des sciences nat. XXXII. 192), *DeFr.* (ib. Suppl. 29.)

17) *H. Fortisii* Cat.<sup>39)</sup> (p. 171. t. VI. fig. B. b.) *testa subelongato-conica curva, sulcis longitudinalibus crassis, undatis, stria longitudinali subdivisis, varicosis; striis incrementitiis transversis raris. Long. 5". Diam. 2½". — Anzahl der Rieken...? — Von Borsoi bei Alpagho im Bellunesischen, nach Catullo im Jurakalk; doch mit Kreideversteinerungen.*

18) *H. turriculatus* Cat.<sup>39)</sup> (p. 172), *Fortis*<sup>40)</sup> (viag. t. VII. fig. 14.) *testa elongato-conica, leviter arcuata, sulcis longitudinalibus crassis; apertura plano-truncata. Long. 2". Diam. 7". Die Exemplare von Borsoi haben einen einfachen Mund, jenes von der dalmatischen Insel Simoskoi, welches Fortis abbildet, scheint mit einem Ring um die Öffnung versehen zu seyn. Dieser sehr ähnlich ist eine Art, welche Fortis in seinen Mémoires pour servir à l'histoire naturelle de l'Italie (I, 150) beschreibt und (t. VI. fig. C.) abbildet. Er stammt von Montefenera bei Asolo. Noch gedenkt Catullo einer minder vollständigen Art von Borsoi, der ein von den Diablerets bei Ber erhaltenes Exemplar sehr ähnlich sei, welches in einem Stücke des dortigen schwarzen Kalkes mit *Cerithium diaboli* und *C. lemaiscatum* eingeschlossen sei. Ein drittes Exemplar in der Sammlung Castellini's sei, einer von Faujas, St. Fond eigenhändig geschriebenen Etiquette zu Folge, von diesem auf dem Monte San Stefano bei Castiglione gefunden worden, der ganz aus tertiärem Gesteine bestehe.*

In Dalmatien scheinen die Hippuriten und Sphäroliten sehr verbreitet, und nächst den Nummulinen die häufigsten Versteinerungen zu seyn. Der Güte des Dr. Michabelles verdanke ich Exemplare von Pola, die aber so hart mit dem Gesteine verwachsen sind, daß sie nicht bestimmt werden können. Fortis erwähnt ihrer an verschiedenen Stellen. Dazu scheinen noch manche von ihm so genannte Inkrustationen in Kreide und Kalk und manche früher für Knochen gehaltenen Reste zu gehören. So auf den Inseln Cherso, Dsero, Uglia, Simoskoi, Ragosniza u. s. w.

37) Vgl. Note 10. 38) Vgl. Note 28. 39) Vgl. Note 34.

40) *A. Fortis* Viaggio in Dalmazia. I. (1774.) p. 9. *A. Fortis* Saggio d'osservazioni sopra l'isola di Cherso ed Osero. (1771.) p. 106.

34) *Catullo* Zoologia fossile delle provincie Aus'ro-Venete. (1827.) p. 171—176. 35) *Parkinson* Organic remains of a former world. III. 36) Vgl. Note 28.



Partsch<sup>41)</sup> zitiert dergleichen noch auf den Klippen bei Corzola, die er zum Jurakalgebilde rechnet.

Lajard, Loulouzan und Negrel<sup>42)</sup> zitiern zu St. Baume und Les-trois-frères bei Martigue am Etang de Berre unfern der Rhone-Mündungen, außer vielen Radiolithen noch *H. cylindricus*, *H. longicostatus*, *H. elongatus*, *H. laevigatus*, jedoch ohne Beschreibung oder Abbildung davon zu geben, weshalb sie einer genauen Vergleichung mit obigen Arten noch bedürfen.

Auch zwischen Toulon und St. Maximin, an der Merte du Rhone und auf dem Gipfel des Brezon bei Genf kommen Hippuriten vor. (Briefliche Nachricht von Leopold von Buch.)

(H. G. Bronn.)

Hippurium f. Isis Hippuris.

Hippus (alt. Geogr.), f. Hippos.

HIPPUS, wird von Mela I, 17. eine Stadt bei der Mündung des Mäanders in Kleinasien genannt, welche andere Geographen Sippo nennen. Vossius vermuthet daher, daß an dem hier befindlichen Felsen, welchen Valerius Maximus I, 8. Equi saxum, Strabo aber *Ἰππῶν* nennt, ein Städtchen angebauet worden sei, welches von dem Felsen den Namen erhalten habe. Das Städtchen Sippo, welches sich dort noch findet, hält er für das Hippus des Mela.

(Kanngiesser.)

HIPPUS, ein Nebenfluß des Rioni (des Phasis der Alten), welcher in das schwarze Meer fällt. Er heißt jetzt Tchenisquali, und der alte Name ist jetzt ganz unbekannt.

(J. C. Petri.)

HIPPUS, Equus (scil. pupillae), Augensperd (von *ἵππος*, Pferd, wahrscheinlich wegen des scheinbaren Springens), das merkliche Zittern der Iris, mit schnell wechselnden Erweiterungen und Verengerungen der Pupille. Auch hat man damit den Augenliederkrampf (Nictatio, Blepharospasmus) bezeichnet oder die Ketten, gleichsam zitternden Bewegungen der von der Hirnhaut getrennten Iris darunter verstanden (s. unt. Krampf).

(Wiegand.)

Hippyas, f. Hippys.

HIPPYS, auch HIPYS, selbst in der offenbar fehlerhaftesten Lesart Hippias vorkommend, aus Rhegium, blühte um J. 490 vor Chr. und schrieb das erste historische Werk über Sicilien, *πράξεις Σικελικαί*, welches ein gewisser Nyes in einen Auszug brachte, ferner über die Ansiedelungen in Italien, *κτίσις Ἰταλίας*, auch 5 Bücher sicilischer Denkwürdigkeiten, *Σικελικά*, dann Zeitbücher, *χρονικά*, ebenfalls in 5 Büchern, dergleichen 3 Bücher argolischer Begebenheiten, *Ἀργολικῶν*, wenn diese vorgeschlagene Lesart im Suidas unt. d. B. richtig ist. Alle Editionen haben *Ἀργολογικῶν*. Da aber dieser Schriftsteller besonders die alte Geschichte Siciliens und Unteritaliens behandelt hatte,

so dürfte man vermuthen, daß ein sicilischer Name, z. B. *Ἀργυραργίτων*, darunter verborgen liege. Indes hing die Kolonisierung Siciliens und Unteritaliens mit der Geschichte des Peloponnes zusammen und der Geschichtschreiber jener Länder mußte sich nothwendig auch mit Forschungen über diese Halbinsel befassen. Stephanos von Byzanz unt. d. B. *Ἀργαίς* führt auch von Hippys, dem Rheginer, an, daß er von den Arabiern zuerst den Ausdruck Protoselenen gebraucht habe. Es bleibt daher die Lesart *Ἀργολικῶν* immer noch sehr wahrscheinlich. Er soll sich nach Suidas auch zuerst in der Parodie und Choliamben versucht haben. Allein auch diese Angabe ist sehr verdächtig gemacht, weil Hippys erstlich ein Geschichtschreiber und kein Dichter gewesen, zweitens die Erfindung des Choliambus allgemein dem Hipponax beigelegt werde und drittens der Artikel *Ἰππῶνας* nicht vor *Ἰππυς* im Suidas stehe und die letztere Notiz durch Abschreiber leicht von jenem auf diesen übertragen werden konnte<sup>\*)</sup>.

(Petr. Fr. Kanngiesser.)

Hipsicrates, f. Hypsicrates.

Hipsitanae aquae, f. Fordingiana.

Hipsos, f. Ipsos.

HIPSTEDT (Johann), aus Bremen gebürtig, besuchte mehrere niederländische Hochschulen, machte dann eine Reise durch Holland, Frankreich, England, Italien und Deutschland und wurde 1648 erst zu Franeker, dann an dem Gymnasium seiner Vaterstadt als Professor und Bibliothekar angestellt und starb am 31. Dec. 1681 im 70sten Lebensjahre. Er schrieb *Collationes philol. in Epist. ad Roman.*; *delineatio ecclesiae Dei tum sub Vet. tum sub Nov. foed. Oecon.* (Brem. 1677 teutsch; Haag 1679 holländ.) und einiges Andere<sup>\*\*</sup>.

(R.)

HIPTAGE, Gärtn. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Malpighiaceen und der ersten Ordnung der 10ten Linné'schen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem fünfgetheilten, an der Basis drüsigen Kelch, fünf gefranzten Blumenblättchen, Staubfäden, von denen einer länger ist als die übrigen, und drei einsamigen, viergeflügelten Früchten mit ungleichen Flügeln. 1) *H. Madagloti* Gärtn. (fruct. II. t. 116.), mit eiförmig-lanzettförmigen, lang zugespitzten Blättern, und am Ende stehenden Blühtentrauben. Das Vaterland dieses Strauches ist Ostindien. (*H. bengalensis* L., *unicapsularis* Lam., *Molina racemosa* Cuv. diss. IX. t. 268., *Gärtnera racemosa* Roxb. corom. I. t. 18.). 2) *H. obtusifolia* Cand. Prodr., ein Strauch mit umgekehrt eiförmigen, fast flachlich-stumpfen Blättern, und in den Blattachsen und am Ende stehenden Blühtentrauben. In China. (*Gärtnera obtusifolia* Roxb. catal. calcutt.). — S. Spr. Syst. II, 329.

(Sprengel.)

Hipys, f. Hippys.

41) V. Partsch Bericht über das Detonationsphänomen auf der Insel Mielata. (1826.) S. 41. 42) Vergl. Note 32.

\*) Vergl. die Noten in der Ausgabe des Suidas von Küster und Athenäus I. p. 31.

\*\*) *Wits* diar. biograph. u. Scherz's Gelehrtenlex. 2. Bd. 1622.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Sabur dsu'l-aktaf (301 — 334 Chr. de Sacy; 300 — 330 Eichh.)

5) Amru (II.) b. amru'l-kais عمرو بن أمية القيس reg. 30 J. <sup>13)</sup>: davon 24 J. 6 M. unter Sabur dsu'l-aktaf; 5 J. 6 M. unter Ardeschir b. sabur. (334 — 367 de Sacy; 330 — 360 Eichh.)

6) Aus b. kelam اوس بن قلام, ein Usurpator aus dem Geschlechte der Amalekiten, reg. 5 Jahre unter Ardeschir b. sabur. (360 — 70 Eichh.)

7) Amru'l-kais (II.) en-nader عمرو القيس reg. 25 Jahre; 3 J. 6 M. unter Ardeschir b. sabur; 5 J. 6 M. unter Sabur b. sabur; 11 J. unter Bahram b. sabur; 5 J. 3 Mon. unter Jeddedscherd. (367 — 400 de Sacy; 370 — 400 Eichh.)

8) Noeman b. amru'l-kais النعمان بن أمية القيس, Erbauer von Chavernak und Sedir, reg. 30 Jahre <sup>14)</sup>, davon 15 J. 8 M. unter Jeddedscherd; 14 J. 4 M. unter Bahramgur b. jeddedscherd. (400 — 430 de Sacy; 400 — 425 Eichh.)

9) Mondfar b. noeman المنذر بن النعمان reg. 44 Jahre; 8 J. 9 M. unter Bahramgur; 18 J. 3 M. unter Jeddedscherd; 17 J. unter Firuz b. jeddedscherd.

10) Asvad b. mondfar الاسود بن المنذر reg. 20 Jahre; 10 J. unter Firuz; 4 J. unter Balasch; 6 J. unter Kobad (460 — 480 de Sacy.)

11) Mondfar (II.) b. mondfar المنذر بن المنذر reg. 7 Jahre unter Kobad b. Firuz (480 — 496 de Sacy.)

12) Noeman (II.) b. asvad reg. 4 Jahre unter Kobad.

13) Abu dschafar b. alkama ابو جعفر بن علقمة der Dseilemite, reg. 3 Jahre unter Kobad.

14) Amru'l-kais (III.) b. noeman reg. 7 Jahre (496 — 520 de Sacy.)

15) Mondfar (III.) b. amru'l-kais reg. 49 Jahre, davon 23 J. unter Kobad, 26 J. unter Anuschirvan b. Kobad (520 — 23 de Sacy.)

16) Sarets b. amru الحرت بن عمرو (523 — 31 de Sacy.)

17) Mondfar III. zum zweiten Male, ein Zeitgenosse des Dichters Amru'l-kais (531 — 64 de Sacy.)

18) Amru b. mondfar reg. 16 Jahre unter Anuschirvan, im 6ten Monat seines 9ten Regierungsjahres, Geburt Mohammeds. Von Mohammeds Geburt regierte Amru noch 7 Jahre 6 Monate. (564 — 76 de Sacy.)

19) Kabus b. mondfar قابوس بن المنذر reg. 4 Jahre unter Anuschirvan. (576 — 584 de Sacy.)

20) Schahart der Perser شهرت الفارسي reg. 1 Jahr unter Anuschirvan.

21) Mondfar (IV.) b. mondfar reg. 4 Jahre 8 Monate unter Anuschirvan, 3 J. 4 M. unter Hormos b. anuschirvan. (684 — 88 de Sacy.)

22) Noeman (III.) b. mondfar (IV.) Abu Kabus النعمان بن المنذر ابو قابوس. Zeitgenosse des Dichters Rabega dsobijan, reg. 22 Jahre; davon 7 J. 8 M. unter Hormos b. anuschirvan, 14 J. 4 M. unter Kosra b. hormos, von welchem er getödtet wurde. Mit ihm hört die Dynastie der Sackmitten auf. (588 — 611 de Sacy.)

23) Gjas b. kobeissa et-thaf und El-Bahradshan ايس بن قبيص الطائي — البحرجان der Perser zur Zeit des Parvis. Im 10ten Monat der Regierung des Gjas, im 19ten oder 20sten Jahre der Regierung des Parvis Sendung des Propheten.

24) Sadijeh b. mahinan ساديه بن ماهينان ein Perser, reg. 17 Jahre; davon 14 J. 8 M. unter Parvis; 8 Mon. unter Schirujah; 1 J. 7 Mon. unter Ardeschir b. schirujah; 1 Mon. unter Baraka. Im 15ten Jahre 8 Mon. von Sadijeh's Reg. starb Mohammed (im 11ten J. h. 632 Chr.)

25) Mondfar (V.) b. noeman (III.) El-Magrus المنذر بن النعمان المغرور reg. 8 Monate als Chaled b. valid Hira eroberte. (im J. 12 h. 633 Chr.)

Außer diesem Hira, von welchem die nom. gent. حيري und حاربي abgeleitet werden, führten auch noch

2) ein Viertel von Misabur <sup>15)</sup>,

3) ein Flecken in Persien den Namen Hira حيرة <sup>16)</sup>.

Vergl. auch Hiret. (H. Möller.)

4) Hira, Hirae, Hire, Stadt Messeniens, s. Ire.

5) Hira, Flecken der Maicenser in der thessalischen Landschaft Phtiotis. (R.)

HIRĀA, Jacqu. am. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Malpighieen und der dritten Ordnung der 10ten Linné'schen Klasse, hat ihren Namen erhalten nach Jean Nicolas de la Hire (gest. 1727), einem franz. Arzt, Mitgliede der Pariser Akademie und trefflichen Pflanzenmaler. Der Charakter der Gattung Hiraea ist ein fünfgetheilter, drüsiger, oder drüsenloser Kelch, nagelförmige Blumenblättchen, und drei, auf dem Rücken mit einem Kamme versehene, mit einem häutigen Flügel umgebene Früchte. Die neun, in Spr. Syst. (II, 389.) verzeichneten Arten dieser Gattung sind Bäume, oder Sträucher, welche zwischen den Wendekreisen wachsen. A. Mit drüsenlosen Kelchen: 1) H. reclinata Jacqu. (am. t. 176. f. 42.), mit umgekehrt eiförmig-ablangen, an der Basis fast herzförmigen, oben feinbehaarten, unten unbehaarten Blättern, zurückgebogenen Zweigen, und zusammen gehäuften, abgekürzten, vierblumigen, bracteitigen Blütenstielen. In Neugranada

13) Nach Noveiri und Dechusi 25 Jahre. Rasmussen. p. 20.  
14) Nach Noveiri 35 Jahre. Rasmussen. p. 20.

15) El-Moschtarek Cod. Par. und El-Lodab Cod. Goth. nr. 485. 16) El-Moschtarek Cod. Par.



2) *H. glabra* Spr. N. Entd., mit eiförmig-ablangen, auf beiden Seiten glatten, widerscheinenden Blättern, und am Ende stehender, wiederholt dreifach getheiltes, angedrückt krummhaariger Rispe. In Brasilien. 3) *H. odorata* W. Sp. pl., mit eiförmigen, zugespitzten, oben unbehaarten, unten gelblich-silzigen Blättern, und feinbehaarten, rispenförmigen Blühtentrauben. In Guinea. 4) *H. hypericoides* Burch. Cat., mit liniensförmigen, auf beiden Seiten unbehaarten Blättern. Im südlichen Afrika. 5) *H. indica* Roxb. Cat. cala., mit fast herz-förmig-eiförmigen, lang zugespitzten, auf beiden Seiten unbehaarten, oben widerscheinenden Blättern, und am Ende stehender Rispe. Auf der Küste Koromandel. (*Tripteris indica* W. Sp. pl.). Abgeb. in Roxb. com. II. L. 160. 6) *H. nutans* Roxb. Cat. cala., mit eiförmigen, lang zugespitzten, oben unbehaarten, unten angedrückt-borstigen Blättern. In Ostindien. — B. Mit drüsigen Kelchen: 7) *H. oblongifolia* Gand. Prodr., mit eiförmig-ablangen, zugespitzten, oben unbehaarten, unten feinbehaarten Blättern, und rispenförmigen Blühten. Am Magdalenenfluß. (*Maseagnia oblongifolia* und *americana* Berter. Mas.). 8) *H. ovatifolia* Kunth. Syn., mit eiförmigen, lang zugespitzten, oben widerscheinenden, unten unbehaarten Blättern, und in den Blatt-schfeln stehenden Rispen, welche mit den Blättern ziem-lich, von gleicher Länge sind. In Guiana. 9) *H. divaricata* Kunth. Syn.; mit ablangen, an beiden Enden verschmälerten, unbehaarten, fast fünfnervigen Blättern, drüsigen Blattstielen, und rispenförmigen, in den Blatt-schfeln stehenden Blühtentrauben, welche länger als die Blätter sind. — Eben das. (Sprengel.)

Hiracites, s. Hieracites.

HIRAM, genauer nach dem Hebräischen, Chiram (חִירָם), Chirom (חִירָם) oder Churam (חִירָם), in den LXX aber Χιραμ, beim Theophyl. ad Autolyc. Ἰερόμοσ, Ἰερόμωσ, 1) ein bekannter König von Ty-rus, Sohn und Nachfolger des Abibal, Zeitgenosse der hebräischen Könige David und Salomo, mit welchen er in freundschaftlichen Verhältnissen stand: Von ihm emp-fingen diese zu ihren prächtigen Bauten Material und Bauleute (2 Sam. 5, 11. 1 Kön. 5, 1 ff. 9, 10 ff. 2 Chron. 2, 3 ff.) und unter seiner kräftigen Mitwir- lung entstanden hebräische Schiffe, welche in Gemein-schaft mit phönicischen nach Ophir segelten (2 Kön. 9, 26 ff. 10, 22. 2 Chron. 8, 17. 18.). Nach Tatian's \*) unverbürgter Angabe gab er seine Tochter dem Salomo zur Gemahlinn; Menander \*\*) legt ihm eine 33jäh-rige glückliche und für das Land gesegnete Regierung bei. Hiram befestigte und verschönerte Tyrus auf der Ostseite, ließ einen unweit der Stadt befindlichen Tempel von der Stadtmauer mit umschließen und besiegte die Bes-wohner von Ugea, welche sich der Abgabe eines Tributs nicht ferner hatten unterziehen wollen. Er starb im

53ten Lebensjahre und hatte seinen Sohn Balthazar zum Nachfolger †).

2) Ein tyrischer Künstler in Gold, Silber und Erz, welcher an der Ausschmückung des salomonischen Tempels und Anfertigung des kostbaren Tempelgeräthes den wesentlichsten Antheil hatte. (1 Kön. 7.)

(A. G. Hoffmann.)

HIRAM, ausblühende Ortschaft im Canton Por-tage (Stat Ohio der vereinigten Staaten von Nordame-rika) am Cuyahoga, der schiffbar in den kanadischen Erie fließt und mit dem Mudingum (Arm des Ohio) durch einen Kanal in Verbindung gebracht wird. 1829 680 Einwohner, meistens wohlhabende Deutsche, 7½ deutsche Meile südöstlich vom Hafen Cleveland an der Cuyahoga Mündung und 36 deutsche Meilen nördlich von Marietta am Ohio. (C. N. Rüdiger.)

HIRANYAREDA, Beiname des indischen Gottes Agni; s. den Art. (R.)

HIRAPOOR, eine in dem Distrikte Bundelcund der Provinz Allahabad gelegene Stadt Ostindiens †). (R.)

Hircania, s. Hyrcania.

HIRCANUS SALTUS, in den Annal. Einhard. unter dem J. 805 erwähnt, ist vielleicht das heutige Erzgebirge, Fichtelgebirge und der Böhmerwald. (R.)

HIRCARRAH, HERCARRAH, Briefboten, ver-traute Boten in Indien; gemeiniglich der benachbarten Länder kundige Brahminen, die als Espione oder Weg-weißer im Felde dienen. Ferner auch Begleiter und Pro-viantbesorger der Reisenden; geheime Aufseher der Re-gierung. Tippu hatte von dieser Art 800, jeden monats-lich für 3 Pagoden, im Dienst. (Welschind.)

Hircey, Spitze des Jura, s. den Art.

HIRCHAR, HIRKAR, HERKAR, HARCHAR, Sohn des Grafen von Savoyen, wurde 841 als Pirard's Nachfolger, VIII. Bischof zu Lüttich, war von großem Eifer für die Erfüllung seines Berufes erfüllt, von wel-chem auch die Einführung des Allerheiligen Festes in seinem Sprengel noch zeuget. Er starb am 30. Jul. 856, und wurde im Stifte des heil. Lamprecht be-graben †). (Jäck.)

HIRCIN, HIRCININ, eine flüssige Substanz, welche von Chevreul 1818 im Bock- und Hammeltalg ent-deckt worden, im Alkohol viel auflöslicher als der Öl-stoff (Oleine) ist, und wie dieser dargestellt wird. Das Bock- oder Hammeltalg wird in kochendem absoluten Alkohol aufgelöst, beim Erkalten scheidet sich aller Talg-stoff (Stearine) in Gestalt kleiner seidenartig glänzender Fabeln aus, und das Hircin wird dann durchs Ver-dunsten des Alkohols gewonnen. (Fr. Thon.)

\*) Josephus a. a. D. Theophyl. Antioch. ad Autolyc. III. p. 132.

\*\*) Grimm. Handb. 4te Abth. 3e Bd. S. 214.

†) Joh. Chapeauville gesta Pontif. Tungrens. Traject. et Leod. 1612. 4. T. 1, 155. Anselmus. de gestis Leod. Burellini Germania sacra. Jo. Placentini catal. Antist. Leod. Sig. Calles anal. eccl. Germ. Barth. Fäen hist. Eccl. Leod. Gallias Christ. T. III.

1) Orat. contr. Græc. 58. 2) Bei Josephus Antiquit. Jud. VIII, 1. contra Apion. I, 18.



**HIRCINSÄURE**, Bock- od. Ziegenfäure (*Acidum hircinum s. caprinum*), eine im J. 1818 von Chevreul im verseiften Bock- und Hammeltalg entdeckte, saurehaltige Substanz, welche flüchtig, leichter als Wasser, auflöslich im Alkohol (weniger im Wasser) ist, bockähnlich und sauer riecht, alkalisch reagirt, mit Kali ein zerfließendes Salz bildet, und mit Ammonium ein Salz mit einem starken Bockgerüche darstellt. Um die Hircinsäure zu gewinnen, verseift man Bock- oder Hammeltalg mittels Kali, zerlegt die Seife durch Salzsäure, destillirt die erhaltene Säure ab, sättigt sie mit Barytwasser, zerlegt das Barytsalz durch flüssige Phosphorsäure, digerirt hierauf die ausgeschiedene wässerige Säure mit gebranntem salzsauren Kalk und destillirt zuletzt die gereinigte Säure ab. (Fr. Thon.)

**HIRCI SANGUIS**, das Blut des Bockes oder der gemeinen Ziege (*Capra Hircus*), wurde vormalß innerlich als Arzneimittel, namentlich zum Zertheilen des stockenden Bluts nach Quetschungen, Fallen und Stößen, gebraucht. Im J. 1825 kostete zu Nürnberg der Zentner 16 fl. (Fr. Thon.)

**HIRCI SEVUM**, das weiße feste Talg des Bockes oder der Ziege, wird noch häufig zu äußerlichen Arzneien angewendet. Im J. 1825 kosteten zu Pesth 100 Pfd. Ziegen- oder Geißeltalg in Bampfen 15 fl. Conv. Münze. (Fr. Thon.)

Hircismus, Hirculation, s. Weinbau.

Hirculus, s. Saxifraga.

Hircus, s. Capra.

**HIRD-SKRAA**, von Hird, Gefolge, Hof, und akra, aufgeschriebenes Gesetz, Hofgesetz, ließ der norwegische König Magnus, Hakon's Sohn, mit dem Beinamen Lagasäter (Gesetze-Aufzeichner, Sammler), nach den Gesetzen des heiligen Olaf und dem Gutachten der Norweger auf dem Frostä Thing in ein Gesetzbuch bringen und vervollständigen (Hird I. Cap.). Es enthält die Bestimmungen, in welcher Ordnung der Thron an die Glieder und Verwandten des königlichen Hauses vererbt werden, und im Falle kein Erbe mehr vorhanden, auf welche Weise die Wahl eines neuen Königs vor sich geben soll; handelt von der Vererbung der königlichen Güter an Frauen und Männer, die zur Erbschaft des Reiches selbst nicht berechtigt sind; schreibt vor, wie dem König gehuldigt werden und der König schwören soll; enthält Formeln der verschiedenen Eide des Herzogs und Karls, der Lendramenn und Hird-stiorar (der Befehlshaber in den Provinzen und der Hofmeister), und der Bonden (Bauern). Ferner handelt die Hirdskraa von den Arten und Weisen, wie der Herzog des Reichs, die Carl und Lendramenn durch den König gemacht werden sollen, und von ihren Rechten und Pflichten, hierauf von den Hofämtern und dem Range des Kanzlers, der Stallarar (Stallmeister), des Merkis-madur (des Banermeisters), der Skutilsveinar (Pagen), der Truchessen und Schenken, und der übrigen Huskalar (Hausleute) oder wie die Hofbedienten später im Allgemeinen genannt wurden, der Hirdmenn (Hofmänner), und der Fylgdarmenn (Trabanten), und von ihren Rechten,

Pflichten und ihren Bewaffnungsarten. Dann folgen die Gesetzbestimmungen, welche König Magnus, Hakon's Sohn, 1273 auf der Reichsversammlung zu Lunsberg über das Kriegsaufgebot und die Gewinnung und Theilung des Heersangs (der Kriegsbeute) gab. Hieran schließen sich die Bestimmungen über den zu beobachtenden Kirchen- und Frauenfrieden, und über die Zwistigkeiten unter den Hirdmenn. Weiterhin werden die Verhältnisse der Würde, der Pflichten und Geschäfte der Gestir (der in königlichem Auftrage Abgesandten) auseinandergesetzt. Den letzten Theil der Hirdskraa bilden die vom Könige Magnus den Stallarar, dem Merkis-madur, den Skutilsveinar, den Hirdmenn gegebenen Riettarbätur (Privilegien) und sein Brief die den Hirdmenn, den Gestir und den Kertisveinar (Kerzenknechten) geleisteten Gelobungen enthaltend. Den Beschluß macht die Bestimmung, daß die Hirdskraa alljährlich zu Weihnachten vorgelesen werden soll. Um das Verständniß dieses Gesetzbuchs machte sich Arild Hvitfeld zu Kopenhagen durch seine dänische Übersetzung im J. 1594 verdient. Mehr noch leistete für die gelehrte Welt Jens Dolmer durch Herausgabe der Hirdskraa in der altnordischen Sprache mit dänischer Übersetzung und Erläuterungen unter dem Titel: Hird-Skraa udi ded gamle Norako Sprok, retteligen ofversat paa Danske, med de gamle Ords Förklaring, oc merkliga Antegnelser til hvort Capitel, sammenskrevet oc til Troken befordred, af Jens Dolmer. Kiøbenhavn, 1666. Dolmer's lateinische Übersetzung \*) gab erst Resen heraus unter dem Titel: Jus aulicum antiquum Norvegicum lingua antiqua Norvegica Hird-Skraa vocatum a Jano Dolmero Dano in linguam Danicam et Latinam translatum notisque Danicis et Latinis illustratum, cujus verasio et illustratio Danica una cum textu Norvegico Hafniae An. 1666. vivo adhuc Autore, edita est: Versio vero et illustratio Latina nunc primum post mortem Autoris in lucem prodit curis et sumptibus Petri Joh. Resenii, a quo huius Juri Aulico Norvegico adjungitur Jus Aulicum antiquum Danicum Witherlags Raelt dictum cum versione Danica ac Latina ac notis praedicti Resenii. Hafniae 1678. (Ferdinand Wächter.)

Hire (Jean Nicolas, Philippe und Laurent de la), oder Hyre (de la), s. Lahire.

**HIROPOLI** oder **CHIREPOLI**, Marktflecken im türkischen Ejalet Dschesair, Sandschal Saliboli, zwischen Rodosto und Edreneh, mit dem Marfall für die kaiserl. Kamele und einem Kamel- und Pferdegestüte. (Stein.)

**HIRET**. Außer den S unter Hira bemerkten Orten dieses Namens kennt Jakut's geographische Nomenclik noch einen Ort am Euphrat in der Nähe von Anet. (J. v. Hammer.)

**HIRINKA**, ein unbedeutendes Städtchen im Kreise der russischen Statthaltschaft Wolhyn,

\*) Sie ist etwas flüchtig gearbeitet. Es ist z. B. am Schlusse des ersten Kap. das geschichtlich wichtige opter Logum hinc heilige Olafs Kongs unübersetzt geblieben.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



à Paris. 1786. p. 302 etc.). Saß (f. Dessen Comment. de proportionibus quatuor elementor. corp. org. in cerebro, et musculis. Kilon. 1818. 4.) bekam aus 100 getrockneten Hirnmark: 18,50, des frischen: 53,48 Kohlenstoff, 16,89 Wasserstoff, 6,70 Stickstoff und 18,49 Sauerstoff, überdies 1.08 Phosphor und 3,36 Schwefel etc. — Nach Leop. Smellin (i. d. Zeitschrift für Physiologie etc., von Fr. Liebemann etc. 1824. I, 1. Nr. 4.), besteht das frische gesunde Hirn aus einem flüssigen Fette, und zwei festen Fettarten, (f. unt. Hirnfette.)

A. a) Das große Menschenhirn, cerebrum, enthält, nach Bauquelin (i. d. Ann. du Muséum d'hist. nat. T. XVIII. p. 212 etc. u. in Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. VIII. S. 480): halbgeronnenen eigenthümlichen Eiweißstoff, (f. unten Hirneiweißstoff), 7,00, Ösmazom 1,12, weißes, blätteriges, beim Schmelzen bräunendes, beim Verbrennen viel Phosphorsäure zurücklassendes Fett 4,53, braunrothes flüssiges, auch beim Verbrennen Phosphorsäure hinterlassendes Fett 0,76, in diesen Fetten eingeschlossener Phosphor 1,58, schwefel. und phosphor. Kali, Kochsalz, phosphor. Kalk und Bittererde (in der Asche) 5,15, und Wasser 80,00. Der Gehalt der Salze darin steigt noch nicht auf  $\frac{1}{3}$  der ganzen Masse.

b) Das kleine Menschenhirn, cerebellum, verhält sich chemisch, wie das große.

c) Das verlängerte Hirn: u. Rückenmark, medulla oblongata u. spinalis, zeigen dieselben qualitativen Mischungstheile, jedoch mehr Fett und weniger Eiweißstoff, Ösmazom und Wasser, im Übrigen ebenfalls saures phosphor. Kali und Phosphor(?).

d) Das Nervenmark bei Menschen führt weniger flüssiges Fett, aber viel mehr Eiweißstoff bei sich, als das Hirn (nach Bauquelin a. a. D.). — Die feinsten Fasern der Sehnerven bestehen, nach Home und Bauer aus Kügelchen, die  $\frac{1}{1000}$  bis  $\frac{1}{2000}$  Zoll im Durchmesser hatten, und mit einer geringen Anzahl Kügelchen von  $\frac{1}{2000}$  S. vermischt sind. Die Augennervenhaut erscheint, als eine Entfaltung der Bündel des Nerven, und besteht ganz aus gleich großen, zu Fasern vereinten Kügelchen. Die verbindende Gallertsubstanz löst sich im Wasser leicht auf, und ist durchsichtig. Durch ständige Maceration werden die Fasern in Kügelchen aufgelöst, und die Gefäße bleiben als ein sehr vielmaschiges Netz zurück. Der überall im Nervensysteme vorhandene Schleim ist auch schon im Blute vorhanden. Was die pathologischen Veränderungen des Menschenhirns betrifft, so erscheint dessen Substanz in seiner ersten Entzündungsperiode bald hell, bald dunkelroth, aufgeschwollen und etwas hart; das Blut ist noch nicht wesentlich verändert; in der zweiten Periode bemerkt man deutlich eine Desorganisation der Hirnsubstanz; das Mark ist nicht mehr so consistent, und scheint zur Verflüssigung hinzuneigen, was einige Neuere Erweichung nennen. Diese ist dem Grade nach sehr verschieden, denn man findet die Hirnsubstanz oft nur

etwas weicher, als gewöhnlich, oft aber so aufgelöst, daß sie einem dicken Milchrahm gleicht. In der dritten Periode tritt der bis dahin im Gebirne infiltrirt gewesene Eiter zu größern oder kleinern Abscessen zusammen; der Eiter von den neu entstandenen liegt frei in der Hirnsubstanz, jener der alten aber in einem Balge eingeschlossen. Manchmal ist der Eiter theils liquid, theils geronnen, flockig in ersterm schwimmend. Er weicht in der Farbe, im Geruche, und in der chemischen Composition ab. In der vierten Periode sieht man mancherlei krankhafte Gebilde in folgenden Hauptformen: a) am häufigsten bei jungen Subjecten in verschiedener Tuberkelform meist von der Größe eines Hirsekorns oder einer Erbse, von abweichender Farbe und Consistenz; ihre endlich erweichte Flüssigkeit liegt in einem Balge eingeschlossen; b) in der Form von Scirrhus, und wahrem Krebs; c) als verdoppelte und verdickte Hirnsubstanz, dabei bisweilen eine Verhärtung der Glandula pinealis u. pituitaria; d) feine Concremente in diesen oder jenen Hirnpartien, (f. Hirnsteine). — In dem Hirn todsüchtiger Menschen fehlt nach Del-Bue (Analisi della Massa cerebr. etc. Roma. 1826. 8.) der Phosphor ganz, es war weniger Wasser, mehr fettige weiße Substanz zugegen, als Bauquelin im gesunden Hirne fand, (f. oben). Friedrich, (f. dessen Handbuch der animalischen Stöchiologie. Helmst. 1828. 8. S. 105), fand im Gebirne einer wahnsinnigen Frau 83,23 Wasser, 6,52 Hirneiweißstoff, 5,01 weißes, aber nicht krystallisirbares Fett, 0,23 Ösmazom, 1,01 Phosphor, 0,11 Schwefel, und 3,89 Salze.

B. Das Hirn grassfressender Säugethiere enthält nach Bauquelin ungefähr  $\frac{1}{2}$  Wasser, und alle obige Bestandtheile des Menschenhirns.

a) Die graue Hirnsubstanz der Kälber gab John (bei Schweigger a. a. D. X. S. 156): 10 in Wasser meist unlöslichen Eiweißstoff, 15 — 20 schmieriges, nicht krystallinisches Fett, phosphor. Ammonium, (keinen unverbrannten Phosphor), phosphor. Natron, Kalk, und Bittererde, salzsaur. Natron und Spuren von Eisen, 75 — 80 Wasser.

b) Das Kalbshirnmark enthält mehr Fett, als die Rindensubstanz, und, nach Fourcroy, außer Wasser und den in diesem löslichen Theilen, Schwefel und Spuren von Phosphorsäure, Ammonium und Natron.

c) Das kleine Hirn des Kalbes verhält sich, wie die graue Substanz.

d) Das verlängerte und das Rückenmark, so wie die Sehnervenbügel desselben führen mehr Eiweißstoff und weniger Wasser bei sich. Ähnlich verhält sich das übrige Kalbnervenmark.

e) Das Rinderhirn ist auch chemisch dem Kalbshirn analog, nur enthält es einen festern gerinnbarern Eiweißstoff, und, außer etwas rothem Fett, ein krystallisirbares; aber keine Spur vom Ammonialsalze (nach John bei Schweigger a. a. D. S. 164).

C. a) Im großen Hirn eines Huhn's fand John (f. Dessen chem. Schr. IV. S. 247), mehr



und zum Theil krystallisirbares Fett, übrigens alle Bestandtheile des Kalbergebirns;

b) im kleinen Hirn desselben Huhn's aber bloß schmieriges, kein krystallisirbares Fett, und weniger Wasser, als im großen, und

c) im verlängerten Marke desselben mehr Fett und Wasser, als im kleinen Hirn.

D. Das Gehirn der Rochen ist flüssig, wie alles Fischhirn, und von öliger Natur.

E. Das Krebshirn besteht, nach John a. a. D., größten Theils aus einer albuminösen Materie. Aus der dasselbe überziehenden apfelgrünen Substanz läßt sich sowohl durch Wasser, als durch Alkohol das grüne Pigment ausziehen.

Aus diesen vergleichenden Versuchen geht hervor, daß das Hirn überhaupt in keinem seiner Grundstoffe weder substantiellen Phosphor, noch Schwefel enthält, daß das braunrothe Gehirnfett sich erst bei ausgewachsenen Thieren bildet, und daß das weiße alsdann nur die Eigenschaft erhält, ein krystallinisches Gefüge anzunehmen. Das Osmazom ist wahrscheinlich nur eine Modifikation der Gallerte, welche in Wasser und in Beingeist sich auflöst. — Ubrigens lehrt die Erfahrung,

in der Struktur des Menschenhirns viel seltener Ab-  
daß ungen vorkommen, als in den übrigen Organe-  
täten. — Das Gewicht desselben beträgt oft 3 Pfunde. Es ist um so größer und schwerer, je jünger der Mensch ist; mit dem Alter wird es specifisch leichter. In Krankheiten, die mit Geisteszerrüttung verbunden sind, wird es bald fester, bald lockerer und weicher gefunden.

Was endlich die eigentlichen Ganglien (sonst kleine Gehirne genannt), anlangt, so unterscheiden sie sich, nach Butzer, von den Anschwellungen des Hirns, welche aus dem Zusammentritt der weißen und grauen Masse entstehen, auch chemisch durch mehrere gelatinöse, so wie durch weniger fettige Masse, und durch einen größern Antheil erhärteten Eiweißstoffes.

Das noch frische Hirn von gesunden Thieren läßt sich sowohl allein, und dann gedämpft, ge-  
boden, oder gebraten, als auch in den damit und m. a.  
Buttern gefüllten Hirnwürsten verspeisen, verlangt aber einen guten Magen. Durch langes Liegen werden letztere weit leichter sauer und stinkend, als andere Würste. — Auch das Gehirn an sich wird bald ranzig, und ist auch frisch gebraten, wenn gleich für Manche ein Leckerbissen, für Andere zu weichlich, und für Kranke zu schwer verdaulich. (Th. Schreger.)

III. Holztechnol. u. Baukunst, s. Hörn.

Hirnabscess, s. unt. Hirnkrankheiten.

Hirnadergang, Hirnadergeflecht, Hirnadern, Hirnanhang, s. Gehirn.

Hirnschwellung, s. Hirnkrankheiten.

Hirnarterien, s. Gehirn.

Hirnaugenvene, s. unt. Venen.

Hirnbalken, Hirnbau, Hirnbedeckungen, s. Gehirn.

Hirnbeschirmer od. Hirnhautbewahrer, s. Trepanation.

Hirnblutadern, s. Gehirn.

Hirubohrer, s. Trepanation.

Hirnbrand, s. unt. Hirnkrankheiten.

HIRNBRECHER, HIRNREISSER, scherzhafte Benennung schlechten Weines, dessen Genuß heftige Kopfschmerzen verursacht, gleichsam das Hirn bricht. (R.)

Hirnbruch, s. Hirnkrankheiten.

Hirnbrücke, s. Gehirn.

HIRNBRÜTEN, heißt im südlichen Deutschland in der Sprache des gemeinen Lebens der Wahnsinn; wofür man auch Hirntoben, Hirnwath (vergl. d. Art.) gebraucht. Hirnbrütig ist daher mit wahnsinnig, rasend einerlei. (R.)

Hirncarotis

Hirndunst } s. Gehirn.

Hirnerweiterung, s. Hirnkrankheiten.

HIRNEIWEISSSTOFF, eine dem ungeronnenen Eiweißstoff analoge Materie, welche Bauquelin aus dem Thierhirn erhielt, wenn er es mit warmem Beingeist behandelte, welcher Fette, Osmazom und Salze hinwegnahm, und den Eiweißstoff in graulich weißen käsartigen Flocken zurück ließ. Diese trocknen zu einer grauen, durchscheinenden Gummimasse aus, welche im Wasser aufschwillt, mit warmer Kalilauge, ohne Ammonium zu entwickeln, eine bläßgelbe, durch Säuren flockig, und mit Übelgeruch, durch Bleizucker dunkelbraun fällbare Auflösung bildet, und, trocken destillirt, kohlenf. Ammonium und rothes Öl entwickelt (s. Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. VIII. S. 449). (Th. Schreger.)

Hirnendo (Holztechnol.), s. Hörn.

Hirnentzündung, s. Hirnkrankheiten.

Hirnerschütterung (commotio s. concussio cerebri), s. Kopfverletzungen.

Hirnerweichung, s. Hirnkrankheiten.

Hirnextravasat, s. Kopfverletzungen.

HIRNFETT (pinguedo cerebri). Es gibt mehrere Arten dieses ganz eigenthümlichen Fettes: 1) nach Bauquelin, ein weißes, festes, wie Fettwachs in kleinen seidenglänzenden Blättchen krystallisirtes, das dickflüssiger, als Fett, schmilzt, und in gelinder Wärme durchsichtig wird, nach dem Schmelzen aber braun. Es löst sich in 20 Theilen 86gradigen warmen Alkohols auf, und fällt daraus in der Kälte krystallinisch nieder; auch Äther und äther. Öle lösen es auf. Sein Hauptbestandtheil ist das hier gebildet liegende Gallenfett (nach L. Smelin). Ubrigens unterscheidet es sich, wie

2) das auch von Bauquelin im Hirn entdeckte rothe flüssige Fett, von den übrigen Fettarten, durch seinen Gehalt an Phosphor (s. Schweigger's Journ. d. Ch. u. Ph. VIII. S. 487).

Leop. Smelin (s. d. Zeitschr. f. Physiologie u. von J. Tiedemann. 1824. I, 1. Nr. 4.) fand in frischen und gesunden Menschen- und Thiergehirnen, außer einem flüssigen Fette zwei feste, nämlich:

a) ein blätteriges, krystallinisches, dem Gallenfett (s. d. Art. Cholestearin), analoges, nur daß es noch etwas Phosphor in einer unbestimmten Verbindung ent-



hält; Kühn aber betrachtet es als eigenthümlich und nennt es Cerebrin;

b) wenig von einem pulverförmigen, wachsbartigen, welches unter allen Fettarten bei Weitem den höchsten Schmelzpunkt hat, auch nicht zu verfeinern scheint; wodurch es zugleich von den übrigen Wachsarten abweicht. Kühn nimmt es für eine eigenthümliche Substanz an, und nennt es Myeloconis (Markstaub); (vergl. O. J. Kühn Diss. inaug. de cholostearino eique similibus pinguedinis C. H. formis. Lips. 1828. 4., im deutschen Auszuge in Kästner's Archiv x. XIII. S. 337 ff.).

John fand das Fett über dem Hirnmarke des Rapsen (Cyprinus Aspius) nicht wallrathhaltig, sondern wie Fischöl überhaupt, bei 150° R. flüchtig, farblos und klar, im siedenden Alkohol sehr wenig löslich, und den Theil, der sich daraus in der Kälte niederschlägt, nicht im geringsten krystallisirbar.

(Th. Schreger.)

Hirnfuction, s. Gehirn.

Hirnganglien, s. Ganglien u. Gehirn.

HIRNGESPINST, nennt man ein Erzeugniß der bloßen Einbildungskraft; einen leeren Wahn (eine Chimäre), welchem Realität oder Ausführbarkeit abgeht. Der Ausdruck schließt einen Tadel in sich; Herder nennt solche Menschen, welche dergleichen Hirngespinnste aushecken, Hirnweber. (R.)

Hirngewölbe, s. Gehirn.

Hirngrille, Hirngrillert; s. Fringilla Citrinella Linn.

Hirngruben, Hirngrundarterien, Hirnhälften, Hirnhaut, Hirnhautadergänge, Hirnhautarterien, s. Gehirn.

Hirnhautauswüchse, s. Hirnhautschwamm im Art. Hirnkrankheiten.

Hirnhautbewahrer, Hirnhautdruckeisen, s. Trepanation.

Hirnhautentzündung, s. unt. Hirnkrankheiten.

Hirnhäute, Hirnhäutlein, s. Gehirn.

Hirnhautschwamm

Hirnhautwassersucht, s. unt. Hirnkrankheiten.

HIRNHAYM (Hieronymus), Doctor der Theologie zu Prag und Generalvikar der Prämonstratenser in Böhmen, Mähren, Schlesien und Ditlech († 1679), war einer der bedeutendsten Vertheidiger eines supernaturalistischen Scepticismus; der sich im 17ten Jahrh. als natürliche Reaction gegen die mächtiger gewordene, selbstständige Speculation erhob. Als nämlich eines Theils durch Baco von Verulam von Seiten der Erfahrung, andern Theils durch Descartes und Spinoza von Seiten der Speculation die bisher ungestörte Ruhe und Sicherheit der herrschenden Scholastik erschüttert war, als dem zu Folge selbstständige Denker in verschiedenen Richtungen hervor traten, die Auctorität, der Offenbarung bedrohend und durch eigenes Forschen eine vollständige Befriedigung des menschlichen Wahrheitsstrebens verheißend, als hierdurch Widerspruch und Schwanken in dem Gebiete der Philosophie herrschend wurde, da war es na-

türlich, daß auch Mißtrauen gegen die menschliche Erkenntnißfähigkeit erwachte, und daß dieses Mißtrauen, entweder nur negativ, als Scepticismus bei dem bloßen Zweifel an der Möglichkeit einer sichern menschlichen Erkenntniß stehen blieb, oder zugleich positiv, als Supernaturalismus und Schwärmerei in einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung, oder in einer inneren Erleuchtung, als dem einzigen sichern Grunde aller Wahrheit, ihre Zuflucht suchten. Beide Richtungen dieser Reaction gegen die selbstständige philosophische Speculation, Scepticismus und Supernaturalismus, finden wir vereinigt in Hier. Hirnhaym. Er suchte die Unsicherheit und Nichtigkeit alles natürlichen Wissens darzuthun, um hieraus die Nothwendigkeit einer höhern, göttlichen oder innerlich mystischen Offenbarung zu beweisen. Er war nicht absichtlich Sceptiker, sondern der Scepticismus sollte ihm nur als Mittel dienen, um den Supernaturalismus und Mysticismus gegen das natürliche Erkennen zu behaupten. In seiner Schrift: de typho generis humani\*), äußert er sich nicht bloß als Sceptiker gegen die Philosophie, sondern er eifert überhaupt gegen die Eitelkeit, Thorheit, Unwissenheit, Hartnäckigkeit und Zanksucht der Gelehrten, deren Dünkel darum so thöricht sei, weil kein menschliches Wissen überhaupt unzweifelhaft, und selbst die höchsten Grundsätze der Vernunft mit anerkannten Wahrheiten der Theologie in Widerspruch stehen. So zeigt er, daß der für ein untrügliche Axiom gebaltene Satz: Aus Nichts wird Nichts, durch die Schöpfung der Welt aus Nichts widerlegt sei, daß ferner der Grundsatz: kein Accidens könne ohne Subject seyn, im Widerspruch stehe mit dem Geheimniß des Abendmahls, ja selbst der Satz des Widerspruchs werde durch das Geheimniß der Dreieinigkeit aufgehoben, woraus sich ergebe, daß drei Dinge theils mit einem dritten, theils mit einander identisch seyn können. Daber dürfen, nach ihm, auch die rein logischen Grundsätze: Etwas kann nicht zugleich seyn und nicht seyn; Etwas ist entweder oder ist nicht; oder das Ganze ist größer als jeder Theil desselben, nicht als über allem Zweifel erhaben gelten, und müssen wenigstens mit der Einschränkung ihrer Wahrheit gedacht werden, daß durch sie, als Früchte des menschlichen Verstandes, die göttliche Macht nicht beschränkt werde. So wie die logischen, - so müssen auch alle metaphysischen Erkenntnisse ungewiß seyn, weil der menschliche Verstand alle seine Erkenntnisse durch die Erfahrung erhält, alle Erfahrung aber unsicher und mangelhaft ist. Die einzige wahre Quelle und das einzige sichere Kriterium der Wahrheit findet er daher allein in der göttlichen Offenbarung, die sich uns vorzüglich als ein von der Vernunft verschiedenes inneres Licht, das dem menschlichen Geiste ursprünglich anerschaffen und durch göttliche Gnade erweckt wird, ankündigt. Doch auch dieses innere

\*) Der vollständige Titel heißt: De Typho generis humani s. scientiarum humanarum Jvari ac ventoso tumore, difficultate, labilitate, falsitate, jactantia, praesumptione, incommodis ac periculis tractatus brevis, in quo etiam vera sapientia a falsa discernitur et simplicitas mundo contempta extollitur, idiotis in solatium, doctis in cautelam conscriptus. Pragae, 1670. 4.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



hausen verheirathet, und durch sie Vater von 4 Kindern, worunter ein Sohn, Reinhard Walthar, der, nach Wiesermanns Angabe, die Jahre der Kindheit nicht überlebte, wiewohl nach Andern der Abt in Strahow, Hieronymus II., Hirnhain oder von Hirnheim, von dem die Schrift: de typho generis humani, Pragae 1676. 4. ein Abkömmling dieses Johann Sebastian gewesen seyn soll. Eberhard, geb. 1494, Archidiacon zu Salzburg, Domberr zu Augsburg, Freisingen und Eichstädt, wurde am 22. Dezember 1552 zum Bischof in Eichstädt erwählt, erkaufte 1557 für das Hochstift um 3000 Gulden die Hälfte des Schlosses Weichthal mit den dazu gehörigen 48 Unterthanen und 30 Zinslehen, gab seiner Diözese ein neues Brevier, und starb den 4. Julius 1560. Rudolf, vermählt mit Anna von Pappenheim, wurde ein Vater von neun Kindern, unter denen doch nur Anna, Gem. Sebastian von Wöllwarth, Barbara, Gem. Konrad von Bernhausen, Maria, Gem. 1) Johann von Bemdingen, 2) Konrad von Welden, und Agnes, Gem. 1) Kaspar von Sedendorf, 2) Gottfried Kochinger von Archshofen, zu reifern Jahren gelangten. Alle 4 Schwestern wurden frühzeitig in den Witwenstand versetzt, und als Witwen ausgezeichnete Wohlthäterinnen des Klosters Marienburg bei Abenberg, als dessen zweite Stifterinnen sie gar wohl betrachtet werden können. Walthar endlich, der jüngste von Bero's Söhnen, erkaufte 1530, sammt seinem Bruder Rudolf, Schloß und Herrschaft Lettenhofen bei Ober-Massing, mit etwa 150 Unterthanen, gelangte durch Begünstigung Kaiser Karls V. zum Besitze der Herrschaft Stettensfels, welche Herzog Christoph von Württemberg, nach Wolf Philipps von Hirnheim kinderlosem Abgange, als vermannetes Lehen einziehen wollten, verkaufte sie aber noch im nämlichen Jahre 1551 an die Jurger, und hinterließ aus seiner Ehe mit Cordula von Stain die Söhne Georg, Jakob, Walthar und Johann Georg, stürzte auf der Jagd mit dem Pferde und mußte darüber sterben. Jakob, auf Waldenstein, lebte mit Felicitas Schilling von Canstadt in kinderloser Ehe. Walthar, Domberr zu Eichstädt, wurde 1562 von seinem Bedienten ermordet. Johann starb 1587 als der letzte seines Namens, Schildes und Helms; denn obgleich zweimal verheirathet, 1) mit Maria von Neunegg, 2) mit Susanna von Ehenheim, hinterließ er doch nur aus der ersten Ehe eine Tochter, Cordula von Hirnheim, die seit 1578 mit Karl von Welden verheirathet war und die sehr ansehnliche Herrschaft Hoch-Altingen an diese Familie brachte. Die übrigen Hirnheim'schen Güter wurden von den Lehenhöfen, als heimgefallene Lehen eingezogen, Abtsgemünd und Wölstein von dem Stift Ellwangen, die Herrschaft Lettenhofen von Eichstädt u. s. w.

(v. Sramberg.)

Hirnhinterer, s. Gehirn.

Hirnhödlein, s. Hoden des Gehirns.

Hirnhöhlen, Hirnhöhlenfeuchtigkeit, Hirnhöhlenflüssigkeit, s. Gehirn.

Hirnhöhlenwassersucht s. unter Hirnkrankheiten.

Hirnholz (Bauf.), s. Hörnholz.

Hirnhüllen, Hirnkammern, Hirnkapseln, Hirnkorn, Hirnklappe, s. Gehirn.

Hirnknoten, Geschwülste des Gehirns; über das physiologische s. unter Gehirn und über das pathologische s. unter Hirnkrankheiten.

Hirnkopfarterien, Hirnkopfblutadern, s. Gehirn.

Hirnkoralle, 1) Palaeont. s. Meandrina; 2) s. Meandrospora labyrinthica. (R.)

HIRNKRANKHEITEN, Morbi cerebri, (Gehirnkrankheiten, Hirn- oder Gehirnleiden, Hirnzufälle, Krankheiten der Kopfsöhle, Morbi encephali s. cerebrales, Passiones s. Affectiones cerebri, Encephalalgia), die am Gehirn und seinen Theilen vorkommenden Regelwidrigkeiten.

Die Lehre von den Krankheiten des Hirns und seiner Theile ist bis jetzt noch höchst unvollkommen, und wenn gleich die pathologische Anatomie der neuesten Zeit sich rühmen darf, viele dieser Abnormitäten näher betrachtet, in das Chaos derselben Licht und Ordnung gebracht, ihre Menge vereinzelt und das Fehlende theilweise ergänzt zu haben, so bedarf es doch erst ferner weit sicherer leitender Merkmale, um in das Dunkel dieser Leiden einzudringen und aus der Fülle der Untersuchungen eine für Theorie und Praxis gleich wichtige Lehre zu schaffen.

Die Weise, nach der man seither die Krankheiten des Gehirns zusammen stellte und ordnete, war meist für den Praktiker von keinem erheblichen Nutzen. Man gründete Eintheilungen auf zufällige Verschiedenheiten, vereinzelt Arten und fasste andere, welche man doch hätte trennen sollen, zusammen.

Es mag hier nicht ganz unpassend seyn, die am Gehirn und an seinen Theilen vorkommenden Regelwidrigkeiten in zwei Klassen, in Formabweichungen und in Texturveränderungen (wie dieß Medel, Handb. d. menschl. Anatomie III, 586 ff. gethan) einzutheilen.

#### A. Formabweichungen.

Beträchtliche Abweichungen der Form, Lage, Größe, Zahl und Anwesenheit sind im Gehirne weit seltner, als in andern Eingeweiden und nur feinere Verschiedenheiten in der äußern Gestalt und der Bildung der Theilorgane kommen häufiger vor. Meist sind die hieher zu zählenden Regelwidrigkeiten angeborne Fehler und nur einige erworbene.

##### I. Mangel des Gehirns und seiner Theile.

Der gänzliche Mangel des Hirns und seiner Theile, eine im Ganzen seltene Erscheinung, treffen wir, theils mit, theils ohne Formfehler im Rückenmark, besonders bei der Hirn- oder Kopflosigkeit (Acophalia). Die pathologische Anatomie der ältern und neuern Zeit führt viele Beispiele von solchen Hemmungsbildungen auf, ja man erzählt sogar Fälle, wo Kinder, ungeachtet weder Hirn noch Rückenmark vorhanden, dennoch kurze Zeit lebten. Wenn man aber bei vollkommen ausgebildetem Kopfe kein Gehirn gefunden haben wollte, so täuschte man sich wahrscheinlich öfters dadurch, daß man sehr beträchtliche Ausdehnung der Hirnmasse durch Wassersucht



der Hirnhöhlen oder Zusammendrückung dieser durch Wasseransammlung für wirklichen Mangel hielt. Häufiger schon mangelt durch einen ursprünglichen Bildungsfehler ein mehr oder weniger ansehnlicher Theil der Hirnmasse. So findet man bei Acephalen, welche noch ein Rudiment des Kopfes besitzen, bei Halbköpfen und bei unvollkommener Entwicklung des Kallihthetes des Schädels häufig einen Theil des Hirns fehlen oder sehr unvollkommen ausgebildet.

Meist sind es einzelne Theile, welche eine Abweichung in der Anwesenheit, bei übrigens regelmäßiger Hirn- und Rückenmarksbildung und bei bestehender Integrität des übrigen Körpers, bedingen. Besonders sah man die Commissuren und namentlich die weiche Commissur der hintern Hirnganglien (Sehhügel) fehlen, seltener beobachtete man den Mangel des vordern Querbändchens und des Balkens; in einzelnen Leichen konnte man den Hirnknoten nicht wahrnehmen, in andern keine Hirnklappe auffinden, oder die normale Durchkreuzung der Sehnerven nicht beobachten; in mehreren fehlte die Zirbeldrüse und noch häufiger der Sand in dieser.

Hierher gehört auch noch die unvollkommene Entwicklung der Ungleichheiten an der äußern und innern Oberfläche des Gehirns, besonders der, die mannichfache Verschiedenheit darbietenden, Windungen des großen Gehirns, dessen äußere Fläche man nicht selten mehr oder weniger glatt gefunden hat. Auch die in gewisser Übereinstimmung mit der Form der äußern Windungen stehende Erhabenheit im hintern Hirne der Seitenhöhle, bekannt unter dem Namen des Sporns, der Vogelklaue oder des kleinen Seeperbefußes, sah man sowohl auf beiden Seiten, als auf einer fehlen. Schon weit seltener sind die Fälle, wo die Erhabenheiten im absteigenden Horne dieser Höhlen von ihrer Beständigkeit abwichen.

### II. Abweichungen der Zahl.

Doppeltes Hirn findet sich nur bei Mißgeburten mit zwei Köpfen; Mehrzahl bei übrigens einfachem Körper ist höchst selten und betrifft dann nur unbedeutende Theile. So ist z. B. die Zahl der innern und äußern Hirnwülste vermehrt und eine Duplicität der Querbändchen, namentlich des hintern, so daß eines über dem andern lag, beobachtet worden. Auch die Anwesenheit einer doppelten Zirbeldrüse und die vorgefundene kleine Markproduktion, die sich vom Chiasma der Sehnerven nach vorne erstreckte, gehören hieher.

### III. Abweichungen der Lage.

Die Abweichungen in der Lage des Hirns sind, gleich denen des Rückenmarkes, äußerst häufig durch mangelhafte Ausbildung der das Hirn umgebenden Theile bedingt. Unvollkommene Ossifikation der Kopfknochen mit oder ohne Wasseransammlung, Mangel größerer oder kleinerer Stücke des Hirnschädels, fontanelleartige Zwischenräume in den Nähten, vergrößerte, sich nicht schließende Fontanelleu u. veranlassen häufig in einem höhern oder geringern Grade Freiliegen der in der Kopfhöhle eingeschlossnen Theile.

Hierher gehört der Hirnbruch (Gehirnbruch, Hernia cerebri, Encephalocèle, Hernie de cerveau,

Encephalocèle, Ernia del cervello o del cervelleto), eine Geschwulst, welche durch die Hervortreibung des Gehirns an einer größern oder kleinern Öffnung der Schädelknochen bedingt ist und unter den allgemeinen Bezeichnungen liegt. Auch hat man unter Hirnbruch das Entblößtseyn des Hirns von seinen knöchernen und weichen Decken, so daß dasselbe frei liegt, so wie das Hervordrängen eines mit der Kopfhöhle in Verbindung stehenden und mit Wasser angefüllten Behälters verstanden.

Es ist die Encephalocèle entweder angeboren oder nach der Geburt zufällig entstanden (E. congenita und acquisita).

Der angeborne Hirnbruch ist die Folge einer nicht vollendeten oder zurückgebliebenen Ausbildung der Schädelknochen, deren Zwischenräume nur durch membranöse Gebilde ausgefüllt werden, durch welche das Hirn, meist in Folge von Wasseransammlung in seinem Innern oder im Schädel, hervorgetrieben wird. Häufig bildet sich eine solche Hernie erst während des Geburtsaktes, wo der Kopf gedrückt wird; oder sie entsteht durch das Weinen des Kindes kurz nach der Geburt. Gewöhnlich beobachtet man den angeborenen Bruch des Gehirnes in der Mittellinie des Hinterhauptes, in der Gegend des Hinterhauptloches oder an einer der Stellen, die sich, wie die Fontanelleu, erst spät schließen, oder auch an den übrigen Stellen des Schädels, wo die Knochen nicht zusammen treten. Es erscheint derselbe als eine verschiedene große, zuweilen ebene und gleiche, zuweilen in verschiedene Klumpen zertheilte Geschwulst, bedeckt von den Integumenten des Schädels, die an der Spitze des Tumors verdünnt und der Haare beraubt, und zuweilen mit blauen aufgeschwollenen Atern besetzt sind. Diese Geschwulst ist weich und teigig oder wie recht flüssiges Eiter anzufühlen, pulstret gemeinlich, läßt sich durch Druck selten bedeutend vermindern und kehrt wieder, wenn dieser nachläßt. An der Basis derselben fühlt man den Rand der unregelmäßigen Öffnung des Knochens. Untersucht man diese Hervorragung, so findet man die äußere Haut, die Schädelhaube und die harte Hirnhaut ziemlich mit einander verschmolzen und einen Sack darstellend, in welchem ein größerer oder kleinerer Theil des Gehirns, von der Gefäß- und serösen Hirnhaut umgeben und an der Oberfläche mit einem serösen Dunste besetzt, manchmal auch eine Menge wirklicher Flüssigkeit (Wasserhirnbruch, Encephalocèle hydrocystica, s. composita, Hydroencephalocèle, Hernia cerebri fluctuans, s. paralento-serosa) enthalten ist. Die dislocirte Hirnportion ist an Beschaffenheit meist dem in der Schädelhöhle enthaltenen gleich, aber an seiner Basis mit einer Furche umgeben. Gemeinlich ist der Kopf verhältnißmäßig klein dabei. Auch können mehrere Hirnbrüche zugleich vorhanden seyn.

Die Zufälle sind nach der Größe des Bruches verschieden. Ist er klein oder im Beginnen oder sitzt er im Nacken oder an der Seite des Kopfes, so macht er, wenn die Geschwulst gehörig gegen äußere Gewalt geschützt wird, wenig Beschwerden. Bei großen Hirnbrüchen entstehen durch das Gewicht der Geschwulst, durch Zerrung



des Hirns u. s. w. Schmerzen, ja Zuckungen, welche man durch Unterstüfung und Bedeckung der Geschwulst vermindern kann. Wirken Druck oder Kälte auf den Hirnbruch, so sehen wir apoplektische und convulsivische Zufälle, welche bei gelinder Erwärmung wieder verschwinden, auftreten. Kinder mit großen Hirnbrüchen sterben gewöhnlich bald, leben die kurze Zeit in steter Betäubung, saugen selten gehörig, brechen oft, nehmen allmählig ab, sind unruhig, schreien, bekommen oft Zuckungen, zuweilen Lähmungen und haben fast ständiges Fieber und Durchfall. Auch kann die Geschwulst sich entzünden, aufbrechen und den Kranken schnell tödten.

Der zufällige oder erworbene Hirnbruch entsteht durch das allmähliche Hervortreten des Gehirns an einer Stelle, wo durch eine vorausgegangene Verletzung des Schädels eine nur durch zelllicht-fibröse Substanz verschlossene Öffnung blieb. Da die Narbe nie die Ausdehnbarkeit, wie die Bedeckungen beim angeborenen Hirnbruche hat, so erreicht die erworbene Encephalocèle auch nie die Größe von diesem.

Die Behandlung des angeborenen und zufälligen Hirnbruches besteht im Zurückbringen und Zurückhalten der Geschwulst in die Höhle des Schädels, was man mittels Binden oder durch ausgehöhlte, innen und an den Rändern gepolsterte, Platten von Horn, Blech, Silber u. s. w., welche man allmählig stärker andrückt, bewerkstelliget. Kleine angeborene Hirnbrüche können so radical geheilt werden, was bei den zufälligen nie zu erwarten steht. Ist der Hirnbruch sehr groß und die Reduktion nicht möglich, so muß man sich damit begnügen, daß man ihn mit einem schicklichen Verbands zu unterstützen und zu verwahren sucht. Auch hat man in solchen Fällen die Punction der Geschwulst vorgeschlagen, um die Flüssigkeit zu entleeren und das Volumen der Anschwellung zu vermindern, was jedoch immer sehr gefährlich ist.

Die regelwidrige Stellung der einzelnen Hirnthteile gegen einander können wir hier süglich übergehen, da diese Lage-Abweichung noch nie mit Sicherheit beobachtet wurde.

IV. Abweichungen der Größe des Gehirnes können sowohl als angeborene, als auch als erworbene Formfehler auftreten. Sie kommen nicht sehr selten vor und bestehen bald in regelwidriger Kleinheit, bald in abnormer Größe.

a) Kleinheit des Gehirns treffen wir nicht selten als Fehler der Urbildung bei der falschen Kopfförmigkeit (Halb- oder Kleinköpfigkeit, Hemicephalia, Microcephalia) an. In den meisten Fällen dieser Art ist Wasseransammlung im Innern des Hirns oder zwischen diesem und dem Schädel die Ursache der Hemmung in der normalen Entwicklung, wiewohl keineswegs in allen vorstehenden Fällen diese das alleinige Hinderniß abgibt. Unbedeutendere Abweichung von der normalen Größe des Gehirns ist meist von keinen störenden Folgen für das Leben, wohl aber für die geistige Entwicklung, wie wir dieß beim Blödsinne und dem Kretinismus, wo besonders das große Hirn gehemmt erscheint, beobachten. Beträchtliche Kleinheit des Hirns und namentlich mit

Bloßliegen verbundene, wirkt jedoch weit störender auf die Fortdauer des Lebens, so daß dieses gewöhnlich nur auf sehr kurze Zeit beschränkt und nur selten auf mehrere Tage oder einige Wochen ausgedehnt ist.

An die angeborene Kleinheit des Gehirnes reißt sich die durch ein Zurücksinken, durch ein Schwinden herbeigeführte Abweichung desselben von seinem normalen Umfange an, wie dieß auch am Rückenmarke bei der bekannten Rückenmarkschwindsucht vorkommt. Eine solche Abnahme des Gehirns kann unter günstigen Umständen allerdings, wenn gleich seltener als in andern Theilen, eintreten, und wird Abnahme der geistigen Thätigkeit zur Folge haben. Ein Schwinden gewisser Hirnthteile und der aus diesen hervorgehenden Nerven wurde schon öfters beobachtet. So fand man bei Blindheit die Sehnerven dünn, abgezehrt, zusammen geschrumpft und die Sehhügel niedriger, flacher, schmaler und kürzer, oder auch die vordern Vierhügel geschwunden, wiewohl man auch solche Veränderungen ohne Störung der Funktionen in diesen Theilen wahrgenommen hat. Auch an den gestreiften Körpern, der Zirbeldrüse und an dem Hirnanhange wurden ähnliche Abweichungen aufgefunden.

b) Vergrößerung sowohl des ganzen Gehirns, als auch einzelner Theile desselben wird bisweilen, wenn gleich wahre Vergrößerung im Nervensysteme selten ist, bemerkt. Von dieser regelwidrigen Massezunahme muß die bloße, oft enorme Ausdehnung des Gehirns durch Wasseransammlung in seinem Innern, wobei die oft bis zur Dicke einiger Linien ausgedehnte Substanz bedeutend geringer, als bei normaler Entwicklung des Gehirns erscheint, unterschieden werden. — Wirklich vergrößert findet man das Gehirn bei rachitischen Kindern, womit auch die frühe Entwicklung vorzüglicher Geisteskräfte bei solchen Kranken zusammen zu hängen scheint. — Unter den einzelnen Gehirnthteilen vergrößert sich besonders die Zirbeldrüse, die oft zu einer sehr großen, hokerigen, etwas harten Geschwulst umgewandelt wird. Auch den Hirnanhang, die Flocken des kleinen Gehirns, die vordern und hintern Gehirnganglien sah man, bei letzteren gewöhnlich mit gleichzeitigem Schwinden des einen Sehhügels, das gewöhnliche Maß überschreiten.

V. Abweichungen der Configuration kommen am Gehirn bald als ursprüngliche bald als erworbene vor. Es gehören hierher: 1) die völlige Verwachsung beider Halbkugeln unter einander, welche oft auf die ganze innere Fläche der Hemisphäre ausgedehnt, bisweilen auf einzelne Stellen derselben beschränkt ist und meist mit Mangel der Hirnhäute vorkommt. Eine Annäherung an diese Bildung ist die bloß sehr enge Verwachsung der innern Fläche der Halbkugeln durch festes Zellgewebe, wobei ebenfalls die falx cerebri mehr oder weniger unvollständig getroffen wird. Beide Abweichungen sind ohne Störung der geistigen Thätigkeit beobachtet worden. Ob dieser Formfehler ein Stehenbleiben des Gehirns auf einer früheren Stufe der Bildung sei, wo beide Hirnhälften nur eine Masse bilden, oder nicht, ist bis jetzt noch nicht mit Gewißheit ausgemittelt worden. 2) Diesem Zustande des Gehirns steht



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



verschiedenen Substanzen werden zu einer Masse umgewandelt oder man findet einzelne Hirnpartien geschwunden oder ~~in~~ <sup>in</sup> ~~den~~ <sup>den</sup> ~~verschiedenen~~ <sup>verschiedenen</sup> Grade kommen manchmal in einem Gehirne vor. — Es kann die regelwidrig verminderte Cohäsion des Gehirns die Größe einer Haselauf haben, oder sich mehr oder weniger über das ganze Gehirn erstrecken. Gewöhnlich geht sie in die gesunde Substanz unmerklich über, seltner trifft man an der Gränze dieser von jener besondere Unterscheidungsmerkmale. In der Regel ist diese Texturveränderung mit anderweitigen Abweichungen im Gehirne, wie z. B. mit allerhand Ergießungen, mit scirrösen und knöchernen Excrescenzen, mit Entzündung, Verwachsung, Verhärtung, so wie nicht selten auch mit Krankheiten der Schädelknochen u. s. w. vergesellschaftet. — Gemeinlich weicht die Färbung des Gehirns bei dieser Weichheit von ihrer natürlichen Beschaffenheit mehr oder weniger ab, ist bald wenig oder nicht verändert, schmutzig, matt weiß, milch- oder käseartig, bald gelblich, gelb oder grünlich in verschiedenen Nuancen, bald grau, rötlich, braun oder schwarz. — Der Sitz der Erweichung ist verschieden; am meisten wurde unter den Centraltheilen des Gehirns der gestreifte Körper erweicht gefunden; am häufigsten litten die Hemisphären, vorzüglich der mittlern Lappen und die graue Substanz, und das kleine Gehirn, am seltensten die Hirnhäute. — Die Symptome, die man für die Weichheit des Gehirns angeführt hat, und die im Allgemeinen in allerhand Krampfzufällen, in Lähmung und Contractur der Gliedmaßen der einen oder der beiden Seiten, mit oder ohne Störung der geistigen Thätigkeit, in Schwäche der Sinne und Coma, und in allerhand Beeinträchtigung der körperlichen Verrichtungen bestehen sollen, sind höchst unbestimmt und fehlen zuweilen gänzlich. Was die Beziehung dieser Texturveränderung des Gehirns zu der Geisteszerrüttung überhaupt und zu den verschiedenen Arten dieser ins Besondere betrifft, so läßt sich hierüber nichts Bestimmtes angeben, indem man bei allen Arten von Geisteszerrüttung die Festigkeit des Gehirns völlig normal und bei völlig normaler Beschaffenheit der geistigen Thätigkeit, merkliche Regelwidrigkeiten in der Cohäsion dieses, sowohl Verhärtung als Weichheit, oder beides zugleich, vorfand und endlich weder diese noch die vorgenannte Cohäsions-Abweichung einer besondern Art der Geisteszerrüttung allein zukommt, wie dieß eine Reihe von Erfahrungen hinlänglich bewiesen hat.

Es soll die widernatürliche Weichheit des Hirns eines der häufigsten Leiden dieses Organes seyn, und besonders bei bejahrten Personen sich vorfinden, während man jedoch auch im kindlichen Alter, öfters mit chronischem oder akutem Wasserkopfe complicirt, dieselbe beobachtet. Verschiedenheit des Geschlechts scheint keinen Unterschied im Vorkommen dieser Veränderungen zu bedingen und die Mehrzahl der Beobachtungen spricht sich für ein gleichmäßiges Vorkommen bei beiden Geschlechtern aus.

Durch seine von Natur alle Theile an Weichheit übertreffende Consistenz scheint das Gehirn mit dem Rückenmarke eine vorzugsweise Neigung zur Erweichung zu besitzen. Das hohe Alter, wie nicht minder das kindliche

sollen dieselbe begünstigen und Schwächungen des Bildungslebens des Gehirns eine vorzüglich vorbereitende Ursache abgeben.

Was die Behandlung der Regelwidrigkeiten der Cohäsion im Gehirne betrifft, so vermag die Kunst nur sehr Wenig zu thun und wird sich hauptsächlich auf Entfernung oder Milderung der etwa noch fortbestehenden schädlichen Einflüsse beschränken.

III. Entzündung des Gehirns und seiner Häute (Hirnentzündung, Gehirnentzündung, Hirnwuth, Hirnsieber, Kopfwuth, Kopfsieber, Inflammatio cerebri et meningum, Cephalitis, Encephalitis, Cephalitis interna, Phrenitis, Phrenesia, Phrénésie, Mal Mazzucio, frenitide, farnetichezza, Phrosy, frenzy, frenesie).

Alle Theile des Gehirns, sowohl die Substanz desselben, als die diese umgebenden Häute sind fähig, unter günstigen Umständen sich zu entzünden, und die Behauptung Einzelner, daß nur allein die seröse Haut von diesem pathologischen Vorgange befallen werden könne, wird durch zahlreiche Erfahrungen widerlegt.

1) Entzündung der Hirnhäute (Meningitis, Inflammatio membranarum s. meningum cerebri).

a) Entzündung der serösen Hirnhaut (Spinnenwebhaut-Entzündung, Inflammatio membranae arachnoideae cerebri, Arachneitis, Arachnoiditis cerebri).

Die Arachnitis ist ungleich häufiger als die Entzündung der harten Hirnhaut und es kommen daher auch in dieser Membran die Folgen der Entzündung am öftersten vor. Es kann diese Krankheit entweder die ganze seröse Hirnhaut einnehmen (A. universalis) oder auf einzelne Theile derselben beschränkt seyn (A. partialis) und im letztern Falle entweder die Arachnoidea der Oberflache (A. externa), und zwar der convexen Fläche oder der Hirnbasis, — oder die der Höhlen (A. interna s. ventriculorum) vorzugsweise befallen, wodurch einige Modifikationen in den Erscheinungen bedingt werden können.

Es äußert sich diese Entzündung durch Schmerzgefühl im Kopfe von verschiedner Ausdehnung und Intensität; durch Störungen der intellektuellen und Sinnes-thätigkeit, Veränderung des Charakters, Irrededen, Betäubung; durch allgemeine und partielle Convulsionen, Contracturen und Lähmungen; durch sympathische Verdauungsbeschwerden, Uebelkeit, Erbrechen, Verstopfung und durch febrilische Erscheinungen, wobei man noch unbeholfene Rückenlage, einen aus Verwunderung und Dummheit gemischten eignen Ausdruck in der Physiognomie, so wie Erweiterung oder Verengerung der Pupille, Rötthe der Bindehaut, Schielen, Rotation und Aufwärtslehen des meist lichtschenen Auges, Ptosis und allerhand Krampfzufälle der Gesichtsmuskeln u. s. w. in der Regel vorfindet.

Die Veränderungen, welche die Leichenöffnung ergibt, bestehen in folgenden: Mehr oder weniger starke, mit dem Gewebe der Arachnoidea verschmolzene und verschieden sich ausdehnende Rötthe der Spinnenwebhaut,



Verdickung und Undurchsichtigkeit derselben von verschiedenem Umfange, eiterartige, seröse-eiterartige oder seröse flüssige Ausschüßungen, Pseudomembranen, seröse Extravasate in den Ventrikeln oder zwischen den Blättern der entzündeten Haut, Verwachsungen und Bildung regelwidriger Granulationen, Verkücherungen u. (s. unten die Ausgänge der Hirnentzündung).

Die die Arachnitis hervorbringenden Ursachen wirken entweder unmittelbar (wie allerhand Verletzungen des Schädels, Sonnenstich, organische Fehler des Gehirns, sporadische Constitution, Blutergießungen in der Hirnsubstanz, deprimirende Affekte u. s. w.) oder mittelbar (wie allerhand Metastasen, Reize und Schärpen, Mißbrauch geistiger Getränke [vergl. den Art. Säufervahnsinn] und narkotischer Dinge, vielleicht auch zu langes Säugen) auf das Gehirn ein. Auch gesellt sich die Arachnitis zu Entzündungen anderer seröser Häute, so wie zu Nerven-, Faut- und Entzündungsfiebern. Endlich können allerhand epidemische oder miasmatische Verhältnisse auf ihre Entstehung und Form Einfluß haben. Das männliche Geschlecht und das Jünglings- und Mannesalter scheinen besondere Anlage zu dieser Krankheit zu besitzen.

Die Dauer der Arachnitis ist verschieden; sie kann 7 bis 18 Tage betragen, oder es kann schon am 3ten oder 4ten Tage der Tod eintreten, oder auch erst am 25ten bis 30ten Tage erscheinen. — Der Typus der Krankheit ist meist anhaltend, mit Exacerbationen und Remissionen und nur selten intermittirend.

Nicht immer hat die Entzündung der Spinnenwebenhaut des Gehirns die hier beschriebene Form, sondern es kann dieselbe auch als verborgene (*A. latens s. occulta*) oder als schleichende (*A. chronica*) Entzündung auftreten, wie wir diese letztere häufig bei Irren antreffen und welche die eigenthümlichen Granulationen längs der Sichel und in der Scheitelgegend zu Begleitern hat. — Auch die verschiedenen Complicationen des Leidens mit andern Krankheiten des Gehirns oder anderer Organe können häufig Abweichungen der Form begründen.

b) Entzündung der fibrösen Hirnhaut (Entzündung der harten Hirnhaut, *Inflammatio durae matris cerebri*, *Meningitis*). — Nur selten ist die harte Hirnhaut einer spontan sich entwickelnden Entzündung unterworfen, und viele der Beobachtungen, zumal aus der ältern Zeit, welche man unter diesem Namen zusammen stellte, gehören nicht hieher, da sie gewöhnlich eine Überfüllung der Gefäße dieser Membran oder eine dunkelrothe Färbung derselben für Entzündung hielten.

Die idiopathische Entzündung der harten Hirnhaut gibt sich durch heftigen, einseitigen, zusammen schnürenden Kopfschmerz, so daß es dem Kranken scheint, als ob sein Kopf wie mit einem Stricke zusammen geschnürt sei, durch gereizten, hinsichtlich der Frequenz sehr veränderlichen Puls, durch gelindes Fieber, heftige Frostfälle, leichte convulsivische Bewegungen, durch Unversehrtheit der Sinne und längeres Unverlehtbleiben des Bewußtseyns, durch rothe Augen, verengte Pupille u. s. w. zu erkennen. Heftige Delirien, Stupor u. können sich damit verbinden.

Weit häufiger, als unter dieser Form kommt das Ubel in Verbindung mit Krankheiten des Ohrs und der Portio petrosa des Schläfens vor. Sie beginnt dann mit Schmerzen im Ohre, welche trotz des zuweilen sich einstellenden Ausflusses fortdauern; der Kranke wird niedergeschlagen und schlüfrig, verfällt in gelindes Irredem, zu dem sich zuweilen Frost gesellt und endlich stellt sich Coma ein. In andern Fällen wird der Kranke bei den Ohrenscherzen unruhig und vergeßlich, legt den Kopf von einer Seite zur andern und wird dann comatos. Der Puls ist zuweilen langsam, zuweilen natürlich oder häufig.

Bei den Leichenöffnungen der an Entzündung der harten Hirnhaut Gestorbenen findet man eiterartige Flüssigkeit zwischen dem Knochen und der dura mater, letztere niedergedrückt, an einzelnen Stellen vereitert, an andern schwarz, zum Theil verdickt, zum Theil verdünnt, Pseudomembranen unter der Spinnenwebenhaut, veränderte Färbung des Gehirns, blutreiche pia mater und arachnoidea; schwammige Auswüchse, Verwachsungen, zuweilen oberflächliche Hirneiterung, Flüssigkeit in den Hirnhöhlen u. s. w.

c) Die Entzündung der weichen Hirnhaut (*Inflammatio piae matris*) ohne Kopfverletzung greift das Gehirn wenig an, die intellektuellen Vermögen werden wenig gestört, die Krankheit verläuft langsam und nicht heftig. Neuere Schriftsteller übergeben diese Form der Hirnhautentzündung und sehen die weiche Hirnhaut nicht als Membran, sondern als das die Hirnernährungsgefäße verbindende Zellgewebe an.

2) Entzündung der Hirnsubstanz (*Cephalitis*). Die Cephalitis befällt selten plötzlich, sondern tritt meist erst dann ein, wenn die Erscheinungen von Kopfcongestion kürzer oder länger vorausgingen. Ihre Zufälle, im Anfange den Charakter erhöhter, später den verminderten Reizbarkeit an sich tragend, sind folgende: Stechender, bohrender, reißender, drückender oder brennender Kopfschmerz, welcher meist auf eine Stelle concentrirt ist und selten fehlt; Ohrensausen; vermehrte Empfindlichkeit der Augen gegen das Licht, mit Verengerung der Pupille; Contraction und Lähmung der Muskeln, gewöhnlich einer (der der organischen Veränderung entgegen gesetzten) Seite des Körpers und paroxysmenweise auftretend, mit schmerzhaften Gefühlen, wie heftigen, reißenden, stechenden Schmerzen in den gelähmten Gliedern u. s. w. verbunden; — ferner Verfall des Verstandes und Sinnesthätigkeit, Erweiterung der Pupille, Weichheit der gelähmten Muskeln und Gefühlslosigkeit. Verschieden heftiges Fieber, Respirationstörungen, sympathische Verdauungsbeschwerden u. s. w. sind oft mit diesen wesentlichen cephalitischen Erscheinungen verbunden, fehlen jedoch auch wieder. Überhaupt sind die Ausprägungen der Cephalitis sehr vielen Abweichungen unterworfen, die hauptsächlich von der Individualität des Ergriffenen, von den ätiologischen Momenten, von dem Charakter, der Ausdehnung, dem Sitze und der Intensität der Entzündung abhängen. Es würde zu weit führen, diese Modifikationen alle hier näher zu betrachten und bemerken wir bloß,



daß man gewöhnlich zwischen akuter (*C. acuta s. manifesta s. vera*) und chronischer (*C. chronica s. occulta s. spuria*), zwischen idiopathischer (echter, rheinischer, phlegmonöser, reiner, ursprünglicher), gastrischer und asthenischer (typhoidischer, nervöser, passiver) Hirnentzündung, so wie zwischen jener aus innern Ursachen und der nach Kopfverletzungen sich einstellenden (*C. vulvaria s. chirurgica s. violenta*) unterscheidet.

Der Verlauf der Cephalitis ist meist sehr unregelmäßig und der Typus nicht anhaltend, so daß Besserung und Verschlimmerung, Aufgeregtheit und Hinsinlichkeit, Nachlaß aller Zufälle mit Heftigkeit derselben in den häufigsten Fällen wechseln.

Die Dauer ist nach den Ursachen, dem Alter und der Constitution des Kranken, nach dem Grade und den Ausgängen der Entzündung verschieden. Zuweilen tödtet sie in den ersten Tagen, dauert häufig nicht über den 14ten Tag hinaus, kann aber auch auf Wochen, Monate, ja Jahre sich erstrecken.

Die anatomischen Kennzeichen der Cephalitis sind nach dem Sitze derselben in der Medulla oder Corticalmasse verschieden. In jener finden wir meist verminderte Cohäsion und Veränderung der Farbe des Markes in eine schmutzig weiße, grauliche, gelbliche oder wohl auch rötliche. Ist die graue Substanz Sitz der Entzündung, so fällt eine rötliche Färbung in den verschiedensten Abstufungen mehr oder weniger auf. In einzelnen Fällen sah man injicirte Gefäße in dieser Substanz, oder selbst kleine Echyosen oder es flossen viele Bluttröpfchen beim Einschneiden in die entzündete Hirnportion hervor. Die Struktur der afficirten Stelle ist verletzt, die Consistenz in verschiedenen Graden erweicht, selten war die normale Festigkeit oder wohl gar Vermehrung der natürlichen Cohäsion vorhanden.

Der Sitz und die Ausdehnung der Entzündung der Hirnsubstanz sind verschieden; sie kann über das ganze Hirn verbreitet seyn oder nur einzelne Theile desselben einnehmen. Im Allgemeinen darf man wohl annehmen, daß die Entzündung weit seltener in der Marksubstanz ihren Sitz habe, als in der Corticalmasse, was auch mit der Gefäßvertheilung im Gehirne übereinstimmt. Außer den Halbkugeln werden nicht selten die Centraltheile des Gehirns, das Corpus callosum und seine Anhangs- und die Seitenwandungen der Hirnhöhlen entzündet gefunden, welche krankhafte Zustände man fälschlich unter dem Namen Hydrocephalus acutus früher begriffen hat. Nicht minder traf man die Barockbrücke, die Hirnganglien und namentlich die hintern, so wie den Hirnanhang und den Trichter entzündet, und will man bei idiopathischer Epilepsie am Hirnanhange immer Spuren von Entzündung und deren Folgen bemerkt haben.

Was die Ausgänge der Hirnentzündung betrifft, so beobachtet man Zertheilung, Eiterung, Erweichung, Durchschwüzung, Verdickung, Verwachsung, neue Bildungen, Verhärtung und Brand.

a) Zertheilung ist bei heftiger, tief in die Substanz eindringender Entzündung schwer zu bewirken, kann

jedoch durch Hilfe der Kunst früher oder später, gegen den 7ten, oft erst gegen den 21sten Tag, unter den allgemeinen Fieberkrisen, oft unter einem Blutflusse aus der Nase, zuweilen unter Absehn auf die Haut, rothlaufartiger Geschwulst der Kopfbedeckungen, Parotiden-Abcesse oder unter örtlichen Schweißern am Kopfe mit unmittelbarer Erleichterung, erfolgen.

b) Eiterung (Hirneiterung, Hirnabscess, Phrenitis s. Encephalitis, s. Cephalitis suppuratoria, Abscessus s. Sphacelismus cerebri, Cephalopyeosis interna, Apoplexia purulenta), der gewöhnlichste, besonders nach sehr heftiger, aber auch nach chronischer Cephalitis vorkommende Ausgang. — Es erscheint die Eiterung unter drei Formen, als Infiltration, als Eiterherd und als Balgabscess.

Die Infiltration besteht in einer innigen Vermischung des Eiters mit der in ihrer Consistenz erweichten Hirnmasse, wodurch die Farbe dieser zu einer schmutzig weißen, gelblichen oder gräulichen wird.

Bei den Eiterherden ist die Hirnsubstanz in einem größern oder geringern Umfange zerstört und ein mehr oder minder flüssiger Eiter von matt weißer oder strohgelber Farbe nimmt deren Stelle ein. Die Wandungen der so entstandenen Höhlen haben das Aussehen einer Erosion und sind oberflächlich erweicht.

Bei dem Balgabscess ist die eiterige Flüssigkeit durch eine Pseudomembran von der übrigen Hirnsubstanz abgetrennt, wodurch Höhlen von meist kleinem Umfange entstehen, deren Wandungen fest und mit einem häutigen Gewebe bedeckt sind, worin man Blutgefäße in verschiedener Richtung wahrnimmt. Die Balge sind nur sehr locker mit der sie umgebenden Hirnsubstanz verbunden und diese ist meist weicher. Der Eiter selbst ist von verschiedener Beschaffenheit hinsichtlich der Farbe, des Geruchs, der Consistenz und vielleicht auch nach seiner chemischen Composition, bald dick und zäh, bald wässerig, bald theils flüssig, theils geronnen, so daß letzterer in Gestalt von Flocken in ersterem schwimmt, bald von weißer, bald von grauer, gelber und grünlischer Farbe.

Die nach Entzündung der Hirnhäute eintretende Eiterung ist meist eine oberflächliche. Der Eiter, dessen Farbe und Consistenz verschieden, liegt meist in einer dünnen Schicht auf derselben und läßt sich mit leichter Mühe abschaben, wo dann die entzündete Membran gewöhnlich roth, verdickt oder aufgelockert erscheint. Seltner fand man den Eiter in Klumpen angehäuft oder über die ganze Fläche der Membran verbreitet. — Auch verdient hier die oben erwähnte sätzig, dem Eiter nahe stehende Flüssigkeit, welche man oft nach Arachnitis gefunden hat, genannt zu werden. Es besteht diese eigenthümliche Produktion aus Zellgewebe, in dessen Maschen ein mit Serum vermischter gallertartiger Stoff angesammelt ist und findet sich am häufigsten in der Nähe des Chiasmata der Echnerven.

Was die Zeichen betrifft, unter denen die Eiterung im Gehirne auftritt, so sind sie meist diese: Unter Nachlaß der heftigeren Entzündungszufälle, ohne daß jedoch Krise eintritt, entstehen Druck, Schwere, klopfender oder



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



außerdem aber bei echten und heftigen Leiden die Anwendung der antiphlogistischen Methode in ihrer vollen Stärke und in größter Raschheit, mit sorgfältigem Abhalten alles dessen, was den bestehenden Reiz vermehren kann. — Es passen daher Aderlässe, selbst aus der Drosselvene oder gar aus der Schläfpulsader, Blutegel hinter die Ohren, an die Schläfe und Nasenflügel, Schröpfköpfe in den Nacken, Scarifikationen des Kopfes; ferner kalte Begießungen, ununterbrochenes Auflegen kalter Umschläge auf den hoch und kühl liegenden und seines Haupthaars beraubten Kopf mit gleichzeitigem Gebrauche lauer Fuß- und Armbäder; kühlende, auf den Stuhl wirkende Salze, erweichende, kühlende Clystiere, Senfteige und Blasenpflaster in den Nacken, auf die Baden und Füße, kühle Luft, dunkles Zimmer und streng antiphlogistische Diät u. s. w.

Bei Behandlung der schleichenden, mehr unechten Hirnentzündung wird meist die Anwendung des antiphlogistischen Apparates in geringerer Intensität hinreichen und in den Fällen, wo sich das Leiden mehr unter den Erscheinungen torpider Schwäche ankündigt, werden starke und zugleich anhaltende Reizmittel vorsichtig anzuwenden seyn.

Die Kur der Encephalitis nach Kopfverletzungen wird unter diesem Artikel geliefert werden.

Was die Ausgänge der Krankheit betrifft, so ist die Kur sehr schwierig und nur selten von gutem Erfolge. Bei Verdacht des Extravasates bediene man sich der die Resorption befördernden Mittel; ist Eiterung eingetreten und führt die Natur nicht etwa glücklich den Eiter auf irgend einem Wege aus dem Gehirne, so lasse man erweichende Dämpfe oder Brühen in die Nase ziehen, um hierdurch Ausleerung durch die Nase zu befördern. Die einzige Möglichkeit der Rettung des Kranken besteht in der schnellen Anwendung des Trepanns an der Stelle, wo man den Eiter zu vermuthen berechtigt ist, nach anderweitig zu gebenden Regeln. — Was die Behandlung der Produktionen zc. betrifft, welche sich in Folge der Hirnentzündung in diesem entwickeln, so wie des Brandes, so liegt diese wohl immer aus dem Bereiche der ärztlichen und wundärztlichen Kunst.

Die Nachkur erfordert frische reine Luft, gute verdauliche, nahrhafte Kost, stärkende Mittel, mäßige Bewegung und Weidung jeglicher Veranlassung zu Kopfcongestionen.

Auch bei Thieren kommt die Entzündung des Gehirnes, wenn gleich seltner und meist mit Rückenmarksentzündung verbunden vor und hat dieselben Verschiedenheiten und veranlassenden Momente, so wie dieselben anatomischen Merkmale und Nuancen, wie beim Menschen. Nach den neuesten Untersuchungen sollen Erweichung mit oder ohne Gefäßinjection, Röthe der grauen Substanz, flüssige oder breiartige Beschaffenheit der erweichten Stelle, gelbliche Färbung derselben, Röthe und Gefäßansfüllung der Hirnhäute, Strosen der Blutleiter u. s. w. gewöhnlich sich vorfinden. Schwäche und Zittern der Glieder, wilde entzündete Augen, Hängen des Kopfes, wildes, wüthendes, ungestümes Betragen, An-

laufen an fremde Körper, Zuckungen und paralytische Erscheinungen, mit verschieden heftigem Fieber und Störung der Verdauung sind die gewöhnlichen Äußerungen der Krankheit, welche jedoch bei den einzelnen Thierarten noch durch einige eigenthümliche vermehrt werden.

#### IV. Wassersucht des Gehirns und seiner Theile.

Unter Wassersucht des Gehirns (Hirn- oder Kopfwassersucht, Wassersucht der Schädelhöhle, Hydrocephalus, Hydrocephalus cerebri, s. H. capitis internus, Hydrocranium, Encephalgia hydroptica, Phrenicula s. Apoplexia hydrocephalica) versteht man die krankhafte Ansammlung wässriger, seröser oder lymphatischer Flüssigkeit in der Kopfhöhle, welche entweder über, zwischen und unter den Hirnhäuten ihren Sitz hat (Wasserkopf, Hirnhaut- oder Kopfwassersucht (Hydrocephalus, H. meningeus, s. meningum, Meningorrhoea aquosa), oder in den Hirnhöhlen ergossen ist (Hirnhöhlenwassersucht, Hydrocephalus ventriculorum, s. cavitatum cerebri, H. encephalodes, Hydroencephalus, Hydroencephalon, Hydrocephalus, Hydrocephalus cerebri).

Von der Wassersucht in der Schädelhöhle ist die Wasseransammlung zwischen den äußern Kopfbedeckungen zu unterscheiden, die zuweilen mit jener vorkommen kann (gemischter Wasserkopf, H. mixtus), und der man fälschlich (zum Unterschiede vom Wasserkopfe der Schädelhöhle, H. internus) den Namen äußerer Wasserkopf, H. externus beigelegt hat.

Wir betrachten bloß die Wasseransammlungen in der Schädelhöhle, Hydrocephalus, und unterscheiden die Anhäufung des Wassers zwischen den Gehirnhäuten, der äußern Oberfläche des Gehirns und dem Schädel als Hydrocephalus externus, von der Anhäufung desselben in den Gehirnhöhlen oder dem H. internus s. ventriculorum cerebri.

Der Wasserkopf ist bald chronisch, bald acut und kann als Hemmungsbildung, als idiopathisches und als sympathisches Leiden auftreten.

a) Der chronische Wasserkopf (H. chronicus), welcher den Fetus sowohl, als neugeborene und ältere Kinder, ja, wenn gleich seltner, jüngere und ältere Erwachsene, sogar Greise befällt, scheint meist, wo nicht immer, ein Stehenbleiben auf einer früher normalen Bildungsstufe des Schädels und des Gehirns zu seyn. — Die Flüssigkeit kann ursprünglich an der äußern oder an der innern, oder gleichzeitig an beiden Oberflächen abgefordert werden. Im erstern Falle ist sie entweder zwischen dem Schädel und der dura mater, oder zwischen dieser und der (stets dabei das ursprünglich kranke Organ abgebenden) Arachnoidea, oder zwischen dieser und der pia mater oder endlich zwischen letzterer und dem Gehirne vorfindlich; im zweiten Falle aber dehnt sich die Wasseransammlung entweder in gleichem Grade auf alle Hirnhöhlen aus oder es sind nur einzelne erweitert und angefüllt, während sich die übrige



gen normal verhalten, was stets für aufgehobene Communication der einzelnen Ventrikeln unter einander zeugt.

Der Zustand, in welchem sich die Flüssigkeit auf der Oberfläche des Gehirns ansammelt, bezeichnet die früheste Periode dieses Organs, wo dann die bildende Thätigkeit nicht auf Fortentwicklung, sondern auf Absonderung nach außen gerichtet ist, wodurch dieser Centraltheil hinsichtlich seines Umfangs und seiner innern Anordnung zurück bleibt und, in geradem Verhältniß zur Menge des Fluidums, auch die Basis zusammen gedrängt wird.

Die Bildung der Wassersucht der Hirnhöhlen geschieht schon später, wenn das Gehirn eine dünnwandige angefüllte Blase darstellt. Diese Blase (gerade wie im normalen Zustande meist bloß auf das große Gehirn beschränkt und das Cerebellum, wie dieß auch bei der Wasseransammlung auf der Oberfläche der Hirnmasse gewöhnlich der Fall ist, in der Regel verschonend) ist bei dem hydrocephalus ventriculorum cerebri chronicus von verschiedenem Umfange, Dide, Form und Struktur. Zuweilen läßt sich noch, selbst bei sehr geringer Dide der Unterschied zwischen den verschiedenen Substanzen — die hier bedeutend vermindert gegen das normale Hirn erscheinen und deren Consistenz, wie bei der andern Form bald erweicht, härter oder von normaler Festigkeit gefunden wird — wahrnehmen und die Bindungen der Oberfläche sind noch verschieden deutlich sichtbar. Die Theile des Gehirns werden mehr oder weniger unvollkommen gebildet, ausgedehnt, ungewöhnlich flach oder breit, je nachdem nämlich die Wasseransammlung bedeutend ist, ja wohl größten Theils zerstört getroffen. — Gewöhnlich ist die innere Haut der sehr ausgedehnten Hirnhöhlen verdickt, hart und in den Höhlen der sehr festen Arachnoidea findet sich Lymphe. Die Gefäße sah man dünner, schwächer, stark ausgedehnt, vervielfacht, die mit wenig Blut, nicht selten mit wässriger Flüssigkeit gefüllt; die Zirbel- und Schleimdrüse meist geschwollen, verändert, und die Nerven marklos, erweicht, kleiner oder relativ zu dick.

Die Menge und die Beschaffenheit der ergossenen Flüssigkeit wird verschieden angegeben. — Gewöhnlich ist sie hell, durchsichtig und rein, ja reiner noch als das Wasser in andern hydropischen Leiden, nicht ganz selten erscheint sie geronnen, wie zu einer Gallerte verdickt; man fand sie von einigen Unzen bis zu mehreren, selbst 24 Pfunden. Meist befindet sich diese Wasseransammlung frei in den Hirnhöhlen oder zwischen den Hirnhäuten, manchmal ist sie in einen krankhaft gebildeten Behälter eingeschlossen und diese Art des Wasserkopfes ist es, welche man *Sac-* oder *Balgwasser*sucht des Gehirnes (*H. saccatus* s. *cysticus*) nennt. Sowohl auf der äußern Fläche, als in der Substanz kommen diese Wassergeschwülste, als partielle Wassersucht, vor. Sie sind mit einer serösen Membran bekleidet, welche, wie im normalen Zustande, so auch hier, das Organ der Secretion ist, und meist mit den benachbarten Theilen in einem festen Zusammenhange steht. Die

Größe dieser widernatürlichen Höhlen, deren Bedingungen zur Entstehung uns unbekannt sind, variirt sehr, von unbedeutender bis zur Ausböhlung ganzer Hirnlappen.

Mit der Menge des ergossenen Wassers steht auch die oft ungeheure Größe hydrocephalischer Schädel im Verhältniß, die sich, wie jene Wasseransammlung nach der Geburt zunimmt, vergrößern und vorzüglich durch das Mißverhältniß des Schädels zu dem in der Regel das normale Verhältniß zum Körper nicht übersteigenden Gesichtstheile, durch das meist stärkere Hervortreten der Verknöcherungspunkte, durch die von dieser ausgehende gradlinige, nicht bogensförmige, Richtung der Knochenfasern, durch ihre unregelmäßige Gestalt so wie durch ihre Breite, besonders an diesen festern Punkten, durch das unsymmetrische, schiefe Ansehen, die dreieckige Gestalt des Gesichtes, die verkleinerten Augenhöhlen, die, wie wohl nicht constant vorkommende und nach dem Grade der Ausdehnung sich richtende, widernatürliche Dünne der Knochen, das Nichtverknöchertseyn einzelner Stellen, und endlich durch den vergrößerten Umfang der einzelnen Knochen und die dabei doch unvollständige Schließung derselben und die vorhandenen Zwifelbeinchen u. s. w. sich charakterisiren. — Nicht immer vergrößert sich jedoch der Kopf, wenn in seinem Innern nach und nach eine größere oder geringere Menge Flüssigkeit abgesondert und angehäuft wird; dieß gilt besonders von solchen, welche die Krankheit in einem höheren Lebensalter ergreift, seltner nur von Kindern. Bisweilen sieht man selbst Wassersüchtige dieser Art, bei welchen die Köpfe die normale Größe nicht erreichen, sondern unverhältnißmäßig klein, von einer Seite zur andern wie zusammen gedrückt bleiben, mit zugespitztem Scheitel und vollkommen verknöcherten Nähten und Fontanellen, welche Bildung dann angeboren ist. — Manchmal ragt durch eine abnorme Öffnung, gewöhnlich am Hinterhaupte, oder durch die Nähte und Fontanellen, ein Sack hervor, der bisweilen zur enormen Größe wächst, oft plötzlich mit jählingem Tode, manchmal auch lange von gleicher Größe bleibt. Es ist ein schwappender Beutel (*H. spurium*), der in Communication mit dem Gehirne steht, nicht pulsirt, mehr oder weniger elastisch und durchscheinend ist. (Vergl. Rückenmarkswassersucht.)

Der Einfluß des chronischen Wasserkopfes auf die Berrichtungen des Gehirnes, auf den ganzen Lebensprozeß und auf die Lebensdauer in specie, ist verschieden.

Diejenigen Wasserköpfe, welche einen unverhältnißmäßigen kleinen zusammen gedrückten Kopf, dessen Nähte und Fontanellen verknöchert sind, zeigen, werden in der Regel leicht und schnell geboren, sterben aber bald nach oder während der Geburt. Leben sie länger, einige Wochen, Monate oder selbst über Ein Jahr, so ist ihr Leben bloß ein vegetatives, sie sind gewöhnlich aller Sinne, mit Ausnahme des Gefühls, beraubt, Nichts afficirt sie und nur bei Reizung ihres Gefühlsvermögens verzerren sie ihr ausdrucksloses, stupides und blödes Gesicht, bewegen automatisch ihre Glieder oder schreien



schwach und heiser. Ihre Augen sind gegen das Licht unempfindlich, werden häufig convulsivisch bewegt und haben erweiterte Pupillen. Sie vermögen nicht ihre untern Gliedmaßen zum Gehen oder Stehen zu verwenden, sondern ziehen diese beim Liegen an den Unterleib herauf und halten sie über einander geschlagen. Nach und nach krümmen sich Schenkel, Füße und Hände, der Körper magert bedeutend ab, wiewohl die Gefräßigkeit groß ist, Stuhl- und Harnausscheidung erfolgen sparsam, schwer und meist unwillkürlich. Dabei haben sie ein blaßes, sonderbar weißes, zarthäutiges Gesicht, kalte Extremitäten, langsamen und unordentlichen Puls und Herzschlag und bekommen bei schneller Bewegung, beim Niesen etc. Betäubung, Zittern, Convulsionen, Stocken des Athmens und blauröthe Gesichtsfarbe, was nach einigen Momenten sich wieder ausgleicht. — Das Kopfhaar dieser Kranken soll allmählig erblaffen. — Hinsichtlich der psychischen Thätigkeiten stehen diese Leidenden sehr tief, und nicht nur die Außenwelt, sondern auch ihr eigenes Ich bleibt ihnen stets unbekannt. Unempfindlich für jede Freude und beraubt eines jeden Ausdrucks von innen heraus liegen sie hin und vegetiren bloß, schlafen auch sehr viel. Natur und Kunst vermögen Nichts zur Rettung dieser elenden Geschöpfe zu thun.

Diejenigen Kranken, bei welchen der Kopf die natürliche Größe überwächst, und bei denen er zuweilen schon im Fruchthälter eine solche Größe erreicht, daß er erst perforirt und von seinem Contentum entleert werden muß, bevor er geboren werden kann, halten den Kopf nicht aufrecht, sondern lassen denselben nach einer Seite sinken. Sie vermögen nicht den Oberkörper aufrecht zu halten und sicher auf den Füßen zu gehen oder zu stehen; Wirbelsäule und Schenkel krümmen sich, ihr Gang ist strauchelnd, und sie setzen dabei einen Fuß vor den andern und treten mehr auf die Zehen. Im Stehen hält der Kranke, und besonders der mit *H. saccatus* behaftete, den Kopf tiefer als den Kumpf, drückt oder stemmt diesen gern an einen festen Körper, dreht ihn von einer Seite zur andern, oder er legt sich, zumal wenn die Flüssigkeit in keine besondere Blase eingeschlossen ist, auf das Gesicht und bohrt mit der Nase in die Kopfstützen. Dabei zwingt er häufig die zusammengelegten Hände zwischen die, besonders durch Uebereinanderschlagen der Unterschenkel, zusammen gepreßten Oberschenkel. Der Körper magert in der Regel ab, die Irregularität erlischt allmählig, die Hautfarbe wird blaß, misfarbig, bei Alten blauröth, die Physiognomie ist tumm, ausdruckslos, gleichgiltig, die Haut trocken, pergamentartig, Hände und Füße sind kalt, die Augen mit erweiterten Pupillen verlieren ihre Sehkraft und Beweglichkeit, werden blöde, schielend, Thränen stark, sondern viel Schleim ab, bis sie endlich unter Verlust des Sehvermögens gelähmt und convulsivisch bewegt werden. Der Geruch und das Gehör nehmen immer mehr ab; der früher verminderte oder normale und durch Vomitione öfters unterbrochene Appetit wird zur Gefräßigkeit, mit gleichzeitig vermehrter Speichelabsonderung und

gestörter Zahnbildung, wobei das Schlingen erschwert und das Genossene öfters ausgebrochen wird. Trägheit in den Ausleerungen des Stuhls und Harns, unregelmäßiger, beschleunigter, aussehender oder schwacher, rudiger Puls, Störungen des Athmens mit öfterer Erstickungsgefahr und augenblicklicher Betäubung nach geringer Veranlassung, Anfangs wenig, später viel und soporöser Schlaf und öfteres plötzliches Aufschreien und Zahnknirschen in diesem, so wie Schwere und stumpfer, bei Balgwassersucht fixer, Schmerz im Kopfe etc. sind damit gemeinlich verbunden. — Was die Störungen der geistigen Thätigkeit betrifft, so scheuen diese Kranken geistige Anstrengungen, werden vergeßlich, sprechen langsam, schwach, undeutlich und flöttern, sind gleichgiltig und dabei doch öfters leicht reizbar, ärgertlich, jähzornig und wenig zufrieden, wie wohl dieß nicht immer der Fall ist und oft bei äußerst geringer Masse des Gehirns die Functionen desselben nur sehr wenig alienirt sind. Mit der Vermehrung des Wassers in der Schädelhöhle schwindet die Geistesthätigkeit immer mehr, die Sinne erblöden, die Selenverrichtungen verlieren sich allmählig, der Kranke vegetirt bloß, und stirbt endlich an den Folgen des Fehrfiebers, oder apoplektisch, oder durch Zutritt des Wasserschlages.

Die Individuen endlich, welche keine Veränderung in der normalen Größe des Kopfes zeigen, wurden gewöhnlich erst im höhern Alter von der Krankheit ergriffen und widerstehen daher längere Zeit der Zerstörung des Gehirns und der heftigeren Einwirkung auf das Nervensystem. Dieses Leiden, dem man den Namen Hirnwassersucht alter Leute, *hydrocephalus senilis chronicus* (*Hydropisie cérébrale aux vieillards*), gegeben, gewährt daher erst später die Erscheinungen von Unterdrückung und Verlust sensorieller und intellectueller Thätigkeit, und von Lähmung der willkürlichen Muskeln, äußert sich jedoch im Ganzen wie die eben aufgeführte Form mit Überwachsung der normalen Kopfgröße.

Die Dauer dieser Krankheit ist sehr verschieden, und richtet sich nach dem Alter und dem Befinden des Individuums, so wie nach den einwirkenden Ursachen. Je jünger das Kind ist, welches davon befallen wird, um so schneller unterliegt es der Zerstörung des Gehirns und dem Tode.

Die nächste Ursache der Krankheit besteht in vermehrter, die Einsaugung in einem zu hohen Grade übertreffender Aushauchung von Flüssigkeit an der Oberfläche des Hirns oder seiner Höhlen. Als vorbereitetes Moment ist Alles zu betrachten, was auf die Schwangerschaft schwächend einwirkt und das Bildungsleben des Fetus stört. Zu den erregenden Ursachen sind alle mechanische Erschütterungen des Gehirns, Kopfcongestionen, versehrte Krankheitsstoffe, das Ausbleiben gewohnter Ausleerungen, heftige Einwirkung der Kälte und Hitze auf den Kopf, anhaltende Geistesanstrengungen mit Nachwachen, Müßiggang und Unthätigkeit, Kummer und Elend u. s. w. zu zählen. Nicht selten kann auch die Kopfwassersucht in Folge organischer Krankheiten des Herzens



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Kraft, erweiterte, oscillirende Pupillen, Schielen, Doppelsehen u. s. w., so wie durch convulsivische Bewegungen, schnelle Röthe des Gesichtes, trockne und klebrichte Haut; Trockenheit der Schleimhaut der Augen und Nase, bedeutende Abmagerung des ganzen Körpers und durch hartnäckige Verstopfung des gespannten, sehr einfallenden Unterleibes oder auch durch unwillkürliche Ausleerung des Stuhles und des Harns sich beurlundend, wobei der Puls des düstern Kranken gewöhnlich schwach, unregelmäßig und langsam, der Carotidenschlag vermehrt getroffen wird. Die Respiration ist in dieser Periode von öfterem Seufzen und Stöhnen, unterbrochen, langsamer, der Athem stinkend, und Knirschen mit den Zähnen, Winseln und Zammern wird öfters gehört. Der Grad der allgemeinen Schwäche ist groß, die Bewegung der Glieder werden immer seltner und allmählig, nach 10, 15 bis 20 Tagen, häufig nach einem auffallend täuschenden Nachlasse, tritt nun das letzte Stadium der Krankheit auf.

In der Periode der Lähmung erscheinen allgemeine Zustände mit Rückenkrampf, wodurch der Kopf nach hinten gezogen wird, Lähmung einer (gewöhnlich der rechten) Seite des Körpers, Verzerrung und Entstellung der Gesichtszüge des ganz betäubt, ohne Gefühl, Empfindung und Bewußtseyn hinliegenden Kranken, heftiges Fieber mit profusen Schweiß, besonders an dem heißen Kopfe, hektische Wangenröthe mit Todtenblässe wechselnd, wobei das Auge wieder mehr hervor tritt, jedoch die Sehkraft ganz verloren hat und meist krampfhaft bewegt wird. Mit der Lähmung der Netzhaut ist auch Abstumpfung des Gehörs verbunden. Das Vermögen zu schlingen ist erschwert oder wohl gar ganz gehindert; im erstern Falle strengt es die Kranken ungemein an, Flüssigkeiten zu sich zu nehmen, so zwar, daß die nicht gelähmte Hand zittert. Außerdem bemerkt man noch in diesem Zeitraume: Würgen und Anstrengung zum Erbrechen; unwillkürliche Ausleerung eines spar samen gelblichen Harns, während die Ausleerung der Excremente selten involuntär geschieht und meist erzwungen werden muß; verminderte Wärme an der gelähmten Seite und Abnahme der Hitze im Kopfe, wiewohl die Carotiden immer noch verhältnismäßig stark klopfen; sehr schnellen, schwachen, aussehenden Puls; langsame Respiration und stinkenden, kalten Athem, Erkalten der Hände und Füße u. s. w., bis endlich der Tod die traurige Scene endet, oder, falls dieser Ausgang nicht eintritt, die Krankheit in Blindheit, Taubheit, Epilepsie, Blödsinn oder in chronischen Wasserkopf übergeht.

Was die anatomischen Kennzeichen dieses Leidens betrifft, so fand man das Gehirn um so fester und elastischer und seine Gefäße um so weniger ausgedehnt, je schneller dasselbe verlief, während man bei längerer Dauer die Masse oft breiig und die Gefäße sehr angefüllt sah. Das Adergeflecht traf man blaß, die Näfte mit Blut unterlaufen und auch, hatte anders nicht Wasser Schlag getödtet, etwas wenig aus einander gewichen. Die Ventrikel enthielten in größerer oder geringerer Quantität eine trübe oder klare, selten blutig gefärbte

ferse Flüssigkeit oder es war, wo diese in seltenen Fällen fehlte, plastische Lymphe auf der innern oder äußern Hirnoberfläche ergossen, oder es frosten die Blutgefäße außerordentlich. Auch hydatidenähnliche Blasen im Gehirn und Veränderungen der Schleimdrüse will man beobachtet haben.

Die Dauer der Krankheit ist nach dem Alter und der Constitution des Ergriffenen, nach der Reizbarkeit des Hirns, so wie nach den Ursachen und der Behandlung verschieden.

Als nächste Ursache der eigentlichen hitzigen Hirnhöhlenwassersucht hat man bald ein entzündliches Leiden des Gehirns, seiner Häute, seiner Gefäße oder des zwischenräumlichen zellgewebeartigen Gewebes in demselben, bald einen örtlichen Schwächezustand, bald gesteigerte Vitalität mit vermehrter Vegetation des Gehirns angegeben. Nach einer neuern Ansicht umfassen die krankhaften Zustände, welche als Entzündung des Centraltheiles des Gehirns, des Balkens, des Gewölbes, der durchsichtigen Scheidewand und der die Höhlen auskleidenden Membran auftreten, die verschiedenen Formen unserer Krankheit. — Anlage haben nicht selten mehrere Glieder einer Familie, wiewohl das Gehirn kleiner Kinder eigentlich eine besondere Stimmung zum acuten Wasserkopfe besitzt. Die das Leiden hervorrufenden Momente wirken entweder idiopathisch oder sympathisch und dann entweder nach den Gesetzen des Antagonismus oder des Consensus ein. Äußere, den Kopf treffende, Gewaltthatigkeiten, Sonnenhitze, heftige Affecte, das Zahngeschäft, zurück getretene Ausschläge, Erkältung, unterdrückte Ausleerungen, Störungen in der Abdominalsphäre u. s. w. sind hierher zu rechnen.

Nur in den ersten Stadien der Krankheit kann die Kunst sich heilsam zeigen, im weitem Verlaufe ist meist Alles vergebens. Möglichstes Entfernthalten der erregenden Ursachen, neben passendem diätetischen Verfahren, ist hauptsächlichstes Requisite zur Heilung. — Im ersten und zweiten Zeitraume werden kühles ruhiges Verhalten, örtliche Blutentleerungen, warme Hand- und Fußbäder, ableitende Klystiere, Vesicatorien und Sinapismen, kalte Umschläge auf den abgeschornen Kopf, Calomel, Tartarus depuratus, Kali aceticum u. s. w. sich nützlich bewähren. Im hydropischen Stadium hat man besonders auf die eingetretene oder zunehmende Schwäche zu sehen und antiphlogistische Mittel, Calomel mit Digitalis, Einreibungen des Unterleibes mit Acetum squilliticum oder Kantharidentinktur, eiskalte Umschläge und Begießungen auf den Kopf, Vesicantien in den Nacken und auf die Herzgrube, wiederholte Sinapismen, salzige Klystiere, auch die Arnica innerlich u. s. w. zu versuchen. Bei großer Schwäche wird man abwechselnd excitirende Mittel geben und bei krampfhaften Zufällen Antispasmodica zu Hilfe nehmen.

#### V. Neue Bildungen und fremde Körper.

Außer den schon betrachteten Umbildungen des Gehirns und seiner Anhänge, welche Produkte vorausgegangener Entzündung sind, und außer den, noch andern



weitig zu ererbenden Erzeugnissen der organischen Reaction, die Behufs der Wiederherstellung der normalen Form und Struktur verletzter oder zerstörter Gehirnthelle eintreten, sehen wir häufig in diesem Centraltheile des Nervensystems neue Bildungen zum Vorschein kommen.

Rücksichtlich der Symptome, die mit diesen krankhaften Zuständen in Verbindung stehen, herrscht viel zu wenig Gleichförmigkeit, als daß es möglich wäre, bestimmte Erscheinungen für die verschiedenen Formen anzugeben. Neuere Schriftsteller über diesen Gegenstand stellen die Verschiedenheiten der Symptome in acht Klassen zusammen. Die erste Klasse zeichnet sich durch lange andauernden heftigen Kopfschmerz ohne andere auffallende Beschwerden aus. Der Schmerz ist bald heftig und schneidend, bald dumpf, oft an einer besondern Stelle, bald ab-, bald zunehmend, oft periodisch, ja zuweilen regelmäßig intermittirend, wird durch Bewegung, durch Genuß reizender Dinge, durch Affecte u. s. w. vermehrt und ist manchmal mit Erbrechen verbunden. Der Kranke sucht Dunkelheit, Kühle und Ruhe, der Puls ist schwach, das Gesicht blaß, der Tod erfolgt mit Coma oder Convulsionen, oder aus Erschöpfung oder durch chronische Entzündung. Die zweite Klasse charakterisirt sich durch die Verbindung des Kopfschmerzes mit mannichfachen Leiden der Sinnesorgane, besonders des Gesichtes und Gehörs, zuweilen auch der intellektuellen Fähigkeiten (wiewohl nicht selten, und besonders bei Übeln im kleinen Gehirne, jede psychische Regelwidrigkeit fehlt) wozu sich bei der 3ten Klasse noch Convulsionen gesellen. Bei der 4ten Klasse beobachtet man Convulsionen ohne irgend eine Affection der Sinneswerkzeuge, oft mit unbedeutenden Schmerzen, gewöhnlich ohne den festhaltenden und anhaltenden Kopfschmerz. Die Convulsionen haben oft die Gestalt der reinen Epilepsie, und meist leidet das Gedächtniß zuletzt. In der 5ten und 6ten Klasse zeigen sich paralytische Zufälle (Hemiplegie, Paraplegie, allmähliche Lähmung der Theile unterhalb des Halses) mit den andern Symptomen oder ohne dieselben. Die 7te Klasse erkennt man durch hervorstechende Digestionsbeschwerden; es finden sich Kopfschmerz, Appetitlosigkeit, Säure, Erbrechen bei reiner Junge und Mangel der den gastrischen Leiden eignen Gesichtsfarbe, welches sich plötzlich, entweder des Morgens beim Erwachen oder in unbestimmten Perioden einstellt und manchmal mit Erleichterung verbunden ist; alle Einflüsse, welche Verdauungsbeschwerden aus gastrischer Quelle erleichtern, verschlimmern diese. Der Kranke sucht Ruhe, Kühle, Dunkelheit und erhöhte Lage des Kopfs. Später treten die Symptome des Hirnleidens (das hier gewöhnlich das kleine Gehirn befallen) als Anfälle von Besinnungslosigkeit, Convulsionen, Sinnesaffectionen, Lähmung u. s. w. mehr hervor. Die 8te Klasse gibt sich durch leichte vorübergehende apoplektische Zufälle, habituellen Schwindel, plötzlichen Verlust aller Muskelkraft, Verlust des Gedächtnisses, vorübergehendes Coma u. s. w. zu erkennen.

Die Bedingungen der Entstehung dieser Ge-

bilde sind noch nicht gehörig erforscht und in Betreff der Anlagen und Gelegenheitsursachen ergeben die bisherigen Forschungen nur Wenig.

Die Kunst vermag nur sehr Wenig gegen Leiden dieser Art auszurichten und die Fälle, in welchen der Weg zum Gebilde zugänglich ist oder die etwa zu Grunde liegende entzündliche Thätigkeit in ihren Fortschritten aufgehalten werden kann, lassen allein wohl noch Hilfe zu.

Die neuen Bildungen kommen bald an der Außenfläche des Gehirns, bald in seinem Innern vor und sind entweder Wiederholungen normaler, dem Gehirne aber fremder Gebilde, oder sie bestehen in neuen, dem Organismus fremden Produktionen. Wir betrachten die regelwidrigen Geschwülste und die abnorme Erzeugung des Knorpel- und Knorpelgewebes.

### 1) Geschwülste.

Die Geschwülste in und an dem Gehirne sind von verschiedener Art, und bieten besonders in Hinsicht auf ihre Farbe, Größe, Zahl, Festigkeit und Verbindung die bedeutendsten Verschiedenheiten dar. Man trifft sie weißlich, weißgelblich oder röthlich oder von der Farbe der Rindensubstanz oder dunkelroth oder roth und weiß gestreift, von der größten Kleinheit bis zu der Größe eines Hühnereies und darüber, einzeln oder in größerer und kleinerer Menge, als Bälge mit einer serösen Flüssigkeit gefüllt, oder beträchtlich feste, oder schwammige, lockere und weiche, homogene oder faserige, wie aus mehreren runden Körperchen zusammen gesetzte Massen darstellend. In Hinsicht auf ihre Verbindung gehen sie entweder unmerklich in die übrige Substanz des Gehirns über und sind fest mit dieser verbunden oder sie sind nur locker in diese eingelegt und zuweilen durch einen eignen, sie einschließenden, aus plastischer Lymphe gebildeten Balg von der nachbarlichen Hirnmasse isolirt. — Es verharren diese Astergebilde nicht während ihrer ganzen Existenz in demselben Zustande, sondern durchlaufen eine Reihe von Metamorphosen und beenden größten Theils diese mit Zerstörung des Bodens, als dessen Parasiten sie hervor kamen.

a) Hydatidöse Geschwülste, seröse Bälge. Sie erscheinen als meistens dünne, bisweilen auch mehrere Linien dicke, gewöhnlich nur locker mit den benachbarten Theilen verbundene und mit einer serumartigen oder dickern Flüssigkeit angefüllte Bälge, welche, da das in ihnen enthaltene Fluidum noch keine bestimmte Tendenz hat, sondern mehr von indifferentem Charakter ist, wohl als die niedrigste Stufe dieser neuen Bildungen anzusehen sind. Von der Größe eines Hirsekorns bis zu der eines Hühnereies kommen sie sowohl in der Substanz des großen und kleinen Gehirns und im verlängerten Marke, als im Umfange derselben zwischen den Hirnhäuten und in den Hirnhöhlen, besonders im Advesgeslechte und zwar in der Regel so vor, daß die größeren und in der Hirnsubstanz enthaltenen einzeln, die kleinern äußern und in den Höhlen befindlichen in größerer oder geringerer Menge sich vorfinden. Ihre Ent-



Reihungsart ist unbekannt; zuweilen verdanken sie früheren Blutergüssen in die Medullarsubstanz ihren Ursprung. Nicht selten mögen diese Bälge Bedingungen zur Bildung des Blasenwurms (*Cysticercus cellulosus*) abgeben, welche beide Erscheinungen man häufig mit einander verwechselt und unter dem gemeinschaftlichen Namen Hydatiden zusammen gestellt hat.

b) Tuberkulöse Geschwülste finden sich in der Substanz, wie an den Häuten des Gehirns ziemlich häufig. Sie gleichen denen in andern Organen, mit denen sie meist gleichzeitig vorkommen und sind hinsichtlich ihrer Menge verschieden. Ihre gewöhnliche Größe von einem Hirsekorn oder einer Erbse trifft man zuweilen bis zu der eines Hühnereies vermehrt, was wohl mitunter durch ein Verschmelzen mehrerer solcher Geschwülste zu einer Masse bewirkt wird. Ihre Struktur ist nach den Stadien ihrer Entwicklung verschieden. So lange sie wachsen, ist ihre Masse homogen, gelblich grau, ohne Gefäße, von der Consistenz eines Käses bis zu der des Knorpels, die angrenzende Hirnschicht verhält sich normal und nur bei sehr großen Tuberkeln verlieren sich zuweilen die Windungen der Oberfläche in der Nähe ihres Sitzes. Die Consistenz verringert sich immer mehr, je mehr nämlich die Erweichung oder Eiterung des Tuberkels eintritt, welche gewöhnlich vom Mittelpunkte, selten vom Anfange ausgeht. Meist bemerkt man jetzt um die Geschwulst einen dünnen, membranösen Balg, der sich allmählig verdickt, aus zwei Lamellen besteht, sich wie die Bälge überhaupt verhält und in dem nur der Tuberkel allmählig vereitert. Der nun bevorstehende Ausgang ist zweifach: entweder der vereiterte Tuberkel bleibt als mollige Flüssigkeit in dem Balge als Balgabscess enthalten, wobei dann häufig die im nächsten Umkreise liegende Hirnschicht entzündet, erweicht oder verhärtet gefunden wird, oder der Saft platt und ergießt sein Contentum nach außen oder in die Ventrikel, wodurch nicht selten Entzündung und deren Ausgänge in der Spinnenwebhaut erzeugt werden.

c) Scirröse Astergebilde entwickeln sich im Gehirne als eine oder mehrere, sehr feste, ungleiche, rundliche Massen, welche von einer Schicht erweichter Hirnschicht umgeben sind, gewöhnlich tief in der Substanz dieses Organs verborgen liegen und von verschiedener Menge und Größe getroffen werden. Der Krebs im Gehirne hat mit dem in andern Organen gleichen Charakter.

d) Nicht weniger sind auch Speckgeschwülste im Gehirne beobachtet worden; so fand man in dem Hirnabergange eines Fallsüchtigen eine fleischgeschwulst, und zwischen dem großen und kleinen Gehirne eine faustgroße Speckgeschwulst, welche Blindheit, Taubheit und Verlust der Sinnesfähigkeit und aller thierischen und Lebensverrichtungen hervorbrachte.

Ähnliche regelwidrige Bildungen erscheinen, wie erwähnt, auch an den Hüllen des Gehirns. Unter diesen ist besonders die harte Hirnhaut der Sitz derselben und sie werden, ungeachtet sie bedeutende Verschiedenheiten zeigen, mit dem gemeinschaftlichen Namen

e) Hirnhautschwamm (*Schwamm der harten Hirnhaut, fungus duras matris*) belegt. Es erscheint dieses Astergebilde gewöhnlich an der äußern, nur selten an der innern Fläche der Faserhaut und kommt besonders am obern Theile des Schädels unter den Nähten, am seltensten an der Grundfläche vor. Seine Verbindung mit der Hirnhaut ist mehr oder weniger fest, letztere in der Regel an dieser Stelle verändert, verdickt, verhärtet, aufgelodert, fest mit dem Schädel verwachsen und nur selten normal. Die Zahl und Größe dieser Auswüchse variirt bedeutend: meist fand man nur einen, seltner vier, fünf, ja achtzehn Schwämme, von denen einzelne klein, andere von der Größe eines Kinderkopfes und darüber waren. Hinsichtlich ihrer Form sind sie meist rundlich, hart oder weicher, glatt oder runzelig, bisweilen mit einer dünnhäutigen Hülle umgeben. Das Gewebe bietet mannichfache Verschiedenheiten dar; bald bestehen sie aus einer sehr harten und homogenen Masse, oder sie sind von faserigem Baue, oder aus einer bröcklichen Masse zusammen gesetzt, oder an verschiedenen Stellen verschieden gebildet. Die Geschwulst bewirkt in ihrer ferneren Entwicklung nach innen oder nach außen Eindrücke und Substanzverlust in den nahen Theilen. Gewöhnlich betrifft diese Veränderung die Kopfknochen, nur selten das Gehirn. Man findet dann an der kranken Stelle den Knochen nicht selten vor dem Durchbruche erweicht, aufgelodert und angeschwollen; die Öffnung selbst scheint in vielen Fällen durch bloßen mechanischen Druck bewerkstelliget zu werden, wiewohl zuweilen auch Leiden des Knochens und des Periostes mit im Spiele seyn kann. — Sehr lästiger, heftiger und anhaltender, oder auch geringer, periodischer, mehr oder weniger verbreiteter oder fixer Kopfschmerz, Schwindel, Gefühle von Betäubung, Erbrechen, blasser Gesichtsfarbe, Abmagerung und zunehmende Empfindlichkeit irgend eines Theils u. s. w. gehen zuweilen der Durchbohrung der Schädelknochen voraus; öfterer werden in diesem Zeitraume wenige oder gar keine Zufälle bemerkt. — Im zweiten Stadium gibt sich der Knochen an der Stelle, worunter der Auswuchs liegt, manchmal durch ein pergamentartiges Knistern zu erkennen, bis endlich eine kleine, meist nicht sehr feste, gewöhnlich langsam zunehmende Geschwulst unter den Integumenten erscheint, deren Zurückdrücken die Erscheinungen von Druck auf das Gehirn gemeinlich erzeugt. — Betäubung, Convulsionen, Lähmung mit Schlagfluß können sich später einstellen. Die Ränder der Öffnung im Schädel sind meist nicht carids.

Die Ansichten über die Bildung des Schwammes der harten Hirnhaut sind verschieden. Einige glauben, daß die Krankheit ursprünglich in der Schädelsubstanz sitze und die dara mater nur secundär afficirt werde; Andere meinen, daß die Gefäße zwischen den Blättern der Faserhaut eine plastische Substanz ergießen, welche zu dieser unförmlichen Asterwucherung gerinne; noch Andere nehmen an, daß die Geschwulst innerhalb des Schädels auf der harten Hirnhaut entstehe und sich durch den Knochen einen Weg nach außen bahne,



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Hirnkreise, Hirnkrümmungen, Hirnkugebschnitte, Hirnlappen, Hirnleben, f. Gehirn.

Hirnleiden, f. Hirnkrankheiten.

Hirnlein, kleines Hirn (Cerebellum), f. Gehirn.

Hirnleisten, f. Hörnleisten.

HIRNLOS, im anatomischen und physiologischen Sinn: was kein Hirn (oder Gehirn, f. d. Art.) hat, wie z. B. manche thierische Mißgeburt oder die Thiere, die auf der tiefsten Stufe der Animalität stehen (z. B. die Zoophyten, die kein Nervenmark so wie kein Herz, sondern nur Zellgewebe, Muskelfasern und Darmkanal haben); im figürlichen Sinn, da das Gehirn als das f. g. Selenorgan, namentlich als das der Denkkraft oder des Verstandes angesehen wird, bedeutet hirnlos so viel, wie verstandlos, unvernünftig u. d. m. (Dr. K. H. Scheidler.)

Hirnlosigkeit, f. Hirnkrankheiten.

Hirnmangel, f. unter Hirnkrankheiten.

Hirnmark, } f. Gehirn.

Hirnmasse, } f. Gehirn.

Hirnmesser; }

HIRNMETAMORPHOSE, die allmälige Entwicklung der Gehirnorganisation von der frühesten Bildung des Körpers an (f. unter Gehirn). (Wiegand.)

Hirnnähte, f. Gehirn.

Hirnnerven, f. Gehirn und Nervensystem.

Hirnorgane, }

Hirnpfanne, } f. Gehirn.

Hirnpulsadern, }

Hirnrad, f. Stirnrad.

Hirneisser, f. Hirnbrecher.

Hirnrinde, f. Gehirn.

Hirnrutz, f. Rutz.

HIRNSAND, *sabulum conarii*, nennt man jene kleinen, harten, Sandkörner ähnlichen Körperchen von verschiedener Größe, Menge und Gestalt, die bei Menschen von der Zeit der Pubertät an aus einer anfänglich flüssigen, in der Zirbeldrüse, und, nach Bichat, auch im Hirnanhange secretirten und allmälig erstarrenden Masse normal sich bilden, aber als solche, gleich einer Knochenmasse, im Leben wieder aufgelöst und von Neuem erzeugt werden. Sollte wohl diese Sandproduktion, welche bei keinem Thiere vorkommt, ein Erzeugniß gesteigerter Hirnthätigkeit des Menschen, und ihrem psychischen Leben förderlich seyn?

Meist liegt ein Sandhäufchen, oder es liegen zwei, drei kleinere derselben vor dem Conarium etc. Sie sind gelblich, in jüngern Körpern blässer als in ältern, und werden durch's Trocknen weißlicher. Frisch haben sie einige Durchsichtigkeit; von der Fäulniß des Hirns bleiben sie unangetastet.

Von Mönch wurden sie für eine zuckerige, und von Vermstadt für eine harnsteinähnliche Materie angesehen, bis Joh. Haslam, Wollaston<sup>\*)</sup>, John, Fourcroy<sup>\*\*</sup>), Pfaff u. A. bewiesen, daß sie aus vielem phosphor., wenigem kohlenf. Kalk, Spuren von phos-

phor. Bittererde und thierischer Materie bestanden, der Hirnsand also im Wesentlichen ganz der Knochenmaterie gleiche.

Ähnliche sandförmige Körner fand neuerlich Bergmann zu Celle im Glomus des Adergeflechtes der Seitenhöhlen des Gehirns mehrerer Geisteskranken. Nach Stromeyer enthielten sie phosphor. Kalk in vorwaltender Menge, wenige phosphor. Tonerde und eine Spure kohlenf. Kalks nebst einer eiweißstoffigen animalischen Substanz (f. Beob. u. Bemerk. a. d. Geburtshilfe und gerichtl. Medizin, herausgeg. von Dr. E. Rende. III. Göttingen 1826. 8.). Dagegen fand Bergmann dergleichen weder in jenem Adergeflechte, noch in der Zirbel eines über 50 Jahre alten albernem, blödsinnigen Mannes (f. Rasse's Zeitschr. für die Anthropologie. Leipz. 1823. 2.).

(Th. Schreger.)

Hirnschädel, }

Hirnschädelbeinhaut, } f. unter Schädel.

Hirnschädelbruch, f. Knochenbruch.

Hirnschädelgewölbe, }

Hirnschädelgruben, }

Hirnschädelgrund, }

Hirnschädelhaube, }

Hirnschädelknochen, }

Hirnschädellehre, f. Gall und unter Schädel.

Hirnschädelmark, f. unter Schädel.

Hirnschädelmoos, f. *Usnea cravii humani*.

Hirnschädelmuskel (*Epicranius*), f. unter Schädel.

Hirnschädelspalte, f. Knochenbruch.

Hirnschädeltafeln, f. Schädel.

Hirnschale, 1) Anat. f. Schädel; 2) Zool. f. *Echinus spatangus Linn.* (*Spatangus Brissus Lesk.*)

Hirnschalenbohren, f. Trepanation.

Hirnschalenbruch, }

Hirnschaleneindruck, } f. unt. Kopfverletzungen.

Hirnschalengegenbruch, }

Hirnschalengewölbe, Hirnschalengrund, Hirnschalenhäutlein, Hirnschalenknochen, f. unt. Schädel.

Hirnschalenknochenabweichung, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalensmoos, f. *Usnea cran. hum.*

Hirnschalenspalt, Hirnschalenspur, Hirnschalensverletzung, f. unter Kopfverletzungen.

Hirnschalenskrabbe, Listkrabbe, f. *Dorippe Fabric.*

Hirnscheidewand, Hirnschenkel, Hirnschenkelorganisation, Hirnschenkelssystem, Hirnschlagadern, f. unter Gehirn.

Hirnschwamm, f. unter Hirnkrankheiten und Kopfverletzungen.

Hirnschwiele, f. unter Gehirn.

Hirnseite, f. Hörn.

Hirnsichel, Hirnspalte, Hirnspinnengewebe, f. unter Gehirn.

HIRNSTEINE (*calculi encephalici*), hat man nicht nur in den Häuten, sondern auch in den Drüsen- und Gefäßgruppen des Menschen- und Säugthierhirns, namentlich im Adergeflechte, im rechten Ventrikel, im Arbor vitæ und Corpus callosum, so wie im Umkreise der

<sup>\*)</sup> Philos. Transact. 1795. p. 386. <sup>\*\*)</sup> Mém. de l'Institut. T. IV.



pacchioni'schen Drüsen des Hirns gefunden. Ja man liest sogar von einem ganz versteinerten Ochsengehirne (in der Jena'schen allgem. Lit.-Zeitung 1798. Nr. 389. S. 333). Die Steine sind von verschiedener Größe, Form, Farbe, Textur, bald weiß, bald grau, bald erbsen-, bald bohnen-, bald maulbeerförmig, bald glatt, bald rauh und höckerig. Sie bestehen aus meist phosphorsau-rem Kalk, wenigem dergleichen Talk und einer Spur kohlensauren Kalks mit einem animalischen Bindemittel \*). (Th. Schreger.)

Hirnschizone, f. Gehirn.

**HIRNSUCHT** (Paraphrenitis, Phrenitis sym-  
pathica), eine gelindere, sympathische Reizung des Senso-  
riums, mit örtlichen Leiden in der Brust und dem Unte-  
rleibe, z. B. Lungen-, Leber-, Zwerchfellentzündung. u.  
Auch die Hirnentzündung hat man Hirnsucht genannt.  
(Wiegand.)

Hirnsystem, f. Gehirn.

**HIRNTABAK**, ein Schnupftabak aus sehr stark rie-  
chenden Kräutern, welcher zu häufigem Niesen reizt. (R.)

Hirntoben, f. Hirnwuth.

Hirntroicar, f. Troicar.

Hirnvene, f. unter Venen.

Hirnverhärtung, f. unter Hirnkrankheiten.

Hirnverletzung, f. unter Hirnkrankheiten und  
unter Kopfverletzungen.

**HIRNWASSER**, serum cerebri, ist eine aus den  
Arterienenden ausschließende seröse Feuchtigkeit, die Söm-  
merring u. m. a. Physiologen für den Sitz der Seele  
ausgaben. Im Leben und im gesunden Zustande mehr  
Dunst; wird sie erst in Leichen tropfbar flüssig gefunden,  
und häuft sich bei Hirnwassersucht krankhaft oft in gro-  
ßer Menge an. — Nach Haldat (im Journ. de Ph.  
et de Ch. 1811. p. 207) besteht sie in 100 Theilen aus  
96,0 Wasser, 1,5 salzf. Natron, 0,7 Eiweißstoff, 7,0 Gal-  
lerie, 0,4 Mucus, 0,4 phosphor. Kalk und Natron nebst  
Verlust. — Nach Berzelius genauerer Untersuchung  
(in den Abhandlungar etc. T. III.) enthält sie in 1000  
Theilen 988,30 Wasser, 7,09 salzf. Kali und Natron,  
3,32 milchs. Natron und Osmazom, 0,28 Natron, 0,09  
phosphorsaure erdige Salze (Kalk und Bittererde), 1,66  
Eiweißstoff und 0,26 einer in Wasser löslichen Substanz  
nebst Spuren von phosphor. Natron. Vergl. den Art.  
Hydroplüssigkeiten. (Th. Schreger.)

Hirnwassersucht, f. unter Hirnkrankheiten.

Hirnwindungen, f. Gehirn.

**HIRNWUND** heißt in der Sprache des gemeinen  
Lebens im südlichen Deutschland der Blödsinnige und der  
Berrückte. (R.)

Hirnwunden, f. unter Hirnkrankheiten und unter  
Kopfverletzungen.

Hirnwurm, f. *Coenurus cerebralis*. (1ste Sect.  
XVIII. 190.)

Hirnwurst, Bregenwurst, f. Wurst.

**HIRNWUTH** (Hirntoben, Kopfwuth, Phre-  
nitis, Phrenitiasis, Phrenesis, Phrenismus, Delirium  
acutum), eine durch organische Fehler bedingte, und mit  
ursprünglichem Leiden der Blutgefäße verbundene Ver-  
kehrtheit, f. Hirnentzündung und Tobsucht.

(Wiegand.)

Hirnzelt, f. Gehirn.

Hirnzufälle, f. Hirnkrankheiten.

Hirnzwerchsell, f. unter Gehirn.

Hirondelle (Palaeont.), f. Schwalbenstein.

Hirondelle sauve, f. Cotyle.

Hirwit, f. Herovit.

**HIRPI, HIRPAE**, gewisse abgeschlossene Familien  
in der Landschaft der Falisker, wahrscheinlich von dem  
sabinischen Volksstamme der Hirpiner stammend, daher  
ihr Name auch von dem sabinischen *Trpus* (Wolf) her-  
geleitet seyn soll. Sie waren bekannt wegen ihres uralten  
geheimnißvollen Götterdienstes auf dem Berge Soracte.  
Es wird erzählt, dieser Berg sei den unterirdischen Göt-  
tern geweiht, und besonders dem Dispater. Bei einem  
Opfer dieses Gottes hätten die Wölfe die Eingeweide  
aus dem Feuer gerissen und fortgeschleppt. Bei dem  
Verfolgen derselben wären die Hirten in eine Höhle ge-  
rathen, deren Giftbauch sie ergriffen und eine Pest her-  
vorgebracht habe. Ein Orakel habe verkündigt: sie soll-  
ten nun Wölfe ähnlich vom Raube leben; daher ihr  
Name. Bei den Götterfesten, die auf dem Berge So-  
racte der Göttinn Feronia, nach Andern dem Apoll, gefeiert  
wurden, gingen sie mit bloßen Füßen auf glühenden Koh-  
len von Fichtenholz und trugen die Eingeweide der Opfers-  
thiere herum. Sie thaten dieses, selbst noch in den  
spättern Zeiten, als sie längst den Römern unterworfen  
waren, und blieben deshalb nach einem Senatsbeschlus  
von den Kriegsdiensten und andern Lasten frei. Näheres  
hierüber f. bei *Plinius* Hist. natur. L. VII, 2. *Virg.*  
*Aeneis* XI, 785; vergl. auch *Diefried Müller* die  
Etrusker. III. 3, 8. (Rauschnick.)

**HIRPINI** (*Irpini*), eine von den Samnitern ab-  
stammende, in Samnium am westlichen Abhange der  
Apenninen wohnhafte italische Völkerschaft, deren Wohn-  
sitz in N. von den Apenninen und den Samnitern, in  
W. von demselben Volke, in S. von den Picentnern,  
in D. von Apulien begränzt wurden. Die wichtigsten  
Ortschaften waren *Abellinum*, *Aculanum*, *Taurasium*,  
*Equus Tuticus*, *Herdonia*, *Aquilonia*, *Cominium*, *Cal-  
lisa*, *Romulea*, *Compsa* und *Rufrium* \*). (R.)

**HIRRA** oder **BOZBABA**, eine felsige, mit Lava-  
asche bedeckte Insel in der Nähe von Kreta; sie wurde  
vom Meere im J. 41 hervorgehoben und vergrößerte sich  
im J. 1427. (R.)

\*) L. Sömmering vom Bau des menschl. Körpers. V.  
S. 44, und in *Baillie* Anat. des krankhaften Baues von einigen  
der wichtigsten Theile im menschl. Körper. a. d. G. m. Zus. Berl.  
1794. 8. S. 366. — *Walteri* Obs. anat. p. 42. — *Murfinna*  
med. chir. Beobacht. u. Berl. 1782. I. S. 181. — *Bergmann*  
in *Rosse's* Beitr. für die Anthropologie. Styp. 1823. 2 ff.

\*) *Strabo* V. p. 583; *Plin.* Hist. Nat. II, 93. III, 21; *Kellef.*  
*Patere.* II, 16. 68; *Liv.* XXII. am Ende des Buches; *Cic.* de  
*Divinat.* I, 36.



**HIRREN, HIRRI**, ein germanisches Volk, wird nur von Plinius \*) genannt, und da der Name in dieser Form gar keine historische Bedeutung hat, so haben ihn einige Alterthumsforscher aus dem Texte weggestrichen und für eine fehlerhafte Wiederholung des vorhergehenden Namens Sciri, für einen bloßen Irrthum der Abschreiber, gehalten. Aber die Manuscripte des Plinius haben sämtlich diesen Namen; auch ist sonst kein genügender Grund, ihn wegzulassen, vorhanden, als der Umstand, daß das Buch de mensura orbis terrae, aus welchem diese Stelle des Plinius genommen zu seyn scheint, den Namen Hirri nicht hat. In diesem heißt es nämlich: Quidam haec habitari ad insulae usque ad fluvium (man lese ad Visulam usque fluvium) a Sarmatis, Venedis, Scirisque tradunt. Hierdurch wird selbst Harduin verleitet, an eine fehlerhafte Wiederholung des Namens Sciri zu denken \*\*). Plinius gibt uns in der angeführten Stelle das Resultat seiner Forschungen über den Norden Germaniens. Er hat von der Heimath des Bernstein gesprochen, von den nördlichen Vorgebirgen, Inseln und Meeren, hat sogar bei der Erwähnung der Hippopoden (Pferdefüßler), der Donen (Eieresser) und der Panotier (Sanjöhren) das Gebiet der alten griechischen Fabel berührt, und betritt nun bei Anführung des Volks der Ingävonen, des großen Sevogebirges, des Vorgebirges der Cimbern, des Meerbusens Codanus und der großen Insel Scandinavien und Onigia (Finnland) einen mehr gesicherten Boden. Sein Bericht zeigt deutlich, daß er hier eine sehr gute Quelle vor sich hatte, welche in einer Zeit Licht über die Gegenden im Norden Germaniens verbreitet, wo noch ein undurchbringliches Dunkel diesen Theil des bewohnten Erdkreises bedeckte. Hierauf setzt Plinius hinzu: „Einige sagen, daß diese Gegenden (haec) bis zum Flusse Vistula (Weichsel) von Sarmaten, Venedern, Sciren und Hirren bewohnt würden.“ — Mannert \*\*\*) ist zwar der Meinung, daß sich das haec bei Plinius auf das westliche Ufer der Weichsel beziehe; aber dann würde er Sarmaten und Veneder auf die teutsche Ostseeküste, nach Pommern und Mecklenburg, bringen, die zu jener Zeit gewiß nicht auf dieser Seite hausten. Schon Harduin bezog die Stelle auf die Landstriche im Osten der Weichsel, auf den Küstenstrich von Finnland herüber, wo wir die Ursitze der genannten Völker wirklich antreffen. Dort kennt Tacitus die Sarmaten und Veneder, dort ist der bekannte venedische Meerbusen des Claudius Ptolemäus, in welchen die Weichsel sich ergießt. Ich sehe daher keinen Grund, der Meinung Harduins nicht unbedingt beizupflichten; dann ordnen sich auch die Sitze der genannten Völker im Sinne des Plinius auf die leichteste Weise. Am meisten gen Osten, an der Küste, wohnen die Sarmaten, dann die Veneder, und hierauf in

der Nähe der Weichselmündung die Sciren und Hirren. Genau in diese Gegenden, an die Weichselmündung, setzt Tacitus in die Nachbarschaft der Gothonen seine unbekannten Lemovier, welche die ältern Geographen für die Stammväter der Heruler hatten. Claudius Ptolemäus begreift sie unter dem Gesamtnamen Routhleier (Rugische Völker); ebenfalls den Gothonen an der Weichsel benachbart, und mit den Rugiern und Gotthen vereint, kommen auch wirklich im 4ten Jahrh. die von der Geschichte ganz vergessenen Sciren des Plinius wieder zum Vorschein. Aber die Hirren werden nicht wieder genannt; jedoch an ihrer Stelle erscheint an der Seite der Sciren und Gotthen das mächtige, rein germanische Volk der Heruler, welches durch seine Thaten und Leiden im 4ten Jahrh. sich hochberühmt macht. Das plötzliche Auftreten der Heruler als mächtiges Volk hat mich zu der Vermuthung geführt, daß diese Heruli mit geringer Veränderung des Namens die alten Hirri des Plinius seyn mögen, welche zugleich mit den gotthischen und rugischen Völkern von der Küste der Ostsee nach der niedern Donau gewandert sind, wo der alte Name Hirri durch irgend eine uns unbekanntere Veranlassung in den neuern Namen Heruli umgewandelt worden ist. Vergl. den Art. Heruli. (Aug. Wilhelm.)

**HIRRIUS** oder **HIRIUS** (Cajus), berühmter Verschwender, welcher in Rom zuerst Muränenteiche anlegte; er besaß eine solche Menge dieser Fische, daß er zu einem von Jul. Cäsar dem Volke gegebenen Gastmahl 6000 Stück liefern konnte \*). (R.)

**HIRROKIN** oder **HYRROKIN** (die von Feuer und Raub umringte), hieß ein Riesenweib, welches die Asen von der Göttinn der Unterwelt, Hel, erleben mußten, um das Schiff, auf welchem Baldurs Leiche verbrannt werden sollte, in das Meer zu bringen. Es kam auf einem Wolfe, den es mit Schlangen anstatt mit einem Baum lenkte, an, und Odin wollte denselben, nachdem es abgestiegen, von 4 Berserkern halten lassen. Diese aber mußten ihn erst niederwerfen, ehe sie sich seiner bemächtigen konnten. Das Schiff Hringhorn war wie an die Erde gefettet, das Riesenweib aber ergriff den Vorderrtheil desselben und rollte es mit solcher Gewalt ins Meer, daß die Walzen, auf welchen es fortbewegt wurde, Funken sprüheten und die Erde bebte.

Baldur war Gott des Sommers, sein Tod der Tod der ganzen Natur. Alle obern Götter hatten schon ihre Stärke verloren, darum mußte aus der Tiefe, wo die Riesen (Toten), Feinde der Götter, wohnten, ein Riesenweib kommen. Andeutung der brennenden Hitze in den Hundstagen, wo Baldurs Leichenbrand Statt fand. Angstlich sah der Nordländer dem unwirthbaren Winter entgegen und fürchtete die finsternen Tage, unfreundliche Witterung, theuere Preise, den Untergang seiner Welt. Sie sinkt mit Baldurs Leiche in's Meer, in die Feuchte. Ein Bild des Absterbens der Natur. (Schincke.)

Hirsau, s. Hirschau.

\*) Hist. Nat. IV, 27. Quidam haec habitari ad Vistulam usque fluvium, a Sarmatis, Venedis, Sciris, Hiris tradunt. \*\*) Ac valde metuo, ne Hirri a repetitis temere Sciris accreverint. Harduin ad l. c. Plin. \*\*\*) Geogr. der Griechen und Römer. Germania. S. 318.

\*) Plin. Hist. Nat. IX, 55. Macrobi. Sat. II, 11.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



beste Stück ist das Hintertheil auf dem Rücken, von welchem die Keulen abgelöst sind, oder der so genannte Riemer. Für solche Personen, welche geringere Verdauungskräfte haben, oder zur Säure geneigt sind, auch als Wiedergenesende von schwerer Krankheit einer leicht verdaulichen Fleischkost bedürfen, ist das Wildpret sehr passend; denn mager und mürbe, daher gleichsam schon vor der Zubereitung dem Blute des menschlichen Körpers verwandter, wird dieses Fleisch die Erkräftigung eines zarten Subjekts befördern. Die Häute benutzt man theils zu Pelzwerk, namentlich zu Muffen u. s. f., theils zu Leder auf sämische Art gar gemacht: Eine schöne, auf solche Weise ausgearbeitete Hirschhaut fühlt sich sehr weich und geschmeidig an, ist überaus dauerhaft, und, wenn sie rein, sauber und gleich ausfällt, dem Bockleder weit vorzuziehen. Die Häute von alten Hirschen sind zu dick, schwammig und unbequem beim Tragen, daher die jungen Hirschhäute mehr geschätzt werden. Vgl. den Art. Hirschhäute. Die Haare, welche von den Hirschhäuten abgeschoren oder von den Gärbern abgestoßen werden, dienen den Tapezieren, Tischlern und Sattlern zum Ausstopfen; auch macht man Haardecken daraus und gebraucht diese zu Pferdedecken, zum Einpacken mancher Waren, zu Fußdecken in Schiffen und Stuben, in den Brauhäusern, um Malz darauf zu dörren u. s. w. Rußland und Polen, auch Hamburg und Lübeck führen solche Haardecken häufig aus. Das Geweih oder Gehörn (*Cornu cervi*) wird ebenfalls auf sehr verschiedene Art verwendet. Vergl. den Art. Hirschgeweih. Das Unschlitt oder der Talg vom Rothwild (*Adeps seu Sebum cervinum*), welches frisch, hart, reinlich und schön weiß seyn muß, heilt die Schrunden und Hautverletzungen, dient den Wundärzten unter Salben und Pflaster und gibt vortreffliche Lichter, die sehr hell und sparsam brennen und nicht fließen. Das Knochenmark, wenn es bei mäßiger Wärme zerlassen und in Gläsern an der Sonne einige Zeit destillirt wird, ist zum Einschmieren der Gewehrschlösser vor andern Ölen gut. Die so genannten Hirschhaden dienen eingeseigt zu Hemdenknöpfen, Vorstecknadeln, Ringen u. s. Die mannichfaltig, zuweilen kreisförmig gestalteten, Verknöcherungen der Flecken im Herze und des Anfangs der Aorta, Hirschherzknochen (*Os de cordis cervi*) genannt, so wie die getrocknete männliche Ruthe (*Priapus cervi*), den sogenannten Hirschsprung (*Falus cervi*), das gedörrte Blut, die Hirschtbränen, die Blase u. a. Theile hatte sonst der Aberglaube auch unter die Arzneimittel aufgenommen, die aber ihren Kredit längst verloren haben. (Fr. Thon.)

Der Damhirsch (*Cervus dama* Linn. Männchen: Damhirsch; Weibchen: Damthier, Damwild), ist die zweite Art der Gattung Hirsch, dem Range nach, welchen Ansehn, Nutzbarkeit und Zahl den Jagdthieren überhaupt gewähren können, kleiner als der Edelhirsch, minder schlank und augenfällig gebaut als jener, hat einen stärkeren Leib, kürzere Läufe, eine längere Blume; die Eckzähne fehlen ihm. Über sein Geweih, das Abwerfen und Aufsetzen desselben u. s. den

Art. Hirschgeweih. Das Damthier ist glattköpfig, schwächer, kleiner und leichter gebaut und nähert sich der Ziegengeßalt. Die Hauptfarbe beider Geschlechter ist braun. Die Sommerfärbung, welche im Junius beginnt, ist prächtig, Gesicht und Oberhals sind schwarzbraun, der Oberleib ist rothbraun, weiß getieert von den Schulterblättern bis an die Blume und durch einen weißen Streif abgegränzt, die Blume selbst oben schwarz, unten weiß; die Seiten sind unterhalb der Abgränzung, so wie die weißgetieerten Keulen und die Läufe rothgelb, der Unterleib ist gelblichweiß. Die im November anfangende Winterfärbung macht den Oberleib dunkelbraun, die Seiten dunkelgrau, die Läufe braungrau und den Unterleib hellgrau. Die Flecken sind nur auf den Keulen noch sichtbar. Als Spielarten gibt es auch schwarzes, weißes, falbes, schwarzbraunes, rothgelbes und schwediges Damwild. Über Brunst s. den Art. Hirschbrunst. Das Thier trägt 38 — 40 Wochen, setzt im Junius ein Kalb, häufig zwei Kälber, welche bis zur neuen Brunst saugen, oft nach der Brunst wieder anfangen. Die Wildsäuer (Schmalthiere im ersten Frühjahre) brunsten bei guter Nahrung und sonst günstigen Umständen schon im zweiten Jahre, sonst im dritten. Das Hirschkalb heißt nach dem ersten Jahre ein Spießler, nach dem zweiten ein Gabeler u. s. den Art. Ansprechen. Über das Geweih des Damhirsches s. den Art. Hirschgeweih. Die guten Schauler bilden nach der Brunst Gesellschaften (Trupps, Rudel) für sich; doch ertragen sie eher als die Edelhirsche die Gemeinschaft mit jungen Hirschen, wenigstens auf kurze Zeit. Auch vereinigen sie sich, besonders im Sommer, mehr als die Edelhirsche, während die Thiere mit den Kälbern, Spießlern und Schmalthieren in zahlreichen Trupps zusammen stehen. Ende Septembers sondern die alten Thiere und Schmalthiere sich ab und treten einzeln auf die Brunstplätze; dann bilden die Spießler und geringen Hirsche eigne kleine Gesellschaften und gesellen sich nach dem Rückzuge der Plachschauler zum Wilde. Das Damwild wechselt nicht so weit als das Edelwild, doch zieht es im Winter in Laubhölzer, wo es Heidekraut oder junge Gehäue und Schläge findet, sich dort hauptsächlich von Holzknospen nährt, die es durch Aufrichten auf die Hinterläufe nach Ziegenart absetzt, auch fleißig schält und die Eich- und Buchmast oft tief unter dem Schnee aufsucht. Im Sommer zieht es gern auf die Wiesen und jungen Schläge, auch da, wo Kornfelder den Forsten nahe liegen, fleißig auf die Saat und in das Getreide. Die Fahrte des Damwildes hat — außer dem Schritt und Schrank (s. den Art. Hirschfahrte) — nicht viel Ähnlichkeit mit der des Edelwildes, ist überall zugespizter, auch verhältnißmäßig länger, so daß es einiger Übung bedarf, um da, wo beide Hirscharten Stand oder Wechsel haben, die gerechten Zeichen des Damwildes so richtig zu erkennen, als es von einem hirschgerechten Jäger gefordert werden kann. Man findet das Damwild gleich dem Edelwilde durch ganz Süd- und Mitteleuropa, durch ganz Asien bis Sina herab verbreitet. Nahrung, Krankheiten, Feinde, Nutzen und Schaden sind dieselben; auch gehört der Damhirsch wie



der Edelhirsch zur hohen Jagd; über die Arten zu jagen s. die Art. Jagd, Treibjagd, Parforcejagd u. s. w.

Der Elchhirsch (*Cervus Alces* Linn. Männchen: Elch, Elennhirsch; Weibchen: Elchthier, Elennthier<sup>\*)</sup>). Diese größte Art der Gattung Hirsch ist in Europa, Asien und Amerika zwischen dem 44ten und 60ten Grade N. Br. heimisch, in Deutschland durch Verfolgung und des Urwalds Pichtung ausgerottet, doch in Polen, Litauen und Kurland noch immer unser Nachbar, dem deutschen Weidmann also stets beachtenswerth, dem Forstmann aber als Waldrevier merkwürdig, — denn im Holzverwüsten ist nur der Mensch des Elchwilds Meister. Es bricht armsdicke Stangen ab, um der jungen Triebe, des Laubes und der Rinde willen. Dieß mag wohl zum Theil Schuld seyn, daß das auf Befehl des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in mehreren Forsten der Kur- und Neumark gegen das Ende des 17ten Jahrh. ausgesetzte Elchwild in Kurzem wieder ausgerottet wurde, weil es sonst bei seiner Fruchtbarkeit in den ihm sehr angemessenen Brüchen der Ober, Wehe und Wartha gewiß eben so gut gediehen seyn würde, als das aus England damals eben dorthin versetzte Damwild. Ein Kapital-Elchschaufler ist — nach angestellten Messungen — von der Brust bis zur Blume in gerader Linie 6' 4—6" lang, von der Sohle der Schale des Vorderlaufs bis zum Halsknochen auf dem Blatte 6' 2—4" hoch, bleibt hinten aber 2" niedriger und wiegt unaufgebrochen — wie er stürzt — 650—700 Pfund. Ein altes Elchthier ist in der Regel 5' 6—8" lang, vorn 5' 7—9", hinten 5' 5—7" hoch und 550—570 Pfund schwer. Ein zweijähriger Elchspießler wiegt 400—480 Pfund, ein eben so altes Schmalthier 380—400; ein eben gefestigtes Elchkalb 20—25 Pfund. Diesem nach hat das vollgewachsene Elchwild die Höhe eines Pferdes vom Mittelschlage, gleicht auch an Nase und Rippen einem solchen, ist übrigens im Äußern wie im Innern ganz Hirsch (nur die Eckzähne fehlen). Der Elchschaufler indes trägt Hals und Kopf keines Wegs hoch wie der Edelhirsch, sondern die unverhältnißmäßige Kürze des erkern, so wie die durch das Gewicht des weit aus einander stehenden, kurzen und breiten Schaufelgeweihs sehr vermehrte Schwere des letztern zwingen beide Theile niederwärts. Außerdem machen seine hoch stehenden und mit Bildpret überladenen Schultern die ganze Gestalt plump und schwerfällig, wozu der ihm eigenthümliche, mit einem oft fußlangen Baste versehene Beutel unter der Gurgel nicht Wenig beiträgt. Deshalb auch galoppirt er schwer; sein Trollet (Araben) dagegen ist rasch und gestreckt, auch seine gewöhnliche Gangart, wenn er, aus seinem Stande mit wenigen Galoppsprüngen aufgeschreckt, vor den Verfolgern flüchtig wird. Des Elchwilds Farbe weicht von

der des Edels und Damwilds bedeutend ab. Eigenthümlich sind die hohen, von der Krone und dem Blatt an bis zur Schale ganz weißen Läufe bei nach dem Wechsel der Jahreszeit mehr oder minder dunkler, braungrauer Färbung des übrigen Körpers, die jährlich zweimal eine Änderung erleidet: zuerst im Juni, wo das kürzere Sommerhaar erscheint, das an der Stirn gelockt, am Gesäße und über den Nasenlöchern gelbbraun, am Gehör und rings um die Lichter aschgrau, sonst überall — mit Ausnahme der Läufe — schwarzbraun ist. Im Oktober tritt das Winterhaar wieder hervor und wandelt die schwarzbraune Farbe allmählig in ein helleres mit Grau gemischtes Braun. Von den Schulterblättern bis zur Mitte des Halses hat der Kapital-Elchschaufler eine 7—8 Zoll lange Wähne, die er im Forne, besonders im Brunstlampe zugleich mit den Barthaaren sträubt. Über das Geweih des Elchhirsches, dessen Abwerfen und Aufsetzen s. den Art. Hirschgeweih; über die Zeit und Art der Brunst s. den Art. Hirschbruust. Das hochbeschlagnene Elchthier seht nach 40 Wochen, das erste Mal nur ein Kalb, in der Folge bis zum späten Alter jedes Mal zwei Kälber, selten drei und dann immer Schwächlinge. Dieß Zwillingstehen als Regel erscheint um so merkwürdiger, als es gerade bei der größten und kleinsten Art der Gattung Hirsch (Elch und Reh) Statt findet, während es bei dem Edel- und Damwilde nur Ausnahme ist. Das Elchthier sondert sich beim Herannahen der Sezzeit (Mai bis Juni) vom Rudel ab und zieht in einsame Bruchgegenden. Geburt und Zustand der Kälber wie beim Edel- und Damwilde. Die Kälber sind einfarbig, röthlich da, wo die Alten schwarzbraun sind, übrigens weiß, dabei, wo deren zwei sind, in der Regel verschiedenen Geschlechts. Sie saugen bis zur Brunstzeit und saugen nach derselben wieder an. Ihr Wachsthum ist schnell; bei zunehmender Größe saugen sie erst auf den Vorderläufen liegend, später auf dem Rücken liegend. Die Elchwildkälber werden Schmalthiere, sobald sie zu saugen aufgehört haben, und bleiben solche 2 Jahr 4 Monat lang, weil sie nicht eher brunsten, wenn nicht etwa sehr üppige Nahrung sie voreilig zeitigt. Weibthiere, die entweder ein Jahr übergehen oder gar nicht tragbar werden, gibt es unter dem Elchwilde wie bei den andern Hirscharten. Die Kapital-Elchschaufler stehen von einer Brunst zur andern gesondert gleich den Edelhirschen. Sie dulden weder Thiere noch geringe Hirsche in ihrer Gemeinschaft. Die Elchthiere stehen familienweise, d. h. ein altes Thier, zwei ältere (Schmalthiere und Spießler), zwei jüngere dergleichen und zwei Kälber zusammen; doch findet man bisweilen zwei Familien, selten mehr, in Einem Rudel. Die Spießler bleiben nur bis zum dritten Jahre fortwährend bei den Müttern, trennen sich von ihnen zur Sezzeit und gegen die Brunst, kehren aber dann wieder zurück und folgen ihnen noch den Winter über. Allgemeine Bedingungen für den Stand des Elchwilds sind: Ruhe und reichliche Nahrung. Es wechselt übrigens seinen Stand nach Jahreszeit und Witterung, zieht im Herbst aus den Niederungen in höhere, dem Überschwimmen nicht ausgesetzte Gegenden, und bleibt

<sup>\*)</sup> Der Name Elch, keltischen Ursprungs und überinstimmend mit dieses Wiles Benennung im Norden Europa's, dürfte wohl der richtigste seyn. Elenn ist nur eine Abartung des slavischen Wortes Welen (Hirsch); Elend, leider der allgemeinste Name, ist entweder Verwässerung des vorigen oder, in der Ableitung von dem Wahne, daß die Elche an der fallenden Zucht leiden, bärer Unflau.



vort bis zum April, wechselt bei einfallendem Schnee und Regenwetter aus den Laubhölzern, die es als Stand bei hellem Wetter liebt, in Nadelholzrichtungen, tritt dagegen bei trockenem Frost und Sonnenschein auf lichte Plätze hinaus, und äset sich — zum größten Nachtheil des Holzwuchses — an den jungen Eichen. Im Sommer steht es in Brüchen und auf Quellstätten, weil ihm Wasser ein unentbehrliches Bedürfnis ist, es auch gern an hohen Grasarten, der Dotterblume (*Caltha palustris* L.) und am jungen Schilf sich äset. Dem Getreide zieht es nur im Frühlinge nach, so wie dem Lein, wenn er blüht. Im Februar und März schält es an Nadelhölzern, das ganze Frühjahr hindurch am Laubholze; überhaupt zieht es — da der kurze Hals das Äsen am Boden ihm erschwert — den Genuß des jungen Holzes vor, wobei es die Gipfel der höheren Stangen zwischen Kopf und Hals klemmt und abbricht. Lieblingsäsung sind ihm außer den Wurzel- und Samenloben der meisten Laubhölzer die jungen Triebe der Sträucher. Zum Schutze gegen die Bremsen, aus deren Eiern die Engerlinge entstehen, sublt. das Elchwild sich in tiefen Brüchen und schlammigen Lätzen bis an den Kopf und das Gehör, rasset dann in Dickungen, reinigt sich jedoch Abends gern in fließenden Gewässern. Merkwürdig ist die Art, mit der es trotz seiner Schwere die grundlosesten Moräste durchzieht. Es setzt sich nämlich auf die Hellen (Kniegelenke) der Hinterläufe, streckt die Vorderläufe wagerecht vorwärts und rutscht so, ohne einzusinken, schnell fort. Ist der Bruch zu schwammig, dann legt es sich ganz auf die Seite, zieht die Läufe zusammen, schnell damit und rudert so, zwar geschwind doch mit großer Anstrengung, über Stellen fort, die schwerlich ein anderes Geschöpf von einiger Schwere tragen würden. Das Elchwild windet nicht so stark als das Edelwild, desto schärfer aber sind Gesicht und Gehör. Des Elchhirsches Fährte ist von der des Thieres an den stumpfern Schalen, den stärkern Ballen und den mehr auswärts stehenden Gedstern leicht zu unterscheiden. Schrank, Weintritt, Hinterlassen (s. den Art. Hirschfährte) und Himmelszeichen (s. den Art.) sind wie beim Edelhirsche. Benutzt wird fast Alles vom Elche: Wildpret, Haut, Haar, Knochen, Mark, Feist, Schalen, Geweih etc. Mißbrauch trieb früher der Aberglaube mit den Schalen als Amulete und Mittel gegen die Epilepsie. Feinde und Krankheiten wie beim Edelwilde. Über die Jagd des Elchhirsches s. die Art. Treibjagen, Bürschon, Anstand.

Der Rennhirsch (*Cervus Tarandus* L. Männchen: Rennhirsch; Weibchen: Rennthier), schon nach Cäsar's Ausdruck (*de bello gall. VI, 26.*) ein Doh in Hirschgestalt und in Teutschland heimisch. Beides ist richtig; ersteres wird durch den Kopf, die Stellung des Halses, die Breite und Länge der Schalen und die Stärke des Leibes bewiesen; doch zeugen Gehörn, Läufe, Blume, kurz die übrigen Gestalttheile für dessen Angehör zur edlen Hirschgattung; letzteres wird mindestens höchst wahrscheinlich durch das 1771 bei Worms im Rheine gefundene und mit einer Steinrinde überzogene Gehörn-

stück, welches sich neben einem zweiten eben daselbst aufgefundenen in der großherzoglichen Naturaliensammlung zu Darmstadt befindet. Über das Gehörn, dessen Eigenthümliches, die Zeit und Art des Abwerfens und Aufsetzens s. den Art. Hirschgeweih. Die Größe und Stärke des Rennwildes bestimmt sich nach Klima und Landesart; bei uns hat die Cultur des Bodens und die Pflanzung der Wälder es längst verdrängt; es hauset nur noch im hohen Norden, will jedoch zum Gedeihen eine gewisse Fruchtbarkeit des Bodens. Über die Brunstzeit des Renntieres s. den Art. Hirschbrunst. Die Tragzeit des Renntieres dauert 8 Monate; es setzt bald nach dem Abwerfen des Gehörns, jedes Mal aber nur Ein einfärbig braunes Kalb, dessen Gehörn schon nach den nächsten 8 Tagen zu sprossen anfängt, fortwächst, Gabeln bekommt und gleichzeitig mit dem des Thieres gefest wird. Sobald dieß geschehen, verfärbt es sich zugleich mit den Hirschen und Thieren. Das Wintergewand des Rennwildes ist das hellste und schönste Graubraun, so wie überhaupt der Winter dessen beste Jahreszeit ist. Im Sommer kummert es durchgehends, ist schlecht mit dünnem, rothgrauem Haar bedeckt; auch leidet es dann viel von Engerlingen und noch mehr von deren Erzeugern, dreien Bremsenarten, von denen zwei (*Oestrus Trompe* Linn. *Arumbe* lappisch, und *Oestrus Tarandi* Linn. *Gurbma* lappisch) ihre Eier auf dessen Rücken absetzen, während eine dritte (*Oestrus nasalis* Linn. *Sarke* lappisch) die übrigen ihm in die Nasenhöhlen und den Schlund legt. Erst im Herbst beginnt für das Rennwild die gute Zeit, und die vorhandene Waldmast, vorzüglich aber das Renntiermoos, machen es bald feist. Der Sommerstand des Rennwildes ist in den höchsten Gebirgen; von dort zieht es zum Winterstand an die Abhänge und in die Thäler. Jagd wie beim Elchwilde. Den Lappen, Koryaken, Samojeden, Eschultschen, kurz allen Bewohnern der Polarländer bis zu den Eskimo's hinaus ist das gezähmte Rennwild das beste, ja das einzige Hausthier, dem selbst der Hund den Rang nicht ablaufen kann. Es ist ihm Zugvieh, Milchvieh, Schlachtvieh und Lastthier; es kleidet ihn vom Kopf bis zum Fuße, es befriedigt fast seine sämtlichen Bedürfnisse \*).

Der Rehbirsch (*Cervus Capreolus* L. Männchen: Rehbirsch, Rehbod; Weibchen: Reh, Rile, Rehgeiß), die kleinste Hirschart, dem Edelwild an Gestalt ähnlich, in der Lebensweise der Ziege sich nähernd. Der Hirsch (Bod) wird bis 4' lang, 2½' hoch, 50—80 Pfund schwer, hat einen zierlichen Kopf, ein großes weitstehendes Gehör, muntere Lichter (Augen), keine Ohrhöhlen, einen langen hochstehenden Hals, schlanken Leib und Läufe, unter dem ersten Gelenke der Hinterläufe einen Wulst (Kastanie), zwischen den Schalen eine Kerbe, welche ein Fett absondert, das der Fährte eine starke Bitterung ertheilt, keine sichtbare Blume, am Harnloch einen Haarbüschel (Pinzel beim Hirsch, Schürze beim Reh). Über das Geweih, dessen Gestalt,

\* Bergl. für den Renn- und den Elchhirsch Bildungen's Taschenbuch für Jäger. Jahrgang 1805—1806.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Schädeltheil hinter dem Geweih länger als bei irgend einer andern Art. Schädel: von der Form wie beim Rennthier; kleiner als beim gemeinen Elenn; aber das Geweih zwei bis drei Mal so stark als dort, beiden Geschlechtern eigen, unmittelbar über der Stirn mit einem einfachen, flachen oder nur gabelförmigen, nicht weiter getheilten Sprossen; der untere runde verhält sich zum obern, nur allmählig breiter werdenden, schaufelförmigen Theile = 1:3, letzterer mit höchstens 8—10 Enden an seinem vordern und hintern Rande besetzt. Die häutige Stelle am Schädel ist kleiner, als bei irgend einer andern Art; Thränengrube sehr groß und sehr weit nach hinten liegend. Nach der Bildung des Vordertheils am Schädel hatte das lebende Thier nicht die aufgetriebene Schnauze und die verlängerte Lippe, wie unser Elenn. Rückenwirbel 13, Lendenwirbel 6. — In den Sammlungen von Edinburg und Dublin sind zwei vollständige Skelette dieser Art aufgestellt. Das erstere hat von der Schnauze bis zum Schwanz 8' 8" par. Länge, das zu Dublin hat 10' 10" engl. Länge, am Widerrist 6'  $\frac{1}{2}$ " Höhe, mit Inbegriff des Geweihs aber 10'  $\frac{1}{4}$ ". Das Geweih hat 22 Enden und wiegt mit dem Kopfe 87 Pfund; jede Stange ist 5' 9" engl. lang, unten fast 4" dick; die Schaufeln sind 2' 10" breit, die Entfernung ihrer Spitzen beiderseits beträgt 9' 2". Doch gibt es welche, deren äußerste Sprossen 10' 10" weit aus einander stehen. — Vorkommen im mittlern Europa, nach Nordosten an Häufigkeit abnehmend, wie die Mammuthreste zunehmen, theils mit Elephanten u. a. gleichzeitigen Resten im Diluvialland, theils von unbestimmterem Alter in Torf oder in Mergel mit Süßwasser-Conchylien unter Torf. Am häufigsten ist diese Art in Großbritannien und insbesondere in Irland (Dardistown bei Drogheda, in welcher Gegend binnen 20 Jahren allein 80 Schädel gefunden worden, Dobber, Dromore, Dundrum, Down Patrick, Rathcannon bei Limerick, wo man 1824 das vollständige Dubliner Skelett nebst 8 andern Schädeln entdeckt, Ballaugh, — Insel Man, woher das Edinburger Gerippe stammt, — Gouthrop bei North Dreighton in York, — Küste von Essex — überall fast ohne Gesellschaft anderer Thiere in und unter Torf), dann in Frankreich (Canal d'Ourq bei Sevran unfern Paris, mit Elephanten; — Willers für mer bei Dives; Ausvergne ist unverbürgt), in Italien im Diluvialland (Gegend von Pavia, südlich vom Po, und bei Lodi am Lambro, — Rom, — Höhle von Palermo<sup>7)</sup> mit Hippopotamen), in Deutschland (im Rheine bei Worms 1771, im Altrhein bei Durlach 1664, — zu Emmerich in Cleve, zu Wittgendorf bei Sprottau in Schlesien, in Muschelmergel unter Torf mit Elephanten, — zu Massel in Schlesien 1729, —? zu Wechelbe in Braunschweig).

Hart legte eine Rippe vor, welche zu Dublin aufbewahrt wird, und die von einem Pfeile oder ähnli-

chen Instrumente durchbohrt schien. Hibbert glaubt, daß dieses Thier noch in geschichtlicher Zeit in England und Deutschland (wo das Elenn nicht vorkommt), existirt habe, und das Segh der alten Briten, der Cervus palmatus der Römer, der Euryceros des Dypian sei. Andere glauben es im „Elch“ des Nibelungen-Liedes zu finden, wo es nebst dem „Hirze“ angeführt wird.

2) *C. americanus Harlan.* (Fauna Americ.). Die fossilen Elenn-Reste Nordamerika's (in Big-bones-land) sollen einer besondern Art angehören.

3) *Corvus Tarandus fossilis* (Espèce de Cerf, très-voisine du Renne Cuv.<sup>8)</sup>, *Cervus Rheno Krüg.<sup>9)</sup>*. Geweihstücke und andere Knochen, denen des Rennthiers ähnlich. Doch scheint die fossile Art ein Weniges kleiner als die lebende, die Augsprossen sind zusammengesetzter und entspringen etwas (2" — 3") über der Basis des Geweihs, und höher hinauf wird der Durchschnitt des Geweihs sogleich elliptisch; der Rosenstock klein; der Schädel ist verhältnißmäßig etwas länger, die Geweihe erheben sich senkrechter; doch könnten alle diese Verschiedenheiten nur individuell seyn, oder eine besondere Rasse bezeichnen. Vorkommen im Sandlande von Stampes<sup>10)</sup>, welches stellenweise zu Stein gebunden ist; in der Höhle von Breugue (Dept. du Lot) mit Rhinoceros- und Pferde-Resten<sup>11)</sup>; in Osteolithen-Schuttland des Arnosthales (Pentland, Cuv.), in Torfmooren bei Grafsvalde und nicht selten in Schweden, namentlich zu Klein-Svedala<sup>12)</sup>; unter Torf zu Wittgendorf bei Sprottau in Schlesien mit Elephanten- u. a. Resten<sup>13)</sup>, und besonders schön unter den Ausfüllungen der Gypsflotten bei Kbstriß, wo von Sternberg und Schottin<sup>14)</sup> Nachsichungen angestellt. Gelegentlich werden die Reste von Svedala und Kbstriß in der Fiß mit dem Namen *C. Scanicus*<sup>15)</sup> belegt.

4) *C. Dama fossilis* (Cuv. Oss. foss. IV. 94—96). a) Verschiedene Geweihe, sehr ähnlich denen des Damhirsches, doch  $\frac{1}{4}$  größer, die Konkavität ihrer Biegung nach vorn gerichtet, die Rose ungestielt, etwas über derselben ein erster Sprossen, der Zwischenraum bis zum zweiten etwas platt, der Theil über dem letztern platt handförmig getheilt. Im moorigen Diluviallande des Sommethales bei Abbeville; auch im Würtembergischen. b) Wadenzähne und Reste der Extremitäten, welche so groß und sonst gebildet sind, wie beim Damhirsch, finden sich in den Knochenbreccien von Gibraltar, Sette, Antibes u. s. w. (Cuv. l. c. IV. 170—173. 180. 182.)

B. Geweihe rund, ein Augsprossen an der Rose (Cataglochis).

5) *C. Elaphus fossilis* (*C. Elaphus primordialis* v. Schloth.<sup>16)</sup>, *C. primordialis* Krüg.<sup>17)</sup>, Espèce de

7) *Bivona-Bernardi*, im „Ausland 1830. 2. August.“ (wegen Palermo) u. v. X.

8) *Cuvier* rech. sur l'oss. foss. IV. 89—94; V. II. 508. 509. IV. 96. 97; V. II. 509. 9) Göppert in Rastn. Archiv. XV. II (1828) p. 156. 10) v. Sternberg und Wilson in Den's Fiß (1829) t. I. fig. 415—417. (1830.) II. 11) v. Schlotzheim Petrefactenkunde (1821) S. 10. 11. Goldfuss Nov. Act. phys. med. X. (1823) 475—484. 12) s. Note 5.



Corf, semblable à Corf. ordinaire Cuv.<sup>23</sup>). Geweihe und andere Theile, ähnlich denen des Edelhirsches; doch meist etwas größer, so daß sich die größten Geweihe z. B. zu den gewöhnlichen = 16:9 bei gleicher Endenzahl verhalten. Vorkommen: zwar zuweilen mit den Resten der ausgestorbenen Elephanten, Nashörner u. s. w., aber dann nicht sehr vollständig und noch kaum mit genügender Genauigkeit verglichen; häufiger in losen Gebirgsschichten unbestimmten Alters, in Torf oder in Gesellschaft von Resten verschiedener Hausthiere. In Gesellschaft der ausgestorbenen Thiere haben sich diese Reste gefunden in England (zu Northcliff, in der Kirkdaler Höhle, Yorkshire, nach Buckland, — dann zu Brentfort bei Rugby<sup>24</sup>); in Deutschland (in den Bohnerjmulden der württemberg'schen Alp<sup>25</sup>), in Diluvial-Lehm und Sand bei Gansstatt, bei Lonna unfern Weimar und bei Liebe, Köstritz, im Kalktuff zu Donnitzstein); in den Niederlanden (im Kanal zwischen Maastricht und Hoch); in Italien (zu Arezzo, — zu Figline im obern Arnothal, wo sie sehr häufig; — in der Knochenbreccie von Romagnano, wovon ein Stück von eines halben Kubfußes Größe dem Vf. sechs Unterkieferhälften geliefert); in Frankreich (einige Fuß tief im Sand und Torf des Somme-Thales bei Abbeville, wo die Geweihe hundertweise vorkommen, — in Torf des Dife-Departements, — endlich mit Resten von ausgestorbenen Thieren und von Menschen zugleich in der Höhle von Fondre bei Sommières im Gard-Dept.). Für sich allein kommen diese Hirschreste vor: in England (am Meere von Lancashire, — in Sandschichten des Ryebachs, der in den Derwent fließt, Yorkshire, — in Kalktuff zu Alport, auch zu Rathilldale, Derbyshire, — bei Lancaster, — bei Northampton, zu Whittney und Bitton, Lincolnshire); — in Frankreich (in Torf von Bray im Somme-Thal, — bei Fayance, 25' tief, Var; — bei Montelizard, 14' tief im Sand, — in Sand unter Sandstein zwischen Remours und Montaigis, — in Spalten der Kreide von Meudon); — in den Niederlanden (in Torfgruben von Cleve, — im Schuttgebirge auf dem Petersberg bei Maastricht, auf dem Louisenberg bei Aix-la-Chapelle, — 40' tief in Torf bei Schloß Arkenberg unfern dem Canal du Nord); in Deutschland (in den fränkischen Höhlen selten, — im Torfe unfern Mannheim und Schwetzingen, — in Kalktuff von Gräfentonna bei Weimar, — bei Pölig, 20' tief in Sand bei Köln, — 60' tief im Schuttgebirge über den Mühlsteinbrüchen von Niedermennig bei Andernach, — zwischen Sinzig und Breisig, in Gruben auf köln'ger Erde zwischen Brühl und Eiblar); — in der Schweiz (zu Biedikon 10' tief, — zu Flurlingen 20' tief in einem Steins-

bruch, — zu Mägenwyl und Berlingen im Müschelsandstein der Molasse<sup>26</sup>), — ein ganzes Skelett im obern Bruche von Dningen); in Italien (ein ganzes Skelett in hartem Gestein in den Bergen von Palmenara bei Grezzana, — in Thonschichten der Hügel von Campagnola u. an a. D. Piemonts, — um Vicenza, — um Siena); — in Rußland (im Park von Pauloff 1799). Zu dieser Hirschart könnten auch manche Unterkiefer- und Zahnbruchstücke in der Knochenbreccie von Rizza gehören, die nur in Erde der dortigen Klustausfüllungen, ohne inkrustirt zu seyn, vorgefunden worden (Cuv. Oss. IV. 188. no. 3.).

6) C. .... Geweihe gestaltet wie beim gemeinen und kanadischen Hirsch, aber doppelt so groß. Knochenbreccie von Romagnano (Cuv. Oss. IV. 221. 222).

7) C. Isidorensis B. C. J. (tf. XIII. fig. ix.)

8) C. Cusanus B. C. J. (tf. VIII.)

9) C. Etueriarum B. C. J. (tf. VI bis, VII, VIII, IX, X, XIII. fig. iv. vi.)

10) C. Perrierii B. C. J. (tf. VI, VI bis, XIII. fig. x.)

11) C. Ferdinensis B. C. J. (tf. XI, XII, XIII. fig. v.)

12) C. Arvernensis B. C. J. (tf. XII bis.)

Diese neuen Arten kommen mit vielen andern Resten ausgestorbener Thiere theils in, theils unter Anschwemmungen von basaltischen Gesteinen, theils selbst unter Basaltströmen in Auvergne an der Montagne de Perrier, zu Pardines, Malbattu u. s. w. vor, und sind von Bravard, Croiset und Robert in ihrem noch unvollendeten Werke (Recherches sur les ossements fossiles. du départ. du Puy de Dôme 1826) bereits abgebildet, aber noch nicht beschrieben worden. Auch in der Schrift von Devèze de Chabriol und Bouillet (essai géologique sur la Mont. de Boulade. 1827.) sind viele Reste dieser Arten abgebildet, die Arten aber nicht näher oder nicht richtig bezeichnet.

13) C. Reboulii Marc. de Serres et Farines (Ann. des Scienc. nat. 1829. XVII. 276—301) ist von Körper kleiner als das Reh, aber viel schlanker auf den Läufen und behender, nach den wohlgerundeten Formen der Gelenkrollen zu urtheilen. In der Knochenhöhle von Argou (Dist. Pyrenäen) mit andern Hirschen, Nashörnern, Dachsen u. Serres erwähnt ihrer auch gelegentlich, als in der Höhle von Bize gefunden, doch nicht in deren Beschreibung selbst.

C. Geweihe rund, keine Sprossen in der Nähe der Rose (Anoglochis).

14) C. Capreolus fossilis. Geweihe mit und ohne Schädel, im Torfe von Beauvais, vom Somme-thal u. s. w. gefunden, und von denen unseres gemeinen Rehbocks nicht zu unterscheiden. Etwanige Abweichungen sind nur individuell (Cuv. Oss. IV. 105. 106).

15) C. Tournalii Christol. (Marc. de Serres in

13) Cuv. ossem. foss. IV. 98—103. 14) Buckland reliquias diluv. 15) Jäger fossile Reptil. Württemberg. (1828) S. 1. Note. — Stahl in Würtemb. landwirthsch. Correspondenzblatt VI. (1824) S. 22—26.

16) Studer Monographie der Molasse. (1825) S. 301. — D. Bronn Reise I. 494. u. a. D. — Vernon im Philos. Mag. VI. 1829. 225—252; VII. 1830. 1—9.



Ann. des Mines 1829, V. 507—514; Ann. des Sciona. nat. 1829, XVII. 276—301). Geweihstücke, eine Knochenglockis-Art bezeichnend, größer als vom Edelhirsch, und verschieden von den folgenden. In der Knochenhöhle von Bize mit Menschenknochen, Artefakten, Landkonchylien der Gegend und mit Bos urus; auch zweifelhaft in der Knochenhöhle von Argou mit ausgestorbenen Thieren, doch keine Geweihe.

16) *C. ramosus* B. C. J. (U. V.) mit 7—12.

17) *C. ardei* B. C. J. (U. I—IV.) mit vorigem.

II. Arten, deren Geweihe unbekannt ist; (nach den Zähnen unterschieden).

18) Backenzähne  $\frac{1}{2}$  größer als beim Edelhirsch,  $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$  größer als bei *C. equinus* von Sumatra, an der Basis der Krone mit starken Kränzen und mit einer sehr starken Kegelspitze zwischen je zwei halbmondsförmigen Säulen derselben, beides noch stärker als bei der letztgenannten Art. — Knochenbreccie von Nizza. (Cuv. Oss. foss. IV. 189. no. 4; 190. no. 5; 192. no. 10.)

19) Backenzähne kleiner als am Edelhirsch, größer als an *C. Perronii*, die obere dicker als lang, an der innern Basis mit einer sehr starken kranzförmigen Verdickung, und mit einer großen Kegelspitze an den hinteren Backenzähnen. — In der Knochenbreccie von Nizza. (Cuv. Oss. IV. 188. no. 8; 191. no. 9. 10.)

20) Hinterster Backzahn größer, als beim Reh, kleiner als beim Damhirsch, mit einem schwachen Kranz am Vorderrande einer starken Kegelspitze. In der Knochenbreccie von Pisa. (Cuv. Oss. IV. 195. 196.)

21) Von der Größe des Rehes. Geweihe unvollständig; das Erbältere wie beim Reh und bei *C. Perronii* gestaltet. Unterkiefer wie beim Reh; oben die zwei vordern Mahlzähne ebenfalls ähnlich, einfach, schneidig, dreilappig, doch der zweite noch, gleich allen folgenden, mit einer kranzförmigen Verdeckung der Basis; die drei hinteren von jedem Halbcylinder an der Außenfläche mit dickern Spitzen, als selbst die weißen Hirsche. In röthlichem Mergelkalk zu Montabusard bei Orleans, mit *Lophiodon*, *Mastodon* u. s. w. (Cuv. Oss. IV. 103—105.)

22) Ein Backenzahn; kleiner als am Reh; aus der Molasse der Schweiz. (Cuv. Oss. V. II. 509.)

Auch Geweihe mit doppelter Krone, die Augsprossen 2" über der Basis, — und einfache Geweihe, den Hörnern der Gazellen ähnlich, sind zu Köstlich vorgekommen (v. Sternberg in Dlen's Jhs 1830. S. 516. 517. Taf. I. Fig. 1. 2.).

Außerdem kennt man noch eine sehr beträchtliche Anzahl von Resten aus dem Hirschgeschlechte; doch ist deren Art nicht genauer bezeichnet. Die wichtigsten sind: die Gypsblöthen von Besteregen (Reste eines Rehes, Germar), Latour am Genfersee (Hirschschädel ausgestorbener Art, Reissner), die Höhle zu Neuschloß bei Dlmüh in Mähren, (Hirschgeweihstücke mit kolossalen Thierresten), die Höhle am Brunnenstein in Franken (ein Fersenbein, Wagner), Torf von Ramsen in Hampshire (Hirsche und Damhirsche mit andern ausgestorbenen Arten; Damian), die Sandgrube von

Banwell in Cambridgeshire, Dleß), unter blauem Thone im Dusebette zwischen Lewes und Newhaven (ein ganzes Skelett eines Vierzehners, das Geweihe 8' hoch, fast wie beim kanadischen Hirsch gestaltet; Mantell), in Diluvialkies zu Copperas-Cap bei Southwick, westlich von Brighton, mit Elefantenresten (Mantell), in der Knochenhöhle von Kirkdale. (Buckland rel. diluv. II. VIII. fig. 3; 9, 10; 11, 12; 13, 14); in der Dreamhöhle bei Wirksworth (id. tab. XIII. fig. 1. 2. 3. 4.); eine Schladentlage zwischen zwei Basaltströmen zu Saint-Privat d'Allier in Auvergne (vielerlei Hirschreste mit Hyäne, Rhinoceros u. s. w. Bertrand de Doue), die Grotten von Eschenez (Mittelhandknochen mit Resten ausgestorbener Thiere, Thirria); die Knochenbreccie von Pisa (neue Arten; Bronn), die Knochenhöhle von Cassana bei Spézzia (Unterkieferstücke und Geweihe mit Resten großer Katzen und Bären, Savi) u. s. w. *C. Cervus*.

(H. G. Bronn.)

Hirsch (Entomol.), s. *Cerambyx*.

Hirsch (fliegender), s. *Lucanus cervus*.

Hirsch, Orden des Hirschens, s. Jagdorden.

HIRSCH, 1) Andreas, ein lutherischer Pfarrer, der zu Böhlingen, Landsiedel und Neunstetten aus seinem Amte verjagt wurde. Später wurde er wieder in Unterreggenbach angestellt. Außer seinen geistlichen Schriften gab er 1662 bei Hans Reind. Leibizen in Schwäbisch-Hall in 12. heraus: *Kircherus Jesuita Germanus Germaniae redonatus: sive artis magnoe de consono et dissono ars minor*, das ist: philosophischer Extrakt und Auszug aus des weltberühmten teutschen Jesuiten Athan. Kircheri von Fulda *Musurgia universalis* ausgezogen. (G. W. Fink.)

2) Christoph, Prediger und Consistorial-Assessor zu Eisleben, vorher Hofprediger zu Arnstein, gestorben 1689. Er soll ein heimlicher Theosoph gewesen seyn, und auf Joh. Arnolds Ermunterung, heimlich viele rosenkreuzerische Schriften herausgegeben haben, als: *Pogonius stellatus*, *Astronomia supracaelestis*, *Gemma magica* etc. Unter seinem Namen ist gedruckt: *Diss. de distinctione essentiae et existentiae in Deo* \*).

(Baur.)

3) Georg Ludwig, Brandenburg-ansbach'scher Hofkammer- und Landschaftsrath, wie auch Sächsischer Administrationsrath zu Ansbach, geboren 1731, starb zu Ansbach den 26. Okt. 1815. Er bearbeitete mit Uj und Junkheim die noch jetzt geachtete Übersetzung der horazischen Gedichte: *Die Werke des Horaz*, aus dem Lat. übers. Ansb. 1778; 3te sehr veränd. und verm. Aufl. Eben das. 1797. 8. und gab allein, ohne Namen, heraus: *Horaz fürs Frauenzimmer*, oder Parodien nach dem Horaz und freie Übersetzungen; mit erläut. Anmerk. Ansb. 1799. 8. Zuletzt ließ er drucken: *Reise durch Italien und Frankreich in den Jahren 1752 u. 53*. Eben das. 1808. 8. †).

(Baur.)

\* ) Allgem. histor. ler. und Jdher's Sel. ler.

† ) Neufelds gel. Teutschl.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



7) Michael Christian, Kaufmann, geboren zu Nürnberg den 4. Nov. 1743, hielt sich den größten Theil seines Lebens in Handelsgeschäften zu Fiume, Hermannstadt und Brünn auf, und starb in Wien im September 1796. Als Inspektor der sämtlichen Kommerzhäuser einer großen Handelsgesellschaft zu Hermannstadt führte er eine ordentliche Fahrstraße über die kroatischen Gebirge von Fiume bis Karlstadt, und ordnete, so viel möglich, die Schifffahrt auf der Draue, Save und Donau, von Sissel bis Semlin, und von da nach Verlahvaros, und endlich in den Kanal der Temes bei Temeswar. Gemeinschaftlich mit H. G. Hoff schrieb er, ohne sich zu nennen: Abriss und ausführliche Erklärung aller Künste und Wissenschaften. Frankf. und Leipzig (Nürnberg.) 1779; 3te verb. Aufl. 1782. 8. Miscellaneen, bestehend aus 600 Anekdoten u. Wien, 2 Th. 1781. 8., und aus dem Franz. übersehte er: L'ensants Geschichte des Hussitenkrieges und des Conciliums zu Basel, mit wichtigen, das Original berichtenden Noten u. Pressb. und Wien. 4 Th. 1783. 8. Supplement dazu von Beausobre. Wien u. Leipzig 1785. 8. 3). (Baur.)

HIRSCH, ist auch ein bei den Juden gewöhnlicher Name und kommt in der Literaturgeschichte derselben ziemlich häufig vor; man sehe die Reihe der jüdischen Schriftsteller dieses Namens bei Wolf in der Biblioth. Hebr., auch hat Jöcher in sein Gelehrtenlexik. (2 Bd.) eine ziemliche Zahl davon aufgenommen. Indes ist kein einziger darunter, welcher besonders hervorgehoben zu werden verdient. (A. G. Hoffmann.)

HIRSCHAU, HIRSCHHEID, HIRSCHHEID, ein Pfarrdorf von 610 Seelen, im Obermainkreise Baierns an der Regnitz, 2 Stunden von Bamberg an der Nürnberger Straße, einst der Sitz einer adeligen Familie von Hirschheid, nach deren Aussterben die heimgefallenen Lehngüter an die Dorfbewohner vertheilt wurden. Schon im J. 1250 kommt Anna v. H. als Gemahlinn Kunzens von Weisensfeld vor. Mit Engelhard v. H., der seiner Schwester Margaretha ein Lehen zu Schleusingen 1362 ertheilt, beginnt die ordentliche Stammsreihe. Sein Sohn Ulrich kaufte 1368 einen Antheil von Gunzenhausen von Nikolaus Dch daselbst; dessen Schwester Ursula, Klosterfrau zu St. Theodor in Bamberg 1370 war. In demselben Jahre kommt sein Bruder Heinrich als Domherr zu Bamberg und Würzburg vor, 1373 Heinrich v. H. als Propst zu Neunkirchen am Brand und 1450 Friedrich v. H. als Domherr zu Bamberg. Der letzte hatte einen Bruder, Hans v. H., der das Geschlecht fortsetzte und eine Schwester, Ursula, welche unter den Klosterfrauen zu Schlüßelau 1470 erwähnt wird. Von Hansens Söhnen waren, außer dem Stammhalter Friedrich v. H., Klosterherr zu Mönchsberg ob Bamberg, Heinrich Benediktiner zu Wiesenohe (Weisensau 1480), wie auch Achatz, welcher 1526 daselbst zum Abt erwählt wurde. Dorothea v. H. starb 1540 als

letzte Äbtissinn des Klosters Birkenfeld, bei Neustadt an der Aisch. Die Familie scheint in Hans Thomas v. H. zu Wolflob 1590 ausgestorben zu seyn; seine Gemahlinn war Anna v. Sedendorf, und seine einzige Tochter Elisabeth hatte sich mit Hans Ruffel v. Ermreuth auf Reuses und Creußen vermählt und starb 1616. Die meisten Rittergüter fielen dem Hochstifte Bamberg als eröffnete Lehen anheim. Das Wapen des Geschlechts war: ein goldener Hirschrumpf auf einen dreigetheilten blauen Hügel im silbernen Felde, auf dem gekrönten Helm, das nämliche Wapenbild \*). Einst war das jetzige Pfarrdorf nur ein Filial der nahen Pfarrei Buttenheim, mit einer 1416 gestifteten Frühmessfründe; im J. 1500 scheint die Pfarrei gestiftet worden zu seyn. Denn von dieser Zeit beginnen die Taufmatrikel, und Erhard Setzendorfer, Vikar bei St. Gangolph zu Bamberg, ist 1505 eingeschrieben als Beneficiat und Pfarrer zu Hirschaid \*\*).

(Jäck u. Alb. Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.)

Hirsch ansprechen, s. Ansprechen (1ste Sect. IV. Bd. S. 235 ff.).

Hirschantilope, s. Antilope bubalis (1ste Sect. IV. Bd. S. 803.).

HIRSCHARTIGE THIERE, HIRSCHTHIERE (Cervina), nennt man eine Familie aus der Ordnung der Huftiere, in deren Oberkinnlade die Zähne fehlen, während in der untern sich 8 schaufelartige befinden; Die meisten der hieher gehörenden Arten haben Geweihe, schlanke Beine, gespaltene Hufe, vierfachen Magen und sind demnach Wiederkäuer. Man rechnet dazu die Gattungen Moschus, Giraffe und Hirsch. Vgl. den Art. Cervus 1ste Sect. XXII. Bd. in den Nachträgen zu C. (R.)

HIRSCHAU, ein Städtchen im Landgerichte Amberg des bairernschen Regentkreises, an der Straße von Amberg nach Weiden, 4 Stunden von Amberg, hat 206 Häuser, 1 Schloß, 2 Kirchen, 800 Einw. und ist Sitz eines Dekanats und Pfarramtes im Bisthume Regensburg. In dortiger Gegend findet man Karniol, der schön hochroth ist, eine gute Politur annimmt und in ziemlich großen Stücken schichtweise bricht. Außer diesem Städtchen gibt es noch 5 Orte dieses Namens im Königreiche Baiern, von welchen einer, ein Weiler mit 6 Häus. und 27 Einw., im Landgerichte Schongau liegt und wegen des Steinkohlenflözes, das in dessen Nähe, nächst dem Lech, unweit des Messelgrabens zu Tage ausgeht, bemerkenswerth ist. (Eisenmann.)

HIRSCHAU, ein evangel. Pfarrdorf im Königreiche Würtemberg, im Schwarzwaldkreise und Oberamte Calw mit 560 Einw., liegt in einem anmuthigen Thal an der Nagold, ist Sitz eines königl. Kammeramts, hat eine vorzügliche Saffianfabrik, eine Löffelfabrik und 2 Papiermühlen. Vormalß war es Sitz eines eigenen Oberamts.

Decebrud 166. Saxii Onomast. T. VII. 103. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 5r Bd.

3) Moritzsch L. c. 96.

\*) Blederman's Geschlechtsstafel der Rittersch. . . Gebirg. u. f. w. Tab. CCCVIII. \*\*) Aus handschr. Quellen Mehreres in Jäck's Beschreib. der Verwält. in Tiefenbachstadt. Bamberg. 1816. 8. S. 90 u. f.



und eine Zeit lang auch eines l. würt. Landvogts. Auf einem Hügel bei dem Dorfe liegen, äußerst malerisch, die Ruinen des ehemaligen Klosters Hirschau, gemeinlich auch von dem lateinischen (Monasterium Hirsau-giense), aber unrichtig, Hirsau genannt. Dieses Kloster, dem auch der Ort Hirschau sein Daseyn verdankt, war ein Benediktiner-Mannskloster, zu seiner Zeit eines der berühmtesten in der ganzen Christenheit. Die Veranlassung zu seiner Erbauung gab der Bischof Rottung von Vercelli, ein Sohn des Grafen Erlafried von Calw. Er machte im J. 830 eine Reise in sein Vaterland, und nahm den angeblichen Körper des heil. Aurelius, gewesenen Bischofs von Armenien, dem man eine besondere Wunderkraft beilegte, mit. Kaum waren der Sage nach die Reliquien in der Kapelle des heil. Nazarius beigelegt, als sie ihre Wunderkraft zeigten. Rottung bewog deshalb seinen Vater und seinen Bruder Ermenfried, ein Kloster daselbst anzulegen. Der Bau begann in demselben Jahre, und wurde 838 vollendet. Um für dasselbe fromme und gelehrte Mönche zu erhalten, wendete sich der Graf an den Erzbischof Ddgar von Mainz, und auf dessen Vermitteln sendete ihm der berühmte Abt. von Fulda, Rabanus Maurus, 16 Mönche, deren erster Abt Ludbert wurde. Im Sept. desselben Jahres wurde das Kloster zu Ehren des heil. Apostels Petrus und des heil. Aurelius feierlich eingeweiht. Der Graf Erlafried, zum Vogt des Klosters ernannt, botirte dasselbe reichlich; in der Schenkungsurkunde werden unter anderen die Dörfer Stammheim, Deckensfrunt, Gilstein, Neuchingen, Mächlingen, Löfingen, Lühelhart, Kallenbach, Ragolthart, Ottenbrunn, Altiburen u. s. w. genannt. Erlafried starb im J. 860<sup>1)</sup>.

Wie man in allen Benediktinerklöstern auf wissenschaftlichen Unterricht viel hielt, so wurde auch in H. frühzeitig eine Klosterschule angelegt. Ihre ersten Lehrer, welche mit aus dem Kloster Fulda eingewandert waren, waren Schüler des Rabanus Maurus und Strabo. Als erster Scholasticus wird Hildolf genannt; sein Nachfolger war Rutherford<sup>2)</sup>. Im folgenden Jahrh. erreichte diese Schule, besonders unter dem Abt Diethmar und durch den Scholasticus Reginhard, einen weit verbreiteten Ruf. Man schickte aus vielen Klöstern Mönche dahin, um sie daselbst unterrichten und zu Lehrern bilden zu lassen, und mehrere in dem Kloster gebildete

1) S. *Trithem. Chronica. Hirsaug. T. I. p. 1<sup>a</sup>q. p. 5<sup>a</sup>q.* fol. *Mabillon. Ann. ord. S. Bened. P. II. p. 530. 597. 602 al. Crusii Annal. suer. lib. II. P. II. p. 42. 43.* Die Annahme, daß eine gewisse verwitwete Helligena von Calw schon im J. 645 den ersten Grund zur Erbauung eines Klosters an dem Berge Ottenborn gelegt habe, scheint mehr auf einer Sage zu beruhen, die durch eine Inschrift erhalten oder entstanden seyn konnte. S. *Crus. L. I. II. P. II. p. 41.* Der Ursprung des Namens Hirschau wird schon in einem alten Gedicht so erklärt:

Hac agiles in vallo greges errare solebant  
Cervorum et pasci graminae florigero.

Auch führte das Kloster einen Hirsch in seinem Wappen. 2) Vgl. *Launois de scholis celebrior. p. 64 sq.*

Mönche gelangten zu ansehnlichen Kirchendämtern. Unter seinem Nachfolger Reinhard (seit d. J. 968) — vir quidem, wie Trithemius sagt, satis doctus, sed ad praeceptoris sui mensuram non pervenit neque tanto docendi fervore Monachos ea quas novisset, agebatur, ut doctos post se discipulos relicturus speraretur — sank die Schule, und gerieth am Schlusse dieses Jahrh., wie das ganze Kloster, gänzlich in Verfall. Im J. 986 nämlich wütheten die Pest, Ueuerung, Sterblichkeit in Deutschland auf eine entsetzliche Weise; auch das Kloster wurde davon heimgesucht, so daß in kurzer Zeit 60 Mönche ein Opfer der Krankheit wurden; 988 starb der 9te. Abt seit der Stiftung des Klosters Hardsfried. Die 12 noch lebenden Mönche geriethen in Uneinigkeit; zwei einander entgegen gesetzte Parteien kämpften unter den von ihnen gewählten Abten Konrad und Eberhard; die Schätze und viele Güter des Klosters wurden dabei geplündert. Nach dem Tode des Abtes Konrad im J. 1002 vertrieb der Graf von Calw die wenigen noch vorhandenen Mönche, so daß das Kloster nur noch von einigen Weltgeistlichen bewohnt wurde; 68 Jahr blieb es in diesem Zustande, oder, wie Trithemius sagt, mansio clericorum et prostibulum meretricum factum est. Interea si quid remansit quod comes et ceteri fures non rapuerunt, clerici cum suis concubinis ita paulatim consumentes in nihilum redegerunt, ut nec libris, quorum ingens copia ibi collecta fuerat, per diligentiam veterum monachorum, quos doctissimos superioris ostendimus, parcere potuissent. Erst 1059 entschloß sich Graf Adelbert von Calw, auf Zureden seiner Gemahlinn Sultrudis, das Kloster wieder in einen besseren Zustand zu bringen. Nach einigen Jahren war der Bau einer ganz neuen Kirche vollendet; aus dem Kloster Einsiedeln wurden 12 Mönche 1066 auf Verlangen gesendet, deren erster Abt Friedrich 4 Jahre darauf seiner Stelle entsetzt wurde. Ihm folgte als Abt Wilhelm, einer der berühmtesten und thätigsten Benediktineräbte der damaligen Zeit. So wie er in seinem Kloster eine gute Ordnung einführte, und mehrere Mönche nach Clugny schickte, um die dort nach der Regel des heil. Benedikt eingeführten und erweiterten Gebräuche kennen zu lernen, — welche er später sammelte, und zu großem Ansehen in den teutschen Klöstern seines Ordens brachte, — eben so wurde er bei der Verbesserung alter oder der Stiftung neuer Klöster zu Rathe gezogen; mehrere dieser letzten wurden mit Mönchen aus Hirschau besetzt, und die Zahl seiner Klosterbrüder belief sich bis auf 150. Der Bau der Kirche und der Klostergebäude wurde unter ihm vollendet, und dem Kloster durch eine später von König Heinrich IV. im J. 1075 bestätigte Urkunde von dem Grafen Adelbert völlige Freiheit verliehen<sup>3)</sup>. Man hat die Echtheit dieser Urkunde in Zweifel ziehen wollen; sie befindet sich angeblich noch im Original zu München. Unter Wilhelms Leitung kam das Kloster so in Ruf, daß Männer aus den vornehm-

3) *Trithem. L. I. p. 86.*



ken Familien sich darin aufnehmen ließen, und eine große Anzahl seiner Mönche aus demselben als Bischöfe oder Äbte anderer Klöster heraus traten \*). Wilhelm starb den 1. Aug. 1091. Sein Nachfolger Gebhard wurde später Bischof zu Speier; obschon er auch als Bischof die Abtei beizubehalten wünschte, so wählte man doch, da man Eingriffe in die Rechte des Klosters befürchtete, den Bruder des Herzogs Konrad von Württemberg — qui erat inter omnes Suevos potentissimus, wie Trithemius sagt — Namens Bruno zum Äbte, unter dessen Nachfolger Wolmar, der im J. 1157 starb, das Kloster durch Schenkungen sehr bereichert wurde. Die Geschichte des Klosters unter den folgenden Äbten bietet wenig Erhebliches dar. Die Klosterzucht sank immer mehr, und H. erhielt sich nur noch durch seinen früheren Ruf in einigem Ansehen †). Bitter klagt daher der biedere Chronikenschreiber darüber, daß in der Mitte des 14ten Jahrh. die Mönche nicht einmal ihre Chronik fortzuführen verstanden oder gewollt hätten ‡). Zur Zeit der Reformation wurde auch das Kloster H. säcularisirt. Der letzte katholische Äbt, in der Reihenfolge der 44te, war Ludwig Weidner aus Stuttgart; er starb im J. 1560. Ihm folgte als erster evangelischer Äbt Heinrich Weidner, welcher früher Diakon zu Tübingen gewesen war, dann unter dem Herzoge Christoph Pastor und Superintendent zu Calw wurde. Der zweite Äbt nach ihm war Joh. Brentius. Der Herzog Christoph, nach Andern erst der Herzog Friedrich I., von Württemberg baute sich, durch die reizende Lage angezogen, ein Schloß bei dem Kloster. Beide, Schloß und Kloster, wurden im J. 1692 von den Franzosen eingeäschert, und liegen jetzt in Ruinen da. In einem Nebengebäude hat noch das Kammeramt seinen Sitz. Unter den Schriften über das Kloster Hirschau ist die wichtigste: J. Trithemii Chronicon Hirsaugiense, die in verschiedenen Ausgaben erschienen ist. In neuerer Zeit hat G. L. E. in seiner

kirchl. polit. Landes- u. Kulturgeschichte von Württemberg, Tübingen 1806 u. die gründlichsten Nachrichten geliefert. Wir fügen hier noch bei, daß der historisch-wichtige Codex Hirsaugiensis, Dotationebuch des Klosters, in neuern Zeiten wieder aufgefunden worden und in dem königl. Staatsarchiv zu Stuttgart aufbewahrt ist. (Memminger u. L. Lange.)

HIRSCHAU, nennt man das Auge der Herbe dann, wenn es klein und lebhaft ist, und etwas schief liegt. (R.)

HIRSCHBACH (Wolfgang), geb. in der letzten Hälfte des 16ten Jahrh., studirte in Jena, wo er auch die juristische Doktorwürde †) erlangte, ging 1600 nach Wittenberg, und erhielt dort später eine juristische Professur, wahrscheinlich noch in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. Außer einer Synopsis quaestionum feudali-um (Viteb. 1600. 4.) sind von ihm nur einzelne Dissertationen herausgegeben, welche zeigen, daß er sich neben dem Lehrecht hauptsächlich mit dem Criminalrecht und Civilprozesse beschäftigte, nämlich: de conventionibus (1611); de crimine laesae majestatis (1613. 4.); de compensationibus (1616. 4.); de regalibus (1618); ad L. un. C. de his qui parentes (1619. 4.) ††). (Ad. Martin.)

Hirschbad, s. unter Kanstadt.

HIRSCHBAUM, auch Gärberstrauch, Schmal, Färberbaum u. genannt; über das Bot. s. Rhus coriaria Linn. Die Blüten treten im Juni in einer eiförmig dicht zusammen gedrängten graugelben Rispe hervor; die Steinfrüchte befinden sich in einer rauhen Kolbe, die bei der Reife roth wird, haben eine bloße dünne Haut. Der Same ist nußartig, platt, nierensförmig, schwärzlich, mit weißgrauem Nabel. Fortepflanzung geschieht durch Wurzelbrut und Samen. Standort: schattige und geschirmte Lage bei gutem Boden. Das Holz; die Zweige und Blätter, zu Loh gemacht, sind unter dem Namen Schmal der vorzüglichste Gärbstoff zur Corduanbereitung. Früchte und Wurzeln haben rothen und gelben Gärbstoff. Erstere werden im Oriente als Eingemachtes verspeiset. In Deutschland ist der Hirschbaum Fierstrauch; eine forstliche Behandlung erlaubt das Klima nicht. (Bencken.)

Hirschbein, s. Hirschherzbein.

HIRSCHBERG, 1) im schweizer. Kanton Appenzell, s. Oberegg. (R.)

2) Auch Hirzberg genannt, Burgrüne an der Westgränze des Obenwalbes und uralte Dynastenfamilie, s. Leutershausen u. Stralenberg.

(Thom. Alfr. Leger.)

3) Amt im russischen Fürstenthume Obersdorf-Losenstein, an Baiern, Sachsen und einige russische Länder gränzend, bewässert von der Saale und einigen Bächen, war unter dem Namen Pflege Hirschberg eine

4) Die Namen der merkwürdigsten s. bei Crusius l. l. parolipom. p. 504q. 5) Omnia enim nostri sacratissimi (sagt Trithemius a. a. D. p. 250 bei dem Äbte Johann, der 1265 gewählt worden war) patris Benedicti observantia tempore hujus abbatis in omnibus paene monasteriis Germanicae nationis usque adeo defecerat, ut pristinae institutionis vestigium nullum in moribus coneretur. Omnia corrupta erant, omnia collapsa, monachi simul cum abbatibus in praecipitium vitiorum corruerunt. Nemo hanc ordinis nostri deformationem curabat, nemo condoluisse visus est, non rex, non papa, non principes, non dominique praesul ullus de monachorum deformatione quippiam cogitavit. Unde, sagt er dann, factum est, ut abbatum hujus monasterii gesta et scitata ad nostram memoriam abhinc usque ad Fridericum abbatem XXXVII. paucissima sint deducta propter temporum obscuritatem et negligentiam ignorantiamque monachorum. 6) Nam posteaquam (sagt er S. 297) amor et studium litterarum a monachis deficere coepit, una cum disciplina observantiae regularis: mirandum non est, si nec monasteriorum suorum condiciones pro tempore saepius variatas nec successiones actaque suorum litteris mandaverint abbatum. Und nunwillig ruft er bald darauf ihnen zu: O jam sepulti, ignavi homines viri, quorum peribit memoria cum sonita quum sitis animi et rudis ingenii, palam ostenditis, qui bonam contentis historiaram quod assequi non potestis.

\*) Seine Inaugural-Dissert. handelt de sartia. \*\*) Vgl. Scher' gel. Crit. Bd. 2. S. 1627. Spenius Biblioth. jurid. und Schott Suppl. dazu.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



dirende, und einige Fonds zur Betheiligung von Prediger- und Schullehrerwitwen. — Sparkasse, seit 1825, mit  $4\frac{1}{2}$  Procent Verzinsung der vollen eingelegten Thaler. Gute Feuerlöschanstalt, Straßenbeleuchtung; und in gewerblicher Hinsicht: 1 Apotheke, 2 Brauereien, 22 Brennereien, 2 Buchdruckereien, 1 Steindruckerei, 1 Kattundruckerei; 8 Bleichen, 6 Färbereien, 3 Roß-, 1 Wassermangel, 2 Leinwand-, 1 Tuchwalke, 2 Brettschneiden, 3 Wassermehlmühlen, 1 Porzellanfabrik, 1 Ziegelei, 12 Töpfereien; 1 Zuckersiederei mit 5 Pfannen, errichtet im J. 1774; 15 Tuch- und Woll-, 7 Strumpf-, 10 Baumwollenstühle, und 55 Stühle zu Leinwand und Schleier. Handel durch 68 Kaufleute, worunter 2 Buch-, 21 Leinwand- und Schleierhandlungen, mit 3058 Itnr. Ausfuhr linnener Waren im J. 1828. Die Kunst der Schleierweberei wurde in der Mitte des 16ten Jahrh. durch einen aus den Niederlanden zurückkehrenden Hutmachergesellen nach H. gebracht, durch den 80jährigen Krieg fast wieder vernichtet, aber aufs Neue gehoben und verbessert durch den Bürgermeister Flobe; der mehrere Reisen deshalb ins Ausland machte, und dafür auch 1685 den 9. Jul. mit dem zugetheilten Namen „von Ehrenschild“ in den Adelsstand erhoben wurde. — Wodurch ein Garn- und ein Getreidemarkt. Jährlich 3 Kram- und Viehmärkte, und ein besonderer Viehmarkt. Ackerbau der Vorstädter mit 1410 Scheffel Ausfuhr. — Ein Schießhaus, Städtiges Pfingstschießen der Bürger; besonderes Kaufmannsschießen. Verschiedene Ressourcen. Doch mehr als diese laden zum Genuß die höchsten Reize der schlesischen Gebirgsnatur in dem allgepriesenen Hirschberger Thale, das man von dem Hausberge, dem Helikon und dem Cavalierberge, dem nächsten bei der Stadt, auch Pflanzberg und Favrat genannt, in seinen schönsten Theilen übersehen kann. Auch gehören die seit 1778 auf dem letzten Berge, der damals Galgenberg hieß, und von einem durch den Oberst-Lieutenant Favrat darauf angelegten Schanzwerke, Cavalier genannt, seinen neuen Namen erhielt, gemachten öffentlichen und Privat-Gartenanlagen zu dem angenehmsten Lustorte der entzückenden Gegend. Der Hausberg trägt statt der ehemaligen alten Burg eine von den Bürgern und Fremden ebenfalls der schönen Aussicht wegen gern besuchte Schankanstalt. — Von den Anlagen und den Phantasieplätzchen eines Stadtdirektors Schönau, aus dem Ende des 18ten Jahrh., auf dem Helikon ist jedoch nur noch der Name des Musenberges vorhanden. Der Name der Stadt selbst und ihr Wappen, welches einen Hirsch enthält, deuten auf den einst sehr reichen Wohlstand dieser Gegend, und auf teutschen Ursprung der Stadt. Sie soll schon 1002 als kleiner Ort vorhanden gewesen seyn. Der poln. Herzog Boleslaus III. (Schiefmaul), ihr wahrscheinlich erster Gründer, umgab sie 1108 mit Mauern und Graben, baute die erste hölzerne Kirche, und führte 1111 zu ihrem Schutz, links vom Thale, auf dem jetzigen Hausberge eine Burg auf, welche das Hirschberger Haus, auch wohl das Haus am Wechwinkel (soll heißen: am Winkel der Wähe) genannt worden ist. 1241 ward Hirschberg durch Herzog Boles-

laus von Liegnitz erweitert, 1303 von dem ersten Hauptbrande betroffen, 1348 zur Reichsstadt erhoben; 1427 den 13., 17. und 18. Sept. nebst der Burg auf dem Hausberge, vergebens von den Hussiten bestürmt. Aus Furcht vor diesen befahl Landeshauptmann Albrecht von Kolditz 1433 das Abtragen der Burg. 1549 legte eine Feuersbrunst die ganze Stadt in Asche, dieß thaten abermals 1634 den 19. Jul., östreich'sche Kotten, welche die Bürger abwehrten, die 1640, vereinigt mit der schwedischen Besatzung, zwei Mal die Stadt gegen die Östreicher unter General Holz vom 19. bis 27. Jul., und vom 6. Sept. bis 9. Nov. vertheidigten. Nach dem 80jährigen Kriege gründeten Schleierweberei und Leinwandhandel einen blühenden Wohlstand. — Die Gnadenkirche wurde erbaut 1709. — Der erste und besonders der zweite schlesische Krieg 1745, verursachten besonders durch die harten Contributionen der Östreicher 164,666 Rthlr. Schulden. Auch der 7jährige Krieg brachte große Leiden und 395,100 Thaler Schulden. Doch nach ihm erreichte Hirschbergs Handel seinen höchsten Aufschwung; der bis 1807 diese Stadt zu einer der wohlhabendsten und stolzesten Handelsstädte der Provinz machte; allein diesen Wohlstand hat das leidige Continentsystem, zu dem Preußen durch das Unglück der Jahre 1806 u. 7 gezwungen wurde, so schnell und gänzlich vernichtet, daß der Hirschberger Handel jetzt kaum noch den zehnten Theil seines vorherigen Umfanges genießt. (J. G. Knie.)

HIRSCHBERG (Geneal.), 1) ein im Anfang des 13ten Jahrh. schon ausgestorbenes gräfliches Geschlecht in Franken, das zur Errichtung des Bisthums Eichstede einen Theil seiner Besitzungen hingab, und bei seinem Erlöschen Alles, was es hatte, dem nämlichen Bisthume vermachte. Man hält den Grafen Schweigken, den Sohn des Grafen Bruno, einen treuen Bundesgenossen des Herzogs Utilo von Baiern gegen König Pipin, welcher mit Einwilligung dieses Herzogs als seines Landesherrn, einen Theil seiner Güter zur Stiftung von Eichstede im J. 740 kergab, für den Stammvater des Hauses. Der Graf Ernst v. H., einer der Anführer unter Kaiser Heinrich gegen die Hunnen im J. 933, welcher das Schloß Hirschberg besaß, gilt für einen Nachkommen des Obengenannten. Seine Söhne, Gebhard und Heinrich Grafen v. H. kommen in einer eichstedtschen Urkunde vom J. 949 vor. Hertwig war ein Begleiter des Kaisers Heinrich III. in dem böhmischen Krieg 1042. Otto, einer der Mitstifter des Benediktinerklosters St. Peter auf dem Castellberg in der Oberpfalz starb 1099. Ernst II., ein Neffe von Otto, stiftete das Kloster Blanksteden 1124, worüber er und seine Nachkommen sich die Schutzvogtei vorbehielten; sein Bruder Gebhard I. war Bischof zu Eichstede, (1142). Die Söhne von Ernst werden Gebhard III. und Konrad und Hartwich genannt. Gebhard III., der auch nach einer Urkunde von Kaiser Heinrich IV. über Salzburg 1193 als Zeuge vorkommt, war ein tapftrer Ritter, der unter den Turniergenossen zu Nürnberg 1197 erwähnt wird, und auf dem Turnier zu



Borms 1209 sich ausgezeichnet hatte; Konrad löste die früher verlehnte Schutzvogtei über das Kloster Prül 1200 wieder ein, und Hartwich wurde zum Bischof von Eichstedt 1195 gewählt. In der Mitte des 13ten Jahrh. war die Blütezeit des Hauses. Graf Gebhard IV. wurde durch seine Verheirathungen mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Albrechts von Tirol und mit Sophie, der Tochter des Herzogs Otto von Baiern, ein mächtiger und angesehenes Herr. Er erhielt mit seiner ersten Gemahlinn einen Theil von Tirol, welchen aber sein Sohn Gebhard V. an den Grafen Mainhard von Görz um 4000 Mark Silber im J. 1284 verkaufte. Gebhard und sein Bruder Johann stifteten mit ihrer Mutter Sophia das Dominikanerkloster zu Eichstedt 1280, in welchem sie auch alle drei begraben liegen. Gebhard, der nur allein und zwar mit Sophie, Gräfinn von Dittingen, verheirathet war, aber in einer kinderlosen Ehe lebte, schenkte die Schlösser Hirschberg und Sulzbach nebst Zubehör der Kirche von Eichstedt 1291. Da er der Letzte seines Geschlechtes war, veräußerte er einen großen Theil seiner Besitzungen an Eichstedt und andere geistliche Stifter und schenkte dem teutschen Orden seine Rechte auf das Dorf Wensbauer. Das Schloß Sandsee verkaufte er nebst mehreren andern Gütern und Vogteien dem Hochstift Eichstedt; nachdem die bairnischen Herzoge, als Lehns Herren, ihre Einwilligung dazu gegeben hatten 1302. Als endlich der Graf Gebhard gestorben war (1305), setzte sich Eichstedt, laut Testament, in den Besitz der übrigen Güter, obgleich mit Widerspruch der bairnischen Herzoge, als Lehns Herren, deren Einwilligung zu der Schenkung nicht eingeholt war. Der Kaiser Heinrich VII. vermittelte endlich die Einwilligung, Eichstedt blieb im Besitz, und der Kaiser bestätigte 1309 die Schenkung; die so genannte Rechtspflege aber, die Ruprechtsberge, aus 6 Dörfern bestehend, fiel an Kaiser und Reich heim. Die Reichsstadt Weissenberg wurde später damit begnadigt, wovon sie endlich Eichstedt 1680 erkaufte, wonach es denn die ganze Grafschaft besaß. Da auch der Graf Berthold von Lechsgemünd und Greisbach, an welchen Graf Gebhards Schwester Elisabeth sich verheirathet hatte, der Letzte seines Stammes war, so verzichteten beide auf die Erbschaft ihres Bruders und Schwagers, ja Berthold soll ebenfalls seine ansehnlichen Besitzungen der Kirche zu Eichstedt zu vermachen beabsichtigt haben, aber durch seinen zu Pisa erfolgten schnellen Tod (an der Pest 1327) daran verhindert worden seyn.

Das in der Oberpfalz bis jetzt noch blühende theils gräfliche theils freiherrliche Geschlecht gleiches Namens, ist nicht mit dem erwähnten zu verwechseln; früher wurde es auch Herdenberg genannt. Das Wappen der erloschenen war: im silbernen Felde ein mit den Vorderläufen in die Höhe springender Hirsch, der mit den Hinterläufen auf einem dreifachen grünen Hügel ruht; auf dem Helm ein einfaches aufrecht stehendes Hirschgeweih \*).

2) Ein altes, sehr reiches und angesehenes, schon im 12ten Jahrh. in Franken blühendes Geschlecht, welches den Marktleden Hirschberg an der Saale, nebst einer beträchtlichen Anzahl von Dörfern und Gütern besaß, solche aber nach und nach verkaufte, z. B. Hirschberg an die von Beulwitz, von denen es 1655 an die Grafen von Reuß kam. Die fränkische Linie erlosch in der Mitte des 18ten Jahrh., aber die in der Oberpfalz zu Ebnath und Schwarzenreuth, welche Brud, Am Thurn und Weyher daselbst besitzen, existirt noch, und wurde 1790 und 1792 vom Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbalern in den Grafenstand erhoben. Noch im 12ten Jahrh. schenkten die Hirschberge das Schloß Rudolphstein, am Fichtelgebirge, jetzt eine Ruine, dem Kloster Waldsassen. Im J. 1346 wurde in der Stadt Hirschberg auf dem Stammhause eine Zusammenkunft über die Angelegenheiten des Hauses gehalten; damals war es in 6 Linien, mit 18 männlichen Mitgliedern, getheilt. Hans IV., welcher 2 Höfe in benannten Dörfern dem Hospital zu Hof schenkte (1364), und sein Bruder Arnold V., Söhne von Konrad v. H., stifteten die Linie zu Weissenstadt 1360. Die Brüder verkauften das Schloß und Städtchen Berned am weißen Main, an den Markgrafen von Brandenburg-Culmbach 1360. Hans XI., Ritter v. H., hat sich durch seine vielen Kriegszüge hervor gethan, worunter der mit Kaiser Mar I. gegen den Herzog von Burgund zu Reuß 1474, der vorzüglichste war. Er zeichnete sich noch in den lezt gehaltenen Turnieren zu Würzburg 1479, zu Ansbach 1485 und zu Bamberg 1486 vortheilhaft aus. Sein Sohn Götz v. H. war baireuth'scher Amtmann 1545; mit dessen Söhnen Martin, Silvester und Hans Ernst starb diese Linie aus. Arnold VI. v. H. verkaufte am Fichtelgebirge dem Markgrafen von Baireuth 1360 die Dörfer Pernstengel, Schamalsberg, Mangoldsgrün und Mehlsreuth. Einer seiner Söhne, Hans v. H., war Domherr zu Bamberg 1370; Arnold V. v. H. war Pfleger der teutschen Ordensballei in Franken und Romthur zu Elingen 1426; und Nikolaus v. H., Ritter zu Hohensfeld, war Mitglied des brandenburgischen Schwanenordens 1443. Walter, Ritter v. H., war Hofmeister bei dem Markgrafen von Brandenburg 1448, und von seinen Söhnen war Lorenz Domherr zu Würzburg und Bamberg 1466, und Hans VII. und Heinz v. H. pflanzten ihren Stamm weiter zu Schwarzenbach fort, der mit Andreas v. H. 1448 wieder erlosch. Michael v. H. wird 1466 als kurbrandenburgischer heimlicher Rath erwähnt. Arnold VIII. v. H. zu Grünstein turnirte 1486 zu Bamberg. Nikolaus II. v. H. war Stifter der Linie zu Förbau 1472, welche mit den Brüdern Hans Eitel und Christoph noch 1548 blühte. Levin v. H. zu Höflich bei Eger, wurde wegen antikatolischer Grundsätze und deren Verbreitung gefangen gesetzt 1462, bis an seinen Tod. Christoph I. v. H., Mitglied der Baireuth-

\*) Falkenstein Nordg. Alterthüm. I. 1. S. 9. 10. Hund

balern. Stamm. I. S. 90. Eucd Grafensaal. S. 209. Tabler hist. palat. S. 400. Munster cosmogr. V. S. 414.



gesellschaft, besuchte 1485 das Turnier zu Ansbach. Agnes v. H. wurde Abtissin des St. Klaraklosters in Hof 1502, dessen letzte Abtissin Amalie v. H. auch aus diesem Geschlecht war, 1564. Ludwig v. H. lebte zu Ende des 15ten Jahrh. und war Stifter der fränkischen Linie zu Ebnath; mit seiner Frau Anna von Aufseeß erzeugte er Georg v. H., brandenburg-kulmbachischen Rath und Amtmann zu Streiberg, der mit Elisabeth Pfreumdner das Rittergut Bruch erheiratete, welches die gräfliche Linie noch besitzt. Mit den Söhnen von Wolf Adam v. H., dem kurpfälzischen Rath und Pfleger zu Wetterfeld und Cham, nämlich Hans Sigismund und Adam v. H., theilte sich das Geschlecht in zwei Linien. Hans Sigismunds Nachkommen erwarben sich theils durch Heirath, theils durch Kauf ansehnliche Besitzungen, als Wirßberg, Roth, Hampelshof, Gersenu, und Absängermühl, wovon aber der letzte dieser Linie: Karl Bernhard v. H., brandenburg-kulmbachischer Major, nichts mehr als die Mühle besaß. Georg Peter v. H. aus dieser Linie ließ sich 1619 in Niederösterreich nieder, woselbst er Güter erwarb und in den Ritterstand aufgenommen wurde; schon am Ende dieses Jahrh. erlosch auch diese Nebenlinie. Adam v. H., Stifter der Linie zu Schwarzenreuth, ist Stammvater der schon erwähnten gräflichen Linie. Das Wappen: im silbernen Felde ein rechts springender rother Hirsch, und auf dem gekrönten Helm ein roth und silbernes Hirschgeweih \*\*).

(Albert Frhr. v. Boyneburg - Lengsfeld.)

**HIRSCHBERGER BACH**, Gränzbach zwischen dem Landgericht Bregenz in Tirol und dem bairnischen Landgericht Weiler. Er entspringt hinter dem Pfender ob Bregenz, läuft Anfangs nord, dann ostwärts, und fällt bei Scheffau in die Rothach. (Kunig)

Hirschberger Bäder, s. Warmbrunn.

**HIRSCHBERGER KREIS**, ein Theil des königl. preuß. Regierungsbezirktes Liegnitz, und des Fürstentums Jauer der Provinz Schlesien. Bis 1817 gehörte der Schönauer Kreis noch zu dem Umfange desselben; jetzt gränzt der Hirschberger im N. und NW. an den Löwenberger, im SW. und S. an Böhmen, im SO. und O. an den Landeshuter, im NO. und N. an den Schönauer Kreis. Sein Flächenraum beträgt 11<sup>00</sup> geographische QM. Das hohe Riesengebirge erhebt sich an der Südgränze gegen Böhmen, und der Kreis ist ein liebliches Thal an dessen Fuße. Der Bober aus dem Landeshuter Kreis kommend durchströmt dasselbe, und nimmt in seinen Fluren die Lomnitz, den Zacken und die Kemnitz auf, welche sämmtlich von dem Hochgebirge hernieder rauschen. Die anziehendsten höhern und niedern Bergpartien, die Schauer der Schneegruben, die Wasserfälle des kleinen Zacken, der Kochel und der Lomnitz, und die Ruinen vieler Burgen, wie des Rynast, der Falkensteine u. s. w., erhöhen die Reize der schönen

Landschaft, deren fröhliche und treuherzige Bewohner in zahlreichen freundlichen Dörfern und den beiden Städten Hirschberg und Schmiedeberg, und dem einer Stadt ähnlichen Badeorte Warmbrunn, den Boden eben so fleißig und sorgsam bebauen, als ihre Hände die feinsten Linnen und Schleier bereiten. Auch Fabriken anderer Art trifft man im Kreise, so die Glashütte zu Hoffnungsthal, das Vitriolwerk zu Schreiberhau, dem weitläufigsten Dorfe des Königreichs, und fleißige Holzschneider und Kräutersammler (Laboranten) in den höhern Dörfern des Gebirges. Die Städte zählten l. J. 1828: 8672 evangelische, 1479 katholische und 84 jüdische Bewohner; das Land: 86,823 Evangelische, 3332 Katholiken und 1 Israeliten; und somit der ganze Kreis 50,391 Eelen. (J. G. Knie.)

Hirschbezoar, s. unter Hirsch, vergl. die Art. Bezoar, Concremente u. Haarballen.

**HIRSCHBIRLE**, auch Quittenmispel, Zwergmispel, Glöbhirke, Wildküttenbeere u. genannt. Über das Botan. s. Mespilus Coloneaster Linn. Die Steinfrucht derselben ist rundlich, oben abgeplattet und so stark genabelt, daß die 2 — 5 Steine darin fast zu sehen sind; sie wird in der Reife roth, mehlig und dürftig genießbar. Nutzen hat nur das feste und zähe Holz zu kleinen Holzarbeiten; die Reiser geben höchst dauerhafte Besen. (Benicken.)

Hirschbisam (Hirschthänen), s. unter Hirsch.

Hirschbock, 1) s. unter Hirsch, 2) s. Cerambyx u. Lucanus Cervus.

Hirschbremse, s. Oestrus elaph.

**HIRSCHBRUNFT**, heißt sowohl der Begattungstrieb als die Zeit und Art des Begattungaktes selbst beim Hirsche.

Der Edelhirsch tritt zu Anfange Septembers, nach dem Weidmannsausdrucke um Egidii, auf die Brunst, bei schlechtem Wildstand oft auch erst um die Mitte und gegen das Ende des genannten Monats. Die Brunstzeit (d. i. die Dauer des Begattungstriebes) währt 5 — 6 Wochen. Schon zu Ende Augusts treten die Hirsche aus einander und jeder sucht sein Thier oder Wild. Sie wissen ihre früheren Brunstplätze (Brunstplane) genau wieder zu finden, vernehmen bald durch den Wind, wo Thiere vorhanden sind und ziehen mit der Nase auf dem Boden ihnen nach. Bei dem Wilde, dem er zuerst sich zugesellt, bleibt der Edelhirsch gern die ganze Brunst hindurch. Die schlechtern (jüngern) Hirsche, die Spießer und Gabler, die sich bei dem Wilde im Trupp oder Rudel bisher gehalten, werden von den Kapitalhirschen bald abgejagt, und müssen den Platz räumen, den diese (Platzhirsche) einnehmen und gegen einander wie gegen jene zu behaupten suchen. Deshalb müssen dieselben von fern herum ziehen und die alten allein ihre Lust und Wohlthät genießen lassen; es sei denn, daß ein junger sich eine Geuß raube, oder der Platzhirsch entkräftet wäre und seinem jüngern Nebenbuhler, bei dem sich ohnehin die Brunst etwa 14 Tage später einstellte, freiwillig den Brunstplan räume. Finden sich mehrere gute Hirsche bei einem Rudel Wild

\*\*\*) Wiedermanns Geschlechtsregister des vogtländ. Melk. Tab. CCX. Eiferserts Geneal. Tab. Lang Adelsb. des K. Baiern.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



träffel; über das Botanische s. *Lycoperdon cervinum*. Er wurde sonst wegen seiner reizenden und treibenden Kraft als Arzneimittel beim Vieh gebraucht. 100 Pfd. kosten 12 Gulden, im Kleinen das Pfund 12 Kreuzer.

2) *H.* oder *Sichtschwamm* u. s., soll medizinische Kräfte besitzen, und wird zu mancherlei abergläubischen Dingen gemißbraucht. *S. Phallus impudicus.*

(Fr. Thon.)

Hirschbühl, s. unter *Lofer*.

Hirschbüsche, s. *Bürschen*.

Hirschdascille, s. *Dascillus*.

**HIRSCHDORN**, auch *Kreuzborn*, *Blasenborn*, *Schleßbeere*, *Singrün*, *Rheinbeere* u. genannt; über das Botan. s. *Rhamnus catharticus* Linn. Die Steinfrucht ist unreif grün, reif (September) schwarz, rund, eingedrückt mit feinem, vertieftem Nabel, voll grasgrünen bitteren Saftes, und hat vier, edig-ovale braune Steine. Standort: Hecken und Feldbölder in Thon, Letten und Kalk mit untermischter Dammerde auf feuchtem, mindestens frischem Grunde. Die Fortpflanzung geschieht durch Ableger, Stecklinge und Ansat in frischem Boden, auch mittels Forttragen der Waldvögel. Der Same liegt ein Jahr, des Strauches Wachstum ist langsam. Brauchbar ist das Holz zu kleinem Nutz- und Werkholze, besonders das Kernholz und die Wurzelmasse für Drechsler und Schreiner. Rinde und Früchte geben Färbematerial in grün und gelb (frisch) und braun (gedörrt); letztere sind officinell. In Frankreich verfertigt man von ihnen das Blasengrün (*Verd de vessie*). Der Forstmann duldet den Hirschdorn gern im Unterholze, benutzt ihn auch zu dauerhaften Waldbecken. (Benicken.)

Hirschducaten, s. *Ducaten*.

**HIRSCHE** (vier) auf der *Esche* *Ygdrasil*, bezeichnen die Winde, wenn *Ygdrasil*, wie man gewöhnlich annimmt<sup>1)</sup>, die Vorstellung der Welt im Kleinen ist; ist diese Bild des menschlichen Lebens in seinem Bestande<sup>2)</sup>, so sollen sie Geisteskrankheiten anzeigen. Es liegt auch in ihnen, wie in allen nordischen Götternamen etwas Entscheidendes. Ihre Namen nennt *Grimnis-Mal*<sup>3)</sup>: *Dainn*, *Dualin*, *Duneyr* und *Durathror*. Sie rennen umher in der *Esche* Zweigen und beißen die Knospen ab. Die ersten beiden Namen führen auch 2 Zwerge, welche die Weltenden bezeichnen. *Dainn*, der Schwindelerregende, *Dualin* der Einschläfernde, *Duneyr*, *fremtúi* (*tempeatati*) *adnuetus*<sup>4)</sup>, der Scheußfröhliche, Geräuschliebende, *Durathror*, *fores frangendo validus*, der Thürstarke, weil er sie bricht. Die 2 ersten sollen sanft wehende, Schlaf erzeugende, die 2 letzten daher stürmende Winde andeuten. Nach *Mone* sind die Hirsche der Gegensatz der Schlangen, welche die Rinde des Baumes benagen. Die Hirsche zerfressen die *Esche* von oben, *Nidhaggr* zerbeißt sie unten. Der

Hirsch, ein Bild des Unfläters, ein Bild des Geistes, der keine Selbstständigkeit und Festigkeit hat; Flüchtigkeit, Furcht, Wachsamkeit und u. s. w. sind Eigenschaften des Hirsches. Dieß wendet *Mone* auf den Geist des Menschen an: „Viel sind der bösen Anlagen im Menschen, viele der Schlangen unter *Ygdrasil*, die an der Lebenswurzel nagen und deren Namen wahrscheinlich Wortbilder für Sünden und Laster sind. Die Hirsche und ihre Namen<sup>5)</sup> geben zu diesen Schlangen den Gegensatz; denn der Geist hat seine Krankheiten, wie der Leib, nämlich: Dummheit und Raserei, Erschrockenheit und Unruhe, Beides sind Gegensätze, die den Geist zerrütten, daher fressen die Hirsche das grüne Laub, die gesunden Gedanken.“ (Schincke.)

Hirscheber, s. *Sus Babirusa*.

Hirschogras, s. *Scirpus sylvaticus*.

Hirscheid, s. *Hirschaid*.

**HIRSCHEL** (*Leo Elias*), am 8. Oktober 1741 zu Berlin von jüdischen Eltern geboren, erhielt seine Bildung in dem dortigen Joachimsthaler Gymnasium, dann zu Harderwyl, Berlin und Halle, promovirte 1763 an letztem Orte, lebte als geachteter praktischer Arzt in seiner Vaterstadt und starb im December 1772. Außer Aufsätzen in den Berliner Mannichfaltigkeiten, Berliner Magaz. und Berlin. Sammlungen und der *Diss. de morbis melancholicomaniacis* (Hal. 1763. 4.) schrieb er Betrachtungen über den innerlichen Gebrauch des *Mercurii sublimati corrosivi* (Berl. 1763. vermehrt 1765. 8.); Beiträge zu den Betrachtungen (das. 1767. 8.); Briefe über verschiedene Gegenstände aus dem Reiche der Arzneiwissenschaft (3 Tble. Das. 1768 — 71. 8.); Gedanken üb. d. Heilungsart der hinfällenden Sucht (das. 1767. vermehrt 1770. 8.); Gedanken von der Starrsucht oder *Catalepsis* (das. 1769. 8.); Abhandl. von d. Vorbauungs- und Vorbereitungsmitteln bei den Pocken (das. 1770. 8.); vermischte Beobachtungen und Gedanken (das. 1772. 8.) und medicinische Nebenstunden (das. 1772. 8.)<sup>6)</sup>. (R.)

Hirschende, s. *Hirsch*, *Hirschgeweih* u. Ansprechen (1ste Sect. IV, 235 ff.).

**HIRSCHENHOF**, eine Krondomäne im Kirchspiel Linden, im wendenschen Kreise der Statthaltertschaft Riga (Liesland), mit einer deutschen Kolonie von 400 Personen. Die vorher hier befindlichen lettischen Kronbauern wurden bei der Anlegung der Kolonie im J. 1786 auf andere Kronlöhner versetzt, so daß etwa nur 10 — 12 Ahtler zurück blieben. Ein von der Krone als Aufseher über die Kolonie gesetzter und besoldeter Kapitän

5) Dem Glossar. der Edda zu Folge soll die *Dualin* der Begriff des Irren, Schläfrigen, Blödsinnigen, also des Wahnsinns überhaupt; in *Dainn* der Begriff dessen, dem es ins Ohr donnert, dem beständig das Ohr klingt, also des Schreckens und der Furcht; und in *Durathror* der Begriff dessen, was auch dem leichtesten Schummer widersteht, der Unruhe, die immer wacht, liegen. S. 361.

6) *Baldinger* jetztleb. Ärzte. 1e Th. 3e Stk. S. 143. *Abelung's Forts. zu Zöcher's Gelehrtenlex.* 2e Bd. 2021. 22. *Neufel's Lexik. d. versch. deutsch. Schriftst.* 5e Bd. S. 334. 85.

1) *Legis Edda*. Th. 2. S. 176. *Thorlacius* in *Antiq. boreal. Observ. miscell.* III, 54. VII, 184. *Universae naturae emblema.* 2) *Mone* *Gesch. d. Heldentb.* Th. 1. S. 359. 3) *Grimnis-Mal*. 33. 4) *Finn-Magnussen Lexic. Myth.* p. 48.



besorgt die nöthige Ordnung und die Beilegung der etwa vorkommenden Streitigkeiten unter den Kolonisten-Familien. (J. C. Petri.)

**HIRSCHENSCHLAG**, ein im Kreise ob dem Manshartberge des östreich. Landes unter der Enz gelegenes Fabrikdorf mit 1 Glashütte und 1 Potaschensiederei<sup>\*\*</sup>. (R.)

Hirschensprung, s. Karlsbad.

**HIRSCHENSTAND**, ein im Elbogner Kreise des Königreichs Böhmen gelegenes Dorf mit 1 Alaun- und Vitriolsiederei †). (R.)

**HIRSCHFÄHRTE**, heißt der Eindruck, den die Schalen und Ballen beim Auftreten des Hirsches im Boden hinterlassen. Aus ihr erkennt der hirschgerechte Weidmann das Alter, Geschlecht, die Gangarten und Stärke des Hochwildes; durch sie weiß er den Kapitals-hirsch vom andern Wilde im Gange, Trabe, in der Flucht selbst, die alten, hochbeschlagenen oder gelten Thiere von den jagdbaren Hirschen, die jüngern hochbeschlagenen oder gelten Thiere von den geringen Hirschen nicht bloß zu unterscheiden, sondern auch jegliches Stückes Schwere in runder Zahl anzugeben.

Der jagdbare Hirsch, zu dessen Erkenntniß Behuf seiner Fahrung das Unterscheiden der Fährten eigentlich da ist, hat folgende allgemeine Fährtenzeichen. Die Länge seiner Fährte ist  $3\frac{1}{2}$ " , die Breite  $2\frac{1}{2}$ " ; die Schalen sind stumpf (beim Thiere schmal und gespitzt), die Ballen lang, breit, stark, tief und in Herzgestalt eingedrückt; die Hinterfährte steht 2 bis 3" rückwärts der Vorderfährte (das Thier tritt mit den Hinterläufen in die Vorderfährte). Vom geringern Hirsch unterscheidet er sich leicht; denn der Spießler z. B. hat kleine scharfe Spizen an den Schalen, ein hochstehendes und spitzes Geäster (s. den Art.), und erst mit zunehmendem Alter nähern diese Zeichen sich allmählig den Zeichen der Jagdbarkeit.

Die gerechten Fährtenzeichen des eblen Hirsches sind:

1) Der Schrank oder das Schränken. Der Hirsch tritt jederzeit aus einander, so daß die Tritte des rechten und linken Laufs nicht gerade hinter einander stehen. Dieß thut das hochbeschlagene Thier auch bisweilen, doch ohne Fortdauer und selten 2 — 4 Fährten nach einander. Dieß ist der Schrank, ein sehr gerechtes Zeichen, an dem man die Breite und Feiste des Hirsches erkennt. Je breiter nämlich die Fährten aus einander, desto feister und breiter der Hirsch.

2) Der Schritt. Der Hirsch schreitet weiter als das Thier, und zwar schon im Alter von vier Jahren. Wenn er — von der Schalenspitze der Hinterfährte bis an denselben Punkt der Vorderfährte gerechnet —  $2\frac{1}{2}$ " weit schreitet, so ist er als jagdbar (s. den Art.) anzusprechen und kann 10 Enden tragen. Der Schritt ist ein sehr gerechtes Zeichen in jedem Boden.

3) Der Zwang, das Zwängen, ist das Zurückdrängen des Erdreichs durch den festen und ausgreifenden Austritt des kräftigen Hirsches.

4) Der Burgstall, das Grimmen nennt der gerechte Weidmann eine kleine gewölbte Erhabenheit, welche sich längs der Mitte des Trittes ausdehnt und durch das feste Vorwärtsdrücken der Ballen entsteht. Ein gerechtes Zeichen im feuchten Lehm- und Sandboden.

5) Der Beitritt. Ihn macht der Hirsch dadurch, daß er mit dem Hinterlauf etwa  $\frac{1}{2}$  — 1" auswärts neben der Vorderfährte tritt. Nach diesem Zeichen spricht man regelmäßig den Feisthirsch an; seltner und nie fortgesetzt macht auch das hochbeschlagene Thier den Beitritt; was jedoch, da Tragzeit und Feistzeit nicht zusammen treffen, den gerechten Jäger nicht irren kann.

6) Der Kreuztritt erscheint, wenn der Hirsch mit den hintern Schalen so in die vordern tritt, daß durch das kreuzförmige Spalten derselben in jeder drei Ballen sichtbar werden.

7) Das Hinterlassen nennt man das gerade Zurückbleiben der Hinterfährte rückwärts der Vorderfährte. Der Abstand beträgt  $1\frac{1}{2}$  — 2", und ist dieß ein sehr gerechtes Zeichen alter und feister Hirsche.

8) Das Zeichen der 4 Ballen, das Ballenzeichen, findet meist bei schlechten Hirschen Statt, wenn sie übereiten, d. h. mit den hintern Schalen gerade über die vordern treten. Nicht immer indess werden alle 4 Ballen sichtbar.

9) Das Blendes erscheint, wenn der Hirsch so gerade in die Vorderfährte tritt, daß diese etwas länger und breiter wird. Der gerechte Jäger wird bei diesem Zeichen wohl beachten, ob sich in der Fährte 2 oder 4 Tritte darstellen, indem sonst leicht ein schlechter Hirsch als gut und jagdbar angesprochen werden kann.

10) Der Schluß ist vorhanden, wenn der Hirsch den Hinterlauf so genau in die Vorderfüße setzt, daß sie wie ein einfacher Tritt aussieht.

11) Der Würzel ist der kleine Hügel, welcher beim Schluß in gutem Boden mitunter da erscheint, wo die Schalen und Ballen in der Fährte zusammen stoßen.

12) Der Abtritt, ein sehr gerechtes Zeichen, erscheint, wo der Hirsch das Gras oder grüne Getreide durch seinen scharfen Tritt abgeschnitten hat (das Thier quetscht es nur). Will man bei hartem Boden und trockenem Wetter ausmachen, ob eine Fährte frisch sei, so halte man nur die in derselben abgetretenen Halme gegen die Sonne. Sind sie bürre, so ist der Abtritt alt, sind sie grün, so ist er frisch.

13) Das Geäster (s. den Art.) gibt ein sehr gerechtes Zeichen; wenn dessen Eindruck in die Breite gestellt erscheint, ist der Hirsch als jagdbar anzusprechen (beim Thiere ist der Eindruck spitzig und schmal, in die Länge gestellt). Beim Hirsche steht das Geäster — im ruhigen Gange wie auf der Flucht —  $2\frac{1}{2}$  — 3", beim Thiere nur 2" vom Ballen entfernt.

\*\*) Weim. Handb. 1te Abth. 2r Bd. S. 195.

†) a. a. D. S. 364.



14) Der Einschlag heißt das Gras oder grüne Getreide, welches der Hirsch in seinem stets beschlossenen (gezwungenen) Gange beim Ziehen über harten Boden eben so aus den Schalen in die Fährten abseht, als er beim Ziehen über Raine, Wiesen oder Saatselder dasselbe in seinen Schalen sammelt. Ein sehr gerechtes Zeichen.

15) Das Insiegel nennt man die Erdschollen, welche der flüchtig zu Holze ziehende Hirsch bei starkem Regen auf fettem Erdreich in und an den Schalen sammelt und beim Austritt auf Rasen in und an den Fährten fallen läßt. Ein gerechtes Zeichen. Liegen die Erdschollen umgekehrt und vor der Fährte, so heißt es: das hohe Insiegel.

16) Die Lumpyse, ein sehr gerechtes Zeichen, nennt man den von des Hirsches Zwingen und Schwere entstehenden Eindruck der stumpfen Schalen.

17) Der Herztritt ist der herzförmige Eindruck der Fährte des Hirsches in reinem Boden. Beim Thier ist der Eindruck schmal.

18) Das Fädlein heißt der schmale oben gescharfte Erdstreif, welcher beim beschlossenen Gange des Hirsches auf gutem, bindigem Boden sich zwischen den Schalen der Länge nach in die Höhe zieht. Beim Thier bleibt viel Erdreich zwischen den Schalen stehen.

19) Die reine Fährte, ein sehr gerechtes Zeichen, erscheint, wenn — wie bei feuchtem Boden in der Regel geschieht — der Abdruck der Hirschfährte offen stehen bleibt. Beim Thiere fällt sie wieder zu.

20) Der Schloßtritt ist der Tritt, den der Hirsch beim Aufstehen vom Bette mitten in dasselbe thut. (Benicken.)

**HIRSCHFÄNGER** (franz. *Contour de chasse*), das bekannte kurze und gerade Seitengewehr eines Jägers, welches von demselben an der linken Seite, theils wegen seines Nutzens auf der Jagd zum Abfangen der jagdbaren Hirsche und als Waffe, theils als Stuck seiner Uniform und Zierde getragen wird. Er ist  $\frac{1}{2}$  bis 1 Elle lang; die stählerne, gut gehärtete, oft im blauen Grunde mit vergoldeten Figuren gezierte Klinge ist am Handgriffe  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Zolle breit, hat bis über die Hälfte einen starken Rücken und läuft gegen die Spitze zweischneidig zu. Der Griff wird gewöhnlich aus einer starken Hirschhornstange, auch aus einem andern Material gemacht, ist zuweilen mit echtem Drahte umwickelt, und ursprünglich mit einem metallenen Biegel versehen, den die Mode und Galanterie in neuern Zeiten nicht selten mit einer schweren, weniger praktischen Kette von Silber vertauscht hat. Zunächst am Griffe, zwischen diesem und der Klinge, befindet sich am Gefäße, wie bei andern Hau- und Stoßwaffen, das Kreuz mit seinen verschiedenen Theilen. Statt des Stichblattes erhält der Griff eine Muschel, welche meistens die Schale eines Kniefängers oder andern Messers, oft auch noch einer Gabel bedeckt, welche Geräthschaften man aus Bequemlichkeit beizugeben pflegt. Das Gewehr selbst steckt in einer Scheide und wird an einem Gehänge getragen, welches Hirschfängerkuppel heißt und gewöhnlich

aus Leder, für hohe Jagdbediente aber aus Seidenzeug mit Gold- oder Silbersäden durchwirkt, auch künstlich gestickt, verfertigt wird. Für die Jäger oder Scharfschützen beim Militär vertritt der Hirschfänger die Stelle des Bajonnets, und ist so eingerichtet, daß man ihn an der Mündung, zunächst der Mündung, aufstecken kann. Abbildungen vom Hirschfänger findet man in Krünitz's Encyclopädie. Bd. XXIII. Fig. 1356 a und b.

(Fr. Thon.)

Hirschfängergesäß  
Hirschfängerklingen } f. unt. d. vorberg. Art.  
Hirschfängerkuppel }  
Hirschfleiste, Hirschfleistezeit, f. unt. Hirsch.  
**HIRSCHFELD**, 1) f. Hersfeld.

2) Amtsdorf im Amte Wiesenburg des erzgebirgischen Kreises im Königreiche Sachsen, hat 500 Einw. Einige andere Ortschaften gleiches Namens liegen in dem reußischen Amte Gera, im Leipziger Kreise Sachsens u. s. w.

3) auch Hirschfelde, Hirschfeldau, Stadt an der Neiße in dem Görlitzer Hauptkreise der königl. sächs. Oberlausitz, hat 2 Gemeindehäuser, ansehnliche Leinwand- und Baumwollenweberei, Löpferien, Großuhrmacher, 1350 Einw., gehört dem Stadtrathe zu Zittau und ist Vergnügungsort der Bürger von Zittau.

(G. F. Winkler.)

**HIRSCHFELD**, 1) Christian Cajus Lorenz, geb. in dem holsteinischen Dorfe Nüchel, unweit Gutin, den 16. Febr. 1742, verlor schon im Knabenalter seinen Vater, einen Prediger, kam unter die Pflege eines verwandten Geistlichen, und in seinem 14ten Jahre auf die lateinische Schule des Waisenhauses in Halle, von welcher er im 18ten zu den Vorlesungen der dortigen Hochschule überging. Er war zum Theologen bestimmt, seine Neigung zog ihn aber vorzüglich zum Studiren der Philosophie, Aesthetik, Geschichte und der Alterthümer hin. Als er nach einem 3jährigen Cursus in die Heimath zurück kehrte, wurde er Lehrer einer Prinzessin und zweier Prinzen aus dem holstein-gottorpischen Hause, und begleitete 1765 die beiden letztern auf einer Reise, wurde aber 1767 durch eine Kabale gezwungen, sich in Bern von ihnen zu trennen. Zu seiner weitem Ausbildung begab er sich nach Leipzig, und erwarb sich das Nöthige durch literarische Arbeiten und die Theilnahme an einigen Zeitschriften, besonders an den *Acta eruditorum*. Er begab sich 1769 nach Hamburg und von da nach Kiel, wo er 1770 Secretär des neu errichteten akademischen Curatel-Collegiums, und zugleich außerordentlicher, 1773 aber ordentlicher Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften wurde. Den Charakter eines königl. dänischen wirklichen Justizraths erhielt er 1777, und den 20. Febr. 1792 erfolgte sein Tod.

Hirschfeld hat sich um die teutsche Literatur und die Bildung des teutschen Geschmacks anerkannte Verdienste erworben, und wenn er auch nicht zu den Klassikern unserer Nation gezählt werden kann, so behauptet er doch einen ehrenvollen Rang unter denjenigen, die zur



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



2) Samuel Greifenson von H., dessen Geburtsjahr und Geburtsort nicht auszumitteln ist\*), diente im dreißigjährigen Kriege als Musketier und starb ums J. 1669: Wahrscheinlich gereizt durch die Anmaßungen so vieler Scribenten, die in ihren Romanen von Heldenthaten und Haupt- und Staatsaktionen sprachen, ohne im Mindesten zu wissen, wie es im Felde hergeht, schrieb Hirschfeld unter dem Namen Schleifheim von Sulzfort einen Roman nach dem Leben. Er wollte, wie es scheint, darin zeigen, wie es in der Welt wunderbar, aber auch lustig zugehe. Der Held jenes komischen Romans, Melchior Sternfels von Fuchsheim, heißt schon auf dem Titel des Werks „ein seltsamer Bagant“\*\*). Simpliessimus heißt er, als „der, auf keinem Purpur geboren, in einer klugen Einfalt sich stellet, und seine Person auf eine gar seltsame und dabei lustige und unverbrießliche Art aufzuführen weiß.“ Wenige Bücher sind über ein halbes Jahrhundert häufiger gelesen worden, als dieser Roman, wie dieß schon die wiederholten Auflagen, die er erlebte, beweisen. Aber der Inhalt ist auch durchaus ergötlich und belustigend. Von dem damaligen Weltlauf und dem Soldatenleben im 30jährigen Kriege entwirft der Verf. des Simpliessimus ein sehr anschauliches Gemälde. Die Sprache und Schreibart ist leicht und gewandt; in dem Ton und der Darstellung herrschen Naivetät und Treue.

Weit hinter diesem Roman zurück steht der früher herausgegebene Satyrische Pilgram (Leipzig 1667. 2 Theile. 8.). Charakteristisch ist der überflüssige Aufwand von Gelehrsamkeit, mit welchem darin eine Reihe der verschiedenartigsten Gegenstände behandelt, und von ihrer Licht- und Schattenseite aufgefaßt wird. Von dem Teutschen Joseph, einer romanhaften Behandlung des bekannten biblischen Stoffes, und einigen ähnlichen Werken, ertheilt Koch nähere Nachricht\*\*\*).

(Heinr. Döring.)

\*) Wenn man seiner eignen Erzählung in seinem gleich anzuführenden Romane Buch 3. Kap. 3. trauen dürfte, war er 1622 im Speckart geboren. \*\*) Der vollständige Titel des Werks lautet: Der Abenteuerliche Simpliessimus Teutsch das ist die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Baganten Melchior Sternfels von Fuchsheim, wo und welcher Gestalt er nämlich in diese Welt gekommen, was er darin gesehen, gelernt, erfahren und ausgestanden, auch warum er solche wieder freiwillig quittirt. Überaus nützlich und mündlich zu lesen. 1stes bis 6tes Buch. Wimpelgart 1669. 12. N. N. nebst Schluß. Ebenb. 1669. und in spätern Auflagen bis zum J. 1673. Neu bearbeitet Nürnberg 1713, und von Wagenheil. Leipzig 1785. 8. Einen Auszug dieses Romans liefert Reichard in seiner Bibliothek der Romane. Berlin 1778. Bd. 4. S. 25—140, und eine ausführliche Registratur der Ausgaben, Fortsetzungen und Nachahmungen des Simpliessimus enthält Koch's Compendium der teutschen Literaturgeschichte. Bd. 2. S. 255 u. f. Die neueste Ausgabe. besorgte G. F. Wellser unter dem Titel: Schalkheit und Einfalt oder der Simpliessimus des 17ten Jahrhunderts im Gewande des 19ten. Berlin 1822. 2 Bde. 8. \*\*\*) S. Dessen Compendium der teutschen Literaturgeschichte. Bd. 2. S. 255 u. f. Jördens Kritik teutscher Dichter und Prosalisten. Bd. 2. S. 424 u. f. Bd. 6. S. 339. Adstner's vermischte Schriften. Th. 2. S. 421 u. f. Eichhorn's Geschichte der Literatur. Bd. 4.

Hirschfett, s. Hirschtalg.

Hirschfluss, s. Red Deer River.

Hirschflogel, Augustin, s. Hirschvogel.

Hirschgallerte, s. Hirschhorngallerte.

HIRSCHGARN, HIRSCHNETZ, heißen die großen Netze, welche auf der Jagd theils zum Dupliziren, theils zum Fangen der Hirsche gebraucht werden. (R.)

Hirschgefährd, s. Hirschfährte.

Hirschgehörn, s. Hirschgeweih.

HIRSCHGELOS, HIRSCHLOSUNG, heißt der Roth (Gelos) des Hirsches; vgl. Hirschfährte. (R.)

HIRSCHGERECHT heißt ein Jäger, wenn er sowohl das Daseyn des Hirschwildes in einem Reviere durch die Fährte anzuzeigen und jedes Stück nach Alter, Geschlecht, Gang, Stärke u. zu bestimmen, als auch den Leithund meisterlich zu arbeiten und die verschiedenen Hirschjagden anzuordnen und zu machen im Stande ist. (Benicken.)

HIRSCHGEWEIH, das lange-vielästige Hörnerpaar von fester knochenartiger Substanz, welches, der Gattung Hirsch (Cervus) allein eigen, von dem männlichen Geschlechte getragen, jährlich abgeworfen und — bis zum Alter mit stetem Zuwachs an Enden, Länge und Stärke — wiederum neu erzeugt wird. Sowohl die Beschaffenheit als auch die Wechselzeit des Geweihs (Gehörnes) ist bei den mannichfachen Arten der Gattung Hirsch verschieden.

Der gute oder alte Edelhirsch (Kapitalhirsch) wirft sein rundes, dichtes, vielästiges, mit langen, zurückgebogenen Enden versehenes Geweih im Februar und März, der jüngere im April, der Gabler und Spießer oft erst im Mai ab. Es löset dasselbe sich, durch das Hervortreten des Wulstes, von Neuem meist ohne äußern Anstoß ab, gewöhnlich eine Stange nach der andern. Bereits nach den ersten 5 Tagen erhebt sich auf der bleibenden flachen, gefranzten und kurz aus dem Schädel hervor stehenden Erhöhung (dem Rosenstocke) ein weiches, mit rauher Basthaut umgebener Knorpel, der in 14 Tagen eine  $\frac{1}{2}$  Fuß hohe Stange mit dem untersten Ende (Augensprossen) bildet, nach den nächsten 14 Tagen noch einmal so lang ist, ein zweites Ende zeigt und dann so fortwächst, bis nach 10—14 Wochen das ganze Gehörn die bestimmte Gestalt und Größe erreicht hat, jedoch noch weich und vom Wasse umgeben bleibt, während welcher Zeit der Hirsch (Kolbenhirsch), um es nicht zu verlegen, stets im lichten Gehölz und mit niedergebeugtem Kopfe umhertrabt.

Nach vollendetem Wachstume fängt das Verhärten (Verrecken) des Gehörns an; bis Ende Julius sind bei den starken, bis im August bei den geringeren Hirschen die Enden verreckt (d. h. hart und scharf); der Bast fängt an zu vertrocknen, erhält Risse und wird vom Hirsch an starken Stangen oder geringen Bäumen wei-

Abth. 2. S. 1078 u. f. Kr. Horn's Poesie und Beredsamkeit der Teutschen. Bd. 1. S. 284 u. f. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 10. S. 281. Rafmann's literarisches Handwörterbuch der verstorbenen Dichter u. s. w. S. 46 u. 440 u. f.



Der Hohlarten allmählig abgeschlagen und abgerieben (gefeßt). Den abgefeßten Bast genießt der Hirsch. Nach dem Fegen erscheint das Gehörn zuerst weiß, dann gelb, endlich dunkelbraun, ist überall runzelig und gefurcht bis auf die Spitzen, welche glatt sind und vom Wehen an den Bäumen wie vom Bohren in den Boden nach und nach weiß werden. Daß die Vollkommenheit wie das regelmäßige Wecheln des Hirschgeweihs mit der männlichen Zeugungskraft in Verbindung stehe und davon abhänge, ist durch die Erfahrung eben so sehr bestätigt, als der eigentliche Grund der Erscheinung dunkel ist, warum ein kastrierter Hirsch kein Geweih bekommt, oder wenn er gerade eins hat, dasselbe unveränderlich behält, so wie Verletzungen des Zeugungsgliedes (Kurzwildpreß) während der Entwicklung des Geweihs Mißgestaltung desselben hervorbringen.

Anzahl und Gestalt der Enden des Hirschgeweihs wird vom Alter, von der Nahrung, überall wohl von der mehr oder minder thätigen Produktionskraft des Hirsches bedingt. In der Regel setzt das Hirschkalb nach dem ersten Jahre nur zwei Spieße auf (Spießhirsch, Spießler), nach dem zweiten die Augsprossen an (Gabelhirsch, Gabler), nach dem dritten an jeder Stange ein drittes Ende und jährlich so eins oder zwei fort bis zum achten Jahre, nach welchem die Endenzahl unbestimmt bleibt, doch bis dahin gewöhnlich zunimmt, wo der Hirsch zu altern anfängt. Oft werden auch statt des Zuwachses an den Enden die Stangen stärker und knosziger, der Rosenstock kürzer und breiter, der Raum zwischen den Rosen enger, die Kronen breiter und gehöhlter. Ganz alte und junge geringe Hirsche veredeln die Enden in der Krone (Stangenspitze) nicht vollständig: ein Beweis für den Zusammenhang der Leibeskraft mit dem Gehörnerwuchse.

Der Hirsch wird nach seinem Geweih angesprochen, und zwar nach der Endenzahl an beiden Stangen. Sind jedoch an einer Stange weniger Enden als an der andern, so gilt die Doppelzahl der Enden an der am meisten besetzten Stange. So ist z. B. ein Hirsch, der an einer Stange 6, an der andern nur 3—4 Enden hat, als ein Zwölfender, jedoch mit dem Beisatz: ungerader anzusprechen, während bei Gleichheit der Enden an beiden Stangen ihm das Prädikat: gerader zukommt. Hat ein Hirsch an den Stangenspitzen mehrere rings um stehende Enden, so trägt er ein Kronengehörn, stehen diese Enden aber flach neben einander, so ist sein Geweih als Handgehörn anzusprechen. Wenn die Enden sehr krumm, ein-, aus- oder rückwärts gebogen stehen, so wird das Gehörn ein widersinniges genannt. Form und Stellung der Geweihe erben den Stammältern nach. Ein prächtiges Geweih wiegt meist 18—22 Pfund.

Außer den bereits erklärten Theilen des Geweihs bezeichnet des Weidmanns Ansprache noch folgende. Rose: der untere gefranzte Theil der Stange; Perlen: die krausen Knospe an der Rose und Stange; Eisprißel: die Enden zunächst den Augsprossen (s. oben).

Des Damhirsches Gehörn ist eigenthümlich gestaltet, rückwärts gekrümmt; hat außer den Augsprossen und Eisprißeln sehr viele — oft über 30 Enden, die oben, wo beim Edelhirsch die Krone ist, sich hand- oder schaufelförmig ausbreiten (Schaufelhirsch, Schaufeler) und in kleinen Spitzen enden. Je älter und besser der Damhirsch, desto besser veredelt er auch Schaufeln und Enden. Wenn er wirklich Schaufeln aufgesetzt und recht viele Enden daran hat (was nach dem 7ten Jahr eintritt), so wird er als guter, auch wohl als Kapitalschäufeler angesprochen. Nach dem verschiedenen Alter wirft der Damhirsch sein Geweih im Mai oder Junius ab und setzt es demnach von der Mitte Augusts bis gegen Ende Septembers.

Das Gehörn des Elchhirsches weicht in der Stellung der Stangen hauptsächlich dadurch von den andern Hirscharten ab, daß es nicht vom Rosenstock aufwärts, sondern anfänglich wagerecht mit fortwährender Senkung wächst, und dann erst in breiten Schaufeln sich erhebt, die bei Kapitalschäufelern so weit stehen, daß ein Mann bequem dazwischen Platz fände. Die Stangen entstehen aus Kolben mit grauem Bast überzogen, sind — vollständig veredelt und gefeßt — von weit festerer Substanz als bei andern Hirschen, dabei so schwer, daß ein Paar starke Stangen oft 30—40 Pfund wiegen. Die alten Elchhirsche werfen im Januar, mitunter schon im Dezember ab, die geringeren Hirsche 2 Monate später, und die Spießler nach Maßgabe der Einwirkung des Winters im April oder Mai. Das Elchthier trägt kein Gehörn. In etwa 6 Monaten ist das Aufsetzen, Veredeln und Fegen der Elchhirsche völlig abgethan. Je nahrhafter und reichlicher die Nahrung ist, desto schwerer, endenreicher und dunkler sind die Stangen; in seinem ersten Lebensjahre setzt der Elchhirsch nur Spieße auf, die, nachdem sie im August des zweiten Jahres gefeßt worden, stärker, oft 12—14 Zoll lang werden, und oben schon eine breite Gabel bilden. Im fünften Jahre sind die Schaufeln schon stark, von 8—10 Enden und der Hirsch ist völlig erwachsen.

Beim Geweih des Rennhirsches ist zuerst zu bemerken, daß beide Geschlechter ein solches tragen und verschlittene Rennhirsche abwerfen und aufsetzen. Das Geweih ist sonderbar gestaltet und verhältnißmäßig weit größer als bei andern Arten der Gattung. Die Stangen stehen am Rosenstocke dicht zusammen, reichen bis über die Hälfte des Rückens und krümmen sich dann wieder vorwärts. Vom Eisprißel bis zur Krone oder Schaufel ist — etwa inmitten der langen Stange — nur ein kurzes, hinten hinaus stehendes Ende, wie zuweilen bei alten und starken Dammschäufelern. Dicht über dem Rosenstocke tritt der Augsprosse fast wagrecht hervor, ist meist stumpf und kurz, seltner schaufelartig geformt. Einen starken Zoll über diesem steigt in langer Krümmung aufwärts der Eisprißel schaufelförmig empor mit 5 oder noch mehr Enden. Gegen die Krone zu spaltet sich die Stange in 2 lange Enden, deren jedes oben eine Schaufel mit langen runden Spitzen bildet, die zwar nicht so scharf als beim Edelhirsche, doch weit ausgebreiteter als beim Dam-



hirsche sich darstellen. Die gefegten Stangen sind gegen die Stärke der Kolben sehr dünn, von obergelber Farbe und ohne Gruben, Reifen und Perlen. Des Thieres Geweih ist um die Hälfte geringer, auch sind dessen Schaufeln schmaler und die Enden stumpfer. Der Rehbirsch wirft in seiner besten Zeit, d. h. Ende Dezembers und Anfang Januars ab, und setzt sogleich starke, mit dickem Baste zum Schirme wider die Kälte versehene Kolben wieder auf. Ende Julius ist das Geweih verreckt und wird dann binnen 8 Tagen völlig gefegt. Das Thier wirft im Mai oder Junius ab und setzt im Oktober.

Der Rehbirsch (fälschlich von unwissenschaftlichen Jägern Rehbock genannt) setzt, wenn er 6—8 Monate alt ist, sein erstes Gehörn auf, zwei Spieße nämlich, wie der Edelhirsch, doch nach Verhältnis weit dünner und kürzer. Er wirft regelmäßig im November (die ersten Male im Dezember) ab und setzt binnen 3 Monaten vollständig wieder auf. Sein Geweih wächst wie bei der ganzen Gattung Hirsch mit einem rauhen Baste, den er im Februar und März, wenn die Enden vollkommen verreckt sind, an jungen Stämmen weicher Holzarten setzt. In der Regel setzt der Rehbirsch nur 6 Enden auf und trägt ein so genanntes Handgehörn (s. oben beim Edelhirsche); doch findet man auch Rehweweiche mit 8 Enden. Widersinnige Geweihe, mit 3—4 Stangen, zahlreichen und wunderbar gestalteten Enden u. s. w. findet man bei Rehbirschen häufiger, als bei andern Arten der Gattung. (B. nicken.)

Der Nutzen, den diese Geweihe verschaffen, ist mannichfaltig. Die mit Wein, Zucker und einigen gewürzhaften Zusätzen gut bereiteten jungen, noch weichen, röthlichen, gleichsam mit einer Wolle (Bast) überzogenen Gehörne, die man auch Hirschkolben (*Typhus cornuum cervi*) nennt, werden von Manchen delikat gefunden und als ein gutes Stärkungsmittel für entkräftete und alte Personen gerühmt; sonst wurde auch aus den jungen Ansätzen der Geweihe ein destillirtes Wasser bereitet, welches den Namen Hirschkolbenwasser (*Aqua e typhis cornu cervi*) führte, jetzt aber ganz außer Gebrauch gekommen ist. Die ausgewachsenen Geweihe oder Hirschgehörne dienen im Ganzen zu Verzierungen, und in Stücke zerschnitten häufig als Material den Schwertfegern, Messerschmieden und Drechslern zu Hirschfängergriffen, zu Messer- und Gabelhesten, und zu allerlei Drechslerarbeiten. Geraspelt (*Cornu cervi raspatum* s. *Rasura C. C.*) oder zu Spänen abgedreht (*C. c. tornatum*) wird es nicht nur zum Aufklären des Kaffees und anderer Getränke, sondern auch von den Köchen zu nahrhaften Gelees gebraucht (s. den Art. Hirschhorngallerte); man hat sich aber beim Einkaufe wohl vorzusehen, daß es nicht mit geraspelten Ochsenklauen oder anderem Horne verfälscht ist. In den Doffizinen werden aus den Hirschgeweihen viele, zum Theil schätzbare Präparate gemacht. Man zieht nämlich aus seinem Hirschhornpulver (*C. c. praeparatum*) oder aus ganzen Stücken durch kochendes Wasser eine Gallerte (*Gelatina C. c.*) aus, die sehr nahrhaft, aber

widrig schmeckend und schwer verdaulich ist. Wenn die gallertartigen Theile durch die Dämpfe des kochenden Wassers aus den Geweihen heraus gezogen sind, so nennt man die zurück gebliebene Knochenmaterie: philosophisch zubereitetes Hirschhorn (*C. c. philosophicum* seu *sine igne praeparatum*); werden sie aber in Feuer weiß gebrannt: gebranntes oder weißes calcinirtes Hirschhorn (*C. c. ustum*), welches man als ein absorbirendes Mittel gegen die Säure im Magen u. s. w. anwendet. Werden ferner Stücke des so genannten Hirschhornes in einer eisernen oder irdenen Retorte der Destillation im Reverberirfornen unterworfen, so geben sie, bei allmählig erhöhter und endlich bis zum Glühen der Retorte verstärkter Hitze, eine sinkende ammoniakalische Flüssigkeit, die man Hirschhorngeist (s. d. Art.), ein trockenes, mit brandigem Oele verunreinigtes, kohlenstoff. Ammoniak, welches man Hirschhornsalz (s. Kohlen-säure), und ein sinkendes dunkelrottbraunes Öl, welches man Hirschhornöl (s. den Art.) nennt, nebst vielem Kohlenwasserstoff- und kohlenstoffsauren Gas. Die in der Retorte zurück bleibende thierische Kohle (*Caput mortuum*) gibt das bekannte Hirschhornschwarz, welches, wie das Elfenbeinschwarz, von den Malern gebraucht wird; brennt man sie aber bei dem Zugange der Luft weiß, so dient sie, wie das *C. c. ustum*, im feinsten Pulverzustande zum Poliren einiger Metalle, hauptsächlich des Silbers. Wird der Hirschhorngeist mit Bernsteinsäure neutralisirt, so stellt er den bernsteinsäuren Hirschhorngeist oder die bernsteinsäure Stinkammoniumflüssigkeit (*Liquor C. c. succinatus* s. *Liquor ammonii succinici*) dar, welches ein bekanntes kräftiges Arzneimittel ist. Der im Handel vorkommende Hirschhorngeist ist gewöhnlich zehngradig und setzt während der Destillation ein weißes Salz ab, das festes kohlen-säures Ammoniak ist, und unter dem Namen Hirschhornsalz (*Sal C. c. volatile* s. *Ammonium carbonicum pyro-oleosum*) verkauft wird. Es wird ebenfalls zum arzneilichen Gebrauche rektifizirt, und muß ziemlich weiß, nicht mit Öltheilen überladen, trocken, von starkem, flüchtigem, brenzlichem Geruche und stechendem Geschmache seyn, über Kohlenfeuer gänzlich verdampfen und sich im Wasser leicht auflösen. Soll das Hirschhorn zum medizinischen Gebrauche dienen, so muß es reif seyn, d. i. der Hirsch muß es selbst abgeworfen haben; denn dergleichen reifes Gehörn ist viel dichter, schwerer, härter und weißer, als das von erlegten Hirschen, auch enthält es mehr flüchtiges Salz und gibt mehr Spiritus. In Quantitäten werden die Hirschgeweihe aus Dänemark, Ungarn, Tirol u. s. w. nächst dem auch aus Amerika bezogen, und zentnerweise gehandelt. Im J. 1801 kostete zu Nürnberg der Zentner geraspeltes 12—16, gedrehtes 16—20, gebranntes 20—24 fl.; im J. 1803 daselbst geraspeltes 10—16, gedrehtes 28, gebranntes 24—30 fl.; im J. 1805 zu Bremen das Pfd. geraspeltes 1½, gedrehtes 3, weiß gebranntes 3, schwarz gebranntes 4 Gr.; im J. 1825 in Pesth 100 Pfd. Hirschgeweihe 48 fl. Conv. M. und in Hamburg 70—75 Mark Banco; in Nürnberg 100 Pfd. geraspeltes 12—16,



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Gehörnsfragens; auch sind die Beeren Balbodgelung. Das Holz gibt jedoch Nugholz für seine Schnitz- und Drechselarbeiten; Zweige und Blätter enthalten Farbstoff (gelbgrün). (Benicken.)

HIRSCHHOLM, 1) Marktleden am Ende eines Waldes im Amte Frederiksborg des königlich dänischen Stiftes Seeland, mit einem großen königl. Lustschlosse und Garten; etwa 350 Einwohner. 2) Insel, s. Hirschholm\*.) (R.)

HIRSCHHORN, Cornu corvi, enthält, gleich andern hornartigen Substanzen, außer Gallerte *z.*  $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{2}$  phosphorsäuren Kalks, und unterscheidet sich nur dadurch von den Knochen, daß es mehr Knorpelmasse bei sich führt. Im Hirschhorne entdeckte 1769 Hahn zuerst den phosphorsäuren Kalk, nach ihm Scheele. Nouvelle zog aus 1 Pfd. weißgebrannten Hirschhorns 4 Loth 19 Qu. Phosphorsäure, welche 2 Loth 2 Qu. Phosphor gaben. Mehr, nämlich 3—4 Unzen, erhielt aus 1 Pfd. Leonhardt. Nach Wiegand soll es auch gebundenes Ammonium enthalten. Hatchett lieferte es, außer Gallerte, Knorpel und phosphor. Kalk, noch ein wenig kohlen-säuren. Merat Guillot gewann daraus 27 Gallerte, 67,5 phosphor. und 1 kohlenf. Kalks nebst 14,5 Wasser und Verlust. Fourcroy nimmt noch etwas kohlenf. Natron darin an. — So nähert sich denn die Textur des Gehörnes vom Hirschgeschlecht chemisch dem Knochengewebe.

Die ganzen Stücke vom reifen Hirschgeweihe zum arzneilichen u. a. technischen Gebrauche, z. B. für Horn-dreher, müssen rundlich, außen grau oder braunschwarzlich und raub, innen grauweiß, von einer zwischen Horn und Knochen inne stehenden Festigkeit seyn. Das geraspelte, rasura cornu Corvi, muß aus lauter grauschwarzlichen und grauweißlichen Schnitzeln bestehen, und bei der Destillation den eigentlichen Riechstoff des Fleisches (Osmaxom) geben. Mit geraspelten Thierknochen vermengt, zeigt es mehr oder weniger ganz weiße, härtere Knochensplitter, und gibt durch's Kochen weniger Gallerte, aber Fett.

Durch trockene Destillation läßt sich aus Hirschhorn ein ammonialischer Spiritus (s. unten Hirschhorngeist), trocknes Ammonium (s. oben Ammonium und unten Kohlensäure) und ein stinkendes Öl (s. Hirschhornöl) ziehen, durch Kochen aber eine Gallerte (s. Hirschhorn-gallerte), die durch weiteres Eindicken zu einem bindenden Leim wird. — Das weiß gebrannte Hirschhorn (Cornu cervi ustum) benutzte man als weiße Farbe zu weißem Schmelz und Glasporzellan, auch hilft es ein pfirsichblütrothes Email und einen guten Opalsfluß bilden. Zum Schwarzzeichnen wird das Papier damit abgerieben. Zugleich dient es zum Reinigen und Scheuern metallener Gefäße und Waren, zum Klären des Kaffees u. s. w., zur Anfertigung von Kapellen *z.* Arzneilich wirkt es absorbirend oder säuretilgend, daher man es in den Nubren und Koliken von Magensäure benutzte. Es ist für diese Zwecke auch die Grundlage von

Sydenham's Decoctum album, mit Gummi mimosaee und Zucker versetzt. Das schwarz gebrannte Hirschhorn gibt ein nicht so leichtes und feines, auch sich etwas fetter anfühlendes Schwarz, als dergleichen Elfenbein, in Pastell und Öl, so wie zu schwarzem Firniß auf Metalle, zum Schwarzfärben des Siegellacks, zum Lederwiederaufschwärzen. (Th. Schreger.)

HIRSCHHORN (Geogr.), 1) Landrathsbezirk der großherzogl. hessischen Provinz Starkenburg, und zwar in einem Winkel derselben am Neckar mit 2 Städten, 10 Ortschaften, über 4200 Einw. in 586 Häusern\*.) (R.)

2) Städtchen in demselben, zwischen dem rechten Neckarufer und einem steilen Berge gelegen. Letzterer nähert sich hier dem Ufer so, daß das Städtchen von oben herab nur aus einer Straße besteht, sich aber weiter unten, wo das Gebirg mehr zurück weicht, mehr in die Breite ausdehnt. Hier liegt die Vorstadt, in welcher sich der zum Holzflößen benutzte Lax- oder Kerbenbach mit dem forellenreichen und floßbaren Finkenbach vereinigt, und bald darauf den Neckar erreicht. So malerisch schön das Städtchen mit seiner Burg und seinen Thürmen liegt, so wenig entspricht das Innere den Erwartungen. Man zählt 200 Häuser und 1507 Einw. (Katholiken, außer 25 Evangelischen und 58 Juden), die sich hauptsächlich von Viehzucht, Handwerken, Schifferei, Steinbrechen, Holz-, Kohlen- und Lohrindenhandel nähren. Die schön gebaute, auf dem steilen Berge gelegene Burg (Hirschhorn) ist zum Theil verfallen, hat aber auch noch Gebäude aus späterer Zeit, die von den Bezirksbehörden bewohnt werden. Außerdem finden sich 2 Kirchen, 1 Pfarr- und 1 vormalige Klosterkirche, 1 Hospital, 1 Eisenhammer, 3 Mühlen und 1 Apotheke. Das Städtchen ist der Sitz des Landraths, zugleich Receptor, des Landrichters, des Steuerkommissärs und eines Grenz-nebenzollamts II. Klasse. Zu H. gehören noch: eine durch ihre vorzüglichen Steinhauerarbeiten merkwürdige Kapelle, einige Wohnhäuser und 2 Ziegelhütten, die sämtlich auf dem linken Neckarufer liegen, und die Überreste des schon im 15ten Jahrh. verschwundenen Ortes Erschheim (Eressam) sind. Bei dieser Kapelle befindet sich der gewöhnliche Begräbnißplatz und 4 Mal jährlich wird hier Gottesdienst gehalten. Hirschhorn hat 5 Jahrmärkte. — Mit Burg und Stadt hatte Mainz die Familie von Hirschhorn belehnt. Sichere Nachricht gibt die Geschichte zuerst von einem Hans von Hirschhorn von 1232—1307. Ein anderer Hans, zuletzt pfälzischer Hofrichter, war ein berühmter Jurist und starb 1430. Im J. 1391 ertheilte König Wenzel dem Orte Stadtfreiheit, erlaubte Mauern und Thürme, 1404 bewilligte König Ruprecht der Familie v. H., die reich und angesehen war, einen Wochenmarkt für das Städtchen; 1406 wurde von Hans v. H., seiner Gemahlinn und seinen Brüdern das Karmeliterkloster gestiftet; 1409 wurde die Familie vom Herzog Otto, als Vormund des Kurfürsten Ludwig IV., mit dem Truchsessnamt belehnt, in welcher Würde sie sich bis zu ihrem Erlöschen, welches 1632 mit Friedrich v. H. erfolgte,

\*) Weim. Handb. 3 Abth. 1 Bd. S. 79.

\*) Weim. Handb. 1 Abth. 5 Bd. S. 243.



erhielt. Nun fiel Burg und Stadt, als eröffnetes Leben, an Mainz zurück, welches nun durch die Familie v. H. eingeführten Protestantismus, der schon im 30jährigen Kriege durch die Baiern einen harten Stoß erlitten, verdrängte und den katholischen Kultus wieder einführte. Im J. 1803 kam H. an Hessen-Darmstadt; Abbildungen davon finden sich im groß. Hess. Hestkalender vom J. 1816 und in A. L. Grimm's Vorzeit und Gegenwart. (Wagner.)

Hirschhörner, 1) s. Hirschgeweih; 2) Zool., so viel als Schraubenschnecke, s. Trochus; 3) Geogr. s. Königsberg (der).

Hirschhornflechte, s. Lichen Islandic. Linn.

**HIRSCHHORN GALLERTE** (Gulze, Gelée), wird so bereitet: man kocht 3 Unzen fein geraspeltet Hirschhorn mit 36 Unzen Wasser bis auf 24 ein, seigt die Flüssigkeit durch und läßt sie bei gelindem Feuer und unter öfterem Umrühren wieder so lange fortsteden, bis sie beim Erkalten gelatinisirt. Dann setzt man noch 2 Unzen guten Wein,  $\frac{1}{2}$  Unze Zitronensaft und 2 Unzen Zucker zu, und läßt Alles auf flachen Tellern kalt werden. — So erhält man für Schwächlinge, Reconvallescenten etc. eine kräftige, wohlschmeckende Gulze, die indess keine wesentlichen Vorzüge vor jener aus Knochen hat. Beide haben in weniger Masse viele nährnde Theile in sich, bestehen fast aus lauter leicht verdaulichem Nahrungstoff, müssen aber doch sehr behutsam und in kleinen Portionen genossen werden. Gesunde und kräftige Körper können dergleichen entbehren, weil sie dadurch zu stark genährt werden. (Vergl. oben Fleisch und Gallerte.) (Th. Schreger.)

**HIRSCHHORN GEIST**, rectificirter, Liquor ammonii pyro-oleosi (s. oben Ammonium); Spiritus Cornu Cervi rectificatus, muß blaßgelblich von Farbe und ganz klar seyn, rein ammonialisch riechen und so stark ausfallen, daß sich kein flüchtiges Hirschhornsalz mehr darin auflösen läßt. In einem Löffel über Glühkoben verdampft, darf er nichts Gallertartiges zurück lassen. Technisch läßt er sich auf Salmiak benutzen. Der bernsteinsäure Liquor C. C. succinatus, Ligu. ammonii succinici, eine helle, goldfarbene, über Kohlen ganz verdunstende Flüssigkeit von einem starken, belebenden, etwas brenzlichen Geruche und stechend bitterlichem Geschmack. Er darf weder Kochmus röthen, noch Curcuma bräunen, und keine oben auf schwimmende Blüthelein zeigen (s. 1ste Sect. IX. S. 215 ff.). Die verbesserte Bereitungsdart dieses Liquors von A. D. Martius s. in Buchner's Repert. s. d. Pharm. XV. 1, und .. von Brande in Dessen Handb. der Nat. med. und Pharmacie. a. d. F. v. D. Wolff. Leipzig. 1826. 8. — Er ist mit bittern Mitteln oder mit etwas Bittererde ein gutes Mittel gegen Sodbrennen und ersetzt überhaupt das Eau de Lac... e. (Th. Schreger.)

Hirschhorngelée, s. Hirschhorngallerte.

Hirschhornige Ergyne, s. Ergyne cervicornis.

Hirschhornkäfer, s. Lucanus cervus Linn.

Hirschhornkorall, s. Madrepora.

**HIRSCHHORNÖL**, Oleum cervi foetidum s. Ol. animale foetidum etc., ein durch trockne Destillation des Hirschhorns oder anderer Hörner und aller entfetteten Knochen bei heftigem Feuer erhaltene, undurchsichtiges, dickflüssiges, brenzliches Öl von einer rothschwärzlichen oder braunschwarzen Farbe, einem höchst widrigen brandigen Geruch und scharfem bitterlichem Geschmack, in Alkohol ziemlich auflöslich. — Arzneilich hat Horn eine Mischung von 1 Theile Ol. an. foet. und 4 Schwefeläthergeist alle 2—3 Stunden zu 15—30 Tropfen innerlich besonders bei schon eingetretten rheumatischen und gichtischen Beschwerden empfohlen. Sein Gebrauch aber ist mehr äußerlich bei Drüsenverhärtungen, Lymphabscessen, Sichtknoten, Lähmungen etc. Auch leistet es, in den Unterleib eingerieben, bisweilen gute Dienste bei Wurmbeschwerden und hysterischen Krämpfen. — Technisch läßt sich daraus, wie aus allen stickstoffhaltigen animalischen Theilen, durch Destillation ätherisches oder (Dippel's) Thieröl (Thierölbäther), Ol. animale aethereum s. C. C. rectificatum bereiten; das zuerst übergehende ist ganz weiß von Farbe, das folgende aber braunschwarz, dick, äußerst stinkend, blausäurehaltig, und muß mehrmals mit Wasser im Sandbade überdestillirt werden, bis es, wie das erste, ganz wasserhell und farblos ausfällt. Aber auch das weißeste verändert sich in Kurzem an der Luft und muß daher in kleinen luftdicht verschlossenen Quentchen- oder Halblothgläsern sorgfältig aufbewahrt werden. Das echte ist fein, dünnflüssig, flüchtig und brennbar, wie Schwefeläther, specifisch viel leichter als Wasser, sehr durchdringend und äußerst balsamisch von Geruch, scharf bitterlich, hinterdrein kühlend von Geschmack. Es verhält sich ganz wie ein Ätheröl, und besteht aus wenigem Kohlenstoff, vielem Wasserstoff, vielleicht auch Phosphor und Blausäurestoff. Mit Weingeist verfälscht wird es in Wasser milchig, und setzt sich nicht auf der Oberfläche ab; Fettöle sinken darin nieder etc. Lypel bediente sich dieses höchst kräftigen Arzneimittels, das auch schon v. Helmont kannte, besonders in allen intermittirenden Fiebern von nervösem Charakter; Junker, Vater, Berthof u. A. in Krampfübeln, zumal in der Epilepsie, Segnis, Burdach und Horn bei heftigen hysterischen Schmerzen, in Nerven- und Faulfiebern, gegen den Bandwurm, im Tetanus, Trismus, in der Kriebelkrankheit, Bleikolik, in Lähmungen, chronischen Rheumatismen oder eingetretten Rheumatalgien, hier auch Hüglcr, und, gleich Herz, im Weistanze, bei Sichtmetastasen etc., innerlich von 4, 8—40 Tropfen bei rein nervöser Schwäche mit Schwefeläther, Schwefeläthergeist, Kajeput-, Baldrianöl, bei verwickelter muskulöser mit China, Äther, essigf. Eisentinktur etc. Äußerlich dient es als örtlich reizendes und zertheilendes Mittel. Löbenstein-Löbel bewirkte dadurch eine neue Auflösungsmethode des Phosphors (s. Husfeld's Journ. d. pr. Arzneil. 1817. I.). (Th. Schreger.)

Hirschhornsalz (flüchtiges), s. kohlen. Ammonium unter dem Art. Kohlensäure.

Hirschhornschwarz, s. unter Hirschhorn und Hirschgeweih.



Hirschhornstein, s. Wetzschiefer.

Hirschhunde, s. Hund, Jagdhund.

Hirschjagd, s. unter Hirsch und Jagd.

**HIRSCHING** (Friedrich Karl Gottlob), außerordentlicher Professor der Philosophie in Erlangen, ein Sohn des ansbachischen Raths und Oberamtsphysikus zu Uffenheim und Krechlingen, Wilhelm Simon Christian, von dem einige vergessene Schriften gedruckt sind\*), geboren zu Uffenheim den 21. Dezember 1762. Schon im 7ten Jahre verlor er seinen Vater, fand aber an dem Konsistorialpräsidenten Mayer in Baireuth den wohlthätigsten Besörderer seiner Studien, die er zu Neustadt an der Aisch und in Erlangen trieb. Er studirte zwar die Rechte, legte sich aber meistens auf Geschichte, Naturkunde und Ökonomie, erhielt 1788 die Magisterwürde, 1792 ein außerordentliches Lehramt in der philosophischen Fakultät, und starb den 11. März 1800. Er soll viele naturhistorische, besonders botanische und ökonomische Kenntnisse besessen haben; öffentliche Beweise davon hat er aber nicht gegeben, und Vorlesungen hat er zwar angekündigt, aber nie gehalten. Dagegen machte er sich durch viele literarische, artistische, geographische, historische und biographische Kompilationen bekannt, die zwar von einem großen Sammlerfleiß zeugen, insgesammt aber sehr mangelhaft sind, indem er sich gewöhnlich an Unternehmungen wagte, denen er nicht gewachsen war, und ohne Geschmacl und richtige Beurtheilung Alles zusammen trug, was ihm im Wege lag. Selbst sein Stil ist sehr unkorrekt, vernachlässigt und öfters geschmacklos; die Interpunktion fehlerhaft. Bei allen diesen großen Unvollkommenheiten können aber doch zuweilen seine Schriften mit Nutzen zu Rathe gezogen werden, da er manches Brauchbare aus Handschriften oder wenig benutzten Quellen ans Licht zog: Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Deutschlands. Erlang. 1786—1790. 4 Bde. 8. Nachrichten von sehenswürdigen Gemälden und Kupferstichsammlungen, Münzen, Gemmen, Kunst- und Naturalienkabinetten u. nach alphabet. Ordnung der Städte. Erl. 1786—1792. 6 Bde. in 8. Allgemeines Archiv für Länder- und Völkercunde. Leipz. 2 Bde. 1790. 8. Denkwürdigkeiten für die Länder- und Völkercunde. Leipz. 1 Bd. 1792. 8. Historisch-geographisch-topographisches Stiffts- und Klosterlexikon. Ebenb. 1 Bd. 1792. 8. (Die Buchstaben A—D; wurde nicht fortgesetzt.) Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem 18ten Jahrhundert gestorben sind. Eb. 17 Bde. 1794—1815. 8.; nach dem Tode des Verfassers (vom 6ten Bde. an) fortgesetzt von J. H. M. Ernesti\*\*). Aufsätze in Meusels

\*) Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 5r Bd. \*\*) Eine wahre rudis indigestaque moles, und in ihrer Art eine Kompilation im schlechtesten Sinne, häufig ungeprüft und ohne Auswahl aus allerlei Büchern wörtlich abgeschrieben, oft ermüdend wie Läufe und geschmacklos über unbedeutende Personen, während die wichtigsten übergangen werden, ohne Charakteristik, zuweilen komisch widersprechend in demselben Artikel. Wer dieses Urtheil zu hart finden sollte, lese meine Beurtheilung dieses Nachwerks in den Würtemberg. gel. Zeitung. 1795. S. 409—419. Mit der Entke-

lung dieses Buches hat es überdies eine eigene Bewandnis. Bei meinem kurzen Aufenthalte in Erlangen im Sommer 1792 eröffnete ich dem Professor H. unter andern mein Vorhaben, ein histor. biogr. lit. Handwörterbuch aller der. und merkw. Personen, die im 18ten Jahrh. gestorben sind, herauszugeben. Er äußerte dabei eine große Theilnahme, fragte nach Plan, Quellen u. und ließ sich über Alles ausführlich beschreiben. Nach wenigen Monaten erschien zu meinem Erstaunen eine Ankündigung der Dreßschen Buchhandlung in Zürich, in deren Verlag Hirsching sein hist. lit. Handbuch herausgeben würde, ganz nach dem Plan, den ich ihm entwickelt, und wobei ich ihm überdies gesagt hatte, daß ich mich wegen des Verlags an die Dreßsche Buchhandlung wenden würde. Ich bewies dieser Handlung H.'s Unredlichkeit; sie schrieb deshalb an ihn, und da er sich nicht zu rechtfertigen wußte, kündigte sie ihm den Kontrakt auf und schloß einen neuen mit mir, an dessen Vollziehung ich jedoch verhindert wurde. Hirsching hatte sich indessen an die Schwidersche Buchhandlung in Leipzig gewendet, deren Verlagsübernahme ich erst nach Erscheinung des ersten Bandes erfuhr. Man sehe hierüber meine Erklärung im Intelligenzbl. des allg. lit. Zeit. 1794. Sept. Nr. 103. S. 817. \*\*\*) Bodé's ansb. Orb. u. Todten-Alm. 2. Bd. 896. Fickenscher's Gel. Gesch. von Erl. 3. Abth. 73—80. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 5 Bd. Baaders Lex. derst. bayer. Schriftst. 1. Bd. 1. Th.

Kunstjournalen; im Journal von und für Teutschland, Journal von und für Franken, Reichsanzeiger, allgem. lit. Anzeiger u. a. D. Beiträge zu den Senkenbergischen Supplementen von Lipens biblioth. realis juridica, die über 100 enggeschriebene Bogen ausmachten\*). (Baur.)

Hirschkäfer, Hirschhornkäfer, s. Lucanus cervus Linn.

Hirschkalb, s. unter Hirsch und Ausproben (1. Sect. IV. Bd. S. 285.).

Hirschkamel, s. Auchenia und Camelus.

**HIRSCHKASTEN**, sind schmale und niedrige, von Brettern gefertigte, mit eisernen Winkeln und Bändern wohl besagene, ungefähr 4 Ellen lange und 3 Ellen hohe, unten 1 Elle weite Kästen, in welchen Hirsche lebendig fortgebracht werden. Bei Jagdaufzügen pflegen sie nach Größe des Geweihs oben weiter, auch höher zu seyn, als bei gewöhnlichem Transport lebendiger Hirsche.

(R.)

Hirschkatze (Felis lynx), s. Lupus corvaria (Klein).

Hirschklammer, s. Lucanus cervus.

Hirschkleo, s. Eupatorium cannabinum.

Hirschklänge, s. Hirschfänger und Klinge.

**HIRSCHKOGEL**, Hirschkopf, Spitze der salzburger Alpen von 6984 Fuß Höhe. (R.)

Hirschkohl, s. Pulmonaria officinalis.

**HIRSCHKOLBEN**, heißt das neu aufgesetzte Gehörn des Hirsches, so lange es noch weich ist und den häutigen Überzug hat, der nach dem Veredeln (Hartwerden) Risse bekommt und in Baststreifen abgesetzt wird. Die zarten Hirschkolben geben — auf mancherlei Art bereitet — ein Ledergericht für Feinzünger (s. darüber unter Hirschgeweih).

(Bencken.)

Hirschkolbenbaum, s. Rhus coriaria und typhin.

**HIRSCHKOLBEN-SUMACH**, auch virginischer Sumach, Hirschkolbenbaum, Hirschhornbaum, Essigbaum u. s. w. genannt; über das Botanische s. Rhus typhinum Linn. Der Name ist durch die Beschaffenheit der Rinde veranlaßt, welche graubraun und starkkräftig an

lung dieses Buches hat es überdies eine eigene Bewandnis. Bei meinem kurzen Aufenthalte in Erlangen im Sommer 1792 eröffnete ich dem Professor H. unter andern mein Vorhaben, ein histor. biogr. lit. Handwörterbuch aller der. und merkw. Personen, die im 18ten Jahrh. gestorben sind, herauszugeben. Er äußerte dabei eine große Theilnahme, fragte nach Plan, Quellen u. und ließ sich über Alles ausführlich beschreiben. Nach wenigen Monaten erschien zu meinem Erstaunen eine Ankündigung der Dreßschen Buchhandlung in Zürich, in deren Verlag Hirsching sein hist. lit. Handbuch herausgeben würde, ganz nach dem Plan, den ich ihm entwickelt, und wobei ich ihm überdies gesagt hatte, daß ich mich wegen des Verlags an die Dreßsche Buchhandlung wenden würde. Ich bewies dieser Handlung H.'s Unredlichkeit; sie schrieb deshalb an ihn, und da er sich nicht zu rechtfertigen wußte, kündigte sie ihm den Kontrakt auf und schloß einen neuen mit mir, an dessen Vollziehung ich jedoch verhindert wurde. Hirsching hatte sich indessen an die Schwidersche Buchhandlung in Leipzig gewendet, deren Verlagsübernahme ich erst nach Erscheinung des ersten Bandes erfuhr. Man sehe hierüber meine Erklärung im Intelligenzbl. des allg. lit. Zeit. 1794. Sept. Nr. 103. S. 817. \*\*\*) Bodé's ansb. Orb. u. Todten-Alm. 2. Bd. 896. Fickenscher's Gel. Gesch. von Erl. 3. Abth. 73—80. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 5 Bd. Baaders Lex. derst. bayer. Schriftst. 1. Bd. 1. Th.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



cervinum), die weiße, feste, fast geruchlose und mild schmeckende Talgart, welche man erhält, wenn man die im Unterleibe, besonders im Gekröse und um die Nieren des Hirsches vorfindlichen Fettmassen klein schneidet, auswäscht, bei gelinder Wärme in einem irdenen Gefäße zerfließen läßt und durchsiebet. Man bedient sich desselben, wie der übrigen Talgarten, zur Bereitung von Lichtern und Seifen, so wie von steiferen Salben und Pflastern, oder man läßt es auch für sich allein einreiben, wenn hauptsächlich nur auf die Oberfläche der Haut, wie namentlich bei Excoriationen und Schrunden, gewirkt werden soll, indem es nicht so stark in die Tiefe geschmeidigend einwirkt. Seine Kräfte sind keine andern, als die der fettigen Mittel überhaupt und ist man in neuerer Zeit von der früheren Überschätzung dieses Präparats zurück gekommen. Sonst rühmte man den Hirschtalg als ein zertheilendes, den Nerven dienliches, erweichendes, sehr schmerzstillendes Mittel, besonders bei Podagra und Zahnschmerz, wo es, nach Hoffmann's Versicherung, die Würmer aus den Zähnen vertreibt. Hippocrates empfiehlt das Hirschfett gegen Geschwüre der Gebärmutter und gegen das Stocken des Lochienflusses, und Reser glaubte in schweren Krankheiten eine günstige Prognose stellen zu dürfen, wenn ein Tropfen Hirschtalg in den Urin des Kranken gebracht darin nicht zu Boden fiel. Vergl. auch die Art. Fett und Hirsch.

(Wiegand.)

**HIRSCHTHAL**, ehemaliges Nonnenkloster des Dominikaner-Ordens an der Bregenzer-Ach bei Kennelbach in Tirol. Brannte im J. 1796 ab und wurde nach Thalbach zu Bregenz verlegt.

(Rumy.)

Hirschthier, 1) s. unter dem Art. Hirsch, Ansprechen (1ste Sect. IV. S. 235.); 2) s. Antilope bubalis.

Hirschthiere, s. Hirschartige Thiere und Cervus (1ste Sect. XXII. Bd. unter den Nachträgen).

Hirschthräne, s. unter Hirsch.

Hirschtrüffel, s. Hirschbrunst und Lycoperdon cervinum.

Hirschvogel; s. Loxia chloris.

**HIRSCHVOGEL, HIRSCHFOGEL\***, 1) Augustin, ein sehr geschickter Emaillemaler und Kupferstecher zu Nürnberg gegen die Mitte des 16ten Jahrh., da wenigstens der größte Theil seiner Blätter mit den Jahren 1543 und 1550 bezeichnet ist; aus einigen seiner Arbeiten erhellt, daß er später in Wien wohnte. Nach Fueßli ist er gegen 1506 geboren und im J. 1560 gestorben. Ein Blatt (Bartsch Peintre Grav. No. 24.), eine Bärenjagd, enthält die Jahrzahl 1569, obwohl die 6 eine Un deutlichkeit verräth und es Abdrücke mit 1545 geben

soll\*). (Fueßli spricht von einem Blatt mit Hirschen und Rehen.) Er war der Sohn Veit Hirschvogel's, eines berühmten Glasmalers zu Nürnberg, und erlernte diese Kunst bei seinem Vater. In seinen historischen Compositionen spricht sich durchaus Reichthum der Ideen aus; weniger glücklich ist er jedoch in der Zeichnung gewesen. Denn obgleich eine große feine Bewegung darin herrscht, so gränzt sie doch an die schon gegen die Mitte des 15ten Jahrh. ausgeartete Manier. Außer seiner Emaillemalerei machte er sich besonders durch seine Radirungen oder geätzten Kupferblätter einen bedeutenden Namen für die Kupferstichsammler, und es ist deren eine große Zahl (nach Bartsch Peintre Graveur Vol. IX, 255 Blatt) vorhanden. Ross\*\*\*) hat sehr Unrecht, wenn er sagt: „seine Arbeiten sind nicht zahlreich;“ denn außer den im Peintre Graveur angezeigten Blättern gibt es noch einige jenem unbekannt in der königl. Sammlung zu Dresden, worunter als höchst selten eine stehende Judith mit dem Haupt des Holofernes ist, die Heineken irriger Weise dem Georg Vasari zuerthnet. Die Nadel, die er in seinen radirten Blättern anwandte, ist höchst geistreich und leicht, und sowohl in den Bildnissen als Figuren gleich gut angewendet, auch die Ägung besonders kräftig; unter erstern zeichnet sich des Künstlers Bildniß im Profil (nach Bartsch a. a. D. Nr. 40.) besonders aus, und möchte wohl auch dieses Blatt zu den seltenern gehören. Als reichhaltig ist die einige 120 Blätter starke Abbildung biblischer Scenen zu nennen. Unter andern Blättern ist eine liegende Cleopatra vor-

\*) Es gibt wirklich Abdrücke mit der Chiffre und den Jahrzahlen von 1545, 1546, 1547 und 1549, welche in dem ehemaligen Gottfr. Winkler'schen Kupferstichcabinette zu Leipzig sich vorfinden und dem Reser. zur Ansicht und Vergleichung vorlagen, namentlich: 1) Die Bekehrung des Apostel Paulus, in einer weit ausgedehnten Landschaft, in deren Mitte ein dürres Baum ist. Mit Chiffre und der Jahrzahl: 1545. hoch 8 Z. 10 L., breit 9 Z. 4 L. 2) Eine Marine, wo das Meer mit verschiedenen Schiffen bedeckt ist; in der Ferne die Perspektive einer großen Stadt. Der Obertheil des großen Schiffes vornher ist bezeichnet: JONAS. Chiffre und 1546. Quersol. — 3) Eine bergige, mit verschiedenen Fabriken versehene Landschaft. Rechts auf der Spitze eines schroffen Felsens eine große Kirche. Chiffre und 1546. H. Quers. — 4) Eine leicht radirte bergige Landschaft, rechts ein Zinnenast, links, am Fuße des Berges, ein großes Gebäude mit Eingangsthor, und auf der Spitze eine Festung. Chiffre und 1546. Quers. — 5) Eine bergige Landschaft, rechts ein großer viereckiger Thurm, welcher durch eine große Brücke hinten mit verschiedenen Gebäuden in Verbindung steht. Chiffre. 1547. Quers. — 6) Eine dergl., rechts steile Felsen, am Fuße derselben ländliche Gebäude, welche durch eine Pfahlbrücke mit einer Festung in Verbindung stehen; links ein großer knolliger Baum. Chiffre. 1546. Quers. — 7) Eine Landschaft mit etwas starken Strichen; rechts schließt ein Mann, an dessen Seite ein Hund liegt, auf Anten, in einem großen Kanal, welcher einen Theil von der linken Seite der Platte einnimmt; in der Ferne eine Landschaft, in deren Mitte ein besuchter Platz sich zeigt. Chiffre. 1545. gr. Quers. Außer diesen kennt Reser. aus Selbstansicht noch vier biblische Darstellungen, eine mit der Jahrzahl 1547 und drei mit 1549 versehen. Vgl. Manuel des curieux et des amateurs de l'art par Huber et Ross. Zurich, 1797. 8. Tom. I. p. 184 sq., Catal. raisonné des cab. d'estampes de L. Mr. Winckler à Leipz. par M. Huber. Leipz. 1802. 8. Tom. I. p. 341. 42. (Stimmel.) \*\*) Huber und Ross Handbuch für Kupferstecher. 1. Bd. S. 190.

\*) Hirschvogel ist wohl unstreitig die richtigere Schreibung, indem sie durch des Künstlers auf mehreren Blättern angebrachte Chiffre, bestehend aus den drei in einander geschlungenen Buchstaben H, A, F., über welchen ein kleines Kreuz, und unter welchen gewöhnlich die Jahrzahl befindlich und folgendermaßen



gestaltet ist, ein großes Gewicht erhält.

(Stimmel.)



züglich beachtungswert. Hirschvogel hat einen Versuch gemacht, das Kadende in punktirter Manier darzustellen, welche in jener Zeit wenig oder gar nicht ausgeübt wurde. Merkwürdig bleiben unter seinen radirten Blättern die Landschaften, deren er über 40 Blatt bearbeitete und die sich durch die originelle Methode für die Formen der Bäume, und besonders durch einfache mit weniger Arbeit hervorgebrachte Haltung auszeichnen. (Frenzel.)

2) Veit, s. unter dem vorherg. Art.

HIRSCHWALD, Marktsteden in dem Krautkreise des östreich. Landes ob der Enz\*.) (R.)

HIRSCHWILDPRET, caro cervina (don. diätet.), hält sich, zumal noch in seiner Haut und in gemäßiger trockner Temperatur aufgehoben, 6 — 8 Tage lang ganz frisch, und gibt, noch jung genug, und saftig mürbe gebraten, oder gedämpft, eine für gute Magen gesunde, leicht und schnell sättigende, wohlnährnde Speise. Doch ist das Wildpret, zumal das Rückenstück von einem Thiere (Hirschkuh) weit milder und schmackhafter, auch leichter verdaulich, als das vom männlichen Hirsch, besonders bei uns von Jacobi an bis in den Monat August. — Je jünger überhaupt der Hirsch, desto besser fällt sein Fleisch aus, denn ein Zwölfender hat schon sehr hartes und ungenießbares Fleisch. Wenig oder kaum zu essen ist jenes von vier- und mehrjährigen Hirschen, die sich durch ihren kurzen, breiten Rosenstock (den krausen Ring am untern Theile des Gehörnes), durch ihre dicht auf dem Kopfe sitzenden Rosen, durch ihre dicken, krausen, mit starken und durchsichtigen Perlen besetzten Stangen mit breiten und ausgehöhlten Rinnen, durch die stumpfen, breiten Schalen am Laufe oder an der Klaue, und durch ihre gelben, wackelnden Zähne kenntlich machen.

Auch der Edelhirsch hat ein festes, trocknes Fleisch, das nur mäßig nährt, und schwer verdaulich ist, wenn es nicht, wie das vom Zwölfender u., durch längeres Mortificiren und Einlegen in Essig, saure Milch, Molke u. mürber und leicht auflösllicher gemacht wird.

Damhirschwildpret ist im Ganzen saftiger, feister und verdaulicher, als Rothhirschwildpret. Jenes der Hirschkalber ist bei uns im Herbst am delikatesten; das vom Spießet aber und von 2 — 3jährigen Hirschen etwas geringer.

Die zarten hervorbrechenden Hirschgeweihe (Hirschkolben) empfiehlt man als sehr nahrhaft für entnervte Körper, doch wollen sie gut verdaut seyn. Verdaulicher ist die daraus gezogene Gallerte (s. den Art. Hirschhorngallerte).

Schlecht und ungenießbar ist alles Hirschwildpret zur Brunstzeit, bei uns vom Ende Augusts an bis in den Oktober, und jenes von Hirschen, die auf sumpfigem Boden immerfort weiden müssen. — Fleisch von kranken, zumal seuchekranken, oder verhungerten Hirschen bleibt immer eine verdächtige, wohl ungesunde Kost, wie jenes von milkrankten Hirschen. Alles stark widernde

oder anriechende kann allein Liebhabern behagen. Gegen Fäulniß kann man jegliches Wildpret durch Einlegen in saure Milch u. eine Zeit lang schützen, oder man beizt es sogleich in Essig ein. — Das zu viele Spicken mit Speck und Übergießen mit Butter macht jedes Wildpret u., besonders für schwache Mägen, oft unverdaulich.

(Th. Schreger.)

Hirschwolf, s. *Lupus cervaria* Klein.

Hirschwundkraut, s. *Eupatorium cannabin.*

Hirschwurz (*Athamanta cervaria* L.), s. unter *Ligusticum*; vgl. *Laserpitium latifolium*.

HIRSCHWURZEL, heißt 1) *Campanula cervicaria* Linn. vergl. *Campanula*; dann 2) der weiße und schwarze Enzian, s. *Gentiana*. (R.)

Hirschziege, s. *Antilope cervicapra*.

Hirschziemer, Hirschzimmel, 1) s. unt. Hirsch. 2) so viel als Hirschruthe (s. den Art.) (R.)

HIRSCHZUNGE, heißen zwei verschiedene Gattungen von Farrenkräutern. 1) Die gemeine Hirschzunge s. darüber *Scolopendrium officin.* Das Kraut (*Hb. scolopendrii, Linguae cervinae, phyllitidis*) besitzt einen etwas zusammen ziehenden Geschmack und war sonst officinell. Preis fürs Pfund 15 bis 18 Kr. — 2) Die kleine Hirschzunge, gemeines Ceterach u. s. (*Ceterach officinarum*, s. den Art.). Die Blätter (*Hb. Asplenii seu Ceterach*), welche einen schwachen Geruch und geringen zusammen ziehenden Geschmack besitzen, wurden sonst im Aufgusse bei Brustkrankheiten, auch als ein Mittel den Gries und die Steine der Urinblase abzuführen, angewendet; die Pflanze ist in Frankreich noch unter dem Namen *Voradille* im Gebrauche. Preis im J. 1824 pr. Pfd. 1 fl. (Fr. Thon.)

Hirschzungenkraut, s. den vorherg. Art.

HIRSE, *Panicum miliaceum* L. (*Milium*), mit 5 Abarten, eine ursprünglich aus Ostindien stammende Grasart, die sich dort von selbst fortpflanzt, bei uns aber hier und da gebauet wird. Außer der Rispenhirse kennt man bis jetzt folgende Arten: gemeine Mohrhirse (*Sorghum vulgare*), Kolbenhirse (*Panic. italicum*) mit 5 Abarten, und Bluthirse oder Manna (*Panicum sanguinale*). (Th. Schreger.)

Die Bluthirse, wilde Hirse, Fingergras u. s. (*P. sanguinale*), welche in Böhmen und andern Gegenden gebaut wird, sich aber auch als gemeines Unkraut auf Aedern und in Gärten findet, treibt aus einer jährigen Wurzel viele auf der Erde liegende, oder unter einem schiefen Winkel sich aufrichtende, Halme, deren jeder 6 bis 7 Ähren trägt, worin jeder Griffel sich mit einem rothen, feinen, haarigen Büschel endiget. Der Same ist länglich zusammen gedrückt, glatt, gelblich und fast durchsichtig, bleibt in den Spelzen eingeschlossen, muß daher gestampft werden und gibt dann eine kleinkörnige Grütze von gutem Geschmacke, die auch zum Brodbaden zu gebrauchen ist. Die welsche oder italienische Hirse, auch großähriger Fennich u. s. (*P. italicum*), welche ursprünglich in Ostindien wild wächst, jezt auch in Westindien angetroffen, und im süds

\*) Weim. Handb. 1. Abth. 2. Bb. S. 211.



lichen Europa, vornehmlich in Italien, bei uns aber nur sehr selten gebaut wird, treibt aus einer jährigen Wurzel einen rohrähnlichen, fast 4 Fuß hohen Stängel; die sehr langen und dicken Ähren mit dazwischen stehenden Borsten zusammen gesetzt; der Same ist unter dem Namen der Fuchschwanzhirse bekannt und wird in Italien häufig als Brei und Brot verspeiset. Die deutsche Hirse, auch wilber deutscher Fennich (*P. germanicum*), wächst in Deutschland und Ungarn wild und kommt, in Ansehung der Farbe des Samens, in verschiedenen Abänderungen vor. Die einjährigen, rohrähnlichen, 8 Fuß hohen und starken, mit Gelenken versehenen Stängel, treiben 8 — 9 Zoll lange Ähren, die dicht mit kleinen, rundlichen, der gemeinen Hirse ähnlichen, Samenkörnern besetzt sind, die sich zum Brodbacken verwenden lassen, auch zum Futter für Canarienvogel dienen. Das grüne Hirsegras, grüner mit einfachen Ähren besetzter Fennich u. s. (*P. viride*), findet sich im südlichen Europa und unterscheidet sich von den übrigen Gattungen durch seine rauhe Ähren und seinen gestreiften Samen. Die grannige Hirse, granniger mit getheilten Ähren versehener Fennich (*P. Crus Galli*), kommt fast überall vor. Die Ähre besteht aus mehreren kleinen Ährchen, die am Ende des 2 Fuß hohen Halmes wechselweise und von einander entfernt, erscheinen, mit langen dünnen Härchen besetzt sind, und sich an der Spitze mit einer Granne endigen. Die Queckenhirse (*P. Dactylon*), wächst im mittäglichen Europa mit rötlich braunen Halmen und gefingerten von einander stehenden Ähren, die an der innern untern Seite haarig und bei der Reife dunkelpurpurroth sind. Die weißen, knotigen, langen, perennirenden Wurzeln (*Rad. Graminis Dactyli*), sind in Italien und Frankreich statt der Wurzeln des Queckenweizens (*Triticum repens*) im Gebrauche und scheinen auch damit ziemlich überein zu stimmen. Das eisengraue Hirsegras (*P. glaucum*) wächst in beiden Indien, in Italien, in Schlessien und andern deutschen Gegenden. Die Ähren sind länglich rund und die Samen, welche sich auf Mehl benutzen lassen, haben wellenförmige Streifen. Die pennsylvanische, fahrgelartige Hirse (*P. filiforme*) findet sich im nördlichen Amerika und ist der Bluthirse so nahe verwandt, daß sie kaum davon zu unterscheiden ist; nur ist ihr eigen, daß die gerade aufrecht wachsenden Halme ein sehr langes Gliedende haben und mit einem Blatte versehen sind. Die Samenkörner der rispenförmigen gemeinen Hirse, auch gemeine Sathirse und Hirsenfennich genannt (*P. miliaceum*), welche aus der faserigen Wurzel einen ästigen, an den Knoten mit haarigen Blattscheiden umgebenen, Halm mit langen, breiten, spitzigen, den Gräsern ähnlichen Blättern treibt und deren Halm und Zweige mit einer lockern, schlaffen, unterwärts hängenden, eine Menge Samenkörner enthaltenden Rispe endigen, reifen nicht zu gleicher Zeit, ihre Einsammlung ist daher mit Schwierigkeiten verbunden; sie sind klein, eckig und mit einer glänzenden Schale überzogen, unter der ein mehliges süßer Kern

enthalten ist. Osterreich, Kärnten, Böhmen, Mähren, Schlessien, die Rheingegenden, Baiern und viele Provinzen in Deutschland; auch Italien, das Innere von Frankreich, das nördliche Spanien, Polen, die südlichen und gemäßigten Landstriche von Rußland u. s. bauen und liefern eine große Menge Hirse, vorzüglich zum Bedarf auf Schiffen. Im J. 1825 kostete zu Mannheim der Walter gerollte Hirse (185 Pfund leicht Gewicht) 5½ bis 5¼ fl.; zu Nürnberg, welches sehr viele geknauete d. i. von der Hülse gereinigte Hirse ins nördliche Deutschland u. s. versendet, wurde in demselben Jahre der Zentner mit 4 fl. verkauft \*). Der große Fennich (*P. maximum*), ein 5 — 10 Fuß hohes Gras, welches an der Küste von Guinea in Afrika wild wächst, von dort nach Westindien unter dem Namen des Guineagrasses gebracht und allgemein auf dürren Tristen angebaut ist, mit zusammen gesetzter, haarförmiger, zertheilter und ausgebreiteter Rispe, deren Äste traubig sind, mit haarigen Halmknoten und an der Basis haarigen Scheiden der Blätter, ist eines der vorzüglichsten Geschenke der Natur für die heiße Zone, wird als Viehfutter gebraucht und bleibt selbst in der trocknen Jahreszeit, wo gewöhnlich Alles versengt ist, grün und brauchbar.

Unter den hirseartigen Gräsern gibt es noch andere, welche von dem Geschlechte der Hirse oder des Fennichs (*Panicum*) mehr oder weniger abweichen, daher mit besondern Namen belegt worden sind. Vgl. Hirsegras u. Hirsepferdegras. (Fr. Thon.)

Aller Hirsesamen muß ganz reif, schwer, trocken und möglichst staubfrei seyn, eine frische, glänzende, gleiche Farbe haben, keine Hülsen, viel weniger fremdes Gesäme enthalten, und, wenn man eine Hand voll davon drückt, aus der Hand heraus gleiten. Selben zieht man gewöhnlich dem weißen und schwarzen vor. — Schlecht ist der unreife und brandige, so wie der enthülste (gestampfte, gestoßene oder geschälte) Hirse, wenn er zu alt wird, oder anläuft; dann ein rauhes, mattes Ansehen, einen Übelgeruch, und einen widrigen, thranigen und ranzigen Geschmack bekommt; wenn er sich in der Hand zusammen drücken läßt, und wenn er schon von Milben angegriffen ist.

Der gelbe Hirsegries (Grühe) muß feinkörnig seyn, aber nicht mehlig, schwer ins Gewicht fallen, beim Kochen gut quellen, und wohlschmeckend seyn. Wegen seines vielen Schleims ist er gut nährend, aber etwas blähend, schwer verdaulich und stopfend.

Man braucht ihn mit Milch oder Fleischbrühe gekocht, in der Küche zu Gemüse, Breien, das Hirsemehl zu Klößen. Mit Milch gekocht gibt Grühe und Mehl einen erweichenden Breiüberschlag. — Auch die Bluthirse liefert einen nahrhaften, leicht verdaulichen und gesunden Gries. Der ganze Same ist ein gutes Futter für Stubenvogel u. s.; der Hirsebrei dient zum Auffüttern

\*) Vergl. J. G. Blotz, prakt. Anweisung zum Flachsbau, Hanf- und Hirschaub u. s. Leipzig 1788. 8. J. G. Krünitz, Encyclop. Bd. XXII. S. 774 u. u. K. m.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Hirsensink, f. *Emberiza miliaria*.

Hirsensflechte (*Herpos miliaris*, s. *miliariformis*),  
Hirsengellecht, frieselartige Flechte, f. unt. Herpes.

Hirsenfresser, f. *Loxia panicivora*.

**HIRSENKORN, GERSTENKORN, HORDEOLUM, CRITHE**, ist ein hartes, unbewegliches, sehr umgränztes kleines Knötchen, das seinen Namen wegen der Ähnlichkeit mit einem Hirsen- oder Gerstenkorne hat und an den Augenlidern befindlich ist. Sie werden entweder durch Entzündung und Eiterung erregende Mittel, oder durch zertheilende oder mit dem Messer gehoben. Letzteres ist jedoch sehr selten nothwendig. (Schneider.)

**HIRSENKRANKHEIT, HIRSIGSEYN** des Rindviehes, ehemals auch die Franzosen, Franzosenkrankheit, Perlen, Perlensucht, Lustseuche u. genannt. Unter diesem Namen wird eine Krankheit verstanden, die sich gemeinlich über einen Theil der Häute erstreckt, welche die verschiedenen Höhlen des Körpers auskleiden und Eingeweide überziehen; diese Krankheit wird in der Folge allgemein, sie ergreift vorzüglich das lymphatische System, es gesellt sich Verderbniß der Säfte, endlich auch Abmagerung des Körpers und eine chronische Kachexie dazu. Beim Leben der Thiere ist dieses Übel nicht wohl zu erkennen, und die Krankheit kann nur nach dem Tode gehörig wahrgenommen und richterlich beurtheilt und bestimmt werden.

Ehemals hat man diese Krankheit des Rindviehes für das gehalten, was die Franzosenkrankheit bei den Menschen ist und deshalb den Genuß des Fleisches für ekelhaft und äußerst ungesund gehalten. Daher wurde nicht nur solches Vieh, nach dem Schlachten dem Schinder übergeben, sondern auch die Keule, die Messer u., womit das Vieh geschlachtet und geöffnet worden, demselben ausgeliefert; allein vielfältige Versuche und Erfahrungen haben uns endlich überzeugend gelehrt, daß nicht nur das Fleisch solcher Thiere, — wenn das Übel nicht, den höchsten Grad erreicht oder sich kein anderes fleischverderbendes Gebrechen zu demselben gesellt hat, — ohne den geringsten Nachtheil für die Gesundheit genossen werden könne. Es ist deshalb heut' zu Tage der Genuß dieses Fleisches überall erlaubt, nur muß es wohlfeiler gegeben und in vielen Gegenden an besondern Orten ausgehauen werden. Der Verlauf eines solchen Fleisches ist übrigens nicht so ganz unbedingt von Polizei wegen zuzugeben und den Fleischschägern zu überlassen.

Das Hirsigseyn bei den Schweinen ist die so genannte Finnenkrankheit derselben. Bei den geschlachteten finnigen Thieren findet man im Fleische und Specke mehr oder weniger runde Knötchen von der Größe eines Hirsenkorns bis zu einer Erbse, welche eine gelbliche Farbe haben; im geräucherten Fleische sehen sie wie Buchweizengrüße aus, die beim Kochen durch das Quellen größer werden. Auch diese Finnen der Schweine hielt man ehemals für die Franzosenkrankheit, Goetze fand aber, daß es Blasenwürmer und nach Zeder, der Blasenchwanz (*Cysticercus*) waren. Auch dieses Fleisch ist, obgleich es mit Würmchen versehen ist, den Mens-

chen eben so wenig schädlich als das von den verlichten Kühen, und mit dessen Verkauf wird es eben so gehalten, wie bei jenen. (Schneider.)

Hirsennatter (*Coluber miliaris*), f. Boa Cenchria.

Hirsenfriemer, f. Hirsepfriemer.

Hirsenschlange, f. Boa Cenchria.

**HIRSEPFERDEGRAS, MOORHIRSENGRAS, MOHRENHIRSE** f. *Holcus*. Das Mark des gemeinen H. (*Holc. Sorghum*), welches in Ostindien wild wächst, aber auch in Palästina, Afrika und Südamerika gebauet wird, wird im verkohlten Zustande als Hausmittel gegen die Kröpfe, die kolbenförmigen Blütenbüschel als Bürsten und Rehrbesen und der rötlich oder schwarzbraune Same, dreimal so groß wie unsere gewöhnliche Hirse, zu Mehl gebraucht, obgleich das daraus gewonnene Brot schwarz und schwer ist; dagegen soll das Federvieh damit gefüttert bald fett werden. Der marktige Same des Hirse-Zucker-Pferdegrases (*Holc. saccharatus*) soll wie Artischocke schmecken und von den Indianern zu Brei und Brot benutzet werden. Das Hirse-Wiesen-Pferdegras, Honiggras, wolliges Darrgras (*H. lanatus*), ist ein vortreffliches Viehfutter, und wird häufig angebauet. Das weiche Hirsepfersgras (*H. mollis*), in der Mark Brandenburg und in andern sandigen Gegenden, wird eben so benutzet. Das wohlriechende Hirsepfersgras, auch Mariengras (*H. odoratus*), gebraucht man im nördlichen Teutschland, um die Kirchen und Staben damit zu bestreuen und Wohlgeruch zu verbreiten.

(Fr. Thon.)

**HIRSEPFRIEMER, HIRSENFRIEMER**, scherzhafteste Benennung eines Menschen, welcher auf unnütze Kleinigkeiten viel Zeit, Mühe und Fleiß verschwendet, also gleichsam Hirsfeldner mit Pfriemen aufspießt. (R.)

**HIRSESCHWÄMMCHEN**, *Aphthae miliares*, kleine harte weiße Knötchen oder Spitzen auf den Lippen, der Zunge oder im Schlunde, welche beständig wieder wachsen und sich nicht selten bei Säuglingen vorfinden, deren Mütter an Lustseuche leiden. Dit verschwinden sie, wenn das Kind eine andere Amme bekommt, ohne weitere Spuren der Lues; zuweilen werden sie bössartig, zerstören schnell die Theile, verbinden sich mit allerhand Zufällen und werden tödtlich: Sind mehrere Kinder zusammen, so können sie selbst ansteckend werden (vgl. Schwämmchen u. Lustseuche der Neugeborenen).

(Wiegand.)

Hirsesieb, f. Sieb.

Hirsestampfer, f. Hirsemühlen.

Hirsesteine (*Cenchritae*), f. Oolithes.

Hirseunkraut, f. *Phalaris canariensis*.

Hirsvogel, f. *Loxia chloris* Linn.

**HIRSHOLM, HIRSCHHOLM**, eine kleine dänische Insel im Kattegat zum Derreder Horns gehörend; f. den Art. (R.)

Hirsigseyn, f. Hirsenkrankheit.

**HIRSON**, Marktleden in Frankreich, an der obersten Dife im Departem. de l'Aisne gelegen, mit 2400 Einw.,



die größten Theile in den Glashütten der Umgegend beschäftigt sind. (Benicken.)

**HIRSOVA, CHERSOVA**, Stadt im türkischen Cjalet Rumili, Sandschal Silistra, an der Donau, mit 1 Schloß, 1 Moschee, 1 Bad und vielen Gärten.

(Stein.)

**HIRSUTUS**, nennt die botanische Terminologie raubhaarige, mit langen, steifen oder harten Haaren besetzte Blätter, Stiele u. s. w. (K.)

Hirsvogel, s. *Emberiza miliar.*

**HIRT**, heißt Jeder, dessen Geschäft es ist, das zahme Weidevieh Anderer gegen bestimmte Vergütung abzuwarten, auszutreiben und zu beaufsichtigen<sup>1)</sup>. Nach den verschiedenen Arten und Klassen des ihnen anvertrauten Viehes, oder auch nach den im Einzelnen ihnen übertragenen besonderen Verrichtungen, erhalten die Hirten besondere Benennungen: Schäfer z. B. heißen diejenigen Hirten, welche ausschließlich für das Schafvieh angestellt, Schafmeister, diejenigen Schäfer, denen eigene Gehilfen mit untergeordneten Dienstverrichtungen, (Schafknechte, Schaffungen) beigegeben, Huthleute, diejenigen Hirten, welche für mehrere Viehgattungen zugleich, und vorzugsweise zum Austreiben derselben, bestellt sind. Je nachdem sie von Privatpersonen, oder von Communen angenommen und gelohnt werden, werden sie in Privat- und öffentliche oder Gemeindegirten eingetheilt. Im Allgemeinen ist jeder Privatmann, welcher eigene Weide besitzt, zur Hirtenhaltung berechtigt. Häufig ist jedoch dieses Recht durch Gewohnheiten und Landesgesetze beschränkt, oder aufgehoben. So soll nach einer Bestimmung des sächs. Landrechts (Bd. II: Art. 54.) da, wo die Gemeinde einen Hirten hält, nur der einen eigenen solchen anzunehmen befugt seyn, welcher wenigstens 3 Hufen Landes eigenthümlich besitzt, und im schwäb. Landrecht (Art. 208.) heißt es: „Niemand mag seinen besondern Hirten haben, als die Gottshuser und die Herten, die selb Wismat haben. Und so ein Mann selber drei Hufen Höfe hat und das Wismat, das dazu gehört, der mag haben einen Schafhirten.“ Exemtionen müssen alldann von dem, der sie behauptet, bewiesen werden. Die Ansetzung eines Gemeindegirten (Dorshirten), deren Zweckmäßigkeit an und für sich selbst im einzelnen Falle vorzüglich von der Lage der Höfe, der größern, oder geringern Ergiebigkeit der gemeinen Weide, der mehreren oder mindern Entfernung der einzelnen Weideplätze und andern örtlichen Verhältnissen abhängen wird, gehört regelmäßig zu der so genannten Gemeindegerrichtsbarkeit<sup>2)</sup> (*jurisdictio communitatis*). Die Gemeindevorsteher bringen ein bestimmtes Subject in Vorschlag, und haben die sämmtlichen theilhaftigen Gemeindeglieder mit ihren Erinnerungen dagegen zu hören. Kommt es

zu keiner Einigung über die Hirtenwahl, so entscheidet die Gerichtsobrigkeit, welcher auch die, nach Landesgesetzen zuweilen vorgeschriebene, Verpflichtung der neu angenommenen Hirten obliegt. Wie die Privatirten durch die Gutsadministratoren, Wirtschaftsverwalter u. s. f.; so pflegen die Gemeindegirten durch die Ortsvormundschafspersonen, Helmbürger u. s. w. in ihre Functionen eingewiesen, besonders mit ihrem Weidebereiche und den Triftgränzen genau bekannt gemacht zu werden. Das Miethgeld des Gemeindegirten wird gewöhnlich aus dem Gemeindecasar bezahlt, und der herkömmliche, oder bedungene Lohn desselben (die Hirtenschütte) beigestalt durch die Gemeinde aufgebracht, daß die einzelnen Glieder, nöthigen Falls unter Mitwirkung und nach billigem Ermessen der Obrigkeit, nach der Größe ihrer Ackerbesitzungen, oder nach der Kopfzahl ihrer Herden, dazu contribuiren. Der Hirte hat alldann nicht nöthig, an die einzelnen Restanten sich zu halten, und seine rückständige Löhnung genießt, wenn Concurß zu dem Vermögen des Debiten ausbricht, regelmäßig das Vorzugsrecht anderer rückständiger Gemeindegeldes<sup>3)</sup>. Zu der Hirtenschütte hat Jeder beizutragen, der Weidevieh hält; häufig selbst dann, wenn er dasselbe befugter Weise durch eigenen Hirten austreibt. Indessen sind nach Lokalrechten und Landesgesetzen (z. E. in Hannover), Prediger und Schuldiener, bald überhaupt, bald bis auf eine bestimmte Viehstückzahl, befreit davon und von der Gemeinde zu übertragen. Unzulässig ist aber der Schluß von freier Participirung an der Gemeindegeweide auf Befreiung von der Hirtenschütte<sup>4)</sup>. Im Allgemeinen gehören die Hirten zu dem Gefinde; die Privatirten zu den Privatdienstoffoten, die Gemeindegirten zu den Gemeindegeldedienern. Dem gemäß haben sie zwar, so fern sie selbst Vieh halten, die öffentlichen Gefälle davon, z. E. Viehschatz, Viehcontribution u. dergl., keinesweges aber die herkömmlichen Abgaben der so genannten Häusler oder Miethsleute, z. B. Schutz- und Dienstgeld zu entrichten. Weiter folgt, daß regelmäßig Jeder, der einen Hirten hält, für die von diesem bei seinen Dienstverrichtungen dritten Personen zugefügten Schäden unter gleichen Voraussetzungen haftet, wie bei anderem Gefinde; dann nämlich, wenn er diese Verrichtung wesentlich einem untauglichen Hirten übertragen hatte, die unerlaubte schädliche Handlung desselben sahe, ohne sie zu hindern, oder dieselbe nachher ausdrücklich billigte. Jedoch wird zuweilen mit Schäfern ein Rechtsverhältniß eingegangen, welches einem Gesellschaftsvertrage näher kommt, als einem Miethvertrage. Dann nämlich, wenn dieselben entweder aufß Gemeindegeweide gebingt sind, d. h. ein bestimmter Theil von der Herde, die sie austreiben, ihnen eigenthümlich gehört, oder wenn sie Statt des Lohnes eine gewisse Quote der Einkünfte von der Herde zu beziehen haben. In beiden zuletzt erwähnten Fällen sind sie zugleich in Huth- und Triftstreitigkeiten derer, bei welchen sie als

1) Vergl. auch wegen der Literatur, Sagemanns Handb. des Landwirthschafter. S. 64 f. u. die das. Gen. 2) Bülow und Sagemanns prakt. Erörterungen, Band 1. Nr. XLIII. S. 226.

3) Hommel Rhapsod. Obs. LXXX. 4) Bülow und Sagemann Bd. 5. Nr. XLVII.



Schäfer stehen, ganz unzulässige Zeugen; während sie außerdem in dergleichen Rechtsfachen nur, so lange sie im Dienste des Beweisführers stehen, für minder glaubwürdige Zeugen gelten, nach dem Sprichworte: „Kein Mäher hat Wasser, und kein Schäfer Weide genug“<sup>5)</sup>. Der Hirten Obliegenheiten ergeben sich im Allgemeinen aus ihrer eigenthümlichen Bestimmung. Weisens werden ihnen beim Dienstantritte schriftliche Instruktionen erteilt, welche das Nähere darüber enthalten. Dahin gehört vorzüglich, daß sie das ihrer Aufsicht anvertraute Vieh nur an solche Weideplätze treiben dürfen, wo demselben weder schädliche Futterkräuter, noch reisende Thiere, Sümpfe und dergleichen Gefahr drohen; daß sie erkrankte Stücke nach bester Einsicht warten, mit ansteckenden Krankheiten befallene von der Weide zurück lassen, und auf die Weidegränzen aus dem doppelten Grunde genaue Acht haben müssen, damit sie weder selbst dieselben überschreiten, noch Andern widerrechtliche Eingriffe erlauben, welche letztere der Hirt vielmehr durch erlaubte Pfändungen, oder ungesäumte Anzeige an die Herrschaft nach Abunlichkeit abzuwenden verbunden ist. Durch eigenen Vorsatz<sup>6)</sup>, oder grobe Fahrlässigkeit dem ihm anvertrauten Vieh oder sonst der Herrschaft verursachte Schäden, hat der Hirt unbedingt zu ersetzen. Auf den Grund des mit ihm abgeschlossenen Miethvertrags, haftet er auch für jede geringere Verschuldung, während er, als socius, bei seinen Verrichtungen bloß diejenige Sorgfalt anzuwenden verbunden ist, welche er den eigenen Angelegenheiten widmet. Bei rein zufälligen Schäden ist der Hirt von jeder Verantwortlichkeit frei; ob wohl der Schäfer nach dem Rechte des Schwabensp. a. a. D. das von einem Wolfe, oder Räuber genommene Stück dem Herrn dann gelten soll, wenn er jene weder „fängt,“ noch „beschreibt“<sup>7)</sup>. Mehrere die Hirten betreffende polizeiliche Vorschriften lehren in den meisten Landes- und Provinzialgesetzen wieder; z. B. daß dieselben nur zu einer bestimmten Zeit im Jahre, und nicht ohne Nachweisung über die Beendigung ihres frühern Dienstverhältnisses, so wie über zeitweises Wohnverhalten, angenommen, ingleichen, daß sie verdächtiges Gesindel, bei Strafe, nicht beherbergen sollen u. s. w. Von der Anruchigkeit, zu Folge deren ihre Kinder ebendem nicht für zunft- und gildesähig galten, sind die Schäfer durch die Reichsgesetze (Reichspol. D. v. J. 1548. Tit. 87. und v. J. 1577. Tit. 88. u. f.) ausdrücklich frei gesprochen. (B. Emminghaus.)

Ein guter Hirt muß gewisse Kenntnisse, Eigenschaften und Fertigkeiten besitzen, wenn er den von ihm erwarteten Nutzen stiften soll. Zum ersten Erforderniß ge-

hört 1) Kenntniß des Viehes; 2) der Mittel der Erhaltung und Ernährung; 3) der Landschaft und des Bezirks, in welchem das Vieh geweidet wird; 4) der Krankheiten und Gefahren des Viehes; 5) der Vorbeugungsmittel; 6) der Heilmittel. Die Kenntniß des Viehes schließt nicht allein die Bekanntschaft mit dem Baue, der innern Einrichtung und der Lebensweise, wie auch der Bedingungen seines Wohlbefindens, sondern auch die Leichtigkeit, die verschiedenen Stücke, die ihm anvertraut werden, von einander zu unterscheiden, in sich. Ob schon die Kunde hievon meist durch Übung nach und nach erworben zu werden pflegt, so ließe sich in vielen der erwähnten Punkte einem jungen Hirten durch schriftliche Anweisungen und Zeichnungen zu Hilfe kommen. Die Kenntniß der Nahrungsmittel beschränkt sich nicht auf die Gewächse, welche jede Thierart vorzugsweise liebt, und die Arten von Wasser, die demselben hauptsächlich gedeiblich sind; sondern erfordert auch Bekanntschaft mit den giftigen, schädlichen oder an Nahrungstoff armen, mit der schädlichen Eigenschaft, welche gewisse Arten von Gewächsen, z. B. Bäume und Stauden, unter gewissen Umständen und in einer gewissen Zeit ihres Wachstums annehmen, und wenn dem Hirten die Pflege des Viehes, z. B. der Schafe auch im Winter anvertraut wird, ein Erkennen der Verdorbenheit, welcher besonders das trockne Futter unterworfen ist. Besonders wichtig ist die Unterscheidung des schädlichen vitriolischen, sodann auch des faulen, stehenden oder moorigen Wassers, und der allzu kalten Quellen, die im Sommer, dem durch die Sonnenwärme, oder im Winter durch die Stalltemperatur erhitzten oder warmen Viehe, besonders den Pferden, verderblich werden. Auch die Kenntniß des Lokales ist nöthig, weil ohne diese der Hirt keine Austheilung seiner Fläche auf gewisse Wochen oder Tage machen kann, und überhaupt seine Herde manchen Gefahren aussetzen würde; er muß wissen, welche Theile seines Revieres der Überschwemmung ausgesetzt sind, welche im Sommer von der Hitze und Sonne ausgedörrt werden, und welche zur letzten Aushilfe aufgespart werden müssen. Bekanntschaft mit den Gewohnheiten und Rechten der Besitzer der Bezirke der Nebenweide ist unerlässlich, um berechnen zu können, ob die Felder, die eine Weide darbieten; bestellt und umgepflügt werden, zu einer gewissen Zeit oder nicht, und ob und wenn eine Stoppelweide eintreten wird? Die Pflege des kranken Viehes gehört zwar für den Vieharzt; da jedoch bisher nur wenige Viehärzte angestellt werden konnten, und manche Uebel und Leiden schnelle Abhilfe erfordern, so muß ein Hirt dieselben kennen und, frei von Vorurtheilen und Aberglauben, den Besitzern des Viehes zweckmäßige Mittel zu raten wissen, um so mehr, da er meist dem entfernt wohnenden Thierarzt einen deutlichen und ausreichenden Bericht abzustatten, auch die Behandlung des kranken Viehes, in Abwesenheit des Arztes, nach den Vorschriften desselben zu besorgen hat. Die Vorbeugungsmittel gegen Verletzungen des Viehes, Ansteckung von Seuchen, in so fern der Hirt dieselben im Freien anzuordnen oder anzuwenden im Stande ist, muß er

5) Kind Quaest. for. T. III. LIV. 6) über die so genannten Platenknisse: Leyser. Jus georg. L. II. c. 8. No. 25. Wüster's Weiderecht. n. Ausg. §. 175. 7) Als höchst singulär darf die Bestimmung des weimar. Rechts bemerkt werden, nach welcher, wegen Putschadens, sämtliche Hirten, welche in der fraglichen Zeit weiden, solidariisch haften, bis sie den Schuldigen ausmitteln und angeben. Sachs.: weimar. Privatrecht. §. 433.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Landschaften. Noch ist zu bemerken, daß er ein großes Talent besaß, verdorbene alte Gemälde in ihrer ursprünglichen Schönheit wieder herzustellen. (S. Hübsgen a. a. D. S. 164.) (A. Weist.)

HIRT (Johann Friedrich), ein geachteter Theolog des vorigen Jahrh., geb. am 14. August<sup>1)</sup> 1719 zu Apolda, einem Städtchen im jetzigen Großherzogthum Sachsen-Weimar, bildete sich auf dem weimarschen Gymnasium und der jena'schen Universität; trat auf lehrter 1744 als Privatdocent auf, wurde 1747 Adjunkt der philosophischen Fakultät, gab zwar 1748 die akademische Laufbahn auf, indem er das Conrectorat an der Schule zu Weimar übernahm, lehrte aber nach 10 Jahren zu derselben zurück, wurde 1758 außerord. Professor der Philosophie zu Jena und erlangte auch das theologische Doctorat. Bereits 1761 erfolgte seine Beförderung zum Superintendenten, Oberpfarrer und Consistorialrath, 1769 zum Professor der Theologie. Dennoch vertauschte er 1775 Jena mit Wittenberg, wurde dort Primarius in der theol. Fakultät, Beisitzer des dortigen kursächsischen Consistorium, Pastor an der Stadt- und Marienkirche und Generalsuperintendent des so genannten Kurkreises und starb am 29. Jul. 1783. Sein Bild steht vor dem Schriftchen: „Erneuertes Andenken einer ansehnlichen Schlemmischen Stiftung (Jena 1769. 4.),“ vor seinem Buche *Varia sacra in primitiis acad. Viteberg. maximam partem exhibita* (Viteb. et Servest. 1776. 4.) und vor seinen *Institutiones Arabicae linguae* (Jen. 1770. 8.). Hirt galt zu seiner Zeit für einen tüchtigen Theologen; zu seinem großen Rufe trug unstreitig die Leichtigkeit sehr Viel bei, mit welcher er sich über alle Gegenstände verbreiten konnte und zu verbreiten pflegte, dann seine große literarische Thätigkeit, welche um so auffallender ist, da seine Berufsgeschäfte seine Zeit doch sehr in Anspruch nehmen mußten. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet man bei Meusel<sup>2)</sup> und H. Döring<sup>3)</sup>. Die meisten derselben beziehen sich auf Exegese der Bibel, besonders des A. T., und morgenländische Literatur und wenn sie auch, zumal die das Arabische betreffenden, nicht ohne große Mängel sind, so haben sie doch unstreitig zur Förderung der orientalischen Studien beigetragen. In dem Hebräischen ist H. noch sehr von Danz abhängig und kann sich von dessen Einseitigkeit und Pedanterei nicht los machen, ja mehrere seiner kleinen Gelegenheitschriften sind nichts weiter als Erklärungen und Beispielsammlungen zu Lehrsätzen der Danz'schen Grammatik und seine arabische Grammatik ist ganz in Danzens Manier gehalten.

Seine orientalische und exegetische Bibliothek (Jen. 1772—76. 8 Theile. 8.), wozu die Wita-

temberg'sche orientalische und exegetische Bibliothek (Jen. 1776—79. 4 Theile. 8.) die Fortsetzung bildet, erstreckt sich nicht bloß über das, was eben erschienen war und durch den Reiz der Neuheit anzog, sondern berücksichtigt, was gewiß in jener an Journalen noch ziemlich armen Zeit nicht zu mißbilligen war, auch Aelteres. Da J. D. Michaelis ziemlich gleichzeitig seine verdienstliche orient. und exegetische Bibliothek unternommen hatte, so beurtheilte Hirt in der Regel diejenigen Schriften nicht, welche bereits von Michaelis gründlich besprochen waren, so daß sich beide eigentlich ergänzen. An der arab. Grammatik: *Institut. Arabicae linguae* betitelt, befindet sich eine Chrestomathie, Stellen aus dem Koran (1ste und ein Stück der 2ten Sure), einige Fabeln Lokman's, 3 Psalmen, carmen Tograi, 15 Sprüche, Cutyhes über den Ursprung der alexandrinischen Kirche, Matth. 6., Ibn Saidun's Resalet und arabische Gespräche. Der Text ist zum Theil punktirt, zum Theil nicht; außer einer lat. Übersetzung findet man auch Noten und grammatische Analysen. Seine *Anthologia Arabica* (Jen. 1774. 8.) enthält zum Theil früher ungedruckte Texte, aber wimmelt von Fehlern, wie schon Schnurrer bemerkt<sup>4)</sup>. Zu seinen Schriften von größerem Umfange gehört das *Syntagma observat. philologico-criticarum ad linguam sacram Vet. Test. pertinentium* (Jen. 1771. 8.); ganz grammatisch, dann die schon angeführten *Varia sacra* u. s. w., so wie seine *Opuscula novissima argumenti historici, exeget. atque theologici* (Vit. et Serv. 1782. 4.); vorzüglich aber die *Biblia Ebraea analytica* (Jen. 1768. 2te Ausgabe 1769. 8.) und *Bibliorum Analyticorum Pars Chaldaica* (Jen. 1757). In den letzten Schriften findet man *selecta capita* des A. Test. mit grammatischer Analyse, welche aber doch Beifall gefunden zu haben scheinen. Nicht ohne Werth ist die „vollständigere Erklärung der Sprüche Salomons (Jen. 1768. 4.),“ worin Hirt jedoch nur zu Peter Hanssen's Deutung Anmerkungen gemacht hat. Von den zahlreichen Dissertationen und Programmen sind sehr viele grammatischen Inhalts; einige beziehen sich auf die hebräischen Accente, auf welche Hirt viel Gewicht legte, und die er auch in einer ziemlich starken besondern Schrift (Einleitung in die hebräische Abtheilungskunst der heil. Schrift. Jena 1762. 8.) behandelt hat. Als Redner fand er Beifall; doch sind seine Predigten dem Geschmack und den Bedürfnissen unsrer Zeit ganz fern. Außer einzelnen Predigten, welche bei besondern Veranlassungen gedruckt wurden, erschien auch eine „Sammlung einiger Predigten“ (Jen. 1761. 8.), welche meist in der akademischen Kirche zu Jena gehalten worden sind und die früher bekannt gemachten bei Weitem übertreffen. (A. G. Hoffmann.)

Hirtenamt, s. Hirt und Geistlicher.

HIRTENBRIEFE. Nach katholischem Kirchenrecht ist das Kirchenregiment (*jurisdictio* s. *potestas ecclesiastica*) ein rein kirchliches Recht, welches, nach göttli-

<sup>1)</sup> So steht unter seinen Bildern; Meusel, Biersching (Hirtenamt. Handbuch. 3e Bd. S. 178) u. H. Döring wie d. *enrico. vitas* geben irrig den 16. August an. <sup>2)</sup> *Script. dec. von 1750—1800* verstorb. teuth. Schriftst. 3e Bd. S. 542—47. <sup>3)</sup> *Die gelehrte Theolog. Teuthlands im 18ten u. 19ten Jahrh. 1ster Th. S. 740—43.*

<sup>4)</sup> *Biblioth. Arabic. p. 77 ff.*



dem Gesetz<sup>1)</sup>, in hierarchischer Stufenfolge (Papst, Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w.) nur Geistlichen zustehen soll<sup>2)</sup>. Vermöge dieses ausschließend geistlichen Rechts des Kirchenregiments ist in der katholischen Kirche der Bischof der wahre, rechtmäßige Oberhirt des kirchlichen Gebiets, dem er vorgesetzt ist. Was die Apostel in allen Ländern thaten, das steht ihm kraft apostolischer Gewalt in diesem Gebiete zu thun zu. Er hat das Recht, in Sachen, welche den Glauben, die Sakramente und die geistliche Disciplin angehen, Vorschriften an die ihm untergeordneten Geistlichen in seinem Sprengel zu erlassen. Für diese bischöflichen Verordnungen oder Mandate sind die so genannten Hirtenbriefe oder bischöflichen Rundschreiben die gewöhnlichste Form. Ehemals, als noch die Diöcesan-Synoden im Gange waren, pflegten die Bischöfe ihre Verordnungen auf den Synoden zu erlassen, daher hießen sie sonst Synodalstatute. Damals, wo das Volk bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten noch nicht ausgeschlossen, und das Kirchenregiment noch nicht ganz in die Hände der Bischöfe und des Clerus gekommen war, bildeten die Synoden, von den Metropolitane jährlich Ein- oder zwei Mal berufen<sup>3)</sup>, die oberste Behörde in Sachen der geistlichen Gesetzgebung und der Gerichtsbarkeit. Das Recht, geistliche Vorschriften zu erlassen, konnte daher nach der ursprünglichen Verfassung nur auf einer Diöcesansynode geübt werden, und die ohne Beirath einer Synode erlassenen kirchlichen Verordnungen verlieren mit dem Tode des Bischofs, der sie gab, ihre Gesetzeskraft<sup>4)</sup>. Solche Vorschriften der Bischöfe für ihre Diöcesen sind, wenn sie auf gehaltenen Synoden nach vorgängiger Berathung zu Stande gekommen waren, eine Quelle des partikulären Kirchenrechts. Sie bilden das Kirchenrecht einer bestimmten bischöflichen Diöcese<sup>5)</sup>. Man findet diese Verordnungen in den

Urkunden der gehaltenen Synoden, welche entweder einzeln oder in Sammlungen gedruckt sind, oder in den Archiven ungedruckt aufbewahrt liegen<sup>6)</sup>.

Die Hirtenbriefe, worin die katholischen Bischöfe noch heut' zu Tage der Geistlichkeit ihres ganzen Sprengels oder eines Theils Etwas zu thun oder zu unterlassen gebieten, betreffen vorzüglich Verfügungen und Einrichtungen, welche zur Beförderung der Religion, zur Erbauung der Gläubigen und zur Erhaltung der guten Ordnung in der Kirche dienen. Daher verbreiten sie sich über die Ordnung, wie der Gottesdienst gehalten werden soll; über die Bestimmung der Andachten, welche Statt finden dürfen; über die Prüfung der Gebete und Gesänge, der Lehr- und Erbauungsbücher, welche dem Volke in die Hände gegeben, und der Bilder und Gemälde, welche in den Kirchen und an den öffentlichen Plätzen aufgestellt werden sollen. Es enthalten dieselben zugleich Ermahnungen an die untergeordneten Geistlichen, daß sie ihr heiliges Amt mit Treue und Gewissenhaftigkeit verwalten, das lautere Gotteswort gerne und eifrig verkünden, die Jugend in Kirche und Schule in den Lehren der katholischen Kirche fleißig unterrichten, die Andachten nach den gegebenen Vorschriften halten, und ihrer Herde als Muster der Tugend und Frömmigkeit voranwandeln. Bischöfe, die ihren wahren Beruf erkannten, Rath von den wechselnden Umständen annahmen und den Geist ihres Jahrhunderts beobachteten, dachten in ihren Hirtenbriefen auch der Mängel, Mißbräuche, Ausartungen, Anmaßungen, und der Gewalt, welche dem Worte Gottes angethan würde, suchten es davon zu rei-

tutionen des katholischen und protestantischen Kirchenrechts. (Zdubingen 1827.) 1. Th. §. 7. 6) Hierher gehören die Concilia Germaniae von Parzheim; die Subsidia diplomatica von Wärdts weln, besonders aber die Agenden und Ritualbücher, unter diesen als eines der wichtigsten die alte Ritualsammlung von sehr verschiedenem Inhalt unter dem Namen Ordo Romanus. Sie handelt von dem Gottesdienste während des ganzen Jahrs, von Processionen, dem Messopfer, von den Büchern, welche in der katholischen Kirche gelesen werden, von den Orationen an jedem Festtage, von den Gebräuchen und Cerimonien, von den Quatembere, von dem Fasten, von Einweihung der Tempel, Benediction der Kaiser, Äbte und Äbtissinnen, von der Consecration der Bischöfe und des Papstes, von der Eröffnung allgemeiner und Provinzialconcilien. Der Verfasser ist unbekannt. Ihr Alter soll bis auf Gregor den Großen zurück gehen. Gratian nahm mehrere Stellen in seine Sammlung daraus auf (vgl. c. 6. D. 75. c. 6. ca. 35. qu. 6.). — Die älteste Ausgabe ist die des Georg Cassander, Köln 1561. Erster gab es Melch. Pittory (Col. 1568) und Georg Ferrari (Rom 1591 und Paris 1610) zugleich mit Christen ähnlichen Inhalts heraus. Die 15 Codices unter dem Namen ordines romanorum, die J. Mabillon in s. Museum Italic. T. II. (Paris 1689. 1730.) hat abdrucken lassen, sind davon verschieden. über die verschiedenen Editionen des Ordo Romanus vergl. man: Doujas praenot. II, 68. p. 264. Lang a. a. D. §. 86. C. X. von Droste-Hülshoff Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen (Münster 1828.), S. 126. Nr. 247. Carl Eduard Weiß Grundriß der deutschen Kirchenrechtswissenschaft (Mainz 1829.), S. 33. Vieles von diesen Verordnungen findet sich auch in dem Münsterschen Urkundenbuch von Wiesfert, Münster 1823. 4. und im Codex diplomaticus Rheino-Mosellanus v. Gänther, Coblenz 1822 — 25. 5 Th. Auch das Pontificale Romanum gehört zum Theil hierher.

1) Der Apostel Paulus sagt ausdrücklich: „der heilige Geist habe die Bischöfe gesetzt, die Kirche Gottes zu regiren; es stehe ihnen die Aufsicht über die ganze Herde zu“ (Apostelg. sb. XX, 28.). 2) Duo sunt genera Christianorum. Est autem unum genus, quod mancipatum divino officio, et deditum contemplationi etc.; ut sunt clerici — i. e. sorte electi. Omnes enim Deus in suos delegit. Hi namque sunt reges. — Et hoc designat Corona in capite. — Aliud vero genus est Christianorum, ut sunt laici. — His licet temporalia possidere, sed non nisi ad usum etc. c. 7. C. XII. quaest. 1. — Regenda est unaquaeque parochia sub provisione ac tuitione episcopi per sacerdotes, vel caeteros clericos, quos ipse cum Dei timore providerit, cui jure pertinere videtur et circumire, ut sibi necessarium visum fuerit, ecclesiastica utilitate cogente. — Quaecumque res ecclesiae sunt convenit — gubernari et dispensari cum iudicio et potestate episcopi, cui totius plebis animas videntur esse commissae. C. 4. S. C. X. qu. 1. — Im Sinne des Papstes ist nämlich nur der Clerus die Kirche, und zwar nur der hierarchische Clerus. Und nur außer der Kirche steht ihm das ganze große Laienvolk. Das Vernunftrecht verwirft diese Scheidung in Heilige und Unheilige, in Geweihte und Ungeweihte, so wie alles Kastenwesen. Daher betrachtet auch die evangelische Kirche alle für berufen und geweiht. Heiliger und gesalbter mag der Priester sein, und vorzüglich der hohe, aber auch er, und die um ihn stehen, sollen um so weniger verkennen, daß auch heilig und gesalbt ist der Laie — denn er ist Christ. 3) Can. apost. 36. „His in anno fiat episcoporum Synodus etc. 4) Barbosa de officio et potestate episc. P. III. alleg. 93. n. 28 sq. 5) Vgl. Lang Geschichte und Insti-



nigen und zu befreien, und machten sich darin verdient um die allmähliche Entfernung der Irrlehren und des Aberglaubens. Groß sind in dieser Beziehung die beharrlichen Bemühungen Scipio's von Ricci, Bischofs von Vistoja und Prato. Seine Hirtenbriefe verdienen mit goldenen Lettern in den Annalen der kirchlichen Gesetzgebung aufgezeichnet zu werden<sup>7)</sup>. Rühmlichst zeichnen sich die Hirtenbriefe und Rundschreiben von Bessenberg's aus; und auch der Erzbischof von Köln, geb. Graf von Spiegel, läßt durch seine Hirtenbriefe das Licht der Wahrheit in seiner Kathedrale leuchten. Ihm scheinen auf dieser Ehrenbahn nachzugehen zu wollen die Bischöfe in Trier, Freiburg, Paderborn, Hildesheim und Bamberg, auch der Bischof D. Ziegler in Gallizien. Durch ihre Hirtenbriefe wirken sie für zweckmäßige Einrichtungen im Cultus und zur Abwehr kirchlicher Mißbräuche mit wahrhaft edlem Streben. Ihre Hirtenbriefe geben eine erfreuliche Probe, daß es ihnen bei ihrem Pontifikat mehr um das Prinzip der Perfectibilität als dem der Stabilität oder des ultramontanen Absolutismus zu thun ist. Ganz besonders aber verdient der Hirtenbrief angerühmt zu werden, den die Bischöfe Irlands bei ihrer diesjährigen Versammlung in Dublin erlassen haben. Er ist ein Denkmal ihrer oberhirtlichen Weisheit sowohl als ihres Eifers und ihrer Liebe für den öffentlichen Frieden. Es webet darin der dem heiligen Amte Ehre machende Geist der unumschließlichen Anhänglichkeit an die Konstitution und die Gesetze des Vaterlandes, an die Person und die Räte des Monarchen. Dieser Hirtenbrief ist um so wichtiger, da er ein Erzeugniß der gesammten Bischöfe Irlands ist, und aus einer gemeinschaftlichen Beratung über die gegenwärtige Lage Irlands und die über die kirchlichen Angelegenheiten zu ergreifenden Maßregeln hervorgegangen ist. Er ist von 27 Bischöfen unterzeichnet, an deren Spitze der katholische Primas M. Patricius Curtis, Erzbischof von Armagh, und M. Daniel Murray, Erzbischof von Dublin, stehen. Andere Bischöfe, denen es nur darum zu thun ist, die ultramontanen Grundsätze, wie man sie in Bezug auf die weltliche Herrschaft des Papstes nennt, und auf welchen die römische Curie mit der größten Hartnäckigkeit auch in neuester Zeit beharrt, in Umlauf zu bringen, suchen in ihren Hirtenbriefen, gestützt auf alten Brauch und Herkommen, unter dem Vorwande, Gott einen Dienst zu thun, hierarchische Ansprüche zu erneuern, neuen Samen der Zwietracht, Unuldksamkeit und Fanatismus auszustreuen, und den innern Frieden der Gemüther, der durch eine gleiche bürgerliche Existenz der verschiedenen Confessionen im Sinne der Christenliebe durch das öffentliche Recht gesichert ist, auf's Neue zu gefährden. Nicht zu verkennen ist diese Tendenz im Hirtenbriefe von dem Domkapitel zu Strasburg<sup>8)</sup>. Wer erinnert sich nicht des Hirtenbriefes des Erzbischofs von München, der ganz Baiern in Bewegung brachte, und den die könig-

liche Gewalt zu unterdrücken sich beeilte<sup>9)</sup>? Und wie sehr in den neuen Hirtenbriefen von der Politik der Kirche, von dem heiligen Vater in Rom, von der allgemeinen Unterwerfung unter die Gewalt der Kirche und von der Zurückführung der Protestanten in den Schoß der wahren und allein selig machenden Kirche die Rede ist, beweisen die beiden Hirtenbriefe des Bischofs von Strasburg<sup>10)</sup> und des Erzbischofs von Toulouse und Paris von Frankreich<sup>11)</sup>. Große Sährung unter dem Volke machte auch der Hirtenbrief, welchen der Erzbischof von Rouen, Fürst Croi, datirt aus Paris 19. März 1825, erlassen hatte, und der 36 Quartseiten stark, bei Megard zu Rouen gedruckt, eben im Buchhandel erscheinen sollte, als plötzlich der Befehl eintraf, dem zu Folge der Buchdrucker alle zum Verkauf bestimmten Exemplare zurück geben mußte. Dieser Hirtenbrief war ganz nach den Satzungen des Conciliums von Pont-Audemer vom Jahre 1827 und im Sinne der römischen Curie abgefaßt. Er brachte einen ganz entgegen gesetzten Eindruck von dem hervor, den sich dessen Urheber<sup>12)</sup> versprochen

9) Auf diesen Hirtenbrief (abgedruckt in der Allgemeinen Kirchenzeitung, dritter Jahrgang 1824. S. 931 — 934) erfolgte eine königl. Erklärung de dato 19. Julius 1824, worin nach Anerkennung der heilsamen Absicht, welche den Erzbischof geleitet haben möchte, die ohne allerhöchste Bewilligung geschehene und zugelassene Verändigung gerügt, die gegen wiederholte Schritte in dem Umgang vieler Geschlechter von ihm angedrohten Strafverfügungen, in Rücksicht auf die vielfachen Anstände in der Vollziehung und auf die Folgen für die bürgerliche Ehre und Erziehung der betheiligten Personen, so wie für das Ansehen der Geistlichkeit selbst, als offenkundige Überschreitungen der geistlichen Gewalt gemißbilligt und außer Wirkung gesetzt werden. Ubrigens wurden die Behörden im Allgemeinen angewiesen, innerhalb ihres Bereichs alle zweckdienlichen und gesetzlich gestatteten Mittel anzuwenden, um in thätiger Zusammenwirkung mit den geistlichen Stellen die Fortschritte des Sittenverderbnisses zu hemmen, und allmählig einen besseren Zustand zurück zu führen. Dabei sollen sie jedoch die Grenzen ihrer Competenz genau einhalten, mit strengster Sorgfalt für die Aufrechterhaltung der königl. Hoheitsrechte wachen, und die Unterthanen gegen drohende Benachtheiligung bewahren. Es dürfe zwar — hieß es — die Kirche der kräftigsten Unterstützung in allen ihren, auf die Beförderung der Sittlichkeit bezogenen Bestrebungen versichert sein; man könne aber niemals mehr zugeben, daß die an sich löblichsten Zwecke mit Verletzung der gesetzlichen Formen im State verfolgt, und daß die der Kirchengewalt gesetzten Schranken auf irgend eine Weise überschritten würden. 10) Vgl. den Auszug davon in der allgemeinen Kirchenzeitung vom 3. 1824. Nr. 35. S. 281. Statt der praktischen Empfehlung des Christenthums wird der Marianische Dienst dringend darin empfohlen. 11) Er verlangte die Wiederherstellung der alten Kirchenzucht. Seine Wünsche umfaßten folgende Punkte: 1) gesetzliche Modifikationen hinsichtlich der Führung der Civilregister; 2) Erneuerung der Feiertage; 3) Wiederherstellung mehrerer geistlicher Orden in Frankreich; 4) Unabhängigkeit der Diener der Religion mittels Dotationen; 5) größeren Wirkungskreis für die bischöflichen Kapitel, besonders in Matrimonialstreitigkeiten; 6) Reorganisation der Kapitel und Aufhebung der so genannten organischen Gesetze. Eine königl. Verordnung vom 10. Jan. 1824 hat diesen als den Vorrechten und der Unabhängigkeit der franz. Krone zuwider laufenden Hirtenbrief (er war vom 15. Okt. 1823) unterdrückt und unterdrückt gelassen. 12) Für den Verfasser dieses Hirtenbriefes hält man den Großvikar von Rouen, Lesure, der früher die rechte Hand des durch seine Widerspächlichkeit gegen den König der Niederlande bekannten Bischofs von Gent gewesen. Leider waren auch die deutschen Bischöfe gewohnt, in ihren pö-

7) Vergl. das Leben und die Memoiren des Scipio von Ricci. Aus dem Franz. von Herrn von Potter. 4 Bände. Stuttgart 1826. — 8) s. Saphrenzson 2r Bd. S. 221 u. fg.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



sich in dieser Beziehung das Großherzogthum Weimar das Placet gesetzlich gesichert<sup>20)</sup>. Im Königreich Sachsen<sup>21)</sup> scheinen die Hirtenbriefe und alle Bullen und Breven oder sonstige Erlasse des römischen Stuhls, sobald sie nur nicht gedruckt sind, oder an einzelne katholische Einwohner des Königreichs gerichtet sind, wes Inhalts sie auch sonst seyn mögen, vor ihrer Bekanntmachung oder Insinuation der vorherigen Genehmigung von Seite des Stats bisher nicht bedurft zu haben. Wäre dem wirklich so, so hätte der Stat durch den Verzicht auf das Placet den Umfang seiner Schutzpflicht verkannt, die auch jeder Einzelne gegen kirchliches Unrecht in Anspruch zu nehmen berechtigt ist.

In unserer neuesten Zeit führte das kirchliche Oberhaupt in Rom in seinen Hirtenbriefen und oberbischöflichen Rundschreiben wieder eine Sprache, wie sie einst jene Päpste zu führen gewohnt waren, die den Bischöfen verboten, die Investitur mit Ring und Stab von Königen und Fürsten zu nehmen, die Excommunicationen gegen Kaiser und Könige erließen, die ganze Länder mit dem Interdicte belegten, die Aufrührer anzettelten und wider die Ketzer die peinliche Marterfrage der Tortur und die

Staten wegen Ausübung des oberhoheitlichen Schutz- und Aufsichtrechts über ihre katholischen Landestirchen neuerlich zu Stand gebracht haben, heißt es §. 4. „die von dem Erzbischof, dem Bischof und den übrigen kirchlichen Behörden ausgehenden allgemeinen Anordnungen, Kreisreiben an die Geistlichkeit und Diocesanen, durch welche dieselben zu Etwas verbunden werden sollen, so wie auch besondere Verfügungen von Wichtigkeit, unterliegen der Genehmigung des Stats, und können nur mit der ausdrücklichen Bemerkung der Statsgenehmigung (placet) kund gemacht, oder erlassen werden. Auch solche allgemeine kirchliche Anordnungen und öffentliche Erlasse, welche rein geistliche Gegenstände betreffen, sind den Statsbehörden zur Einsicht darzulegen, und es kann deren Kundmachung erst alsdann erfolgen, wenn dazu die Statserwilligung erteilt worden ist.“<sup>20)</sup> s. das großherzogl. Sachsen-Weimar'sche Gesetz vom 7. October 1823, über kathol. Kirchen- und Schulangelegenheiten §. 3. „Alle neue bischöflichen Verordnungen, so wie alle erzbischöfliche Verordnungen, desgleichen alle Beschlüsse von Synoden und Kirchenversammlungen, endlich alle Bullen und Breven oder sonstige Erlasse des römischen Stuhls an die katholische Kirche, das Großherzogthum mit angehend, oder an eine kirchliche Stiftung, eine Gemeinde, oder einzelne Einwohner des Großherzogthums, wessen Inhaltes sie auch seyn mögen, und sonst ohne Unterschied, sind vor ihrer Bekanntmachung oder Insinuation der Statsbehörde zur Einsicht vorzulegen. Auch dürfen dieselben in sofern, als sie nicht bloß geistliche Vorschriften enthalten, und nicht bloß moralischen oder dogmatischen Inhaltes sind, ohne das von dem Landesherrn ausdrücklich erteilte Placet nicht publicirt, nicht insinulirt, nicht zur Anwendung gebracht werden. Wer in dem Großherzogthum dagegen handelt, oder hieran Theil nimmt, soll zur Untersuchung gezogen und nachdrücklich bestraft werden. Auch für alle frühere päpstliche und bischöfliche Anordnungen ist die Genehmigung von Seite des Stats notwendig, sobald von solchen aufs Neue Gebrauch gemacht werden will. Das landesherrliche Placet ist zu jeder Zeit widerruflich.“ Vergl. noch darüber Müllers Beiträge zu dem künftigen deutsch-katholischen Kirchenrechte, Neustadt a. d. D. 1825, S. 85—102. 21) s. das königl. sächsische Mandat, die Ausübung der katholisch-geistlichen Gerichtsbarkeit in den sächsischen Kreisländern, und die Grundsätze zur Regulirung der gegenseitigen Verhältnisse der katholischen und evangelischen Glaubensgenossen betreffend vom 19. Febr. 1827, §. 3. Vergl. noch darüber Müllers Ansichten über manches, was päpstelt (Zimenau 1828), Nr. V. S. 141 u. f.

brennenden Scheiterhaufen errichteten. Leo XII. predigte trotz aller concordatmäßigen Zusicherungen in seinen oberhirtlichen Beschlüssen und seinem encyclischen Brief vom 3ten März 1824 gegen die Toleranz und qualificirt die Abweichung vom römischen Kirchenglauben als ein weltlich strafbares Verbrechen. Das Rundschreiben des Papstes Pius VIII. (Epistola encyclica d. d. 24 Maji 1824) an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe<sup>22)</sup> ist eine complete Verdammungslehre; der Papst zeigt sich darin als absoluter Monarch der Christenheit und als Feind aller fortschreitenden Wissenschaft und Bildung. Nachdem er darin die Hirten seiner Herde, der er selbst als oberster Hirt vorstehe, im Allgemeinen an ihre Pflichten erinnert hat, kommt er auf die Uebel zu sprechen, welche „von den Söhnen dieser Zeit“ ausgehen. Er redet von den Irrthümern und falschen Lehren, von denen, nicht im Geheimen, sondern offen und gar feindselig der katholische Glaube bekämpft wird, von den gottlosen Menschen, welche mit Hilfe der Philosophie gegen die Religion zu Felde ziehen; er beklagt besonders den Stuhl Petri zu Rom, daß er so sehr angefeindet werde und daß die Bande der Einigkeit mit ihm von Tage zu Tage lockerer werden oder gar sich ganz lösen, daß das Ansehen der Kirche aller Orten immer mehr abnehme und die Diener der Kirche der Verachtung Preis gegeben seien, daß die heiligen Gebote nicht geachtet und die heiligen Gebräuche verspottet würden, daß man Alles, was die Religion betreffe, für alte Weibermährchen und bloßen Aberglauben halte. Er verdammt ferner die gar verderblichen Sophisten, welche keinen Unterschied unter den verschiedenen Glaubensbekenntnissen machen und jede Religion für selig machend erklären, welche diejenigen, die die angeborene oder sonst angenommene Religion verlassen, eine andere, und wäre es auch die katholische, annehmen, des Leichtsinns und der Thorheit beschuldigen. Er nennt die Philosophie dieser von ihm so genannten Sophisten ein gräßliches Ungeheuer von Gottlosigkeit, indem nach derselben der Wahrheit und dem Irrthume, der Tugend und dem Laster das gleiche Lob des Rechtes und der Vorzug des Guten erteilt werde, er nennt dieses System der Unterschiedlosigkeit (indifferentia) der Religionsbekenntnisse ein höchst verderbliches und der gesunden Vernunft widerstrebendes, indem diese Lehre, daß, wenn von den Religionen, die unter einander nicht übereinstimmen, eine die einzig wahre sei, die andern nothwendig falsch seyn müßten, und daß zwischen Licht und Finsterniß keine Verbindung Statt finden könne. Er ermahnt daher die Patriarchen, Primaten u. s. w., die Völker zu belehren, daß die katholische Religion die einzig wahre sei, nach dem Vorgange des Apostels, der da sagte, daß nur Ein Herr, Ein Glaube und Eine Taufe sei, und daß

<sup>22)</sup> Es wird unter andern in der katholisch-theologischen Zeitschrift, welche unter dem Titel: „von der katholischen Kirche“ bei Max und Comp. in Breslau erscheint, im zweiten Hefte des Jahrgangs 1830, S. 270 fg. mitgetheilt.



derjenige verdammt sei, der, wie Hieronymus sagt, außer diesem Hause ein Lamm esse und Alle in der Sündfluth umkommen müßten, die nicht in der Arche des Noah gewesen seien. Denn den Menschen sei außer dem Namen Jesus ein anderer, der uns zur Seligkeit führen könne, nicht gegeben, und nur der werde selig, der da glaube: wer aber nicht glaube, müsse verdammt werden<sup>23)</sup>. Er ermahnt darauf zur Wachsamkeit gegen diejenigen, welche die Bibel nach einer neuen, nicht mit den Vorschriften der Kirche übereinstimmenden Erklärung, wie sie ein Jeder aus sich selbst schöpfe, in verschiedene Sprachen übersetzen und verbreiten, ja sogar mit den größten Kosten unter rohe Völker unentgeltlich vertheilen, und so statt des Wassers heilbringende Weisheit tödtliches Gift darreichen. Er verweist dabei auf Dasjenige, was schon früher Päpste in Betreff des dadurch den christlichen Völkern zuwachsenden unermesslichen Nachtheils und zur Vergütung desselben gethan haben, auf den *index concilii Tridentini*, und das, was die *congregatio indicis* verordnet, und erklärt laut und offen, daß nur diejenigen lateinischen Übersetzungen erlaubt seien, welche der päpstliche Stuhl gebilligt habe und die mit Anmerkungen aus den heiligen Kirchenvätern versehen seien. Denn, wie die Synode von Trident aus gesprochen habe, Niemand solle in Sachen des Glaubens und der christlichen Moral (*in rebus fidei et morum ad aedificationem doctrinae Christianae pertinentium*) auf seine Klugheit sich verlassen und die heilige Schrift nach seinen Ansichten auslegen, gegen die Erklärung der Kirche und die übereinstimmende Meinung der Kirchenväter. Pius VIII. eifert sodann gegen alle geheimen Gesellschaften, die, gegen Gott und Fürsten feindselig gesinnt, damit umgehen, Verderben der Kirche, den Reichen Untergang, der ganzen Welt Umwälzung und, mit Unterdrückung alles wahren Glaubens, Unheil zu bereiten und wiederholt das Anathema der Päpste Clemens XII., Benedikt XIV., Pius VII. und Leo XII. gegen diese geheimen Sekten aller Namen und Gattungen. Er kommt dann auf die geheime Gesellschaft derer zu sprechen, die den Zweck haben, die Gemüther der Jugend, welche in

Gymnasien und Lyceen gebildet und unterrichtet wird, zu verderben und durch gottlose Lehren auf die Abwege Baals zu führen, und welche es bereits dahin gebracht haben, daß jene Jugend, ohne Scheu vor Religion, ohne Sitteneinheit und wahre Kenntnisse, göttliche und menschliche Rechte mit Füßen tritt und keiner Schandthat sich schämt. Er ermahnt die Patriarchen, Primaten u. s. w., dafür zu sorgen, daß nicht allein wissenschaftlich gebildete, sondern auch sittlich fromme Männer die wahre Jugendbildung leiten möchten, und besonders sollten die Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe die vom Concilium zu Trident ihnen übergebene Aufsicht über die Seminarien vorzüglich wachsam führen. Er ermahnt sie ferner, da die Pest verderblicher Bücher also weit, wie ein Krebs um sich greife, sie sollten über die ihnen anvertrauten Schafe wachen, daß diese nur mit dem sich nähren, was die Stimme Petri ihnen empfehlen und rathe werde, dasjenige aber, wovon diese sie warnen, als schädlich und ansteckend fliehen und vermeiden. Im Gefühle besonderer Sorge für das Heil der Seelen fordert er die Patriarchen u. s. w. auf, den Glauben an die Heiligkeit der Ehe nach Kräften unter der anvertrauten Herde zu erhalten, damit Nichts geschehe, was der Würde dieses Sakramentes Abbruch thue, die Ehe entweiche und an der Unauflösbarkeit irgend einen Zweifel erregen könne, und es seien zu diesem Zwecke die christlichen Völker zu belehren, daß die Ehe nicht allein nach menschlichem, sondern nach göttlichem Gesetze behandelt, daß sie nicht zu der Klasse irdischer, sondern heiliger Dinge gerechnet, daß Alles der Kirche untergeordnet werden müsse. Denn die eheliche Vereinigung, von Christus mit der Würde des Sakraments erhöht und mit himmlischen Gaben bereichert, will nicht allein Nachkommenschaft erzielen, sondern beabsichtigt vielmehr, diese für Gott und die göttliche Religion zu gewinnen, und sie bezeichnet, als ein heiliges Zeichen der unsterblichen Liebe Christi zu seiner Braut, die ewige und innigste Verbindung Christi mit seiner Kirche. Daher müssen die Völker belehrt werden, was die Kirche in dieser Beziehung anordne, bestimme und verdamme, damit sie Alles thun und beobachten, was das Wesen des Sakraments verlangt.

Auch das Rundschreiben des Papstes Pius VIII. an den Erzbischof und die Bischöfe der rheinischen Kirchenprovinz d. d. Rom den 30sten Junius 1830<sup>24)</sup> predigt den ärgsten Ultramontanismus. Die Bischöfe werden darin aufgefordert, der weltlichen Macht das Recht streitig zu machen, Diöcesan-Synoden zu bestätigen oder zu verwerfen, die Diöcesen einzutheilen und die Candidaten zu den heiligen Weihen und kirchlichen Ämtern auszuwählen. Die selbstständigen Verfügungen des States über moralische und religiöse Institute, über Seminarien und andere geistliche Lehranstalten, über Kirchendisziplin und über andere Gegenstände des äußern Kirchenthums werden Neuerungen genannt, die auf falschen und irrigen

23) Die Lämmer, h. h., die Kalen sollen also unterrichtet werden, daß die Lehren der allein seligmachenden römischen Kirche, und jene des Protestantismus sich gegen über stehen wie Wahrheit und Irrthum, Rechtschaffenheit und Schändlichkeit, Tugend und Laster. Es ist interessant, darüber die Kleblinge des jesuitischen Alerus in Frankreich commentiren zu hören. De la Renaudie meint, der Protestantismus sei im Begriffe, auf seinen eignen Ruinen für immer einzuschlummern; er hält ihn für eine bereits in Fäulniß übergegangene, der unvermeidlichen Auflösung nahe Sekte. Sein Kampfgenosse de Maistre ist der nämlichen Meinung; nur läßt er die Rückkehr der verirrten Schafe bald mit der anglikanischen, bald mit der griechischen Kirche beginnen. An einer anderen Stelle sagt er freilich: der Protestantismus sei eine unheilbare, gleich der Pest bisweilen unterbrochene, aber immer wiederkehrende Krankheit des menschlichen Verstandes, welche nur mit der moralischen und physischen Auflösung der Gesellschaft und des menschlichen Geschlechtes enden werde. Die essentielle Meinung führt jedoch eine andere Sprache. Diese will trotz allen Gegenbemühungen der Päpste kein Papstthum mehr, und diesen Wunsch der aufgeklärten Welt wird wohl die Zukunft nicht lägen strafen.

24) S. die katholische Kirchenzeitung von Dr. Göschl 1830. S. 645 u. f., wo es nach seinem ganzen Inhalte abgedruckt ist.



Grundsätzen beruhten, und die der Vernunft und Gerechtigkeit zuwider laufend seien. Den Bischöfen wird es zum Vorwurfe gemacht, daß sie die ihrer Sorge anvertrauten Gläubigen nicht gleich auf diese verderblichen Statsbeschlüsse aufmerksam gemacht hätten. „Eure Pflicht war es,“ heißt es in dem Rundschreiben, „Eure Hirtenstimme zu erheben, zur Züchtigung der Irrenden, zur Befestigung aber und zum Schrecken der Wandenden, nach dem Ausspruche des Weltapostels: Die sich vergehen, die strafe im Angesichte Aller, damit auch die Ubrigen sich fürchten. Eure Pflicht war es endlich, das Beispiel der Apostel nachzuahmen, die jenen, welche ihnen das Recht entreißen wollten, das Evangelium frei zu verkünden, zur Antwort gaben: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Der Papst bringt darin auf Widerrufung aller den freien Verkehr der Bischöfe mit Rom beschränkenden Beschlüsse und droht endlich mit apostolischen Maßregeln. Es müssen bei dem mannichfaltigen Mißbrauche der Hirtenbriefe die weltlichen Regierungen im Geiste des 19ten Jahrhunderts dawider auf ihrer Hut seyn und darauf bestehen, daß keine päpstlichen und bischöflichen Rundschreiben ohne ausdrückliche Statsgenehmigung auf irgend eine Weise kund gemacht werden.

(Alexander Müller.)

Hirtenflöte, Pansflöte, f. Flöte.

Hirtengedicht, Bukolisches Gedicht, f. Idylle.

Hirtengerichte, f. Hirtenstab.

Hirtengras (*Plantago coronopifolia*), f. *Phleum pratense*.

Hirtengüsel, f. *Eupatorium cannabinum*.

**HIRTENHAUS** (das), die Wohnung des Hirten, wird an den meisten Orten als Eigenthum der Gemeinde betrachtet und muß daher von derselben in baulichem Stande erhalten und nöthigen Falls neu gebaut werden. Zur Herbeischaffung der Baukosten ist die an manchen Orten gebräuchliche Einrichtung gemacht, daß der Hirt jährlich einen so genannten Leiblauf erlegt. Ubrigens sind die Hirtenhäuser auf Dörfern nicht selten Sammelplätze niedrigen Gesindels und verdächtiger Herumzügler und deshalb anrüchig. (R.)

Hirtenhorn, f. Horn.

**HIRTENHUND**, der, (Landwirthschaft) ein Hund, der entweder zur Leitung der Viehherden allein, oder zu dieser und zugleich zur Vertheidigung des Viehes gebraucht wird. Nach diesem verschiedenen Gebrauche sind die Hirtenhunde von verschiedener Rasse. Wo es Wölfe und Räuber gibt, hat man große von der Rasse der Bullenbeißer; in Deutschland halten meist nur Schafhirten Hunde von einer kleinern Spielart, wahrscheinlich Bastarte vom Pudel und Spitzhund, die gewöhnlich bei hängenden Ohrenlappen langhaarig und zottig sind. Der Hirtenhund muß gelehrig und aufmerksam wie ein Pudel, leicht und schnell im Lauf und abgehärtet seyn. Zu seiner Pflege gehört, daß er sein nahrhaftes, meist aus Brot bestehendes Futter reichlich und ordentlich erhält, weil er unter allen Hunden am meisten arbeiten muß, nicht etwa mit Fleisch von ge-

fallenem, vorher krankem Vieh, welches bereits in Bewegung übergeht, gefüttert wird, keinen Mangel an frischem gesunden Wasser leidet, und nach großer Erhitzung nicht zur schnellen Abkühlung im Wasser oder Saufen gelassen wird. Schafzüchter haben die Bemerkung gemacht, daß schwarze Hirtenhunde Veranlassung geben, daß sehr viele schwarze, oder schwarzgestreckte Lämmer fallen. (Friedr. Kleusinger.)

Hirtenkönige, f. Hyksos.

Hirtenlager } , f. Nomaden u. Horde.

Hirtenleben } ,

Hirtenlohn, f. unt. Hirt.

Hirtenmantel, f. *Geranium Robertian*. Linn.

Hirtenmässiger Styl, f. Landschaftsmalerei.

Hirtenmusik, f. Pastorale.

Hirtennadel, f. *Scandix pecten Veneris*.

Hirtenpfeife, f. Flöte.

Hirtenpfennige, f. Pfennige u. Friedrichshafen.

Hirtensackel, Hirtensackkraut, f. *Thlaspi bursa pastoris*.

Hirtenschauspiel, f. Pastorale u. Schauspiel.

Hirtenschutt, Hirtenschütte, f. unt. Hirt.

**HIRTENSOLDATEN**, Bufolen, von Bufolis, dem Hirtenplatz bei Alexandrien so genannt, waren kühne räuberische Hirten in Ägypten, die unter Mark Aurels Regierung 172 von dem Priester Isidor aufgereizt, einen gefährlichen Aufruhr erregten. Sie ermordeten einen Centurio und seinen Gefährten, die sie mit List in ihre Mitte gelockt hatten, verschworen sich bei deren Leichen, und dann überwältigten sie alle in Ägypten befindlichen Römer. Schon wollten sie sich Alexandriens bemächtigen, als es dem Statthalter Cassius von Syrien gelang, sie unter einander zu entzweien und dann in einzelnen Kämpfen zu überwältigen, da er ihnen eine Schlacht zu liefern nicht gewagt hatte. (Dio Cass. L. 71. c. 4.)

(Raußhinkel.)

**HIRTENSTAB**, im eigentlichen Sinne der zu mancherlei Zwecken bestimmte Stab des Hirten, insbesondere der lange, am obern Ende gekrümmte und mit einem Haken und einem schaufelförmigen Eisen versehene Stab, dessen sich der Schäfer bedient, die fortlaufenden Schafe aufzubalten oder Erde zu fassen und wo es seyn muß, den Schafen nachzuwerfen. Da nun von den ältesten Zeiten an Aleriker mit Hirten und ihr Beruf mit dem eines Hirten verglichen zu werden pflegten, so kam auch der Hirtenstab als Symbol der Sorsorge und der damit verbundenen geistlichen Gerichtsbarkeit in Gebrauch und wurde Abzeichen der Bischöfe und Klosterobern (Bischofsstab, Krummstab). Im Mittelalter hieß auch so die niedre Gerichtsbarkeit der Kirchen und Klöster über Bauergüter und Leibeigene. Dst ist Hirtenstab einerlei mit Hirtengericht und bezeichnet das Recht einer Gemeinde, einen Hirten zu bestellen, Ausschlag des Viehes zu ordnen, Vieh zu pfänden, kurz die Gerichtsbarkeit über Weide und Trist. (R.)

Hirtenstab, 1) Astron. f. unter Bootes (1ste Sect. XII, 4.); 2) Bot. f. *Dipsacus pilosus*.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



# Ma ch t r ä g e u n d E r g ä n z u n g e n

zum

achten Bande der zweiten Section.

HILLEL (הלל), ein in der hebräischen Religions- und Literaturgeschichte nicht selten vorkommender Name<sup>1)</sup>, ist vorzüglich durch zwei Männer berühmt geworden: durch Hillel den Ältern und Hillel den Fürsten. Mit Uebergehung der übrigen minder bedeutenden soll hier nur von diesen Beiden die Rede seyn.

1) Hillel bassaken (S. der Ältere), gebürtig aus Babylon<sup>2)</sup>, daher auch Hillel der Babylonier genannt<sup>3)</sup>, nach gewöhnlicher<sup>4)</sup> Annahme von mütterlicher Seite aus davidischem Geschlecht, von väterlicher aber dem Stamme Benjamin angehörend. Sein Geburtsjahr setzt Bartolucci<sup>5)</sup> ins J. 3648 (v. Ersch. der Welt) oder 112 vor Chr. Geb.; Hieronymus<sup>6)</sup> läßt ihn kurz vor Christus leben. Merkwürdig ist, daß der jüdische Geschichtschreiber Flav. Josephus seiner nicht gedenkt, da Hillel doch nach allen Angaben der Juden ein sehr bedeutender und einflußreicher Mann gewesen seyn soll. Man hat daher vermuthet, er möge mit dem Pharisäer Pollio, von dem Josephus berichtet, oder dem Hohenpriester Hananeel eine und dieselbe Person seyn. Erstere Meinung hat die meisten Sönnner gefunden<sup>7)</sup>. Über die frühere Lebensgeschichte Hillels herrscht tiefes Dunkel; seine Ältern werden als sehr arm bezeichnet, was dem aufstrebenden Sohn in seinem Durst nach geistiger Ausbildung hinderlich war.

Einer seiner zwei Brüder, Namens Schabbana erwarb, wie erzählt wird, sich großen Reichtum, unterstützte ihn aber nicht<sup>8)</sup>. Die nachmalige Erhebung Hillel's wird von den Rabbinen als eine Belohnung seiner Geduld betrachtet und der Ausdauer im Studium unter sehr ungünstigen und niederbeugenden Umständen. In einem Alter von 40 Jahren begab er sich nach Jerusalem<sup>9)</sup>, wo damals Schemaja und Abtalion Vorsteher und die wichtigsten Lehrer waren. Durch ihren Unterricht bildete er sich vermaßen aus, daß er als ein Mann von 80 Jahren zum Haupt des Sanhedrin ernannt wurde und zog viele Schüler (nach Abarbanel<sup>10)</sup> 1000), welche seine Ansichten aufs eifrigste verfolgten; Zeugnisse seiner Erfahrung und Lebensklugheit geben zahlreiche Sprüche, welche in den so genannten Sprüchen der Väter stehen<sup>11)</sup>. So sagt er z. B.<sup>12)</sup>: „Wer nach Ruhm strebt, verliert seinen Ruhm; wer nicht wächst, nimmt ab und wer nichts lernt, verdient den Tod und wer die Krone mißbraucht, verliert sie.“ Und an einer andern Stelle<sup>13)</sup>: „Trenne dich nicht von der Gemeinde, traue dir selbst nicht bis an den Tag deines Todes, richte deinen Nächsten nicht, bis du dich an seine Stelle gesetzt hast.“ In dem übertreibenden Stile der Talmudisten<sup>14)</sup> heißt es daher von ihm: „Kein Wort der Weisen ließ er ungelernt; er lernte alle Sprachen, er lernte die Rede der Berge, Hügel und Thäler, die Rede der Bäume und der Kräuter, die Rede des Wildes und der Lastthiere, die Rede der Dämonen und lernte alle Sprüche u. s. w.“ Schon Bartolucci<sup>15)</sup> deutet darauf hin, daß man jene Lobsprüche nicht wörtlich nehmen müsse. Die Tradition hat auch Beispiele seiner großen Kenntniß der gesetzlichen Bestimmungen aufbewahrt. Sein Streben ging, wie Jost<sup>16)</sup> ganz richtig bemerkt, dahin,

1) S. die lange Reihe derselben in *Wolf's* Bibliothec. Hebr. Vol. I. p. 351. II. p. 824 ff. III. p. 233. 34 und IV. p. 815. 2) *Zachut* Juchasin. p. 55.; *Gedaljah* Schalscheleth Hakkabbala. p. 26 a. *Das. Ganz* im Zemach David. 3) *Pesachim*. cp. 6. 4) *Gedalj.* a. a. D. p. 25. b. führt die verschiedenen Meinungen an. *G. Eng. Geiger* (commentat. de Hillel et Schammai. §. II.), in *Ugqim. thea. antiquit. sacr.* Vol. XXI. p. 1185 tritt der Ansicht bei, daß Hillel von väterlicher Seite ein Nachkomme Davids, und zwar weil der Bruder Hillel's das Haupt der babylonischen Juden gewesen (*Maimonid.* zu Sanhedrin. cp. IV. *Gedalj.* a. a. D.) und dazu nur Nachkommen Davids in gerader Linie genommen worden wären. Wolf ist ebenfalls der Meinung, daß er von väterlicher Seite davidischen Ursprungs sei (a. a. D. II. p. 824), mit Bezug auf mehrere Auctoritäten. 5) *Biblioth. Rabbina.* T. II. p. 784; wahrscheinlich auf *Ganz* Auctorität sich stützend (vergl. *Wolf* a. a. D. II. p. 824.). 6) Zu *Jes.* VIII, 3. 7) *Wolf* (a. a. D. II. p. 828) theilt sie und gibt die Schriftsteller an, welche sie erwiesen haben; vergl. *Calmet's* biblisch. Wörterb. (2e Th. S. 518 der deutsch. Übers.)

8) *Juchasin.* p. 55. b. 9) *Abraham ben Dior* in *libr. Cabbala* (die Stelle bei *Wolf* a. a. D. II. p. 824.). 10) *Wors* rede zu *Nachalath Avoth*; im *Bava Bathra* cp. 8. p. 180 werden ihm 800 beigelegt. 11) Vergl. die Zusammenstellung derselben in *Bartolucci* *Biblioth. rabbin.* P. II. p. 791 ff. 12) *Pirke Aboth* cp. 1. Nr. 13. (nach *Ewald's* *Ausg.* S. 19). 13) a. a. D. Cap. 2. Nr. 6. (*Ewald's* *Ausg.* S. 30). 14) *Magrocheth Sopherim* cp. 16. Halach. 9. 15) *Biblioth. rabbin.* P. II. p. 787. 16) *Gesch. der Israelit.* seit d. Zeit der *Makkab.* 1r Bd.



das Gesetz zu vereinfachen und in geringfügigen Dingen Strenge und Rigorosität zu entfernen. Hierin war Schammai, der eine Zeit lang seinen Unterricht genossen hatte, das gerade Gegentheil desselben und die verschiedene Denkart beider hochgeachteter Lehrer theilte sich auch den von ihnen ausgehenden Schulen der Hillelianer und Schammaiten mit<sup>17)</sup>. Durch höhere Entscheidung (ein so genanntes Bathkol) wurde aber zu Gunsten Hillel's und der Seinen entschieden; demnach haben die spätern Juden gewöhnlich seine Meinung angenommen. Nach den Sprüchen der Väter<sup>18)</sup> ward jener Streit im Namen des Himmels geführt, d. h. wohl so viel als, nicht aus Streitsucht, sondern aus dem höhern Interesse für die Wahrheit<sup>19)</sup>. Worin Hillel und Schammai eigentlich mit einander in Widerspruch gewesen, darüber sind die Ansichten sehr abweichend<sup>20)</sup>; aber man nahm die Sache doch so wichtig, daß der Tag, an welchem der Streit entstanden seyn soll (9te Adar), zu den Fasttagen gehört<sup>21)</sup>. Nach Raimonides soll der Gegensatz bloß in der Methode ihrer Beweisführung gelegen haben<sup>22)</sup>, wogegen sich indeß Vieles sagen läßt<sup>23)</sup>; nach Andern in gewissen Lehrsätzen, wahrscheinlich aber lag er in der Quelle ihrer Lehren, so daß Hillel mehr auf die mündliche Tradition, mit der er sich offenbar beschäftigt hat, Schammai dagegen auf das geschriebene Gesetz hielt<sup>24)</sup>. Einige Einrichtungen, besonders die mit dem Namen Perusbol (חרבול) bezeichneten<sup>25)</sup>, kommen von Hillel her; auch machte er sich um eine bessere und einfachere Anordnung der Überlieferungen verdient<sup>26)</sup> und ist in sofern als ein Vorläufer von Juda dem Heiligen zu betrachten, von welchem die Ökonomie der Mischna in ihrer dormaligen Gestalt herrühren soll. Auch wird diesem Hillel von einigen Gelehrten ein biblischer Coder zugeschrieben, welcher indeß von andern seinem Namensgenossen beigelegt wird<sup>27)</sup>.

2) H. Hannasi (der Fürst), Sohn des Rabbi Juda Nassi und Großvater Juda des Heiligen.

Von H: dem Altern, soll er im 10ten Gliede abstammen<sup>28)</sup> und in das 4te Jahrh. nach Chr. gehören. Bekannt ist er als Begründer der Ara von Erschaffung der Welt unter seinem Volke<sup>29)</sup>; er bestimmte die Solstitien und Aquinoctien genauer, führte einen Jahrescyclus ein von 19 Jahren, und schaltete in das 3te,

6te, 8te, 11te, 14te, 17te und 19te Jahr einen ganzen Monat ein, damit nicht bei der unter den Juden gewöhnlichen Weise das Jahr zu bestimmen ferner ein vollständiges Verrücken der Jahreszeit Statt finden könne<sup>30)</sup>.

(A. G. Hoffmann.)

HINDOSTAN, HINDUSTAN. Name und horizontale Dimensionen. Drei Halbinseln von großer Flächenausdehnung lehnen sich im S. an den zugrundeten Körper des asiatischen Kontinents; es sind die arabische im W., die indische in der Mitte, die indochinesische im O. Unter gleichen Breitenparallelen, unter gleichem Himmel, in ihren Verhältnissen vielfach verschwifert, aber mit verschiedener Oberflächengestaltung, mit verschiedenen Völkerverhältnissen und verschiedener Weltstellung unter einander, bildet doch jede dieser Halbinseln eine Welt für sich. Die mittlere und die östlichste dieser Halbinseln wurden früher unter dem Namen Ostindien begriffen; jene nannte man die Halbinsel diesseit, diese die Halbinsel jenseit des Ganges; erst in neuerer Zeit führte man die Namen Vorder- und Hinterindien und Hindostan und indochinesische Halbinsel ein, welche letzte die bezeichnendsten sind. Die mittlere dieser Halbinseln, das Hindostan der Perser soll hier der Gegenstand unserer Betrachtung seyn. Die Aborigines des Landes gaben demselben den Namen Medyama oder Mittelpunkt der Erde, und Panabhumi oder Land der Tugenden.

Hindostan gränzt gegen N. an das tibetanische Hochland, gegen D. an die indochinesische Halbinsel und den bengalischen Golf des indischen Oceans, gegen S. an den indischen Ocean, gegen W. an das erythraische oder arabische, persisch-indische Meer, gegen NW. an den Absturz des hohen iranischen Plateaus oder die Reiche Beludschistan und Afghanistan, wovon letztes in neuerer Zeit auch Theile des eigentlichen Hindostan mit seinem Staatskörper vereinigt hat. An der SO. Spitze der Halbinsel liegt die Insel Ceylon; diese ausgeschlossen, breitet sich Hindostan zwischen 8° 5' und 33° 47' n. Br. und zwischen 85° — 110 östl. Länge von Ferro aus. Die Gestalt Hindostans gleicht einem verschobenen Rhombus; eine Diagonale von den Mündungen des Indus gegen D. zu denen des Ganges gezogen, gibt in einer Länge von 330 geogr. Meilen die größte Ausdehnung in genannter Richtung an, und theilt den Rhombus in 2 fast gleichschenkelige Triangel, deren Spitze Winkel im N. bei Leb oder Kadak, im S. im Kap Comorin liegen. Eine andere Diagonale, zur Verbindung dieser Winkelspitzen gezogen, gibt die Ausdehnung Hindostans von N. nach S. zu 400 geogr. Meilen. Die Gestadekrümmung beträgt dagegen von den Indusmündungen bis Kap Comorin 430, von hier bis zu den Gangesmündungen 420, zusammen 850 geogr. Meil. Das Areal des Ganzen beträgt in runder Zahl 65,000 geogr. □ M., wovon auf den nördl. Triangel, das Hindostan im engeren Sinne, 34,775; auf den südlichen oder die eigentliche Halbinsel

S. 157. Vergl. auch P. Beer Geschichte, Lehre und Meinungen aller religiösen Secten der Juden. 1r Bd. S. 129 ff. 17) Bartolucci a. a. D. p. 789 ff. 18) Cap. 5. Nr. 19. (S. 173 nach Ewald's Ausg.). 19) Vgl. Fagius s. d. Et. (bei Ewald a. a. D. S. 173. 74 wiederholt.) 20) Vgl. Geiger a. a. D. Wolf a. a. D. P. II. p. 826. 27 und die von ihnen bemerkten Schriftsteller. 21) Wolf a. a. D. p. 826. 22) Praef. ad commentar. in Mischn. fol. 8. 23) Vgl. Wolf a. a. D. und seine Gewährsmänner. 24) Wolf a. a. D. p. 827. 25) Vgl. darüber Burdorf im Lexic. Talmud. fol. 180. b. Vorzüglich aber Bartolucci a. a. D. p. 787 ff. 26) Schalschel. Hakkab. p. 26. Suchasin. p. 56. 27) S. über diesen verloren gegangenen Coder des A. J. Wolf a. a. D. p. 289. 90. 28) Ganz im Zetnach David. 29) Vgl. darüber Bartolucci a. a. D. p. 415. 439 u. 545.

30) a. a. D. p. 416 u. 548.



30,220 □M. kommen. Hindostans Flächenraum gleicht daher dem des europ. Rußlands.

## II. Das Relief Hindostans.

Die Oberflächen Hindostans sind dreierlei; sie bestehen:

1) aus dem großen Gebirgslande des Himalaya, dem größten Riesengebirge der Erde. Wie das hohe europäische Alpengebirgsland sich der lombardischen Tieflandschaft im N. vorlagert, so hier das indische Alpengebirge dem indogangesischen Tieflande; während jenes aber durch seine Zugänglichkeit ein vermittelndes Glied zwischen dem N. und S. Europa's bildet, gibt sich dieses als ein hemmendes, als eine fast undurchbringliche Scheidewand zwischen Völkern, Staten und Kulturen, und trug zu der Individualisirung Indiens außerordentlich bei;

2) aus dem großen indogangesischen meergleichen Tieflande, oder Centralindien. Im N. vom Himalaya, im W. vom indopersischen Gränzgebirge, im D. von dem Gebirgslande der Birmanen, im S. von dem Hochlande Dekan eingeschlossen, stößt es auf seiner SW. und SO. Seite an zwei sehr verschiedene Meere;

3) aus der eigentlichen indischen Halbinsel, dem Dwipa der Hindus, seiner Lage nach von ihnen Dekan oder der Süden genannt; ein in sich geschlossenes erhabenes Plateauland, mit schmalen Küstensäumen, der Sitz der ältesten indischen Staten und alter indischer Kultur.

Das Areal dieser verschiedenen Oberflächen gibt sich folgender Maßen; es enthält nämlich:

	geogr. □M.
Das Gebirgsland des Himalaya mehr als	12,000
Das Tiefland Centralindiens . . . . .	21,725
Das Plateau Dekan mit der kleinen gebirgigen Halbinsel Guzurate . . . . .	25,550
Die tiefen Küstensäume Dekans . . . . .	5680
	<hr/>
	zusammen 64,955

oder in runder Summe 65,000, wozu noch die Insel Ceylon mit 966 □M. kommt.

Bei einer näheren Betrachtung dieser Naturtypen verweisen wir in Betreff des Himalaya auf dies. Art. und haben deshalb nur nöthig, uns hier mit dem indischen Tieflande und dem Plateau Dekan zu beschäftigen.

### A. Das indische Tiefland oder Central-Indien.

Die Länge dieses Flachlandes von den Indus bis zu den Gangesmündungen beträgt, wie schon erwähnt, 330 geogr. Meil., seine größte Breite vom Fuße des Himalay bis zum Meere, beträgt im W. Theile 200, im D. nur 60 solcher Meilen, und wird in der Mitte durch die nördlich abfallenden Vorstufen Dekans bis auf 40 Meilen eingeengt.

Die ganze Fläche kann natürlich in 2 große Theile zerlegt werden, nämlich in das Tiefland am Indus, und in das Tiefland am Gangesstrom.

Das Tiefland am Indus zerfällt seiner natürlichen Beschaffenheit nach wiederum in folgende Theile: 1)

Pendschab oder das Fünfstromland, 2) das Industhal oder die Länder Multan und Sind, 3) die Wüste Sind, 4) die Korastfläche-Gutch.

1) Das Pendschab. Dieser Name ist von den Persern aus dem sanskritischen Panischanada, d. i. das Fünfflüssige gebildet, und jetzt allgemein angenommen. Es ist der nordwestlichste Theil des indischen Tieflandes und trägt die Namen von seinen fünf Hauptflüssen, welche von W. nach O. Dschilum, Chinab, Rawi, Beyah, Setledsch heißen, sich Anfangs zu je 3 und 2 in 2 Hauptländern, welche bei Multan und Bahawulpur vorüberziehen, und dann bei Uch in einem einzigen Arme, dem Punjund, versammeln, welcher sich bei Mittenkot in den Indus ergießt. An die meisten dieser Flussnamen hat das indische Epos Mythen geknüpft, etwa wie der Kampf Jakobs mit Gott sich an den Namen des Flusses Jabbok bindet. Die natürlichen Gränzen des Pendschab sind also der Indus, der Himalaya, der Setledsch; durch seine 5 Ströme und den Indus wird es in 5 Zweistromländer oder Duabs getheilt. Seine Südgränze reicht in politischer Beziehung jedoch nicht bis zur Mündung des Punjund, sondern nur bis zur Breite von Multan. Das westlichste der Duabs, zwischen Indus und Dschilum ist das größte; von der Salzette des Himalaya bis zur Mündung des Punjund ist es 50 geogr. Meilen lang, zwischen Attock und Tellepur 23, in der Breite von Multan 6—7, in der schmalen Landspitze von Orchan nur 2 Meilen breit; eine ungeheure Ebene, deren Südspitze sich bei den Überschwemmungen des Indus in ein Süßwassermeer verwandelt. Die Duabs zwischen Dschilum und Chinab, zwischen diesem und dem Rawi sind flach, die beiden östlichsten wellenförmig. Das ganze Pendschab ist eine Sandwüste, aber an den Strömen sehr fruchtbar, mit reicher Vegetation und eine wahre Kornkammer. In dieser Mittelstufe zwischen Iran, dem nördlicheren Asien und Hindostan herrschte schon in ältester Zeit indische Kultur, die Großmogul verpflanzten hierher die ausgesuchtesten Obstarten und Kulturpflanzen, aber jetzt ist das Land mit Ruinen bedeckt, und selbst die alte Mongolen-Residenz Lahore hat ihren Glanz verloren. Jetzt steht das Land unter der Herrschaft der kriegerischen Sikhs, deren theokratische Bundesstaten den Sitz ihres Nationalrathes nach der Stadt Amretsir verlegt haben. Das Pendschab hat von jeher, seit Alexanders d. Gr. bis in die neuesten Zeiten durch seine Weltstellung den wichtigsten Einfluß auf die Geschichte Indiens und ganz Mittelasiens ausgeübt; denn die großen Heere, welche aus N. und W. in diese Mittelstufe mit kühlerem Klima hinab stiegen, fanden hier alle Mittel sich zu reetabliren, und auf dieser großen Ebene konnten die gewaltigen Reiterheere immer weiter gegen D. zu entscheidenden Schlachten vorrücken.

2) Das Industhal, zu beiden Seiten dieses Stromes, von Multan südwärts bis zu dessen Mündungen, vom Gehänge des indopersischen Gränzgebirgs über den Strom bis an die Gränze der Sandwüste Sind. Es ist eine unermessliche, vom Indus befruchtete Ebene,



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Al-Murban-Khan nach Delhi, und den Duablanal, beide aus dem Jumna, an seinem Austritt aus dem Gebirge abgeleitet, hinlänglich angedeutet wird. Die Senkung längs des Jumna von dessen Austritt aus dem Gebirge bis nach Kurnal, beträgt auf dieser Strecke von 13 geogr. Meilen nur 250 englische Fuß, und Kurnal selbst, obgleich so bedeutend vom Gebirgsfuße entfernt, liegt noch so hoch wie Hurdwar, nämlich 1024 Fuß über dem Meere. Ein anderer, und zwar der nördlichste Theil der oberen Gangesebene, zwischen dem Gebirge und dem linken Ufer des Stromes, von Hurdwar bis Furruckhabad, heißt Rohilkund; es wird durch eine niedrige Bergkette, worüber viele Pässe führen, von dem Terriani oder der Gränzstufe des Himalib getrennt und von den Rohilla's bewohnt. Der untere Theil des mittleren Stufenlandes des Ganges hat von seinem lieblichen Klima den persischen Namen Behar; sein Boden ist sehr fruchtbar, überall mit Salpeter geschwängert. Der ganze, in Rede stehende Abschnitt des Ganges-Lieflandes, ist dem Hindu das edle Land Megada, berühmt in seiner ältesten Geschichte, und ihm noch jetzt unter diesem Namen bekannter als unter jeder anderen Benennung. Sowohl der Ganges, als viele seiner Nebenströme werden in diesem Megada für heilig gehalten; im untersten Stufenlande Bengalen hört der Ganges auf, ein heiliger Strom zu seyn.

Das unterste Stufenland des Ganges, oder Bengalen, erstreckt sich vom Fuße des Himalib, bis zum bengalischen Golf, wird von dem Ganges, seinen vielen Armen und Nebenströmen, z. B. Bramaputer, bewässert, und ist 4523 □M. groß. Es ist ein sehr tief liegender Kessel, ganz der Wirkung des schwülen tropischen Himmels ausgesetzt, aber herrlich bewässert, von erstaunlicher Fruchtbarkeit, und von 26 Millionen Menschen bewohnt. Die Flora ist eigenthümlich: die ganze Natur wimmelt von Leben, vom Elephanten und königlichen Tiger, bis zur Feuerfliege und zum Musquito herab. Besonders merkwürdig aber ist hier das Deltaland des Ganges, welches längs der Meeresküste 40 geogr. Meil. lang ist, eine Strecke, welche den Namen Sunderbund führt. Durch viele Mündungen des Ganges entstanden und entstehen hier viele dicht bewaldete Inseln. Diese nie aufhörende Inselbildung im untersten Gangesdelta ist äußerst merkwürdig; 4 Meilen seawärts liegen der Küste zahllose Sandbänke als untermeerische Fortsetzung des Delta vor, welche nach und nach zu Inseln werden und dann während der Regenzeit sogleich bewachsen und bald mit Hochwald bedeckt sind. Diese Sunderbunds sind, obgleich uncultivirt und nur hie und da von Holzhauern besucht, ein Land der Wunder: Tausende von Kanälen winden sich zwischen den grünen Schatten der Dickholzwälder hindurch, in deren Zweige sich oft die Masten und Segel der Schiffe verirren. Diese Waldungen sind die Heimath des königl. Tigers von Bengalen; sie werden außerdem von Ebern, Gazellen u. s. f. bewohnt, welche oft herdenweise durch die Kanäle von Insel zu Insel schwimmen. Unzählige Vögelscharen beleben die Zweige der Bäume und des Nachts scheinen Wasser und Wald

von dem Glanze unzähliger lichttragender Insekten in Feuer zu stehen. Die bösen Dünste, welche in der großen Sommerhitze bei stillem Wetter entzündet, hin und wieder die Luft durchflammen, gelten den Schiffern für die bösen Geister dieser schrecklichen und wundervollen Wildnisse.

#### B. Dekan ober der Süden Hindostans.

Dekan zerfällt in 8 Hauptabtheilungen: das Hochplateau in der Mitte, von dreieckiger Gestalt, und die beiden Küstenstriche im O. und W. desselben. Zu diesen Küstenstrichen, so wie zum Tieflande am Indus und Ganges, steigt man indeß nicht unmittelbar hinab, sondern man gelangt dahin erst sowohl im N., als im O. und W. über Randgebirge des Plateau's, durch steile und enge Felsenspässe, Gats genannt, ein Name, welcher auf 2 dieser Gebirge übergegangen ist. Diese Randgebirge sind: im W. die Westgats, im O. die Ostgats, welche beide sich im südlichsten Punkte unter 11° n. Br. in dem hohen Nil-Gerri-Gebirge mit einander verbinden, und im N. das Windhya- oder Windhyachalssystem, dem im N. mehrere Hochländer als Vorstufen von Dekan bis zum Ganges vorgelagert sind. Südlich des Nil-Gerri-Gebirgs liegt eine tiefe und schmale, beinahe bis zum Meerespiegel durchgerissene Lücke, das Gap, durch welches die östlichen und westlichen Küstensäume mit einander communiciren. Im S. dieses Gap steigt nur noch einmal ein Gebirgsland empor, das wir einweilen mit dem Namen seines südlichsten Zweiges, das Ali-Gerri-Gebirge nennen wollen. Es stürzt mit dem hohen Felsenkap Comorin in das indische Meer.

In Dekan sind also nach einander folgende Naturtypen zu betrachten:

- 1) das Plateau im Innern;
- 2) die Kette der Westgats und die Nilgerri;
- 3) die Kette der Ostgats;
- 4) das Windhyasystem, und die nördlichen Vorstufen Dekans;
- 5) die Aligerri;
- 6) die Küstenebene Coromandel;
- 7) die Küstenebene Malabar und das Gap;
- 8) die Inseln bei Dekan.

1) Das Plateau von Dekan. Es liegt im Innern der Halbinsel, von 11° nördl. Br. bis zu den Tapti- und den Nerubuddaströmen, von S. nach W. und dahinwärts immer an Breite zunehmend, und ist ringsum von Randgebirgen umkränzt. Diesem Umstande verdankt das Plateau seinen einheimischen Namen Ballagat, d. i. das Land über den Gats oder Pässen, im Gegensatz zu der Küstenlandschaft Coromandel, welche auch Payengat oder das Land unter den Gats genannt wird. Der südlichste Theil des Ballagat, wo die berühmten Städte Mysore und Seringapatam liegen, wird von den Geographen wegen seiner Lage im Innern Dekans „das Herz von Mysore,“ und wegen seiner Fruchtbarkeit und seines kühleren Klima's, „das liebliche Plateau von Mysore“ genannt. In anderen Gegenden führt das Plateau auch andere Namen, theils nach den Provinzen, theils eigenthümliche; so nennt man z. B. Süd-Mah-



ratta-Duab das Land zwischen den Flüssen Kistna und Lumbudra, Dmercuntuc das Hochland, wo die wilden Gauds ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben. Die mittlere absolute Höhe des Ballagat ist um Mysore 3500 Fuß, um Bangalore 2807 Fuß, um Mandiburga 3400 Fuß, um Bedschapur gegen 4000 F., um Hyderabad 2000 F., um Bellari im S. des Lumbudra 2200 F., um Belgaum zwischen den Flüssen Kistna und Gurda 2460 F., um Darwar im Süd-Mahratta-Duab 2400 F., um Punab im Mahrattenslande 2000 F., um Hurrihurr 1831 F. (wahrscheinlich die niedrigste Gegend des Plateau's), um Sirab 2223 F. An einzelnen Punkten steigt das Plateau indeß weit höher auf, z. B. um Satarab am obersten Kistna 5036 Fuß, ja an vielen Stellen hebt es sich nach Lambton's Beobachtungen bis zur Höhe der Westgats selbst hinan. Der Lauf der Ströme zeigt schon, daß sich das Plateau nach D. hin abdacht, und ihr langsamer Lauf beweist, daß diese Abdachung im Ganzen nur sanft ist; allein das Plateau ist keine Tafelfläche im reinsten Sinne des Wortes, sondern seine im Allgemeinen einförmige Flächenausdehnung ist nicht nur durch tiefe Stromthäler durchstädtelt, sondern es treten auch viele Bergketten und isolirte Tafelberge und Pils auf, welche letzte von unzählbaren Forts und Burgen (Drugs oder Durgos genannt) gekrönt sind. Viele der Bergketten, welche in allen Richtungen das Plateau durchziehen, sind uns noch unbekannt, nur einige derselben sind durch Lambton's Gradmessung bekannt geworden; ihre relative Höhe über dem Plateau ist gering, und beträgt selten über 900 Fuß. Eine dieser Bergketten, die wir die Kette des Davandrug nennen wollen, durchzieht das Herz von Mysore von N. nach S. und theilt es in 2 Hälften, die westliche von Mysore und die östliche von Bangalore oder Collar. Auf ihrem breiten Rücken erheben sich die Gipfel Davandrug 4005, Chittkul oder Schitakul 3329, Davarodrug oder Deodwydrug 3940 engl. Fuß hoch. Unter den isolirten Pils erheben sich auf dem Plateau von Mysore der Berg von Mysore zu 3446, der Bettadapur zu 4350 Fuß, auf dem Plateau von Collar der Rimandrug oder Rimanghar zu 4229 engl. Fuß absoluter Höhe. Der merkwürdigste der isolirten Pils ist aber wohl derjenige, welcher die alte Felsenfeste Deoghur, jetzt auch Dowlatabad (d. i. Stadt des Glücks) genannt, trägt. Er liegt im obersten Gebiete des Godaverystroms, im WNB. und unweit der berühmten Stadt Aurlungabad, zwischen dieser und den wundervollen Grottentempeln von Ellore. Es ist ein isolirter Trapp- oder Granitgipfel, einige Tausend Schritt im S. einer von W. nach D. streichenden Bergkette, 500 Fuß über die Ebene erhaben, überall mit steil abfallenden Felswänden, ganz in eine Felsenfestung verwandelt, rundum mit Wasser und Gräben umgeben. Durch eine dreifache Mauer gelangt man zu dem Fuße einer 150 Fuß hohen senkrechten Felsenwand von Granit, durch deren Inneres ein 12 Fuß hoher Felsenweg gehauen ist, durch welchen man von Fackeln begleitet, 10 Minuten lang immer empor steigend, auf einen freien Raum gelangt, der durch eine eiserne Fallthür geschlossen

werden kann. Über diesem Raume fangen nun die Bauswerke mit den Thoren an; Alles ist in Fels gehauen: Thürme, Wohnhäuser, Brücken, Batterien, Munitions- und Zeughäuser bis zu dem Kommandantenhause, das den Gipfel des Berges krönt. Dieser indische Königstein ist das Torgara des Ptolemäos, die Felscitadelle eines alten Weltmarktes, welche ihrer Stärke ungeachtet oft ihre Herren wechselte: in ihrer Geschichte spiegelt sich die Geschichte des ganzen Vorderindiens ab, das seit langer Zeit immer ein Spiel der Fremdlinge gewesen ist. Der Boden des Plateau's scheint überall aus Granit, Syenit und anderen Urgebirgsarten zu bestehen, die darauf aufgesetzten Bergreihen und Kuppen aber aus Flöz- und Trappgebirgsarten. Die Physionomie des Plateau's erinnert an eine engländische Landschaft: es ist ziemlich unfruchtbar, beinahe ganz waldlos, nur in den Thaleinschnitten sind Dickichte; an einigen Stellen jedoch gewinnt es durch Anbau oder den Glanz der Städte ein freundlicheres Ansehen; im Ganzen ist es auch dünn bevölkert. Die größere Kühle des Plateau's erlaubt der Kokospalme den Wachsthum nicht; sie gedeiht hier nur an geschützten Orten als Gartenbaum. Dagegen zeigen sich hier die Areca-Palme, der Mangobaum, das Zuckerrrohr, Weintrauben, Drangen, Granaten, europäische Gemüse und Obstarten, die den heißeren indischen Tieflandschaften fehlen. In den bewässerten Ebenen baut man die schönsten Reis- und Getreidearten; wo kein Anbau ist, wuchern sogleich Bambusdickichte und andere Bildnisse und Sümpfe, welche von Elgern und Elephanten bevölkert sind. An einzelnen Stellen sind noch Waldungen von Eikholz, damit ist z. B. das ganze wilde Plateau von Dmercuntuc bedeckt, wo es jetzt von den Engländern zum Gebrauch ihrer Marine ausgeholt wird; in früheren Zeiten bedeckten Eikholz- und Bambuswälder wahrscheinlich das ganze Plateau.

2) Die Kette der Westgats und die Nilgerri. Sie beginnt am mittleren Laufe des Taptistromes in der Provinz Khandesch, D. von der Stadt Surate, und zieht etwa vom 22ten bis zum 11° nördl. Br., also etwa 170 geogr. Meilen weit, gegen SW. Sie ist das westliche Randgebirge des erhabenen Ballagat: von diesem aus gewährt sie keinen grandiosen Anblick, dagegen stürzt sie mit roher Steilheit hinab in den tiefen Küstensaum von Khandesch, Concan, Canara und Malabad. Sie steht größten Theils nur wenige Meilen vom Meere ab, schiebt auch einzelne Vorgebirge an das Meer hinan, bildet aber nur an wenigen Stellen größere Krümmungen um den Küstengrund. Im N. von Bombai zieht sie sich am weitesten gegen D. und steht hier 8 — 10 Meilen vom Meere ab; in der Gegend von Mangalore umschließt sie eine busenartige Erweiterung der Küstenterrasse, die von dem Laufe der Ströme Nactravatty und Comardary, welche vereint unter den Mauern von Mangalore sich in das Meer ergießen, bezeichnet wird. Von N. nach S. hin nimmt die absolute Höhe der Westgats im Allgemeinen zu. Ganz im N. beträgt diese Höhe wohl nicht über 2000, im D. von Bombai schon gegen 3000, in den Maha-



balefchwarbergen (unter  $18^{\circ}$  nördl. Br., W. von den beiden Mahratten-Residenzen Punah und Sattarah) schon 5036 engl. Fuß. Südlich von hier, im D. von Goa senkt sich die Höhe wieder zu 2600 Fuß hinab; aber ihren Kulminationspunkt erreicht die Kette am Rande der so eben angeführten busenartigen Erweiterung der Küstenterrasse von Mangalore. Hier stehen Ballabrois Drug ( $13^{\circ} 7' 51''$  n. Br.) 4999, Soubramouny-bill ( $12^{\circ} 40' 5''$  n. Br.) 5584, Gundhully-betta ( $12^{\circ} 39' 55''$  n. Br.) 4366, Libiandamale ( $12^{\circ} 13' 10''$  n. Br.) 5682 engl. Fuß über dem Meere und letzter ist der höchste bis jetzt bekannte Gipfel der Westgats. Die Westgats scheinen aus einer labyrinthischen Masse von Bergzügen zu bestehen; auf ihrem Rücken liegt die Wasserscheide zwischen dem bengalischen und erythrischen Meere; dieser Rücken bezeichnet und zugleich die politische Gränze mehrerer Provinzen Dekans. Der nördl. Theil der Westgats besteht wie der nördl. Theil der dekan'schen Hochebene aus Trappgesteinen, daher sind hier die Gipfel tafelförmig, sie ziehen in langen horizontalen Zügen neben einander hin und werden durch tiefe Abstürze von einander getrennt. Im S. scheinen Urgebirge vorherrschend zu seyn. Das ganze Gebirge der Westgats ist dicht bewaldet, aber auch mit herrlichen Alpenweiden versehen; es ist von zahlreichen Viehherden bedeckt, und hat in den engen Thälern Reisfelder und Ortschaften. Viele dieser Gründe sind auch dicht bewaldet, und dann wie die Höhen der Aufenthalt zahlreicher Herden von Affen, Füchsen, Schakalen, wilden Schafen, Antelopen, Hirschen, Bären, Tigern und Elephanten. Zahlreiche Bergströme kommen von dem breiten Rücken des Gebirges herab, durchbrechen die Bergwand oft in Katarakten und Kasladen, und alle diese Durchbruchsthäler bilden eben so viele Passagen für das Aufsteigen von dem Gestade des erythrischen Meeres zu den lustigen Höhen des dekan'schen Plateau's; viele dieser Passagen sind von Gebirgsfesten indischer Radscha's verteidigt, Festen, welche jedoch jetzt größten Theils in Ruinen liegen. Die merkwürdigsten dieser Passagen sind:

a) Die Straße durch den Phargat. Sie führt von Mhar im Tieflande der Malabarküste, auf die Höhe der Mahabuleschwarberge, durch den Paß nach Sattarah, und ist in der neuesten Zeit durch die Briten und den Radscha von Sattarah haussirt worden.

b) Die so genannte Nordstraße führt von Mangalore an der Küste durch den Bishly- oder Besselygat am Fort Uscotha vorüber, und dem Orte Subramani vorbei, längs der oberen Zuflüsse des Cavery nach Seringapatam und Mysore. Anfangs führt der Weg von Mangalore bis zum Fuße der Gats in 2 Tagereisen durch das Küstenland; den Abfall der Gats ersteigt man im Schatten der dichtesten Hochwaldung, deren großes dunkles Laub einen so dichten Teppich durch die Luft verbreitet, daß man halbe Stunden lang das Blau des Himmels nicht sieht. Die Stämme steigen wie Kerzen bis 1000 Fuß empor, ehe sie sich in Zweige spalten; Lorber- und andere Bäume bilden das Unterholz. Dann

windet sich der Weg durch nackte Felsketten, zwischen deren Spalten sich trockne Bergtobel hindurch winden, die von Regengüssen gefüllt alle lose Erde von den Höhen in die Tiefe führen. Oft ist der Weg nur wenige Fuß breit zwischen starren Felszinken eingeklemmt. Dieser Paß kann als Repräsentant der meisten der Westgats gelten.

c) Die Südstraße, im S. der vorigen. Sie führt vom Küstenort Montbilli, unter dem hohen Berge Libiandamale vorüber, nach Mysore und Seringapatam.

Am äußersten Süden des Plateau's, zwischen  $11^{\circ}$  und  $12^{\circ}$  nördl. Br. und  $76 - 77^{\circ}$  östl. Länge Grw., liegen die Nilgerri oder blauen Berge, welche erst seit 1819 den Europäern bekannt geworden sind. Sie bilden zugleich den Kern oder das Verbindungsglied zwischen den beiden Ketten der Ost- und Westgats. Gegen N. stoßen sie an das Tafelland von Mysore oder Davorypatam; gegen S. an das Gap. Von den entgegen gesetzten Küstenländern Coromandel und Malabar sind sie 20 — 40 geogr. Meilen entfernt. Die Nilgerri bilden ein Plateauland, von W. nach D. 16 Stunden lang, von N. nach S. 10 Stunden breit, von runden Hügeln und Pits bedeckt, deren höchster Piz Dodapet 8700 Fuß absolute Höhe erreicht, während die mittlere Erhebung des Plateau's 5000 bis 6000 Fuß beträgt, eine Höhe, welche hinreicht, um das Gefrieren des Wassers und Schneefall zu erzeugen, Phänomene, die im ganzen übrigen Dekan unbekannt sind. Die eigenthümlichen Reize und das kühlere Klima dieser Höhen haben ihnen den Namen der indischen Schweiz erworben; Klima, Vegetation, die ganze Landschaft erinnert an Europa, durch das Geschrei der Affen wird man indes nach Indien zurück versetzt. Die Regierung zu Madras hat hier eine Anstalt begründet, woselbst die unter dem heißen Klima der Küsten erkrankten Personen ihre Gesundheit wieder erhalten können, ein Zweck, den die Europäer früher nur durch eine Reise nach dem Kap der guten Hoffnung oder nach der Heimath, erreichten. Der Abfall der Nilgerri gegen das Gap ist äußerst steil; von Coimbatore aus steigt man nur auf Fußwegen zu ihnen empor, die fast immer einen Winkel von  $40^{\circ}$ , selten unter  $30^{\circ}$ , mit dem Horizonte bilden.

3) Die Kette der Ostgats. Sie beginnt im S. des Caverystromes, in  $11^{\circ} 20'$  nördl. Br. bei den Nilgerri unweit Coimbatore, und zieht sich in einer langen Reihe von Parallelen in NNW. Hauptrichtung bis in das Tiefland des Gangesstromes, wo sie unter dem Breitenparallel von Surate ihr Ende erreicht. Von der Küste des bengalischen Golfs bleibt sie stets 8, 10 bis 30 und mehr Meilen entfernt, nur in einem einzigen Punkte, dem Kap Delphins Nase bei Vizigapatnam, das sich 1500 Fuß über das Meer erhebt, stürzt sie unmittelbar in dasselbe ab. Die Ostgats bilden nicht, wie die Westgats, eine undurchbrochene Bergwand, sondern sie bestehen aus einer Menge von parallelen und von W. nach D. an Höhe abnehmenden Berggruppen, die jedoch alle in der Normaldirection gegen NNW. zu streichen scheinen. Auch sie scheinen im S. ihre größte



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



bis 25° nördl. Br. und 73½ bis 75½ östl. Länge Grw. das Land Meywar, ein Theil der großen Landschaft Radschastan oder des Landes der Königsöhne, von den Radschputen (der indischen Kriegerkaste) bewohnt. Es ist uns erst in neuester Zeit besonders durch den Lieutenant-Colonel Tod bekannt geworden. Es wechseln hier hohe Ebenen mit hohen, sehr oft isolirten Feldzügen, worüber nur sehr beschwerliche Pässe und Desfilés führen. Der Lauf der Flüsse Banas und Ghumbul, welche im Parallelismus N. D. zum Jumna fließen und der gegen S. W. gerichtete parallele Lauf des Saubermutty und des untern Mahy, lassen schon auf ein Streichen der Bergketten von S. W. nach N. D. schließen, und dem ist in der That so. Es sind besonders 2 Hauptketten, welche Meywar in dieser Richtung durchziehen; die westlichste beginnt hoch im N. und läuft S., bis sie sich dem westlichen Flügel der Windhyalette anschließt; eine andere mehr östliche Kette, die von der Burg Chitore den Namen führt, scheidet Meywar von Malwa. Im südlichsten Theile des Landes scharren sich aber die Berggruppen mehr zusammen und werden durch schmale und tiefe, doch fruchtbare Thäler getrennt. Die relative Höhe der Bergketten ist gering; sie steigen im Durchschnitt nur 500 — 600, selten 1000 Fuß über die Hochebenen empor, welche 1000 bis 1500 Fuß absolute Höhe haben. Ost haben die Berggipfel phantastische Gestalten, häufig sind sie mit Burgen gekrönt, wie Chitore, Rautampoor, Kumulnere u. s. w.; aus der Ferne gesehen scheinen sie ein Tafelland zu tragen, eine Täuschung, welche dadurch wächst, daß sie häufig die Gestalt abgestumpfter Kegeln annehmen oder plötzlich unter sehr spizen Winkeln abfallen. Sie bestehen größtentheils aus Urgesteinen, Thonschiefer u. s. f.; längs ihrer Kettenausdehnung läuft ein dünnes Lager von Quarzfeld, das oft sehr wunderbare Gestalten bildet und durch seine Weiße für die Ansicht aus der Ferne die Ähnlichkeit mit schneebedeckten Flächen hervor bringt. Das ganze Land hat ein wildes und raubes Ansehen: durch seine geographische Beschaffenheit ist es eines der von Natur festesten Länder der Erde, und von jeher haben in dieser festen Burg die Radschputen den Invasionen der Eroberer Indiens widerstanden, und beugten sich niemals vollständig unter deren Joch. Eine der merkwürdigsten hohen Ebenen von Meywar ist die, worin die Stadt Dubeypoor liegt. Ihr Umfang beträgt 40 — 50 engl. Meilen, ihre mittlere absolute Höhe 1000 Fuß. Wie das hohe sächselbergische Centralplateau von Bunstedel und Weißenstadt, ist sie ringsum von Bergen umgeben, die zu 5 — 800 Fuß relativer Höhe empor steigen. 5 — 6 Pässe, worunter nur 3 fahrbare, führen über das Gebirge in die Ebene; in dieser liegen mehrere Seen, worunter der Puchola viele Inseln mit Marmorgebäuden trägt, welche von Drangens, Kolos- und Cypressenbäumen beschattet sind, und ein anderes dem großen Flusse Banas den Ursprung gibt.

Im S. D. des Landes Meywar breitet sich vom rechten Ufer des Herbudda gegen N. über den oberen Lauf der Jumnazufüsse Ghumbul und Betwa, die 1850

□ Meilen große Provinz Malwa (d. i. Bergland im Sanskrit) mit dem Fürstenthume Bhopal aus. Sie bildet ein Hochplateau, das mit den ihm nördl. vorgelagerten Stufenländern Karwar und Gwalior (Distrikte der Provinz Agra) terrassenförmig zwischen dem Ghumbul und Betwa zum Jumnaflusse hinab steigt. Seine weitesten Ebenen sind von isolirten Klippenzügen durchzogen, deren Zinnen oft starke Festen der Radrattenbeherrscher Hollar und Maha-Radscha-Sindia tragen. Die berühmteste dieser Festungen, wo Sindia seine Schätze aufgebäuet hat, ist Gwalior, das indische Gibraltar, im Distrikte gleiches Namens, ganz im N. der in Rede stehenden Landschaft. Sie steht auf einem 342 Fuß hohen Hügel, der etwa ½ Meile lang, aber nur 300 Ellen breit ist und nach allen Seiten steil abfällt. Ein einziger Zugang führt durch Felsenstufen zu der Festung, welche man erst erreicht, nachdem man 7 Thore passiert hat. Die stärksten Bollwerke schützen den Zugang; innerhalb der Mauern befinden sich, außer den Gebäuden, große Cisternen, Brunnen und viel Ackerland für die Besatzung. Am Fuß des Hügel liegt die Stadt Gwalior mit 80,000 Einw.

Folgendes Profil durch das eigentliche Malwa dient zur genaueren Versinnlichung seines stufenförmigen Aufsteigens von N. nach S. Es liegt nämlich:

Die Stadt Dschawud . . . . .	1323 Fuß
Die Stadt Mundissor . . . . .	1362 .
Die Stadt Dujain (Residenz des Sindia)	1593 .
Die Stadt Indore (Hollars Residenz) und ihre Ebene . . . . .	1876 .
Der Dschamghat, Paß über die eigentliche Windhyalette . . . . .	2184 .
Die höchste Bergspitze über diesem Passe zwischen Now und Baug . . . . .	2465 .
Der Spiegel des Herbudda bei Mundissor über dem Meere. Von hier steigt man auf das Plateau von Delan hinaus, dessen Höhe in dieser Gegend nicht gemessen ist.	653 .

Östlich von Malwa breitet sich vom nördl. Fuße des Windhya bis zum rechten Jumnaufer hin die Landschaft Bundelcund aus. Wie Malwa, besteht sie aus Ebenen, welche von Klippenzügen unterbrochen werden. Diese Klippenzüge bestehen aus isolirten länglichen Felsen, welche in vielen parallelen Reihen von W. nach O. ziehen. Diese Felsenreihen sind fast alle von gleicher Höhe: viele ihrer Stirnen sind mit Festungen der Hauptlinge des Landes gekrönt, welche, wie die deutschen Ritter des Mittelalters, vom Raube leben. Gegen S. hin scharren sich diese isolirten Felsenreihen immer mehr zusammen und steigen auch zu bedeutenderer Höhe auf; und endlich scheinen sie sich mit dem Windhyasystem zu vereinigen:

Die Terrasse im O. von Bundelcund senkt sich in das untere Stufenland des Ganges hinab; sie ist aber noch eine terra incognita. Durch Kapitän Blunt wissen wir indess, daß es eine öde und wilde Landschaft voller Felsengen und Bergzüge ist. Der höchste dieser Bergzüge scheint das Vickersgebirge im N. von Shaw-



poor zu seyn; über dasselbe führt der Gulghat in die hohe fruchtbare Bergene von Champoor. Von dieser südlich liegt das wilde unzugängliche Gebirgsland der Goands, wo Felskette auf Felskette folgt, deren Ghat fast ungangbar sind, da sie sich meist senkrecht an 1000 Fuß über das umliegende Land erheben.

Die vorzüglichsten Pässe über das Hindhyasystem sind von O. nach W. folgende:

a) Der Besserangunggat; er führt aus Bundelcund nach Puna, einem elenden Orte mit vielen Tempelruinen, auf dem Plateau von Dekan.

b) Der Dschangat, führt von Indore in Malwa nach Mundleyfir im Nerbuddathale. Er ist der begangenste Paß zwischen den genannten Städten; sein Profil ist folgendes: Indore 1876 Fuß, Paßhöhe 2184 Fuß, Mundleyfir 653 Fuß über dem Meere.

c) Der Tandahgat, einer der Hauptpässe zwischen Malwa und dem Plateau von Dekan. Er führt aus Malwa zunächst in das wilde Thal des Nerbudda bei Baug.

d) Der Paß von Dhuboe im N. von Chandore. Durch denselben führt die Straße von Barwadsch nach dem Plateau Malwa's. Er wird von der alten Feste Dhuboe beherrscht, welche in reizender Landschaft gelegen und von vielen Tempelruinen umgeben, auch noch in ihren Trümmern einen sehr großartigen Anblick gewährt.

Halbinsel Guzurate. Im NW. von Dekan liegt ein Vorland desselben, die Halbinsel Guzurate zwischen den Meerbusen von Cutch und Cambay, 40 geogr. Meilen lang und gegen 30 M. breit. Es ist ein Tafelland mit aufgesetzten Bergrücken, auch im N. durch glühende Sandwüsten und salzige Sümpfe vom flachen Hindostan her fast unzugänglich, daher fast völlig isolirt. Diese Isolirung hat gemacht, daß sie in den älteren Zeiten ein Asyl der verfolgten Nachbarvölker geworden ist, daher leben hier noch jetzt sehr viele Hindustämme neben einander und nirgend in ganz Hindostan leben so viele Religionssekten beisammen, als in diesem nur 1810 geogr. □ M. großen Lande, das von vielen Flüssen durchschnitten ist, welche an ihren Mündungen gute Häfen bilden, worunter Durbunder der Hauptmarkt für Guzurate und Malwa, für Iran und Arabien ist.

5) Die Nigerrri. So nennen wir die große Gebirgsmasse, welche im S. des Gap, die Südspitze Dekans bildet; ein isolirtes, vom Plateau von Mysore ganz abgesondertes Erinacria, das bei etwas erhöhtem Meeresspiegel eine Insel, etwa von der Gestalt des benachbarten Ceylon bilden würde, und von den Singalesen Himallab Wani genannt wird. Der südliche Zweig dieser Gebirgsmasse, die eigentlichen Nigerrri, erreichen in ihrem höchsten Gipfel, dem Sudragerrri, 4219 Fuß Höhe; der nördliche Zweig erhebt sich mit dem Gipfel des Vermalberges zu 7367 Fuß Höhe und zu noch bedeutenderer Erhebung sollen die westlichen Rücken ansteigen. Südlich stürzt dieß Gebirgsland in einer Entfernung von 4 — 5 Meilen vom Meere, in Steilabfällen von 2000 Fuß Höhe in die felsige, mit Urwal-

bung bedeckte Granitniederung Travancore's hinab, welche überall mit einer unzählbaren Menge von ungeheuren Granitblöcken und Felsentrümmern überschüttet ist, und sich immer noch in bedeutender relativer Höhe über die flachen Küstländer zu ihren Füßen erhebt. Das ganze in Rede stehende Gebirgsland scheint aus Urgesteinen zu bestehen; es hat, obgleich unter den Tropen gelegen, auf seinen Höhen eine wahre Schweizernatur.

6) Die Küstenebene Coromandel. Der Name Coromandel ist durch die Verstümmelung des indischen Ausdrucks Cola-Mandola, d. i. Cola-Desa als Land der Coladynastie, entstanden und wird oft auf die von S. nach N. 800 Meilen lange horizontale Tieflandschaft am Ostfuße der Ostgats bezogen, obgleich die Hindus dieß ganze Tiefland den Namen Payengat, Land unter den Gats, geben und den Namen Colamandola auf die Fläche zwischen Pint Kallimere und der Mündung des Kistnaströmes einschränken.

Auf 300 Meilen Länge also legt sich dieß Tiefland dem Ostabfalle des dekan'schen Plateau's an, von Kap Comorin im S. bis zu den Ebenen Bengalens im Norden, und nur an einer einzigen Stelle, im N. von Ellore bei Bizagapatnam ist es unterbrochen; denn hier stürzt, wie wir gesehen haben, ein Zweig der Ostgats mit Kap Delphin's Nase in das Meer. Seine Breite wechselt zwischen 5, 20, 30 und mehreren geogr. Meilen. Die absolute Höhe dieser Tieflandschaften ist fast östl., erst mehrere Tagereisen landeinwärts erheben sie sich bis zu etwa 400 Fuß, um Mathura und Coimbatore bis zu 800 und 900 Fuß, um Bhavany, da wo der Caverystrom die Gats verläßt und von da am Gebirgsfuße entlang nicht über 1000 Fuß. Sie bestehen großen Theils aus nackten, unfruchtbaren Sandflächen, an den Küsten mit Dünenreihen; wo aber Flußbewässerung Statt findet, sind diese Sandflächen mit dem fruchtbarsten Schlamm überzogen, den die von den heftigen Regenwinden auf den Westgats anschwellenden Ostströme Dekans von dessen hohem Plateau herab in die Tiefe führen. Diese Ströme haben an der Coromandalküste ein breites flaches Delta angelegt, ihre Mündungen sind voll Flußriegel und eine gewaltige Brandung erschwert das Einlaufen der Seeschiffe. Die Coromandalküste bietet überhaupt eine sehr beschwerliche und gefahrvolle Küstenschiffahrt dar; dieser Küste lagern sich bis auf eine Entfernung von 4 Stunden vom Strande große Parallelzüge von Sandbänken vor, die nur an wenigen Stellen Durchfahrten gestatten zu offenen, den Stürmen ausgesetzten Abenden, um welche sich europäische Küstenkolonien angesiedelt haben. Die beste dieser Durchfahrten ist die Madrasstraße im S. der großen Pulicatebank, die einzige, wo die Einfahrt ohne Fohsen geschehen kann und welche 6 bis 10 Klafter tiefen Ankergrund hat, daher denn auch die Stadt Madras der große Weltmarkt der Coromandalküste geworden ist. Aber die Brandung ist auch hier noch sehr hoch und so gefährlich, daß man von Oktober bis Januar keine Asssekuranz für die häufigen Verluste zahlt und dann selbst große Kriegsschiffe diese Gewässer verlassen. Ein solches Verhältniß hat die Hin-



bus des Flachlandes der Coromandellküste von jeder von der Schifffahrt abgezogen und verhinderte ihnen die Communication zur See mit Hinterindien.

7) Die Küstenebene Malabar und das Gap. Das Tiefland am Westfuße der Westgats führt bei den meisten Geographen nach der einheimischen Benennung Malayala den Namen Malabar, obgleich dieser Name eigentlich nur einem Theile dieses Tieflandes, vom Kap Comorin bis zu 13° nördl. Br., zukommt, und die N. von diesem Parallel gelegenen Flachlandschaften von S. nach N. Canara, Concan und Kandesch heißen. Die ganze Küstenebene Malabar ist 200 Meilen lang, viel schmäler als die Coromandellküste, an der breitesten Stelle, im Parallel von Bombai 8 — 10 Meilen breit und wird öfter durch an das Meer tretende Zweige der Westgats (wie durch den Goodhallypil unter 14° 47' 20" nördl. Br.) unterbrochen. Nicht überall ist diese Tieflandschaft als eine vollkommene Ebene zu betrachten. In Südcanara z. B. treten kleine Bergzüge auf, die im Parallelismus mit den Westgats ziehen und zu einer absoluten Höhe von 600 Fuß und darüber aufsteigen, wie im Rejarhügel (13° 3' 21" nördl. Br.) im N.D. von Mangalore zu 652 Fuß. Mehr südlich, wo die höchsten Gipfel der Westgats ihren bogenförmigen Lauf um den Landbusen des Nactraratty beschließen, um in ihren Küstenparallelismus zurück zu kehren, lehnt sich an ihren Fuß ein Bergland an, das stufenweise abfällt, aber in einem seiner westlichsten Punkte nur 2½ teutsche Meilen vom Meere entfernt, in dem Gundabeka-Mulla immer noch eine Höhe von 1856 Fuß behauptet. Ähnliche Verhältnisse treten an vielen Stellen Malabar's auf, so daß diese Landschaft eigentlich aus der Terrasse nahe am Gebirge und dem Gestade besteht, das oft nur ½ Meile breit und sehr sandig ist, aber in wasserreichen Gegenden schönen Reis hervor bringt. Dieß schmale Küstenland ist von einer unzähligen Menge kurzer Küstenströme durchschnitten, welche aus den wilden Felspalten der Westgats in ununterbrochenen Katarakten herab stürzen und durch eine große Menge von künstlichen und natürlichen Armen den Fuß der Bergkette mit dem Meere in Verbindung setzen. Zwischen der Coromandel- und Malabarküste findet sowohl in Hinsicht der geographischen Lage als auch in der natürlichen Beschaffenheit ein völliger Gegensatz Statt; denn an den Mündungen der tiefen Erdspalten, welche die Küstenlandschaft Malabar durchlaufen, liegt eine große Menge von sicheren Buchten, Baien, Häfen und Ankerstellen, welche die Hindus dieses Theils von Hindostan zum Welthandel, zum Seekrieg und zur Freibeuterei anreizte, welche erst in der neuesten Zeit durch die Briten aufgehoben ist. Der Anblick der Malabarküste ist auch ein ganz anderer als der der Coromandellküste. Längs des flachen Gestades der ersten liegen weite Reisfelder, dazwischen die zahlreichen Ortschaften an weißen Kirchen und Tempeln erkennbar, mit Plantagen von Betel, Pfeffer, Cardamomen und aromatischen Gewächsen in Gärten und dunkelgrünen Wäldern aller Art umgeben, die in der Morgenfrische noch mit den laulichten Landwinden ihre lieblichen Düfte

zumal aus den Cassia- und Sandelholzwäldern in weite Seeferne verbreiten. An den zahlreichen Mündungen der Landströme und an den größeren Buchten stehen viele stattliche Städte, hinter ihnen liegen kurze aber fruchtbare Thäler, Alles in den breiten Saum ununterbrochener Kokoswälder eingefaßt, die sich mit Arecapalmen, Bambusdickichten und dem wilden Brotfruchtbaum bis auf die Vorhügel der Gebirgskette hinauf ziehen, wo die Waldungen des hochstämmigen und weitschattigen Eikbaumes, der indischen Eiche, ihre Stelle einnehmen.

Im S. der Nilgerri zwischen ihnen und den Nilgerri oder zwischen 10° 40' bis 11° nördl. Br. liegt der im W. nach O. 15 Meilen lange, 3 Meilen breite Durchbruch des Gap, eine ungeheure und tiefe Erdspalte, die sich an ihrem östlichen Eingange bei der Stadt Coimbatore fast bis zu 2 Stunden Breite verengt, und fast bis auf den Meeresspiegel durchgerissen ist. Erhöhe sich das Meerwasser nur um 400 Fuß, so würde außer Ceylon, noch eine zweite Insel in den Nilgerri der Südspitze der Nilgerri vorliegen, von der sie durch eine ähnliche Meerenge wie die Ceylonstraße, die hier das Gap füllen würde, vom Kontinente geschieden wäre. Gegenwärtig ist dieses Gap überall mit den schönsten Waldungen von Eikholz, Banianen, Borassus, wildem Brotfruchtbaum u. dergl. bewachsen: Elephanten leben hier in Herden. Es verbindet auf die bequemste Weise die Malabar- mit der Coromandellküste und ist von bedeutendem Einflusse auf die klimatische Beschaffenheit und die Schifffahrt; denn Coimbatore im Küstenlande von Coromandel hat Antheil an der Regenzeit von Malabar und die Schiffe, welche an dieser letzten Küste während des N.D. Monsuns segeln, empfinden ihn an dieser Stelle weit heftiger.

8) Die Inseln bei Delan. Wie sich dem N.W. von Delan das Tiefland von Guzurate vorlegt, so lieget dem S.O. das Tafelland der Insel Ceylon (von den Eingebornen nur Lanka oder Lakka genannt), und durch die Vallsstraße mit der Adamsbrücke vom Festlande nur unvollkommen getrennt. Das Tafelland der Insel liegt in der Mitte derselben: es erhebt sich allmählig im N. aus einer Fläche, steigt immer höher bis in die Mitte der Insel und erniedrigt sich wieder gegen S., wo es mit dem Kap Dondra unter das Meer fällt. Das Tafelland scheint eine polyedrische Gestalt zu haben, denn nach Davy hat das eigentliche Hochplateau eine mittlere absolute Höhe von 2000 Fuß, die Gegend von Raturata dagegen steigt zu 4000 Fuß und die Ebene Negrasella zu 5000 Fuß über dem Meere auf. Über diese Hochebenen erheben sich einzelne Spitzen zu bedeutender Höhe, so z. B. der berühmte Adamspil zu 6680 Fuß, der Namani-Culy-Candy zu 5548 Fuß. Das Tafelland besteht aus primitiven Gesteinen, es ist sehr waldig, von engen und tiefen Thälern durchschnitten und sinkt N., O. und W. durch niedrige Hügel zu dem flachen Küstensaum hinab, der nur 50 — 200 Fuß über dem Meere liegt und wo überall reiche Saten und Pflanzungen mit Palmenhainen abwechseln. Die Insel Ceylon hat nach Davy ein Areal von 966 geogr. □ M.; zwischen ihr und



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Küste, welche sich ihm als ein starker Damm entgegen stellt. Dadurch wird er gezwungen, sich gegen S. zu wenden; er führt nun in reißender Schnelligkeit die Schiffe in 8 Tagen von der Gangesmündung in den Hafen von Trincomale auf Ceylon, umfluthet diese Insel auf der östlichen und westlichen Seite, auf letzterer deren westl. Glieder in der Palkstraße durchbrechend, und strömt mit gleicher Schnelligkeit gegen SW. zur Insel Madagaskar und den afrikanischen Gestaden. Die ursprüngliche Anlage des bengalischen Golfs verdankt ihre weitere Auswirkung vielleicht dieser Strömung, welche auch die Insel Ceylon von dem Festlande Dekans trennte und die ungeheueren Sandbänke der Küste Coromandel aufhäufte, wovon das Meer, zumal bei W. und SW. Winden, mit furchtbarer Brandung schlägt. Dadurch wird diese Küste sehr unsicher für die Schifffahrt und während der stürmischen Jahreszeit suchen dann die Schiffe einen Zufluchtsort in dem herrlichen Hafen von Trincomale auf Ceylon, und dieses Hafens wegen ist also Ceylon den Briten von der größten Wichtigkeit.

Die Palkstraße, obgleich zu seicht, um von größeren Schiffen passirt werden zu können, ist dennoch eine der merkwürdigsten Meerengen. In ihr liegen, wie wir oben sahen, die Inseln Kamis Seram an der Küste Dekans und Manar auf der Seite Ceylons, und zwischen beiden eine Menge Sandbänke und Klippen, welche eine submarine Verbindung zwischen Dekan und Ceylon herstellen, und die Überreste des alten übermeerischen Zusammenhanges sind. Zwischen diesen Sandbänken und Klippen, welche eine Breite von 4 — 6 Stunden einnehmen und die Adamsbrücke heißen, ist die Fahrstraße durch Stangen bezeichnet, doch ist die Fahrt immer sehr gefährlich; denn die Strömung des Surf setzt in dieser Verengung sehr heftig hindurch. Zwischen Kamis Seram und Dekan führt die  $\frac{1}{2}$  Stunde breite und 6 Fuß tiefe Straße Paumbum, zwischen Ceylon und Manar die 100 Fuß breite und 4 Fuß tiefe Straße Manar (d. i. Sandfuß im tamilischen Dialekt) hindurch; beide erlauben kleinen Handelsschiffen die Durchfahrt; beide waren im Alterthume, wo man sich noch nicht in die hohe See wagte und Ceylon auf der Ostseite zu doublieren sich fürchtete, als einzige Verbindungsporten zwischen Coromandel und Malabar von der größten Wichtigkeit. Daher waren die jetzt unbedeutenden Orter Mantotte (auf Ceylon) und Manar (auf der gleichnamigen Insel) ehemals Hauptkapelörter der kostbarsten Produkte von Ceylon und Dekan für den Umsatz zwischen Arabien, Indien, der malaiischen Halbinsel und China, wo schon in vorchristlichen Zeiten arabische, ägyptische, römische und chinesische Kaufleute einander begegneten; sie mußten ihren Glanz verlieren und gänzlich sinken, als man nach Erfindung des Kompasses die Schifffahrt auf hoher See der an den Küsten vorzog.

An der Küste von Madras steigt die Fluth des bengalischen Golfs selten höher als 3 Fuß. Zu Pulicat, 4 Meilen nördlich von Madras, erfolgt das Hochwasser in den Syzygien um 9 Uhr 25 Minuten. Die Abwei-

chung der Magnetnadel betrug zu Ende des J. 1792 an der Küste, einen Grad N. von Madras, 1° 3' D.

Das erythraische Meer ist ohne reißende Lokalströmungen; es wird vielmehr von den Monsunen (regelmäßigen Winden) regelmäßig bewegt, so daß sich den Schiffen, wenn sie die Zeit des günstigen Monsuns, der sie gegen D. oder W. fährt, genau halten, kein Hinderniß zur Erreichung des Gegengehades darbietet. Aus dieser Ursache wurde das erythraische Meer von den zahlreichen Flotten der Abendländer auch schon in alten und mittleren Zeiten häufig beschrift. Die Flotten der Ptolemäer legten den Seeweg von Okeis (jetzt Aden) nach Barygaza bei Surat im N. von Bombai, oder nach Miskunda (dem heutigen Calicut auf Malabar) in 40 Tagen zurück; die Araber des 9ten Jahrh. brauchten zu diesem Wege, indem sie von Mascate oder von Siraf am Ausgange des persischen Meerbusens auslegelten, 30 Tage, die Europäer im 18ten Jahrh. 15 — 20 Tage, in der neuesten Zeit nur 8 — 9 Tage, und von Aden oder dem Kap Guardafui aus, läßt sich fast der Tag bestimmen, an welchem man in Bombai landen wird. Die Fahrt ist indeß nicht ganz ohne Gefahr; eine solche erwartet den Schiffer, wenn er bei dem sehr schnellen Triebe des SW. Monsuns und bei düsterem Himmel die hohe Felsenküste Malabars mit ihren Brandungen nicht sehen kann, oder nicht im Stande war, deren Nähe durch seine Rechnung zu bestimmen. Viele Schiffe scheiterten hier und wurden eine Beute der Seeräuber, ehe man ein schon von Arrian und Plinius gekanntes wunderbares Warnungszeichen wieder entdeckte, welches die nahe Felsenküste mit Sicherheit ankündigt. Dieß sind Meerschlangen, welche sich bis 2° oder 30 Meilen weit westwärts von der Küste in dem minder tieferen Theile des Meeres finden, und diese Gränzen nicht überschreiten. Nachdem man von der afrikanischen Küste her 24 Längengrade durchschiffet hat; späht man nach diesen Schlangen, und erblickt man die ersten, dann bringt man ein Dankgebet für die glückliche Überfahrt dar. Die heftige Brandung an der Küste erschwert indeß auch bei stiller Luft gewöhnlichen Seeschiffen und Booten das Landen, daher man sich eigens dazu gebauter platter Fahrzeuge zum sicherem Geleit über die Barren bei der Einfahrt in die Häfen bedient. Zur Zeit des SW. Monsuns, von Mai bis Oktober, ist hier die Brandung aber bei Weitem heftiger: bei den häufigen Gewitterstürmen schlagen die Wogen in ungeheurer Mächtigkeit wie lauter Kanonendonner gegen das Gestade und machen alles Landen unmöglich. Je mehr nach N., desto heftiger wird die Brandung und im Golf von Cambay sollen sich die Wogen bei zugleich eintretender Fluth, wohl 40 Fuß hoch aufstürmen.

An der Malabarküste zu Bombai ist die Zeit des Hochwassers in den Syzygien am Dod head um 11 Uhr 52 Minuten. Die größte Höhe der Fluth betrug am Dod head 18 Fuß; sie ereignete sich in der Springfluth zur Zeit des Frühlings-Aequinoctiums von 1791; eine höhere ist nicht bekannt. Das Medium der Springfluthen beträgt 15 $\frac{1}{2}$  Fuß. Die Ablenkung der Magnet-



nabel betrug zu Anfang des Jahres 1791 im Mittel aus vielen von Goldingham gemachten Beobachtungen 42' 59" oder 43' B.

**B. Strömende Wasser.** Die hindostan'schen Ströme ergießen sich in das erythraische Meer und in den bengalischen Golf; bei deren Aufzählung, wobei wir nur der wichtigsten gedenken, beginnen wir mit dem westlichsten, dem Indus und verfolgen dann die Küstenerstreckung von der Indus- bis zur Gangesmündung am äußersten Nordende des bengalischen Golfs.

a) Ströme zum erythraischen Meere.

1) Der Indus oder Sind. Die Quellen dieses großen berühmten Stromes liegen tief im Innern des asiatischen Kontinents, in Kleintibet; sie und seinen oberen Lauf, welcher die Himalaya Ketten im W. begränzt, haben wir schon bei der Beschreibung der letzten kennen gelernt, daher hier nur im Specielleren von dem mittleren und unteren Laufe die Rede seyn wird. Die Mündung steht 200 deutsche Meilen in gerader Linie von der Hauptquelle ab, die Stromentwidelung beträgt aber 340 solcher Meilen, daher auf die Krümmungen 140 Meilen kommen. Unter 33° nördl. Br., wo der Indus die Salzketten des Himalaya verläßt, tritt er als ein klarer, breiter und tiefer Strom in die Tiefebene Centralindiens, in welcher seine Wasser oft in mehreren Armen fließen, die einander bald wieder treffen, bald wieder sich theilen. Von Calabaugh bis zur Mündung des Punjund unter 28° nördl. Br. ist sein Lauf, obgleich sehr gekrümmt, doch im Ganzen südlich, von hier ab südwestlich und dann wieder südlich bis Hyderabad unter 25° nördl. Br., wo sein unterer Lauf im Delta Lande beginnt. Die Normaldirection des ganzen Stromgebietes ist aber südwestlich. Der mittlere Lauf des Stromes ist wenig bekannt; bei Kabeerenghat, wo Elphinstone auf seiner Reise nach Kabul ihn übersehte, ist er bei niedrigem Wasserstande im Januar 3000 Fuß breit und 18 Fuß tief, aber in mehrere Arme gespalten. Unterhalb Schikarpur (27° 48' nördl. Br.) tritt die erste Stromscheidung ein; der Ostarm, Nulla Santra genannt, fließt etwa in der Entfernung eines Grades vom Westarme hin und ergoß sich ehemals bei Lupt-Bunder in das Meer, verliert sich aber gegenwärtig in der Sandwüste. Der Westarm, welcher bei Hyderabad eine engl. Meile oder 5280 Fuß breit und 12 bis 30 Fuß tief ist, theilt sich bei dieser Stadt aufs Neue in einen östlichen und westlichen Arm; der letzte strömt von hier bis Lahore oder Lavy-Bunder (24° 22' nördl. Br. u. 67° 23' östl. Länge Grw.), wo er sich mit 5300 Fuß Breite und 36 Fuß Tiefe in den Ocean ergießt und wird 3 Tagereisen weit aufwärts von Seeschiffen befahren. Der Ostarm, Fuloli, trennt sich 2½ Meile oberhalb Hyderabad vom Hauptstrome; wird aber 4 Meilen unterhalb durch einen künstlichen Kanal wieder damit verbunden. Ein Theil seines Wassers fließt unter dem Namen Goni weiter und ergießt sich bei Lupt-Bunder (23° nördl. Br.) in das Meer, ist aber bis 12 Meilen weit aufwärts der Versandung unterworfen und seine Mündung wird bald eben so ver-

sperrt seyn, wie die des Nulla Santra. Durch die Stromscheidung des Indus von Hyderabad abwärts, zerfällt sein Delta Land in ein oberes und ein unteres; an der Spitze des oberen, 34 deutsche Meilen vom Meere entfernt, liegt eben Hyderabad, an der des unteren, in 24 Meilen Abstand vom Meere, Latta. Der Meeressrand des ganzen Delta Landes hat eine Ausdehnung von 30 Meilen; er ist durch sehr viele Kanäle zertheilt, aber sein sandiger Boden trägt nur Disteln für Kamelzucht oder ist mit Morästen bedeckt, welche die Luft verpesten. — Der Indus ist jährlichen Anschwellungen unterworfen und überschwemmt dann theilweise seine Ufer. Mit des Schneeschmelze steigt nämlich der obere Indus von Anfang Jul. bis Ende Aug., 20 bis 30 Fuß hoch; er mag auch wohl durch die Regengüsse des SW. Monsuns verstärkt werden, ein Zuwachs, der indeß im unteren Laufe, wo es sehr selten regnet, wegfällt. Die Schiffbarkeit des Indus, welche indeß durch häufige Stromschnellen in seinem mittleren Laufe schwierig ist, beginnt bei Lahore, doch wird von ihr nur wenig Gebrauch gemacht. Von Lahore bis Multan gehen sehr breit gebaute Flachboote von 100 Tonnen, von Multan bis zur Mündung Schiffe von 200 Tonnen Last. Diese schiffbare Mündung erkennt der Seefahrer an einem hohen Minaret, Sirdyathurm genannt, doch wird ihm das Einlaufen in dieselbe durch das hier Statt findende Phänomen der Kenterung, welche mit der Meeressuth 12 bis 13 Meilen landeinwärts dringt, häufig erschwert. Es ist schon oben gesagt, daß das rechte Ufer des Indus von dem indopersischen Gränzgebirge, das nur wenige Meilen von ihm absteht, das linke aber von der Sandwüste Sind begleitet wird, die häufig bis dicht an dasselbe hinan tritt. Diese Wüste fährt seit alter Zeit fort, den Strom immer weiter nach W. zu drängen, da sie selbst dahinwärts in steter Wanderung begriffen ist. Vom Punjund abwärts, der die in ihm vereinigten Gewässer der Fünfströme Dschilum, Chinab, Rami, Beyah, Selledsch oder Satadru, die wir schon bei der Beschreibung des Himalaya und des Pendschab kennen lernten, in das linke Ufer des Indus schüttet, bleibt dieser Strom bis zu seiner Mündung durchaus ohne Zuflüsse, ganz wie der Nil in seinem mittleren und unteren Laufe.

2) Der Toni, ein Strom der Sandwüste Sind, der in südwestlicher Richtung fließt und sich in die Runns der Provinz Gutch ergießt, durch welche er mit dem Golf von Gutch in Verbindung zu stehen scheint.

3) Der Banas. Dieser Fluß entspringt in Radschputana, tritt bald in die Provinz Gujurate, wird daselbst schiffbar und mündet sich durch die Runns in den Golf von Gutch.

4) Der Sarhermuti entfließt dem See Dhabur in der Provinz Radschputana, fließt in SW. Hauptdirection und mündet in den Golf von Cambay.

5) Der Raby oder Rhye nimmt den Ursprung auf dem Plateau von Malwa, durchströmt dasselbe in NW. Richtung, wendet sich dann SW., durchfließt die Provinz Gujurate und mündet in den Golf von Cambay.



6) Der *Nerbudda*. Dieser Strom, einer der heiligen Ströme der Hindus, hat seine Quelle auf dem Plateau *Dmercutuc* in der Nachbarschaft der Quellen des *Sone* und *Mahanady*; sie tritt aus einer Höhle hervor, wobei ein berühmter Wallfahrtsstempel der Hindus steht. Von hier bis *Mandala* durchschleicht der *Nerbudda* die Hochfläche, bei genanntem Orte aber stürzt er in einem Wasserfalle in ein tiefes und weites Felsenthal, worin er sogleich mehrere Gebirgswasser aufnimmt und dadurch zu einem Strome wird. Das Felsenthal des *Nerbudda* ist eine wahre fast geradlinige Spalte, wie kein anderes Stromthal der Erde; auf seiner fast 140 Meilen langen Erstreckung von N. nach W. bildet dasselbe die wahre Naturgränze zwischen dem Hochplateau *Dekan* und dessen nördlichen Vorstufen; es ist sehr tief eingeschnitten zwischen der eigentlichen *Vindhya*-kette im Norden und der *Gondwara*-kette im S., und je weiter gegen W., desto tiefer wird es und desto höher steigen seine begleitenden Bergketten auf. Die Thalsohle hat überall außerordentlichen schwarzen und fruchtbaren Boden, ist aber nur an wenigen Stellen bebaut. An den fast senkrechten Thalwänden ragen viele Basaltsäulen hervor, und selbst das Bett des Flusses besteht auf große Strecken aus Basaltfels und ist voller Stromhemmungen und Untiefen, so daß der *Nerbudda*, so lange er in seinem Felsenthale fließt, zur Schifffahrt untauglich ist. Seine Stromhemmungen bestehen in den schönsten Wasserfällen, wovon die 3 bedeutendsten zwischen *Hindia* und *Chiculbah* liegen, der erste bei *Depri*, der zweite unterhalb *Mheysur*, der dritte, der den Namen *Hirschsprung* führt, bei *Chiculbah* im S. von *Baug*. Von diesem abwärts zieht der *Nerbudda* noch bis auf die Hälfte seines ferneren Laufs durch Felsketten sehr eingeengt und gehemmt nach *Guzurate* hinab. Unter dem Falle bei *Depri* setzt eine Furth durch den Strom an wilden furchtbaren Felsen vorüber; hier steigt aus der Mitte des Stroms die Insel *Uoncan-Mandata* empor, mit den Ruinen der gleichnamigen Stadt und einem prächtigen und berühmten Wallfahrtsstempel, wobei ein rothfarbener Stein, von dem *Nahabeo* sich selbst hinab stürzte, als er die Welt verließ. Viele fromme Pilger folgen hier an den Wallfahrtstagen im November seinem Beispiele, in der Hoffnung den Himmel zu verdienen. Von hier bis zu dem Wasserfalle von *Chiculbah* ist das Thal breit, gut bewohnt und bebaut und endlich tritt der Strom in das tiefere Thal von *Kandesch*, in welches von allen Seiten felsam gestaltete und zerrissene Felsstufen treppenartig hinab sehen. Die Thalsohle ist auch hier außerordentlich fruchtbar, aber mit undurchdringlichem Dickicht und *Bambuswäldern* bedeckt. Die letzten Wasserfälle des *Nerbudda* liegen bei *Chandore*, wo die *Nahratten* am *Passe Bowapir* ihre Hauptfurth durch den Strom hatten. Hier erst beginnt die Schifffahrt des Stroms; bei *Baroadsch* trägt er große beladene Seeschiffe, und von hier abwärts wird seine Wasserfülle benutzt, um die reichen paradiesischen Fruchtebenen der Provinz *Guzurate* jährlich zu befruchten. Hier ist zugleich eine der heiligsten Gegenden der Hindus, wo sich das Volk überall im Strome badet,

der sich nun in vielfachen Serpentinien zum Meere wendet. Zwei Meilen oberhalb *Baroadsch* steht auf einer Insel des *Nerbudda* der berühmte *Banienbaum*, nach einem Heiligen, der sich lebendig begraben ließ, *Cubbir Burr* genannt. Der Strom schwillt oft an, doch sind plötzliche Ergießungen bei ihm seltener als bei anderen indischen Strömen. Bei *Mundleyfir* liegt sein Spiegel 653 Fuß über dem Meere, und daraus ergibt sich sein geringes Gefälle von hier bis zu seiner breiten Mündung in den Meerbusen von *Cambay*. Unter allen indischen Gewässern sind die seinigen am geschicktesten zum Bleichen.

7) Der *Tapti* oder *Tauppi*, ein südlicher Parallelstrom des *Nerbudda*, entspringt auf dem Hochplateau in der Nähe von *Multaya* und mündet nach einem Laufe von 92 teutschen Meilen unterhalb der Handelsstadt *Surate* bei *Swally* (dem Hafen von *Surate*) in den Golf von *Cambay*. Sein Thal scheint viele Ähnlichkeit mit dem des *Nerbudda* zu haben; er selbst ist in seinem untersten Laufe für kleine Seeschiffe fahrbar, größeren, nach *Surate* bestimmten Schiffen wird die Einfahrt in seine Mündung durch einige Sandbänke erschwert.

Die nun folgenden, fast unzählbaren Westströme *Dekans* bis zum Kap *Comorin*, entspringen sämtlich auf den Westgats und den *Aligerris*; sie sind daher von kurzem Laufe, aber reißend und wild und eilen ohne Serpentinien in das Meer. Fast während der Hälfte des Jahres sind die meisten von ihnen wasserleer. Die merkwürdigsten derselben sind:

8) Der *Schiravutty*, welcher sich bei *Honamwar* unter 14° 16' 35" nördl. Br. in einer Lagune endigt, durch die er mit dem Meere in Verbindung steht. Er ist besonders merkwürdig durch die von ihm gebildeten, bewunderungswürdigen Wasserfälle von *Garripa*. Diese liegen 3 teutsche Meilen von der gleichnamigen Stadt, in einer ungeheuren Felsenklust von ellipsoidischer Gestalt. Durch dichte Waldungen gelangt man plötzlich an den Fluß, der in großer Wasserfülle Anfangs zwischen verworrenen Felsenmassen freundlich dahin strömt, nach einigen Schritten aber in mehreren Armen in jene nackte, schwarze, fürchterliche Felsenklust stürzt, wo das Auge bei 1000 Fuß Tiefe keinen Grund sieht. Der größte dieser Arme zieht sich Anfangs immer enger und enger bis zu einer Breite von 50 bis 60 Fuß zusammen und stürzt dann in die Klust wie eine ungeheure ununterbrochene Säule weißen Schaums; diese prallt in der Tiefe durch die Gewalt ihres Falles in Gestalt von schmalen Linien zurück und bildet in einiger Entfernung unterhalb des Falles eine dünne Wolke feinen Dunstes, die noch über den umgebenden Wald empor steigt. Die Höhe dieses Falles beträgt nicht unter 1000 Fuß; er liegt im engsten und tiefsten Theile der Schlucht, über deren Seitenwände stürzen schmalere Arme des Flusses, die in Schaum zerfließen, ehe sie den Grund erreichen. Die Wände der Klust sind von schiefen Felschichten gebildet, deren Regelmäßigkeit einen auffallenden Kontrast gegen die Verwirrung der tobenden Wasserfluthen, gegen



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Br. bei Bimafunker, fließt ebenfalls südöstlich und nimmt rechts die Mira, links die Sina, beides bedeutende Flüsse, auf. Sie ist gleich Anfangs schiffbar und bildet im Meridian von Delhi viele Katarakten zwischen Felsengen von merkwürdigem Aussehen. Der Tungabudra hat 2 Quellflüsse, den Tum (später Tunga genannt) und die Budra, welche beide kaum 100 Schritt von einander auf der Scheidecke des Thurikanagat unter  $12^{\circ} 25' 25''$  nördl. Br. u.  $75^{\circ} 33' 50''$  östl. L. Grw., nur 6 teutsche Meilen von der erythraischen Meeresküste entfernt, den Ursprung nehmen und sich bei Holla Honur vereinigen. Seine Normaldirektion ist N., wie die vorgenannten Flüsse durchschleicht er die hohe Bergebene, endlich trifft er aber eine auf diese aufgesetzte, 4 teutsche Meilen breite Bergzone, durchbricht dieselbe zwischen Hossur und Kumply in Klaffen und Stromschnellen, nimmt unter  $77^{\circ}$  östl. Länge Grw. u.  $15^{\circ} 45'$  nördl. Br. den bedeutenden Fluß Hugry Bedavutty in sein rechtes Ufer auf und mündet bei Murikonda in den Kisthna. Alle diese Quellströme des Kisthna sind von gleichem Wasserreichtume, sie ziehen bis auf wenige Ausnahmen mit tragem, schlammigem Laufe durch die hohe Bergebene des Süd-Maharatta-Duab, und schneiden ihre Steilufer in dessen nackten und schwarzen Boden ein. Daher sind ihre Thäler eher künstlichen Gräben als natürlichen Strombetten vergleichbar. Zur Regenzeit schwellen sie zwar 20 bis 30 Fuß über ihren gewöhnlichen Wasserstand an, aber die tiefen Einrisse hindern die künstliche Bewässerung der höher liegenden Ebenen durch Kanäle. Es fehlen ihnen die sanften Ufergehänge und die liebliche Natur der Thalsformen; die Gegenden ihrer Ufer sind nackt und öde, mit zahllosen Granittrümmern überdeckt, den Pampas des südlichen Amerika's vergleichbar. Durch diese Versammlung von Wassern in ein einziges Bett ist nun der Kisthna zu einem mächtigen Strome angewachsen, er macht nun einen großen, nach N. gewandten Bogen bis zu  $16^{\circ} 40'$  nördl. Br. hinauf und durchbricht dann die hier stark bewaldete Kette der Ostgats in fast unbekanntesten Felsengen und Steilschluchten. In dem Niederlande der Circars (Theil der Coromandalküste) angekommen, schwemmt er dort gewaltige Massen vegetabilischen Schlammes an, die er an seinen Ufern absetzt. Hier besonders wird er als heiliger Strom Kisthna (d. i. dunkelblau) genannt, der bekannte Name einer Fleischwerdung des Gottes Wischnu. In vielen Armen mündet er endlich, nachdem er einen Lauf von 140 teutschen Meilen zurück gelegt hat, in der Gegend von Masulipatam in den bengalischen Golf.

Der Kisthna und der Godavery, sein nördlicher Parallellstrom, bilden bis auf 16 teutsche Meilen landeinwärts von der Küste, ein flaches, fruchtbares Deltaland, Pottapolly genannt, das sie selbst erzeugten und in dessen Mitte sich zur Überschwemmungszeit ein beiden gemeinsamer Wassersammler, der Colairsee, bildet. Der vereinigte Kisthna nimmt auf seinem linken Ufer den Ruffyfluß auf, merkwürdig, weil er den Stat des Nizam von Hyderabad oder das berühmte Diamantenplateau von Golconda durchströmt.

15) Der Godavery. Dieser größte Strom der Halbinsel Dekan entsteht aus einer großen Menge von Bächen, die alle auf den Westgats zwischen Dschambur und Trimbuk, etwa unter  $20^{\circ}$  nördl. Br. entspringen. An der Quelle eines dieser Bäche, den die Hindus für den eigentlichen Quellbach ausgeben, steht ein berühmter Tempel, den zahlreiche Wallfahrer, aus allen Theilen Hindostans besuchen. Von hier an durchströmt der Godavery in N. O. Normaldirektion und beinahe parallel mit dem Kisthna das dekan'sche Hochplateau, das hier überall mit Bildnissen bedeckt ist, die noch von keinem Europäer besucht wurden. Bei Radschamundri tritt er in die Küstenebene des Payenghat und theilt sich sogleich in 2 Hauptarme, die sich wieder in 4 bis 5 andere zerspalten und sogleich in den bengalischen Golf münden. Von Radschamundri bis zu ihren Mündungen hat jeder dieser Arme nur einen Fuß Gefälle; ihre Mündungen sind sämmtlich im Stande, zur Fluthzeit mäßig beladene Seeschiffe aufzunehmen. Das Delta des Godavery hängt, wie wir beim Kisthna sahen, mit dem dieses letzten Stromes zusammen; der Godavery selbst entwickelt eine Länge von 170 teutschen Meilen, er ist ein heiliger Strom der Hindus. Seine größten Zuflüsse sind rechts der Mandschera und links die Burda, welche wiederum durch die Paynganga und Wyneganga verstärkt wird. Alle diese Zuflüsse strömen durch eben so unbekannteste Bildnisse wie der Godavery selbst.

16) Der Mahanady. Dieß ist der nördlichste der bedeutenderen Ostströme Dekans, aber sein Gebiet ist durchaus terra incognita. Er entspringt auf dem Plateau Omercuntuc in der Nähe der Merbuddaquelle und durchfließt das wilde Hochland von Berar in südlicher Richtung bis Sohnpur. Hier wendet er sich plötzlich unter einem rechten Winkel gegen W., und in das Flachland hinab gestiegen, theilt er sich bei Cuttak in unzählige Arme, deren südlichster bei der berühmten Tempelstadt Jaggernaut in den bengalischen Golf mündet.

17) Der Ganges. Die Quellen und der obere Lauf dieses mächtigsten der hindostanischen Ströme liegen im hohen Himalaya und sind dort beschrieben worden; bei der Stadt Hurdwar oder Gangadwara (d. i. Gangesthor) tritt er in die hindostanische Ebene, und durchfließt sie 270 Meilen weit in S. O. Normaldirektion. Die ganze Länge des Ganges beträgt 290 teutsche Meilen; seine Mündung steht in gerader Linie 200 Meilen von der Quelle ab, daher betragen seine Krümmungen 90 Meilen oder 0,45 des direkten Abstandes der Mündung von der Quelle. Oberhalb der Jumnamündung hat der Ganges noch einige Furthen, die indeß die Schiffahrt nicht hindern und ist hier 1 bis  $1\frac{1}{2}$  engl. Meilen breit. Bei Mirzapur tritt von S. her eine niedere Kalksteinkette an den Strom und durchsetzt ihn in Klippen, die eine gefährliche Stromschnelle bilden, dann gelangt er nach Benares, wo er 30 Fuß tief ist. Unterhalb dieser heiligen Stadt, 1 Meile oberhalb Monghi, liegt die Stromschnelle Tacriagully, eine den Hindus sehr heilige Stelle, wo ihnen das süßendste Gangesbad ist. Bei Radschamal treten endlich zum letzten Male von S.



ber niedere Bergflotten an den Strom, verengen sein Bett und bilden eine Menge von Stromschnellen und Felsenvorsprüngen, welche für die Schifffahrt sehr gefährlich sind: man vergleicht die Gefahren, welche man während der schlechten Jahreszeit bei Umschiffung des Kap Sicilignully am Ganges bekämpfen muß, mit denjenigen, welchen man bei Dublirung des Vorgebirges der guten Hoffnung ausgesetzt ist. Von Hurdwar bis zu diesem Punkte reicht der mittlere Lauf des Ganges; dort liegt sein Spiegel 1024 Fuß, hier nur sehr wenige Fuß über dem Meere. Von Hurdwar bis zu seiner Mündung hat der Ganges also 1024 Fuß Gefälle. In der Gegend von Murschadabad, 44 geogr. Meilen vom Meere, beginnt die Stromscheidung des Ganges in mehrere Arme, oder sein Deltaland (Sunderbunds). Der westlichste Arm heißt Kossimbar; dieser nimmt bei Aischenagar einen zweiten Arm auf und bildet mit ihm den Hugly, den einzigen der Gangesarme, welcher gewöhnlich von Seeschiffen befahren werden kann, obgleich seine Wassermasse nur  $\frac{1}{2}$  so groß als die des östlichsten Armes ist. Der Hugly durchströmt die Stadt Calcutta, seine Mündung bildet den Hafen derselben. Der östlichste Gangesarm, welcher den Namen Ganges beibehält, theilt sich wiederum in unzählige andere, welche viele hundert Inseln einschließen und bis auf den östlichsten unschiffbar sind, früher aber, einer nach dem andern, schiffbar waren. Der östlichste Arm nimmt unterhalb Dacca, 8 teutsche Meilen vom Meere, den Brahmaputra auf; beide vereint bilden unter dem Namen Padda, Padma, Padmarati oder Regna unterhalb Luckypur das größte Süßwassermeer der alten Welt. Weil die Wassermasse des so sehr zerstückelten Ganges bei dem Zusammentreffen mit dem Brahmaputra weit geringer als die des letzten ist, so werden Ganges und Brahmaputra oft auch als zwei ganz verschiedene Stromsysteme angesehen. Der Hugly und der Regna sind unter allen Gangesarmen die einzigen, welche zur Trockenzeit befahren werden können; der letzte schüttet während dieser Zeit in jeder Sekunde 80,000 Kubikfuß Wassers, bei hohem Wasserstande wohl das Dreifache dieses Volumens, und mit Hinzurechnung der dadurch vermehrten Geschwindigkeit 405,000 Kubikfüße in den bengalischen Golf. Von Benares an beträgt die Breite des Ganges immer  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{2}{3}$  teutsche Meilen; die Fluth steigt 48 geogr. Meilen landeinwärts zu jeder Jahreszeit bis Kirtie. Während des niedrigen Wasserstandes bringt diese Fluth in Verbindung mit der Kenterung sogar bis Benares hinauf, und erreicht an der Mündung der Goggra noch 4 Fuß Höhe. Der Ganges ist periodischem Anschwellen unterworfen, welches durch die Schneeschmelze im Himalih und besonders durch die während der nassen Monsune fallenden Tropenregen hervorgebracht wird. Es beginnt im Monate Mai; Ende Junius ist der Spiegel  $15\frac{1}{2}$  Fuß gestiegen, dann ist die bengalische Ebene zwischen Ganges und Brahmaputra in ein großes Süßwassermeer verwandelt, aus welchem die Dorfschaften und Städte mit ihren durch unzählige Dämme geschützten Umgebungen wie Inseln hervortragen. Mitte August erreicht der Strom seine

größte Höhe, welche zu Kirtie 82 Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstand, weiter unterhalb zu Dacca nur 24 Fuß, zu Luckypur 6 Fuß beträgt. Mit Anfang Octobers, wenn die Regen aufhören, beginnt das Sinken des Stromspiegels und im November ist er wieder auf seine gewöhnliche Höhe gefallen. Die Schiffbarkeit des Ganges beginnt schon bei Saunpoor, etwa 40 Meilen oberhalb Benares, sie belebt den so wichtigen Binnenhandel des centralen Hindostan, welcher in Behar und Bengalen allein über 30,000 Matrosen bei der Binnenschifffahrt beschäftigt. Mit der Fluth segeln die Seeschiffe 50 Meilen landeinwärts. — Der Ganges ist der heiligste Strom der Hindus: mit seinem Wasser treibt man einen beträchtlichen Handel durch ganz Hindostan; und jeder Mensch, der sich vor seinem Tode in dem Ganges gebadet oder mit dessen Wasser gewaschen hat, wird für glücklich gehalten. — Das sehr fruchtbare Deltaland des Ganges ist eben so wenig als ein jüngerer, von dem Strome angelegtes Land zu verkennen, wie die anderen Stromdelta's der Erde; ja Wilford nimmt an, daß der Golf von Bengalen einst bis Hurdwar reichte, wo sich damals der Ganges aus dem Alpenlande des Himalih in das Meer gestürzt habe. Dann wäre das ganze centrale Hindostan ein alter Meeresboden und Dekan eine vollkommene Insel gewesen.

Die Beschreibung der größten linken Zuflüsse des Ganges, (Ramgunga, Tonse, Goggra, Gundul, Tistab, Brahmaputra u. s. w.) s. im Art. Himalaya; hier ist daher nur von den merkwürdigsten rechten Zuflüssen die Rede. Diese sind:

a) Der Jumna, über seinen oberen Lauf im Himalaya s. den Art. Himalaya. Bei dem Dorfe Fezhabad, wo sein Spiegel 1276 Fuß über dem Meere liegt, tritt er in die hindostanische Ebene und fließt durch eines der fruchtbarsten und bebautesten Länder der Erde, im Parallelismus mit dem Ganges, den er endlich bei Allahabad nach einem Laufe von 280 teutschen Meilen erreicht. Seine bedeutendsten Zuflüsse stoßen ihr auf dem rechten Ufer zu; sie kommen alle aus den nördlichen Vorflüssen von Dekan herab und heißen von W. nach O. Ghumbul, Betwah, Cane. Der Ghumbul entspringt im SW. der Stadt Djein auf dem Plateau von Malwa und ergießt sich durch die Terrasse von Meywar hinab nach einem Laufe von 24 teutschen Meilen in den Jumna. Die Betwah entsteht auf dem Plateau von Malwa aus einem kleinen Binnensee in der Nähe der Stadt Bopaul, durchstürzt die Terrassen von Malwa und Bundelcund und mündet nach einem Laufe von 25 Meilen in den Jumna. Der Cane ist der wichtigste Strom von Bundelcund. Er entspringt auf den hohen Flächen von Belhari in  $23^{\circ} 53'$  nördl. Breite und  $80^{\circ} 9' 40''$  östl. Länge Grw. aus einem kleinen seeähnlichen Wasserbecken, wendet sich gegen N., durchbricht eine ihm vorliegende Kette des Windhyasystem in dem Piperahghat, wo er einen Wasserfall bildet, tritt dann in die tiefere Stufe von Punah, wo er sich mit den gleich wasserreichen Strömen Birmie und Sonar verstärkt, durchbricht dann noch einmal eine 3 Meilen breite Bergzone



In einer eben so langen, sehr engen und tiefen Schlucht, bildet bei dem Dorfe Singhora in 24° 25' nördl. Br. eine Kaskade, tritt sodann in die große hindostanische Ebene, fließt nun N.D., endlich N. und erreicht den Jumna in 25° 46' nördl. Br. und 80° 29' östl. Länge Grw. bei dem Dorfe Ghilla.

b) Der Gone. Dieser wasserreiche Strom entspringt in der Nähe der Nerhubdaquelle auf dem Plateau Dmercutuc, durchbricht die ihm vorliegenden Ketten des Windhyasystems in N.W. Richtung fließend, wendet sich dann N.D. und mündet bei Moneah oberhalb Patna in den Ganges.

Zum Schlusse der Potamographie geben wir eine Übersicht der vornehmsten Flüsse Hindostans, nach der Länge ihres Laufes geordnet.

Der Indus ist lang . . . . .	340	teutsche Meil.
Der Bramaputra . . . . .	320	„ „
Der Ganges . . . . .	290	„ „
Der Jumna . . . . .	280	„ „
Der Setledsch . . . . .	280	„ „
Der Telum . . . . .	250	„ „
Der Gundul . . . . .	196	„ „
Der Gotavery . . . . .	170	„ „
Der Krishna . . . . .	140	„ „
Der Nerhubda . . . . .	140	„ „
Der Mahanady . . . . .	110	„ „
Der Tapy . . . . .	92	„ „
Der Cavery . . . . .	80	„ „
Der Pennar . . . . .	60	„ „
Der Panaur . . . . .	60	„ „
Der Palaur . . . . .	44	„ „

c) Seen. Binnenseen von Bedeutung sind in Indien nicht; wohl aber gibt es eine Menge kleinerer, worunter wir folgende bemerken:

1) Der Ghilla in dem nördlichsten Theile des coromändelischen Flachlandes, südlich der Mahanadymündung bei der Stadt Ganjam. Es ist ein Süßwassersee, den ein schmaler Kanal mit dem Golf von Bengalen in Verbindung setzt.

2) Der See von Paliacate oder Pulicat im Karnatik, bei der Stadt Pulicat. Er ist 8 Meilen lang, 1½ Meile breit und sehr fischreich; er hat ebenfalls süßes Wasser, enthält mehrere Inseln und ergießt sich durch 2 Mündungen in den bengalischen Golf.

3) Der Laksmisar im Distrikte Sorucpur der Provinz Dode. Er ist der größte unter mehreren Binnenseen dieser Provinz und trägt in der Mitte eine kleine Insel. An seinem Ufer liegt die Stadt Budra.

4) Der Dabbur in Guzurate, merkwürdig als Quelle des Flusses Saubermutti, mit einem Eilande.

5) Die Seen im Hochthale von Ddeypur u. a. m. V. Klima Hindostan's. Das mathematische Klima Hindostans ergibt sich aus seiner Lage zu beiden Seiten des nördl. Wendekreises; dasselbe wird indeß durch die verschiedenen vertikalen Dimensionen des Landes, durch die besondere Stellung der Küsten gegen die Meere und durch den Einfluß der periodischen Monsune so sehr modificirt, daß man, um das wahre physische

Klima kennen zu lernen, ein Klima der Tieflandschaften, des dekan'schen Plateau's und des Himalaya unterscheiden muß.

Die Monsune wehen von N. und S. her, allein wegen der Lage der Küsten, der Dazwischenkunft der Gebirge, und nach den Abweichungen der Magnetnadel kommen sie in Indien von S.W. und N.D., und äußern ihren ganzen Einfluß auf die hindostanischen Tieflandschaften, von deren Klima hier zuerst die Rede seyn soll. Der S.W. Monsun bringt die Regenzeit, der N.D. die Trockenzeit mit sich; jener beginnt Ende April und dauert bis zum Oktober, dieser füllt den übrigen Theil des Jahres aus. Der S.W. Monsun bringt schwarze Wolken und Stürme aus dem indischen Ozean mit sich; diese Wolken, mit Regen angefüllt und von dem Winde getrieben, öffnen ihre Schleusen unter fürchterlichen Stürmen und Donnerwettern auf der malabarischen Küste und dem Tieflande Centralindiens. Der S.W. Monsun strebt mit aller Gewalt gegen die hohen Himalaya an, und scheint sich in den fürchterlichsten Donnerschlägen zu erschöpfen. Aber jenseit der Himalaya, wo ein anderes meteorologisches System herrschend ist, gelangt er nicht, vielmehr geht er hier, von dem Gebirge aufgehalten, durch eine Drehung in den N.D. Monsun über. Während dieser nassen Jahreszeit sind die oft plötzlich eintretenden Regengüsse, wie wir gesehen haben, von furchtbaren Gewittern begleitet und dann außerordentlich zerstörend. Die Ströme schwellen in wenigen Tagen zu außerordentlicher Höhe an, werden trübe, reisend, wüthend, und enteilen dann den höheren Gegenden so plötzlich, daß sie Menschen, Herden, Bestien, Wälder, Felsmassen, kurz Alles, was sich ihnen in den Weg stellt, in furchtbaren Strubeln zur Tiefe und in den Ozean führen.

Während des N.D. Monsuns oder der Trockenzeit wird die Hitze durch ihre lange Andauer oft unerträglich: es tritt dann der eigentliche Winter Indiens ein; es entwickelt sich ein vollständiges System von Verwüstung und Leblosigkeit. Die Bäume, mit Ausnahme der Immergrüne, verlieren ihre Blätter, das Land ist seiner grünen Decke beraubt, nicht ein Grassalm ist zu sehen, und die animalische Schöpfung, wie die vegetabilische, scheinen unter der drückenden Hitze zu erliegen. An manchen Stellen wehen die heißen Winde wie Backofenluft, und nur durch aus wohlriechenden Gräsern geflochtene Matten, mit denen man sich umstellt, und die man immer zur Kühlung feucht hält, kann man ihren Einfluß ertragen.

Diese Erscheinungen finden in der Küstenebene Malabar und im centralen Indien zu gleicher Zeit Statt, d. h. beide Gegenden haben gleiche Jahreszeiten; auf Coromandel indeß verhält es sich umgekehrt. Zwischen dem S.W. und N.D. Monsune bildet nämlich das Plateau Dekan eine merkwürdige Wetterstrecke, so, daß die in mancher Hinsicht ganz entgegen gesetzten Küstenländer Malabar und Coromandel auch in dieser Hinsicht ganz entgegen gesetzt sind. Der N.D. Monsun nämlich, welcher am Himalaya aus dem S.W. entstanden ist, er-



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Wie überall unter den Tropen, so ist auch in Indien das Barometer einem konstant und regelmäßig wirkenden Einflusse ausgesetzt; es steht im Allgemeinen niedriger um 11 Uhr Abends als um 10 Uhr Vormittags, den Zeiten, wo es seine größte Höhe innerhalb 24 Stunden erreicht; dagegen ist es um 5 Uhr Nachmittags tiefer als um 4 Uhr Morgens. Die Atmosphäre hat demnach das größte Gewicht um 10 Uhr Vormittags, und nimmt gegen 5 Uhr Nachmittags hin ab, wo sie beginnt den Theil wieder zu erlangen, den sie verloren hat; steigend fährt sie fort gegen ihren vorigen Zustand bis 11 Uhr Abends, wo sie nahe, obschon nicht ganz dasselbe Gewicht erhält, wie am Vormittage; dann beginnt die Abnahme des Gewichts und ein gleicher Effekt wird hervor gebracht, wie durch die störende Kraft am Tage, die Atmosphäre dagegen wird nicht in so bedeutendem Grade afficirt, als wenn die Sonne über dem Horizonte steht; und die Ursache wirkt nur fort bis etwa 2 Stunden vor Sonnenaufgang, wenn das Gewicht wiederum zu wachsen anfängt. Daß auch die monatlichen barometrischen Mittel innerhalb der jährlichen Periode einem eben so konstanten und regelmäßigen Einflusse ausgesetzt sind, zeigt folgende Übersicht. Nach einer Mittelzahl aus 21jährigen Beobachtungen zu Madras, ist daselbst die mittlere Barometerhöhe

im Januar	80,085 engl. Zoll
• Februar	80,076
• März	80,041
• April	29,955
• Mai	29,851
• Juni	29,861
• Juli	29,867
• August	29,879
• September	29,908
• Oktober	29,942
• November	29,956
• December	80,074

Das Barometer erreicht seinen höchsten Stand am 3. Januar und den niedrigsten gegen Ende des Mai. Die mittlere jährliche Barometerhöhe zu Madras beträgt 29,958 engl. Zolle.

Was den Zustand der Atmosphäre betrifft, so zeigt sich der Himmel Hindostans nicht so klar und heiter, als man gewöhnlich annimmt. So hat z. B. die Stadt Madras, nach Goldingham's 26jährigen Beobachtungen, im Durchschnitt jährlich 180 ganz heitere Tage, 96 bewölkte, 25 nebelige, 64 vermischte (klare, nebelige, bewölkte), 57 Regentage, 31 Tage, an denen Thau fällt, 18 Tage mit Wetterleuchten.

Das Klima des dekan'schen Hochlandes ist von dem der hindostanischen Tieflandschaften gänzlich verschieden, wie schon seine bedeutende absolute Höhe erwarten läßt. Aber nicht diese allein wirkt auf sein Klima ein, sondern auch die eigenthümliche Stellung des Landes selbst und die seiner Randgebirge. Es ist schon angeführt, daß das Plateau eine Wetterscheide zwischen dem NO. und SW. Monsun mache, deren tief hängende Regenwolken die Gats nicht so bald übersteigen können. Geschieht dieß

dennoch, so fallen die Wasser nicht mehr als plötzliche zerstörende Regengüsse wie im Tieflande, sondern allmählig, sowohl beim NO. als beim SW. Monsun. Auf solche Weise hat also das Plateau Antheil an beiden Regenzeiten, deren die Küstländer Malabar und Coromandel jedes Mal nur eine haben; den Malabarmonsun hat es vom Juni bis September, den Coromandelmonsun vom September bis December, so daß die fallenden Wasser auf 4 des Jahres vertheilt werden und nur zur außerordentlichen Fruchtbarkeit des Plateau's beitragen. Dabei ist die fallende Regenmenge auf dem Plateau weit geringer wie im Tieflande. — Wie bedeutend die absolute Höhe einer Gegend auf deren Klima einwirkt, davon gibt Dekan ein merkwürdiges Beispiel. Wenn im hohen Sommer in den tiefen Länderstrecken das Thermometer zwischen 25 und 30° R. zeigt, so zeigt es auf dem Plateau nur 17 — 21°; wenn es dort nur bis zu 15° fällt, so fällt es hier (z. B. um Hyderabad), auf 1° 5 R., und steigt während dreier Monate an dem genannten Orte selten höher als 6°. „Dieß diamantreiche Plateau,“ sagt Ritter, „ragt über die Gluthöhe der flachen, peripherischen, salpeterreichen Landstrecken, mit kühlerem, feuchterem, milder trocknerem asiatischen Himmel, mit einem milderen Insektlima empor. Daher ist die Natur seiner Produkte die einer Mittelstufe. Wie Behar für das Binnenland und das Kontinent ein vermittelndes Glied für die Gewächse von Bengalen und Kaschmir, so Dekan ein vermittelndes Glied der Gewächse der asiatischen Dwijs, von China, Hinterindien und Arabien. Nirgend die zerstörende Gluthöhe indischer Sandwüsten, nirgend Eis und Schnee des Himalaya.“ — Die noch höher anstrebenden Gatsgebirge haben natürlich auch ein noch kühleres Klima, und auf den Nilgerrri friert im Januar das Wasser zu einem halben Zoll dickem Eise, während zu dieser Zeit im Karnatik die Hitze 20° R. beträgt; während man hier bei einer Hitze von 25 — 32° R. fast verschmachtet, steigt dort selbst im heißen Sommer das Thermometer im Schatten nie über 15° R. Diesen merkwürdigen Wechsel der Jahreszeit kann man von der Stadt Coimbatore aus in Zeit von 10 Stunden erfahren. Seit der Bekanntheit dieser und ähnlicher Lokalitäten, sind in denselben von den Briten Krankenstationen eingerichtet worden, wo die Kranken ihre im Tieflande durch die übermäßige Hitze zerstörte Gesundheit durch den alleinigen Einfluß des glücklicheren Klima's wieder herstellen; früher konnte man diesen Zweck nur durch eine Reise nach dem Kap oder in die europ. Heimath erreichen.

Die Höhenverhältnisse des Himalaya lassen schon schließen, daß man dort alle Zonen in kurzer Zeit durchwandern kann, auch ist das Klima dieses Gebirgslandes im Wesentlichen schon bei dem ihm gewidmeten Artikel geschildert worden. Nur so viel sei hier bemerkt, daß die Mitteltemperatur zu Katmandu (27° 42' nördl. Br.) der Hauptstadt der Alpenlandschaft Nepaul, 18° R. beträgt; die Gegenden dieser Höhe haben also etwa die Temperatur des südlichen Europa; zu Landour (30° 26' 30" nördl. Br.) einer Krankenstation der Präsidentschaft



Bengalen, 7600 Fuß über dem Meere, beträgt die Mitteltemperatur 10°, 29 R., und solche Gegenden haben hier etwa die Temperatur der flachhügeligen Schweiz am Genf.

Zuletzt müssen wir noch der indischen Land- und Seewinde und der Orkane gedenken, welche eben so regelmäßig sind wie die Monsune. Auf Coromandel z. B. beginnt der Südwind im Durchschnitt den 21. März, er weht längs dem Gestade und bringt Nebel mit, der ihn zu gleicher Zeit mit größter Schwüle sehr drückend macht. Dieser Wind herrscht im Durchschnitt bis zum 29. April, wo eine oder zwei Wochen lang Land- oder SW.- und W. Winde eintreten und mit S.- und SO. Winden abwechseln. Der Landwind beginnt am 19. Mai und dauert einige Wochen, meistens heiß, dann und wann durch Regenschauer kühler werdend; später herrscht er nur in der Nacht und in den ersten Vormittagsstunden; wo er während des übrigen Theils des Tages dem SO. oder Seewinde Platz macht. Etwa 1 Monat oder länger vor der Veränderung des Monsuns und zu Anfang der Regenzeit ist der Wind veränderlich mit Windstillen und einem schwülen und drückenden Zustand der Atmosphäre. Sturmwinde, Staub- und Wirbelwinde sind ebenfalls in Vorderasien nicht selten; sie führen in der Hindustanisprache den Namen Zeifaans oder Typhone. So ist z. B. der Sturm des heiligen Franz auf Coromandel ein rechtmäßiger Orkan, welcher jederzeit dem Eintritt des N. Monsuns voran geht. Eben so regelmäßig ist der Orkan Elephanta auf Malabar, mit welchem jedes Mal der SW. Monsun entflieht. — In der Nähe des malabarischen Gestades wechseln Land- und Seewinde täglich mit der größten Regelmäßigkeit; so daß die Seereise vom Kap Comorin bis nach der Küste von Guzurate bei günstiger Jahreszeit, eine der angenehmsten und lieblichsten zu seyn pflegt.

## VI. Produkte Hindostans.

A. Aus dem Thierreiche. a) Vierfüßer. 1) Ferae. Der Wolf, der Schakal so häufig, daß man sein Heulen in den Städten hört, in die er zuweilen selbst eindringt. — Der Fuchs in mehreren Arten, darunter der bengalische nur die Größe eines Kaninchens hat. — Der Haushund in mehreren Arten; die engländ. Hundearten in dem heißen Tieflande aus, nehmen aber in den Gebirgen, zumal bei dem Volke der Bhotiah, ihren Wuchs und ihre Stärke wieder an, und bekommen in einem oder zwei Wintern denselben kurzen und feinen Flaum, welcher einige von den einheimischen Thieren auszeichnet. — Der wilde Hund; er gleicht seiner Gestalt und Haut nach dem Fuchse, ist aber viel stärker und muthiger. Diese wilden Hunde jagen haufenweise in den Gebirgen, geben sich Signale, richten unter dem Wildpret große Verheerungen an, tödten aber auch wilde Thiere und selbst Tiger. Diese Hundeart soll der kamtschadalischen und der eskimoeschen sehr ähnlich seyn. — Der Königstiger von Bengalen; dieses furchtbarste Raubthier der Erde ist von der Nase bis zur Schwanzspitze bisweilen 15 Fuß lang, und erreicht eine Höhe von

4 Fuß. Seine Stärke ist außerordentlich; man hat ihn Büffelochsen von 1000 Pfund davon tragen sehen. Seine Wohnung ist in hohen Schilfen und Dickichten. Man findet ihn überall in Hindostan bis an den Rand der Gletscher des Himalaya, ohne daß er an seiner Größe und Wildheit verliert. Der eigentliche Leopard mit beinahe runden schwarzen Flecken auf gelbem Grunde; die Unze mit weißlicher Haut und unregelmäßigen Flecken; der kleine Leopard, dessen man sich zur Antilopenjagd bedient; der Jagd-Leopard (*Felis jubata* Schreber.), gefleckt auf hellerem Grunde mit Mahne; der Spaghusch (*Felis caracal*), eine Katzenart, die man zur Jagd benutzt; der Luchs, in mehreren Arten; die Hauskatze in mehreren Arten. Der Löwe ist im Ganzen selten, erreicht aber eine bedeutende Größe; die Hyäne überall in Hindostan, selbst in der Gletscherregion des Himalaya. Ein Reisender erzählt, daß ein Landesbewohner mehrere Jahre eine Hyäne gehabt habe, welche ihm überall wie ein Hund folgte, und den Personen, welche sie kannte, schmeichelte. Hierdurch wird die Meinung von ihrer Unzähmbarkeit widerlegt. Eine Spielart des Landbären findet sich im Himalaya und in den Gats. Er lebt besonders von Ameisen und Früchten; seine Stärke ist so groß, daß er selbst den Tiger nicht fürchtet. Eine andere Bärenart (wahrscheinlich *ursus libetanus* Cuv.) ist besonders in der Alpenlandschaft Sirinagur zu Hause, lebt hauptsächlich von Wurzeln, Beeren und Honig, fällt aber oft Menschen an. Der Dachß wird hier und da gefunden. Der Igel. Der Maulwurf. Die Tibetkatze ist nicht selten; der Mungo (*Mangusta*), der Gegner der giftigen Brillennatter, findet sich nur innerhalb des Wendekreises und in der Gangesebene.

2) Glires. Mehrere Arten des Eichhorns, darunter: das malabarische, von rothbrauner Farbe und so groß wie eine Kage; das rothäugige; der vielfarbige Kullai, dessen grauer Schwanz 3 Mal länger als der Körper ist; das purpurfarbene, mit gelben Beinen, gelbem Bauche, orangefarbenem Schwanz; der Palmiß, von grauer Farbe mit 3 gelblichen Streifen; das fliegende Eichhornchen, besonders häufig in den Wäldern des Himalaya. Das Eichhorn wird wie in Europa gezähmt. Verschiedene Arten von Mäusen, worunter eine einen sehr starken Moschusgeruch an sich trägt. Die Ratte erreicht hier die Größe einer europäischen Hauskatze; Perrin sagt, man verschmause sie eben so gern, wie Spanferkel. Die Bisamratte und die blinde Ratte findet man auf Ceylon in großen Scharen. Das Schneumon, in Ceylon einheimisch, wird von Percival als eines großen Schlangentödters erwähnt, obgleich es nur ein kleines Geschöpf ist. Wenn es eine Schlange zu Gesicht bekommt, schießt es auf sie los, faßt sie bei der Kehle und tödtet sie, so groß sie immer seyn mag, durch wiederholte Angriffe. Diese unternimmt es aber nur dann, wenn es sich im Freien befindet, wo es, wenn es gebissen wird, zu einem gewissen Kraute hinlaufen und davon fressen kann. Dieses Kraut soll nämlich ein Gegengift gegen das Gift einer jeden Schlangenart seyn.



Kleine Murmelthiere sieht man häufig in der Nähe des Schnee's, aber sie weichen von dem Lemming oder der lappländischen Art ab; und nie hat man bemerkt, daß sie sich in großer Zahl versammeln, um Einsälle in angebaute Landstriche zu machen. Der Hase wird besonders im Himalaya sehr groß. Es gibt mehrere Spielarten von ihm und vom Kaninchen.

3) Quadrumana. Hindostan besitzt viele Arten von Affen, welche sich in ganzen Schwärmen sammeln, und nicht allein den Reisenden lästig, sondern selbst die Bewohner in ihren Häusern beunruhigen. Darunter der schwarze und weiße Bartaffe; der Gibbon oder Solok, der Drangutang (Satyrus), der Cercopithecus fam., der türkische Affe (Silvanus), der Malbruc, der Pavian, der Mandi (simia saunus), der Kulang (tardigradus). Der Affenkönig, Hanuman, genießt göttlicher Verehrung; sämtliche Affenarten sind ihm geweiht, und dürfen nicht getödtet werden. Sie sind daher außerordentlich zahlreich, klettern auf allen Dächern und Vorsprüngen der Tempel umher, stecken ihre unverschämten Köpfe und Hände in jeden Fruchtkorb und Kuchenladen, und nehmen den Kindern die Speisen beim Essen weg. Auf Ceylon gibt es ganze Schwärme rother Affen; deren größte Feinde sind Schlangen, welche sie umbringen, indem sie solche bei der Kehle fassen und den Kopf der Schlange auf einen Stein oder wider einen Baum stoßen, bis sie todt ist.

4) Bradypoda. Das Feszhier (bradypus ursinus); der Pangolin oder Phatagin.

5) Chiroptera. Der Vampyr (Vesp. caninus Blumenbach.), der mit ausgesperrten Flügeln wohl 5 Fuß mißt, bloß Baumfrüchte genießt und besonders den Banianenbaum bewohnt. Sein Fleisch wird gegessen.

6) Solidungula. Hindostan ist sehr reich an Pferden, welche indeß meist nur zu Spazierritten und im Kriege benutzt werden, da man allenthalben den Büffel und den Stier als Lastthiere vorzieht. Die einheimischen Rassen sind fast ganz durch arabische und persische Hengste veredelt; wo dieß nicht Statt findet, sind sie weder groß noch schön. Die edelste Rasse ist die Maharatty, zwar klein und unansehnlich, aber überaus schnell und thätig. Fremde Pferde werden in großer Zahl eingeführt. Der Maulesel kommt nicht gut fort, und wird nur an einigen Orten, und besonders im nördlichen Hindostan gehalten. Die Hindus bedienen sich seiner sehr ungern zum Reiten, daher dient er, wie das Maulthier, nur im Felde und in den Gebirgen als Lastthier.

7) Pecora. Der Büffel wird als Hausthier benutzt, und leistet alle Dienste eines Saumthiers, ist aber wegen seiner häßlichen Gestalt gering geachtet. Der Buckelochse in mehreren Arten, worunter eine mit seidenartiger Haarmähne; man richtet ihn ab, wie Vögel aus der Hand zu fressen, sich auf der Erde zu wälzen, sich die Zunge bis zur Wurzel heraus ziehen zu lassen und lenkt ihn beim Reiten mittels einer durch die Nasenlöcher gezogenen Schnur. Er geht sicherer als das Pferd, und legt täglich bedeutende Strecken zurück. Der Stier ist als einer der Untergötter ein Gegenstand der Verehrung der Hindus. Man erzeigt ihm jährlich ein Mal göttliche

Ehre, schmückt ihn dann mit Bändern und Blumen, wirft sich vor ihm nieder, aber, wie es scheint, sagt Perrin, um sich das Recht zu erkaufen, ihn zu jeder andern Zeit mißhandeln zu können. Doch ist dieß letzte nicht überall der Fall. In Benares, sagt Bischof Heber, schlendern die heiligen Stiere des Siva jeden Alters träge auf und ab in den schmalen Straßen, oder liegen quer darüber hin; sie sind kaum fortzubringen, da man sie der fanatischen Menschenmenge wegen nicht hart berühren darf. Nach Wallace gibt es viele Dörfer, wo man einen Stier als lebendigen Gözen unterhält, und ihn, wenn er stirbt, unter großen Feierlichkeiten begräbt. An vielen Orten verrichtet der Stier Alles, was man bei uns von Pferden und Maulthieren verlangt, aber nirgend darf sein Fleisch eben so wenig, wie das jedes andern Rindes, genossen werden. Der Zebu ist ein sehr kleiner, gefleckter Buckelochse ohne Mähne. Der riesenmäßige Arno erreicht eine Höhe von 14 Fuß und eine Schwere von 3 bis 4000 Pfund. Der Jach (bos grunniens) kommt nur in der Schneeregion des Himalah vor. Das Kamel und der Dromedar, als Lastthiere benutzt, finden sich besonders im westlichen Central-Indien, aber nicht in Dekan. — Mehrere Arten von Schafen, darunter der Argali oder Roufflon im Himalaya. In Bengalen zwei Arten von Schafen, welche statt der Wolle, Haare tragen. Das feinwollige Kaschmirschaf ist zwar klein, aber mit großer Stärke und Lebendigkeit begabt. Es wird als Lastthier über die höchsten Alpenpässe benutzt; man bindet dem Thiere kleine Säcke auf den Rücken, und ein Widder mit einer Schelle führt die Herde an, die gewöhnlich aus 50 bis 200 Stück besteht, und welcher einige Schäfer mit ihren Hunden folgen. Diese Thiere setzen mit ihren kleinen Lasten sichern Fußes über Abgründe, die kein menschlicher Fuß überschreiten kann, und finden in den mit Schnee bedeckten Klippen hinreichende Nahrung. Der Curambar in Dekan, der Schamblyar, eben daselbst. Die Ziege wird als Hausthier in Menge gehalten, ist aber auch wild vorhanden. Die Kaschmirziege im Himalaya, so berühmt wegen ihres Haares, dient wie das Schaf als Lastthier. Die Gemse ist in der Schneeregion des Himalaya nicht selten, aber sonst kaum anzutreffen. Sie ist so groß, wie die europäische, hat aber eine zottigere und gegen Kälte mehr schützendere Behaarung. Von Antilopen hat Hindostan mehrere Arten, darunter die kamelähnliche (Tragocamelus), welche gezähmt wird, den Nilgau (Antilope picta), eine dem Steinbock verwandte Gebirgsziege, die gemeine Gazelle (Ant. cervicapra), im mittlern Stufenlande des Ganges. Der Hirsch in mehreren Varietäten, darunter das schöne Zwerghirschchen; das Elenthier in Ceylon; das Mohr, eine Art Elenthier von einer solchen Größe, daß die äußersten Enden des Geweibes 5 bis 6 Fuß von einander entfernt sind, wurde vor Kurzem durch Bischof Heber entdeckt; das eigentliche Moschusthier in der Schneeregion des Himalaya nad das guinea'sche Rehschen (Moschus pygmaeus).

8) Belluae. Der Elefant, wahrscheinlich allein von den Hindus zum Hausthier gemacht, erreicht eine



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



Posten am Hofe des Schlangengottes einzunehmen," sagt Perrin.

d. Fische. Aale und Barben machen den gemeinsten Süßwasserfisch Hindostans aus, und werden fast in allen Flüssen und Teichen gefangen. Es gibt ferner mehrere Arten von Stören und Panzerfischen, ferner elektrische Stachelfische, Welse, Lachse, Schleie, Karpfen, Sardellen, Blumenfische u. s. w.; aber der schönste aller indischen Fische ist der Mangofisch (*Polynemus paradiseus*), den man im Hugly bei Calcutta fängt. Er hat die Gestalt einer kleinen Forelle und gehört unter die Ledereien Bengalens. Sein dunkler Körper ist prächtig mit gelben und goldenen Flecken gesprenkelt, und sein schöner Bart von langen orangefarbenen Fäden dient ihm als Flossfedern zum Schwimmen. Schwertfische sind in den indischen Meeren sehr häufig, sie erreichen eine außerordentliche Größe und Kraft, mit der sie ihre Schwerter tief in den Boden der Schiffe treiben. Delfine sind hier von großer Schönheit. Sie schwimmen mit außerordentlicher Schnelligkeit, oft sieht man sie rund um Schiffe, welche 6 Meilen in einer Stunde segeln und welche sie oft auf 1000 Seemeilen weit verfolgen. Hais werden im indischen Ozean ungeheuer groß. Auf der Küste Malabar beschäftigt man sich stark mit ihrem Fange; um ihre Flossen für den Fisch der Chinesen zu gewinnen. Saugfische oder Schiffsauger schwimmen in großen Schwärmen den Haien voran, um das aufzuspüren, worauf letzte losgehen. Dieser Eigenschaft wegen werden sie von den Engländern Lotos- oder Pilotfische genannt. Der Lintenfisch wird hier ebenfalls sehr groß; er hat 8 Arme und mehrere außerordentliche Eigenschaften. Der Nautilus oder die Schiffsmuschel hat 8 Füße mit außerordentlich feinen und durchsichtigen Schwimmbäuten. Ihre Feinde sind Seekrabben und Seeskorpione; von diesen verfolgt, windet sie ihren Körper aus der Muschel und nimmt dann ganz die Gestalt eines kleinen Schiffes an, indem sie 2 ihrer Füße als Masten und Tauwerk in die Höhe streckt, eine neßförmige Haut als Segel ausbreitet und sich der andern 6 Füße als Ruder bedient. Dichter haben die Seefahrten dieses kleinen Meerbewohners besungen. Der Fliegenschleier (*Chaetodon rostratus*) fängt seine Beute, indem er aus seinem röhrenförmigen Schnabel einen Tropfen Wassers wie eine Kugel auf dieselbe schießt. Der fliegende Fisch ist von sehr schöner, dem Haringe ähnlicher Gestalt. Er versammelt sich in den indischen Meeren und in ungeheuern Schwärmen. Diese von ihren Feinden, den größern Seefischen, verfolgt, schwingen sich aus dem Wasser in die Luft und fliegen, gleich Vögeln, bedeutende Strecken weit. Auch der prachtvolle Goldfisch (*Coryphaena hippurus*) ist nicht selten.

e. Insekten. Von allen Insekten Indiens sind die weißen Ameisen die wunderbarsten. Es gibt deren mehrere Arten; einige erreichen die Größe einer Wespe, andere nur die eines Reiskorns. Sie unterminiren die Häuser, bahnen sich Wege durch die Fußböden, zerfressen Alles, was nicht von Stein oder Metall ist. In vielen Gegenden Indiens wäscht man daher die Fußböden und Wände mit einer Auflösung von Kuhmist, dessen Geruch

sie nicht ertragen können. Die weißen Ameisen bauen in Abtheilungen getheilt und unter einer obern Leitung und den größten Vorsichtsmaßregeln ihre Wohnungen in 5 bis 6 Fuß hoher konischer Gestalt, versehen sie mit Wachtthürmchen und Vorrathshäusern, und ordnen sie in regelmäßigen Straßen an einander. Wespen, Bremsen, Kuslito's sammeln sich in ungeheuern Schwärmen. Von Bienen gibt es mehrere Arten, davon baut die große Heychu ihr Nest in Höhlen und Felsen, wovon ein großes 4,85 Pfund Honig und 1,82 Pfund Wachs, ein kleines nur  $\frac{1}{7}$  davon gibt, der Honig wird 2 Mal im Jahre gesammelt; Gadi oder Chittu Jains baut ihr Nest, welches 1,1 Pfund Honig gibt, an den Zweigen der Bäume; Tuduway setzt ihren Honig in unzugänglichen Felsenspalten ab, und Logriga baut ihr Nest in den Wohnungen der Termiten. Aus der Klasse der Neuroptera gibt es besonders Ameisenlöwen, Skorpionfliegen, Rhaphidien, Libellen und Ephemere, welche letztere nach jedem Monsun in unzähliger Menge und endloser Mannichfaltigkeit zum Vorschein kommen; Tausende von ihnen enden ihr kurzes Daseyn, indem sie sich, durch das Licht herbei gezogen, ihre bunten Flügel an den Tafellöchtern der Engländer versengen. Alle Arten der schönsten Schmetterlinge durchflattern die Luft; darunter auch die Phalaena atlas, welche die europäische Fledermaus an Größe übertrifft. Der Seidenwurm spinnt das ganze Jahr hindurch in freier Luft und in offenen Schuppen. Von den mannichfaltigen Käferarten, sämmtlich den Hindus heilig, führen wir an: den ungeheuern Zimmermann in Ceylon, die prachtvolle, wohl die Länge eines Fingers erreichende *Buprestis gigantea*, den Palmborner mit essbarer Larve. Mehrere Arten von Heuschrecken, welche in ungeheuern Wolken die Luft verdunkeln; wenn sie sich auf die Felder niederlassen, verzehren sie in wenigen Tagen die Ernte eines ganzen Jahres. Unter den Schildläusen liefert *Coccus lacca* das Gummilack, und *Coccolacca* das Kochenil. Unter den Spinnen, wovon viele eine ungeheure Größe erreichen, sind besonders merkwürdig: die vogelfangenden in Ceylon, deren ganzer Körper mit schwarzem Haar überzogen ist, und deren Beine 4 Zoll lang sind; der goldne Lorber und das silberne Blatt, zwei Gartenspinnen, welche sehr schön gezeichnet sind. Skorpione von schwarzer und grauer Farbe sind sehr gefährlich durch ihren tödtlichen Biß. Krebse, Krabben, Tauschen und Schneckenkrebse sind sehr gemein, unter ihnen erreicht der moludische Krebs, das größte aller Insekten, eine Länge von 4 Fuß.

f. Würmer. Darunter bemerken wir: den indischen Faden- oder Nervenwurm, der sich an den Beinmuskeln festsetzt und bisweilen die Länge von 4 Ellen erreicht. Anfänglich, wenn sich dieses Unthier in's Bein gefressen hat, fühlt man keinen Schmerz, allein wenn es wächst und sich aufrollt, dann entstehen Entzündung und Schmerzen. Das beste Mittel dagegen ist, die angegriffene Stelle 2 Mal des Tages mit Mercurialsalbe einzureiben, bis sie schwarz wird und das Geschwür den Kopf des Wurmes zeigt. Dieser wird sodann sorgfältig herausgezogen und an einen kleinen Zweig befestigt, womit



man den Baum nach und nach heraus zieht, indem man ihn täglich immer weiter darum wickelt. Bricht er ab, und es bleibt ein Stiel davon im Weine, so wächst er in kurzer Zeit wieder sehr groß heran. Erdblutegel von dunkelrother und gesprenkelter Farbe. Unter den Mollusken die *Sepia octopodia*, deren schwachhastet Fleisch gern gegessen wird. Die Perlenmuschel im Golf von Manar liefert die schönsten und besten Perlen. Unter den Muschelarten die *Ostrea ephippium*, welche zuweilen umgestaltete Perlen von dunkler Farbe enthält. Die Kauris, welche sich häufig an den Küsten finden, dienen als Scheidemünze. Andere merkwürdige Cetaceen sind noch die echte Wendeltreppe, welche an der Küste Koromandel einheimisch ist; die den Schiffen sehr gefährliche *Terodo navalis*. Es gibt ferner mehrere Seeigel, welche zur Speise dienen, Seeesterne, viele Arten von Korallen, und unter den Zoophyten besonders die Seefeder und den *Armpolyp*.

B. Produkte aus dem Pflanzenreiche. Die merkwürdigsten Bäume Hindostans sind: der Litchbaum (*Tectonia grandis*), in Wäldern auf den Gats, von deren halber Höhe bis auf die höchsten Gipfel. Die indische Eiche, ebenfalls auf den Gats sehr häufig, und wie der Litchbaum vortreffliches Holz zum Schiffbau liefernd. Der Marotti und die *Doraxpa* (*hopea decanthera*), zwei Baumarten, deren Holz das Litchholz noch an Festigkeit und Dauer übertrifft. Der Tamarindbaum, dessen hartes Holz ebenfalls als Nutzholz verwendet wird, und dessen schalenförmige Früchte jeder Vorübergehende pflücken kann. Das Bambusrohr, ein Forstbaum, aus welchem die meisten Häuser in Hindostan aufgezimmert werden. Die Gipfel dieser Bäume sind mit mehlichten Körnern bedeckt, woraus man Brei, Brot oder Brotkuchen macht. Aus den jungen Stämmen quillt der berühmte Bambuszucker hervor, den man mit Geld aufwiegt. Die Baniane oder der indische Feigenbaum (*Ficus religiosa*), das herrlichste Erzeugniß der Natur, welches ganz im Widerspruche mit andern animalischen und vegetabilischen Wesen, der Verwesung zu widerstehen scheint. Er wächst unaufhörlich und pflanzt sich dadurch fort, daß er Äste zur Erde senkt, die dann Wurzel schlagen und einen neuen Stamm treiben, so daß ein einziger Baum in einer gewissen Zeit einen ganzen Wald zu schaffen im Stande ist. Die Hindus betrachten ihn als ein Sinnbild der Gottheit, sowohl wegen seiner langen Dauer als wegen seines wohlthätigen Schattens, den er durch seine weit hin sich erstreckenden Äste verbreitet, auf welchen man oft fromme, sich kasteiende Mäher in gänzlicher Geistesabgezogenheit sitzen sieht. Der berühmteste Banianenbaum, nach einem Heiligen, der sich lebendig unter ihm begraben ließ; Subbir Burr genannt, steht unweit Baroadsch auf einer Insel des heiligen Nerubudda-Stroms; sein Abbild ist seit 1827 von der neu gestifteten asiatischen Gesellschaft von Großbritannien sehr sinnreich zum Wappen gewählt. Er ist so groß, daß mehr als 5 Regimenter bequem unter dem, den glühendsten Sonnenstrahlen undurchdringlichen Schatten seines Laubdaches lagern können. Sein

Umfang, mit seine Hauptstämme genommen, beträgt etwa 2000 Fuß; allein seine überhängenden, noch nicht abgehauenen Äste überschatten einen weit größern Raum. Der Hauptstämme dieses einzigen Baumes sind 350, der kleinern, welche ihm zu starkem Nutzen dienen, mehr denn 3000. Der Baum ist voll von grünen Wald- und andern Tauben, Pfauen und besiederten Sängern, Eichhörnchen, ganzen Familien von Affen und großen Fledermäusen, welche bei Tage an den obern Zweigen in einem Zustande von Erstarrung hängen. Er gibt allen seinen Bewohnern Obdach und Nahrung, da er unter seinem dichten Laube viele kleine hochrothe Feigen, von einem ausnehmend lieblichen Geschmacke, birgt. Viele der auf ihm wohnenden Thiere leben eines vom andern, und es wird ein beständiger listiger Krieg zwischen Schlangen, Vögeln, Affen u. geführt. Die gebrannten Früchte der Baniane geben ein schwarzes Öl, ihre jungen Blätter dienen als Arznei, und die 6 Zoll langen starken Blätter benutzt der Hindu als Teller. Unter den Geschlechtern der Palmen, von den Hindus *Trina-druma* d. i. Grasbäume genannt, sind hervor zu heben: die Kokospalme, vielleicht das nützlichste Naturerzeugniß, hat hier ihr wahres Vaterland; ihr fast cylindrisch gerader, mit kreisförmigen Ringen versehener Stamm erreicht bisweilen die Höhe von 70 Fuß. Ihr Holz ist zu keiner dauerhaften Arbeit tauglich, aber ihre breiten und langen Blätter, deren sie selten mehr als 12 hat, und welche auf der Spitze des Baumes wie ein Büschel, aus dessen Mitte die Rüsse wachsen, braucht man zum Decken der Häuser, zu Sonnenschirmen, Segeln, Fischernezen, zu Schreibpapier (indem man mit einem Griffel auf sie schreibt) u. s. w. Überhaupt wird die Kokospalme von den Hindus in nicht weniger als 360 Fällen zum Nutzen verwendet. Die Frucht ist mit einer dicken Hülse bedeckt, von der man treffliche Seile macht; darunter liegt die Nuss, woraus Schalen u. verfertigt werden. Der Kern ist eine angenehme Speise und gibt eine Menge vortrefflichen Saftes, Lohdy (Kokosmilch) genannt. Läßt man diesen Saft sauer werden, so gibt er einen guten Essig, abgezogen liefert er ein starkes geistiges Getränk (*Arrak*), mit lebendigem Kalk gesotten aber einen erträglichen Zucker. Dieses außerordentlichen Nutzens wegen ist die Kokospalme ein Gegenstand der hindu'schen Baumzucht, und zwar zieht man sie ganz besonders des Palmweins wegen, welchen die Blumenkolbe liefert. Sie wächst aber nur und zwar in Wäldern, in den tiefen Küstenstrichen Koromandel und Malabar bis zur halben Höhe der Gats hinauf in Ceylon, und in dem unteren Stufenlande des Ganges; in dem mittleren Stufenlande dieses Stromes und auf dem belanischen Plateau wird ihre Stelle durch die Arekopalme ersetzt, deren Rüsse vorzüglich bei der Bereitung des Betels gebraucht werden und aus denen man das Cachou oder die japanische Erde zieht, welche in den indischen Manufakturen, in den Färbereien und Gärbereien von so großem Nutzen ist. Die Weinpalme (*Borassus Labellifer*) wächst wild in den meisten Wäldern und gibt nicht nur einen guten Palmwein, sondern ihre Blätter werden auch zu Papier, Körben



und Flechtwerk benutzt. Die Schirmpalme (*Corypha umbraculifera*) liefert vortreffliches Bauholz. Die Sagopalme (in 3 Arten), deren Mark hier und da als Speise dient. Die Dattelpalme, welche besonders in der Nähe des Indus wächst und deren Frucht dort eine Brotsfrucht ausmacht. Andere Fruchtbäume Hindostans sind folgende: der Mangobaum, der gewöhnlichste der fruchttragenden Bäume Hindostans, ist auch der charakteristische Baum dieses Landes. Er hat den Wuchs der höchsten Nußbäume und auch Holz und Blätter mit diesen gemein, so daß man beide verwechseln kann; seine Frucht, die Mango, gibt eines der beliebtesten Nahrungsmittel ab. Die Platane, aus deren Früchten man Mehl gewinnt. Der Citronenbaum, der Pomeranzbaum, der Granatenbaum, die Pampelmuse, der Bananenpflanz u. a. m. Der Sonnenschirm- und Mandelbaum ist vielleicht der einzige Baum der Erde, der seine Zweige völlig horizontal und in Stockwerken eines über das andere ausstreckt. Er bringt die feinsten und geschmackvollsten Mandeln hervor. Die Guayave, deren Früchte in Gestalt und Geschmack der Birne gleichen und meist eingemacht genossen werden. Der wilde Brotsfruchtbaum (*Artocarpus*). Der Kirschbaum wächst auf dem Plateau Delan, im übrigen Indien ist er unbekannt; eben so die übrigen europäischen Obstbäume und Wein, welche nur in höheren Gegenden gedeihen. Andere merkwürdige Bäume Hindostans sind: der Sandelbaum, der besonders auf der Küste Malabar eine ansehnliche Höhe erreicht, und dessen Holz, aus dem besonders kostbare wohlriechende Möbeln und kleine Geräthschaften gefertigt werden, eine der wichtigsten Exporten dieser Küste ausmacht. Dieses Holz ist auch zum Rothfärben der Baumwolle unentbehrlich. Der Sapanbaum (*Caesalpinia*) wächst besonders auf den Ostgats, sein Holz gibt eine schönere Farbe, als das des brasilischen Sapanbaumes. Der Lotus, ein heiliger Baum der Hindus, wächst theils wild in den Wäldern, theils pflügt man ihn auch in Gärten. Die verschiedenen Gummibäume, worunter auch der dichtbelaubte Benzoe, welches eines der schönsten Räucherwerke Indiens gibt, und der Gummilackbaum, der Bohnsüß der Gummilackschilbläuse, welche das herrliche Gummilack liefern, auch der hohe *Pterocarpus Draco*, welcher das Drachenblut ausschwißt, ist häufig. Der Kampferbaum ist in Vorderindien ziemlich selten. Der Theerbaum, welcher ein Öl liefert, das wie Theer zu gebrauchen ist. Der Seifenbaum, dessen Beere in der Hand zerrieben, zu einer Seife wird, die den Hindus bei der Seidenwäsche dient. Der Ebenbaum, wovon besonders die gefleckte und gestreifte Gattung häufig, die schwarze aber selten ist. Der Zimmetbaum (*Laurus cianamomum*) in mehreren Arten, wovon 4 die echte Zimmetrinde liefern, wächst auch in Delan, doch besonders in Ceylon, wo allein in Indien er jetzt ein Gegenstand des Plantagenbaues ist. Die Ceder, die europäischen und viele indische, noch unbeschriebene Forstbäume wachsen auf den hohen Gebirgen.

Unter den Pflanzen, welche Gegenstand des hindu's-

chen Feldbaues sind, merken wir: 1) Reis (hier *Nolly* genannt), die Hauptbrotsfrucht des Landes, wovon wenigstens  $\frac{2}{3}$  der Bewohner fast ausschließlich leben. Er wächst hier nicht bloß auf nassem Boden, sondern selbst an den Bergen; und die Art Tokmaro oder Uya wird noch in den höchsten bewohnten Thälern des Himalaya gebaut, wo sie trotz Schnee und Frost reichen Ertrag gibt. Der rothe Reis gibt das hausbäckene Brot der Hindus. 2) Weizen und die andern europäischen Getreidearten, worunter auch Mais aber auch mehrere einheimische Getreidearten, verbraucht der Hindu zum Brote; unter den letztern z. B. die Keverou, welche aus kleinen runden, dem Samen der Zwiebel ähnlichen Körnern besteht, und deren Mehl, mit Wasser vermischt, in Form eines holländischen Käses gebacken wird; die Badgerrow, die dem Buchweizen gleicht; den Dohl (*Citrus*); den Sallam oder Choolam, welcher auf Stängeln, denen der Hirse ähnlich, wächst, und welcher nach Perrin überall in Hindostan gebaut wird; den Collou, eine Art großer Linsen; er ersetzt den Hafer in den Gegenden, wo derselbe nicht gebaut wird, und dient als Ochsen- und Pferdefutter; Dionnolu (*Holcus sorgum*); Schauma (*Panicum miliaceum*); Araga (*Paspalum frumentaceum*); Raghie (*Eleusine corocana*) und Saisja (*Holcus saccharatus*). Von den drei letzten Arten lebt vorzüglich das gemeine Volk. Von Küchen- und Gartenfrüchten baut der Hindu unter andern Rettige, Rüben, Bittbohnen, Melonganen (*Solanum melongena*), Amaranth (*Amaranthus ple-raceus*), Artischocken, Salat, Kohl, Yamß, Ignamen und die Kartoffel, welche, aus Europa eingeführt, überall gedeiht; von Handelsgewächsen aber Baumwolle, wovon es 7 Hauptarten gibt, die theils weiße, theils röthliche, theils gelbliche Wolle liefern und wovon die beste in Guzurate, Agra, Duds und Bengalen erzeugt wird, welches letzte Land der Stapelort der indischen Baumwolle ist; Pfeffer, eine Stapelware Delans; Kohn, woraus man das Opium zieht, einen sehr wichtigen Gegenstand der hindu'schen Industrie, dessen man sich im ganzen Orient als Reizmittel bedient und welchen besonders die Städte Patna und Benares und die Provinz Malwa, zusammen jährlich für 8 Millionen spanische Thaler (à  $1\frac{1}{2}$  Thaler preussisch) ausführen; Zuckerrohr, eine Stapelware Bengalens, in mehreren Varietäten; die Indigotora Anil (Indigo), eine Farbpflanze, welche von den Hindus seit den ältesten Zeiten gebaut wird, und deren Bereitung sie die Europäern gelehrt haben. Der beste Indigo wächst in der Provinz Agra, am stärksten wird er indeß in Bengalen und auf der Küste Koromandel gebaut. Der Baumindigo (*Nerium pentandr. monogyn.*) ist Hindostan eigenthümlich, wächst besonders in den nördlichsten Distrikten des Koromandelschen Küstenstriches und liefert einen eben so guten Indigo wie die Indigopflanze; die Opuntia, auf deren Blättern sich die Blattlaus aufhält, welche das Koschenil, ein wichtiges Farbmateriale liefert, das einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel ausmacht (seit 1787, wo Dr. Anderson zuerst das Koschenil auf der indischen Opuntie entdeckte); der Kardemom, ein weiß nur in Asien gebrauchtes



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



eine unzuverlässige Arbeit, wie das Lotteriespiel. Golconda war ehemals der Diamantenmarkt der Juweliere des Orients; jetzt ist das Fort nur die Niederlage aller großen Diamanten, welche gewöhnlich in Madras geschliffen werden. Nach einigen Schriftstellern soll man diesen Prachtstein auch in Nepal und in einigen Flüssen, besonders in den Zuflüssen des Mahanudy finden. Der Corindon oder Demantspath, den man zum Poliren der edlen Steine braucht, findet sich in Koromandel und in Bengalen im Granite. Der Lapis lazuli findet sich in beträchtlicher Menge in der Provinz Dube. — In den Kalksteinschichten der zweiten Stufe des Himalaya liegt eine merkwürdige, schwarze, eisenhaltige Erde, welche die Einwohner zerrieben als Linte gebrauchen und welche die Elephanten nach Aussage der Hindus in gewissen Krankheitszuständen gierig verschlingen sollen.

Unter den Salzen, welche man in Hindostan findet, merken wir an: Steinsalz, das man besonders im Lande der Seils in der Salzette des Himalaya findet; Kochsalz gewinnt man besonders aus den Salzquellen von Guzarate und bei Allahabad, doch kennt man hier keine Salziedereien wie in Europa; Seesalz wird in ungeheurer Menge in den Sunderbunds und auf allen Küsten abgeschlämmt und von der Sonne krystallisirt; Salpeter findet man ebenfalls in ungeheurer Menge im indischen Tieflande, wo die meisten Gewässer und die thonartige Erde überall davon durchdrungen sind. Die Gewinnung des Salpeters ist eben so ungeheuer, denn außer dem, was im Lande selbst zu Schießpulver und zur Kühlung der Getränke und Erfrischungen verbraucht wird, gehen davon große Lasten nach Europa, und nach England allein jährlich 600,000 Zentner.

Nach dem bis jetzt Bekannten zu urtheilen, scheint die Natur Hindostan nur sparsam mit edlen Metallen versehen zu haben; wahrscheinlich aber hat man auch jetzt noch nicht alle nutzbaren Erzeugnisse erforscht, welche die indische Erde in ihrem Schoße birgt. Die Goldminen Hindostans sind eingegangen, wohl aber wird dieß Metall auf einigen Flüssen und Bächen gewaschen; goldführende Flüsse sind z. B. der Behut, der Ponarru in Dekan und viele Bäche des Gebirgslandes Nepal im Himalaya. Auch die Silbergruben Hindostans werden nicht mehr bearbeitet. Blei kommt unter andern in großer Menge bei dem Dorfe Jowar, 12 engl. Meilen von Ddeypur in Madschputana vor, und wird auch ausgebeutet. Man findet in demselben auch Silber, wovon, als es noch gewonnen wurde, dem Radscha von Ddeypur jährlich eine Ochsenladung bargebracht wurde. Kupfer gibt es besonders in Agra und Madschputana, allein das Metall ist nur von geringer Güte. Eisen ist in allen Gebirgen in großer Menge vorhanden; es ist außerordentlich biegsam und dient daher zur Bereitung des trefflichen indischen Stahls und zu den feinsten Schloßarbeiten. Roh- und Gußeisen machen Handelsgegenstände der Hindus aus.

Unter den unzähligen Arten von Versteinerungen, die man in Hindostan findet, führen wir nur an: die Ammonshörner. Sie finden sich sehr hoch und in

außerordentlicher Menge im Himalaya in dem Hochthale des Gunduk oder Gandaki-Ganga, welcher bei Patna in den Ganges mündet und so weit er im Gebirge fließt, Salagrama genannt wird. Diese Ammonshörner sind in einer deshalb sehr berühmten Felswand des sonst, wie es scheint, petrefaktenleeren Gebirges, bei dem Alpen-dorfe Muktinath enthalten, aus der sie von dem Strome losgerissen und in das Tiefland geführt werden. Sie werden in ganz Indien unter dem Namen Salagrama oder Narayani göttlich verehrt, weil der Aberglaube in den seltsamen Spiralwindungen und Concamerationen dieser Petrefakte eine Spur der Gegenwart des Gottes Wischnu bei der Erdschöpfung zu erkennen glaubt, und werden deshalb von devoten Pilgern und gewinnstüchtigen Reliquienhändlern in Menge gesammelt. Besonders in Bengalen, wo Idole nur selten vorkommen, sind sie der gewöhnlichste Gegenstand der Anbetung des Volks.

## VII. Bewohner Hindostans.

Die Bewohner Hindostans bestehen aus Ureinwohnern oder den Hindus, aus eingewanderten Völkern und aus den durch Vermischung der letzten mit den erstern entstandenen. Ihre Gesamtzahl wird nach einer ungefähren Schätzung auf 134 Millionen Seelen angeschlagen, wovon 114 Millionen auf die Hindus, 20 Millionen aber auf die eingewanderten Völker kommen. Hindostan ist daher eines der bevölkersten Länder der Erde, doch ist die Volksmenge sehr ungleich vertheilt: im Himalaya leben im Durchschnitt 500—800, im mittlern und untern Stufenlande des Ganges mehr denn 5000, im mittlern und untern Stufenlande des Indus 1000—1800, auf dem Plateau Dekan 2000—2300, auf den Küsten Malabar und Koromandel 3000—4000 Seelen auf dem Raum einer geogr. Meile.

a. Ureinwohner oder Hindus. Der Name Hindu, jetzt allgemein in Hindostan dem Volke gegeben, ist persisch und bedeutet schwarz; die Hindus selbst nennen sich sehr gern Arya, d. i. die Ehrenwerthen. Als die Portugisen mit Indien bekannt wurden, bezeichneten sie dessen Bewohner mit dem Gesamtnamen Gentios, das heißt Gentiles, Heiden. Die Engländer saßen diesen Sprachgebrauch auf und schreiben Gentoos. Der Auszug aus den einheimischen Gesetzen, welchen Lord Hastings, ein ehemaliger Gouverneur Indiens, auf Persisch abfassen und durch Halhed ins Engländische übersetzen ließ, führt den Titel Code of gentoo law, im Gegensatz mit der Gesetzgebung des Islam. Ein sanskritisches Wort, sagt Schlegel, das zufällig im Laute ganz hiermit zusammen trifft, jantu, bedeutet eine geringe Kreatur, wodurch sich also die Indier nicht eben geschmeichelt finden möchten.

Wir müssen die Ureinwohner in eigentliche oder civilisirte, und in uneigentliche oder wilde Hindus theilen. Die letzten, von den ersten Nishada genannt, ein Name, der sowohl einen Jäger als einen Menschen von einer verworfenen Kaste bedeutet, unterscheiden sich von ihnen auch durch Körperbau und Gesichtsbildung, und leben mitten in den angebauteften Ländern Indiens in



Bergwäldern, aus denen sie oft raubend in die Ebenen hinaus brechen. Allem Anschein nach waren sie die Urbewohner Indiens, ehe die Stammväter der Hindus von A. B. her einrückten.

**A. Eigentliche Hindus.** Bei der obigen Annahme der Volkszahl von Hindostan machen die Hindus & derselben aus; sie bilden eine eigne Art der großen Gattung des Menschengeschlechts. Von den Quellen des Indus und Ganges stiegen sie über die hohen Himalaya herab und bevölkerten nach und nach das ganze Hindostan. Von hier aus drangen sie nach Ceylon, nach den Male- und Lakdiven und verbreiteten sich endlich westlich längs der Küsten bis an das äußerste Ende des persischen Meerbusens; denn die Bewohner von Ormus sind ohne Zweifel Hindus. Wir beobachten sie hier nur in Hindostan, wozu wir noch die Insel Ceylon rechnen.

Der Hindu ist von mittlerer Größe; gewöhnlich erreicht er nur 5 Fuß 2 Zoll, doch sind die Gebirgsbewohner und die Individuen der obern Kasten im Allgemeinen größer und erreichen nicht selten 6 Fuß. Der Wuchs ist schlank, der Schenkel zart, der Fuß wohlgebaut, überhaupt der ganze Körper, bis auf das gleich dem Bogen einer Bassgeige auswärts gebogene Knie, von dem schönsten Ebenmaße. Das Gesicht ist oval, die Nase zierlich abgerundet ohne platt zu seyn, die Flügel derselben nicht allzu sehr abstehend; der Mund ist mäßig groß, die Lippen sind sehr dünn, meist gefärbt, die obere besonders sehr anmuthig; das Kinn ist rund und fast immer mit einem Grübchen geziert; die Augen, deren Ausdruck durch sehr lange Wimpern gemildert wird, und welche von gebogenen Augenbraunen bekränzt werden, sind meist rund, ziemlich groß, immer etwas feucht, haben immer eine schwarze Iris, eine etwas in's Gelbliche ziehende Hornhaut und dunkelbraune oder schwarze Regenbogenhaut. Bei den verschiedenen Individuen ist die Gesichtsbildung, wie bei den Europäern, auch verschieden, und dadurch unterscheiden sie sich sehr von ihren nördlichen und östlichen Nachbarn, deren mongolische Gesichtsbildung nach einem und demselben Modell geformt zu seyn scheint. Die Gesichtsfarbe ist im Allgemeinen dunkelgelb, etwas ins Ruffschwarze oder Bronze ziehend, theils auch kupfer- und olivenfarbig und braun. Die geographische Breite scheint auf die Gesichtsfarbe keinen Einfluß zu haben; denn die Bewohner von Guzurate sind weit dunkler gefärbt, als die Bewohner des Karnatik. Das Haupthaar ist lang und schlicht, immer sehr schwarz und glänzend, meist sehr fein, das Barthaar, ausgenommen am Schnurbarte, dünn. Die Ohren sind mäßig groß, wohlgestaltet von Natur, aber oft durch schwere Zierathe verzerrt. Die Hände sind außerordentlich klein, und bei den Frauen aus den niedrigsten Volksklassen sind sie zarter, als bei der feinsten europäischen Dame; indische Säbel können von Europäern wegen Kleinheit der Gefäße nicht gebraucht werden. Kurz, die Hindus sind eines der schönsten Völker der Erde und die Frauen ins Besondere sind einer hohen Körperschönheit theilhaftig, die durch eine außerordentliche Reinlichkeit noch erhöht wird; ihr Wuchs ist von der seltensten

Regelmäßigkeit, ihr Busen hat eine lippige Rundung. Einer so großen Schönheit entspricht indeß nicht eine eben so große Körperkraft; die Schwäche der Hindus ist in Indien sogar zum Sprichworte geworden, und wahrscheinlich nicht allein Folge der größten Theils vegetabilischen Nahrung, sondern auch wohl der Schwäche der Verdauungswerkzeuge; denn Pfeffer, Ingwer u. dergl. scheinen nothwendige Reizmittel für ihre Magen zu seyn. Den Mangel an Muskelkraft ersetzt ihnen aber eine größere Gelenkigkeit, welche durch die allgemein üblichen gymnastischen Übungen sehr befördert wird; so geschieht es denn, daß die hindu'sche Infanterie weit schneller marschirt und unermülicher ist, als die europäische, und ein hindu'scher Bote während eines Monats täglich 10 teutsche Meilen zurück legen kann, ohne zu ermüden. Der Hindu ist sanft, offen, verständig, scharfsichtig; industriös, außerordentlich mäßig, Feind des Mordes und der Blutrache, und steht in seinen Naturanlagen keinesweges andern Völkern nach. Seine Gemüthsart ist ruhig, ganz fern von jener Leidenschaftlichkeit, die uns beherrscht; er duldet ruhig unter Leiden, die bei uns die gefährlichste Leidenschaft erwecken und sogleich in Thätigkeit ausbrechen lassen würden. Dagegen äußert sich seine Energie in der Anhänglichkeit an alte Gebräuche und an das Herkommen; er ist aber keinesweges feig, dieß beweisen die tapferen Thaten der hindu'schen Infanterie im Dienste der Briten und die Geschichte der Radschputen, welche den fremden Eroberern Jahrhunderte lang widerstanden haben.

Wallace behauptet, daß in Hindostan die Weiber zahlreicher wie die Männer seien. Sie reifen sehr frühzeitig und verblühen schnell; im 11ten Jahre werden sie Mütter und im 30sten sind sie abgelebt vor Alter. Die Männer dagegen erreichen nicht selten ein hohes Alter von 90 — 100 Jahren und erfreuen sich dabei einer guten Gesundheit. Daß die Hindus gesunder seyn sollen wie die Europäer, ist nicht richtig. Leberbeschwerden, Verhärtungen in der Milz, die Cholera morbus, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts in Hindostan contagiös geworden ist, sind sehr gewöhnlich unter ihnen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Hindus sind ganz auf das Kastensystem gegründet, woraus ihre Sitten und die Beweggründe ihrer Handlungen hervorgehen und das man daher kennen muß, um ihren Charakter richtig würdigen zu können. Dieß Kastensystem, eine Einrichtung, die seit den ältesten Zeiten besteht und aus der bramanischen Religion hervorgegangen ist, trennt die verschiedenen Klassen der Gesellschaft auf ewig durch eiserne Schranken, deren Übersteigung als Frevel gegen göttliches und menschliches Gesetz betrachtet wird. Niemand darf ein anderes Gewerbe treiben als das seiner Eltern, Niemand in eine andere Kaste als in seine eigne heirathen, nicht mit Mitgliedern einer andern umgehen, nicht gemeinschaftlich mit ihnen speisen. Die Übertretung des Gebots hat unausbleiblich Ausstoßung aus der Kaste zur Folge, eine Strafe, welche der Hindu als die schwerste betrachtet, die ihn treffen kann, da er alsdann aus aller menschlichen Gesellschaft verbannt ist.



Jede Kaste wacht durch besondere Ausschüsse auf Beobachtung der für dieselbe gegebenen Vorschriften; dieser Ausschuss zeigt die Übertretung den Gurus oder Priestern an, welche die Strafe verhängen. Die Wiederaufnahme ist immer sehr schwierig und mit vielen Kosten verknüpft. Einen einzigen Fall gibt es, wo aller Kastenschied aufhört, dieß ist bei den jährlichen Versammlungen unzähliger Pilger vor dem Tempel zu Jagernaut. Es folgt hieraus, daß Nichts von dem, was Europa in Beziehung auf Adelstolz und Patrizierdünkel uns zeigt, und früher noch stärker zeigte als jetzt, die Vergleichung mit dem indischen Kastengeist aushält.

Sämmtliche Hindus zerfallen in 4 Hauptklassen \*): die der Braminen, die der Schetries (ausgesprochen Schetries), die der Waisya (ausgesprochen Waischis) und die der Sudras. Sie entstanden den heiligen Büchern der Hindus zu Folge aus Bräma, dem ersten Erzeugten des höchsten Wesens. Bräma nämlich, um die Erde zu erhalten, ließ aus seinem Haupte die Braminen, aus seinen Schultern die Schetries, aus seinen Schenkeln die Waischis und aus seinen Füßen die Sudras hervorgehen. In den verschiedenen Theilen des Landes zerfällt jede dieser Kasten in eine Menge Unterabtheilungen, und nicht nur diese letztern unterscheiden sich auch von einander, sondern dieß findet selbst in den Familien Statt, zumal da man es sorgfältig vermeidet, in fremde, nicht schon verwandte Geschlechter zu heirathen, wodurch sich die Eigenthümlichkeiten derselben in großer Reinheit unverändert erhalten. Zu keiner der 4 Kasten gehören die Pariaß, welche in der tiefsten Verachtung leben und von aller menschlichen Gesellschaft so gut wie ausgeschlossen sind.

Der Bramine, der Edelste der Hindus, ist unverlethlich, ihn zu tödten ist eine Hauptlünde, deren Abblüfung 12 Jahre hinter einander fortgesetzte Pilgerschaft erfordert, wobei der Büßende in der Hirnschale des Erschlagenen Almosen sammeln und Speise und Trank nur aus eben derselben zu sich nehmen darf. Der Bramine darf nicht einmal von einem Fürsten berührt werden, da ihn dieß verunreinigen würde; er darf nur vegetabilische Speisen genießen und diese dürfen nur von Braminen bereitet seyn. Der Bramine kann nie die Todesstrafe erleiden; derselben schuldig, wird er geblendet oder ausgestoßen, und hat er die höchste Stufe, die Sanyasis, erreicht, so wird er gebrandmarkt und des Landes verwiesen. Aus den Braminen werden ausschließlich die Priester gewählt; aber das Wort Bramine ist nicht gleichbedeutend mit Priester, denn der Bramine ist auch Gelehrter, Lehrer, Staatsbeamter, Arzt, selbst Krieger und Kaufmann, im Kriege Spion, zuweilen sogar Bedienter bei den Sudras. In dem Leben eines Braminen finden 4 Stufen oder Zustände Statt. Der erste Zustand ist die Brahmacharis und beginnt mit der feierlichen Auf-

nahme des jungen Braminen in die Kaste, wozu er nicht volle 7 Jahre zu zählen braucht, und dauert bis zum 12ten Jahre. Bei dem Eintritte wird dem Braminen der Kopf bis auf den Haarzopf am Hinterkopfe geschoren und die Ordensscharpe (Pamul) angelegt. Die Tonsur ertheilt ihm das Recht, sich der Theologie befleißigen, die Scharpe (aus 9 einzelnen, nach 3 Abtheilungen unter sich vereinigten, baumwollenen Schnüren bestehend und über die linke Schulter und Brust getragen) tragen und die Gesetze studiren zu dürfen. In diesem Zustande liegt dem Braminen die Pflicht der Enthaltbarkeit in der Liebe und des Betellauens ob; er muß sich den Bart wachsen lassen, sich täglich baden, von Almosen leben, die Gesetze studiren u. s. w. Der zweite Zustand ist die Braharta. In denselben getreten, darf der Bramine heirathen, wenn er nämlich keine höhere Stufe erreichen will, und jede Beschäftigung treiben. Will er aber zu höheren Stufen gelangen, so muß er unvetehelicht bleiben; 12 Jahre lang auf einer Kloster-Universität studiren, von der er dann auch erhalten wird; sind diese Studien absolvirt, so wird er Priester, Pagodendiener oder Doktor der Wissenschaften. Es liegt ihm während dieses Zustandes ob, 5 Jahre hinter einander zu schweigen und keinen der Religionsgebräuche zu offenbaren. Die dritte Stufe ist der Barnapratt, in welchem der Bramine als Einsiedler und nackter Wüßer in Keuschheit leben und auf nackter Erde schlafen muß; er darf sich nie reinigen, nicht weiter studiren und keine Priesterhandlungen verrichten. Die vierte und heiligste Stufe ist die Sanyasis, welche der Bramine erst mit dem 72sten Jahre erreicht. In derselben läßt er Nägel, Haupthaar und Bart wachsen, entsagt allem Irdischen und beschäftigt sich allein mit dem unsterblichen Gotte; er wird für so heilig gehalten, daß Jeder bei seinem Eintritte in ein Haus ihm zu Füßen fällt; man glaubt von ihm, daß er nach seinem Tode nicht der Selenwanderung unterworfen sei, sondern gleich in den wahren Himmel gelange.

Die zweite Kaste, die der Schetries, umfaßt die Krieger und die Fürsten indischen Geblüts (Radschas). Diese Fürsten haben, wie schon bemerkt, Braminen zu ihren Ministern und Rätthen; da diese letztern aber einer höheren Kaste angehören, die nie mit einer andern zusammen speisen darf, so würden sie es sich für eine Schande rechnen, mit ihren Fürsten zu speisen. Zu dieser 2ten Kaste gehören die Nairen in Malabar, welche aus königl. malabarischem Geblüte sind; auch sind ganze Völkerschaften, wie die Radschputen, aus ihnen hervorgegangen.

Die Kaste der Waischis begreift die Gutsherren (Zemindare), die eigentlichen Landbauern (Rejots), die Kaufleute (Banjanen) und Fabrikhaber; bei ihr haben sich die uralten Sitten der Hindus am reinsten erhalten.

Die vierte Kaste, die der Sudras besteht aus zwei Haupt- und fast unzähligen Unterabtheilungen, wovon manche als unrein betrachtet werden. Es gehören zu ihr alle Krämer, Künstler, Handwerker, Fischer, die Bajaderen, Sänger, Musiker, Zauberer, Wahrsager und niedere Mönche. Die beiden Hauptabtheilungen, die der

\*) Das Wort Kaste ist romanischen, also neuern Ursprungs, obgleich es in die alte Weltgeschichte zurück geworfen wird. Der hindu'sche Name dafür ist varna, die Farbe; die 4 Hauptklassen heißen bei den Hindus die 4 Farben.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



fession einen auffallenden Beweis. Sie sind die zuverlässigsten Führer und Wächter und lassen ihr Leben bei der übernommenen Pflicht, daher sich Reisende vom Stande ihrer gewöhnlich als Bedeckung bedienen. Sir John Malcolm führt in seinem dem Hause der Gemeinen über die Angelegenheiten Indiens vorgelegten Berichte an, daß ihm unzählige Jüge von Ehrlichkeit unter den Hindus, vorzüglich unter den kriegerischen Stämmen, bekannt geworden seien. Es gibt, bemerkt er, eine ansehnliche Klasse Dienender, wie die Palankinträger zu Madras, deren Zahl sich auf 20 — 30,000 beläuft, und von denen ein großer Theil von der engländ. Regierung verwendet wird, deren Kunst wegen ihrer Betriebsamkeit und Treue merkwürdig ist.

Bei vielen Hindus geht die Gutmüthigkeit außerordentlich weit; die Banjanen in Guzurate z. B. haben für altes kränkliches Vieh in Surate und Baroadsch Hospitäler errichtet und die Dschains, eine eigene Sekte, tragen Fächer von Federn, um die Insekten wegzuschrecken, damit sie nicht etwa unachtsamer Weise ein lebendes Wesen umbringen. Eine besonders gute Eigenschaft des Hindu ist seine Mildthätigkeit gegen Unglückliche und seine Gastfreihait, welche durch Religionsvorschriften und bürgerliche Gesetze auch befohlen wird. Die Sastra befiehlt, daß, wenn eine Familie zu arm sei, einen Fremden oder einen Gast zu bewirthen, sie für denselben betteln soll. Unter den Gesetzen des Landes Kurg ist auch eins, daß kein Fremder durch das Gebiet des Radscha ziehen darf, ohne gastliche Unterstützung zu erhalten; übertritt er aber die Landesgränze und ist er arm, so muß ihm noch Beihülfe mit auf den Weg gegeben werden. Daß alle Gesetze indeß nur zu oft übertreten werden, ist gewiß, und besonders erlauben sich die Braminen die größten Verlegungen derselben und sind schrecklich ausgeartet.

Die gewöhnliche Nahrung der Hindus ist Reis mit vielem Gewürze, Milchspeise und die Frucht des Kolosbaums. Es finden Vorschriften Statt, nach welchen der Bramine Nichts genießen darf, was gelebt hat, also weder Fleisch noch Fisch; dem Krieger ist Schöpfen- und Wildfleisch gestattet, den niederen Ständen ist dieß untersagt, dagegen dürfen sie Fische essen. Diese Vorschrift rührt nicht von dem Wunsche her, des Lebens lebendiger Geschöpfe zu schonen, sondern von dem Begriffe heiliger oder besetzter Natur der Fleischarten. Ueberdieß wird sie häufig übertreten; denn die meisten Hindus genießen besondere Gattungen von Fleischspeisen, welche sich die Ärmern allerdings nicht anschaffen können. Nur einige Sekten, wie die Dschains, enthalten sich der Fleischspeisen, alle Hindus aber haben einen Abscheu vor Rindfleisch und verachten den, der es genießt.

Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, welches man in den heißen Gegenden durch Salpeter kühlen muß. Berauschende Getränke sind den Hindus durch ihre Religion verboten; allein auch dieß Gebot wird von Vielen übertreten und Trunkenheit soll, wie man dem Bischof Heber versicherte, fast eben so allgemein wie in Europa vorkommen. Die Braminen und Vornehmen schwelgen

im Genuße geistiger Getränke und nur die unteren Klassen sind eigentlich von Natur mäßiger. Der Hang zum Wohlleben ist übrigens in Indien allgemein, nur nimmt er mehr den Charakter der Ruhe als der Bewegung an. Ein Hauptgenuß des Hindu ist, nach der Mahlzeit im möglichst kühlen Zimmer, auf Teppichen und Kissen ausgestreckt zu liegen und sich die Gelenke von zarten Mädchenhänden kneten zu lassen, oder den Dampf eines mit Gewürzen gemengten Tabaks aus dem *Hukah* \*) gemächlich einzusaugen.

Die Kleidung des gemeinen Hindu besteht aus einer muslinenen *Pagoe*, die er um die Hüften schlägt und durch die Beine zieht, und einer Art Oberkleid von Musselin, das er nachlässig um den übrigen Theil des Körpers wirft. Bei den Wohlhabenden besteht die Haus-tracht aus der genannten *Pagoe* und aus einer Weste (*Sogai*) mit Ärmeln von leichtem Musselin ohne Taschen, die sich vorn auf der Brust kreuzt und durch Bänder festgehalten wird. Beim Ausgehen und bei Feiertlichkeiten kommt die Kleidung jedoch größten Theils mit der der Muhammedaner überein. Sie besteht aus einem reich gestickten Musselinkleide (*Argui*), das bis auf die Erde reicht und durch einen mit goldenen Franzen besetzten Gürtel festgehalten wird. Darunter zieht man Bein-kleider von streifigem Seidenzeuge, und ein so genanntes *Sangalaton* von Scharlachzeug, das man über die Schulter hängt, deckt das Ganze. Der Kopf wird mit weißem, häufig sehr reich gesticktem Musselin in Form eines Turbans umwickelt, ein Kopfschmuck, an welchem die Vornehmsten Diamanten anbringen. Die Vornehmen stecken die Füße nackt in reich gestickte Pantoffeln (*Papassi*), die vorn mit einem gekrümmten ungeheueren Schnabel versehen sind und bei Besuchen und beim Gottesdienst vor der Thür ausgezogen werden. Die Kleidung der Frauen besteht in einer bloßen Drapirung, d. h., sie schlagen lange Stücke des schönsten Musselins oder seidenen Zeuges erst um die Hüfte, dann schürzenartig um den Magen und endlich um den Kopf, von dem sie seitwärts herab hängen. Das Haupthaar, mit wohlriechenden Essenzen eingerieben, und in einem oder mehreren Löpfen mit Goldplättchen, Perlen oder Juwelen durchflochten, fließt längs dem Halse herab. Die Füße bleiben unbedeckt. Geringere Frauen schürzen das Haar in einen Knoten und schlagen es auf, zieren es mit Blumen und goldenen Ketten. In einigen Provinzen tätowiren sich die Frauen das Gesicht mit Figuren oder runden Flecken, überall aber sind sie außerordentlich auf Schmuck verfallen; Nasen, Ohren, Arme, Knöchel, Zehen, Finger, sind nach Maßgabe ihrer Mittel mit Ringen und Juwelen geziert. Sehr beliebt sind Armbänder aus sehr fein durchsägen und geschliffenen Muscheln gefertigt. Überall bestreichen die Frauen den Rand der

\*) Der *Hukah* ist eine besondere Art von Tabakspeise, deren vielfach gekrümmtes Rohr durch ein kristallenes oder porzellanenes, weit von dem Raucher abstehendes und mit kaltem Wasser gefülltes Gefäß geführt wird, um auf diese Art den Dampf dem Munde abgetahlt zuzuführen.



Augenlieder mit dem schwarzen Dryd vom Spießglase; es soll kühlend und wohlthätig wirken und den Glanz der Augen erhöhen. Dieses Stück des weiblichen Pubes war schon zu den Zeiten des Plinius im Abendlande bekannt geworden. Das Innere der Hände und Füße und die Stirn färben die Frauen roth, die Zähne aber schwarz. Das Bemalen ist ein Vorrecht, dessen sich die Witwen enthalten müssen, welche als solche lebenslanglich eine Trauertracht von weißer Leinwand anlegen. Das Tragen von Ohrgehängen, weshalb die Ohrläppchen breit durchstochen und sehr lang gezogen, ist beiden Geschlechtern und allen Ständen, selbst den verworfenen, welche eiserne tragen, gemein. Fast alle Kinder gehen bis ins zweite oder dritte Jahr völlig nackt, allein viele haben eine silberne Platte in Form eines Herzens, an einer um die Lenden gebundenen Schnur herab hängen, um die Schamtheile zu verbergen. Einige hindu'sche Selten scheeren sich den ganzen Kopf, einen Büschel auf der Krone ausgenommen. Legen sie sich aber Büßungen auf, so lassen sie das Haar wild wachsen und durchwizern es mit Öl und Asche, um sich ein fürchterliches Ansehen zu geben. Den Bart läßt man sich abrasiren\*\*).

Die Hindus wohnen in einzelnen Häusern, geschlossenen Dörfern und Städten. Die Häuser auf dem Lande und manche auch in den Städten, sind nur Hütten aus Lehm und Bambusrohr aufgeführt und mit den starken und langen Blättern der Palme oder mit Reissbunden gedeckt, und dienen Menschen und Vieh zugleich zum Aufenthalte. Die Form des Daches ist convex und gibt einer solchen Hütte ungefähr die Gestalt eines umgeworfenen Kahns. Eine einzige Thür ohne Schloß führt hinein. Die Häuser in den Städten sind besser; sie werden von Backsteinen gewöhnlich nur ein Stockwerk (in Benares aber bis 6 Stockwerk) hoch aufgeführt, und wenn der Besitzer wohlhabend ist, mit Kalk oder Stud\*\*\*) überworfen, mit Ziegeln, und wo es Schiefer

gibt, auch mit diesem bedeckt. Sie bilden gewöhnlich ein Viereck, das in der Mitte einen gepflasterten Hof umschließt. Von diesem aus erhalten die Zimmer ihr Licht durch Öffnungen, die mit Läden oder Jaloussen verschlossen werden können; Fensterscheiben sind unbekannt. Diese Häuser sind größten Theils sowohl nach der Straße als nach dem Hofraume zu mit Säulengängen geschmückt, zwischen welchen die Wohnzimmer liegen, und welche dem Hause nicht allein ein sehr gutes Aussehen geben, sondern die Zimmer auch vor den Sonnenstrahlen schützen. Die Säulen, sehr oft von Holz gefertigt, haben Piedestal und Kapitaler, welche ein hervorspringendes plattes Dach tragen, das auf diese Art eine Terrasse oder Gallerie bildet, die um eine oder mehrere Seiten des Gebäudes läuft. Hier geschehen die häuslichen Spaziergänge; hier vergißt man bei einer halben Stunde angenehmer Kühlung die Hitze, die man während des Tages ertragen mußte; hier aber etabliren sich auch die Reisenden, schlagen dort ihre Küche auf, und bleiben so lange, als es ihnen gefällt, ohne dem Hausherrn deshalb ein Wörtchen zu gönnen. Dem Säulengänge gegenüber tritt man zuerst in einen Gesellschaftsal, zu dessen beiden Seiten die streng symmetrisch angelegten Zimmer hin laufen und mit dem sie durch Thüren zusammen hängen. In Dekan haben die Häuser einen offenen Vorplatz längs der Fronte hin, und Männer und Frauen sitzen gelegentlich unter den Bäumen vor der Thür. Die Paläste sind nach demselben Plane gebaut, aber sie sind größer und schmuckreicher und in den Hauptstädten bestehen sie aus viereckigen Pavillons mit 7—8 Stockwerken, eines immer enger als das andere, so daß das Ganze eine Pyramide bildet. Jedes Stockwerk ist von dem benachbarten durch ein kleines Wetterdach unterschieden, an welchem Zierathen, besonders kleine vergoldete Glöckchen hängen.

Die hindostanischen Städte sind nicht schön; die Straßen sind häufig eng und schmutzig und nur die europäischen Quartiere in einzelnen Städten machen davon eine Ausnahme. Sie sind mit Ringmauern umgeben, oft befestigt, ja in Provinzen, die von kriegerischen Völkern bewohnt werden, ist fast jedes Haus auf dem Lande eine Festung.

Der Hausrath der Hindus ist außerordentlich einfach; ihr ganzes Mobiliar besteht aus einigen alten Kisten zum Aufbewahren der Kleidungsstücke und sonstigen Sachen von Berth, ein oder zwei Trinkgeschirren, eben so viel kupfernen Schüsseln, einem großen Topf und einigen Götzenbildern. Da man sich auf die Erde setzt und in dieser Stellung ist, so braucht man weder Tisch noch Stühle; Vornehme haben Bettstellen aus Rohr, alle aber Fußteppiche. In der Nähe der Engländer haben sich indeß die hindu'schen Begriffe von Unentbehrlichkeit in diesen Punkten etwas erweitert.

Hindostan hat viele, sehr stark bevölkerte Städte, die doch verhältnißmäßig nur einen geringen Raum einnehmen; eine Thatsache, die um so überraschender ist, da die Häuser meist nur ein Stockwerk haben, und öffentliche Plätze, Pagoden, Wasserplätze u. s. w. den größten

\*\*\*) Ein hindu'scher Barbier hat vielerlei Geschäfte. Er muß die Augenbraunen modeln, die Haare aus dem Innern der Nase reißen, die Ohren und Nägel besorgen und den Bart abnehmen. Die Barbier laufen, sagt Perrin, mit einem kleinen 2 Finger breiten Spiegel, einem kleinen bleiernen Töpfchen, in dem kaum 2 Löffel Wassers sind, einem Ohrlöffel, einem Meißelchen, so niedrig wie es etwa die Tischler gebrauchen, um die Nägel in Ordnung zu bringen, und einigen kleinen Beilen mit hölzernen Griffen, die ihnen statt der Rasirmesser dienen, durch Stadt und Land. Nehmen sie einen Bart ab, so muß der Patient vor ihnen niederkauern; sie kauern selbst mit, und in dieser Stellung tauchen sie 2 Finger in das Töpfchen, und feuchten nun den Bart mit diesen Par Tropfen an. Dann nehmen sie eins von jenen Beilen, ziehen es ab, indem sie mehrere Male auf der Haut damit hinstreichen, und brauchen es nun etwa so, wie der Holzhauer seine Art, wenn er eine junge Eiche umhauen will. Man leidet freilich bei dieser Operation Etwas; aber man hat doch das Vergnügen, nie sein Blut das Marterwerkzeug rühren zu sehen.

\*\*\*\*) Dieser Stud ist eine Mischung von Muschelschale, Uferland, Eiweiß, geronnener Milch und geschmolzener Butter, die den Wänden ganz das Ansehen von weißem Marmor und eine unzerstörbare Glasur gibt. Das Auftragen und Abreiben muß aber, wenn er seinen vollen Glanz erlangen soll, sehr langsam geschehen, wobei man sich kleiner Ketten bedient, die nicht größer sind als der Nagel eines Daumens, so daß die Geduld eines Hindu hierzu gehört.



Theil der Fläche einnehmen. Allein es wohnen 30—40 Individuen in einem Raume, der nicht größer ist, als das Behältniß eines europäischen Thürstehers. Denn nicht allein dem Eigenthümer und seiner Familie dient das Haus zur Wohnung, sondern auch seinen Söhnen mit den Andern; so wie sie sich nach einander verheirathen, endlich auch seinen Enkeln und so fort, ganz nach Art der israelitischen Patriarchen, bis es sich endlich so füllt, daß die jüngsten ausziehen und sich eigne Häuser bauen müssen.

Das häusliche Leben der ärmeren Kasten gewährt wenig Abwechslung, in den höheren Ständen sucht man es sich durch viele Feste angenehm zu machen. Alle Hindus heirathen sehr früh; denn ein Hagestolz steht in allgemeiner Verachtung. Die Weiber sind sitstam und treu; wie die meisten Töchter Evens hören sie gern Komplimente, die hier indeß anderer Art sind als bei uns. Eine indische Dame hört gern von sich sagen, sie habe den Gang einer Antelope oder eines Elephanten, ihre Nase gleiche einem Papageienschnabel, ihre Hände und Füße einer Lilie. In den höheren Ständen, welche die Vielweiberei von den Muhammedanern angenommen haben, entziehen sie sich den Blicken der Fremden. Die Männer der niederen Kasten haben selten mehr als Eine Frau und diese verbirgt sich nicht; sie geht indeß nicht neben dem Manne, sondern hinter ihm. Über die Vorrechte der Weiber in Hindostan sind wir noch nicht hinreichend unterrichtet. Es scheint indessen gewiß zu seyn, daß sie nicht so eingeschränkt leben wie die Weiber der Muhammedaner, und wahrscheinlich war vor der muhammedanischen Eroberung von ihrer Einsperrung gar nicht die Rede. Manche der hindu'schen Frauen mischen sich mit vielem Geiste und Gewandtheit in Regierungs-Angelegenheiten und Staatsbränke und selbst die muhammedanischen haben an einigen Orten außerordentliche Vorrechte. In dem an die Provinz Cutch stoßenden Distrikte Dschutwar können die Weiber der Dschuts ihre Männer verlassen, wenn sie wollen und andere nehmen. In diesem Falle versammelt die Frau alle ihre Bekannte, zerschlägt ihrem Manne das Hausgeräthe, und verfolgt ihn, bis er in die Trennung willigt. Die Weiber stehen dort in solchem Ansehen, daß ein Reisender sich keinem besseren Beschützer anvertrauen kann, wenn er durch die Räuberhorden der Dschuts ziehen muß. In Malabar wohnt der Naire nie bei seiner Frau; sie nimmt mehrere Männer, bleibt im Hause ihrer Brüder und bewilligt ihre Gunst wem sie will, so daß kein Naire seinen Vater kennt. Die aus einer solchen Ehe entsprossenen Kinder erben von allen Männern der Mutter gemeinschaftlich.

Ganz eigne Klassen von Mädchen bilden die Naatschmädchen (hindost.: Naatscherie) und Bajaderen (Devadasi). Die meisten sind Tänzerinnen, welche in Begleitung von Tänzern oder Naatschmännern bei allen festlichen Gelegenheiten, bei Staatsbesuchen, diplomatischen Verhandlungen, großen Gastmählern (Naatschis) ihre Künste zeigen, welche indessen nicht weit her sind. Doch muß man ihre Fertigkeit und die Geschmeidigkeit ihrer

Mitgliedmaßen bewundern, vermöge deren sie im Stande sind, von der schwebenden, schwachenden Pantomime tiefen Gefühls zu dem Ausbruche wilder Leidenschaft überzugehen, wobei sie durch das Zusammenschlagen von um die Knöchel gebundenen Ketten oder hohlen Ringen den Takt angeben. Es sind gewöhnlich die reizendsten Geschöpfe, prachtvoll gekleidet und verdienen sich durch ihren Tanz und durch Buhlerei große Summen. Theilweise haben sie sich in Gesellschaften vereinigt, die dann unter einer Daja stehen, und mancher Reiche hält eine Truppe solcher Naatschmädchen in seinem Solde. Die Bajaderen, deren Name durch Verstümmelung des portugiesischen Worts bailadeira, d. i. Tänzerin, entstanden ist, sind schöne Töchter armer Altern, welche von den Priestern schon als Kinder für den Tempeldienst auf gekauft werden. Sie müssen sowohl in dem Tempel, zu welchem sie gehören, als bei öffentlichen Prozessionen das Lob der Gottheit verkündigen und dieselbe durch Tänze verherrlichen, und werden durch eine Salbung mit Öl aus der Lampe vor dem Altar zu ihrem Berufe eingeweiht. Bei dieser Cerimonie schwören sie zugleich ihre Altern und Verwandte ab und widmen ihr ferneres Leben der Entehrung, indem sie den Priestern als Beischläferinnen dienen. Sie wohnen in dem Umfange der Tempel oder in deren Nähe, und werden im Lesen, Schreiben, Tanzen, Singen und in der Musik unterrichtet. Captain Razer sagt, daß das ganze Dorf Kami Haut von solchen Bajaderen bewohnt sei. Der Erwerb ihrer Reize gehört dem Gotte, dem sie dienen, d. h. den Priestern. Alt und dienstunfähig werden sie mit kärglichem Unterhalte entlassen und bekommen selten einen Mann.

Lurus ist eine Hauptschwäche der Hindus, die er in einer großen Zahl von Dienern, in der Pracht der Equipagen, in Pug und bei den vielen Festen zeigt. Nichts ist entzündender für ihn als Epoche zu machen und zu hören, daß man zu ihm sagt: „In dem Jahre, da Sie oder Ihr Vater die Fassade der Pagode illuminirten, und durch Ihre Pracht die Nacht in Tag sich verwandelte.“ Nichts zeigt indeß die Größe eines Hindu mehr an, als eine ihn umgebende zahlreiche Dienerschaft, möge sie auch halb nackt oder mit Lumpen bedeckt seyn, welche daher in reichen Häusern nicht selten bis zu 200 Köpfen steigt. Der Hindu weiß diese Dienerschaft auf sinnreiche Art anzustellen. Dem Bischof Heber erzählte eine Dame, sie hätte in einem kleinen Klepperphaeton einen 6jährigen Knaben mit seiner Amme, einem Kutscher und einem Schirmträger gesehen. Auf jeder Seite wäre noch ein Sais (Diener) gegangen, und ein anderer habe ein drittes prachtvoll aufgeschirrtes Pferdchen geleitet, nicht etwa auf den Fall, wenn der junge Sahib es vorzöge zu reiten, wozu er zu jung war, sondern, wie der Sais es selbst ausdrückte, um dem Dinge ein Ansehen zu geben. Wird ein vornehmer Hindu in seinem Palankin über die Straße getragen, so läßt er einen Theil seiner Dienerschaft voraus und einen andern hinterher im Zuge aufmarschiren, von denen mehrere mit goldenen und silbernen Stäben versehen sind. Ein Diener schreitet zur



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Mitte wird mit brennenden Lampen erfüllt. Das junge, mit Schmuck überladene Paar setzt sich an dem einen Ende der Hütte neben einander, während man mehrere irdene, mit Wasser gefüllte Krüge um dasselbe herum stellt, wovon die beiden größten ihm zunächst zu stehen kommen. Dann beginnen die Priester ihre Gebete in der Sanskritsprache, um den Gott Wischnu und seine Frau Lakshmi zum Herabsteigen in die beiden großen Krüge einzuladen, während man den kleineren Gottheiten die kleineren Krüge anbietet, und unter fortgesetztem Beten Opferfeuer anzündet. Nach beendigtem Gebete tritt der die Trauung verrichtende Priester zum Vater der Braut heran, heißt ihn die Hand seiner Tochter in die des Bräutigams legen, worauf die Brautmutter etwas Wasser auf die vereinten Hände gießt, der Vater erklärt im Angesicht der Götter mit lauter Stimme, unter Nennung seines Namens und der seines Eidams, der beiderseitigen Väter und Großväter, daß er dem Eidam seine Tochter zur Frau gibt. Der Priester nimmt dann den Tali, überreicht denselben den Brautleuten, Altern, Verwandten und der Reihe nach allen Anwesenden, die mit der Hand darüber fahren, und wiederholt unterdessen ohne Unterlaß die Formel: „sie werden haben Korn, Geld, Rube und viele Kinder,“ in der Sanskritsprache. Nachdem der Tali die Runde gemacht hat, hängt ihn der Bräutigam der Braut um, die dadurch unwiderruflich die Seine wird. Er schwört sodann vor dem Opferfeuer, stets für sie sorgen zu wollen und führt sie am kleinen Finger der rechten Hand dreimal im Kreise herum. Dann wird roher Reis gebracht, unter welchen der Priester etwas Safran mischt und davon beiden jungen Eheleuten auf die Schultern streut, worin alle Anwesenden ihm nachfolgen. Dieß ist der Segen, der über die Ehe gesprochen wird und ihre Weihe beschließt. Der übrige Theil des Tages geht in Belustigungen hin und am Abend erfolgt der letzte Umzug bei Fackelschein, bei welchem nun beide junge Eheleute einen Palankin gemeinschaftlich theilen. Andere Veranlassungen zu Festlichkeiten geben nach zurück gelegten Kinderjahren das Abholen der Neuvermählten aus dem Hause ihres Vaters, ihre erste Schwangerschaft, die Geburt des Kindes, die Namensbeilegung desselben, die erste Reispeise, die es genießt u. s. w.

Auch die religiösen Feste der Hindus werden mit vielem Pomp gefeiert. Ein allgemeines, allen Göttern zusammen geweihtes Fest, welches in ganz Hindostan gefeiert wird, ist der Durgapuja, welches 3 bis 4 Tage währt, und wobei die Götzenbilder in feierlicher Prozession mit Begleitung von Musik und Tanz unter dem größten Volksjubel herum gefahren werden. In Calcutta fällt dieß Fest im Monat Oktober und die reichen Hindus nehmen es wahr, um glänzende Versammlungen (natschis) zu veranstalten, zu welchen die vornehmsten Engländer eingeladen werden. Um einen allgemeinen Begriff von der Art zu erhalten, wie die Hindus an den religiösen Festtagen ihre Götter verehren, wollen wir das jährlich zu Jagernaut gefeierte Fest des Götzen Jagernaut beschrieben, welches den Namen Kutt Jattra

führt. Zu diesem Feste pilgern Hunderttausende nach Jagernaut, und Viele von ihnen sterben auf dem Wege dahin, so daß das Land auf 10 Meilen umher mit menschlichen Gebeinen bedeckt ist, und Hunderte reisen nur dahin, um daselbst zu sterben. Manche der Pilger messen den ganzen zurück zu legenden Weg mit ihrem Leibe. Hunde, Schakaln, Geier leben hier in der Nachbarschaft von Menschenfleisch, da die Leichname liegen bleiben, um aufgezehrt zu werden. Wenn ein Haufen Pilger die Pagode (Tempel) zuerst ansichtig wird, erhebt er ein furchtbares Geschrei. Daselbst angekommen lagern sich die Pilger um dieselbe herum, wodurch ein großes Feldlager entsteht. Bisweilen kommen Viele in dem Gedränge um, wenn das große äußere Thor des Tempels geöffnet wird. Der Götze sitzt auf einem Throne zwischen seinem Bruder Baloram und seiner Schwester Schlabudra. Er ist aus einem großen Holzblock geschnitten, und hat ein fürchterliches, großes, schwarz bemaltes Gesicht. Seine Arme sind von Gold und sein Anzug ist prachtvoll. Die beiden andern Götzen sind eben so häßlich und weiß und gelb bemalt. Werden die Götzen aus der Pagode gebracht, um auf den Triumphwagen gesetzt zu werden, so fällt die bemalte Menge mit Palmen in der Hand zur Anbetung nieder; alsdann geht die Prozession unter Vortritt der Elephanten und Bajaderen vor sich. Der an 70 Fuß hohe Wagen wird von Menschen mit Stricken durch die Straßen gezogen und oft werden die Räder von dem Blute der Büßenden gerölhet, die sich unter sie werfen, um zu Tode gefahren zu werden. Das religiöse Cerimonial in der Pagode wird von mehr denn hundert Priestern verrichtet, wobei man die Götzen mit Wasser aus dem heiligen Gangesstromen wäscht. Die Priester singen und jauchzen und erzählen dem Volke von Zeit zu Zeit, daß der Götze vergnügt sei, zu Andern, daß er nicht von der Stelle wolle. Bei der Prozession sagen sie, der Götze lache vor Vergnügen, wenn die Räder seines Wagens von dem Blute der Büßenden getränkt würden u. s. w. Die jährlichen Ausgaben des Götzen Jagernaut betragen 8693 Pfund Sterling, davon kommen auf seine Tafel 4514, auf seine Bekleidung 339, der Lohn der Bedienten und Tanzmädchen beträgt 1250 Pfund, zufällige Ausgaben 1373, Elephanten und Pferde 378, der jährliche Statwagen kostet 839 Pfund.

Die so eben angedeutete Sitte des Selbstopfers, die auf vielerlei Art, unter anderen auch auf die ausgeführt wird, daß man sich in heilige Ströme stürzt, ist so allgemein, daß jährlich viele Tausende auf diese Art ihr Leben verlieren und sand schon zu Alexander des Großen Zeit Statt. Nicht im ältesten Gesetz begründet ist, nach v. Schlegels Behauptung, die unnatürliche Sitte der Flammenweihe der Witwen (Sutri), ein Vorrecht, welches eigentlich nur den Braminenwitwen zu steht, von denen der Schetries aber oft mit Geld erkaufte wird. Die Opfer dieser Art sind sehr zahlreich, denn oft verbrennt sich eine Menge Weiscläferinnen mit der Witwe eines Großen. Im J. 1803 wurden 270 Witwen in einem Umkreise von 30 englischen Meilen um



Calcutta verbrannt, und im J. 1804 wurden bei dieser Stadt 115 Suttis gehalten. Es kann kein ergreifenderes Schauspiel geben, als eine Frau, die in der Blüthe ihrer Jahre steht, mit Blumen und Juwelen geschmückt, parfümirt und geschminkt, unter dem Jubel der Menge und dem Schalle der Musik um den Scheiterhaufen ihres verstorbenen Mannes führen, denselben dann besteigen und von den Flammen aufzuehen zu sehen. In einigen Gegenden von Carnatik wird eine Grube gemacht und die Witwe springt hinein oder wird von den Braminen hinein geworfen. Die Sitte ist in den höhern Kasten so tief eingewurzelt, daß es die Engländer lange nicht wagten, sie aufzuheben; jetzt melden jedoch öffentliche Blätter, daß der neue General-Gouverneur von Indien, Lord Bentinck, seine Verwaltung damit angefangen habe, der Vernunft ihr Recht zu geben und diesen barbarischen Akt, auf seine eigne Verantwortlichkeit, allgemein zu untersagen; sie setzen hinzu, daß dieser Befehl allgemein, selbst von den Braminen gebilligt worden sei. Treue Liebe mochte im ersten Augenblicke der Verzweiflung zu der That hinreißen, in der Folge mischte sich ehrgeiziger Wettstreit ein: solche Beispiele in einer Familie gelten für einen Beweis hohen Adels; später trat der Aberglaube hinzu und vergrößerte das Unheil; die sich opfernde Witwe, so lautet die Verheißung, entsündigt ihren Gatten von allen Frevelthaten, und wird sogleich nach dem Tode, mit ihm in den Wohnsitzen der Seligen vereinigt.

In einigen Stämmen der Kadschputen werden die weiblichen Kinder umgebracht, und Weiber von anderen Stämmen gekauft; eine Sitte, welche in dem Stolze ihren Ursprung haben und schon 2000. Jahre bestehen soll, aber jetzt ebenfalls gänzlich untersagt ist.

Die Todesfeier vornehmer Hindus wird auch noch auf eine andere Art, dem Gotte Siva zu Ehren begangen. Man läßt nämlich einen jungen Stier mit 4 Kühen sich paret, welche den Priestern als Gebühr zufallen. Der Stier erhält die Freiheit, nachdem ihm das Zeichen des Gottes aufgedrückt worden. Dergleichen geweihte Thiere schlendern im Bewußtseyn ihrer Unbestrafbarkeit in Menge umher, zertreten Acker und Gärten und zehren selbst auf den Getreidewärkten nach Gefallen.

Aus dem Obigen geht schon hervor, daß die Hindus ihre Todten verbrennen. In der Nähe von heiligen Strömen wird der hoffnungslose Kranke oft an das Ufer eines solchen gelegt, um an ihm zu sterben, dann unter vielen Cerimonien mit der Welle gewaschen, dann verbrannt und die Asche zum Theil in den Strom, zum Theil in die Luft zerstreut, zum Theil zur Erde bestratet, damit jedes Element seinen Antheil erhalte. Dabei singen die Priester ihre Hymnen an die Elemente, um die Überreste des Entschlafenen nun wieder in sich aufzunehmen. Den Verstorbenen werden dann Grabmäler in schattigen Wäldern errichtet, wie man deren viele z. B. in der Nähe von Chandode am heiligen Nerubuddaflusse und am Ganges sieht. In den Gegenden, die von heiligen Strömen entfernt liegen, sorgt man schon vor sel-

nem Tode dafür, daß nach demselben die Asche wo möglich in den Ganges oder einen andern heiligen Strom gestreut werde.

Die civilisirten Hindus sind über ganz Hindostan von der Südgränze Tibets bis zum Kap Comorin und über die Insel Ceylon verbreitet. Das bisher über sie Gesagte findet mehr oder weniger auf Alle Anwendung, obgleich die Stämme in den verschiedenen Gegenden verschieden sind. Einige der vielen civilisirten Stämme zeichnen sich jedoch durch besondere Eigenthümlichkeiten aus, weshalb wir dieselben hier kurz durchmustern wollen.

1) Kaschmirer. Sie sind heller von Farbe als alle übrigen Hindus; ihre Weiber sind außerordentlich schön und wurden deshalb vorzugsweise für den Harem des Großmogols gewählt. In Hinsicht der geistigen Kultur stehen sie über den anderen Hindus und werden darin den Persern gleich geachtet. Ihre Volkssprache ist dem Sanskrit verwandt, die Gelehrtensprache das Sanskrit selbst, die Dichtersprache persisch. Sie sind industriös, gesellig, sinnlich, verschwenderisch, musikalisch, Alles im hohen Grade. Früher standen sie unter eigenen Königen: die im J. 1828 von dem Reisenden Moorcraft in der Hauptstadt Serinagur entdeckte Chronik von Kaschmir, Kadscha Tarindschini genannt, im Sanskrit auf Birkenrinde geschrieben, zählt die kaschmir'schen Fürstengeschlechter von 200 Jahren vor Chr. bis zur Eroberung durch die Timuriden auf. Jetzt stehen die Kaschmirer unter der Herrschaft des Königs von Kabul.

2) Sikhs oder Seiks. Sie wohnen größten Theils im Pendschab, sind kriegerisch, gehen halb nackt, scheeren nie das Haar weder am Haupte noch am Barthe, sind ausschweifend, sorglos, dem Trunke ergeben, lieben die Jagd und befehlen einander häufig. Sie waren ursprünglich eine religiöse Sekte; ihr Name aus dem sanskritischen Worte Sikha entstanden, bedeutet einen Schüler. Sie verwerfen den Bilderdienst, heben aber den Unterschied der Kasten nicht auf. Die Anarchie, da alle Oberhäupter der kleinen Bezirke ihre Streitigkeiten mit dem Schwerte ausmachten, gab einem unternehmenden Anführer, Ranjit-Sinha in neuerer Zeit Gelegenheit, ein neues Königreich, eine Art von Theokratie zu stiften, das seinen Sitz zu Lahore hat und das ganze Pendschab nebst Multan umfaßt und jetzt Meister des mittleren Induslandes ist. Die hiervon noch unabhängigen Häupter der Sikhs, zwischen dem Setledsch und Dschumna in der Provinz Delhi, stehen unter dem Schutze und der Vormundschaft der Briten.

3) Nepalesen. Diese Hindus bewohnen das Alpenland Nepal im Himalaya und bestehen nur aus den beiden Kasten der Braminen und Schetynes. Bei ihnen sollen sich die alten indischen Sitten in großer Reinheit bewahrt haben, allein beide Kasten überlassen sich auch den größten Ausschweifungen. Gegenwärtig stehen sie unter der Herrschaft eines Kadscha aus dem Stamme der Gorkhas. Dieser Fürst unterhielt im Frieden eine Armee von 10,000 Mann, allein im Nothfalle kann er eine große Armee auf die Beine bringen, denn



wenn er die gelbe Kriegsfahne, welche die Figur des Affengötzen Hanuman führt, entfalten läßt, strömen die Häuptlinge mit Enthusiasmus hinzu, da Krieg ihr Beruf und Vergnügen ist. Den Ackerbau und alle Künste und Manufakturen Nepals treiben die Kewaren, ein Mischlingsvolk, welches hier mit anderen z. B. den Purbuttis die unteren Kasten bildet.

4) Radschputen, indisch Radschaputra, d. i. Königssöhne; sie sind ganz der Kriegerkaste angehörig, und bewohnen besonders die Provinz Radschputana, welche von ihnen den Namen trägt; aber auch in anderen Provinzen findet man sie, obgleich sie dort meistens Theils andere Namen führen. Die Radschputen in Radschputana sind ein kriegerisches, Kühnes, stolzes, unbändiges Volk, welches 500 Jahre hindurch den Invasionen der Eroberer Indiens widerstand; nie ganz unterjocht wurde, und uns das Andenken an viele Tüde von edlem Heroismus aufbewahrt hat, welches es dem unbarmherzigen Fanatismus seiner Besieger entgegen setzte. Sie bestehen aus 86 Königsgeschlechtern, welche sich seit den ältesten Zeiten in das Radschastan theilen und von den zwei ältesten Königsgeschlechtern Indiens, den Surpavansas und den Tschandravansas, abzustammen vorgeben. Sie besitzen eine Treue, welche jede Probe aushält, überhaupt viele Tugenden, aber auch viele Laster. Ihre ganzen gesellschaftlichen und Staatseinrichtungen beruhen auf dem Lebenssystem, das hier so vollständig ausgebildet ist, wie bei den Deutschen im Mittelalter; auch das Faustrecht wird von ihnen ausgeübt. Sie widmen sich nur den Waffen und dem Ackerbau. Gegenwärtig stehen sie unter 7 Fürsten, wodurch ihr Land, das sich an dem NW. Abhänge der N. Vorstufen von Dekan und in der Wüste Sind ausbreitet, in 7 Abtheilungen zerfällt, nämlich: Mewar oder Udipur, Marwar oder Diodpur, Bilanir und Rischengurh, Harowti, Amber und Djeypur. Sie haben die Bhattier, die Mera, und andere Stämme unterjocht, welche jetzt die niederen Kasten des Landes bilden. — Die Bewohner von Cutch sind ebenfalls meistens Radschputen, wovon indeß ein großer Theil den Islam angenommen hat. Ein starker, aber fast wilder Menschenschlag, der in befestigten Dörfern wohnt, wenigen Sinn für die Künste des Friedens besitzt, und in ewigen Fehden unter sich oder mit seinen Nachbarn lebt, und bis auf die neueste Zeit, wo Cutch von den Briten erobert wurde, auch Seeräuberei trieb; die Radschputen in Guzurate, ebenfalls Muhammedaner, sind ihnen ganz ähnlich. Andere Stämme der Radschputen sind die Goëls, die Bundelas, die Gurkas oder Gorkas. Die Goëls bewohnen den Distrikt Goëlwar in Guzurate und stehen unter Häuptlingen, welche dem Guicowar tributpflichtig sind. Die Bundelas bewohnen das Plateau von Bundelcund; sie gleichen ganz den Radschputen in Radschputana, nur lieben sie wie die Tiroler die grüne Tracht, während alle andere Hindus sich in weiße Baumwollzeuge kleiden. Sie tragen Turbane; ihre Dörfer sind Festen, jedes Haus hat seine Schießscharten, jedes Dorf sein Kastell, in dem die Kornvorräthe zusammen liegen.

Jeder Landmann geht bewaffnet mit Schild und Sper; ihre Zemindare beherrschen die Eingänge aus der Gangetebene nach Dekan. Bundelcund hat 40 solcher Häuptlinge zu seinen einheimischen Herren, die überall von Fehde und Raub leben; auch hier ist das Lebenssystem einheimisch.

5) Mahratten. Die Meinungen über den Ursprung dieses kriegerischen und unruhigen Volks sind sehr getheilt; Einige behaupten, sie seien persische Auswanderer, Andere sagen, sie stammten, wie die Radschputen, von der Kriegerkaste ab. Dem sei wie ihm wolle; jetzt haben sie Grundsätze, Sitten und Gewohnheiten der Hindus. Sie wohnen seit alter Zeit in dem Lande zwischen dem Dschumna und der Stadt Goa, d. h. auf dem Plateau Dekan, in den nördlichen Theilen der Westgats, in dem Küstenstriche zwischen Goa und Barroadsch, auf dem Plateau Malwa. Lange lebten sie in politischer Dunkelheit, bis endlich Siradschi, Einer ihrer tapfersten Anführer (er lebte von 1626—1680) die stets entzweiten Häuptlinge vereinigte und den Grund zu dem nachher so mächtigen, jetzt aber zertrümmerten Mahrattenreiche legte. Sie bestehen aus Braminen, Häuptlingen, Kriegern und Bauern. Nur die letzten sind moralisch gut zu nennen; Braminen, Häuptlinge und Krieger werden dagegen als sehr verderbt geschildert. Das ganze Volk steht in der Civilisation niedriger als seine muhamedanischen Nachbarn, doch sind sie auch weniger bigott, weniger tyrannisch und weniger ausschweifend. Da sie den zahlreichsten aller Hindustämme bilden, so sind sie allerdings noch furchtbar; das neuerdings eingeführte Abgabensystem und eine schnelle Justiz haben jedoch schon vortheilhaft auf sie eingewirkt und den Briten günstiger gemacht. Die Krieger, obgleich abgehärtet, wachsam, unermüdet, sind doch nur bei hinterlistigen Überfällen tapfer, in der Front angegriffen halten sie selten Stand. Gegenwärtig steht das Volk unter 5 von einander völlig unabhängigen Oberhäuptern, nämlich dem Mahaja Radscha von Satarah, dem Sindiah, dem Holkar, dem Guicowar und dem Bundlah, wovon Sindiah allein von den Briten unabhängig und ihr Bundesgenosse ist. Ein Theil des Volks steht auch unter unmittelbarer Herrschaft der Briten.

6) Singalesen. Die Bewohner der Insel Ceylon. Nur die Bewohner des Hochlandes im Innern der Insel haben ihre ursprünglichen Volkseigenthümlichkeiten beibehalten, die Bewohner der Ebenen oder der Küstenstriche die übrigen mit denen der neuen Ankömmlinge vermischt; die ersten sind rob, kräftig, sehr wohlgebildet, die andern schwach, muthlos, häßlich. Die Kasten der Schetryes und der Braminen sind hier ausgestorben. Die Varias führen hier den Namen Kobias. Die Singalesen sind Buddhisten und ihre Sitten sehr eigenthümlich.

Unter den großen civilisirten Hindustämmen leben kleinere, rohere, wovon jeder vieles Eigenthümliche hat. Diese sind:

1) Die Dschuts. Ein Hindustamm, der den Islam angenommen hat. Sie sind eigentlich Nachkommen



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



dem Gebirge weiden. Ein Theil von ihnen ist von den Gattiern unterjocht und hat sich mit diesen vermischt.

15) Die Driffier oder Ureas, sind ein noch ziemlich wilder Hindustamm in den Provinzen Driffa und den nördlichen Circars oder dem nördlichsten Theil des Landes unter den Gats, wo er zum Theil unter den Telingas lebt. Sie rauben und plündern mit Gewalt, was sie erreichen können.

16) Die Todevies. Ein schön gebauter athletischer Hindustamm, ein Alpenvolk des hohen Nilgerri Gebirgs, das sich von seinen Nachbarn durch fremdartige Gesichtszüge und eine hellere Haut auszeichnet. Sie besitzen zahlreiche Büffelherden, gehen barfuß und barhaupt, lassen Haare und Bart lang wachsen, und leben in Monogamie.

17) Die Kotias sind Nachbarn der Todevies in den Nilgerri, aber von ihnen ganz verschieden. Ihre Gestalt ist kleiner, die Gesichtszüge sind weniger ausdrucksvoll, die Farbe ist dunkler. Sie treiben Ackerbau und Handwerke und lieben Musik und Tanz. Ihre Sprache, obgleich sehr verschieden von der der Todevies, soll dennoch wie die der letzten tamulisch seyn.

18) Die Bergies bilden den dritten Stamm der Nilgerri-Völker, sollen erst vor 8 Jahrh. in dies Gebirge eingewandert seyn und ihr Besizthum von den Todevies erhalten haben. Sie treiben Ackerbau, aber sind noch wenig bekannt geworden.

19) Die Garrow. Ein roher Hindustamm, der in den östlichen Gränzgebirgen Bengalens wohnt. Sie gehen fast ganz nackt, nähren sich von dem Ackerbau, der Jagd, dem Handel mit Gummiack, Elfenbein, wilder Seide u. s. w. und sind außerordentlich munter und auf das Tanzen erpicht. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in rohem Fleische, und ihre Häuser bauen sie auf eine wunderliche Weise auf Pfählen. Als ihre oberste Gottheit beten sie den Mahadeva an, und sind also Bramanen, einige ihrer Stämme aber verehren Sonne und Mond. Ihre Sitten und Gebräuche gleichen sehr denen der Kulis (siehe die Nischada), aber ihre Sprache kommt der gewöhnlichen hindostanischen Umgangssprache, dem Hindostani, sehr nahe, und ist nur ein Dialekt derselben. Sie stehen unter einem Radscha, der seit 1772 den Briten zinsbar ist.

20) Die Rugs sind ein aus Hinterindien (Arapcan) eingewanderter Volksstamm, der jetzt 100,000 Köpfe stark in dem bengalischen Distrikt Chittagong wohnt. Sie sind Buddhisten, aber ziemlich roh.

21) Die Goffeah, ein Bergvolk im bengalischen Distrikte Sikket, von dem Wenig bekannt ist.

22) Die Ebnfu-Cavir sind eine wandernde Völkerschaft im Karnatic, deren Reichthum in Zügen kleiner Esel besteht, auf denen sie, gleich den Zigeunern, mit ihren Kindern und Binsenhütten im Lande herum ziehen.

B. Die Nischada. Zu diesen gehören folgende Stämme.

1) Die Koolies, ein räuberischer Stamm in Gujurate, von dem Wenig bekannt geworden ist.

2) Die Bhils, ein ebenfalls räuberischer Stamm in Malwa, Kandesch und Gujurate, der doch auch einigen Ackerbau treibt und theils als Fußvolk, theils zu Pferde in den Heeren der Mahratten dient. Sie gehen fast ganz nackt und sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet.

3) Die Gonds oder Goands, ein weit verbreiteter Stamm in den nördlichen Theilen des Plateaus von Dekan, zwischen dem Godavery, Mahanuddy und den Nerbuddaquellen einheimisch, der, seitdem die Briten das Schlagen des Eichenholzes in den dortigen Gegenden begonnen haben, etwas bekannter geworden ist. Ihre Gestalt, ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche sind gänzlich von denen ihrer Nachbarn verschieden. Ihre Religion erhebt sich nicht einmal zu der Idee eines Nationalgottes oder einer Fortdauer nach dem Tode. Sichtbare Gegenstände beten sie nicht an, haben auch keine Tempel; aber ein Echo, ein Wasserfall erfüllt sie mit Ehrfurcht, weil sie dahinein die Wohnung von Dämonen versehen, deren Wohlwollen, jedes Mal, wenn sie vorüber gehen müssen, sie durch das Opfer einer Ziege, von Geflügel oder dergleichen zu gewinnen suchen. Erst vor Kurzem lernten sie den Werth des Geldes kennen, aber vom Golde wissen sie noch Nichts. Ehemals flohen sie bei dem Anblicke eines Europäers, jetzt lassen sie sich bei dem Ausholzen ihrer Wälder als Arbeiter anstellen, doch nähern sie sich den Europäern immer noch mit Furcht. Ehemals gingen sie ganz nackt, jetzt sind Viele von ihnen schon bekleidet und die, welche in der Nähe des Waldschlages wohnen, fangen schon an das Telinga zu sprechen. Sie treiben einigen Ackerbau; aber nur einige ihrer Dörfer sind feststehend. Unter den letzten ist Bhopalputnum das größte und der Sitz eines Radscha. Die Wohlhabenden besitzen auch große Rindviehherden. Ihre Waffen sind lange Beile und Arse, mit denen sie die Tiger oft mutbig verfolgen, und in der Nachbarschaft von andern Völkern Speere und Musketen. Aber nicht alle Gonds leben in Dörfern, viele sind Wanderhorden, welche 8 Monate im Jahre von Wurzeln leben, und besonders stehen die südlichen Stämme noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur. Ihre verschiedenen Häuptlinge sind dem Buxar Radscha zinsbar und dieser ist wiederum von dem Bhonla von Nagpur abhängig.

4) Die Puharri. Dieses uns erst in der neuesten Zeit durch den Bischof Heber bekannter gewordene Volk bewohnt ein kleines isolirtes Gebirgsland, das zwischen dem Ganges und den nördlichsten Ketten der Bindhyas gelegen ist, und an dessen Nordspitze der Ganges die Stromschnellen von Sicliquilly bildet. Die Puharri sind von ihren Nachbarn in jeder Hinsicht verschieden. Sie gehen fast ganz nackt und wohnen in kleinen elenden Dörfern. Ihre Gestalt ist klein, doch sind sie außerordentlich wohl gebaut, mit breiter Brust, heller Farbe, kleinen Augen, aufgeworfenen Nasen. Sie essen jede Speise, sind stets in Waffen, welche in Bogen und Pfeilen, mitunter auch in Feuergewehr, bestehen und beschäftigen sich hauptsächlich mit der Jagd. Sie sind gaffrel, lieben geistige Getränke, hassen das Lügen; ihre Frauen sind arbeitsam im Bebauen der kleinen Gär-



ten um ihre Wohnungen. Polygamie ist nicht verboten, findet aber selten Statt. Sie lieben auch die Musik. Kurz, sagt Heber, sie sind die Walliser Indiens. Ihre Sprache soll denen der Bhils und Gonds sehr ähnlich seyn, so daß diese 3 Völker als verschiedene Zweige einer Familie zu betrachten sind, welche das gebirgige Centrum Indiens durchdringt, wohin sie durch die Bekenner des Bramanismus vertrieben wurden. Sie haben eine regelmäßige Gerichtsverwaltung unter sich, nach der alten Hindustitte eines „Punschant“ oder Jury von 5 alten Leuten. Sie verehren ein höchstes Wesen Budo Gosai (d. i. oberster Gott) und bringen Sühnopfer von Büffeln, Ziegen, Geflügel u. s. f. untergeordneten Gottheiten und einigen bösen Dämonen. Malnar ist der Schutgenius jedes Dorfs; Dewanni der Hausgott. Dem Poo opfern sie, bevor sie eine Reise unternehmen. Sie scheinen an ein künftiges Leben zu glauben, in welchem Belohnung und Bestrafung mittels der Selenwanderung besteht, in dem die Selen der Guten auf die Erde zurück in die Leiber großer Männer, die der Bösen in Thiere und Bäume übergehen. Außerdem ist der Glaube an Hexerei, Traumdeuterei u. s. f. unter ihnen sehr allgemein. Die Voden richten große Verheerungen unter ihnen an. Idole und Kastenwesen haben sie eben so wenig wie die Bhils und Gonds. Die britische Regierung hat jetzt ein kleines Corps von 700 Mann Puharris errichtet, das in Buglipur am Ganges garnisonirt. Eben daselbst befindet sich auch seit Kurzem eine Schule für die Puharris.

5) Die Kookies, Kulis oder Luktas leben auf den steilsten unzugänglichsten Gebirgen des bengalesischen Bezirks Silhet und gehören wie die Bhils, Gonds, Puharris zu den unkultivirtesten indischen Völkern. Selten verlassen sie ihre Gebirge, um die Märkte in den Ortschaften der Ebene zu besuchen. Ihr Wuchs ist klein, aber muskulös, die Nase ist platt, das Gesicht breit und rund, die Augen klein. Die Männer gehen fast nackt, die Weiber tragen eine Schürze aus selbst bereitetem Tuche. Sämmtliche Kulis sind Jäger und Krieger und theilen sich in viele, der Hobeit dreier erblicher aber unmächtiger Radschas unterworfenen Stämme. Ihre Waffen sind Schild und Speer, Bogen und Pfeil und das Daw, eine Art Messer oder Beil. Ihre Dörfer sind auf den steilsten unzugänglichsten Bergen angelegt und zählen zwischen 400 bis 2000 Einwohner; jedes derselben pflegt von einem Stamme bewohnt zu seyn. Sie stellen ihre Todten auf Bühnen aus, bis dieselben am 11. April jeden Jahres auf einem gemeinsamen Scheiterhaufen verbrannt werden. Sie glauben an ein höchstes Wesen, das sie Khogein Puhtihang nennen. Aber auch jeder Baum wird, nach ihren Dogmen, von einer Gottheit bewohnt: Sonne und Mond gelten für Untergottheiten. Von dem Gotte Sibim Sahl, welchen sie als den Vermittler zwischen ihnen und dem höchsten Wesen und als den Lenker ihrer Schicksale betrachten, befindet sich in jedem Dorfe ein grob geschnitztes Bild. Im Januar feiern sie diesem Gotte zu Ehren ein großes Fest. Sie haben keine Münze. Ihre Sprache soll doch eine obgleich nur geringe Ähn-

lichkeit mit dem Hindustani haben. Ehemals waren sie das Schrecken ihrer bengalesischen Nachbarn, jetzt aber sind sie von den Briten zum Gehorsam gebracht.

6) Die Waddhas, ein wilder Volksstamm auf Ceylon, der größten Theils in Felsenklüften und auf Bäumen wohnt und ganz von dem Ertrage der Jagd, von Honig und den Früchten des Waldes lebt. Sie haben einen regelmäßigen Körperbau, eine hellere Farbe als die Singalesen, lassen das Haar am Barte und Haupte (wo sie es auf dem Wirbel dicht zusammen binden) lang wachsen. Ihre Sprache ist ganz von der der Singalesen verschieden. Sie erkennen ein höchstes Wesen an, dem sie Opfer bringen, auch scheinen sie noch Untergötter zu haben, welchen sie hier und da Tempel errichtet haben, meistens aber verrichten sie ihren Gottesdienst an einem unter dem Schattendache einer Baniane aus Bambusrohr erbaueten Altare. (Über hindu'sche Kolonien, vergl. VIII. Sprachen Hindostans.

2) Eingewanderte Völker.

A. Asiatische. 1) Die Mongolen. Sie sind in Hindostan schon seit dem 8ten und 9ten Jahrh. einheimisch und stifteten dort das Reich des Großmogols, das von Delphi aus einen sehr großen Theil der Halbinsel beherrschte. Gegenwärtig sind sie durch Heirathen stark mit indischem Geblute vermischt; und obgleich man noch immer die mongolischen Grundzüge erkennt, so unterscheiden sie sich von den Hindus nur noch durch die schon mitgebrachte muhammedanische Religion, die andrer Seits auch Millionen ursprünglicher Hindus aufgedrungen ist. Der Mongole in Hindostan ist gut gebaut, von ansehnlicher Gestalt, mit kleinen schief laufenden Augen, platter Nase, welches Alles ihn indeß nicht widrig macht, mit schwarzem Haar, bartlosem Kinn. Der Mongole ist außerordentlich kühn und unternehmend, stolz, herrschsüchtig, grausam, betriegerisch, abgeschliffen, im höchsten Grade sinnlich. In seinem Harem schwelgt er in allen möglichen Genüssen; der Große hält mehrere hundert Weiber, und berauscht sich gern. Wallace sagt: „den Thron des Nizam von Hyderabad umgibt ein zahlreiches Gefolge von Edelleuten, die ihr Vermögen in prahlerischem Aufwand verprassen. Ihre Paläste schimmern von Silberwerk und ihre hohen Zimmer sind mit europäischen Kronleuchtern behangen. Viele von ihnen kleiden sich wegen des hier herrschenden kühlen Klima's in breites engländisches Tuch und besuchen die Gesellschaften der Europäer. Unsere Lady's, die ihre Weiber besuchten, machten uns von den Reizen der Frauen, der Ausstattung der Zimmer eine sehr günstige Schilderung. Ihre Kleider waren von dem schönsten golddurchwirkten Musselin von Dacca, mit reichlichen Schleppen, ihren schönen schwellenden Busen und zarten Arme zeigend, und auf ihren freundlichen Gesichtern ließ man die gute Laune und Zufriedenheit. Unter ihren Röcken trugen sie Unterhosen von Silbermusselin, und ihre seidnen Pantoffeln waren mit Gold gestickt. Ihre Haare waren mit Perlen und Blumen geschmückt, und sie trugen eine Menge kostbarer Zierathen an sich. Zahlreiche, reich gekleidete Mädchen warteten ihnen auf, und Zuckerwerk



und Wohlgerüche wurden sammt dem köstlichsten Kühlen den Sorbet und Eis aufgetragen“ u. s. w. Die Zahl sämmtlicher, in Hindostan wohnenden Mongolen schlägt man auf 15 Millionen an, worin indeß auch die Afghanen und die muhammedanischen Hindus gezählt werden müssen. Die Sprache der hindostanischen Mongolen ist das so genannte Mohrische oder Mongolenindische (engl. Moors).

Außer dieser Hauptmasse von Mongolen gibt es noch mehrere kleinere Stämme, die fast sämmtlich aus Vermischung mit Hindus entstanden sind, eigene Dialekte des Kaschpura reden und zum Theil Lamaiten, zum Theil Braminen oder Buddhisten sind. Es sind folgende:

a) Die Dobasch. Ein kleiner Stamm im Alpenlande Sirinagur, aus Vermischung von Mongolen und Kaschputen entstanden. Sie werden als arbeitsam, ihre Weiber als geschickte Spinnerinnen in Hanf und Wolle, das ganze Volk eben so sehr unreinlich geschildert. Sie bewohnen das Dorf Malari im Dautythale.

b) Bhutias. Ein kleiner Mongolenstamm, der sich unvermischt erhalten hat, aus Tibet eingewandert ist und sich in einigen der höchsten Himalayathäler an den Quellen der verschiedenen Gangesströme mitten unter eigentlichen Hindus angesiedelt hat. Sie sind Buddhisten, reden einen mongolischen Dialekt, haben manche hindu'sche Gebräuche, treiben nur geringen Ackerbau, aber starke Viehzucht und Handel mit Tibet und Butan, da sie Meister im Bergsteigen sind.

c) Newaren. Ein Mischlingsvolk, aus Mongolen und Hindus der unteren Kasten entstanden. Sie wohnen in den Thälern des Alpenlandes Nepal und bilden dort die unteren Kasten der Ackerbauer, Künstler, Manufacturisten u. s. f. Sie sind von mittlerer Größe, starkem Körperbaue, haben runde flache Gesichter, kleine Augen, etwas breit gedrückte Nasen und eine zwischen sahlber Blasse und Kupferroth variirende Gesichtsfarbe; doch zeichnen sich viele ihrer Weiber durch einen blühenden Teint aus. Die Newaren sind friedlich, fleißig, schorffinnig, und tragen die Fesseln der Gorkas mit Geduld. Bei ihnen wie bei den Nairen in Malabar ist die Polyandrie eingeführt. Sie sind Buddhisten.

d) Die Dhenwar und e) die Mandschis sind ebenfalls mongolisch-hindu'scher Abstammung und bewohnen den W. Distrikt von Nepal. Sie bekennen sich zum Bramismus.

f) Purbutties. So werden in Nepal die Bergbewohner genannt. Man rechnet dahin: 1) die Bhottoas, lamaitischer Religion; 2) die Magar, im Schneegebirge des Himalaya, bramanischer Religion; 3) die Gurungi, ebenfalls im Schneegebirge und höher als die Magar; sie treiben Schafzucht, Bergbau und Handel, und obgleich sie Buddhisten sind, verrichten sie noch Menschenopfer; 4) Jariyas, in den niedern Thälern wohnhaft, sind Bramanen; 5) die Murmis, 6) die Khirauts, 7) die Limboos, 8) die Lapchas, 9) die eigentlichen Purbutties, sind arme Bergvölker, die von der Viehzucht leben.

2) Afghanen oder Patanen. Dieses Volk gleicht in Hindostan ganz seinen Brüdern in Afghanistan. Ihre

Zahl soll 1 Million betragen; sie leben in kleinen Häusern zerstreut in den Gegenden am Indus. Einer ihrer Stämme, die kriegerischen Kobillas, bewohnen die Landschaft Nobilcund am Ganges, zwischen diesem, dem Alpenlande Sirinagur im Himalay und dem Gaggasrome. Sie sind fleißige Arbeitsbauern und bekennen sich zum Islam.

3) Parsen. Diese Feueranbeter kamen während der muhammedanischen Verfolgungen im 8ten und 9ten Jahrh. aus Persien nach Indien, fanden hier Schutz und haben sich, obwohl immer im Druck, außerordentlich vermehrt, so daß man ihre Zahl jetzt auf 150,000 anschlägt, welche von wenigen Familien abstammen. Doch findet von Zeit zu Zeit noch immer Nachwanderung aus den verborgenen Thälern Trans Statt, wo sich noch an einigen Stellen der Feuersdienst heimlich erhalten hat. Die Parsen in Indien behaupten, daß ihr ursprüngliches reines Feuer durch die Sorge ihrer Priester (Magier genannt) seit Jahrtausenden in ihren Tempeln aufbewahrt sei und boten dasselbe als das Symbol des Ormuzd an. Am Morgen und Abend sieht man sie auch, mit dem Gesicht gegen O. oder W. zur Sonne gekehrt, laut betend in den Meereswellen stehen. Die Gesichtsbildung hat bei Männern und Frauen, welche letztere sich nur selten sehen lassen, sehr viel Eigentümliches; mit Fremden vermischen sie sich nie. Ihre Gestalt ist die altperische, die Gesichtszüge scharf geschnitten, die Stirn edig und sehr hoch, der Mund gut gebildet, die Zähne schön. Der Parse ist sehr vorsichtig, thätig, ausdauernd, genügsam und macht überall den achtungswürdigsten Theil der Volksklasse aus. Die Weiber genießen mit den Männern einer völligen Gleichheit, und ihre Sitten sind so rein, daß seit vielen Jahren nicht ein einziges eheliches Gelübde gebrochen worden ist; und noch ist kein Beispiel vorhanden, daß die Parsen weibliche Verderbtheit unter sich geduldet hätten. Gleich den Hindus schließen sie für ihre Kinder in frühester Jugend Eheverträge, aber ihre Witwen heirathen Witwer. Sie begraben ihre Todten nicht, sondern lassen sie in offenen Gräbern liegen, um von den Vögeln verzehrt zu werden. Die Parsen unterstützen einander gleich den Quäkern. Sie sind indeß meistens wohlhabend und reich; in ihren Häusern herrscht asiatischer Glanz und Gastfreiheit mit europäischer Annehmlichkeit und Geschmac verbunden. Von ihren Priestern sind sie wenig abhängig, haben wenige Festtage, sind die ersten Fabrikanten, Banquiers und Speidite, die Herren der zahlreichsten Kauffahrtschiffe, die besten, ja fast die einzigen Schiffsbaumeister der engländischen Flotte in Indien, deren Hauptschiffswerft zu Bombai ist, wo selbst auch die Parsen am zahlreichsten wohnen. Ubrigens haben sie sich auf vielen Stellen an der Küste des erythrischen Meeres bis zum Kap Komorin angesiedelt.

4) Araber. Von diesem Volke sind jetzt etwa 100,000 Köpfe in Hindostan, und zwar am zahlreichsten auf der Küste Malabar vorhanden. Sie werden hier gewöhnlich Mayren oder Mohren genannt, ein Name, den man aber auch allen in Indien wohnenden Muhammedanern gibt, und stammen theils von Kaufleuten, die



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a},-4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



Klassen der eingebornen christlichen Bevölkerung, welche aus Nachkommen der Portugisen und belehrten Eingebornen besteht, verschwägern, so daß die nächste Generation die Spur ihrer Abstammung verloren hat; während andrer Seite die Kinder der Frauen der nämlichen Klasse, die sich mit Europäern verheiratheten, weil sie schöner sind und zu einer andern Gesellschaft gehören, in einer oder zwei Generationen gänzlich von den Eingebornen, von denen sie von mütterlicher Seite abstammen, geschieden sind. Einige wenige Glücksritter ausgenommen, finden sie sich in den 3 Hauptstädten Calcutta, Madras und Bombai und in den hauptsächlichsten Civil- und Militärstationen, und sind fast die alleinigen Handelsdiener und Rechnungsführer der Regierung sowohl als der Staatsdiener und der engländischen Kaufleute. Sie sprechen sämmtlich engländisch und die Mundart der Provinz, worin sie geboren sind. Sie sind das beste Medium, europäische Civilisation unter den Hindus einzuführen und sind bei ihrer geringen Zahl der Regierung durchaus nicht gefährlich. Sie dürfen Grundbesitz erwerben und kommen ins Geschwornengericht.

2) Portugisen. Dieses Volk, die Entdecker und einst die Beherrscher eines großen Theils von Vorderindien, sind wenig zahlreich und leben nur in wenigen Küstenstädten, z. B. in Goa, Diu, Damaun, Madras. Zahlreicher sind die so genannten schwarzen Portugisen oder Topassis, Abkömmlinge von Portugisen und Hindus, die zu Bombai ihre Hauptniederlassung haben und mit den echten Portugisen 500,000 Köpfe zählen.

3) Holländer, 4) Franzosen, und 5) Dänen sind in geringer Zahl vorhanden; zusammen sollen sie 5000 Seelen zählen. Die Holländer wohnen besonders auf Ceylon, die Dänen zu Tranquebar, die Franzosen zu Pondichery und Carical; aber auch zu Madras gibt es viele der letzteren, welche dort die Krämer und Händler machen.

### VIII. Sprachen Hindostans.

Sie lassen sich eintheilen in echt indische und in solche, die durch die eingewanderten Völker auf indischen Boden verpflanzt wurden. Außerdem bedient man sich der persischen Sprache als der der Diplomatie und des Handels, der Höfe, der gebildeten Welt und des modernen Geschmacks. Es ist die Correspondenzsprache der ostindischen Compagnie und ihrer Gouverneurs mit allen Asiaten, die gewöhnliche Gerichtssprache der Regierung, und ihrer bedient sich auch der Untertban, wenn er zu seinem Fürsten spricht. An den Küstenstrichen von Delan ist ein portugisisches Kauderwelsch (Reinol), die allgemeine Handelsprache zwischen Europäern und Hindus. Es ist ein barbarisches Gemenge von Wörtern, die fast ohne Wortfügung neben einander gestellt werden und enthält Bruchstücke aus den Sprachen aller Fremdlinge, die an diese Küste kamen, vorzüglich aber der Araber, Portugisen und ihrer vielen habessinischen Sklaven, dann der Engländer, Holländer, u. s. w.

Die echt indischen Sprachen zerfallen in solche, welche aus dem Sanskrit (s. den Art.), und in solche, welche

entschieden nicht aus dem Sanskrit stammen, welches aber doch denselben beigemischt ist. Zur ersten Klasse gehören einige ausgestorbene; nämlich a) das Palli, welches aber als Volkssprache ausgestorben und nur heilige Sprache der Buddhisten ist. b) Prakrit (d. h. die abgeleitete), die heilige Sprache der Dschainas (einer hindu'schen Sekte). c) Zend, die heilige Sprache der Parsen. S. darüber Indische Sprachen und die einzelnen Spezialartikel.

Die lebenden indischen Sprachen, wovon einige unmittelbar aus dem Sanskrit stammen, andere aber eine fremdartige Grundlage haben, sind folgende:

1) Panschanador, die Sprache der Sikhs, worin jene Art Gedichte, Rheals oder Teppes genannt, gedichtet werden, die man in ganz Indien singt.

2) Das Kaschmir'sche, eine Sprache, die dem Sanskrit nahe verwandt seyn soll.

3) Hindi oder Hindavi oder Neu-Indisch, eine neue Sprache, welche nach Colebrooke sich aus der Sprache des alten Reiches Ganyacubja (Kanodsch) am obern Ganges bis Hurdwar gebildet hat. Sie zerfällt gegenwärtig in 2 Dialekte: a) das eigentliche Hindi, ein ungebildeter Dialekt, der seine Wörter mit geringer oder bisweilen keiner Veränderung aus dem Sanskrit entlehnte; von 6 seiner Wörter sind 5 immer rein sanskritische; b) Hindostani, eine verfeinerte Mundart, welche jetzt in ganz Hindostan als Umgangssprache geredet wird; in jedem Dorfe trifft man leicht Jemand an, der dieser Sprache kundig ist (vgl. Indische Sprachen).

4) Bhabha, ist die Sprache der Bewohner des Duab zwischen Ganges und Dschumna; ein minder ausgebildetes Sanskrit, das nach Colebrooke einst in ganz Nordindien allgemein gewesen seyn soll.

5) Gurdshara, die Sprache von Guzurate; sie ist mit dem Hindi nahe verwandt.

6) Multanisha, eine sehr gemischte Sprache, welche mit dem Gurdshara die meiste Ähnlichkeit hat. Sie wird von den Dschauts, den Radschputen und den Mohillas gesprochen.

7) Mongolisch-Indisch oder Mohrisch, eine barbarische Mischung der Landessprache mit persischen und arabischen Wörtern. Sie kann als eine unter allen Nicht-eingebornen in Nordindien allgemein gangbare Hof- und Curialsprache betrachtet werden; nur Gedichte im persischen Stil und Versmaß sind in derselben verfaßt.

8) Kaschpura oder Kotch-bihar, die Volkssprache im Alpenlande Nepal; davon sind das Nwar, die Sprache der Nwaren, das Purbutti und andre, eigene Dialekte. Fast jede nepalesische Völkerschaft redet einen eigenen Dialekt des Kaschpura.

9) Gaur oder Bengali, die Volkssprache in Bengalen, und enthält nur wenige Wörter, die ihren Ursprung nicht im Sanskrit haben. Sie soll nach W. Jones auch in Bahar gesprochen werden. Ein Dialekt des Bengali ist das Matihila oder Tirhatija im Distrikte Tirhut zwischen dem Ganges und Gundul, dessen sich einst mehrere ausgezeichnete Dichter bedient haben.



10) Maharaschtra oder Mahratta, die Sprache der Mahratten. Ihre Schrift heißt Mitr und soll nach Aussage der Mahratten aus Ceylon gekommen seyn.

11) Dogura, eine Sprache, welche im Alpenlande Sirinagur im Gebrauche ist.

12) Urisa, die Sprache der Driffeer, welche im Sanskrit den Namen Uttala führt, ist ein verdorbenes Sanskrit.

13) Telinga, die Sprache der Telingas in Driffa und auf dem Plateau von Hyderabad. Sie hat eine fremdartige Grundlage und soll von allen südlichen Sprachen Hindostans die meisten Sanskritwörter aufgenommen haben und sehr lieblich seyn.

14) Tamul, eine Sprache, welche auf der Küste Koromandel einheimisch ist, und in welcher den Hindus das Evangelium gewöhnlich gepredigt wird. Sie ist milde und wohlklingend. Einer ihrer Dialekte, das Telugische, wird zwischen Madras und Vizagapatnam geredet.

15) Malayala oder das Malabarische wird auf der ganzen südlichen Halbinsel, von dessen südlichster Spitze auf der östlichen Küste bis an den Fluß Caveri, auf der westlichen bis zum Kap Dilli geredet. Ihre Grammatik soll sehr unvollkommen seyn.

16) Karnata oder Karnara wird in einem Theile des mittlern Dekan und auf der westlichen Küste vom Kap Dilli bis zum Flusse Masgani gesprochen.

17) Das Singalesische. Diese Sprache soll nach Davy ihren Ursprung aus dem Sanskrit ableiten. Ihre Laute sind harmonisch, ihre Zusammensetzungen sehr bezeichnend, ihr ganzer Bau, wenn auch sehr complicirt, doch sehr regelmäßig und überdies sehr wortreich. Wahrscheinlich indeß hat auch sie eine fremde Grundlage und nur Einmischungen vom Sanskrit aufgenommen, wie Telinga, Tamul, Karnata u. m. a.

Es sind also die südlichen Sprachen, welche eine fremdartige Grundlage und nur Einmischungen vom Sanskrit haben. Diese Einmischungen können nur durch die Einführung der bramanischen Religion und durch das Studium der Sanskrit-Literatur hinein gekommen seyn. Es scheint also gewiß, daß bramanische Kolonien in uralter Zeit aus dem Tieflande Hindostans nach S. vordrangen, und daß sich die südlichen Völker dadurch allmählig hinduisirten. Dieser Einfluß hat sich aber auch außerhalb Hindostan, auf den ostindischen Archipel erstreckt; denn den neuesten Untersuchungen zu Folge hat das reinste Sanskrit in der Kawi-Sprache (der alten Dichtersprache der Javaner) die einheimische Mundart der Javaner in großer Fülle durchdrungen und dasselbe findet mit vielen noch lebenden Sprachen des Archipels Statt. Diese indischen Kolonien brachten ihre Religion, ihre Geseze und ihre Wissenschaften in die colonisirten Länder und hinduisirten dieselben. Die üppige Vegetation der javanischen Wälder schließt noch viele Tempelruinen ein, als Zeugen, daß hier einst Bramismus und Buddhismus herrschten und auf der Insel Bali (Nachbarinsel von Java) hat man Bramanen entdeckt, die noch heute nach Brama's Gesezen leben. Die fast allgemein angenommene Meinung, daß die Hindus nicht in fremde Länder

reiseten, wird dadurch hinlänglich widerlegt; die beiden obern Rassen sind freilich jetzt durch Geseze in ihrem Vaterlande zurück gehalten, aber mit den Gewerbetreibenden ist es anders; denn die indischen Kaufleute, welche bei uns den Namen Banianen (aus dem Sanskritworte: banig-jana, d. i. buchstäblich Handelsleute) führen, sind über ganz Westasien verbreitet, und bilden in den vorzüglichsten Handelsstädten zahlreiche Genossenschaften\*).

## IX. Religionen der Hindus.

Die vorzüglichsten Religionen Hindostans sind: 1) der Bramismus oder Bramanismus, 2) der Buddhismus, 3) der Dschainismus, 4) die Religion der Sikhs, 5) der Islam, 6) der Sabatismus oder Feuerdienst, 7) der Rosaismus und 8) das Christenthum in seinen verschiedenen Formen.

1) Der Bramismus oder Bramanismus. Diese Religion, eine der ältesten der Erde und die älteste in Hindostan, ist zugleich die verbreitetste in diesem Lande; die geistreichsten Forscher haben in ihr den religiösen Wurzelboden, das urweltliche Heimathland aller Theologie des Alterthums gefunden. Sie nimmt unter den Hauptreligionen des Erdkreises, nach dem Christenthume, dem Islam und dem Buddhismus, der Zahl der Bekennern nach, die vierte Stelle ein; zu ihr bekennt sich indeß nur die hindu'sche Menschenart in der Zahl von etwa 115 Millionen Individuen. Sie ist ursprünglich auf reinem Deismus gegründet und erkennt ein höchstes Wesen an, das die Hindus Karta und Ischur (d. i. großer Wille), oder Dschotameh (d. i. der Tausendnamige) oder auch und am gewöhnlichsten Brama (d. i. höchstes Wesen) nennen (vergl. den Art. Brahma in 1ster Sect. XII. S. 209 ff.), von dem Alles ausgeht, zu dem Alles zurück kehrt, die erhabenste Gottheit, ewig, unveränderlich, allgestaltig, der Herr des Alls, und das unter keinem Bilde dargestellt wird. Unter ihm steht die indische Dreieinigkeit (Trimurti), d. h. die drei Obergötter Brama, der Schöpfer, Wischnu oder Krischna, der Erhalter und Siva oder Mahadeva, der Zerstörer, welche aus ihm hervor gingen und welche unter sich gleich erhaben und gleich mächtig sind (vergl. den Art. Bramanismus 1ste Sect. XII. S. 408 ff.).

2) Der Buddhismus. Diese Religion ist aus dem Bramismus hervor gegangen und nimmt in Bezug auf weite Verbreitung und Zahl der Anhänger nach dem

\*) Daß die Hindus auch in weiter Entfernung von ihrem Vaterlande ihren Sitten sehr getreu bleiben, geht unter andern auch aus des Grafen Potocki Reise in die Steppen von Astrachan und am Kaukasus hervor. Er erzählt, daß die Hindus zu Astrachan, 75 an der Zahl, Braminen, hüfende Mönche und Gangeswasser bei sich führen, daß sie außer Rindfleisch Fleisch essen, oft viel Bögge laufen, um sie frei zu lassen, den Hunden auf den Gassen zu fressen geben und überhaupt den Thieren viel Gutes thun. An Feiertagen bemalen sie ihre Stirn und die obere Nase roth und gelb. Sterben sie, so verbrennt man den Leib und schießt die Asche nach Indien. Früher kehrten sie gern lebendig zurück, aber jetzt bauen Manche Häuser in Astrachan. Den Gottesdienst begehren sie mit so vielem Pomp als möglich.



Christenthume und dem Islam die dritte Stelle unter den Hauptreligionen des Erdkreises ein. Ihr Stifter ist Buddha; vgl. dies. Art. (1ste Sect. XIII. S. 330 ff.). Seine Lehre wurde Anfangs in Hindostan sehr begünstigt\*) und war um 600 vor Chr. schon bis Ceylon vorgebrungen, allein im 5ten und 6ten Jahrh. nach Chr. wurde sie durch blutige Religionskriege und grausame Verfolgungen in diesem Lande fast ganz ausgerottet, und jetzt findet man hier nur noch wenige Anhänger derselben. Dieß sind die Bewohner des Gebirgslandes Kurg in den Westgats, 600,000 Singalesen, die Mughls in Bengalen und einige kleine Gebirgsvölker des Himalaya. Bei jenen Verfolgungen flüchteten viele Buddhisten nach Java, Hinterindien, China, Japan, Tibet und in die Mongolei, führten dort ihre Religion ohne Schwertstreich ein und cultivirten durch sie die Völker\*\*). Der Buddhismus, obwohl für die Grundlage der Lehre in allen Ländern, wo man sich zu ihm bekennt, derselbe, ist dennoch in zwei große Sekten getheilt: die eine, welche in Tibet, China, der Mongolei und Japan verbreitet ist, folgt nämlich der wahren Ara der buddhistischen Kirchengeschichte; die andere auf Ceylon und in Hinterindien, welche die Epoche des Stifters mit der ersten Bekanntmachung seiner Religion verwechselt, läßt denselben erst 628 vor Christus erscheinen und erkennt die Insel Ceylon als den Hauptschauplatz seiner religiösen Vorträge.

3) Der Dschainismus. Dieß ist ein verbesserter Buddhismus und aus diesem hervor gegangen; er wird von den Bramanen sehr verabscheut. Seinen Namen trägt er von dem ersten Lehrer Dschaina (d. i. siegreich). Die Dschainas sind nicht sehr zahlreich in Hindostan, und auf dieses Land beschränkt; sie theilen sich in 2 Sekten, welche wieder vor einander großen Abscheu haben. Ihr Gott heißt Parnavisa, offenbar eine und dieselbe Person mit Buddha. Die übrigen Götter sind die Selen tugendhafter Menschen und an Macht und Ansehen sich völlig gleich; sie werden Siddhas genannt, bewohnen den Himmel „Moeha“ und haben ihre Untergötter, Dewastas genannt. Zwischen dem Himmel und der Erde befindet sich die Hölle. Jedes animalische Wesen ist von Ewigkeit vorhanden gewesen und läuft durch alle Veränderungen und Gestalten hindurch, bis es zuletzt die Vollkommenheit eines Siddhas erreicht. Es ist der Wille der Gottheit, daß kein Thier seines Daseyns beraubt werden solle. Die Welt ist nie erschaffen worden. In der Verehrung des Ganges und der Ehrfurcht vor Benares stimmen die Dschainas mit

den Bramanen überein. Bischof Heber besuchte einen Dschain-Tempel zu Benares; sein Begleiter, ein Priester, führte ihn durch eine Reihe von 6 kleinen Zimmern, mit einem Altare an dem Ende eines jeden, etwa wie die Altäre in römischen Kapellen, mit einer Nische an der einen Seite, wie das, was man in jenen Kirchen eine Piscina nennt. In der Mitte eines jeden Zimmers stand ein großer Trog mit stark gewürztem Reis und Ghee, wahrscheinlich ein Opfer, und in zweien oder dreien derselben hockten Männer auf dem Boden, die Hände wie zum Gebet oder zu religiösen Betrachtungen gefaltet. Über jedem Altar war im Altarblatt ein großes Reliefgebilde von Marmor; das erste davon enthielt 5, das letzte 26 Figuren, lauter kreuzbeinig sitzende Männer, von denen der eine beträchtlich größer als die übrigen und wie ein Regent dargestellt war. Dieser ist, wie der Priester sagte, ihr Gott, die andern sind die verschiedenen Leiber, die er nach und nach in verschiedenen Zeiträumen angenommen hatte, als er zur Belehrung der Menschheit incarnirt wurde. Die Lehren, welche Parnavisa auf diese Weise mittheilte, machen die Theologie der Dschainas aus, und die Fortschritte, welche ein Dschain in der Kenntniß dieser Mysterien gemacht hat, berechtigen ihn, verhältnißmäßig in einem der ersten oder einem der folgenden Zimmer anzubeten.

4) Die Religion der Sikhs. Dieß ist die eigentliche reformirte Religion der Hindus, ein reiner Deismus, welcher sich mit Verwerfung alles Bilderdienstes vom Bramanismus getrennt hat. Der Stifter dieser Religion war Nanaka, der um die Mitte des 15ten Jahrh. lebte, und hatte dem Volke besonders das Stück der bramanischen Sittenlehre eingeschärft, welches Schinda genannt wird, d. i. die Vorschrift, keinem lebenden Geschöpfe ein Leid zuzufügen. Dadurch wurden die Sikhs zu einem sehr friedlichen Volke. Gegen Ende des 17ten Jahrh. erschien ein zweiter Prophet, Gurus Govinda, welcher ihnen das Ehrgefühl der Tapferkeit wieder einflößte, ihnen das Wort Sinha (d. i. Löwe) an ihren Namen anzuhängen befahl, und sie zu Löwen in der Schlacht machte. Ubrigens glauben die Sikhs auch eine Selenwanderung und an eine Belohnung und Bestrafung in jener Welt. Die Zahl der Bekenner dieser Religion beträgt  $4\frac{1}{2}$  Millionen.

5) Der Islam. Zu diesem bekennt sich etwa  $\frac{1}{2}$  der ganzen hindostanischen Bevölkerung oder etwa 17 Millionen Individuen, welche am zahlreichsten in den nordöstlichen Provinzen sind. Diese Muhammedaner bestehen aus Mongolen, Afghanen, Kohillas, Beludschern, Arabern, Kadshils und auch vielen Hindus. Sie weichen in manchen Punkten von den Sitten ihrer osmanischen Brüder ab; sie sind weder so große Fanatiker noch Enthusiasten, aber auch keine so strengen Befolger der Gesetze des Koran; namentlich findet man unter ihnen starke Weintrinker. Auch die Muhammedaner haben hier ihre Anbächter und Bettelmönche, Fakirs genannt; sie selbst werden von den Hindus Yavana's genannt, ein Name, welcher früher alle westlichen Bewohner Asiens jenseit

\*) Unter den vielen, in Felsen gehauenen Tempelgrotten Dekans, deren oben gedacht ist, gehören auch manche dem Buddhismus an.

\*\*) Die Zahl der Buddha-Bekenner beläuft sich etwa auf 166—187 Millionen, davon

im eigentlichen China . . . . .	125,000,000
Wandschuren, Mongolen und Kalmücken . . . . .	5,400,000
Korcancer . . . . .	5,000,000
Hinterindien . . . . .	25,000,000
Ceylan . . . . .	600,000
Japan und die Kleu-Kleu . . . . .	25,000,000
auf dem Festlande Hindostans . . . . .	500,000



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



sie den Patriarchen zu Antakia (Antiochien) an, außerdem haben sie noch einen Bischof, der zu Narenam in dem State des Nadscha von Travancore residirt und unter dessen Aufsicht 32 Kirchen stehen. Ihr Gottesdienst wird in syrischer Sprache gehalten; sie selbst sprechen die Malayalaspache.

f) Armenier. Zur armenisch-christlichen Kirche bekennen sich sämmtliche, in Hindostan wohnende Individuen dieses Volks.

### IX. Wissenschaftliche und artistische Kultur der Hindus.

Sie datirt sich aus den ältesten Zeiten her; so wie ihre Sitten stationär geblieben sind, so ist es auch diese Kultur. Der Kastengeist hat die Wissenschaften allein auf die Braminen eingeschränkt; die zweite Kaste darf sich die darüber geschriebenen Bücher vorlesen lassen. Alle Wissenschaften sind aber in den Veda's und deren Commentaren enthalten (s. d. Art. Veda), alle sind in Mythen und Poesie gehüllt, selbst die Gesetzgebung nicht ausgenommen. Die Mathematik ist von den Hindus sehr hoch geachtet; sie sind die Erfinder des dekadischen Zahlensystems, das von ihnen während des Zeitraums von 754 bis 813 nach Christus auf die Araber, von diesen auf uns überging. Auch in der Algebra waren sie die Lehrer der Araber. Sie nennen diese Wissenschaft im Sanskrit Vija-ganita, d. i. buchstäblich die Samenrechnung oder die Methode, welche die Principien der Wissenschaft darlegt. Ihr geschätztestes Lehrbuch der Algebra ist das von Bramaguptas, welches zu Ende des 6ten oder Anfang des 7ten Jahrh. abgefaßt wurde. Noch immer zeichnen sich die Hindus als geschickte Rechner aus. Sie sind ferner recht gute Astronomen: Arya-Bhattas lehrte schon 1000, vielleicht 1500 Jahre vor Copernikus die Umdrehung der Erde um ihre Ase, jedoch wurde diese Lehre nicht aufgenommen. Die Hindus theilen ihr tropisches Jahr in 365 Tage, 6 Stunden, 50 Minuten, 54 Sekunden, welches nur um 2 Minuten von dem unsrigen differirt. Die Zeitrechnung der Dschainas ist eben so sonderbar als unbestimmt. Sie denken sich einen tiefen, mit abgeschnittenen Menschenhaaren angefüllten Brunnen, und nennen die Zeit, welche erforderlich wäre, ihn zu leeren, wenn alle 100 Jahre ein Haar heraus genommen würde, palya. 1000 Billionen solcher palyas bilden eine segara oder einen Okean von Zeit, und 2000 Billionen segaras ist dasjenige Alter, welches sie dem Erdball zuschreiben, oder die Ewigkeit, von der sie sich keinen abstrakten Begriff machen können. Die Welt ist ihrer Meinung nach von jeher da gewesen. Die Bramanen sind nicht so ausschweifend; sie glauben, daß die Welt seit 7,205,000 Jahren bestehe, eine Periode, welche sie in 4 Zeitalter eintheilen, welche den bekannten klassischen Zeitaltern, dem goldenen, silbernen, ehernen und eisernen entsprechen. Das Zeitalter der Reinheit (Sotti-Dschang) hat 3,200,000 Jahre, das der theilweisen Verderblichkeit (Girtab-Dschang) 2,400,000, das der theilweisen Lasterhaftigkeit (Drapur-Dschang) 1,600,000, das jetzige oder

das der gänzlichen Verworfenheit (Kali-Dschang); von dem bereits 5000 Jahre verfloßen sind, dauert 400,000 Jahre; es bleiben also noch 395,000 davon übrig. Das Jahr wird in 12 Monate eingetheilt, so daß der Monat, der unserem April entspricht, bei ihnen der erste ist. Diese Monate sind aber nicht von gleicher Länge; der Junius ist der längste, der December der kürzeste; sie haben den Namen von den vornehmsten darin blühenden Gewächsen. Die Woche zerfällt in 7 Tage, der Tag in 60 Theile, der Sechzigtheil in 24 Minuten. Die Hindus haben eine große Fertigkeit in Berechnung der Finsternisse; sie besitzen Sonnen- und Mondstafeln, die auf Palmblätter geschrieben sind und Kalender, worin ihre schlimmen und guten Monate, Tage und Stunden nach astrologischen Regeln genau angezeigt sind. Auf die Auslegung dieses Kalenders legen sich die Braminen mit großem Eifer: ein Bramine pflegt jeden Morgen in die Häuser seiner Kunden zu gehen, und ihnen den guten oder schlimmen Tag anzuzeigen. Eine hindu'sche Sternwarte befindet sich zu Benares, welche Stadt überhaupt der Sitz der hindu'schen Gelehrsamkeit ist.

Wie es mit der Mechanik der Hindus steht, wissen wir nicht; daß sie früher darin sehr erfahren gewesen sind, ist gewiß. Einer der großen Stiere im Bezirk der Pagode zu Landschore ist aus dunkelbraunem Porphyr gehauen, welcher 18 Meilen von Landschore bricht; das Gewicht dieser ungeheuren Steinmasse wird auf 1800 Zentner geschätzt, und ihr Transport bis zu ihrer gegenwärtigen Stelle muß eine sehr günstige Idee von der Mechanik der alten Hindus erregen. Die einzige Methode, deren sie sich heute bedienen, schwere Körper zu einer gewissen Höhe zu bringen, besteht darin, daß sie abhängige Flächen von Erde bilden, so wie das Gebäude an Höhe zunimmt, die ihnen demnach unsere Baugerüste und Krähnen ersetzen; große Steine werden durch bloße Handarbeit und mittels Hebel hinauf geschoben.

Wegen der geringen Aufmerksamkeit der Braminen auf die Weltkündel, so lange diese ihre alte Gesetzgebung nicht erschütterten, ist die Geschichtschreibung der Hindus sehr dürftig. Dasselbe gilt auch von der Geographie; denn es ist kein geographisches Werk vorhanden, welches einen Hindu zum Verfasser hätte. Die Ansicht der Hindus von der Gestalt der Erde sind sehr abenteuerlich. Ritter hat dieselbe vor Kurzem in einer in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Vorlesung weitläufig und schön aus einander gesetzt. Die Philosophie ist von den Hindus mit vieler Vorliebe behandelt; die Systeme ihrer Philosophen sind in kurzen Sentenzen abgefaßt und in den Sastras enthalten. Die Dichtkunst ist von den Hindus außerordentlich kultivirt worden. Ihre Schauspiele werden gewöhnlich auf offenem Felde und unter freiem Himmel aufgeführt. Den Stoff dazu liefert die Geschichte der ältesten Götter, Halbgötter und Helden. Einheit der Handlung ist dabei eine Nebensache; sie beziehen sich gewöhnlich auf eine Reihe von Jahren, und sind so weitläufig, daß zu ihrer Aufführung oft mehrere Abende ver-



wendet werden müssen. Die Schauspieler spielen ihre Rollen recht gut, und ihr Kostüm ist kostbar und völlig anpassend. Die indischen Volkslieder sind sämmtlich persisch.

In der Medizin sind die Hindus keines Weges zurück; sie wird von ihnen seit Jahrtausenden studirt und europäische Ärzte sind neuerdings auf die Arzneiwissenschaft der Hindus aufmerksam geworden, weil schon öfter der Fall vorgekommen ist, daß man erfährt, eine in Europa neu erfundene Heilmethode sei in Indien von Alters her im Gebrauch. Seit den ältesten Zeiten haben die Hindus geistige Getränke (Arrak und Rum) zu destilliren, vortreffliche Farbstoffe zu bereiten, und Arzneimittel zu mischen gewußt; es folgt daraus, daß sie auch in der Chemie nicht unerfahren sind. Auch die Physik, die Naturgeschichte und Botanik hat der Hindu nicht vernachlässigt, obgleich er nichts Ausgezeichnetes geliefert hat. Eine eigne Wissenschaft macht bei den Hindus das Studium der Grammatik aus; ihre Grammatiker haben indeß noch nicht einmal den Organismus des Sanskrit gehörig entziffert. Vgl. das Nähere unt. d. Art. Indische Literatur.

Die Künste wurden in Hindostan früher weit mehr kultivirt als jetzt. Die Musik, ungeachtet es eine große Menge von Instrumenten gibt, ist rau, grell, lärmend und einem europäischen Ohre zu einseitig. Sie ist auf 36 heilige Melodien beschränkt. Außer den 36 heiligen Stücken, indem man sich nur zweier sonderbarer Töne bedient, haben sie noch 48 Melodien zum Tanze, welche munterer sind, und von einem ihrer Götter erfunden wurden, als die Sitten verderbter geworden waren. Ubrigens macht die Musik einen Hauptbestandtheil bei allen Festen der Hindus aus und begleitet überhaupt jeden Genuß ihres Wohllebens. Man hat in Hindostan nur 2 Saiteninstrumente, nämlich den Ravanastrom, eine Art fünfsaitiger Violine, die mit einem Bogen gestrichen wird, und den Biné, ein ebenfalls fünfsaitiges, unserer Guitarte ähnliches Instrument. Beide sind indeß nur selten und von lokalem Gebrauch. Allgemein sind dagegen die Blasinstrumente, die Trommeln, die Becken, überhaupt alle die Instrumente, welche unsere Janitscharenmusik ausmachen, welche wir von den Türken, diese von den Arabern oder Persern, und diese wiederum ohne Zweifel von den Hindus angenommen haben. Schon Alexanders Makedoniern rückten die Scharen des Porus unter dieser Musik entgegen. Von Blasinstrumenten haben die Hindus verschiedene Arten Trompeten, als Bouri und Combon, und das gekrümmte Horn Toutaréc; ferner mehrere Flöten und Hoboen, als: Nagassoron, Carua, Otou und Pilancojel und den Tourti, einen Dudelsack. Von Trommeln findet man den Naguar, eine Art hölzerner Pauken, welche eine mit Haut überzogene Fläche darbietet, auf welche mit 2 Stäben geschlagen wird; den Matalan, eine kleine zweisaitige Trommel, die am Bändeliere getragen und an beiden Seiten mit Stäben geschlagen wird; endlich den Tantan. Dieß ist eine längliche, an beiden Seiten mit

Büffelleber überzogene Trommel, so ungeheuer groß, daß sie bei allen Prozessionen gefahren werden muß. Sie übertrifft bei Weitem alle andere Instrumente und ist in dieser Hinsicht das beliebteste. Von Becken gibt es zweierlei Arten, den Tantan und den Tal. Letzter besteht aus zwei kleinen Schalen, von denen die eine von Kupfer, die andere von Stahl ist, erster hingegen aus zwei kupfernen Schalen, welche zusammen geschlagen werden.

Malerei und Bildhauerei wurden in Hindostan nie zu einer sehr großen Vollkommenheit gebracht. Schlegel sagt, er habe (in Stein gehauene) Gruppen gesehen, woran die leidenschaftliche Bewegung unvergleichlich nachgeahmt war und an kindlichen, weiblichen, überhaupt an wohlbeleibten Figuren sei die Weichheit der Umriffe zu loben. Der gewöhnliche Fehler der indischen Bildhauer sei, daß sie dasjenige, was ihnen nach nationalen Begriffen für schön galt, übertrieben haben; sie seien aus der Natur heraus gegangen, ohne das Ideal zu erreichen. Ubrigens haben uns die alten indischen Bildhauer viele Denkmäler hinterlassen: zu Tempeln ausgehöhlte Felsenberge, wo die colossalen und massiven Säulen sammt ihrem Gebälke, die Hallen und Gemächer aus Einem Stücke sind, und diese Ausböhlung sich oft in 2 bis 3 Stockwerken wiederholt; hervorragende Steinmassen zu Monolithen umgeformt, die auf ihrer eignen Wurzel ruhen, zuweilen scheinbar von riesenhaften Elephanten getragen werden; abgeflachte Felsenwände, wo eine Welt von göttlichen, menschlichen, dämonischen und thierischen Figuren in halb erhobener Arbeit dargestellt ist. Unter diesen Wundern scheinen die Tempelgrotten von Ellora hinsichtlich des Umfangs und des Stils den Vorrang zu behaupten. So waren demnach die alten Indier in der Bildhauerei und Architektur viel weiter als die heutigen, und auch in der Malerei sind die heutigen sehr zurück; doch sind ihre Farben äußerst frisch. Schließlich muß hier noch bemerkt werden, daß die Hindus die Erfinder des Schachspiels sind. Herr von Beguelin sagt: die heutigen Hindus seien die Mumie einer früher da gewesenen, aber nach vollendetem Cyclus längst abgestorbenen Nation, die nur noch zufällig in dem Zustande fortbesteht, in welchem der Tod sie traf, regungslos erwartend, was die von Außen wirkenden Kräfte über ihr Schicksal entscheiden werden, und er hat Recht. Sie sind in ihren Kenntnissen, in ihrer Religion, ihren Gebräuchen, ihren Tugenden und ihren Fehlern gerade noch so, wie sie zu Alexanders des Großen Zeiten waren. In der neuesten Zeit haben die Engländer es übernommen, den Hindus die europäische Civilisation einzupflanzen. An mehreren Stellen sind Knaben- und Mädchenschulen angelegt und mit trefflichen Lehrern besetzt; da in denselben von keiner Bekehrung die Rede ist, so beeifern sich die Hindus ihre Kinder hinzuschicken. Und wie bei den Kindern der Unterricht, so wirkt bei den Erwachsenen Beispiel, Mode und die Eitelkeit, es der herrschenden Nation gleich zu thun. In Calcutta sieht man schon viele reiche Hindus in Londoner Kutschen fahren, überhaupt in Allem den Engländern nachahmen. Auch der Politik geben sie sich hin,



und zwar ist es Ton bei ihnen, ein Bhis zu seyn, daher auch die von Eingebornen herausgegebenen, im Bengali geschriebenen Zeitungen, sich zur Oppositionspartei hin neigen. In öffentlichen Blättern las man vor einigen Monaten, daß viele Hindus sich erboten hätten, die englische Sprache zu erlernen, wenn man ihnen gewisse Rechte der Altengländer einräumen wolle. Wie sehr sich indeß die Bewöhner der Hauptstädte, in welchen auch Briten wohnen, der europäischen Civilisation zu nähern streben, so dürften wohl noch Jahrhunderte hingehen, bis auch die entlegeneren Provinzen diesem Beispiele folgen. Der große Haufe der Hindus ist außerordentlich unwissend; der Unterricht beschränkt sich auf Schreiben (Anfangs im Sande im Schatten der Bäume, dann auf Palmblättern) und Rechnen und nur die Braminenkinder erhalten besseren Unterricht, welcher überhaupt ganz in den Händen der Priester ist.

Die vornehmste aller hindu'schen Bildungsanstalten oder Universitäten ist die zu Benares, dann folgen die zu Ruddeah und Aricur. Man hat auch Bibliotheken; aber seit 500 Jahren ist kein einziges bedeutenderes Werk von einem Hindu an das Licht gestellt. Die Engländer haben in neuerer Zeit mehrere wissenschaftliche Institute gegründet. So stiftete Lord Wellesley (der vom J. 1798 — 1805 General-Gouverneur von Indien war) im Fort William eine Lehranstalt für die jungen Engländer, welche in den Civildienst der Compagnie eintreten, wo sie überhaupt für das Geschäftsleben gebildet, hauptsächlich aber in den Sprachen, im Persischen, Arabischen, dem Bengali, dem Hindostani und dem Sanskrit unterrichtet werden. In Calcutta besteht ferner die asiatische Gesellschaft, deren Forschungen wir bereits viele Aufklärungen über Indien verdanken, und zu Bombai eine literarische Gesellschaft. Britische Buchdruckereien bestehen zu Calcutta, Madras, Bombai, Surate und zu Serampore (eine polyglottische). Sternwarten sind zu Calcutta und Madras und ein botanischer Garten ist ebenfalls in Calcutta.

## X. Kultur des Bodens, Kunstfleiß und Handel.

Die produzierende Industrie der Hindus besteht in

1) Landbau, welcher oben so unveränderlich ist, wie das Handwerk, das Fabrikwesen, die Sitten und Gebräuche. Er wird im Allgemeinen sehr nachlässig betrieben, doch ersetzt die Fruchtbarkeit des Bodens Alles und man hat jährlich 2 Ernten, Kherif und Rubbi genannt, die erste im September und Oktober, die zweite im März und April. Die Landwirthschaftsgeräthe sind im Allgemeinen schlecht. Der Pflug ist oft weiter Nichts als ein mit Eisen beschlagenes krummes Stück Holz, das von einem Paar schlecht angeschirrten Ochsen oder Büffeln gezogen wird. Die Egge gleicht einer Art von Leiter, worauf ein Mann steht, der die Ochsen antreibt, um die Schollen durch sein Gewicht zu zermalmen. Was wir mit Spaten und Schaufel verrichten, dazu bedienen sich die Hindus einer Art von Hade in sitzender Stellung. Ihre Sichel ist ein kurzes krummes Messer. Die

Körner werden auf dem Felde durch Ochsen ausgetreten, die sie auf einer Tenne von gebranntem Thon umher treiben; sie werden dann in irdenen, bienenkorbbahnlichen Behältern, von der Größe einer Tonne aufbewahrt, die man mit Kuhmist beschmiert, um sie gegen die weißen Ameisen zu verwahren. In der Nähe großer Städte sind indeß die Landwirthschaftsgeräthe besser. Große Landbesitzungen sind selten, weil kein Erstgeburtsrecht gilt, sondern die Erbne alle zu gleichen Theilen erben<sup>\*)</sup>; die Mehrzahl der Gutbesitzer (Zamindars) entzieht sich dem Betriebe der Landwirthschaft, um in großen Städten zu leben. Der größte Theil des kulturfähigen Bodens, sowohl Krondomäne als Privateigenthum, wird in Grundstücken von einigen Morgen zeitweise verpachtet. Diese kleinen Pächter (Rejots) bilden den eigentlichen Bauernstand, der sehr arm ist; die Ungewißheit ihrer Lage, die zu weit getriebene Parzellirung des Bodens u. s. w. läßt sie zu keinem auch nur leidlichen Wohlstande gelangen. An einigen Orten theilen die Bewohner kleiner Städte und Dörfer die Ernten gemeinschaftlich, die Arbeit geschieht beitragsweise, und das Vieh wird gemeinschaftlich geweidet.

Außer den verschiedenen, unter den Produkten der aufgeführten Getreidearten und Gartenfrüchten, sind auch Baumwolle, Pfeffer, Mohn, Zucker, Indigo, Labak, Dlgewächse, Hanf, Safran, Zimmetrinde (diese nur auf Ceylon) Gegenstände des Landbaues<sup>\*\*</sup>).

2) Die Baumzucht. Sie wird in Hindostan nicht vernachlässigt; kein Land ist so reich an köstlichen Früchten, und alle Gärten sind mit Obstbäumen angefüllt, alle Dörfer damit umringt, und selbst die Straßen der Städte damit beschattet. Indesß thut der Hindu nicht viel mehr, als daß er die Bäume anpflanzt; von der Veredlung des Obstes hat er noch keinen Begriff.

3) Viehzucht. Sie ist sehr ausgebreitet; gewöhnlich ist der Viehstand eines Hindu sehr groß; man sieht häufig 80,000 Zugochsen beisammen. Aber der Unterhalt der Herden fällt auch nicht schwer, da es überall reiche Weiden gibt, und man in diesem so warmen Lande keiner regelmäßigen Heuschläge bedarf. Die Weiden sind überall Gemeinheit, sie haben keine Befriedigung, und Jeder treibt darauf so vieles Vieh als er will und hat. Ubrigens bestehen die Hausthiere der Hindus in Elephanten, Dromedaren, Pferden, Eseln, Ochsen, Büffeln, Schafen und Ziegen.

4) Fischerei. Meere und Flüsse Hindostans winnemen von Fischen, daher ist denn auch das Fischen von jeher Jedem erlaubt gewesen. Dennoch gibt es eine eigne Fischerzunft, die zu der Kaste der Sudras gehört, und bei ihrem Geschäfte besondere Gebräuche beobachtet; von allen gefangenen Fischen kommen jedoch keine in

<sup>\*)</sup> Töchter bleiben von der Erbschaft gänzlich ausgeschlossen.  
<sup>\*\*</sup> Die Kultur der Baumwolle ist in Indien sehr alt. Die Phönizier erhielten baumwollene Zeug aus Indien und führten sie den westlichen Völkern und auch den Aegyptiern zu; die Binden, womit dieß Woll seine Nummen umwickelte, sind aus Baumwolle gefertigt, welche damals aus Indien bezogen wurde.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über  $\hat{a}, -4.000.000$   
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für  $\hat{a},$   
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**



nen Stuhl machen; denn obgleich ein Shawl von vorzüglicher Schönheit, wie bemerkt, einen Stuhl auf ein ganzes Jahr beschäftigt, so können doch 10 — 12 von geringerer Güte in derselben Zeit gefertigt werden. — Eine besondere Art von Wollzeug, eine Art Camlot, ist das, welches viele Bauern tragen. Es ist vollkommen wasserdicht, und so gemacht, daß es den Leib und den Kopf zugleich bedeckt. Wenn böses Wetter eintritt, so sind diejenigen, welche Kleidung von diesem Zeuge tragen, darin so geschützt, wie in ihrer Hütte.

4) In Teppichen und Matten. Die Hindus sind sehr geschickt in der Verfertigung von Matten aus Schilf; ihre Körbe sind so dicht geflochten, daß sie Wasser halten können. Besonders berühmt sind die Fußteppiche von Patna, welche zuweilen 120 Fuß lang und 60 bis 60 Fuß breit auf Bebestühlen gewebt und nach Quadraten verkauft werden.

5) in Stahl. Die Hindus haben von jeher die Kunst der Behandlung der Erze verstanden; besonders berühmt sind aber die indischen Säbel, vorzüglich die alten, wegen unnachahmlicher Verhärtung des Stahls.

Der vorderindische Handel theilt sich in den Binnen- und Außenhandel. Der Binnenhandel ist sehr lebhaft und wichtig; er wird theils auf den verschiedenen Flüssen, theils durch Kabotage an den Küsten, theils durch den wegen der schlechten Wege sehr beschwerlichen Landtransport unterhalten. Fast jede Provinz hat einen oder mehrere große Handelsplätze, um die sich ihr ganzer Verkehr dreht, so, daß die genannten Handelsplätze durchaus nicht mit einander in Verbindung stehen, sondern jede für sich auf einen Küstenplatz sich stützt. Die vornehmsten Handelsplätze im Innern sind Calcutta, Agra, Delhi, Dacca, Murschedabad, Allahabad, Benares, Huseinabad, Udeipur, Nagpur, Sumbhampur, Hyderabad, Seringapatnam; aber die größte Messe in ganz Hindostan wird zu Hurdwar gehalten, wo der Ganges aus dem Himalaya in das Tiefland tritt. Hier strömen jährlich an zwei Millionen Menschen des Handels und der Pilgerschaft halber zusammen; hier werden zum Verkauf ausgedient: Pferde, Kamele, Maulesel, Tabak, Antimonium, gedörnte Baumfrüchte, Shawls, Zeuge, Decken, Turbane, Eisenbein, Spiegel, Steinsalz, Stückgut, Sklaven, die aus dem Gebirge gebracht werden u. s. w. — Die Art, wie die Geschäfte unter einander abgeschlossen werden, ist höchst charakteristisch und auf allen Messen in Hindostan gebräuchlich. Der Käufer geht nämlich zum Verkäufer und untersucht die Waren genau; der letzte gibt ihm einen fragenden Wink, der durch ein bejahendes Achselzucken beantwortet wird; dann gibt man sich die rechten Hände, über die ein Theil der Kleidung geschlagen wird, um die Verhandlungen in der Fingersprache und vor den neugierigen Augen der Menge gesichert, fortzusetzen und zu beendigen. Es wird während dieser Verhandlungen ein sehr lebhaftes Minenspiel mit vieler Geduld und Ernsthaftigkeit durchgeführt. Kommen indeß zwei wohlversahrene Leute zusammen, so ist der Handel in wenigen Sekunden geschlossen, und der durch

Augen und Finger festgesetzte Preis ist im Allgemeinen so vollkommen verständlich, daß selten Streitigkeiten vorkommen. — Mit dem Binnenhandel beschäftigt sich nicht allein die hindu'sche Handelsklasse der Banjanen, wovon Einzelne ungeheure Reichthümer gesammelt haben, sondern auch die Armenier und Perser. Zur Beförderung des Handels dienen auch die Tappals oder Dhaaks, Fußposten, die von Calcutta, Pondichery, Madras, Surat, Bombay, Negapatnam und anderen Städten alle Abende regelmäßig nach allen Gegenden Vorderindiens abgehen. Eine eigne Handelsklasse bilden auch die Banjaras, welche ganz Hindostan als Kornhändler, und zwar in Begleitung von vielen Tausenden von Lastochsen und im Besitze des größten Vertrauens, unangefochten in ihren friedlichen sehr langsam fortrückenden Karawanen, wie einst die Priesterkarawanen von Meroë selbst die Mitte aller feindlichen Heere durchziehen.

Der auswärtige Handel Vorderindiens ist von jeher so getrieben worden, daß die Ausländer die Waren von hier abholen; und jeder Zeit hat Vorderindien mehr Waren zur Ausfuhr geliefert als es fremde verbrauchte. Gegenstände der Ausfuhr sind Perlen, Edelsteine, Eisenbein, baumwollne und seidene Zeuge, Baumwolle, Reis- und Pflanzendle, Gewürze, Wohlgerüche, Heilmittel, Färbehölzer, Zucker, Rum, Arrak, Salpeter; die der Einfuhr: Weihrauch, Gold, Wollen- und Baumwollwaren. An dem auswärtigen Handel nehmen zwar auch Nordamerikaner, Chinesen, Malaien und Araber Theil, im Ganzen ist er jedoch in den Händen der Briten; die Franzosen, Holländer, Portugiesen und Dänen nehmen daran nur noch geringen Antheil, und man kann annehmen, daß  $\frac{1}{3}$  des ganzen vorderindischen Handels im Besitze der Briten, und nur  $\frac{1}{5}$  im Besitze aller übrigen Nationen zusammen sind. Lange Zeit hindurch waren die ostindischen Compagnien der genannten Nationen im Besitze des Kleinhandels mit Indien; bei den Franzosen, Portugiesen, Holländern ist dieß Privilegium ganz aufgehoben, bei den Briten sehr beschränkt worden, so nämlich, daß auch alle anderen Kaufleute dieser Völker an dem indischen Handel Theil nehmen können. Das Privilegium der britisch-ostindischen Compagnie, in so weit es in dem Monopole gewisser Artikel noch fortbesteht, ist im J. 1833 ganz abgelaufen und dürfte nicht erneuert werden, da sich ergeben hat, daß nach der Beschränkung desselben im J. 1813 das Ganze des britischen Handels nach Indien sehr zugenommen hat, und wahrscheinlich nachher immer mehr zunehmen wird.

Folgende Ein- und Ausfuhrliste gibt einen Begriff von der Ausdehnung des Handels der Briten mit Vorderindien und China. Es wurden von Vorderindien und China, Isle de France eingeschlossen, nach England eingeführt



Von der Compagnie:		Von Privat-Kaufleuten:	
1814 für 3,986,523 Pfd. Sterl.		für 2,311,863 Pfd. Sterl.,	zusammen für 6,298,386 Pfd. Sterl.
1824 " 3,618,425 — —		" 3,693,930 — —	" 7,312,355 — —
1825 " 3,469,438 — —		" 3,112,625 — —	" 6,582,058 — —
1826 " 3,696,960 — —		" 4,305,878 — —	" 8,002,838 — —
Thee wurde eingeführt aus China:			
1814 für 24,303,758 — —		" 1,772,792 — —	" 26,076,550 — —
1823 " 29,761,662 — —		" 1,920,315 — —	" 31,681,997 — —
1825 " 27,617,938 — —		" 1,837,761 — —	" 29,445,699 — —
1826 " 28,003,559 — —		" 1,836,842 — —	" 28,840,401 — —
Zucker:			
1814 40,241 Zentner	3,548 Zentner, zusammen	48,789 Zentner.	
1824 39,128 —	228,789 —	267,912 —	
1825 20,866 —	223,202 —	244,068 —	
1826 80,845 —	262,008 —	342,853 —	
Indigo:			
1814 für 6,752,302 Pfd. Sterl.,		zusammen für 6,752,302 Pfd. Sterl.	
1824 für 519,913 Pfd. Sterl.	" 4,065,056 — —	" 4,584,969 — —	
1825 " 978,597 — —	" 5,078,156 — —	" 6,056,758 — —	
1826 " 1,327,908 — —	" 6,345,802 — —	" 7,673,710 — —	
Kaffee:			
1814 für 491,668 — —	" 7,452,877 — —	" 7,944,445 — —	
1824 " 302,400 — —	" 5,458,512 — —	" 5,760,912 — —	
1825 " 1,802,672 — —	" 2,782,525 — —	" 4,085,197 — —	
1826 " 275,296 — —	" 5,245,058 — —	" 5,520,354 — —	
Baumwolle:			
1814 für 366,691 — —	" 2,488,627 — —	" 2,870,318 — —	
1824 " 1,240,821 — —	" 15,179,184 — —	" 16,420,005 — —	
1825 " 1,702,604 — —	" 18,591,658 — —	" 20,294,262 — —	
1826 " 1,058,400 — —	" 20,129,500 — —	" 21,187,900 — —	
Seide (rohe und Strazze)			
1814 für 983,287 — —	" 132,826 — —	" 1,116,113 — —	
1824 " 777,556 — —	" 529,744 — —	" 1,307,300 — —	
1825 " 637,011 — —	" 392,335 — —	" 1,029,346 — —	
1826 " 952,739 — —	" 837,121 — —	" 1,789,860 — —	

Die Ausfuhr aus England nach Indien betrug

Von der Compagnie.		Von Privaten.	
an Wollenwaren:			
1824 für 1,064,222 Pfd. Sterl.		für 20,213 Pfd. Sterl.,	zusammen für 1,084,435 Pfd. Sterl.
1826 " 921,852 — —		" 217,244 — —	" 1,198,796 — —
an Baumwollenwaren:			
1814 für 17,788 Pfd. Sterl.		für 91,702 Pfd. Sterl.,	zusammen für 109,180 Pfd. Sterl.
1827 " 15,068 — —		" 1,039,508 — —	" 1,054,576 — —

Der auswärtige Landhandel geschieht mittels Karawanen, die besonders nach Afghanistan, Iran und der Tatarei gehen; er ist größten Theils in den Händen der Parfen und Banjanen.

Die wichtigsten Seehandelsstädte Hindostans sind: Bombai, Surate, Cambaya, Basain, Balafore, Negapatnam, Mangalore, Baysore, Baroadsch, Bhowuggur, Cotta, Calicut, Cochin, Goa, Pallacate, Pondichery (sehr in Verfall), Rabe, Chandernagor, Chittigong, Madoi, Dabul, Vizagapatam, Masulipatam, Madras, Cudras, Cuddalore, Tellichery, Calcutta.

#### X. Staatsverfassung:

Hindostan steht in einem auffallenden Gegensatz zu den ausgedehnten, aber formlosen und nur durch rohe Gewalt zusammen gehaltenen Monarchien Vorderasiens, in so fern nämlich es niemals einem einzigen Herrscher gehorcht hat, bis auf den heutigen Tag. Gegenwärtig zerfällt es in 4 unabhängige Staaten, nämlich:

- 1) den Stat der britisch-ostindischen Gesellschaft,
- 2) den Stat des Maharattenfürsten Sindiah,
- 3) den Stat Lahore, oder den Stat der Sikhs,
- 4) den Stat Nepal.



Außerdem hat der Schah von Kabul oder Afghanistan das ganze Alpenland Kaschmir an sich gerissen und die Provinz Sinde, zu beiden Seiten des unteren Indusstromes gehört zu Beludschistan. — Die Franzosen, Dänen und Portugisen besitzen nur sehr kleine unabhängige Gebiete in Hindostan.

Der mächtigste der Staaten Hindostans ist der der britisch-ostindischen Compagnie; er enthält auf etwa 26,000 geogr. □ Meilen an 79 Millionen Einw. Außer diesem unmittelbaren Gebiete sind der Compagnie aber noch eine Menge von einheimischen Fürsten tributär, die theils neben einander, theils in Vasallenverhältniß zu einander stehen und deren Gebiete zusammen an 24,000 geogr. □ Meilen mit 44 Millionen Menschen umfassen.

Die drei übrigen unabhängigen Staaten zusammen genommen umfassen 7646 geogr. □ Meilen mit 10 Millionen Bewohnern; davon kommen

- auf den Stat des Mahrattensfürsten Sindiah, 1860 □ M., mit 4 Millionen Einwohnern;
- auf den Stat der Siks 3256 □ M., mit 4 Millionen Bewohnern;
- auf den Stat des Radscha von Nepal 2680 □ M., mit 2 Millionen Selen.

Der übrige Theil des hindustanischen Arealis und seiner Volksmenge ist unter Afghanistan und Beludschistan und den Besitzungen der Portugisen, Franzosen und Dänen begriffen.

Den Portugisen gehört:

- 1) Das Gebiet von Goa auf der Küste Malabar, 98 □ M. mit 90,000 Einw.
- 2) Die Stadt Damaun im Distrikte Surate der Halbinsel Guzurate, mit 6000 Einw.
- 3) Das Eiland Diu mit der gleichnamigen Stadt von 4000 Einw. zum Distrikte Sabriawar der Halbinsel Guzurate gehörig.

Den Franzosen gehört:

- 1) Das Gebiet von Pondichery auf der Küste Koromandel, das sich nur 1 Stunde um die Stadt Pondichery erstreckt und außer derselben noch 18 Dörfer, im Ganzen mit etwa 60,000 Einw. enthält.
- 2) Das Gebiet von Karical im Distrikte Landschaft der Provinz Karnatic (auf Koromandel), aus der Stadt Karical und 118 Dörfern und Weilern; zusammen mit 80,000 Einw. bestehend.
- 3) Die Stadt Mahé auf der Küste Malabar, mit 6000 Einw.

Den Dänen gehört:

- 1) Das Gebiet von Tranquebar auf der Küste Koromandel, 1 Meile lang,  $\frac{7}{8}$  Meilen breit, mit der Stadt Tranquebar und einigen Dörfern und etwa 22,000 Einw.
- 2) Die Stadt Serampore, unweit Calcutta in Bengalen.

Die britisch-ostindische Compagnie gebietet eigentlich über ganz Hindostan mit Ausnahme Nepals und der Induländer diesseit, und jenseit des Stromes, welche bisher wenig zugänglich gewesen sind; hier ist

für die Briten die Gränze ihres Gebiets und ihrer auswärtigen Verhältnisse. Ihre äußerste militärische Station ist Luciana, vor den Wohnsitz der unabhängigen Siks. Der Mahrattenradscha Sindiah wird zwar als unabhängig angesehen, und die Briten nennen ihn ihren Bundesgenossen; allein er wird streng beobachtet und wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo er seine Unabhängigkeit verlieren wird; dieß wird gewiß geschehen, sobald er eine der engländischen entgegen gesetzte Politik zu verfolgen sich einfallen ließe.

Das ganze Gebiet der Compagnie ist unter die 3 Präsidentschaften Calcutta, Bombai und Madras vertheilt; die Insel Ceylon, welche nicht der Compagnie, sondern der britischen Krone gehört, hat ihr eigenes Gouvernement. Der Präsident der Präsidentschaft Calcutta ist zugleich General-Gouverneur von Indien; seine Stellung ist völlig die eines regirenden Herren. Im Winter residirt er zu Calcutta, im Sommer zu Barakpur, einem Lustschlosse mit herrlichem Parke einige Meilen davon. Seine Cours oder Levers sind äußerst zahlreich und glänzend; Engländer, Muhammedaner, Hindus, sämmtlich in Gala- und Paradekleidung füllen seine Säle, und Könige und Fürsten legen für den Tag ihren Stolz ab, um Gnadenbezeugungen von dem Statthalter ihres unbekanntem Herrn zu empfangen. Erscheint der Gouverneur öffentlich, so ist es alle Mal in Begleitung seiner Leibwache und unter Vortragung von goldenen Stäben, silbernen Keulen, Speeren, Pfauensehern, als den Attributen der höchsten Gewalt; er selbst wird in einem prächtigen Palankin von 4 Männern getragen.

Die Regierung der britisch-ostindischen Compagnie entbehrt zwar der Majestät, allein sie ist dessen ungeachtet in mancher Hinsicht mit einer despotischen Gewalt bekleidet, welche indeß nur den Europäern fühlbar wird, und zu Gunsten der Hindus wirkt. Das Recht eines jeden Europäers, sich von einem Ort an den andern zu begeben, kann beschränkt, er selbst, ohne Verhör und Urtheil vor einem Gerichte, von erworbenem Eigenthum und Bekannten aus Indien entfernt werden. Die britische Pressfreiheit erstreckt sich nicht auf Indien, und Niemandem ist erlaubt, seine Meinung über öffentliche Angelegenheiten bekannt zu machen. Was das Recht der Ortsveränderung anlangt, so würde Nichts nachtheiliger für das Interesse Großbritanniens und Nichts grausamer gegen die Hindus seyn, wenn es den speculativen Europäern erlaubt wäre, sich nach Gefallen aus den Präsidentschaften wegbegeben zu dürfen. Sie würden jeden Augenblick die Hindus durch Verstoße gegen deren Gebräuche beleidigen, und ihre etwanigen Talente zum Schaden der Compagnie anwenden.

Der Besitz von Indien hat weder Englands politische Macht vermehrt, noch seinen Schatz bereichert, aber er hat ihm auf indirektem Wege die wesentlichen Vortheile eines erweiterten Marktes für seinen Gewerbefleiß und eines ausgebreiteten Feldes für seine Schiffahrt geschafft. Eroberungssucht kann aber auch der Compagnie nicht vorgeworfen werden; zu allen Kriegen, welche sie geführt hat, wurde sie durch die Umstände genöthigt,



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

# Smart Werden

Mehr als 2.000 Jahre  
Menschheitswissen  
in 797,885 Bänden

Sofortiger Zugang  
\$8.99/monat

**Fortfahren**

\*Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.



dem Hof von Kabul, erblickte dasselbe nordl. von Pulistan am Indus, beim Eintritt in die Ebene des Kabulstromes und unterschied deutlich vier Bergketten. Die vorderste und niedrigste trug im Februar keinen Schnee, bei der zweiten waren die Gipfel damit bedeckt, bei der dritten hingen die Schneefelder bis zur Mitte herab, und die vierte und höchste trug ewigen Schnee. Diese Bergketten steigen also terrassenförmig von S. nach N. auf, zwischen ihnen liegen Längenthäler, die ebenfalls terrassenförmig über einander stehen und durch viele Quersithäler mit einander verbunden sind. Sie haben ganz die Natur des schönen Thales von Kaschmir, mit dem Unterschiede, daß sie bald enger bald weiter, bald gut bald schlecht bewässert und mehr oder minder fruchtbar sind. Das ganze Land bildet die Alpenlandschaften Kusbistan (d. i. Bergland) und Kaseristan (Land der Ungläubigen); seine Bewohner sind muhamedanische Af-

ghanen, Jusofjes (östliche Afghanen) und die Siaposchian (von ihren muhamedanischen Nachbarn Kasern, d. i. Ungläubige genannt), welche das tiefere Kabul mit Butter und Käse versorgen und wahrscheinlich die Urbewohner sind. Unter den Schneebergen stehen Eichen, Nadelholzwälder, große Farrenkräuter; auf den Vorbergen dagegen gedeihen die besten Obstarten, in den Thälern überall Weizen und Gerste, und in den Tiefthälern, welche in die Ebene von Pischauer münden, baut man Reis, Mais, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle u. s. w.

Das Hindu-Kusch wurde zuerst durch Timurs Feldzug (im J. 1408) gegen die Siaposchian bekannt, welche er besiegte, aber nicht unterjochte. Späterhin wurde dieß Volk noch vom Kaiser Akbar und von Nadir-Schah bekriegt, allein ohne Erfolg, denn noch heute ist es frei. Die Afghanen sind dem Schah von Kabul unterworfen. (Klähn.)



# E r t l ä r u n g

der

zum achten Bande gehörigen Kupfer.

## Erklärung der Tafel: künstliche Hindernisse.

- Pallisaden Fig. I.
- Pallisaden auf dem Bankett. a. Fig. II.
- Doppelte Pallisadirung b. Fig. II.
- Pallisaden im Graben Fig. III.
- Sturmpfähle c. Fig. II.
- Spanische Reiter Fig. IV.
- Natürlicher Verbau Fig. V.
- Künstlicher oder geschleppter Verbau Fig. VI. u. VII.
- Batardeaur d. d. Fig. II.
- Schleuse in der Gunette e. Fig. II.

## Erklärung der die Rantel betreffenden Kupfer im Buchstaben H.

### Plan 1.

Fig. 1. Durchschnitt eines Kauffahrtheischiffs von 900 Tonnen durch das Haupt- oder Mittelspant.

Länge des Kiels mit Vorder- und Achtersteven nach der Linie.

x x Fig. 18. Rheinische Maße 135 Fuß 4 Zoll.

größte Breite 38 " 6 "  
Wassertracht 20 " — "

- a. a. Haupt- oder Mittelspant.
- b. b. Deffen Kielung.
- c. c. Berdeck.
- d. d. Kubbrücke.
- e. e. Laufplanken.
- f. f. Raum oder Hohl.
- g. Kiel.
- h. h. Sponning, Spündung.
- i. i. Zwischen Deck.
- j. j. Großer Mast, von vorn.
- k. k. Fuß, Kielung.
- l. Schale.
- m. m. Wandtaue.

- n. n. n. n. Pflücker.
- o. n. Rüsten.
- p. p. Mars und Saalings.
- q. Eselshoofd.
- r. r. Große Rad.
- s. s. Paarden, Pferde.
- l. l. l. l. l. l. Dingste, Springstropfen.
- ls. ls. Karbeele.
- sz. sz. Toppenants.
- st. st. st. st. Tufferblöcke.
- t. t. Stenge.
- u. Fuß, Kielung.
- v. v. Saalings.
- w. Eselshoofd.
- x. Hummer und Hummerblöcke.
- y. y. Bramstenge.
- z. Fuß, Kielung.
- tz. Hummer.

Fig. 2. Derselbe Mast von der Seite.

Benennungen der einzelnen Theile wie Fig. 1.

Fig. 3. Mars und Saalings x. x. x. x. x. x. x. x. von oben.

Fig. 4. Eselshoofd.

Fig. 5. Saalings.

Fig. 6. Eselshoofd.

Fig. 7. Der hintere Theil dieses Schiffs von der Seite.

- a. a. Kiel.
- b. b. Gegenkiel. Innere aufgelegte loose Kiel.
- c. c. Hintersteven, Achtersteven.
- d. Steuer.
- e. e. e. e. e. e. Hacken und Fingerlings.
- f. Kielung.
- g. Stempfle.
- h. h. h. Sponning.



- i. i. Binnensteven.
- k. k. Butensteven, loose Hintersteven.
- l. Heckbalken.
- m. m. m. Bänder oder Borpen des Spiegels.
- n. n. Heck.
- o. Heckbord.
- p. Wulf.
- q. Spiegel.
- r. r. Gallerie.
- s. Hintergallerie, Balcon.
- f. Laterne.
- ss. Besaansmast.
- t. t. t. Rüsten.
- tt. tt. tt. Bankhölzer.
- st. st. Tufferblöcke.
- u. u. Düttings.
- v. v. Kubbrücke.
- w. w. Berdeck.
- x. x. Schanze.
- y. y. Hütte.
- z. z. Kampanje.
- sz. sz. sz. sz. Leisten.
- tz. tz. Finknehen.

Fig. 8. Theil des Hecks mit der Laterne.  
f. Laterne.  
o. Heckbord.

Fig. 9. Hinterspill, Gangspill von der Seite mit den Spillspaden.

Fig. 10. Idem von oben mit den Spillspaden.

Fig. 11. Der vordere Theil dieses Schiffs.

- a. a. Vorsteven.
- b. Kiel.
- c. c. c. c. c. Bankhölzer.
- d. Leisten.
- e. Galjon.
- f. f. f. Riegelungen des Galjons.
- ff. ff. Ausleger des Galjons.
- g. g. g. Hudmannen, Taomen, stehende Riegelungen.
- h. Figur.
- i. i. Kranballen.
- k. k. Klüsen.
- l. Anker.
- m. m. m. Ankertaui.
- n. Takel, Katlooper.
- o. Ankerboye.
- p. p. Boyesteng.
- q. Bugspriet.
- r. Rodmast.
- s. Rüsten.
- t. Düttings.
- st. Tufferblöcke.
- u. Efelschoofd.

Fig. 12. Longboot von vorn.

Länge des Kiels 82 Fuß.

größte Breite 9 1/2

Fig. 13. Dasselbe von der Seite mit Honari-segeln.

Fig. 14. Holländisches Linienschiff aus der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. von 66 Kanonen.

Länge des Kiels 120 Fuß 5 Zoll.

größte Breite 35 " 4 "

Wassertracht 18 " 10 "

- a. Heck.
- b. Spiegel.
- c. c. Wulf.
- d. d. d. d. d. d. d. Bankhölzer.
- e. e. Unteres Berdeck. Kanonendeck.
- f. f. Oberes Berdeck.
- g. g. Schanze.
- h. Kajüte.
- i. Hütte.
- k. k. Kampanje.
- l. Obere Hütte.
- m. Besaansmast.
- n. Großer Mast.
- o. o. o. o. Rüsten.
- p. p. Düttings.
- st. st. Tufferblöcke.

Fig. 15. Hinterspill, Gangspill nach alter Art mit dem Spillspaden.

NB. Obige Figuren sind nach dem Maßstabe von 20 Fuß = 1 Zoll.

- I. Takel oder Dien. a. a. Blöcke.  
b. Laufer.  
c. Hunsfot.  
d. Hollander.
- II. Theil eines Segels. a. a. Lyl.  
b. Lylhorn, Schoothorn.
- III. Hoofsaf.
- IV. Stellholz, Stichel einer Kanone.
- V. VI. Spriethölzer.
- VII. VIII. IX. Doodschoofsblöcke.
- X. Tufferblöcke und Düttings.
- XI. Hoofd. a. Hundende des Taus. b. Dreher.
- XII. XIII. Hornlampen.
- XIV. Hundepünt eines Taus.

NB. Die folgenden Figuren Pl. 1. Fig. 16 bis 19 sind nach dem Maßstabe von 80 Fuß = 1 Zoll.

Fig. 16. Engländisches Linienschiff von 74 Kanonen und 1742 Tonnen. 28 " Pfänder, 28 " Pfänder und 18 " Pfänder.

Länge des Kiels 155 Fuß.

größte Breite 47 " 5 Zoll.

Wassertracht 22 " 4 "

- a. a. a. a. Heck.
- b. b. Wulf.
- c. c. Spiegel.
- d. d. Hintergallerie.
- e. e. Heckbord.
- f. Hintersteven.



**DIESE SEITE IST FÜR KOSTENLOSE MITGLIEDER GESPERRT**

Beantragen Sie jetzt die volle Mitgliedschaft, um diese Seite zu betreten

**Sparen Sie \$3,999,994**

Wussten Sie, dass wir auch  
Paperback Bücher verkaufen?

Es würde über \$4.000.000  
kosten, um unseren gesamten

Katalog in Paperback  
Version zu kaufen.

Greifen Sie jetzt für \$  
\$8.99/monat

Es gelten Richtlinien zur fairen Nutzung.

**Fortfahren**